Allgemeine Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage

unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Sechster Band.

Geschichte des Mittelalters

Zweiter Teil.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1884.

Allgemeine Weltgeschichte.

Sechster Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Sechster Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1884.

Geschichte

des

Mittelalters.

Zweiter Teil.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1884.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. **Die Vorherrschaft des Deutschen Reichs**	1
1. Konrad von Franken und das sächsische Herrscherhaus	2
A. Aufrichtung des Deutschen Reichs unter Konrad I. und Heinrich I.	—
a. Konrads I. Ringen und Ausgang	—
Das sächsische Fürstenhaus der Liudolfinger	4
b. Heinrich I. von Sachsen	10
1. Er begründet die Reichseinheit	—
2. Heinrich sichert die Grenzen gegen Slawen, Ungarn und Dänen	15
3. Heinrichs Ausgang und Wirken	29
B. Otto der Große	31
a. Befestigung des Reichs im Innern und nach außen	—
1. Empörungen und Bürgerkriege	—
2. Befestigung der königlichen Gewalt und der Reichseinheit	41
3. Sicherung und Erweiterung der Marken	54
b. Gründung des römischen Reichs deutscher Nation	57
1. Italien in der kaiserlosen Zeit	—
2. Berengar und Adelheid	62
3. Zwiespalt und Fehden in der Königsfamilie	68
4. Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde	74
5. Herstellung des abendländischen Kaisertums	78
6. Begründung der kaiserlichen Schirmvogtei in Rom	81
7. Ottos I. letzte Regierungszeit, Tod und Charakter	87
C. Die jüngeren Ottonen und Heinrich II.	93
a. Das Kaiserreich unter Otto II.	—
1. Otto II. in Deutschland	—
2. Italien und Ottos II. Ausgang	98
b. Die Zeiten Ottos III.	103
1. Die Jahre der Regentschaft	—
2. Otto III. und Gerbert	111
3. Ottos III. letzte Regierungszeit	120
c. Heinrichs II. Regierung	129
1. Die Kämpfe im Innern und wider Polen	—
2. Italien. Die slawischen Grenzländer. Niederland und Burgund.	134

Seite

3. Das Bistum Bamberg. Die Zustände im Reich 140
4. Heinrichs Romfahrt. Beendigung des Polenkriegs 147
5. Die letzten Regierungsjahre Heinrichs II. 153
6. Charakter und Resultate seiner Regierung 158

D. Das Römische Reich deutscher Nation und das Kulturleben im Zeitalter der Ottonen 162

2. Das Deutsche Reich unter den fränkischen Kaisern 178

A. Die Zeiten Konrads II. und Heinrichs III. . . . . —
a. Konrad Wahrer und Mehrer des Reichs . . . . —
b. Konrad als Staatsordner und Gesetzgeber 189
c. Heinrichs III. Regierung bis zur Kaiserkrönung 201
1. Die Vorgänge in den Ostmarken . . . . —
2. Friedensbestrebungen und Kirchenreform 209
d. Heinrichs III. Machtstellung und Ausgang 220
1. Das kaiserliche Regiment auf seiner Höhe . . . . —
2. Heinrichs III. letzte Regierungszeit 227

B. Heinrich IV. und das Papsttum auf seiner Höhe 238
a. Die Jahre der königlichen Minderjährigkeit . . . . —
1. Die Regentschaft der Kaiserin Agnes . . . . —
2. Die Lage der Dinge in Italien und die wachsende Macht des Papsttums 247
b. Das Fürstenregiment in Deutschland 260
c. Der Sachsenkrieg 272
1. Heinrichs Erniedrigung . . . . —
2. Umschlag und Sieg 285
d. Heinrich IV. und Gregor VII 290
1. Hildebrand als Kardinal und die Anfänge seines Papsttums . . . —
2. Bann und Buße 307
3. Die Jahre des Bürgerkrieges zwischen Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf 322
4. Heinrichs IV. Rachezug nach Italien und Gregors Ausgang . . . 336
e. Die zwei letzten Jahrzehnte des gebannten Kaisers 351
1. Spaltung in Staat und Kirche . . . . —
2. Heinrich IV. in Italien und Papst Urban II. 359
3. Heinrichs Bemühungen für Herstellung des Friedens 364
4. Vater und Sohn im Kampf 368
5. Heinrichs IV. letztes Ringen, Ausgang und Persönlichkeit 375

C. Heinrich V. und die Ausgleichung des Investiturstreits 381
a. Heinrich sammelt die Kräfte des Reichs . . . . —
Rückblicke und Ausführungen 385
1. Polen . . . . —
2. Böhmen 387
3. Ungarn 390
b. Die Jahre der Krisis 391
c. Das Wormser Konkordat und Heinrichs V. Ausgang 401

D. Das Reich und der Bildungsstand unter den fränkischen Kaisern 413

Seite

II. Das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen 439

A. Die Weltlage im Morgenland 440
1. Das byzantinische Reich unter dem makedonischen Kaiserhaus und den Komnenen . . . . —
a. Die makedonischen Kaiser 447
b. Das Haus der Komnenen 456
2. Die mohammedanischen Reiche. 467
a. Das Kalifat von Bagdad und die Reiche im Osten . . . . —
1. Die Zeit der Bujidenherrschaft 472
2. Das Gasnavidenreich 474
3. Die Seldschukken 480
a. Blüte des Reichs unter Alp Arslan und Melikschah . . . . . . —
b. Die Seldschukken in Kleinasien und Syrien 484
b. Das Kalifat von Kairo. Die Reiche in Nordafrika. Die Assassinen . . 487
c. Kultur und Geistesleben der Araber, Perser und Juden 492

B. Christentum und Islam im Kampf 508
1. Das Kalifat von Cordova und die christlichen Reiche in Spanien . . . . —
a. Gang der geschichtlichen Entwickelung in der pyrenäischen Halbinsel. . —
b. Die Herrschaft der Omejjaden in Cordova 515
c. Auflösung und Spaltung des Kalifenreichs und die Machtstellung der Moraviden 524
d. Die christlichen Reiche in Spanien 535
1. Asturien und Leon . . . . —
2. Die Markgrafschaft Barcelona (Katalonien) 537
3. Navarra. 540
4. Kastilien. 541
5. Aragonien 544
6. Portugal 546
2. Der erste Kreuzzug 547
a. Die Vorläufer. . . . . —
b. Von Konstantinopel nach Antiochia 555
c. Das befreite Jerusalem 568
d. Das Königreich Jerusalem, die Ritterorden und die Lage der Dinge im Morgenland 575
1. Das Königreich Jerusalem unter Balduin I . . . . —
2. Das byzantinische Reich und die Kreuzfahrer. 577
3. Die Kreuzfahrer und die Mohammedaner 581
4. Die Ritterorden 585
5. Die Christen im Morgenlande und der Fall von Edessa 587

C. Die Weltlage im Abendland 591
1. Frankreich unter den Capetingern . . . . —
a. Gang der geschichtlichen Entwickelung . . . . —
b. Königsgeschichte 597
2. Klosterwesen und Scholastik. Abälard und Bernhard 603
3. Das Deutsche Reich unter Lothar und Konrad III 611
a. Kaiser Lothar der Sachse . . . . —
b. Waiblinger und Welfen 627

Seite

c. Die Zustände Italiens. Arnold von Brescia 634
d. Der zweite Kreuzzug und die Heidenmission bei den Wenden 641
e. Konrads III. Ausgang 658

D. Kaiser Friedrich I. und seine Zeit 661
1. Die Jahre des Sammelns und der Vorbereitung . . . . —
a. Friedrichs erstes Auftreten . . . . —
b. Erster Römerzug. Kaiserkrönung. Stellung zu Papst Hadrian IV. . . 664
c. Friedrichs Waltung im Reich 674
2. Die Jahre des Widerstreits 678
a. Die Zustände in Italien und der Ronkalische Reichstag . . . . —
b. Mailands Fall. Papst und Gegenpapst 686
c. Der Kaiser und Heinrich der Löwe im Bund 694
1. Die Vorgänge in Deutschland . . . . —
Frevel und Strafgericht in Mainz 696
Heinrich der Löwe im Wendenland 698
2. Friedrichs Kampf gegen Alexander III. und die Lombarden 701
3. Heinrich der Löwe im Sachsen- und Wendenland 715
d. Ausgleichung mit Italien und Heinrichs des Löwen Fall 721
1. Alessandria und Legnano . . . . —
2. Der Kongreß in Venedig und Alexanders III. Ausgang 728
3. Heinrichs des Löwen Acht und Fall 735
3. Die Jahre der kaiserlichen Macht und Herrlichkeit 743
4. Der dritte Kreuzzug und Friedrichs Ausgang 753
a. Die Lage der Dinge in Syrien und Jerusalems Fall . . . . —
b. Die Kreuzfahrt Friedrichs I. 770
c. Der Kreuzzug der Könige von England und Frankreich und der Belagerungskrieg von Akkon 780
d. Richard Löwenherz und Saladin 789

E. Das Deutsche Reich unter Heinrich VI. und Heinrichs des Löwen Ausgang 800
a. Kämpfe und Mißgeschicke . . . . —
b. Heinrichs VI. Machtstellung und Ende 814

I. Die Vorherrschaft des Deutschen Reichs.

Benutzte Litteratur. Die Quellen für die Geschichte der sächsischen und fränkischen Kaiser behandelt Wattenbach a. a. O., gedruckt sind dieselben in den Monumentis Germaniae historicis, Scriptores Bd. 3 ff. Die erste kritische Bearbeitung des sächsischen Zeitraums gaben die aus dem Rankeschen Seminar hervorgegangenen „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause", herausgegeben von L. Ranke, Bd. I, 1—3, II, 1. 2, III, 1. Berlin 1837—40, worin Heinrich I. von G. Waitz, Otto I. von R. Köpke und W. Doenniges, Otto II. von W. Giesebrecht, Otto III. von R. Wilmans dargestellt war. In den von der Münchener Historischen Kommission herausgegebenen Jahrbüchern der deutschen Geschichte erschienen dann in neuer Bearbeitung Heinrich I. von G. Waitz (Berl. 1863), Otto I. von Köpke und Dümmler (Leipzig 1876), Heinrich II. von Siegfried Hirsch (3 Bde., Bd. I von Usinger, II von H. Pabst, III von H. Breßlau nach des Autors Tod vollendet). Leipzig 1862—74. Dann gehört hierher Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, Bd. I (5. Aufl. 1881) und einige Monographien wie Rintelen, Gesch. Ludwigs des Kindes und Konrads I. (Forschungen, Bd. 3), Schwartz, König Konrad I. der Franke. Fulda 1858 und F. Stein, Gesch. Konrads I. von Franken und seines Hauses. Nördlingen 1872, Knochenhauer, Gesch. Thüringens in der karolingischen und sächsischen Zeit. Gotha 1863. Für das fränkische Zeitalter schuf eine ganz neue kritische Grundlage: G. A. H. Stenzel, Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, 2 Bde. Leipz. 1827, 1828; in seiner Behandlung liegt auch der Schwerpunkt des Giesebrechtschen Werkes. Dazu kommen zahlreiche neuere Monographien: H. Breßlau, Konrad II. (2 Bde., Leipzig 1879—83); Steindorff, Heinrich III., 2 Bde. (Ebendas. 1874, 1883); H. Floto, Heinrich IV. und sein Zeitalter, 2 Bde., Stuttg. 1855, 1856. Für die Geschichte der Kirche außer den früher genannten allgemeinen Werken: J. Voigt, Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter (Weimar 1815, 2. Aufl. 1846), der zuerst die welthistorische Bedeutung Gregors erfaßte, und das den ultramontanen Standpunkt vertretende Werk Gfrörers, Papst Gregor VII. und sein Zeitalter, 7 Bde. Schaffhausen 1853—61; ferner an Monographien: A. Kluckhohn, Geschichte des Gottesfriedens (Leipz. 1857), Bernheim, Zur Geschichte des Wormser Konkordats. Götting. 1876 u. a. m. — Eine lebhafte Fehde entbrannte seiner Zeit über die Frage nach dem politischen Wert und den Folgen des Kaisertums und der Kaiserpolitik für Deutschlands Entwickelung s. H. v. Sybel, Die deutsche Nation und das Kaiserreich. München 1861 und Maurenbrecher, Die Kaiserpolitik Ottos des Großen (Hist. Zeitschrift Bd. 5), welche sie fast unbedingt verurteilen, gegen J. Ficker, Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen. Innsbruck 1881 und Deutsches Königtum und Kaisertum. Innsbruck 1862, der sie panegyrisch verherrlicht, während F. v. Wydenbrugk, Die deutsche Nation und das Kaiserreich (München 1862) eine vermittelnde Stellung einnahm. — Für die rechts- und verfassungsgeschichtlichen Fragen s. neben Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte und Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte.

Bd. 5—8, sowie Ficker, Vom Heerschild (Innsbr. 1862), Vom Reichsfürstenstande (Ebd. 1861) und Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens (4 Bde., Ebd. 1868—74). Die Geschichte der Slawen behandelte L. Giesebrecht, Wendische Geschichten von 780 bis 1182 (3 Bde., Berl. 1843), die Böhmens Palacky, Polens Roepell, Ungarns Mailath und Horvath; vgl. auch Schafarik, Slawische Altertümer (deutsch von Aehrenfeld).

1. Konrad von Franken und das sächsische Herrscherhaus.

A. Aufrichtung des Deutschen Reichs unter Konrad I. und Heinrich I.

a) Konrad's I. Ringen und Ausgang.

Sonderungsbestrebungen der Stämme und Reichsvasallen.

Wir haben im vorigen Bande (S. 599 f.) die schwierigen Verhältnisse kennen gelernt, unter denen Konrad von Franken durch die freie Wahl der geistlichen und weltlichen Großen zur Herrschaft über die deutschen Lande berufen ward. Nicht nur, daß wilde feindliche Völker an den Grenzen des Reiches gelagert waren, stets bereit dasselbe durch Raub, Mord und Brand heimzusuchen, bei den deutschen Stämmen war das Gefühl der alten Freiheit und Selbständigkeit zu neuem Leben erwacht. Je mehr unter dem schwachen Regimente der letzten Karolinger die einzelnen Landschaften sich gewöhnt hatten, bei Notständen in der eigenen Kraft und Selbsthilfe Schutz zu suchen, desto mehr gab sich das Streben nach Sonderung und Abschließung kund, desto lebhafter regte sich die Erinnerung an die alten Zeiten, da noch die Alemannen, Bayern, Sachsen unter eingebornen Fürsten ihre öffentlichen Angelegenheiten selbst besorgt, ihre Kriege geführt, ihr Recht nach dem Herkommen gesucht hatten; desto deutlicher trat der Ehrgeiz einzelner Familien zu Tage, die von den Frankenkönigen unterdrückte Herzogswürde wieder zur Geltung zu bringen. Die der deutschen Natur angeborne Neigung zum politischen Sonderleben, zum staatlichen Partikularismus kam den dynastischen Gelüsten fördernd entgegen: nicht nur die mächtigen Stammhäupter, auch andere Grafen und Reichsbeamte konnten in ihrem Trachten nach einer unabhängigen Stellung auf den Beistand des Volkes zählen. Das Deutsche Reich war in Gefahr, die monarchische Staatsordnung, welche Karl d. Gr. und Ludwig der Deutsche mit so großer Anstrengung geschaffen, wieder einzubüßen, sich wieder aufzulösen in die alten Stämme und Bundesgenossenschaften.

Haltung des Klerus.

Es wurde früher dargethan, daß den Bemühungen der Geistlichkeit, welche von jeher die Idee der Reichseinheit und eines monarchischen Großstaats verfochten, in dieser kritischen Zeit die Erhaltung des Königtums und die Wahl Konrads hauptsächlich zu danken war. Der Klerus wurde nicht nur durch das Vorbild der Kirche, welche im Papsttum bereits die monarchische Spitze ausgebildet hatte, zur Verteidigung der einherrlichen Reichsgewalt geführt; auch das eigene Interesse zog ihn nach dieser Seite. Die Zustände des westfränkischen

Reiches lehrten, wie wenig die kirchlichen Güter und Rechte von gewaltthätigen Großen, die keine höhere Macht über sich fürchteten, auf Anerkennung und Achtung zu rechnen hätten: Ähnliches war in Deutschland zu fürchten, wenn es den weltlichen Reichsbeamten gelang, die Königsmacht abzuwerfen und in ihren Verwaltungsgebieten landesherrliche Gewalt zu gewinnen. Der Klerus konnte daher nicht zweifeln, ob er für eine Ordnung einstehen solle, die ihm Sicherheit, Ansehen und Einfluß versprach, oder für eine Vielheit von Territorialgewalten, die mit Neid und Lüsternheit auf die Reichtümer der Kirche blickten. Zum Glück für die Geistlichkeit standen die kleineren Feudalherren aus Furcht vor der wachsenden Macht der großen Gewalthaber auf ihrer Seite.

So wurde denn auf dem Reichstage von Forchheim das deutsche Königtum von neuem aufgerichtet. Konrad wußte, wem er seine Erhebung vorzugsweise zu danken habe, daher erfreute sich auch die Geistlichkeit stets seiner Gunst, und die beiden Kirchenhäupter, die am eifrigsten für ihn gewirkt hatten, Hatto von Mainz und Salomon von Konstanz, blieben seine einflußreichsten Ratgeber. Die Gemeinsamkeit der Interessen und Ziele hielt ihren Bund aufrecht. Denn die Königswahl war nur der erste Schritt. Wenn es nicht gelang, die übrigen Reichsgewalten zum Gehorsam und zur Unterordnung zu bringen, so blieb das Werk unvollendet, so war die Königskrone nur ein bedeutungsloser Schmuck. Es galt also vor allem die Stammesherzöge, die sich unter dem schwachen Regimente der letzten Karolinger mit oder ohne Einwilligung der Könige, eigenmächtig oder mit Volkswahl über die anderen Grafen erhoben hatten, dahin zu vermögen, daß sie in dem Erkornen nicht mehr wie bisher den Gleichen, sondern den Höheren anerkannten und ehrten. Der König im Bund mit dem Klerus.

In Lothringen, wo Herzog Reginar sich an den westfränkischen König, Karl den Einfältigen, angeschlossen, war Konrad außer stande seine Hoheitsrechte zur Geltung zu bringen; zwei Feldzüge, die er nach dem überrheinischen Lande unternahm, hatten keinen Erfolg; nur das von Alemannen bewohnte Elsaß brachte er in seine Gewalt. Um so eifriger war er bestrebt im Verein mit den Bischöfen, sowohl in Sachsen als in Bayern und Schwaben die Macht der Volksherzöge zu brechen.

Wir haben gesehen, welche Stellung Otto der Erlauchte unter dem königlichen Kinde behauptete. Es lag in seiner Hand, nach Ludwigs Tod die Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen. Aber er mochte einsehen, daß ein Greis, der dem Grabe zuneigte, füglich nicht der Nachfolger eines Kindes sein könnte. Er begünstigte die Wahl des Frankenherzogs Konrad; allein die höchste Gewalt, bemerkt Widukind in den „sächsischen Geschichten", blieb immer und an allen Orten bei Otto. Im folgenden Jahre wurde der tapfere Kriegsfürst, so lange der Schützer des Landes gegen Slawen und Dänen, zu seinen Vätern versammelt. Ihm folgte sein herrlicher Sohn Heinrich, damals in der Blüte männlicher Jahre, in den großen Stammgütern des Hauses, die von Konrads Stellung zu Sachsen. 30. Nov. 912.

der Ruhr und Lippe in Westfalen bis zum Harz und zur Elbe ausgebreitet lagen.

Diesen Wechsel suchte Konrad auszunutzen. Er hielt einen Teil der Reichslehen in Sachsen und Thüringen, die der Vater besessen, zurück, wollte wohl auch des neuen Herzogs Autorität in Thüringen, welches der ihm kirchlich vorgesetzte Erzbischof Hatto ganz für Mainz zu gewinnen trachtete, verkürzen und brachte dadurch die alte Feindschaft zwischen Heinrich und Hatto zu offenem Ausbruch. „Wie mit dem Weizen das Unkraut, so wuchs aus diesem Streite das Gift des noch schlummernden Hasses auf." Die Sachsen beschuldigten den König der Undankbarkeit und machten ihm Vorwürfe. Umsonst suchte Konrad die Unzufriedenen zu beschwichtigen; die Sachsen ließen sich aber durch seine täuschenden Verheißungen nicht bethören, vielmehr stellten sie dem Herzog vor, wenn der König nicht freiwillig ihm die väterliche Ehre und Gewalt zugestehe, könne er auch wider dessen Willen erlangen was er wünsche.

Widukind erzählt weiter, Konrad sei selbst nach Sachsen gegangen; als er aber die trotzigen Mienen und finsteren Blicke der Kriegsleute gesehen und die große Macht des Herzogs erkannt, habe er den Gedanken an Gewalt aufgegeben und beschlossen den mächtigen Gegner durch List zu beseitigen. Zu dem Ende habe Erzbischof Hatto von Mainz eine goldene Kette machen lassen, mit welcher der Herzog bei einem Gastmahle erdrosselt werden sollte. Allein von dem Goldschmied gewarnt, habe Heinrich die Einladung abgelehnt und sei dadurch dem Verderben entgangen. Ohne Zweifel liegt dieser Erzählung eine Volkssage zu Grunde; aber sie deutet auf die eigentliche Quelle des Streits. Das Mainzer Erzstift hatte in Thüringen große Besitzungen; mit Sorge mochte daher Hatto die Macht des sächsischen Herzogs hier sich ausbreiten sehen. Er wird also den König bestimmt haben, den Grafen Burkhard und Bando, den Söhnen des gegen die Ungarn gefallenen Burkhard, die Güter und Lehen ihres Vaters zu verleihen. Damit stimmt denn auch die weitere Angabe, Heinrich habe die beiden Brüder, obwohl der eine ein Schwager des Königs gewesen, aus dem Lande gejagt, ihre Güter unter seine Vasallen und Dienstleute verteilt und die Besitzungen des Erzbischofs überfallen.

15. Mai 913. Bald darauf starb Hatto, wie Widukind meint, aus übergroßem Kummer oder durch die Strafe Gottes, und noch im zwölften Jahrhundert sang das Volk Lieder von dessen Tücke und Verrat. Sein Nachfolger auf dem Bischofstuhle zu Mainz wie im Rate und Vertrauen des Königs war Heriger, bisher Abt von Fulda.

Das sächsische Fürstenhaus der Liudolfinger.

Das liudolfingische Geschlecht zählte schon zu Karls d. Gr. Zeit zu den altsächsischen Edelingen. Wenn es auch nicht, wie häufig behauptet ward, von Wittekind, dem Sachsenherzog, abstammt, so mag doch ein Zeitgenosse desselben, Bruno, der unter den Engern als Fürst erscheint, der Ahnherr des Hauses gewesen sein. Die Ida. großen Stammgüter wurden noch beträchtlich vermehrt durch die Mitgift Idas, einer Verwandten des karolingischen Hauses, welche der Liudolfinger Graf Ecbert als Gattin heimführte. Sie war nicht nur durch glorreiche Abstammung, sondern auch

durch Frömmigkeit und Tugenden aller Art ausgezeichnet, so daß die Kirche sie in die Zahl der Heiligen aufnahm. Sie wurde neben ihrem Gatten in der von ihr erbauten Kirche zu Hersfeld begraben. Liudolf, der erste sichere Stammvater des Hauses, erbte und mehrte die Besitzungen, die sich über Hessen, Westfalen und Sachsen erstreckten. Es wurde früher erwähnt, daß er mit seiner Gattin Oda, aus einem angesehenen fränkischen Geschlechte, die ihr Leben auf 107 Jahre brachte, nach Rom pilgerte und für das von ihm gestiftete Kloster Gandersheim heilige Gebeine heimbrachte (V, 498). Die drei ersten Äbtissinnen dieses für das liudolfingische Haus so wichtigen Klosters waren Töchter Liudolfs und Odas. Die älteste derselben war Hathumod, ausgezeichnet durch Tugend und Frömmigkeit. „Segen spendend und Licht verbreitend wandelte sie durch das Leben gleich einem Engel; ihr früher Tod erfüllte alle, die sie gekannt hatten, mit unbezwinglicher Trauer." Bei den Karolingern stand Liudolf in solchem Ansehen, daß Ludwig der Jüngere sich mit seiner Tochter Liutgard vermählte. Bei seinem Tod im Jahre 866 gingen die Güter, Reichslehen und Würden auf die beiden Söhne Brun und Otto über. Als aber Brun, von dem die Sadt Braunschweig gegründet sein soll, in der verhängnisvollen Schlacht gegen die Normannen Sieg und Leben verlor (880), trat Otto in das ganze Erbe des Hauses ein und behauptete mehr als dreißig Jahre lang an der Spitze des sächsischen Stammes eine so hervorragende Stellung, daß er als der mächtigste Mann des Reiches galt. Er führte in Verbindung mit seinem Sohne Heinrich erfolgreiche Kriege wider die Daleminzier an der mittleren Elbe, da wo in der Folge die Stadt Meißen sich erhob; und selbst den Ungarn, welche diese zu Hilfe riefen und die zweimal das sächsische Land raubend und verheerend durchzogen, widerstand er mit Kraft und Entschlossenheit; und als Burkhard, welcher die thüringische Mark gegen die Sorben zu schützen hatte, im Streite wider diese den Tod erlitt, fiel auch in Thüringen dem Sachsenherzog die leitende Gewalt zu. Dabei blieb Otto mit der hohen Geistlichkeit, welche unter Ludwig die Zügel der Regierung führte, in gutem Einvernehmen und herrschte überhaupt mit solcher Kraft und solchem Ruhme, daß ihm die Nachwelt den Beinamen des „Erlauchten" gab. Sein Sohn Heinrich (geb. um 876) war der würdige Erbe des Vaters. „Schon in frühen Jahren," rühmt Widukind von ihm, „schmückte er sein Leben mit jeglicher Tugend und von Tag zu Tag nahm er zu an Weisheit und an dem Ruhm aller guten Werke;" und der Verfasser des Lebens der Königin Mathilde sagt: „Obgleich in der ersten Jugendblüte freier gestellt in den Verhältnissen des Lebens, bildete er sich dennoch weislich in allem, wodurch der Geist gehoben werden kann; in Hingebung und Liebe alle umfassend, mit denen er verkehrte, niemanden feind, über keinen sich erhebend, die Betrübten tröstend und den Leidvollen helfend, erwarb er sich Lob ohne Neid und gewann Freunde, die sich ihm als Gleiche anschlossen. Und mochte die gezollte Achtung auch seiner Stellung gebühren, die Anmut und Herablassung seines Wesens bewirkte, daß er allen noch insbesondere teuer war und so sorgsamer verehrt wurde." „Heinrich erwuchs wie ein Baum im Verborgenen," ruft Thietmar aus, „und erglänzte wie eine Blume im neuen Frühling." Als Otto nach Thüringen zog, um das Land gegen die Ungarn und Sorben zu verteidigen, setzte Heinrich den Krieg gegen die Daleminzier mit Ruhm und Glück fort. Um das Jahr 906 bewarb er sich um Hatheburg, die Tochter Erwins von Merseburg; und obwohl diese als Wittwe den Schleier genommen, reichte sie doch dem ritterlichen Herzogssohne die Hand und mehrte durch ihr reiches Erbe die Güter des liudolfingischen Hauses. Aber die Ehe war gegen die Gesetze der Kirche und zog dem Gatten kirchliche Anfechtung zu. Deshalb trennte sich Heinrich einige Zeit nachher von ihr und nahm Mathilde, die Tochter des Grafen Theoderich, aus dem Geschlechte des Heerführers

Liudolf.

Otto der Erlauchte.

Heinrichs Jugend.

c. 909.

Wittekind, in die Ehe. Hatheburg, die ihrem Gatten einen Sohn Thankmar oder Tammo geboren, ging wahrscheinlich wieder ins Kloster zurück, aber ihr Erbe blieb in den Händen Heinrichs. Noch lange erzählte man sich in Sachsen, wie der Bewerber die herrliche Braut Mathilde im Kloster zu Herford, wo sie bei ihrer Großmutter, der Äbtissin, erzogen ward, zuerst verkleidet beobachtet, dann in stattlichem Aufzug nach Walhausen in der güldenen Au geführt habe, wo das glänzende Beilager gefeiert ward. Aus solchen Volkserzählungen sind die noch erhaltenen Lebensbeschreibungen der Königin hervorgegangen. Acht Tage vor dem Tode Ottos gebar Mathilde ihren ersten Sohn, der den Namen des Großvaters empfing, „um demselben einst noch höheren Glanz zu verleihen".

Neue Fehden zwischen Franken und Sachsen. 915.

Die Verwirrung des Reichs und das gesetzlose Treiben der Großen nahmen in den nächsten zwei Jahren Konrads Thätigkeit so in Anspruch, daß er Sachsen in Ruhe lassen mußte. Hatten sich doch in seinem eigenen Stammlande, wo Bischof Einhard von Speier durch zwei Grafen überfallen und geblendet, Bischof Otbert von Straßburg von seinen Feinden in der Stadt erschlagen ward, und in Schwaben, wo zwischen den Kammerboten Erchanger und Berthold und dem Bischof Salomon von Konstanz eine heftige Fehde ausgebrochen war, die Verhältnisse so schwierig gestaltet, daß er vollauf zu thun hatte, sein königliches Ansehen im Süden zur Geltung zu bringen. Diese Zeit benutzte Heinrich, um seine Macht über Sachsen und Thüringen fest zu begründen, so daß, als im Jahre 915 des Königs Bruder, „Markgraf" Eberhard, mit einem fränkischen Heer ins Feld zog, wohl in der Absicht, die Mark Thüringen in seine Gewalt zu bringen, der Sachsenherzog ihm wohlgerüstet entgegenzutreten vermochte.

Die dürftigen Nachrichten, die uns über diesen Krieg erhalten sind, tragen deutlich das Gepräge der Volkssage, die sich in reicher Fülle an die Heldengestalt des mannhaften Sachsenherzogs, von dem einst die Befreiung Deutschlands ausgehen sollte, angeschlossen hat. Eberhard, so erzählt der Mönch von Korvey nach der Überlieferung, drang in den sächsischen Hessengau vor. Als er sich der aus Karls des Großen Feldzügen berühmten Feste Eresburg an der Diemel näherte, welche Heinrich mit seinen Mannen besetzt hatte, sprach er prahlend zu seinem Kriegsvolk: „Ich habe um nichts mehr Sorge, als daß die Sachsen nicht wagen werden, sich in offenem Felde zu zeigen, und ich so meine Kraft nicht mit ihnen messen kann." Kaum waren diese Worte seinen Lippen entflohen, so kamen die Sachsen eine Meile vor der Burg dem Feinde entgegen und brachten den Franken eine so schwere Niederlage bei, daß fahrende Sänger meldeten, kein Höllenschlund sei groß genug, um die Menge der Gefallenen aufzunehmen. Auf die Kunde von diesem Unfalle eilte der König selbst mit Heeresmacht aus Schwaben herbei. Heinrich erwartete ihn in der Burg Grona, in der Nähe der späteren Stadt Göttingen. Konrad ließ den Herzog zur Übergabe auffordern mit dem Versprechen, ihn nicht als Feind, sondern als Freund zu behandeln. Schon war der Sachse im Begriff nachzugeben, da erschien, wie die Überlieferung meldet, Graf Thietmar von Osten, ein Mann von großem kriegerischen Geschick und berühmt durch listige Anschläge. „Wo soll ich das Lager für mein Heer aufschlagen?" redete er den Herzog in Gegenwart der Botschafter an. „Wie groß ist Eure Mannschaft?" fragte Heinrich, neuen Mut schöpfend. „Dreißig Heerhaufen," erwiderte der andere, der nur mit fünf Begleitern gekommen war. Da entließ der Herzog die Gesandten, ohne sich dem

König zu fügen. Die Franken aber zogen aus Furcht vor der vermeintlichen Kriegsmacht der Sachsen schnell wieder heim.

Frieden.

Von dem weiteren Gang des Krieges fehlt uns jede Kunde. Aus dem Umstande, daß die sächsischen Bischöfe im folgenden Jahre nicht auf der Kirchenversammlung zu Hohen-Altheim erschienen, hat man auf eine Fortdauer der Feindschaft zwischen dem König und Heinrich schließen wollen. Aber lange kann die Feindschaft nicht gedauert haben. Die Raubzüge der Ungarn, von denen Sachsen und Franken gleich schwer zu leiden hatten, drängten beide zum Frieden und zur Versöhnung. Heinrich kehrte sein Schwert wider die Wenden und Dänen, um die Elbländer vor deren Einfällen zu schützen, und Konrad suchte im Süden den trotzigen Widerstand der Großen zu brechen.

Salomon von Konstanz und die Kammerboten Erchanger u. Berthold.

Der tragische Ausgang des Grafen Burkhard und seines Hauses (V, 599), der in Alemannien die alte Würde der Volksherzöge wieder aufzurichten gesucht, schreckte die beiden „Kammerboten" Erchanger und Berthold, die Verwalter der schwäbischen Reichsgüter, nicht ab nach derselben Würde zu streben. Sie allein hatten im Bunde mit Arnulf von Bayern, dem Sohne ihrer Schwester Kunigunde, mit Ruhm und Glück wider die Ungarn gestritten, und wenn der Neffe, sei es durch Volkswahl oder aus eigenem Antrieb, nicht bloß in die Güter und Lehen des Vaters, sondern auch in den herzoglichen Rang eintrat, sollten sie nicht gleicher Ehre würdig sein? Im Gefühle ihrer Macht und ihrer Verdienste legten sich daher die Brüder eigenmächtig den Herzogstitel bei. Aber sie fanden in dem mächtigen und einflußreichen Bischof Salomon von Konstanz, der mit seinem Bistum die Abteien Reichenau und St. Gallen verbunden und durch die Gunst der Könige eine Menge einträglicher Stiftungen an sich gebracht hatte, einen eben so heftigen Widersacher, wie einst Burkhard, dessen Fall hauptsächlich sein Werk gewesen war. Salomon füllte das Herz des Königs mit Mißtrauen und Groll, und wie sehr auch Konrad die schwäbischen Grafen um ihrer Tapferkeit willen zu schonen und versöhnlich zu stimmen suchte, namentlich seitdem er ihre Schwester Kunigunde, die verwitwete Herzogin von Bayern, Arnulfs Mutter, als Gattin heimgeführt, so streuten doch die Einflüsterungen des Bischofs die Saat der Zwietracht aus. Die großen Reichtümer, welche der übermütige Prälat zur Schau stellte, erfüllte die „Kammerboten" mit Neid, zumal da dieselben von der Erwerbung günstig gelegener Reichsgüter herrührten, welche des Königs freigebige Hand an die hohe Geistlichkeit vergab, unter Minderung der Lehen und Einkünfte des weltlichen Herrenstandes. Es war schon wiederholt zu Kämpfen zwischen den Grafen und den Leuten des Bischofs gekommen. Aber zu einer unversöhnlichen Erbitterung stieg die Feindschaft, als Konrad den Grafen gebot, das Kammergut Stammheim nebst der Burg, welche sie selbst erbaut hatten und als ihr Eigentum ansahen, an das Kloster St. Gallen, mithin an Salomon selbst, abzutreten. Die Kammerboten überfielen den Bischof, und fast hätten sie ihm das Schicksal

bereitet, das kurz zuvor die Bischöfe von Straßburg und Speier erlitten hatten. Doch führten sie ihn als Gefangenen auf Schloß Dippoltsburg, wo Erchangers Gattin Bertha nach dem Wunsche ihres Mannes Mittel finden sollte, ihn aus dem Leben zu schaffen. Allein diese rief bei seinem Anblick aus: „Das ist der Tag, welcher unseren Ehren vor Gott und den Menschen ein Ende machen wird!", ehrte und pflegte ihn und speiste mit ihm aus einer Schüssel. Auf die Kunde von der Gefangenschaft Salomons zog Konrad mit Heeresmacht nach Schwaben. Erchanger wurde überwunden und mit Landesverweisung bestraft; Berthold aber und der aus der Verbannung zurückgekehrte Graf Burkhard, Sohn des ermordeten Herzogs gleichen Namens, verteidigten sich auf Burg Hohentwiel im Hegau mit Mut und Standhaftigkeit, bis die erwähnte Niederlage Eberhards vor der Eresburg den König nach Sachsen rief.

Konrad in Schwaben.

915

Sein Abzug flößte den Grafen neuen Mut ein. Im Verein mit dem aus der Verbannung heimgeeilten Erchanger und vielen Unzufriedenen griffen sie die Anhänger Konrads und des Bischofs an und trugen bei Wahlwies unfern des Bodensees einen Sieg davon. Nun ließ sich Erchanger als Herzog ausrufen und Arnulf setzte sich in Salzburg und Regensburg fest, ohne viel nach dem König zu fragen.

Die Synode von Hohenaltheim. 916.

Damals stand es schlimm um die Reichseinheit und die monarchische Gewalt in Deutschland. Allein Konrad, ein kräftiger und einsichtsvoller Fürst, ließ den Mut nicht sinken. Er versöhnte sich mit Heinrich von Sachsen und berief September 916 die deutschen Bischöfe nach Hohenaltheim im Ries unweit Nördlingen zu einer Synode, um unter dem Vorsitz des päpstlichen Legaten zu beraten, „wie die höllische Saat der Zwietracht ausgerottet und die ruchlosen Pläne und Ränke der Frevler zu schanden gemacht werden könnten". Das Glück begünstigte sein Vorhaben. Erchanger und Burkhard wurden, wie der Mönch Eckehard erzählt, von Salomons Neffen, Siegfried, überfallen und dem König ausgeliefert. Dadurch wurden die Bestrebungen der Synode, die königliche Gewalt zu befestigen und zugleich das Ansehen und die Wohlfahrt der Kirche und des Klerus zu fördern, wesentlich erleichtert. Nachdem die Versammlung, von der sich aber die sächsischen Bischöfe fern hielten, die regelmäßige Entrichtung des Zehnten eingeschärft und sich für die Befreiung der Geistlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit und für die Zulassung von Berufungen an das päpstliche Obergericht ausgesprochen, wobei sie sich zum Teil den Wortlaut der pseudoisidorischen Dekretalen zu eigen machte, faßte sie den Beschluß, daß dem König aufs neue der Treueid geleistet und jeder Meineidige und Aufrührer mit dem schwersten Fluch der Kirche belegt werden sollte. Darauf ging sie zu Gericht über die gefangenen Grafen und vereinigte sich zu dem Spruch, daß Erchanger und Burkhard, weil sie sich an dem König und an Bischof Salomon vergangen, die Waffen niederlegen und zu lebenslänglicher Buße in ein Kloster gehen sollten; und damit in Zukunft ähnliche Frevel unterbleiben möchten, wurde jede Untreue

oder Auflehnung gegen den König mit dem Bannfluche und jede Gewaltthätigkeit gegen einen Bischof mit langjährigen Bußübungen hinter den Mauern eines Klosters bedroht. Dieser Ernst der geistlichen Väter verbreitete Schrecken unter den Schuldigen. Berthold stellte sich dem königlichen Schwager und versprach Besserung. Allein Konrads erbittertes Gemüt forderte eine schwerere Strafe. Zum abschreckenden Beispiel für alle Reichsverräter verurteilte er die beiden Kammerboten, die Brüder seiner kurz zuvor verstorbenen Gattin Kunigunde, zum Tode und schon am 21. Januar des folgenden Jahres starben Erchanger und Berthold nebst ihrem Neffen Liutfrid, wahrscheinlich zu Öttingen im Ries, durch das Richtschwert. Das Volk ehrte das Andenken der tapfern Sieger über die Ungarn in Liedern, die noch lange in aller Mund waren. Dem König brachte die blutige That keinen Gewinn. Nicht nur, daß Arnulf als Bluträcher seiner Oheime aufstand; Konrad mußte sogar geschehen lassen, daß Graf Burkhard sich mit Zustimmung des Adels die Würde eines Herzogs von Alemannien beilegte und sich den größten Teil der Güter seiner hingerichteten Bundesgenossen aneignete. Vergebens hatte die stolze Kirchenversammlung von Hohenaltheim im Vertrauen auf den Beistand des Königs und die Einmütigkeit des süddeutschen Klerus dem unfügsamen Herzog Arnulf eine Frist gesetzt, vor deren Ablauf er sich auf einer neuen Synode in Regensburg zur Untersuchung stellen sollte, bei Vermeidung des schwersten Kirchenbannes; Arnulf verachtete ihre Drohungen. Er zog viele Kirchen- und Klostergüter ein und bereicherte seinen Lehnsadel, der ihm dafür in Treue ergeben war. Vergebens zog Konrad wider den „bösen" Arnulf, wie ihn die Geistlichkeit nannte, ins Feld; ein mehrjähriger, in seinen Einzelheiten wenig bekannter Krieg, während dessen der Herzog bald zurückgedrängt und mit Weib und Kind zur Flucht nach Ungarn genötigt ward, bald mit neuen Kräften vordringend dem König erfolgreichen Widerstand leistete und sogar die königliche Stadt Regensburg bedrohte, brachte keine Entscheidung. In diesem Krieg soll Konrad selbst eine Wunde erhalten haben, welche verbunden mit dem Kummer über das Fehlschlagen seiner Pläne und die neuen Raubzüge der Ungarn seinen Tod in der Blüte der Jahre herbeiführte oder beschleunigte. Konrad war ein tapferer, mannhafter Fürst, versichert Widukind, tüchtig im Krieg wie im Frieden, reich an ritterlichen Tugenden, glänzend und stattlich, dabei freigebig, leutselig und von heiterer Laune; aber im erfolglosen Ringen mit den widerstrebenden Gewalten der Zeit wurde seine edle, männliche Natur herabgedrückt und seine Kraft vor der Zeit gebrochen. „Hätte nicht der bleiche Tod," bemerkt Liutprand, „der nicht minder an den Pfalzen der Könige, wie an den Hütten der Armen Einlaß begehrt, den König Konrad so frühe hinweggerafft, so würde ganz gewiß sein Name mächtig geworden sein bei allen Völkern der Erde." Es fehlte Konrad aber an der rechten politischen Einsicht: er kämpfte für ein altes, überlebtes Recht und verkannte die neuen Zustände und deren Anforderungen, indem er sich

Erchanger u. Berthold enthauptet.

21. Jan. 917.

Konrads Ausgang.

Konrad und Eberhard.

allein auf die Geistlichkeit stützte, welche zwar für die Reichseinheit eintrat, aber die Bedeutung der Stammesorganisation durchaus verkannte. Daß er diesen Fehler schließlich selbst eingesehen, lehrt die Art, wie er sterbend für das Reich zu sorgen versuchte. Als er nämlich sein Ende nahe fühlte, erzählt der sächsische Chronist, ließ er seinen Bruder Eberhard zu sich kommen und sprach zu ihm also: „Ich fühle, daß ich dieses Leben nicht länger erhalten kann, da es Gott nach seinem Ratschluß so gebeut und die Macht der Krankheit mich bezwingt. Was nun aus dem Frankenreich werden soll, steht vornehmlich bei dir. Darum achte auf meinen Rat. Wir haben Heere und Mannen, bereit mit uns in den Kampf zu ziehen, wir haben Burgen und Waffen, in unsern Händen sind die Zeichen der Herrschaft, und der Glanz des Königtums umgibt uns. Allein uns fehlt Glück und Fähigkeit. Diese beiden Eigenschaften aber besitzt Heinrich von Sachsen; bei ihm steht das Heil des Reichs. Darum nimm diese Insignien, die heilige Lanze, die goldenen Spangen nebst dem Königsmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache Frieden mit ihm, damit du ihn fortan zum Freunde habest. Oder soll das Volk der Franken mit dir unter seinem Schwerte hinsinken? Denn wahrlich er wird ein König sein und Herrscher vieler Völker.“ Eberhard vernahm diese Worte mit Thränen und versprach des Bruders Willen zu erfüllen. Darauf 23. Dez. 918. starb Konrad ohne männliche Nachkommen und wurde im Kloster zu Fulda begraben. Eberhard aber gedachte der Ermahnungen und that wie ihm der Bruder geboten.

b) Heinrich I. von Sachsen.

1. Er begründet die Reichseinheit.

Heinrichs Königswahl. Es ist eine alte Volkssage, Heinrich der Sachse sei mit dem Vogelfang beschäftigt gewesen, als ihm Eberhard die Nachricht von seiner Erhebung überbrachte, und so tief hat sich diese Erzählung der Einbildungskraft des Volkes eingeprägt, daß der große König wohl der „Finkler“ oder „Vogler“ benannt wurde, und daß noch heutzutage eine Stelle in der Nähe von Quedlinburg, wo das denkwürdige Ereignis vorgefallen sein soll, der „Finkelherd“ heißt. Die Geschichte weiß davon nichts. Sie meldet bloß, daß vier Monate nach Konrads Tod Eberhard mit den weltlichen und geistlichen Großen der Franken und Heinrich an der Spitze seiner Edlen zu Fritzlar, auf der Grenze beider Länder, wo einst Bonifacius eine christliche Kirche geweiht und sich eine alte Dingstätte des hessi- April 919. schen Stammes befand, etwa nach Mitte April zur Königswahl zusammentraten, daß dort Eberhard den Herzog als König bezeichnete und alles Volk der Sachsen und Franken die Wahl mit Jubel begrüßte. Widukind erzählt dann weiter: Erzbischof Heriger von Mainz, welcher mit einigen Suffraganbischöfen der Wahlhandlung anwohnte, habe Heinrich aufgefordert, sich von ihm nach alter Sitte salben und krönen zu lassen, aber jener habe das Anerbieten bescheiden abgelehnt,

indem er sagte: „Mir genügt es vor meinen Ahnen das voraus zu haben, daß ich durch Gottes Gnade und Euere Liebe zum König gewählt worden bin und diesen Namen führe; Salbung und Krönung möge Besseren vorbehalten bleiben, solcher Ehre halte ich mich nicht für würdig!“ Diese Rede habe bei dem versammelten Volke großen Beifall gefunden und es habe mit lauter Stimme wiederholt ausgerufen: „Heil dem König Heinrich!“ Nur die Geistlichkeit vernahm mit Mißfallen, daß Heinrich die kirchliche Weihe, die doch Konrad empfangen, verschmähte. Sie schloß daraus wohl, daß er sich ihrem Einfluß entziehen, frei und unabhängig regieren wolle. Über die Motive dieser Weigerung des Königs, sich von der fränkischen Geistlichkeit krönen zu lassen, sind verschiedene Vermutungen aufgestellt worden. Gewarnt durch das Beispiel seines Vorgängers, der hauptsächlich durch die Bischöfe von Mainz, Konstanz und Salzburg zu seiner für ihn selbst und das ganze Reich so unheilvollen Politik geführt worden war, wollte Heinrich gleich an der Schwelle zu erkennen geben, daß er andere Wege zu gehen gedächte. Darauf wies ihn auch die Art seiner Erhebung hin: denn bei ihr wirkte die freie Wahl des Volkes zusammen mit der Empfehlung des Vorgängers und war nicht die Rede von irgend welchem Erbrecht oder einer Rücksicht auf die Verwandtschaft, vielmehr richteten sich Wahl und Empfehlung ausschließlich nach dem Wohl des Reichs und der Würdigkeit der Person. So wurde die Entscheidung von Fritzlar auch aufgefaßt. Daher haben die Bayern und Alemannen mit ihrer Anerkennung nicht lange zurückgehalten, wenngleich die Wahlhandlung nur von den Franken und Sachsen ausgegangen zu sein scheint. Nach altem Herkommen nannte sich Heinrich „König der Franken“, obwohl er in dem Sachsenvolke die Wurzeln seiner Macht sah, und der Mangel der kirchlichen Weihe hielt ihn nicht ab als „König von Gottes Gnaden“ aufzutreten. Eberhards selbstlose Hingebung aber wurde von ihm damit vergolten, daß er demselben als Herzog der Franken eine bedeutsame Stelle im Reich einräumte. An der Spitze seiner Stammesgenossen sollte Eberhard dem deutschen Königsthrone am nächsten stehen. So lange Heinrich lebte, blieb das freundschaftliche Verhältnis ungetrübt, „und hauptsächlich auf ihre Eintracht gründete sich das werdende Reich“.

Heinrichs Bestrebungen.

Wie Konrad war auch Heinrich von dem Gedanken beseelt, das ostfränkische Reich wieder aufzurichten und die getrennten oder in der Scheidung begriffenen Glieder aufs neue zu verbinden. Aber er ging mit mehr Umsicht und Besonnenheit zu Werke. Wenn sich jener vorzüglich auf die Geistlichkeit stützte, so vertraute Heinrich seinem Schwerte und seiner Klugheit. Das Ideal, das seinem Geiste vorschwebte, faßt Giesebrecht in folgenden Zügen zusammen: „Jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegesfolge und Gehorsam verpflichtet; dieser Herzog schlichte auf

seinen Landtagen die Streitigkeiten der Großen im Lande, bei ihm finde der Arme und Bedrängte Beistand, er schirme die Kirchen, erhalte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so walte über allem Volke und allen Landen des Reiches der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volkes, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche. Wie die strahlenden Juwelen der goldene Reif zur Krone verbindet und so sich das herrlichste Sinnbild irdischer Macht gestaltet, faßte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammen und gab ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung." Dieses Ideal nach Kräften zu verwirklichen und dem so geeinten und geordneten Reiche Sicherheit und Macht gegen den äußern Feind zu verleihen, war die Aufgabe und das Ziel aller Regierungshandlungen des kraftvollen Königs.

Schwaben unterwirft sich dem König.

Daher war Heinrich zunächst bemüht, die herzoglichen Gewalten, die sich in Alemannien und Bayern erhoben hatten, zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen. In Schwaben kam er rasch zum Ziel. Zwar hatte sich Herzog
919. Burkhard von der Königswahl fern gehalten. Der glänzende Sieg, den er bei Winterthur über den Burgunderkönig Rudolf II. erfochten, hatte sein Selbstgefühl gesteigert: der glückliche Beschirmer der Reichsgrenze zeigte wenig Neigung sich einer höheren Macht unterzuordnen. Aber Burkhard wußte auch, daß er sich viele Feinde geschaffen und daß ihm namentlich die Geistlichkeit tiefen Groll trage. Er hielt es daher für geraten, als Heinrich mit Heeresmacht an der Grenze erschien, nicht das Glück der Waffen zu erproben, sondern sich der Hoheit des Königs zu fügen. Er unterwarf sich und erkannte Heinrich als Oberhaupt an. Dafür bestätigte ihn dieser in seiner herzoglichen Stellung und ließ ihm der Geistlichkeit gegenüber freiere Hand. Und die zahlreichen Klagen über Beeinträchtigung der Klöster und Stiftungen, die in der Folge laut wurden, können als Beweis dienen, daß Burkhard in ähnlicher Weise wie Arnulf und wie in alten Zeiten Karl Martell und Pippin seine Ritter und Vasallen mit eingezogenen Kirchengütern beschenkt habe, um die Zahl seiner Getreuen zu mehren. Die Besetzung der Bistümer aber behielt sich ohne Zweifel der König vor; doch wird erwähnt, daß er auf den Wunsch des Herzogs dessen Anverwandten Udalrich (Ulrich) auf den Bischofsitz von Augsburg erhoben habe. Im übrigen behielt Burkhard freie Gewalt über Schwaben und das damit verbundene elsässische und rätische Land; er nannte sich in Urkunden „Herzog der Alemannen von Gottes Gnaden"; er ordnete auf Land- und Gerichtstagen die Anliegen des Volks; er führte Krieg auf eigene Hand. Mit dem König blieb er stets in gutem Vernehmen.

Burkhards Ausgang.

Auch mit seinem früheren Gegner Rudolf von Burgund trat Burkhard drei Jahre nach der Winterthurer Schlacht (922) in freundschaftliche Verhältnisse, indem er ihm seine Tochter Bertha vermählte. Diese gebar ihrem Gatten den burgundischen Thron-

erben Konrad und die in der Folge so berühmt gewordene Kaiserin Adelheid. Wahrscheinlich unter Mitwirkung Burkhards erhielt Rudolf von König Heinrich den westlichen Teil des schweizerischen Alemanniens, den Aargau bis zur Reuß, entweder, wie Liutprand versichert, als Gegengabe für die angeblich von Konstantin herrührende mit Nägeln vom Kreuze Christi beschlagene heil. Lanze, die unter die Reichskleinodien aufgenommen ward, oder infolge eines Vertrages bei Gelegenheit dieser Vermählung. Drei Jahre später begleitete Herzog Burkhard seinen königlichen Schwiegersohn Rudolf nach Italien, als dieser die Lombardei dem Gegenkönig Hugo von der Provence entreißen wollte. Da fand er vor den Mauern von Ivrea, als sein Pferd mit ihm in den Stadtgraben stürzte, unter den Lanzenstichen seiner Verfolger den Tod. Der fränkische Graf Hermann vom Hause der Konradiner, Sohn des im Ungarnkrieg gefallenen Gebhard, erwarb dann mit der Hand von Burkhards Witwe Reginlinde auch das Herzogtum Schwaben. 29. Apr. 926.

Stellung Arnulfs von Bayern.

Nach einem Zuge zur Sicherung der durch Giselbert von Lothringen und Karl den Einfältigen von Westfranken gefährdeten Rheingrenze, wandte sich Heinrich nach Regensburg, wo der Bayernherzog Arnulf Hof hielt. Dieser hatte nicht nur sein Land mannhaft wider die Magyaren verteidigt, sondern auch seine Herrschaft über das südliche Kärnthen und über den Nordgau und einen Teil von Ostfranken ausgedehnt, auch die Edlen seines Landes durch Verleihung kirchlicher Güter an seine Person zu fesseln gewußt, und nahm im Vertrauen auf diesen mächtigen Rückhalt eine Stellung ein, wie einst die Agilolfinger innegehabt; ja manche seiner Getreuen flüsterten ihm zu, er solle sich die Königswürde beilegen. Die Eifersucht des Südens auf den Norden und das lebhafte Stammesgefühl des bayrischen Volkes, das die sächsische Herrschaft mit Unwillen ertrug, würde dem Herzog den Erfolg erleichtert haben. Von dieser verbitterten Volksstimmung findet sich noch ein scharfer Ausdruck in dem Bruchstück einer Regensburger Chronik aus dem elften Jahrhundert, worin es heißt: „Der Sachse Heinrich ist in das Reich Bayern eingedrungen, in welchem keiner seines Hauses auch nur einen Schritt Landes besessen hat.“ Arnulf war entschlossen, einem feindlichen Angriffe mit dem Schwerte zu begegnen. Als ihn Heinrich vor Regensburg zu einer Zusammenkunft auffordern ließ, erschien er 921. zum Zweikampf gerüstet. Wenn er dennoch den Vorstellungen und ernsten Mahnreden des Königs nachgab und die Oberhoheit des Sachsen anerkannte, so war das nicht bloß eine Wirkung von Heinrichs imponierender Persönlichkeit, sondern auch der weitgehenden Zugeständnisse, durch welche dieser dem Herzog eine von einer selbständigen Herrschaft nur wenig verschiedene Stellung einräumte. Als Arnulf dem König die Thore von Regensburg geöffnet und sich und sein Land seiner Oberherrlichkeit ergeben hatte, erkannte ihn dieser als Herzog an und übertrug ihm außer den Befugnissen, die Burkhard übte, auch noch das Recht, die Bistümer seines Landes zu besetzen und über die Klöster und Stiftungen frei zu schalten. Und die Klagen der geistlichen Schriftsteller über die Beraubung der reichen Abteien von Altaich, Tegernsee u. a. können als Beweis gelten, daß Arnulf von diesem Rechte in ausgedehntem Maße Gebrauch

gemacht habe. Dafür soll er denn auch wie Karl Martell von einem schrecklichen Tode betroffen und mit höllischen Strafen belegt worden sein. Im übrigen hatte das bayrische „Reich“ unter Arnulfs Regierung ruhigere Tage als die meisten anderen Länder: die Ungarn, wie es scheint durch Verträge gebunden, richteten ihre Heerfahrten nach anderen Gegenden und Heinrich ließ es geschehen, daß Arnulf die wichtigsten Hoheitsrechte ausübte, daß er nach den Jahren seiner Regierung zählen ließ, daß er Münzen mit seinem Namen prägte, daß er die Großen seines Landes um sich versammelte und wie seine Untergebenen behandelte, daß er auf eigene Hand Krieg führte. Dafür hat der bayrische Herzog den deutschen König stets als seinen Oberherrn geehrt und ihm geleistet, was er schuldig war, und wir hören nicht, daß das gute Einvernehmen zwischen beiden jemals gestört worden sei.

Arnulfs Ausgang. Nie hat ein bayrischer Herzog so große Macht geübt als Arnulf. Selbst sein Bruder Berthold, der unter seiner Oberhoheit Kärnthen verwaltete, durfte aus Rücksichten der Verwandtschaft sich „Herzog von Gottes Gnaden“ nennen. Die Grafen der Grenzgaue waren ihm untergeordnet und wurden wohl auch von ihm eingesetzt. Später gestaltete sich auch das Verhältnis zu der Geistlichkeit freundlicher und die Bischöfe, besonders Odalbert von Salzburg, fanden Gelegenheit, ihre Besitzungen zu vergrößern und abzurunden. Wie Burkhard unternahm auch Arnulf einen Feldzug nach Italien, als Bischof Rother und Graf Milo von Verona seine Hilfe gegen Hugo von Niederburgund anriefen. Aber eine verlustvolle Niederlage verminderte sein Ansehen in Deutschland. Ein geschlagener Herzog war nun kein Rivale mehr für einen König, der im Glanze des Siegers dastand. Arnulf überlebte den Sachsenkönig nicht lange. Bald nachdem er bei der Krönung Ottos I. in Aachen als Reichsmarschall gedient,
14. Juli 937. raffte ihn ein plötzlicher Tod hinweg. Sein ältester Sohn Eberhard folgte ihm in der Herzogswürde; aber weniger klug und besonnen als der Vater weigerte er sich Ottos Oberherrlichkeit anzuerkennen und ging deshalb, der erste unter den wieder erstandenen Stammesherzögen, seiner Würde verlustig.

Verhältnisse in Lothringen. Nun fehlte nur noch Lothringen in dem Verbande der deutschen Lande, aus denen einst das ostfränkische Reich bestanden. Heinrich machte noch in demselben Jahr den Versuch, den Herzog Giselbert, der dort in ähnlicher Weise schaltete und waltete wie Arnulf in Bayern, zur Unterwerfung und Anerkennung zu bringen. Aber durch die Verbindung mit dem westfränkischen König wußte sich Giselbert vorerst noch von seiner Oberherrlichkeit frei zu halten. Dennoch war der rheinische Feldzug nicht ohne Gewinn für den deutschen König. Denn damals schlossen Heinrich und Karl den Bund ab, der früher erwähnt ist (V, 607). Während ihre Heere an den beiden Ufern des Rheins gelagert waren, reichten sich auf einem Fahrzeuge, das unweit Bonn inmitten des Flusses vor Anker lag, die beiden Herrscher in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Großen die Hand zum Frieden, wobei Karl durch Eidschwur Heinrich als König von Ostfranken feierlich anerkannte, ein Ereignis von großer Wichtigkeit für das neue Herrscherhaus. Heinrichs Gewalt blieb somit vorerst auf die deutschen Lande auf dem rechten Ufer des Rheins und auf den Elsaß beschränkt, aber vier Jahre

später, als Karl der Einfältige in die Gewalt der aufständischen Großen geraten war und wilde Zwietracht das westfränkische Reich zerfleischte, benutzte Heinrich, wie oben erwähnt, die Umstände, um Lothringen in ein ähnliches Verhältnis zu 925.
bringen wie Schwaben und Bayern. Giselbert, den Heinrich in der Folge durch die Vermählung mit seiner Tochter Gerberge noch näher an sein Haus knüpfte, 928.
blieb seitdem ein treuer Vasall des deutschen Königs. Nun erhielten auch die Konradiner ihre Güter und Lehen in Lothringen zurück und Eberhard wurde zum Pfalzgrafen erhoben. Unter diesen Wechselfällen litten auch in den linksrheinischen Landen die Abteien und Klöster große Einbuße. Kriegerische Edle bemächtigten sich der geistlichen Stifter, verwendeten als „Laienäbte" das Kirchenvermögen zu ihren Zwecken und führten in den heiligen Räumen ein sehr unkirchliches Leben.

„Wohl haben die karolingischen Könige, die nachmals zur Herrschaft in Frankreich kamen, auch hier ihre Ansprüche noch mehr als einmal geltend zu machen gesucht," bemerkt Waitz; „aber die Verbindung mit dem Deutschen Reich ward nicht wieder gelöst. Heinrich hat den Bestand desselben sichergestellt, wie er geblieben ist bis zu den unglücklichen Zeiten herab, da innere Zwietracht die Kraft der Nation lähmte. Und wenigstens in einem Teil waltet noch jetzt deutsche Herrschaft." Durch Eberhards Wachsamkeit und Heinrichs Schwert wurden die lothringischen Großen, die nicht selten das Beispiel der westfränkischen Vasallen nachzuahmen Gelüste trugen, zu Gehorsam und Gesetzlichkeit angehalten.

2. Heinrich sichert die Grenzen gegen Slawen, Ungarn und Dänen.

Es war ein großes Glück für das im Werden begriffene Reich, daß gerade Einfall der Ungarn.
während dieser Zeit die Ungarn ihre Raubfahrten nach Italien und Südfrankreich richteten und über der reichen Beute des Südens die ausgeplünderten deutschen Länder verschonten. Aber noch war Heinrich mit den lothringischen Angelegenheiten nicht zu Ende, so brach der furchtbare Feind von neuem über 924
die Grenze und drang verheerend in Sachsen ein. Wir haben früher die entsetzliche Kriegsweise des wilden Reitervolks kennen gelernt. Züge von Gefangenen, an den Armen oder Haaren zusammengebunden, begleiteten die schrecklichen Scharen. „Welche Verheerungen die Ungarn in jenen Tagen verübten," sagt Widukind, „wie viele Klöster sie in Brand setzten, das erachten wir besser zu verschweigen als unsere Leiden durch Worte zu erneuern." Heinrich wagte nicht, mit seinen geringen Streitkräften, welche bei dem Verfalle des Heerbannes und der verminderten Zahl der Gemeinfreien fast ausschließlich aus den königlichen Vasallen und ihren Dienstleuten bestanden, dem überlegenen Feinde im Felde zu begegnen, zumal da die Sachsen, an den Kampf zu Fuße gewöhnt, dem ungarischen Reitervolke in der Kriegsweise und Bewaffnung weit nachstanden. Er schloß sich daher mit seinen Getreuen in der Burg Werla am Fuße des Harzgebirges ein. Aber auch in dieser Not hatte er sich eines Glücksfalles zu erfreuen. Es traf sich, erzählt der Chronist, daß einer der ungarischen Fürsten

gefangen und vor den König geführt ward. Da derselbe bei seinem Volke sehr beliebt war, so boten die Ungarn für seine Lösung große Summen. Doch der König verschmähte das Geld und forderte statt dessen Frieden. Darauf bewilligten die Feinde gegen Auslieferung des Gefangenen und einen jährlichen Tribut wenigstens für Sachsen einen Waffenstillstand auf neun Jahre. So mußte denn Heinrich aus Not zu derselben schmachvollen Erniedrigung herabsteigen, welche die Karolinger um Ehre und Ansehen gebracht und ihre Herrschaft gestürzt hatte. Und dabei blieben Bayern, Schwaben und Lothringen sich selbst überlassen, und es dauerte nicht lange, so füllten die Raubscharen der Ungarn die heiligen Räume von St. Gallen mit Verwüstung und Schrecken und streiften über den Rhein nach dem Elsaß und den westfränkischen Ländern. Aber diese Schmach sollte in der Folge durch glänzende Thaten getilgt werden. Denn so gewann Heinrich Zeit, Vorkehrungen und Veranstaltungen zur wirksamen Gegenwehr gegen die Magyaren und zum Schutz des Landes gegen die feindlichen Nachbarvölker zu treffen.

Die Ungarn in St. Gallen.

Von dem Überfall St. Gallens gibt der dortige Mönch Eckehard eine anschauliche Beschreibung, welcher Stälin in der „Wirtembergischen Geschichte“ folgt. „Im Jahre 926, als Herzog Burkhard sich gerade mit seinem Schwiegersohne, dem Burgunderkönig Rudolf, auf einem italischen Zuge befand und König Heinrich im nördlichen Deutschland beschäftigt war, stürmten die wilden Scheusale des Ungarnvolks über Bayern auf Alemannien los. Zwar gelang es der Stadt Augsburg durch das Verdienst Bischof Ulrichs eine lange Belagerung derselben zu bestehen, aber um so ungehinderter zogen sie gegen Buchau hin und fielen hierauf über das ganz hilflos gelassene St. Gallen her. — Abt Engelbert hatte mit seinen Mönchen das Kloster verlassen; zwei Stunden von demselben bestimmte er einen festen Platz als Zufluchtsort für die kräftigeren der Klosterbrüder und für die Heiligtümer des Stifts, die ältesten und jüngsten Leute schiffte er über den Bodensee nach dem gesicherten Ort Wasserburg hinüber, die Bücherschätze wurden nach Reichenau gebracht, der Abt selbst legte unter der Kutte den Harnisch an und ließ Panzer, Schilde u. s. w. fertigen, Lanzen und Speere am Feuer härten. Nur die h. Wiborada, welche sich in ihrer Zelle bei St. Gallen dem Märtyrertode preisgab, und ein paar andere Klausnerinnen, desgleichen ein einziger Klosterbruder, Heribalt, welcher seiner Einfalt die Rettung verdankte, blieben in St. Gallen zurück; sonst floh, sobald die Wächter aus dem aufsteigenden Rauch und geröteten Himmel die Ankunft des mordbrennenden Volkes erfahen, alles an die bezeichneten Zufluchtsstätten, welche dem Angriffe sicher trotzten. Die Ungarn rückten in St. Gallen ein, spürten im ganzen Kloster vermeinten Schätzen nach, ja bis zum Hahne auf dem Dache, welchen sie für golden hielten, stiegen sie hinauf, ergötzten sich mit Spielen und Zechen und zogen übrigens, da ein Versuch das Kloster anzuzünden mißlang, noch an demselben Tage in der Richtung von Konstanz fort, da sie einen Ausfall der St. Galler aus der nahen Festung befürchteten. Am folgenden Tage waren sie, einige umliegende Häuser verbrennend, schon so weit fortgezogen, daß sich der Abt und einzelne Brüder wieder in das Kloster zurückwagten. Indessen litt Konstanz unter ihrer Wut, hier brannten sie die Vorstadt nieder, konnten sich aber der Stadt selbst nicht bemeistern; die Insel Reichenau blieb unberührt, da die Schiffe zur Überfahrt entfernt waren. Nun wandten sich die Ungarn nach einem kleinen, bei Säckingen erlittenen Verlust sengend und brennend nach dem Elsaß, zur Rheinüberfahrt fertigten sie Schiffe und Flöße aus den Tannen des Schwarzwaldes. Im Elsaß bestanden sie mit Graf Liutfrid ein für beide Teile höchst blutiges Treffen, worauf sie sich nach Burgund wandten.“

Nach dem Abschluß der Waffenruhe mit den Ungarn richtete Heinrich sein Augenmerk auf die Befestigung und Sicherung des Reiches und auf die Verbesserung des Kriegswesens und Heerdienstes. Nachdem er auf einer Reichsversammlung zu Worms sich der Unterstützung der geistlichen und weltlichen Großen versichert und sie, wie es scheint, zu gemeinsamen Maßregeln bei der Landesverteidigung bewogen, traf er mit wunderbarer Umsicht und Wachsamkeit zweckmäßige Vorkehrungen zum Schutze des Vaterlandes. Es wurde früher erwähnt, in welcher Weise der Angelsachse Edward durch befestigte Burgen mit Kriegsmannschaft sich wider die Dänen verteidigte und die Gerichtshandlungen und Kaufgeschäfte in die ummauerten Orte verlegte (V, 697); einen ähnlichen Weg schlug auch der König in Deutschland ein, wie man sich ja auch im Nordwesten einst gegen die Normannen auf diese Weise zu schützen gesucht hatte. Noch immer wohnte das sächsische Volk nach uralter Sitte auf einzelstehenden Höfen inmitten seiner Fluren und Äcker oder in offenen Dörfern; nur die Königspfalzen und festen Adelsschlösser und die umfriedeten Sitze der Bischöfe, Priester und Mönche bildeten Sammelplätze eines regeren Verkehrslebens. Selbst die alten Römerstädte am Rhein und an der Donau waren zum Teil unter den feindlichen Verheerungen in Trümmer gesunken. In Gemeinschaft mit den Fürsten beschloß Heinrich, daß die Pfalzen, Bischofsitze und Klöster mit Mauern und Befestigungswerken umgeben werden sollten: die Höhe der Mauern war vorgeschrieben und zwölf Fuß davor war ein Graben zu ziehen. Von den Einzelheiten der Ausführung dieses Beschlusses ist wenig bekannt. Der Erfolg aber und die später daraus entsprungene Entwickelung beweist die Richtigkeit des von Heinrich eingeschlagenen Weges.

Heinrich der Städtegründer.

Nov. 926.

So entstanden um den Königshof auf schützender Höhe die Anfänge der Stadt **Quedlinburg** am Harz; so erwuchs aus einer Mühle oder einem ärmlichen Jagdhaus **Goslar** an einer glücklichen Stelle des Rammelsberges, in dessen unterirdischen Gängen man bald die ersten Adern edlen Erzes entdeckte; **Merseburg** wurde mit neuen Mauern geschützt und um die mit zuverlässiger Besatzungsmannschaft versehene Burg siedelte Heinrich mutige und verwegene Männer an, die als Räuber und Wegelagerer auf flüchtigem Fuße lebten; er gab ihnen Grundbesitz und Waffen und gebot ihnen mit ihren Landsleuten Frieden zu halten, gegen die Wenden aber, so oft sie wollten, in den Streit zu ziehen. So bildete sich die gefürchtete „Merseburger Legion", die Vorhut des Reichs wider die Slawen. **Gandersheim**, die alte Stiftung der Ludolfinger, wurde mit neuen Mauern geschützt; auch die Ursprünge der Städte **Nordhausen** und **Duderstadt**, welche neben Quedlinburg als Wittum der Königin Mathilde zugewiesen wurden, sowie **Magdeburg**, das bereits in karolingischer Zeit als Grenzpunkt gegen die Slawen von Bedeutung war, aber noch an Wichtigkeit zunahm, seitdem es der angelsächsischen Königstochter bei ihrer Vermählung mit Otto zur Morgengabe bestimmt ward, u. a. O. werden auf Heinrich zurückgeführt.

Quedlinburg. Goslar. Merseburg. Nordhausen. Duderstadt. Magdeburg.

Diese Befestigungen, mochten sie sich nun an bereits vorhandene Wohnorte, Burgen oder Stifter anschließen oder an geeigneten Stellen neu errichtet worden sein, hatten zunächst den Zweck, in Sachsen und Thüringen ummauerte

und mit bewaffneten Kriegsleuten versehene Plätze zu schaffen, welche bei kriegerischen Einfällen den schutzlosen Bewohnern eine sichere Zufluchtsstätte bieten und den heranstürmenden Feinden Widerstand leisten oder in den Grenzländern zur Sicherung der Eroberung und als Stützpunkte für weitere Unternehmungen dienen sollten. Darum gebot Heinrich, wie wir von Widukind erfahren, daß von seinen ländlichen Dienstleuten der neunte Mann in die ummauerten Burgräume ziehen und dort für die übrigen acht Genossen, welche die Felder zu bestellen und die Ernten einzuheimsen hätten, Wohnung bereit halten sollte, wo sie in Zeiten der Not und Gefahr eine Zufluchtsstätte fänden. Auch sollte der dritte Teil aller Früchte daselbst aufbewahrt werden. Und damit die Sachsen die ererbten Vorurteile gegen eingehegte Orte ablegen möchten, befahl der König weiter, daß alle Gerichtstage und Versammlungen und die in der Regel mit denselben verbundenen Festlichkeiten innerhalb der Mauern stattzufinden hätten. Auf diese Weise gewöhnte Heinrich zuerst die Sachsen an das Leben hinter Stadtmauern und verschlossenen Thoren und mag insofern der „Städtegründer“ genannt werden. Denn wenn er auch bei seinen Einrichtungen zunächst die Verteidigung des Landes im Auge hatte, so wurden doch dadurch die Keime städtischen Lebens gepflanzt, die Anfänge regeren Handelsverkehrs und Gewerbwesens begründet. Die ältesten Städte in Sachsen und Thüringen sind aus diesen zur Wehr gegen äußere Feinde angelegten „Burgwarten“ hervorgegangen. Die aus dem „neunten Mann“ bestehenden Burgwehrmannschaften waren ohne Zweifel abhängige Dienstleute des Königs, doch sind wohl auch freie und ritterliche Männer beigetreten, aus welchen man denn die Führer, Befehlshaber und Ortsvorsteher gewählt haben wird. Die Hut der Grenzen war Grafen übertragen, welche gleich den karolingischen Markgrafen größere Gewalt besaßen und weitere Gebiete beherrschten. Aber es genügte nicht, eine Zufluchtsstätte hinter den Mauern befestigter Burgwarten gegen die Angriffe der Ungarn zu schaffen; es galt vor allem, den Feinden im offenen Felde zu widerstehen, das Übergewicht der Deutschen gegenüber den Nachbarvölkern wieder herzustellen. Zu dem Behuf gewöhnte Heinrich die Sachsen an den Reiterdienst und bildete sich aus berittenen Dienstleuten und Knechten ein Reiterheer. So konnte er schließlich die Ungarn mit ihrer eigenen Kriegsweise bekämpfen. Seitdem erlangte auch in Sachsen der schwergerüstete Roßdienst das Übergewicht: der Kriegsdienst zu Fuß, einst die Kraft und der Stolz des alten Heerbannes, verfiel mit diesem; die Ausbildung des Vasallendienstes häufte allen Glanz und alle Waffenehre auf den berittenen Streiter und stellte den Kriegsmann zu Fuß auf eine niedrigere Linie. So verwandelte sich allmählich das Volksheer in ein Ritterheer.

Einführung des Reiterdienstes.

Kriege wider die Wenden.

Nachdem der König innerhalb vier Jahren das Heerwesen gänzlich umgestaltet, unternahm er einen Feldzug gegen die slawischen Völkerschaften jenseit der Elbe. Er unterwarf die Heveller an der Havel und Spree und eroberte

928. Heveller.

ihre Hauptstadt Brennaburg (Brandenburg) mitten im Winter, wobei er auf dem gefrornen Flusse sein Lager aufschlug. Darauf wandte er sich weiter südwärts gegen die Daleminzier, mit denen er schon früher im Streit gelegen. Daleminzier.
Nach einer zwanzigtägigen Belagerung nahm er ihre Stadt Gana (wohl das heutige Jahna zwischen Meißen und Lommatzsch) und ließ volles Kriegsrecht walten: die erwachsene Bevölkerung wurde erschlagen, Knaben und Mädchen in Sklaverei geführt, sämmtliche Habe dem Heer zur Beute überlassen, die Stadt wahrscheinlich zerstört. Im Lande der Daleminzier legte Heinrich den festen Ort Meißen an, der ihm einige Zeit nachher in dem Eroberungskrieg gegen die Lausitzer an der oberen Spree als Stützpunkt diente. Zu gleicher Zeit bekämpften die sächsischen Grafen, besonders Bernhard und Thietmar, die nördlichen Wenden, die Redarier (Ratarer), Wilzen, Abodriten, mit Glück und Erfolg und unterwarfen alles Land zwischen Elbe und Oder. Bald war das sächsische Schwert unter den Slawenvölkern so gefürchtet, daß, als der König in Verbindung mit dem Bayernherzog Arnulf durch das dunkle Waldgebirge in 929.
das Thal der Moldau vordrang, der junge Herzog Wenzeslaw, ein Abkömmling des Sagenfürsten Przemysl, welcher, wie früher erwähnt, von seiner frommen Großmutter Ludmilla dem Christentum gewonnen worden, Lehnspflicht und Gehorsam versprach und sich zur Entrichtung einer Jahresabgabe an den König verbindlich machte. Diese Fortschritte der deutschen Waffen erfüllten die Wenden mit Besorgnis. Ergrimmt über die Unterdrückung und die Schmach der Zinspflicht versuchten sie noch einmal das Glück des Krieges, um ihre Freiheit, ihren Glauben und ihr nationales Wesen zu verteidigen. Die Redarier Redarier.
im Gebiet des jetzigen Strelitz, bekannt durch ein berühmtes Heiligtum, gaben durch den Überfall bei Wallislevn (Walsleben) und die Ermordung oder Wegführung aller Bewohner das Zeichen der Empörung, die sich bald über das ganze Land verbreitete.

Als die beiden Sachsengrafen Bernhard und Thietmar mit der Belagerung der Schlacht bei Lenzen. 929.
Stadt Lunkini (Lenzen) auf dem rechten Ufer der Elbe beschäftigt waren, erzählt Widukind, erhielten sie die Kunde, daß ein großes Slawenheer im Anzug sei und einen Überfall beabsichtige. Da geboten die Befehlshaber, daß die gesamte sächsische Kriegsmacht während der Nacht unter den Waffen bleiben solle: sie war dunkel und stürmisch; unendlicher Regen goß herab, und die Herzen der Krieger waren geteilt zwischen Kampflust und banger Sorge. Sobald der Morgen tagte, schickten sich die 4. Sept. 929.
Sachsen zum Angriff an: eidlich gelobten sie alle den Führern und sich untereinander treues Zusammenhalten in der Schlacht. Als die Sonne heiter aufging, rückten sie mit flatternden Feldzeichen aus dem Lager. Bernhard zog mit einer kleinen Schar voran. Er fand, daß der Feind wenig Reiterei, aber unzähliges Fußvolk besitze, dieses aber, durch den nächtlichen Regen erschöpft, nur mit Widerwillen in die Schlacht folge. Bald wurde das Zeichen zum Angriff gegeben; da stürmten die Scharen, angefeuert vom Feldherrn, mit lautem Geschrei auf die Feinde los. Die dichten Massen konnten nicht durchbrochen werden; aber zur Linken und Rechten wütete das Schwert; und wo es gelang, einen Haufen von den Genossen abzuschneiden, da wurden alle niedergemacht.

Doch erst als Thietmar mit der schwergerüsteten Reiterei den Feinden in die Seite fiel, entschied der Sieg für die Sachsen. Die Reihen des Fußvolks löſten sich, und unter der flüchtigen, ungeordneten Menge raffte der Tod zahllose Opfer hin. Umsonst versuchten die Geschlagenen die nächste Stadt zu erreichen; Thietmar schnitt ihnen den Weg ab und bewirkte, daß die Menge entweder unter dem Schwerte der Verfolger verblutete oder in einen nahegelegenen See gedrängt ward. Fast die ganze Zahl, versichert Widukind, fand ihren Untergang; von den Fußstreitern sei nicht einer entronnen, von den Reitern nur wenige: man habe von 200,000 Getöteten gesprochen und auch alle Gefangenen seien am anderen Tage niedergemacht worden. Nun rückte das Heer aufs neue vor die Stadt. Die Einwohner flehten um ihr Leben und öffneten, als ihnen dieses zugesichert ward, ohne Widerstand die Thore. Darauf mußten die Männer ohne Waffen den Ort verlassen, die Weiber, Kinder und Knechte aber samt allem Geld und Gut wurden für den König als Kriegsbeute weggeführt. „So, mit grausamer Strenge ward dieser Kampf gegen die Slawen geführt: man kannte keine Schonung, nur Knechtschaft und Vernichtung." Auch auf sächsischer Seite scheint der Verlust beträchtlich gewesen zu sein. Unter den Gebliebenen werden zwei Grafen Liuthar, die Vorfahren des Geschichtschreibers Thietmar, namhaft gemacht. Als Führer und Heer nach Sachsen zurückkehrten, bemerkt der Chronist weiter, wurden sie von dem König ehrenvoll empfangen und höchlich belobt, daß sie mit geringen Streitkräften durch Gottes Huld und Gnade einen so herrlichen Sieg errungen. Die Freude darüber erhöhte das Hochzeitfest des Königssohnes Otto mit Editha, der Tochter des Angelnkönigs Edmund, welches um diese Zeit wahrscheinlich in Quedlinburg mit herrlicher Pracht gefeiert wurde.

Aber so gewaltsam und blutig die Kriegführung war, eine vollständige Unterwerfung dieser Völkerschaften und Einverleibung ihrer Gebiete in Heinrichs Reich konnte jetzt noch nicht erzielt werden. Sie mußten zwar Tribut zahlen, behielten aber in der Regel ihre eigenen Fürsten, und nur langsam fand das Christentum Eingang. Doch wurde unter Heinrich der Grund zu künftigen Neubildungen unter den besiegten Stämmen gelegt. Zwei bis drei Jahre nach-
932. her zog der König gegen die Lusitzer, zwang ihre Bergstadt Lebusa, welche feste Mauern und zwölf Thore hatte, und 10,000 Menschen fassen konnte, zur Übergabe und machte das Land zinspflichtig.

1. Die Tschechen in Böhmen. **Slawen und Wenden.** Die schwache Hand der letzten Karolinger vermochte nicht die Zügel der Herrschaft festzuhalten, womit einst der große Ahnherr die slawische Welt, die an der Ostgrenze des Reiches vom Adriatischen Meere bis zur Ostsee in vielen Stämmen und Völkerschaften hingelagert war, gebunden hielt. Wir haben gesehen, wie das Reich Groß-Mähren im Norden der Donau an Umfang und Selbständigkeit zunahm, bis es unter den Schlägen der Magyaren zusammenbrach, ohne daß jedoch durch seinen Fall die germanische Kraft in jenen Gegenden gewachsen wäre. Die Tschechen in Böhmen, die erst seit ihrer Verbindung mit dem Mährenfürst Rastislav und der gleichzeitigen Einführung des Christentums (V, 649) in die Geschichte eintraten, schlossen zwar mit den Deutschen ein Bündnis und erkannten die Oberhoheit des Frankenreiches an; allein das Band war ein so loses, daß Heinrich den König Wenzeslaw mit dem Schwerte an seine Tributpflichtigkeit erinnern mußte.

Böhmens Sagengeschichte. Vor Borziwoj, dem ersten christlichen Fürsten, weist die Geschichte Böhmens nur Sagen auf, die allmählich in ein historisches Gewand gekleidet wurden. Am bekanntesten ist die

Erzählung von Libussa, ihrem Gemahl Przemysl und dem böhmischen Mägdekrieg, welche nach Palacky folgendermaßen lautet: „Nach dem Erzvater Czech, der mit seinem Geleite in unbestimmter Zeitferne über drei Ströme zuerst in dieses Land voll Sagen gekommen, ist Krok der älteste Sterbliche, dessen Andenken die böhmische Sage bewahrt hat. Nach der ältesten Überlieferung hatte er seinen goldenen Sitz auf der Burg Wyšehrad und waltete mächtig, obgleich nicht unumschränkt, über den größten Teil Böhmens; die spätere Sage aber sah in ihm nur einen reichen Grundbesitzer, dessen Tugenden, Weisheit und Gerechtigkeit ihn zum Richter über das ganze Volk erhoben hätten. Seinen Namen trug die Burg Krakow in Böhmen, die jedoch im elften Jahrhundert schon wieder verfallen und mit Wald überwachsen war. Höchst wahrscheinlich war Krok einer der Nachkommen Samos; vielleicht selbst sein Sohn und unmittelbarer Nachfolger, da er noch vor Ende des siebenten Jahrhunderts gelebt haben muß.

Krok hinterließ keinen Sohn, sondern nur drei Töchter Kasa, Teta und Libussa, deren ungewöhnliche Geistesgaben er mit großer Sorgfalt gepflegt und gebildet hatte. Kasa zeichnete sich durch ihre Kenntnis der Naturkräfte aus, war heilkundig und erfinderisch im technischen Fache; man hielt sie für eine Zauberin, und ihr hoher Grabhügel am Ufer der Mies wurde lange von dem dankbaren Volke geehrt. Teta beschäftigte sich mehr mit den Gegenständen des religiösen Kultus; sie belehrte das Volk über die Natur der von ihm verehrten Gottheiten und regelte seine heiligen Gebräuche. Die Burg Tetin unfern Beraun, an den Ufern der Mies erbaut, erinnert noch heute an sie.

Doch die jüngste, Libussa, übertraf ihre beiden Schwestern sowohl an Geistesgröße als an Vorzügen des Herzens; sie schien alle Tugenden des Vaters geerbt zu haben; das Volk berief sie an seiner Statt zur Verwaltung des Landes. Mit scharfem und richtigem Blick in die Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft schauend, ordnete sie die öffentlichen Angelegenheiten der Böhmen verständig, war weise und gerecht im Urteil, fest in Entschlüssen, züchtig in Sitten, freundlich und liebenswürdig im Umgang. In der väterlichen Burg zu Wyšehrad hielt sie einen fürstlichen Hof und sprach dem Volke Recht. In wichtigen Fällen traten alle drei Schwestern zusammen und unterstützten sich wechselseitig.

Als jedoch Libussa einst über zwei mächtige Brüder, die Söhne Klens, die sich um das väterliche Erbe stritten, zu Gerichte saß, wurde sie von dem Spruchfälligen in ihrem Geschlechte verhöhnt und ihr der Gehorsam versagt. So gekränkt, entsagte sie der Gewalt und hieß das Volk sich einen Mann zum Herzog wählen; dieses aber überließ ihr selbst die Wahl in der Art, daß es denjenigen als Herzog anzuerkennen gelobte, den sie sich als Gemahl erwählen würde. Sie schickte also eine feierliche Gesandtschaft an Przemysl, den Herrn von Stadiß, um ihm ihre Hand und die herzogliche Würde in Böhmen anzutragen. Diese traf ihn, als er eben den Pflug in der Hand das Feld bestellte, welches noch heutzutage das Königsfeld heißt. Freudig folgte er dem Rufe, legte die dargebrachten Zeichen der neuen Würde an und bestieg das Roß, das ihn mit dem Gefolge zu der Herrin nach dem Wyšehrade führte.

Przemysl glänzt in der Geschichte nicht bloß als Ahnherr des erlauchten Geschlechtes, welches in Böhmen in männlicher Linie sechs Jahrhunderte lang (bis 1306) ununterbrochen regierte und in weiblicher Nachfolge noch regiert, sondern auch als Gesetzgeber und als Gründer jener Ordnungen, welche in diesem Staate bis zum 13. Jahrhundert herab bestanden und in einzelnen Zügen sich auch später noch erhielten. Unsere ältesten Quellen preisen ihn als den Urheber der im Lande geltend gewesenen Rechtssatzungen und Gebräuche, obgleich er vermutlich nur die zu seiner Zeit bestandenen althergebrachten Formen und Gesetze mit neuen vermehrte. — Auch die Gründung der Hauptstadt Böhmens wird von der Sage in die Zeiten des ersten Herzogs Przemysl gesetzt, jedoch nicht ihm, sondern der Libussa zugeschrieben. Diese habe nämlich auf jener Bergzunge, wo jetzt die k. Burg auf dem Hradschin steht, ein Schloß zu bauen befohlen und ihm nach der Antwort des ersten befragten Arbeiters, daß er an einer „Schwelle" (prag) arbeite, den Namen „Prag" gegeben. In Gegenwart ihres Gemahls und

der Ältesten des Volkes habe sie dann als Seherin die künftige Größe der im Entstehen begriffenen Stadt geweissagt.

Die wunderlichste Sage der böhmischen Vorzeit ist die von einem nach dem Tode Libussas ausgebrochenen angeblichen Kriege zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte. Letzteres habe nämlich auch nach der Fürstin Tode sich die Herrschaft in Böhmen angemaßt, und diese Ansprüche habe es, unter der Anführung der hochsinnigen Wlasta, einst Libussas Freundin, Jahre lang mit Waffengewalt und mit List durchzusetzen sich bemüht, bis es den Männern gelungen sei, ihre dem Wyschrade gegenüber mit hohen Türmen und Zinnen prangende feste Burg Dewin (Mädchenburg) einzunehmen und zu zerstören."

2. Die Wendenstämme zwischen Elbe und Oder. (Polaben.)

Auch die Slawen westwärts von der Oder, welche bei den deutschen Schriftstellern gewöhnlich **Wenden** genannt werden, die aber der böhmische Geschichtschreiber Schafarik unter dem Gesamtnamen **Polaben**, d. h. an der Elbe Wohnende, zusammenfaßt, machten sich die verwirrten Zustände des Reiches am Ende des neunten und zu Anfang des zehnten Jahrhunderts zu Nutze, um ihre Sitze nach Westen auszudehnen. Die von Karl d. Gr. in Schartau bei Magdeburg und in Halle angelegten Burgen waren nur dürftige Schutzwehren: die Slawen drangen weit in Sachsen und Thüringen vor, und nur ihrer eigenen Zwietracht und Zersplitterung war es zuzuschreiben, daß die germanische Bevölkerung ihnen in jenen Gegenden nicht gänzlich erlag, daß noch einzelne unternehmende Markgrafen, wie Poppo, durch siegreiche Kämpfe den deutschen Namen verherrlichen konnten. Aber von der Zinspflicht und Botmäßigkeit der deutschen Herrscher machten sie sich frei, bis Heinrich ihnen wieder das alte Joch auflegte. Nach Schafarik zerfielen die Elbslawen in drei Hauptstämme mit zahlreichen kleineren Volksgemeinschaften: 1) **Liutizen** oder **Wilzen** (Weleten oder Weletaben) zwischen Oder, Ostsee und Elbe, zu denen die Ranen auf Rügen, die Bewohner an der Havel und Spree (Stoderaner oder Heveller), die Ratarer (Redarier), Ukraner, Moratschaner, Linonen u. a. m. gerechnet wurden. Sie lebten in freien Landgemeinden ohne ein weltliches Oberhaupt, nach Tempelbezirken eingeteilt und mit hervorragendem Einfluß der Priester. 2) **Abodriten** oder **Bodrizer** westlich von den Liutizen im heutigen Mecklenburg und Holstein, denen die Wagrier, Fembraner, Wjetniker, Wranawyer, Drewaner u. a. angehörten und die frühzeitig von fürstlichen Geschlechtern regiert wurden. 3) **Sorben** oder **Serben** in den heutigen Lausitzen und in Sachsen östlich von der Saale, in Lusitschaner, Milzer, Lubuschaner, Susler (Suselzer), Glomatscher oder Daleminzier, Chutizer u. a. m. zerfallend.

Rethra und die Liutizen nach Thietmar.

Von **Rethra**, dem religiösen Mittelpunkt der Liutizen, macht Thietmar folgende Beschreibung: „Es liegt im Gau der Redarier (im heutigen Mecklenburg-Strelitz) eine Stadt Namens Riedegost (Rethra), von dreieckiger Gestalt, mit drei Thoren versehen, welche von allen Seiten ein großer, von den Eingebornen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgibt. Zwei dieser Thore stehen jedem in die Stadt Hineingehenden offen; das dritte, im Osten gelegene, kleinste, weist hin auf einen Pfad am Meere und gewährt einen gar furchtbaren Anblick. An diesem Thore steht nichts als ein künstlich aus Holz gebautes Heiligtum, dessen Dach auf den Hörnern verschiedener Tiere ruht, die es als die Grundlagen emporhalten. Die Außenseiten dieses Heiligtumes sind mit verschiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen verziert, die, so viel man sehen kann, mit bewundernswerter Kunst in das Holz hineingemeißelt sind; inwendig aber stehen von Menschenhänden gemachte Standbilder von Götzen, mit ihren Namen am Fußgestell, furchtbar anzuschauen, in voller Rüstung, mit Helm und Harnisch angethan. Der vornehmste derselben heißt **Zuarasici** und wird von allen Heiden vornehmlich geehrt und angebetet. Hier befinden sich auch ihre Feldzeichen, welche nur im Falle des Bedürfnisses, wenn es zum Kampfe geht, von hier fortgenommen und dann

von Fußkämpfern getragen werden. Um dies alles sorgfältig zu hüten, sind von den Eingebornen besondere Priester angestellt, welche, wenn die Leute zusammenkommen, um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu sühnen, allein sitzen bleiben, während die andern stehen. Indem sie dann heimlich untereinander murmeln, graben sie voll Zornes in die Erde hinein, um vermittelst geworfener Lose nach Gewißheit über zweifelhafte Dinge zu forschen. Nachdem dies beendigt ist, bedecken sie die Lose mit grünem Rasen und führen ein Roß, das für das größte von allen gehalten und als heilig von ihnen verehrt wird, mit demütigem Flehen über die Spitzen zweier sich durchkreuzenden, in die Erde gesteckten Speere weg, und suchen vermittelst dieses als eines göttlichen Tieres wiederum nach Vorbedeutungen für die Zukunft. Und wenn durch diese beiden Mittel ein gleiches Vorzeichen erfolgt, so handelt man danach; wo nicht, so wird von den betrübten Eingebornen die ganze Angelegenheit aufgegeben. — So viele Kreise es in jenem Lande gibt, so viel Tempel hat man und so viel einzelne Götzenbilder werden von den Ungläubigen verehrt, unter welchen allen die genannte Stadt einen ausgezeichneten Vorrang behauptet. Denn diese begrüßen sie, ehe sie in den Kampf eilen, sie ehren sie mit schuldigen Gaben, wenn sie glücklich heimkehren, und sorgfältig wird vermittelst der Lose und des Rosses nachgeforscht, welch ein Opfer den Göttern als ein wohlgefälliges von den Priestern darzubringen sei. Der unsägliche Grimm der Götter aber wird durch das Blut von Menschen und Tieren besänftigt.

Über alle diese aber, die zusammen Liutizen genannt werden, herrscht kein einzelner Gebieter. In vereinter Beratung unterhandeln sie über notwendig zu nehmende Maßregeln in ihrer Volksversammlung und stimmen überein zu gemeinsamer That. Widerspricht aber eines von den Mitgliedern in der Volkversammlung den gefaßten Beschlüssen, so wird es mit Schlägen gezüchtigt, wer aber gar außerhalb der Versammlung offene Widersetzlichkeit übt, verliert entweder Haus und Hof durch Brand und Plünderung oder er erlegt vor dem versammelten Volke eine ihm nach seinem Stande vorgeschriebene Summe Geldes. Obwohl selbst treulos und wankelmütig, verlangen sie doch von anderen die größte Treue und Beständigkeit. Frieden schließen sie unter Darreichung der Rechten, indem sie zugleich vom Haupte einige Haare abschneiden und etwas Gras in die Hand nehmen. Leicht aber lassen sie sich auch durch Geld bewegen denselben zu brechen."

Ursprünglich hatten die Slawen den Unterschied der Stände nicht, bemerkt Droysen, sie saßen in kleinen Dorf- und Stammgemeinschaften unter gewählten Ältesten; Arbeit und Ertrag war ihnen gemeinsam, von persönlichem Eigentum keine Rede. Das politische Leben wurzelte in dem patriarchalischen Familienleben. „Es ist etwas, man möchte sagen Geschichtsloses in ihrer Art, je weniger sich der Einzelne stark und auf sich selbst gestellt fühlt, desto leichter schließen sie sich in Massen zusammen, fügen sie sich der Leitung. Die ruhig-berechtigte, freie Persönlichkeit, die auch wo sie nicht von kindlichem Sinne und patriarchalischem Gefühle gehalten wird, zart, menschlich-lebendig und in sich sicher bleibt, sich im Gleichgewicht aller Kräfte hält, fehlt. Das am meisten unterscheidet sie von der hochgespannten, unruhig drängenden, aber auch gewaltsamen, selbstsüchtigeren Germanenweise. Die Berührung dieser, der Kampf gegen sie zwingt sie zu höherer Spannung, zu größeren Vereinigungen. Dies und das Eindringen des Christentums hat ihnen fürstenmäßige Herrschaft gebracht, die sich dann herrischer, als bei den deutschen Stämmen geschehen, gestaltete. So ist die Herzogsgewalt in Böhmen und Polen erwachsen." Auch bei den meisten polabischen Slawen, besonders den Abodriten, hatten sich landesfürstliche Gewalten gebildet, die in gewissen Familien forterbten. Die Herzöge oder Fürsten waren die Heerführer und Richter; außer ihrem eigenen ausgedehnten Grundbesitz bezogen sie bestimmte Abgaben, bestehend in Naturalien, Zöllen, Einkünften aus landesfürstlichen Rechten, z. B. Salz u. dgl. m. Auch die Scheidung nach Rang und gesellschaftlicher Rechtsstellung

Natur und Einrichtungen.

Fürstliche Gewalten.

Stände.

der Volksgenossen trat mit der Zeit in ähnlicher Weise hervor wie bei den Germanen. Man findet bei ihnen Edle, Gemeinfreie, Hörige und Sklaven. Die letzte Klasse bestand hauptsächlich aus Kriegsgefangenen und Fremden und war Gegenstand des Menschenhandels, der bei den Wenden sehr ausgebreitet war. Wer außerhalb der nationalen Genossenschaft stand, jeder Fremde, stand außer dem Recht, der Feind wie der wehrlose Flüchtling. Doch brachte das Gastrecht, das bei keinem Volke so hoch und heilig gehalten ward als bei den Wenden, eine Milderung der strengen Rechtssitte. Wie gering überhaupt das Personenrecht geachtet war, ersieht man auch aus der Stellung des weiblichen Geschlechtes. Es wurde früher erwähnt, daß bei allen slawischen Völkern die Frauen nicht so geachtet waren wie bei den Germanen. Bei den Polaben herrschte Vielweiberei, doch so, daß nur eine als die rechtmäßige Ehefrau, als die gleichgestellte Genossin des Mannes geehrt ward, die übrigen als Konkubinen galten. Waren in einem Hause bereits mehrere Töchter, so geschah es nicht selten, daß neugeborne Mädchen getötet wurden. Bei manchen Stämmen bestand auch die grausame Sitte, daß bei des Mannes Tode eine von dessen Frauen sich mit ihm verbrennen ließ. Der Entschluß war frei, aber wenn das Gelübde gethan war, wurde kein Rücktritt mehr gestattet. „Übrigens würde es der Wahrheit nicht entsprechen," versichert Droysen, „wenn man sagen wollte, daß die Slawen, namentlich die im Osten der Elbe, von Natur roher oder unbegabter gewesen seien als ihre deutschen Nachbarn. Es ist aller Orten in diesen Slawenstämmen ein stiller, schmiegsamer, heiterer Sinn; sie strengen sich nicht gern zu langer und schwerer Arbeit an; das bequeme Fischen in See und Fluß, das beschauliche Schweinehüten im Wald, ein leichter Feldbau, wenn es genügt, mit dem Haken den Boden aufzuritzen, während das bessere Land unbestellt, ungerodet bleibt, dazu Handel und Wandel, wozu sie natürliches Geschick haben, das sind ihre Beschäftigungen." Wenn es sein muß, versichert Widukind, können sie unsägliche Beschwerden und Mühen ertragen und mit geringer Kost sich begnügen. Arabische und griechische Münzen, die man in ihrem Lande gefunden hat, geben den Beweis, daß sie frühe im Verkehr mit dem Morgenlande und mit Rußland gestanden. Die sagenreiche Jumne oder Jomsburg am Ausfluß der Oder, ursprünglich von den Dänen als Stützpunkt ihrer Eroberungen in den Ostseegegenden angelegt, war der große Markt des wendischen Handels. Nach ihrer Zerstörung durch die Dänen im zwölften Jahrh. wird Stettin als die erste handeltreibende Seestadt genannt. Die Stoffe, Werkzeuge und Gerätschaften für den täglichen Gebrauch verfertigten sie mit eigener Hand, feinere Wollenzeuge und Leinwand bezogen sie aus der Fremde. Die Häuser wurden von Holz gebaut, dessen Außenseiten oft mit Schnitzwerk und bunten Farben verziert waren. — Das Religionswesen der Slawen, von dem schon früher in kurzen Umrissen und Andeutungen gehandelt worden ist (IV, 824, V, 758), war eine Mischung von Polytheismus und Fetischismus. Ausgehend von der Verehrung der Naturerscheinungen, durch welche das Erdenleben seine Bestimmungen und Formen empfängt, und von Symbolen des Krieges und der Schlacht, gelangten die Wenden durch innere Entwickelung und äußere Anregung zum Dienste persönlicher Götter, die als herrschende Mächte im Natur- und Menschenleben gedacht und je nach den Wirkungen ihres Thuns als weiße und schwarze Götter geehrt oder gefürchtet wurden. So hatte Siwa, die Licht- und Lebensgöttin, ihren Gegensatz an Smertnitza, die Tod und Winter brachte. „Die Einheit der lichten und dunkeln Götter wurde jedoch nicht aufgegeben," sagt L. Giesebrecht, „man suchte sie im Jenseits, im Himmel. Da war das Reich des einen ungenannten Gottes der Götter, der allen zu gebieten hatte, aus dessen Blut alle hervorgegangen waren; je näher ihm, desto trefflicher war jeder von ihnen, er aber kümmerte sich nur um die himmlischen Dinge." Die Götterbilder, die in Tempeln oder heiligen Hainen aufgestellt

Gastrecht. Stellung der Frauen. Lebensweise. Handel und Gewerbwesen. Jomsburg. Stettin. Religionswesen. Götterbilder.

und der Hut und Pflege von Priestern anvertraut waren, hatten allerlei symbolische Zeichen und Tiere, als Waffen, Fahnen, Trinkhörner, Gerätschaften, Pferde u. a. D. In der Regel waren sie von riesenhafter Gestalt mit mehreren Köpfen und Gliedmaßen, der naive Ausdruck übermenschlicher Kräfte des Geistes wie des Körpers. Swantewit, der Lichtgott, dessen riesenhaftes Standbild mit Fahne und Horn im heiligen Orte Arkona auf der Insel Rügen samt seinem weißen Pferde verehrt ward, war mit vier Köpfen abgebildet, Triglav, der Herrscher der drei Reiche im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt, trug drei Häupter mit verhülltem Angesicht. Von Radigast, der in der Feste Rhetra im Lande der Redarier, vier Tagereisen von Hamburg, seinen heiligen Bezirk hatte, weiß man nur, daß sein Bild mit Gold geschmückt war. Tempel von Holz mit Schnitzwerk verziert und mit grellen Farben bemalt, befanden sich in Kolberg, Julin, Wolgast, Gützkow, Stettin, Brandenburg, Malchow, Plön u. a. O. Jeder Stamm und jede Dorfgemeinde scheint ihre besonderen Schutzgötter und Heiligtümer besessen zu haben, doch erstreckte sich der Dienst und das Ansehen einiger Gottheiten, besonders der genannten, mit deren Kultusstätten hochverehrte Orakel verbunden waren, über mehrere Völkerschaften und Gaue, so daß ihre heiligen Tage von den meisten Wenden als Nationalfeste mit Gaben und Opfern, mit Spiel und Gesang, mit Mummenschanz und Tanz, mit wilden Gelagen und lärmenden Umzügen in Flur und Feld gefeiert wurden. Den Groll der göttlichen Mächte sühnte man mit Tier- und Menschenopfern. Swantewit hatte besonderes Wohlgefallen an Christenblut, daher ihm wenigstens einmal im Jahre ein christlicher Gefangener geschlachtet wurde. Opfer und Gebete wurden anfangs ohne priesterliche Vermittelung, mit Hilfe einiger Tempeldiener von jedermann dargebracht. Nur bei den Orakelstätten waren Priester und kundige Zeichendeuter angestellt, die durch eigene Amtstracht kenntlich und durch Rangstufen unterschieden, mit der Zeit zu Macht, Ehre und Reichtum gelangten. In Arkona durfte nur der Oberpriester Swantewits Heiligtum betreten. Das Beispiel der christlichen Kirche und Geistlichkeit mag auch bei den Wenden die Priestermacht gesteigert haben.

Swantewit. Triglav. Radigast. Religionsfeste. Opfer. Priester und Zeichendeuter.

„Zeichendeuterei und Sehergabe,“ schließt Ludw. Giesebrecht den Abschnitt über Religion und Kultus der Wenden, „verliehen dem Priesterstande ein bedeutendes Ansehen in dem öffentlichen Leben der Nation. Bei den Pommern und vermutlich bei allen wendischen Völkern nahmen die Priester an den Herrentagen teil; sie gehörten also zu den Edlen oder wurden ihnen gleich geachtet. Bei den Wagriern, vielleicht auch anderwärts, saß der Priester neben dem Fürsten zu Gericht. Nirgend aber war seine Stellung ehrenhafter als unter den Ranen, denn Swantewit galt vor allen als der orakelmächtige Gott, neben dem die übrigen fast nur wie Halbgötter geachtet wurden; Swantewits Priester stand daher in höheren Ehren als der König im Lande, denn König und Volk hingen von dem Ausspruch des Priesters ab, dieser nur von den Zeichen, durch welche der Gott seinen Willen kund gab. Das Priesteramt war somit einflußreich; es war nicht minder einträglich. Die Gebäude, Felder, Haine, die den Göttern geweiht waren, geben Zeugnis, daß die Tempel Grundeigentum hatten, auf Rügen große Landstrecken. Wer in Pommern mit dreißig Reitern ins Feld rücken konnte, galt als besonders mächtig unter den Edlen des Landes; Swantewits Tempel in Arkona unterhielt fortwährend das Zehnfache jener Zahl. So reich ausgestattet mag kein anderer Tempel gewesen sein, aber ohne alles Grundeigentum wird man sich keinen vorstellen dürfen. Und dieser Besitz war nicht der einzige. Swantewits Reiter zogen auf Krieg und Raub aus; was sie erbeuteten, gehörte dem Gott. Dazu kamen freiwillige Gaben, die in den Haupttempeln von Einzelnen und Gemeinen nicht sparsam dargebracht wurden. Auch an regelmäßigen Hebungen fehlte es nicht. Swantewit hatte seine Zinspflichtigen. Aus allen wendischen Landen gingen in Arkona

Priesterschaft und Tempel.

Tribute, bestimmte Beiträge zu den Opfern ein; in Rügen selbst betrug der Geldzins jährlich einen Denar von jedem Kopf, ohne Unterschied, ob Mann oder Frau. Triglav in Stettin empfing den Zehnten, Swantewit ein Dritteil von aller Beute, die ihre Angehörigen machten. Ebenso unterlag der Handel bei den Ranen einer Abgabe an Swantewits Tempel; in anderen Gegenden des Wendenlandes werden Erwerb- und Verkaufzehnten, Marktzehnten, Marktzölle als übliche Abgaben unter Verhältnissen erwähnt, welche vermuten lassen, daß auch sie ursprünglich zu dem Einkommen der Tempel gehört haben. Alle diese lückenhaften und halbklaren Nachrichten weisen sehr bestimmt darauf hin, daß, wie im heidnischen Island seit Ulfliots Gesetzgebung, so auch unter den Wenden allgemein ein geordnetes Zins- und Zehntensystem zu Gunsten der Tempel bestand, nur die Steuersätze waren nach Ort, vielleicht auch nach Zeit verschieden."

Wankender Glaube im Heidentum. „Und doch wie fest und geordnet hier und im germanischen Norden Religion, Kultus und Priestertum zu sein schienen, der alte Glaube wankte bereits überall, ehe der Missionseifer der Christen ihn erschütterte. Die Völa weissagte nicht nur vom Untergange der Welt und der alten Götter, von bösen Tagen, da Brüder bis zum Totschlag miteinander hadern würden, da keine Verwandtschaft geachtet sein, da kein Mensch den anderen verschonen, jeder also für sich stehen werde; es fanden sich auch in der Wirklichkeit nordische Männer, die größeres Vertrauen zu ihrer eigenen Kraft hatten als zu Odin und Thor. Mancher achtete es dabei für schicklich, daß man die alten Götter wenigstens nicht schmähe, wenn man auch nicht an sie glaube; mancher sprach es unumwunden aus, er bedürfe keines Gottes im Himmel. Von der anderen Seite äußerte sich dagegen fanatischer Eifer für den alten Glauben. Die Menge versuchte, welcher Gott unter den einheimischen und fremden am besten helfe. Die Geschichte des Wendenlandes aber schritt, von Furcht und Hoffnung umwogt, langsamen, sicheren Ganges ihrem Ziele zu, der Aufnahme slawischer Nationalität in die deutsche, der Aufnahme beider in die römische Kirche."

Der Ungarnkrieg. 933. 1. Der sächsische Landtag. In den Kriegen wider die Wenden hatte die neugebildete sächsische Reiterei ihre Schule durchgemacht. Heinrich glaubte daher, als der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende ging, den Kampf mit dem gefürchtetsten Feinde aufnehmen zu können. Zu dem Ende, erzählt Widukind, rief er alles Volk zu einem großen Landtage zusammen und sprach zu demselben folgendermaßen: „Das früher durch inneren Zwist und äußere Feinde bedrängte und verwirrte Reich ist mit Gottes Hilfe durch meine und eure Anstrengungen von schweren Gefahren befreit, beruhigt und geeinigt worden; die feindlichen Slawen sind besiegt und unterworfen. Aber eins bleibt uns noch übrig: wir müssen den Ungarn mit vereinten Kräften entgegentreten. Bisher habe ich euch, eure Söhne und Töchter beraubt, um ihre Schatzkammer zu füllen; alles haben wir dargebracht bis auf das nackte Leben. Nur die Güter der Kirche sind noch unberührt. Erwäget und entscheidet nun, was zu thun sei. Soll ich den heiligen Schatz wegnehmen und als Lösegeld den Feinden überreichen oder soll ich nicht lieber dem Dienste Gottes seine Ehre lassen, auf daß wir durch den befreit werden, der unser aller Schöpfer und Erlöser ist?" Da erhob das Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der lebendige und wahre Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken,

mache uns frei von unseren Banden." Darauf gelobte die Versammlung dem König Beistand gegen den schlimmen Feind und bekräftigte die Übereinkunft durch einen feierlichen Eid, die Rechte erhebend.

Bald nachher kamen Gesandte der Ungarn, um die üblichen Geschenke zu holen. Sie wurden aber abgewiesen und mit leeren Händen heimgeschickt. Da zogen sogleich große Reiterschwärme ins Feld, um Rache zu nehmen. Ihr Weg führte sie durch das Land der Daleminzier, von denen sie Geld und Hilfe verlangten. Diese aber, die wohl wußten, daß die Sachsen kampfgerüstet wären, warfen ihnen als Geschenk einen fetten Hund vor. Es ist bekannt, daß diese, wahrscheinlich einem alten Volksliede entstammte Sage von der höhnenden Zurückweisung der Ungarn später auf den König selbst übertragen ward. Wie ergrimmt auch die Ungarn über die Daleminzier sein mochten, so verweilten sie doch nicht lange, sondern setzten ihren Zug in möglichster Eile fort. Sie verwüsteten Thüringen mit Feuer und Schwert, töteten die männliche Bevölkerung, die das zehnte Jahr überschritten und schleppten Weiber und Kinder mit sich fort. Da das verödete Land sie nicht länger zu ernähren vermochte, trennten sie sich: der eine Haufe zog westwärts, um von Mittag und Abend in Sachsen vorzudringen, der andere blieb in den östlichen Gegenden. Jene Abteilung erlitt bald durch ein thüringisches und sächsisches Kriegsheer, wahrscheinlich ohne Teilnahme des Königs, eine schwere Niederlage, wobei die Führer mit einem großen Teil ihres Kriegsvolks fielen, die übrigen entweder in der Gefangenschaft umkamen oder durch Hunger und Kälte aufgerieben wurden. Die im Osten zurückgebliebene Abteilung hörte, daß in einer Stadt, wo eine mit dem Thüringer Wido verheiratete Schwester des Königs ihren Wohnsitz hatte, große Schätze an Gold und Silber verborgen lägen. Begierig, sich derselben zu bemächtigen, stürmte der Schwarm vor die Mauern der Stadt, die man bald nach der Ähnlichkeit des Namens in Wettin oder Wittenberg erkennen wollte, bald in der Gegend von Zeitz oder Weimar oder in „Jechaburg", einem Orte bei Sondershausen, und anderwärts gesucht hat, und würde sie bei dem ersten Angriff genommen haben, wenn nicht die einbrechende Dunkelheit den Kampf verhindert hätte. Während der Nacht aber erhielten die Ungarn Kunde, daß ihre Genossen geschlagen und aufgerieben seien und daß der König mit seinem Heere, bei welchem sich Hilfsvölker aus Bayern, Alemannien und manche Streiter aus anderen Gauen befunden haben mögen, bei einem Orte in der Nähe, Riade genannt, ein Lager bezogen habe. Da wurden die Ungarn von Furcht ergriffen, erzählt Widukind, verließen ihr Lager und riefen durch Feuerzeichen die zerstreut umherschweifenden Scharen zusammen. Am anderen Morgen standen die Heere kampfbereit und todesmutig einander gegenüber. Es ist noch immer eine offene Frage, ob der Ort Riade, wo die Befreiungsschlacht geliefert wurde, in der Nähe von Merseburg (Feld Keuschberg) zu suchen sei oder weiter westlich bei dem Dorf Rietheburg an der Unstrut in der güldenen Aue. Von der Schlacht

2. Die Ungarn in Sachsen und Thüringen.

Schlacht bei Riade (Merseburg). 15. März.

selbst gibt Widukind folgende Beschreibung: „Der König führte sein Heer vorwärts und ermahnte die Krieger, ihre Hoffnung auf Gott zu setzen, der sie hier so wenig wie in anderen Treffen im Stich lassen werde, und eingedenk des Vaterlandes und der Eltern, standhaft in den Kampf zu gehen wider den allen gemeinsamen Feind; wenn sie mutig vorangingen und mannhaft kämpften, würden die Ungarn sich bald zur Flucht wenden." Diese Worte flößten den Kriegern Mut und Zuversicht ein und mit Lust gewahrten sie, wie ihr König bald unter den Ersten, bald in der Mitte, bald hinten sich thätig zeigte und das Feldzeichen mit dem Bilde des Erzengels Michael stets vor ihm sichtbar war. Heinrich aber besorgte, wenn die Feinde der schwergerüsteten Reiterscharen ansichtig würden, möchten sie sogleich auseinander sprengen; er sandte daher ein Fähnlein thüringer Fußvolk mit nur wenigen schwerbewaffneten Rittern voraus, in der Ansicht, die Ungarn würden diese schnell überwältigen und sie verfolgend an die Hauptmacht herangezogen werden. Und so geschah es auch; aber sobald die Ungarn die Linien der schweren Reiterei erblickten, ergriffen sie die Flucht; und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obschon man sie acht Meilen weit verfolgte, nur wenige überholt oder getötet werden konnten. Das Lager aber wurde gewonnen und alle Gefangenen befreit.

Siegesruhm. Groß war der Ruhm, den Heinrich durch diesen herrlichen Sieg in den deutschen und benachbarten Landen bei Völkern und Königen erwarb. Er aber, sagt Widukind, gab Gott die Ehre, und zum Dank, daß er ihm den Sieg verliehen, bestimmte er den Tribut, den er bisher den Feinden gezahlt, für kirchliche Zwecke und Almosen an die Armen. Das Heer jedoch feierte seinen Führer als „Vater des Vaterlandes", als großmächtigen Herrscher und Kaiser. Nach Liutprand ließ Heinrich ein Bild der Schlacht in der Pfalz zu Merseburg aufstellen, das die Erinnerung den Nachkommen überlieferte.

Dänenkrieg. 934. Und nicht bloß die Ungarn hat Heinrich zurückgeschlagen, also daß sie während seiner Regierung das Deutsche Reich nicht ferner zu betreten wagten, sondern auch den alten Erbfeind, die Dänen, hat sein scharfes Schwert getroffen. Die kriegerischen Nordlandssöhne hatten unter dem schwachen Regimente der letzten Karolinger nicht nur das Land zwischen Eider und Schlei, das einst Karl d. Gr. als Mark eingerichtet, an sich gebracht, sondern nach einer blutigen Schlacht, worin Heinrichs Oheim Brun mit vielen Waffengefährten die Wahlstatt deckte, mit Hilfe der Wenden die schönen und fruchtbaren Fluren Nordalbingiens erobert, die deutschen Heere über die Elbe gedrängt und sowohl die Ufer dieses Flusses als die Küsten von Friesland mit Raub und Verwüstung heimgesucht. Heinrich erwarb sich den Ruhm, das Reich auch auf dieser Seite geschirmt und das Übergewicht deutscher Herrschaft jenseit der Elbe wieder hergestellt zu haben. Bald nach dem Sieg über die Ungarn drang er über die
934 dänische Grenze. Der alte König Gorm, der zuerst die Inseln und das Festland zu einem Königreich Dänemark vereinigt, wagte nicht ihm in der Feldschlacht

zu begegnen. Er bat um Frieden und erklärte sich bereit, alle Bedingungen zu erfüllen. Heinrich stellte nicht nur das Gebiet zwischen Eider, Treene und Schlei als „Mark Schleswig“ dem Reiche zurück und gab das eroberte Land sächsischen Kriegsleuten zu Lehen, er legte auch, wie Widukind versichert, dem König Tribut auf und verschaffte dem Christentum aufs neue Eingang im Volke und im Herrscherhaus. Und so fest schlug das deutsche Wesen in dem Lande Wurzel, daß, als etwa hundert Jahre später König Konrad II. die Mark Schleswig dem Dänenkönig abtrat, die Eigentümlichkeit und der deutsche Charakter des Landstrichs erhalten blieb. Erzbischof Unni von Hamburg-Bremen weckte die von Anskar und Rimbert gepflanzten Keime zu neuem Leben.

3. Heinrichs Ausgang und Wirken.

„Als Heinrich alle Völker ringsum bewältigt hatte,“ sagt Widukind, „beschloß er zuletzt nach Rom zu ziehen. Aber von Krankheit ergriffen, unterließ er die Reise.“ Über diese Angabe des sächsischen Mönchs, deren Richtigkeit kaum zu bezweifeln ist, sind viele Vermutungen aufgestellt worden. Hat Heinrich die Absicht gehabt, die römische Kaiserkrone zu erwerben oder wollte er nur, wie sein Ahnherr Liudolf und so manche angelsächsische Könige, aus Andacht zu den Gräbern der Apostel pilgern? Eine Antwort ist nicht mit Sicherheit zu geben. Doch wird es sich kaum um eine bloße Wallfahrt gehandelt haben; denn schon waren Burkhard von Schwaben und Arnulf von Bayern an den Oberitalien bewegenden Händeln beteiligt und Heinrich selbst stand in nahen Beziehungen zu Rudolf von Burgund, dem Gegner Hugos: seit dem Tode Berengars von Ivrea gab es keinen Kaiser, aber die Kaiseridee lebte fort, und nach Widukinds Bericht hatte das siegreiche Heer nach der Ungarnschlacht Heinrich als Imperator begrüßt. Ohne Frage war die Gewinnung des Kaisertums damals möglich geworden, aber ausgeführt wurde sie noch nicht. Denn Heinrich war noch nicht 60 Jahre alt, als ihn zu Botfeld am Harz, wo er sich an der Jagd erfreute, der Schlag rührte. Zwar erholte er sich wieder, aber 935.
seine volle Gesundheit kehrte nicht mehr zurück. Der Anfall erinnerte ihn, daß es an der Zeit sei sein Haus zu bestellen. Nachdem er seiner treuen Gattin Mathilde die schönen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Wittum bestimmt und an dem ersten Orte auf einer Anhöhe über seiner Pfalz ein Kloster gegründet, wohin die Nonnen aus dem Stift Wendhausen verpflanzt wurden, berief er die Großen zu einer Versammlung nach Erfurt, um sich mit denselben über die Verhältnisse im Reich 936.
und über die Nachfolge zu beraten. Er empfahl ihnen den Erstgebornen der Mathilde, Otto, der in voller Blüte und Kraft der Jugend stand, verteilte den Schatz und das Erbgut unter die Kinder und traf allerlei Bestimmungen über sein Haus und das Reich. Hierauf entließ er die Versammlung und begab sich mit wenigen Getreuen nach Memleben an der Unstrut in der

Heinrichs Krankheit und Tod. 935. 936.

güldenen Aue. Dort wiederholte sich der Schlaganfall und seine Tage gingen zu Ende. Als er fühlte, daß seine Auflösung herannahe, rief er die Königin zu sich und redete viel mit ihr heimlich. Dann sprach er laut: „Geliebtes, treues Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir aus der Welt scheide. Keiner gewann je ein so frommes, in allem Guten erprobtes Weib. Du hast mich oft im Zorn besänftigt, mir in allem Nützlichen Rat gegeben, mich oft von der Härte zur Gerechtigkeit zurückgeführt, und mich eifrig ermahnt, mich derer zu erbarmen, die Gewalt erlitten. Dafür danke ich dir und empfehle dich und unsere Kinder dem allmächtigen Gott." Tiefgerührt sprach auch Mathilde ihren Dank aus und ging dann in die Kirche um zu beten. Als sie auf den Knien lag, erriet sie aus der lauten Klage des Volks, daß ihr Eheherr heimgegangen sei. Es war am 2. Juli des Jahres 936, daß Heinrich starb, der größte unter den Herrschern Europas, sagt Widukind, keinem an Eigenschaften des Körpers und der Seele nachstehend. Er hinterließ einen Sohn, noch größer als er selbst, und diesem Sohn ein großes, weites Reich, das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern durch eigene Kraft und die Gnade Gottes erworben. Seine Leiche wurde in der Stadt Quedlinburg, die er vor anderen begünstigt, in der Kirche des heil. Petrus unter dem Weinen und Wehklagen des Volkes, das von allen Seiten in zahlloser Menge herbeigeströmt war, beigesetzt, und zwar vor dem Altare, da, wo noch jetzt eine geborstene Marmorplatte die geweihte Grabesstätte zeigt.

Sein Charakter. Heinrich der Sachse kann nicht den glänzenden Heldengestalten beigezählt werden, von denen die Weltgeschichte ihre Richtungen und Impulse empfängt; aber er war ein kraftvoller, verständiger Herrscher, dessen Geist nie ins Weite schweifte, der den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragend sich mit einer beschränkten Herrschergewalt begnügte, der es vorzog, die widerstrebenden Elemente durch versöhnliche Schritte und mäßige Ansprüche zu einem einträchtigen Zusammenwirken zu vereinigen, statt mit durchfahrenden Mitteln nach einer Machtherrschaft zu streben, wodurch gewaltige Kämpfe mit sehr zweifelhaften Resultaten herbeigeführt worden wären, der nicht die Wiederherstellung des karolingischen Weltreiches ins Auge faßte, sondern die Aufrichtung eines deutschen Reiches, worin die verschiedenen Stämme in einem freien Bunde vereinigt, die gemeinsamen Interessen der Nation und des Vaterlandes verfechten sollten. Beruhte auch seine Herrschaft hauptsächlich auf dem sächsischen Stamme, also daß die Franken und Alemannen, die Bayern und Lothringer mehr als Bundesgenossen denn als Untergebene seinen Befehlen und Aussprüchen gehorchten, so war er doch im vollen Sinne ein deutscher König. Er besetzte die deutschen Bistümer und Abteien, wobei nur Bayern eine Sonderstellung behauptete; unter seiner Leitung und Mitwirkung werden Synoden abgehalten, auf seinen Ruf treten die Großen aller Stämme zu Reichstagen zusammen; in den Grenzmarken ordnet er die Verteidigung, und die Heerführer und Grenz-

grafen, denen er die Hut überträgt, gelten als seine Vasallen. So erstreckte sich Heinrichs Herrschaft über das ganze Deutsche Reich. Überall aber wird seine Politik gekennzeichnet durch ihre maßvolle Beschränkung auf das Mögliche und Erreichbare, einen nüchternen, praktischen Zug, und dem allein verdankt Heinrich die großen Erfolge, die er gewonnen.

B. Otto der Große.

a. Befestigung des Reichs im Innern und nach außen.

1. Empörungen und Bürgerkriege.

Was der Vater begonnen, führte der Sohn herrlich hinaus. Es war die größte Wohlthat, die der König vor seinem Abscheiden dem deutschen Volke erweisen konnte, daß er Mathildens Erstgebornen, Otto, damals in einem Alter von 24 Jahren, den Großen des Reiches zum Nachfolger empfahl. Denn nur der Ehrfurcht der Volkshäupter vor dem Willen des heimgegangenen Heldenkönigs war es zuzuschreiben, daß, als die Sachsen und Franken zur Wahl des neuen Königs zusammentraten, sich die Stimmen der Anwesenden auf Otto vereinigten und jede andere Bewerbung zurückwiesen. Heinrichs ältester Sohn Thankmar, den ihm Hatheburg geboren, hatte wohl von Anfang an keine Aussicht zum Fürsten des Hauses und Reiches erhoben zu werden, da er aus einer Ehe stammte, die nachträglich von der Kirche für ungültig erklärt worden war. Dagegen hatte der jüngere Bruder Heinrich, ein mannhafter Jüngling von seltener Schönheit und Gewandtheit, viele Gönner. Bei seiner Geburt trug der Vater bereits die Königskrone, deshalb glaubte er „reineren Blutes“ zu sein und gerechtere Ansprüche zu haben als der Sohn des Herzogs von Sachsen; für ihn arbeitete die Mutter Mathilde, die ihre Liebe vorzugsweise auf diesen Sohn gerichtet hatte; in ihm erblickte man das Ebenbild des Vaters, die Züge und Eigenschaften, die den Verstorbenen dem Volke so teuer gemacht, indes Ottos Ernst und vornehmes Wesen manche zurückstießen. Ottos Wahl und Krönung.

Wir haben keine nähere Kunde über den Hergang der Wahl; wir vernehmen nur, daß das gesammte Volk der Franken und Sachsen Heinrichs Sohn Otto, der schon vorher vom Vater zum Nachfolger bezeichnet war, zu seinem Herrscher wählte und als Ort der allgemeinen Wahl die Pfalz zu Aachen bestimmte. So weit hatte also die Idee eines Deutschen Reichs, wie es Heinrich zu begründen bestrebt war, bereits Boden gefaßt, daß alle Stämme an der Königswahl teilnehmen sollten. Und so geschah es. Nicht bloß Franken und Sachsen, sondern die Herzöge, Grafen und Edlen aus allen Landen versammelten sich in der Seitenhalle des Aachener Domes. Hier führten sie den neuen Herrscher zum Throne und gelobten ihm durch Handreichung Treue und Hilfe gegen alle seine Feinde. So machten sie Otto nach ihrer Sitte zum König, sagt Widukind. Dann erzählt derselbe Schriftsteller, wie der Erzbischof von Mainz, dem die Metropoliten von Köln und Trier das Ehrenrecht der Krönung nach einigem Sträuben überlassen hatten, an der Spitze der gesamten Geistlichkeit den Herrscher im feierlichen Zuge nach dem Münster geleitete, denselben in der Mitte der Kirche stehen 8. Aug. 936.

bleibend dem versammelten Volke zeigte, und nachdem dieses, das von allen Seiten herbeigeströmt die Galerien und Gänge füllte, seiner Aufforderung gemäß die Königswahl durch laute Zustimmung gebilligt hatte, den Erkornen vor dem Altare mit den Zeichen der königlichen Würde, Schwert, Mantel und Zepter, bekleidete und mit dem heiligen Salböl begoß und ihm dann unter Beihilfe des Erzbischofs von Köln das goldene Diadem aufs Haupt setzte. Nach vollendeter Messe, welcher der Neugekrönte in der Empore der Kirche auf einem zwischen zwei herrlichen Marmorsäulen aufgerichteten Throne allen sichtbar anwohnte, begab sich der Krönungszug in die Königspfalz, wo Otto mit den Bischöfen und Herren an marmorner Tafel das Königsmahl hielt. Bei dieser Gelegenheit versahen die Herzöge zum erstenmale die Dienste, die ihnen in der Folge als Ehrenrechte verblieben sind, die Anfänge der späteren Erzämter. Der Herzog Giselbert von Lothringen nämlich, in dessen Gebiet die alte Kaiserstadt Aachen lag, verrichtete die Dienste des Kämmerers und ordnete die Feier; Eberhard von Franken sorgte als Truchseß für die Tafel; Hermann von Schwaben stand als Obermundschenk dem Schenkenamte vor; Herzog Arnulf von Bayern wies dem Gefolge die Lagerplätze an und nahm für die Ritter und Pferde Bedacht. So wurde die Krönung zu Aachen ein Vereinigungsfest der deutschen Fürsten und Stämme; es war „das Ergebnis wie der Schlußstein der Thaten Heinrichs des Ersten". Und wenn auch Otto sich nach alter Weise noch „König der Franken" nannte, so war er doch seit dem Krönungsakt von Aachen, wo geistliche und weltliche Fürsten sich zu freiwilliger Dienstleistung verbanden und das Volk seine freudige Zustimmung kundgab, in weit umfassenderem Sinne als sein Vater ein König der Deutschen. Er galt als der Herr der Christenheit, „der zur Verbreitung der wahren Religion, zur Vernichtung der Heiden und Ketzer, zum Schutz der Diener Gottes eingesetzt, zu diesen Zwecken von Gott Macht und Ansehen empfangen hat". Die geistliche Natur des Königsamtes, die bei Heinrichs Wahl fern geblieben, wurde somit in seinem Sohne erneuert, die Tage der Herrlichkeit Karls d. Gr. schienen von neuem aufzuleben.

Die Lage des Reichs. Aber durch schwere Kämpfe und Prüfungen mußte Otto beweisen, daß er
936–938. 1. Slawen. der hohen Ehre würdig sei. Kaum hatte er die Fürsten reich beschenkt von Aachen in die Heimat entlassen, so ging ihm die Kunde zu, daß Herzog
28. Sept. 935. Boleslaw von Böhmen, der im vorhergehenden Jahre mit Hilfe einiger Verschwornen seinen frommen Bruder Wenceslaus auf dem Wege zur Kirche getötet hatte, die deutsche Oberherrlichkeit abgeworfen, und daß seine slawischen Stammesgenossen an der Elbe den Tribut weigerten, den ihnen Heinrich auferlegt. Umsonst sandte der König die „Merseburger Schar" und einen anderen Heerhaufen wider die Böhmen; Boleslaw, der nach Widukinds Versicherung „sehr energischen Sinnes war", überwand die auf verschiedenen Wegen vorrückenden Feinde in zwei Treffen, zerstörte die Hauptstadt eines benachbarten Fürsten, der mit den Sachsen ein Bündnis geschlossen, und führte seine Sache mit solchem Erfolg, daß Böhmen auf lange Jahre von der Zinspflicht und Ab-
2. Sachsen. hängigkeit gelöst ward. Dagegen wurden die wendischen Völker bald in das alte Verhältnis gezwungen, als Hermann, der jüngere Sohn des Grafen Billung, ein streitbarer Mann aus einem vornehmen sächsischen Geschlechte, im
936. Auftrage des Königs wider sie zog. Schon im September unterwarfen sich die Wenden und zahlten den gewohnten Tribut. Aber die Errichtung einer Zwischen-

gewalt zwischen Herzog und Adel durch die Bevorzugung Hermanns erregte den Neid der übrigen sächsischen Großen: selbst dessen älterer Bruder Wichmann, ein tapferer und kriegskundiger Mann, der eine Schwester der Königin Mathilde zur Frau hatte, verließ erzürnt das Heer und Eckehard, ein anderes mächtiges Glied des sächsischen Adels, suchte voll brennenden Ehrgeizes durch ein gefahrvolles Unternehmen den Tod von den Händen der Feinde. Überhaupt war der Trotz und Übermut der sächsischen Großen für Otto die Quelle vieler Widerwärtigkeiten im eigenen Haus und Land, wie in anderen Gegenden des Reichs. Die Sachsen, bemerkt Widukind, waren stolz geworden, daß das ruhmgekrönte Königshaus aus ihrem Volke hervorgegangen; sie hielten es für unwürdig, anderen Stämmen untergeordnet zu sein und wollten die Ämter und Lehen, die sie inne hatten, keines anderen als des Königs Gunst zu verdanken haben. Diese Über- 937.
hebung, die durch Ottos stolzen Sinn noch genährt worden sein mag, führte einen Bruch zwischen Franken und Sachsen herbei und trennte somit die beiden Stämme, deren einträchtiges Zusammenwirken die Einigung des Reiches vorzugsweise begründet hatte. Bruning nämlich, ein sächsischer Herr, der im 3. Franken.
Hessengau ein fränkisches Lehnsgut besaß, weigerte sich den Herzog Eberhard, durch den einst die Königskrone an Heinrich gekommen, als Lehnsherrn anzuerkennen und die schuldige Dienstpflicht zu leisten. Um diesen Trotz zu strafen zog Eberhard mit einer Schar fränkischer Ritter vor Brunings Burg Hellmern (Elmeri), westlich von Peckelsheim im Kreise Warburg an der Diemel, eroberte sie und ließ, nachdem er alle Einwohner getötet, den Ort in Flammen aufgehen. Erzürnt über diesen Landfriedensbruch, der noch weitere Feindseligkeiten zwischen Franken und Sachsen in der Umgegend zur Folge hatte, belegte der König den Herzog mit einer Geldbuße von hundert Pfund Silbers, deren Wert er in edlen Rossen zahlen sollte, seine Gefährten aber mit der entehrenden Strafe, bis zu der königlichen Pfalz in Magdeburg Hunde zu tragen. Knirschend fügten sich die Verurteilten dem Spruche und sannen, unversöhnt durch die Geschenke, womit sie Otto nach der Bestrafung in die Heimat entließ, auf Rache an dem undankbaren Sachsenkönig. Sie wiesen die Einmischung der königlichen Gewalt in Privatfehden als unberechtigt zurück. Die Vorgänge in Bayern, 4. Bayern.
wo um dieselbe Zeit Herzog Arnulf starb, waren geeignet in Eberhards Seele 14. Juli 937.
tiefe Besorgnis zu erwecken. Als nämlich Arnulfs Erstgeborner, der gleichfalls den Namen Eberhard führte, eigenmächtig von dem Herzogtum Besitz nahm, ohne dem König zu huldigen und die Bestätigung nachzusuchen, drang Otto, Jan. 938.
als seine Mahnungen bei dem hochfahrenden Fürsten kein Gehör fanden, mit Heeresmacht an die Donau, unterwarf das Land mit Waffengewalt und setzte Arnulfs Bruder Berthold, der, wie erwähnt, schon viele Jahre Kärnthen mit herzoglichem Range verwaltet hatte, über Bayern, aber mit weit geringerer Machtbefugnis. Nicht nur, daß er das Recht, die Bistümer des Landes zu besetzen dem König überlassen mußte, Otto ernannte auch Arnulfs jüngeren Sohn

gleichen Namens zum „Pfalzgrafen“ und übertrug ihm die Leitung des höchsten Gerichtes und die Aufsicht über die königlichen Besitzungen, Lehen und Einkünfte im Herzogtum. Bei der Eifersucht, welche eine solche Teilung der Machtbefugnisse in den beiden Fürsten erzeugen mußte, war eine Auflehnung gegen das sächsische Herrscherhaus in Zukunft nicht zu fürchten. Eberhard wurde des Landes verwiesen und verschwand aus dem Gedächtnis der Menschen.

Die Herzogswürde ein Reichsamt. Dieses rasche und durchgreifende Verfahren Ottos bewies, daß er über die Stellung der Herzogtümer zur Königsmacht andere Ansichten hege als sein Vater. Wenn Heinrich den Herzögen der verschiedenen Stammlande eine gewisse Selbständigkeit gestattet und sich mit der Ehre begnügt hatte, der Erste unter ihnen zu sein, so erkannte Otto seinen königlichen Beruf darin, die gespaltenen deutschen Stämme zu einem einigen Reiche und Volke untrennbar zu verbinden und als freier „König der Deutschen“ die höchste Richter- und Herrschergewalt in seiner Hand zu vereinigen. Zu dem Zweck vermählte er seinen Bruder Heinrich mit Arnulfs schöner Tochter Judith, wodurch die Vereinigung Bayerns mit dem übrigen Reiche um einen bedeutenden Schritt weiter geführt ward. Die Herzogswürde sollte ihrer unabhängigen volkstümlichen Gewalt entkleidet werden und zu einem Reichsamt herabsinken, das der König frei vergeben könnte. Demgemäß verfuhr Otto auch in Sachsen. Hatte er schon vorher seine Vertretung in dem sächsischen Herzogtum dem tapfern Markgrafen Hermann übertragen, ohne sich durch Widerspruch der mit dessen Strenge unzufriedenen Sachsen irre machen zu lassen, so verlieh er nach dem Tode des Grafen († 14. Juli 937.) Siegfried, welcher mit der Grafschaft über den um Merseburg gelegenen Hasgau die Mark zwischen Saale und Elbe vereinigt und dort die Wenden von der Grenze abgewehrt hatte, diese wichtige Stelle dem **Gero** vom Unterharz, (Gero und Thankmar.) einem Manne ohne glänzende Abkunft, aber von großer Kühnheit und Klugheit, der durch seine Kriegsthaten bald der Schrecken der Feinde ward. Dadurch fühlte sich Ottos älterer Halbbruder **Thankmar**, der sich als Verwandter Siegfrieds auf die Nachfolge in dessen Würde Hoffnung gemacht hatte, tief verletzt, zumal da ihm die großen Güter seiner Mutter, die wahrscheinlich Eigentum der Kirche geworden, entgangen waren und er die ihm vom Vater zugewendeten Besitzungen nicht für einen hinreichenden Ersatz ansah. Thankmar war feurig, tapfer und kriegskundig, aber auch leidenschaftlich und ausschweifend. Gerade deshalb mochte Otto Bedenken tragen, so große Macht in seine Hand zu legen.

In Geros Wahl hatte der König, wie früher bei Hermann Billung, den sichern Blick des großen Herrschers bewährt, der stets den rechten Mann zu finden weiß. Denn Gero ist eine der großartigsten Gestalten seiner Zeit, urteilt Köpke. „Aus einem wenig bekannten sächsischen Hause stammend, verband er ein seltenes kriegerisches Talent mit Einsicht und Staatsklugheit, er war nicht ohne Beredsamkeit, doch zu Thaten geneigter als zu Worten; fest und unermüdlich im Streben nach Macht, war er freigebig in

ihrem Besitze, dem Feinde gegenüber hart, grausam und treulos, dem König ergeben, Otto hatte keinen treueren Anhänger; dabei war er fromm im Sinne seiner Zeit." Die Unterwerfung der Slawen als seine Lebensaufgabe ansehend, wurde er der eigentliche Begründer der deutschen Marken jenseit der Elbe. Jede Schlacht, wird von ihm gerühmt, war ein Sieg.

Mit Ingrimm schaute Eberhard der Frankenherzog auf das entschlossene Vorgehen des jungen Fürsten. Er konnte es nicht verschmerzen, daß Otto ihn mit einer Gerichtsbuße belegt, weil er an einem ungehorsamen Vasallen Rache genommen, und zog daher, während der König mit den bayrischen Angelegenheiten beschäftigt war, von neuem wider Bruning ins Feld. Ein verheerender Streit entbrannte zwischen den fränkischen und sächsischen Waffengenossenschaften. Umsonst beschied Otto die Ruhestörer vor einen Reichstag in der Pfalz Steele an der Ruhr unweit Essen, wo die Sache durch richterlichen Spruch entschieden werden sollte; Eberhard und seine Gefährten leisteten der Ladung keine Folge und beharrten in ihrer feindseligen Haltung. Otto versuchte nochmals den Weg der Milde und Versöhnung: die Gegner erblickten in seiner Nachsicht nur ein Zeichen der Schwäche und setzten den Kampf mit um so größerer Erbitterung fort. Wilde Kriegsgreuel wurden verübt in Hessen, Franken und Westfalen. Man machte, sagt Widukind, in jenen Tagen wenig Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Treue und Meineid. Bald vereinigten sich die mißvergnügten Sachsen, Thankmar an der Spitze, mit den Aufrührern. Die ungestüme Natur des Königssohnes verlieh dem Kampfe einen noch heftigeren Charakter. Er überfiel die Burg Beleke (Badliki) an der Ruhr, wo der junge Heinrich sich aufhielt, gab den Ort der Plünderung preis und führte seinen Halbbruder samt den vorgefundenen Schätzen dem Herzog Eberhard zu. Darauf bemächtigte sich Thankmar der Feste Eresburg und verwüstete von dort aus die ganze Umgegend. Ottos Lage war gefahrvoll. Wenn der Aufruhr noch größere Ausdehnung gewann, stand zu befürchten, daß Giselbert von Lothringen, ein verschlagener, ehrgeiziger Mann von zweifelhafter Treue, und Hermann von Schwaben, ein Verwandter des Frankenherzogs, sich mit Eberhard verbinden würden. Aber das Glück begünstigte auch diesmal den König. In der fränkischen Partei entstand eine tiefe Spaltung, veranlaßt durch den Tod des Grafen Gebehard von der Wetterau. Wir sind von den näheren Umständen des Vorfalls nicht unterrichtet. Nur so viel erfahren wir von Widukind und Liutprand, daß Udo, der Vater des bei der Erstürmung von Beleke gefallenen Gebehard, sein Bruder Hermann von Schwaben und beider Vetter, Graf Konrad vom Niederlahngau, wegen seiner kleinen Gestalt der „Kurzpold" genannt, ein in Volksliedern gefeierter Ritter, sich in Feindschaft von Eberhard trennten und auf Ottos Seite traten. Zugleich löste sich die sächsische Bundesschar auf, indem Wichmann, seinen Abfall bereuend, sich mit dem König versöhnte und die gnädige Behandlung des milden Gebieters mit treuen Dienstleistungen bis an das Ende seiner Tage

Eberhards neue Schilderhebung. 937. 938.

Er gewinnt Bundesgenossen in Sachsen.

Thankmars Ausgang. Juli 938. edelmütig vergalt, der ungestüme Thankmar aber einen unerwarteten tragischen Ausgang nahm. Als Ottos Kriegsmannen stürmend in die Eresburg eindrangen, suchte er Schutz in der Kapelle; allein der heilige Ort schreckte die Feinde nicht zurück: vor dem Altare, auf welchem Thankmar den Schild und die goldene Kette, das Abzeichen seiner hohen Geburt niedergelegt, erneuerte sich der Kampf; ein Sachse, Namens Thietbold, versetzte dem Grafen unter Schmähungen einen Streich; aber dieser schwang sein Schwert, und der Gegner sank blutend zu seinen Füßen; da flog ein Wurfspeer durch das nahe Kirchenfenster und traf den Königssohn in den Rücken: verwundet stürzte er nieder, worauf ein ritterlicher Abenteurer ihm den Todesstoß gab und die Kette vom Altare raubte. Otto beklagte den Fall des streitbaren Bruders und den blutigen Frevel an geweihter Stätte; aber da der Bürgerkrieg noch fortbrannte, durfte er die Thäter nicht strafen. Vier der eifrigsten Anhänger Thankmars, die in der Eresburg gefangen waren, erlitten den Tod durch den Strang. Nun dachte auch Eberhard an Frieden. Um des Königs Verzeihung zu erlangen wollte er sich des in seiner Gewalt befindlichen Bruders desselben, Heinrich, bedienen. Fußfällig bat er diesen um Verzeihung wegen der Gefangenhaltung: Heinrich aber hatte die ehrgeizigen Pläne, welche, wie es scheint, seine Mutter in ihrer Vorliebe für ihn noch nährte, nicht aufgegeben und machte seine Vermittelung abhängig davon, daß Eberhard ihm bei einer Empörung gegen den königlichen Bruder Hilfe leistete. Diesen Thatbestand zu beschönigen hat die höfische Geschichtschreibung nachmals Heinrich mit Unrecht als ein willenloses Werkzeug in der Hand Eberhards darstellen wollen. Neuen Aufruhr planend unterwarf sich nun Eberhard dem König und erhielt nach einer kurzen Haft in Hildesheim gegen Leistung eines neuen Treueides die frühere Stellung wieder.

Eberhard begnadigt.

Heinrichs Bündnis mit Eberhard und Giselbert. 938. 939.

So sah sich Otto, der eben die Gefahr glücklich beseitigt wähnte, bald von neuen, viel schwereren Stürmen bedroht. Um dieselbe Zeit, da die Reiterschwärme der Ungarn das sächsische Land bis zum Harz und zur Aller mit
938. Schrecken erfüllten, aber nach kurzem Raubzuge teils durch die Tapferkeit der Burgmannschaften, teils durch die Unwirtlichkeit des sumpfigen Bodens und rauhen Klimas zwei Niederlagen erlitten und zu einem verlustvollen Rückzug gezwungen wurden, ging Heinrich an die Ausführung seiner Entwürfe. Im Bunde mit Eberhard und mit dem ehrsüchtigen Giselbert, seinem Schwager, welcher während eines deutschen Bürgerkrieges sein Herzogtum in ein selbständiges Königreich zu verwandeln hoffte, wollte er dem Bruder die Krone, auf die er, im königlichen Ehebette gezeugt, gerechtere Ansprüche zu haben glaubte, mit Waffengewalt entreißen. Zu dem Zweck berief er zu Anfang des Jahres 939 seine Parteigenossen nach Saalfeld, wo sich Thüringen und Franken berührten, um bei festlichem Mahle die Ausführung der Verschwörung zu beraten. Durch seine Freigebigkeit und sein königliches und ritterliches Wesen hatte sich Heinrich viele Freunde erworben: doch waren nur wenige geneigt, für ein so gefährliches

Unternehmen Leben und Gut zu wagen. Sie suchten daher den Aufstand in die Ferne zu verlegen, indem sie Heinrich rieten, sich mit Giselbert zu verbinden, um von Lothringen aus, wo noch außerdem die Hilfe Frankreichs nahe wäre, den Kampf zu beginnen. Heinrich folgte dem Rate. Nachdem er seine Burgen, unter denen Dortmund in Westfalen und Merseburg und Scheidungen in den östlichen Marken die erste Stelle einnahmen, zuverlässigen Männern anvertraut, brach er mit einem bewaffneten Gefolge nach Lothringen auf und eröffnete in Verbindung mit dem Herzog den Feldzug gegen den König. Aber das Glück war nicht auf der Seite der Empörer. Widukind gibt eine anschauliche, ohne Zweifel aus der lebendigen Volkssage geschöpfte Darstellung von dem wunderbaren Sieg, welchen Otto durch die Hilfe Gottes, die er in der Stunde der höchsten Not mit heißem Gebete erfleht, bei Birthen am Rhein unfern Xanten gegen die überlegene Streitmacht der Feinde gewonnen.

Schlacht bei Birthen. 939.

Eine kleine Heerabteilung war über den Rhein gesetzt, während Otto selbst mit der Hauptmacht auf der anderen Seite lagerte, um den Erfolg der Unterhandlungen abzuwarten, die er durch Hagen, den gefangenen Befehlshaber der Burg Dortmund, mit seinem Bruder und Schwager angeknüpft hatte. Plötzlich näherten sich die feindlichen Heere dem Strom: die Königlichen drüben schienen verloren, denn Schiffe zum Übersetzen fehlten. Da sank Otto auf die Knie und flehte um göttlichen Beistand. Die kleine Schar am anderen Ufer, etwa hundert sächsische Männer in voller Rüstung, ersann eine Kriegslist. Während die einen von vorn angriffen, brachen andere aus einem Hinterhalte hervor und verbreiteten durch lautes Geschrei und durch die in französischer Sprache ausgerufenen Worte: „Fliehet! Rette sich wer kann!“ einen panischen Schrecken, also daß die Feinde in wilder Flucht davon eilten und viele getötet und gefangen wurden. Heinrich selbst erhielt eine schwere Wunde, und in Sachsen wurde sogar sein Tod gemeldet. Aber ein dreifaches Panzerhemd hatte die Gewalt des gegen ihn geführten Streiches gebrochen, und bald widerlegte sein Erscheinen in Sachsen das falsche Gerücht. Unter den auf sächsischer Seite Gefallenen befand sich jener Ritter, von dessen Hand Thankmar den Tod gefunden hatte.

Ottos Gefahr und Haltung.

Nach der Niederlage bei Birthen zog sich Giselbert mit dem Reste seines Kriegsvolks in das Innere seines Landes zurück und barg sich vor dem verfolgenden König in seiner festen Burg Chevremont bei Lüttich, während Heinrich mit geringem Gefolge nach Sachsen eilte. Bald zog auch Otto dorthin, die Fortführung des Krieges wider Giselbert dem listigen und unternehmenden Grafen Immo überlassend. Er belagerte seinen Bruder in Merseburg und brachte ihn bald in solche Not, daß dieser um Frieden bat. Otto gewährte ihm eine Waffenruhe von dreißig Tagen, während welcher Zeit er sich dem König unterwerfen oder mit seinen Vasallen und Dienstleuten das Land verlassen sollte. Der trotzige Jüngling wählte das Letztere. Er zog abermals über den Rhein zu Giselbert, der sich mit dem französischen König Ludwig verbunden hatte und Lothringen wieder unter die Oberhoheit des Karolingers zu bringen gedachte. Nun warf auch Eberhard die Maske ab und schloß sich offen den Feinden Ottos an. Die Gefahr war groß. Während an der Elbe die Wenden von neuem ihr

Haupt erhoben und die Dänen mit einem Einfall drohten, drang der französische König nach dem Elsaß vor, besetzten die Kriegsleute Eberhards die feste Felsenstadt Breisach am Oberrhein und andere Orte in der Nähe des deutschen Stromes, gewann der Aufruhr in Lothringen, wo sich die drei Häupter mit ihren Vasallen und Kriegsmannen vereinigt hatten, mit jedem Tag ein drohenderes Ansehen. Selbst der rheinische Metropolit Friedrich von Mainz, mit Rothard von Straßburg und anderen Suffraganbischöfen, begünstigte die Sache der Empörer und wartete nur den günstigen Moment ab um offen auf ihre Seite zu treten. Dieser kam bald. Auf die Nachricht, daß Eberhard und Giselbert bei Andernach über den Rhein gesetzt wären, um auch das Land auf dem rechten Ufer in ihre Gewalt zu bringen, entflohen die geistlichen Herren während der Nacht aus dem königlichen Lager in solcher Eile, daß sie sogar ihr Gepäck im Stiche ließen. Nie war die Herrschaft in Sachsen so gefährdet, nie der König so nahe dem Untergang. Die Treulosen ergriffen die Flucht, die Wankenden schlichen heimlich weg, die Kleinmütigen rieten zum schleunigen Rückzug. In diesen sturmbewegten Zeiten, versichert Widukind, da die Hoffnung verschwand, daß die Sachsen länger herrschen würden, zeigte der König ein Vertrauen und eine Hoheit, als wenn ihm nicht die geringste Gefahr drohte. Gemeine Seelen, die seine verlassene Lage zu ihrem Vorteile zu benutzen suchten, wurden mit Strenge zurückgewiesen.

Liutprand erzählt, ein mächtiger Graf habe dem König gedroht, wenn er ihm nicht die Einkünfte der Abtei Lorsch verleihe, werde er ihn gleichfalls verlassen. Da habe Otto geantwortet: „Es steht geschrieben, ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden vorwerfen. Willst du mich aber verraten, so thue es je eher je lieber!" Errötend habe sich der Graf dem König zu Füßen geworfen und sein Unrecht bereut.

Eberhards u. Giselberts Ausgang.

Diese Zuversicht Ottos fesselte das Glück an seine Fahne. Niemand hatte ein größeres Interesse, daß das Vorhaben der Empörer scheitere, als die Grafen Udo und Konrad „Kurzpold", jene Verwandten Eberhards und zugleich dessen erbittertste Feinde. Ihre zwischen Main, Rhein und Lahn gelegenen Güter hatten am meisten von den Streifzügen der Gegner zu leiden. Sie und Udos Bruder, Herzog Hermann von Schwaben, schickte daher Otto zur Deckung der bedrohten Gegend. Als sie mit ihrem kleinen Heere vorsichtig anrückten, erfuhren sie eines Tages von einem Priester, dessen Zugvieh geraubt worden war, daß die Herzöge ihre Mannschaft mit der Beute über den Rhein gesandt hätten, sie selbst aber nähmen im Kreise auserwählter Vasallen noch diesseit des Flusses ein Mahl ein. Udo und Konrad eilten nach dem bezeichneten Ort und trafen unterhalb Andernach auf die Feinde. Nach hartnäckigem Kampfe siegten die Grafen: Eberhard fiel von Wunden bedeckt unter den Streichen seiner ergrimmten Vettern; Giselbert dagegen warf sich in einen mit Fliehenden angefüllten Kahn und fand, als dieser unter der Last versank, in den Fluten des Rheins sein Grab. Nicht einmal seine Leiche wurde gefunden.

Auf dem Ritte nach der Kirche empfing Otto die Kunde von dem tragischen Ende seiner Gegner. Er dankte Gott für die unerwartet schnelle Rettung, da nun ein ernstlicher Widerstand der Gegner kaum mehr möglich war. Breisach öffnete sofort seine Thore; die treulosen Bischöfe, von der Bürgerschaft ihrer Städte verlassen, flehten des Königs Gnade an und fügten sich der kurzen Haft, die ihnen Otto zur Strafe für ihren Abfall in einem Hamburger und Korveyer Kloster auferlegte; Heinrich, von seiner Schwester Gerberga in Chevremont abgewiesen, suchte Zuflucht bei König Ludwig von Frankreich, der nochmals einen Versuch machte, Lothringen zu gewinnen, aber vor Ottos Waffen bald zurückweichen mußte. Wir haben früher der kriegerischen Vorgänge und der endlichen Aussöhnung des deutschen Königs mit Ludwig von Frankreich gedacht (V, 611 ff.), in deren Folge Lothringen aufs neue an das Reich geknüpft ward. Heinrich rief des Bruders Gnade an, und dieser verzieh dem verirrten Jüngling großmütig. Nach einer kurzen Überwachung an dem eigenen Hoflager übertrug er ihm die herzogliche Gewalt in Lothringen. Aber die Leidenschaft war in Heinrichs Herzen noch nicht erloschen. Heinrich unterwirft sich.

So schloß das Jahr 939; und wenn auch, wie Widukind meldet, ein strenger Winter und eine schwere Hungersnot demselben folgte, so war es doch für die deutsche Nation ein segensreiches. Mit der Katastrophe bei Andernach war der Widerstand der Herzogtümer gegen das Königtum gebrochen, waren die Hindernisse verschwunden, welche der Begründung der monarchischen Reichseinheit bisher im Wege gestanden. Wenn Eberhard, Giselbert und Ludwig von Frankreich für Heinrich die Waffen ergriffen hatten, so war dies nur ein Vorwand, um die eigenen Absichten zu verschleiern. Nicht darum suchten sie Otto zu stürzen, um den jüngeren Bruder an dessen Stelle zu setzen, sondern um die Macht des sächsischen Königshauses zu brechen, um die Wiederkehr einer einherrlichen Macht, wie sie Karl d. Gr. besessen, zu verhindern, um dem Herzogtum Franken die gebieterische unabhängige Stellung früherer Jahre zurückzugeben, um die schönen Länder auf der linken Rheinseite für immer von Deutschland zu trennen. Erst seit dem Tage bei Andernach, wo zwei unternehmende Herzöge den Streichen eines dritten erlagen, trug das Königtum und die monarchische Reichseinheit über die Gewalten der Stammesherzöge und den Partikularismus eines Staatenbundes den vollständigen Sieg davon. Folgen des Siegs. 940.

Da Eberhard ohne männliche Erben aus der Welt gegangen war, so löste sich das Herzogtum **Franken** in seiner bisherigen Machtstellung auf. Die Gaue am Main und Spessart erhielt der bayrische Herzog Berthold, welcher in dieser kritischen Zeit treu zum König gestanden, und durch sein Verlöbnis mit Gerbergas jugendlicher Tochter Willetrud wurde er noch enger an das sächsische Herrscherhaus geknüpft. Hermann von Schwaben, sein Bruder Udo und ihr Vetter Konrad Kurzpold, denen Otto den glücklichen Ausgang des Kampfes zu danken hatte, erbten die großen Eigengüter ihres herzoglichen Verwandten und waren fortan durch die Bande der Dankbarkeit wie des Eigennutzes an Otto gefesselt; eben so wurde einige Zeit nachher Graf Konrad, 1. In Franken.

„der Rote" genannt, welcher seit Eberhards Fall zu den mächtigsten Dynasten Frankens gehörte, indem er mit den ererbten Grafschaften an der Nahe, um Worms und Speier, reiche Besitzungen am Main und Neckar verband, durch feste Familienbande an das Königshaus geknüpft. Von den fränkischen Lehngütern, die Eberhard innegehabt, wurden manche eingezogen, andere an die Kirche oder an weltliche Edle vergeben. Die herzogliche Würde von Franken ruhte nunmehr in des Königs eigener Hand. Am schwierigsten waren die Verhältnisse in Lothringen zu ordnen, wo nicht nur König Ludwig, der sich mit Giselberts Witwe Gerberga vermählt hatte, fortwährend den Samen der Zwietracht und Parteiung ausstreute, sondern auch die wankelmütige, treulose Natur der Großen und die herrschenden Familienfehden stets Verwirrung und kriegerische Bewegungen erzeugten. Heinrich konnte sich in der herzoglichen Stellung nicht lange behaupten. Er verließ das Land, worauf Otto die Herzogswürde nebst der Vormundschaft über Giselberts unmündigen Sohn Heinrich dem Grafen Otto, Richwins Sohn, übertrug. Auf diese Weise hoffte er am sichersten den Umtrieben des feindlich gesinnten Bischofs Adalbero von Metz zu begegnen, weil zwischen beiden ein unversöhnlicher Familienhaß obwaltete.

2. In Lothringen.

Richwin hatte seine Gemahlin, Ottos Mutter, wegen Ehebruchs enthaupten lassen und sich mit der Mutter Adalberos in zweiter Ehe verbunden. Darüber geriet der letztere, der durch diese Heirat in seinem Erbgut verkürzt ward, in die heftigste Feindschaft mit seinem Stiefvater, so daß man ihn beschuldigte, er habe denselben auf dem Krankenlager ermorden lassen.

Heinrichs Anschläge und Reue. 941.

Heinrich scheint durch die Übertragung der Herzogswürde in Lothringen an den Grafen Otto aufs neue verletzt worden zu sein. Wenigstens finden wir ihn im nächsten Jahr abermals an der Spitze einer Verschwörung, deren Fäden über das ganze östliche Sachsen gezogen waren. Die Unzufriedenheit vieler Vasallen und Grenzmannen mit Geros Strenge und mit dem harten Kriegsdienste in den Marken führte dem Herzog Anhänger in Menge zu. Auch der Erzbischof Friedrich von Mainz war in der Zahl der Verschwornen. Diese faßten, wie es heißt, den schändlichen Plan, den König am Osterfeste, das er in Quedlinburg zu feiern gedachte, zu ermorden und Heinrich auf den Thron zu heben. Das frevelhafte Vorhaben wurde jedoch entdeckt und vereitelt; die Verschwornen wurden vor der Ausführung ergriffen und mehrere der Hauptschuldigen nach fränkischem Rechte wegen Hochverrats und Landfriedensbruches mit dem Tode bestraft. Der Erzbischof, den sein Stand vor der gleichen Schande bewahrte, wurde nach Fulda in strenge Klosterhaft abgeführt, Heinrich rettete sich durch die Flucht und verschwand längere Zeit aus den Augen der Menschen. Jetzt erst in der Verborgenheit erwachte die Reue in dem Herzen des verirrten Jünglings: er bat den Bruder um Verzeihung. Der Fürbitte der Mutter und einiger Bischöfe gelang es, den Groll des Königs insoweit zu besänftigen, daß er versprach, ihm kein Leid zuzufügen. Er ließ ihn nach Ingelheim in die königliche Pfalz bringen und dort streng bewachen. Aber Heinrichs Gemüt bedurfte einer vollständigen Aussöhnung. Darum entfloh er der Haft, trat in der Domkirche zu Frankfurt, wo Otto das Weihnachtsfest feierte, im härenen Bußgewande und mit entblößten Füßen vor den könig-

lichen Bruder und flehte fußfällig und reuevollen Herzens um Verzeihung und Versöhnung. Und Ottos großmütige Seele blieb nicht ungerührt an der Stätte des Friedens. Er richtete den Bittenden auf und schloß ihn in die brüderlichen Arme. Noch jetzt besitzen wir einen Leich aus der damaligen Hofpoesie, worin in lateinischen und deutschen Versen die Versöhnung besungen wird. Von der Zeit an wurde die Eintracht der Brüder nicht weiter gestört. Heinrich war bemüht, die Verirrungen der Jugend durch rühmliche Thaten in Vergessenheit zu bringen.

2. Befestigung der königlichen Gewalt und der Reichseinheit.

Ottos Regiment im Innern.

Das Weihnachtsfest des Jahres 941 bildet den Anfang einer friedlicheren Zeit: aus einem Meer von Unruhen sieht man König und Reich auf sicherer Höhe angelangt; die Sturmfluten verlaufen sich und der innere Ausbau des Staates kann nunmehr ohne gewaltsame Störungen weiter geführt werden. Diese Jahre der Ruhe benutzte Otto zur Befestigung und Stärkung der Königsmacht, zur Beschränkung und Niederhaltung der herzoglichen, gräflichen und bischöflichen Gewalten, die sich auf Kosten des Königtums zu einer drohenden Höhe emporgeschwungen, und zur Hebung und Förderung der Volksbildung durch gerechtes Gericht, weise Gesetzgebung und christliches Leben. Das Königtum galt ihm als Quelle und Inbegriff aller rechtmäßigen Gewalt. „Aus seiner Stellung als oberster Gerichtsherr, Kriegsherr, Schutzherr der Kirche flossen die einzelnen Rechte und Befugnisse, die er, neben seiner oberlehnsherrlichen Gewalt über die Vasallen, über die Gesamtheit des Volkes übte.“

Gesetzgebung und Rechtspflege.

Otto betrachtete sich als den Nachfolger Karls d. Gr., wie er schon durch die Krönungsfeier in Aachen kundgegeben; daher bewahrte und pflegte er alles, was aus jener großen Zeit noch in Lebenskraft fortbestand. Aber während der anderthalbhundert Jahre, die seitdem unter inneren Umwälzungen und äußeren Stürmen dahingeflossen, hatte sich weniges in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Die Verhältnisse, für welche die karolingischen Königsgesetze, jene tief eingreifenden, das ganze öffentliche Leben umfassenden Kapitularien, einst erlassen worden, hatten sich gänzlich verändert. „Die Beschickung der einzelnen Teile des Reichs durch Sendboten hatte aufgehört, die Immunitäten, d. h. die gefreiten Besitzungen der Kirche und der weltlichen Großen, hatten eine früher kaum geahnte Ausdehnung gewonnen, das Vasallentum war zu einer selbständigen Stellung gediehen, die Grafen standen durch die Erhebung der herzoglichen Gewalt der Krone ferner als früher, die Wehrkraft des Volkes endlich beruhte schon mehr in dem Vasallenheer als in dem Heerbann.“ Unter solchen Umständen konnten die karolingischen Reichsgesetze so wie die aufgeschriebenen Volksrechte der einzelnen Stämme aus jener Zeit nur in seltenen Fällen zur Anwendung kommen, zumal da ein großer Teil der Länder und Völker, welche jetzt in dem Deutschen Reiche vereinigt waren, in den Kapi-

tularien gar nicht berücksichtigt waren. Wenn daher auch Otto die karolingischen Gesetze in Ehren hielt und in geeigneten Fällen zur Richtschnur nahm, wenn er seine königlichen Rechte aus denselben herleitete und, wie wir gesehen, bei Hochverrat und Landfriedensbruch danach handelte, so waren doch die Kapitularien so wenig wie in der Folge das römische Recht vermögend, die altgermanischen Rechtsgewohnheiten, die von der Väter Zeit überliefert worden und in dem Herzen und Gedächtnis des Volkes fortlebten, aus dem Gebrauch zu verdrängen. Auch war Otto weit entfernt, dieses urkräftige Rechtsleben zu hemmen oder zu knicken. Vielmehr war er aufs eifrigste bedacht, das ungeschriebene Volksrecht, wie es sich durch mündliche Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatte, walten und das Urteil durch Richter und Schöffen unter seinem Vorsitz nach altem Herkommen finden zu lassen. Waren diese in einer Streitfrage des Rechts nicht kundig, so ernannte der König Schiedsrichter oder, was noch häufiger geschah, man stellte es Gott anheim, das Recht zu entscheiden, indem man gerichtliche Zweikämpfe anordnete.

So wurde in der erwähnten Versammlung zu Steele im Jahre 938 die Streitfrage: „ob, wenn ein Erblasser neben den Söhnen auch Enkel hinterließe, die letzteren in des verstorbenen Vaters Stelle treten und mit ihren Oheimen das Erbe teilen sollten oder nicht“, durch gerichtlichen Zweikampf zu Gunsten der Enkel entschieden.

Sorgfältige Rechtspflege nach den überkommenen Formen und Satzungen bildete eine der rühmlichsten Seiten in Ottos reichem Regentenleben. Er hielt es für seine wichtigste Aufgabe, streng darüber zu wachen, „daß jedem sein gutes Recht werde und die Richter niemanden Gewalt thäten“. Wie Karl d. Gr. saß auch Otto selbst zu Gericht, bald um die Klagsachen der großen Vasallen, Grafen und Geschlechtshäupter zu entscheiden, bald um in höchster Instanz einen entgültigen Ausspruch zu fällen, wenn von unteren Gerichten an den Gerichtshof des Königs Berufung erhoben ward.

Über die Art und Weise, wie das Recht an den verschiedenen Gerichtsstätten gefunden ward, spricht sich W. Giesebrecht folgendermaßen aus: „Alles Gericht wurde damals noch öffentlich gehalten. Das Landgericht hegten die Herzöge, das Gericht in den Gauen und Hundertschaften die Grafen des Königs oder ihre Unterbeamten, in den Immunitäten die Herren oder ihre Vögte und Meier; dem Lehnsgericht saß der Lehnsherr, dem Hofgericht der Hofherr vor. Wie in dem Gericht über die freien Männer nicht des Königs Richter das Urteil sprach, sondern die rechtskundigen Schöffen von vollfreier Geburt es fanden und der Umstand, d. h. die dem Gericht außer den Schöffen beiwohnenden Freien, mit ihrem Rat die Urteiler unterstützten und ihren Spruch belobten oder tadelten, so bildeten sich ähnliche Formen des Verfahrens auch in den anderen Gerichten aus; überall zeigt sich der Richter von rechtskundigen Männern aus dem Stande der Parteien umgeben, und überall nimmt das Volk noch an der Verhandlung einen unmittelbaren Anteil. Kein kunstreiches, fremdes Recht war es, das unverstanden über dem Volke und seinem Thun waltete. Recht und Gesetz waren noch nicht in die Schreiberstuben gebannt, aus denen unsere Zeit sie mit großer Mühe und geringem Erfolge zu befreien sucht, sondern mit Sitte und Herkommen waren beide

innig verbunden, jedem vertraut, zu allen Zeiten gegenwärtig, mit dem ganzen Dasein des Volkes innerlichst verwachsen. So entwickelte sich das Königsrecht, die Volksrechte, die Lehn- und Dienstrechte nach Sitte und Herkommen frei in der größten Mannigfaltigkeit."

Die Schwäche und Unfähigkeit der letzten Karolinger hatte die Auflösung des Reiches herbeigeführt. Die gestörte Einheit wieder herzustellen war das Lebensziel Konrads gewesen; aber seine Kräfte hatten nicht hingereicht; als er gebrochenen Herzens ins Grab sank, war das Reich ohne Mittelpunkt und gemeinsames Oberhaupt. Erst der Kraft, Klugheit und Mäßigung Heinrichs I. gelang es, das nationale Band wieder fester zu knüpfen: die vereinte Macht der Sachsen und Franken war unter einem solchen Herrscher stark genug, die spröden Elemente zum Anschluß zu bringen; und seine bedeutende Persönlichkeit verbunden mit der selbständigen Stellung, die er den Herzögen einräumte und mit der gemeinsamen Gefahr vor den Barbaren hielt die Reichsfürsten in Gehorsam. Die Kämpfe, welche die obigen Blätter vorführten, waren ein Versuch dieses Band wieder zu lösen. Wäre Heinrichs Nachfolger ein minder kräftiger Regent gewesen, so war es um die Einheit des Deutschen Reiches geschehen. Nur der Herrschergröße Ottos und dem Glück, das gewöhnlich den großartig angelegten Naturen in ihren Unternehmungen beiwohnt, hatte das deutsche Volk in jenen stürmischen Tagen die Erhaltung der nationalen Verbindung aller Stämme und seiner imponierenden Persönlichkeit die feste Vereinigung aller Glieder zu einem großen Staatsganzen zu verdanken. Eine gewaltige Herrschernatur, die sich schon in dem majestätischen Äußern, in dem Ehrfurcht gebietenden Blick und Wesen kundgab, warf Otto die trotzigen Widersacher nieder, aber den Demütigen und Gebeugten begegnete er mit Großmut und Gerechtigkeit. Dabei besaß er eine tiefe Menschenkenntnis und die für einen Herrscher so wichtige Gabe, für jede bedeutende Stellung und Aufgabe den geeigneten Mann zu finden und alle Glücksfälle zu nutzen. Das Schicksal wollte es, daß in den nächsten Jahren die drei Herzogtümer Lothringen, Bayern und Schwaben durch rasches Absterben ihrer Oberhäupter erledigt wurden. Dies setzte ihn in die günstige Lage, diese Länder in befreundete Hände zu bringen und dadurch die selbständige Gewalt, die hauptsächlich auf der alten Verbindung der Stammesherzöge mit den Eingebornen, auf der Gemeinsamkeit der Interessen von Fürsten und Volk, auf dem langen Zusammenleben und Verwachsensein der Dynastengeschlechter mit den übrigen Volksgenossen beruhte, zu brechen und zu schwächen. Im Jahre 944 starb jener Otto, Richwins Sohn, den der König zum Herzog von Lothringen und zum Vormund von Giselberts Sohn erhoben, und kurz darauf folgte ihm der Mündel in die Gruft. Nun übertrug Otto dem an beiden Ufern des Rheines reichbegüterten Grafen Konrad dem Roten das erledigte Herzogtum, einem tapfern, kriegskundigen Manne, dessen feuriges Gemüt zwar nicht frei von Leidenschaft,

Ottos Stellung zu den Landesherzögen.

1. Konrad der Rote in Lothringen.

Trotz und unruhigem Parteigeiste war, der aber im Frieden nicht minder als im Kampfe große Talente bewährt hatte und besonders geeignet schien, die wankelmütigen, zweideutigen Lothringer in Ordnung zu halten. Von den Seinen wurde er geliebt und dem König war er vor allen wert und teuer, so daß
2. Heinrich in Bayern. dieser ihm einige Jahre nachher seine Tochter Luitgard in die Ehe gab. Im näch-
23. Dez. 945. sten Jahr starb Herzog Berthold von Bayern mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes, Heinrich des Jüngeren. Man hatte wohl erwartet, daß in Betracht der großen Dienste, welche Berthold noch im vorhergehenden Jahre durch
12. Aug. 944. Besiegung der Ungarn bei Wels an der Traun dem Reiche geleistet hatte, seinem Sohne die väterliche Würde vorbehalten bleiben würde; aber den Bitten der Königin-Mutter Mathilde gelang es, das erledigte Herzogtum für ihren Lieblingssohn Heinrich, der, wie bemerkt, die Tochter Arnulfs des Bayernfürsten, die schöne und gebildete Judith, heimgeführt hatte, zu erwerben. Der König hatte bei dieser Übertragung den doppelten Zweck: durch großmütiges Vertrauen den tapfern Bruder zu gewinnen, daß er das Schwert, das er früher gegen ihn gezückt, nun für ihn gebrauche und zugleich die immer offener hervortretenden Bestrebungen der Reichsfürsten und Vasallen, ihre Würden und Lehen in erbliches Familiengut zu verwandeln, mit aller Kraft niederzuschlagen. Nun war es der Enkel eines sächsischen Edling, der unmittelbar „der Bayern Reich", wie es im Liede heißt, „mit Würde bewahrte". Ein unermüdlicher Kämpfer hütete er die Grenzmark tapfer und treu. Von der Zeit an blieb Heinrich dem königlichen Bruder, nach Rhoswithas Versicherung, „mit knechtischer Ergebenheit" zugethan und schützte und mehrte das Reich im rühmlichen Kampfe gegen die Ungarn. Er trug in zwei Treffen den Sieg davon und drang erobernd in ihr Land ein.

3. Liudolf in Schwaben. Drei Jahre nach Berthold wurde auch Hermann von Schwaben, der dem König besonders treu und ergeben gewesen und von demselben für gar mancherlei wichtige Dienste mit Auszeichnung und Gütern reichlich bedacht
10. Dez. 948. worden war, zu seinen Vätern versammelt. Da er keine männlichen Erben hinterließ, so übertrug Otto das erledigte Herzogtum seinem Sohne Liudolf, der sich kurz zuvor mit Hermanns einziger Tochter und reichen Erbin, der schönen Ida, vermählt hatte. So waren die alten Stammherzogtümer mit ihren volkstümlichen Wurzeln aus allen deutschen Gauen verschwunden: das Her-
4. Franken. zogtum Franken ruhte in des Königs eigener Hand; und als kurz nach einander die letzten Stammhalter des fränkisch-konradinischen Hauses, Konrad
948. 949. Kurzpold und sein Vetter Udo, zu Grabe getragen wurden, befestigte sich die Herrschaft des Königs noch mehr. Udos Nachkommen verschwinden in dunkler
5. Sachsen. Ruhmlosigkeit. In Sachsen waltete Hermann der Billunge als Ottos Stellvertreter des herzoglichen Amtes; in Bayern, Schwaben, Lothringen regierten Glieder und nahe Verwandte des königlichen Hauses nach seinen Geboten und Weisungen. Im Osten hütete der tapfere Gero die Grenzen des Reichs und

hielt die Slawenwelt in Unterwürfigkeit: und wie entscheidend Ottos Auftreten in Westfranken war, wo er als Schwager des Königs und seines mächtigsten Vasallen Hugo von Paris in den Wirren jenes Reiches eine schiedsrichterliche Stimme führte, wurde früher dargethan (V, 614). Seinem jüngeren Bruder Bruno, einem der gebildetsten und kenntnisreichsten Geistlichen, der sich um die Kultur des sächsischen Landes, die Erziehung der jungen Kleriker, die Hebung der religiösen und sittlichen Volksbildung in der Folge die größten Verdienste erwarb, übertrug er die Leitung der königlichen Kapelle und stellte ihn als Kanzler an die Spitze der Staatsgeschäfte. Wie ein schöner Kranz umgaben die jüngeren Zweige des Herrscherhauses die majestätische Gestalt des herrlichen Fürsten, dessen Persönlichkeit auf die Zeitgenossen einen blendenden Zauber übte.

Wurde so durch die Einsetzung fremder Herzöge eine Weiterentwickelung der Stammessonderung gehindert und die einzelnen Stammgebiete in steter unmittelbarer Beziehung zum König gehalten, so diente dieser Politik namentlich auch das neu ausgebildete Amt der Pfalzgrafen. Dieselben pflegt man aufzufassen als Provinzialbeamte, welche die königlichen Rechte neben dem Herzog wahrzunehmen beauftragt waren. Doch bleibt da noch manche Dunkelheit. Mit dem an das königliche Hofgericht gebundenen Pfalzgrafenamte der Merowinger- und Karolingerzeit hat das der ottonischen Periode nichts zu thun: die Inhaber des letzteren erheben sich nämlich bei ihrem Vorkommen unter Otto d. Gr. kaum über die gewöhnlichen Grafen, auch haben sie stets eine bestimmte Grafschaft inne und erscheinen nur zeitweilig am Hofe, gehören also den Provinzen an. Es hat aber nie mehr als vier Pfalzgrafen gegeben; sie entsprachen demnach den vier Hauptherzogtümern, wie Heinrich I. diese anerkannt und Otto I. belassen hatte. Darauf namentlich gründet sich die Vermutung, daß die Pfalzgrafen bestimmt waren, den Herzögen gewissermaßen das Gegengewicht zu halten; insbesondere finden wir sie mehrfach in Beziehungen zu den königlichen Gütern, wie überhaupt gewisse Berührungen zwischen ihnen und den alten Königsboten erkennbar sind.

Das Glück lächelte dem sächsischen Königshause, und Otto besaß Kraft und Umsicht genug, die dargebotenen Gaben zu verwerten. Nicht zufrieden, die Herzogtümer in sichere Hände zu legen, war er auch beflissen, die selbständige Macht derselben zu brechen, ohne doch die Würde allzutief herabzudrücken: indem er fremde Fürsten einsetzte, entzog er denselben die volkstümliche Unterlage; die Aufstellung von Pfalzgrafen, die als Stellvertreter des Königs die Reichsgüter und Reichsrechte zu wahren hatten, war zugleich ein Mittel, die einheimischen Gewalten zu überwachen und zu beschränken und jeden Versuch einer Empörung niederzuhalten oder im Keime zu ersticken; die Besetzung der Bistümer blieb ein Vorrecht der Krone. Dennoch war die Stellung des Herzogs noch immer von hoher Bedeutung. „Er stand in seinem Lande an der Spitze des ganzen Kriegswesens, hatte die Sorge über den Landfrieden, hielt Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen die Bischöfe, Äbte, Markgrafen, Grafen und Reichsvasallen im Lande vor ihm erscheinen mußten. Zu dem großen Erbgute, welches meist ohnehin der Herzog besaß, pflegten ihm große Reichslehen mit dem Herzogtum erteilt zu werden;“ auch erhielt er gewöhnlich mehrere in seinem Bereiche gelegene Grafschaften. Zugleich war aber Otto bedacht, die Majestät des König-

Die königliche Hofhaltung.

tums würdig zu vertreten. Seine persönliche Anwesenheit bald in diesem bald in jenem Lande war geeignet, durch den Glanz der königlichen Hofhaltung alle übrigen Höfe und Fürstenlager zu verdunkeln und zurückzudrängen. Denn wenn sich Otto auch am liebsten auf seinen Burgen am Harz, am Kyffhäuser und auf der güldenen Aue aufhielt, so weilte er doch selten lange an einem Orte. Ein rastloses Wanderleben führte ihn zu allen Stämmen; in allen Landschaften und namhaften Städten besaß er königliche Pfalzen, in denen er abwechselnd seinen Sitz aufschlug. Und wo er sich aufhielt, entfaltete sich ein vielbewegtes Leben, war der Mittelpunkt des Reiches, traten die Kraft und der Glanz einer königlichen Machtherrschaft zu Tage. Bei diesem häufigen Wechsel des Hoflagers gewöhnten sich alle Stämme und Lande daran, den König als den Ihrigen zu betrachten. War doch sein Haus an allen Orten und die segensreiche Wirkung seiner Nähe überall fühlbar! Vor der Herrlichkeit des deutschen Königs und dem Ruhm seiner Thaten traten die einheimischen Herrschaften tief in Schatten. Die Völker freuten sich der neuen Königsmacht, die ihnen Frieden und Recht brachte, die Feinde abwehrte, den Nationalstolz und die Ehrbegierde befriedigte; und während früher Sage und Volkslied mit Vorliebe bei den glücklichen oder mißlungenen Kämpfen der Stammherzöge gegen das Königtum verweilten, feierten sie jetzt die Thaten und Siege des Herrschers und seiner Anhänger. Gar manches wußte man sich zu erzählen von Ottos und Edithas Frömmigkeit, von den Abenteuern und Ritterthaten seiner Getreuen, besonders der beiden Konrade, des „Roten“ und des „Kurzpolds“; und mit welcher Liebe sich Sage und Dichtung an Ottos zweite Gemahlin, die gefeierte Adelheid, geheftet, werden wir in der Folge erfahren. Seit dem großen Kaiser Karl, den Otto in allen Dingen sich zum Vorbild gewählt, hatte kein Herrscher ein so glänzendes und reiches Hoflager um sich gesammelt als der deutsche König Otto. In seiner größten Pracht zeigte sich dieses Hoflager an den hohen Festtagen, die Otto gleich seinen Vorgängern am liebsten in einer der größern Städte des Reiches feierte, wo neben der religiösen Andacht und dem feierlichen Gottesdienste in den erhabenen Domkirchen auch weltliche Dinge verhandelt wurden und Lust und Lebensfreude die müßigen Stunden erheiterte. An diesen Festtagen empfing Otto die Besuche und Ehrenbezeigungen der geistlichen und weltlichen Würdenträger, die Huldigungen der Vasallen, die Tribute und Geschenke der Völker. „Ein fröhliches und buntes Leben entfaltete sich da am Hofe, wo er auch weilen mochte. Feste drängten sich an Feste, Gelage an Gelage. Viel Kurzweil wurde getrieben, aber man erwog auch die ernstesten Dinge, und oft nach alter Sitte bei den Freuden des Mahles. Über Krieg und Friede wurde entschieden, Verträge mit fremden Königen und Völkern geschlossen oder gelöst, Bischöfe und Grafen ernannt, neue Belehnungen und Privilegien erteilt, wie auch meist das Fürstengericht mit diesen Hoftagen verbunden wurde.“

Königsmacht u. Vasallentum.

Aber so sehr Otto sich an die alten Formen und Ordnungen des Frankenreiches hielt und, wo es anging, in Karls d. Gr. Fußstapfen trat, so waren doch die Verhältnisse so ganz anders gestaltet, daß nur noch geringe Spuren des alten Staatslebens in der neuen Ordnung zu erkennen sind. So wenig die karolingischen Kapitularien bei den Gerichtstagen und der Verwaltung ihre volle Anwendung finden konnten, so wenig entsprachen die übrigen Einrichtungen der Reichsregierung den alten Formen. Nicht nur, daß das erbliche Thronrecht einem Wahlkönigtum gewichen war, wodurch notwendig die Macht und der Einfluß der Wahlherren wachsen mußte, auch die Grafen und Sendboten der karolingischen Zeit hatten an Macht und Unabhängigkeit gewonnen. Waren sie früher nur königliche Großbeamte gewesen, so hatten sie im Laufe der Zeit sich eine Stellung geschaffen, die gegenüber der schwachen Königsmacht früherer Jahre die entscheidende Gewalt in ihre Hand bringen mußte. Im Besitze großer Güter und Lehen mit eigenen Leuten, Untervasallen und Kriegsknechten, stark durch gegenseitige Verbindungen und Verwandtschaften und geeinigt durch gleiches Interesse, bildeten die Adelsgeschlechter eine Macht, mit der das Königtum sich vertragen mußte, wollte es nicht an ihrem vereinten Widerstand zu Grunde gehen. Die geringen Freienvon kleinem Grundbesitz, einst der Kern des Heerbannes, waren auch in den deutschen Landen fast sämtlich dem allgemeinen Lose der Hörigkeit und Abhängigkeit verfallen. Die Hauptmacht der Reichsheere bildeten die Fähnlein, welche die großen Vasallen dem Könige zuführten; die letzten Reste des freien Heerbannes waren durch Heinrichs berittene Burgmannschaften vollends beseitigt worden. Wohl waren die hohen Würden und Lehen dem Prinzipe nach immer noch Eigentum der Krone, und Otto hielt streng darauf, daß die Formalitäten der Übertragung und Huldigung beobachtet und dadurch die Vasallen fort und fort an den Lehnsverband und an dessen Pflichten erinnert wurden. „Weder die Erblichkeit der Lehen gestand er ihnen zu, noch irgend ein bestimmtes Recht an der Regierung, noch besondere Gerechtsame, die dem Interesse des Reichs zu widerstreiten schienen. Wenn er die Herzöge und Grafen mit der befahnten Lanze belehnte, die geistlichen Würdenträger mit dem Stab, so mußten sie mit zusammengelegten Händen in seiner Hand den Huldigungseid leisten und darin geloben, zu aller Zeit ihm treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er sie entbiete, und in keiner Not ihn zu verlassen.“ Allein da er stets bedacht sein mußte, sich ihres guten Willens zu versichern, so wird wohl, wenn nicht Treulosigkeit und Empörung die Ausnahme rechtfertigten, selten der Fall eingetreten sein, daß bei dem Tode eines Lehninhabers dem rechtmäßigen Erben der Fortbesitz des Benefiziums versagt worden wäre. So gewann die Vorstellung, daß die Lehen eben so gut zum Familienvermögen gehörten wie die Eigengüter, immer mehr Boden und man konnte den Zeitpunkt voraussehen, wo die Erblichkeit förmlich anerkannt und ausgesprochen, das thatsächliche Ver-

hältnis in einen Rechtszustand verwandelt werden würde. Aus der Zögerung der Herrscher, diesen letzten die Königsmacht so tief verletzenden Schritt zu thun, erwuchs dem Reiche noch ein Meer von Unruhe und Verwirrung.

Verhältnis zur Geistlichkeit. Bei dieser schwierigen Stellung der Krone zu den weltlichen Großen, die dem König die größte Behutsamkeit auferlegte, damit er nicht durch Eingriffe in angemaßte oder erworbene Rechte die Adelsfamilien verletzte und zu gemeinsamem Widerstand reizte, war es eine kluge Politik, daß Otto mit dem deutschen Klerus in nähere Verbindung trat. Wie in der Folge in manchen Ländern das Königtum mit den Bürgerschaften der Städte sich gegen den hohen Adel vereinigte, so reichten sich jetzt König und Geistlichkeit die Hand zum Bunde wider denselben gemeinsamen Gegner. Bei der Ohnmacht und Entartung des Papsttums im zehnten Jahrhundert (V, 635) und bei der Lüsternheit der Feudalherren nach den geistlichen Gütern und Einkünften griff der deutsche Klerus freudig nach einer starken Hand, die ihm Schutz und Sicherheit gewährte und ihn für die Abhängigkeit von der Krone durch Mehrung seiner Rechte und Besitzungen entschädigte. Die Freigebigkeit des sächsischen Königshauses gegen die Kirche, Ottos Eifer für Verbreitung des Christentums unter den Heiden, der fromme Sinn, den alle Glieder der hohen Familie durch kirchliche Stiftungen an den Tag legten, tilgten das Mißtrauen, das der Klerus gegen den ersten Sachsenherrscher gefaßt haben mochte, und machten ihn willfährig. Die Geistlichkeit ließ es geschehen, daß der König die Bistümer und Abteien eigenmächtig besetzte, oder wo eine Wahl vorgenommen wurde, diese auf solche Kleriker lenkte, die ihm genehm und ergeben waren. Dafür mehrte er die Rechte und Immunitäten der Bischöfe und Äbte, indem er sie so viel als möglich der weltlichen Gerichtsbarkeit und der oft drückenden Obhut der Grafen entzog und ihnen einen gefreiten Gerichtsstand und eine unabhängigere Stellung einräumte.

„Die Kirchen hatten eigene Herrschaften und Reichslehen," so stellt H. Leo in seinen „Vorlesungen" diese Verhältnisse dar, „hatten auf ihren Gütern die Vogteigerichtsbarkeit erworben, ja in einzelnen Güterkomplexen schon hie und da Grafengerichtsbarkeit vom Reiche zu Lehen, so daß solche Distrikte nun von den Gauen der Grafen getrennt unter eigenen von den geistlichen Herren bestellten Vizegrafen oder Burggrafen stunden. Jeder neue Bischof oder Abt hatte aus diesen Gründen vom Könige die Belehnung mit Reichsgütern, Reichsgerichtsbarkeiten und Reichshoheitsrechten zu suchen, und dadurch hatte der König ein sehr wirksames Mittel in Händen, die Wahlen der Geistlichen bestimmend zu influieren; denn es brauchte nur einige Male vorgekommen zu sein, daß der König große und weitläufige Schwierigkeiten machte, einem gewählten Bischof oder Abte diese Reichslehen zu erteilen, weil derselbe dem Reiche nicht zuverlässig genug sei oder aus anderen Gründen — die Kirche brauchte nur hie und da einmal eine solche Beanstandung der Übung ihrer Gerichts- und Hoheitsrechte und des Bezuges ihrer Einkünfte aus Reichslehen erfahren zu haben, um sie für die Zukunft vorziehen zu lassen, des Königs Meinung über die Wahl lieber vor derselben zu erforschen. Auf diese Weise hatte sich schon seit den karolingischen Zeiten vorbereitet, war aber nun in voller Übung, daß der König den Wählenden es andeutete, wenn er wünschte, daß ein bestimmter Mann gewählt oder nicht gewählt werden möchte, und wenn auch nicht wieder so

roh wie in den Zeiten Karl Martells und Pippins, doch war im wesentlichen dasselbe erreicht, nämlich daß im Grunde der König die höheren geistlichen Stellen im Reiche vergab. Auf diese Weise hatte Otto auch über das Erzbistum Mainz verfügen können. Allerdings im allgemeinen nahm Otto bei dieser Beherrschung der geistlichen Wahlen zugleich Rücksicht auf Kenntnisse, Geschäftsgewandtheit und christliche Gesinnung des zu einer Stelle zu Empfehlenden, und die Kirche befand sich im ganzen bei diesem Einflusse eines Königs, dem sie selbst so sehr am Herzen lag, wohl. Dabei aber mußte Otto einleuchten, daß die weltlichen Beamtenstellen wesentlich schon dem Erbgange folgten, daß sie wenigstens nur unter Erregung von großer Unzufriedenheit einmal ganz abweichend vom Erbgange vergeben werden konnten; daß er (der König) also auf die Besetzung der weltlichen Reichsämter faktisch weit weniger Einfluß habe als auf die Besetzung der Kirchenämter. Aus diesem Grunde suchte Otto die weltlichen Amtskreise, wo es ohne Anstoß zu geben geschehen konnte, zu verkleinern; und dies war z. B. möglich, wenn er mehr und mehr die kirchlichen Herrschaften vom Grafengaue lostrennte und unter die eigenen Vize- oder Burggrafen der geistlichen Herren stellte als Immunitäten und eximierte Gebiete, in denen kein weltlicher Beamter als allenfalls der Herzog und der Pfalzgraf etwas zu sagen oder Gericht zu halten oder sich sonst einzumischen hatte. Damit aber (durch den Besitz ihrer Herrschaften nicht bloß mit Vogteirechten, sondern mit Grafengewalten) wurden die hohen Geistlichen zugleich wirkliche Fürsten nicht bloß, wie schon immer im fränkischen Reiche, durch hohe Stellung bei Hofe und in den Reichsgeschäften, sowie durch Beherrschung der geistlichen Verhältnisse und durch zahlreiche Hörige und Leibeigene auf ihren Gütern, sondern durch wirkliche Herrschaftsrechte im eminenteren Sinne."

Doch hat Otto dieses Recht der Verfügung über die geistlichen Stellen nie zum Nachteil der Kirche gebraucht. Wenn er bei Besetzung der hohen kirchlichen Ämter zunächst die Reichseinheit und die innige Verbindung von Staat und Kirche ins Auge faßte und deshalb stets zuverlässige und ihm befreundete Prälaten beförderte, so trug er zugleich Sorge, daß nur würdigen, durch Gelehrsamkeit, Bildung und Sittlichkeit hervorragenden Geistlichen diese Auszeichnung zu teil ward. Zu einer Zeit, als das Papsttum in tiefem Verfall lag, als in den meisten Ländern des Abendlandes der hohe Klerus von „sittlicher Fäulnis" ergriffen war, behauptete die deutsche Kirche unter dem starken Regimente des sächsischen Königs eine ehrenhafte Stellung. Die von Otto eingesetzten Erzbischöfe, Bischöfe und Vorsteher der Reichsabteien waren zugleich Kirchenhäupter und Reichsbeamte und Otto sorgte, daß sie diesen beiden Verpflichtungen eifrig und gewissenhaft nachkämen. Sie arbeiteten an der Bekehrung der Heiden, indem sie die von den Päpsten gänzlich vernachlässigte Missionsthätigkeit wieder aufnahmen und dem König bei der Gründung neuer Bistümer im Osten und Norden mit Rat und That an die Hand gingen; sie hielten das Interesse für Wissenschaft und christliche Bildung lebendig, wobei Ottos Bruder Brun, ein in den kirchlichen Schriftstellern wie in den altklassischen Werken belesener Mann, der auch des Griechischen kundig war, mit rühmlichem Beispiele voranging. Die von ihm nach dem Vorgange Alkuins gegründete und geleitete Hofschule, wo die sieben freien Künste wieder gelehrt wurden, wirkte anregend auf die klösterlichen Unterrichtsanstalten. Die Mönche und Priester aus England und Irland, die vor den Dänen nach dem Festlande

Der deutsche Klerus.

flohen, fanden Aufnahme in den deutschen Klöstern und waren dort im Geiste eines Kolumban und Gallus für werkthätiges Christentum, für religiöses Leben, für Herstellung der verfallenen Klosterzucht thätig, leisteten dabei aber freilich auch dem Aberglauben und Reliquiendienst Vorschub. Zugleich half die Geistlichkeit thatkräftig bei dem Ausbau des Staates. Als Reichsbeamte mußten die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte ohnehin die Vertreter eines Standes, „der sich schon seiner Bedeutung nach über die besonderen Interessen, zu allgemeinen politischen Ideen und Anschauungen erheben mußte und dem überdies stets die dem Hofe gefällige Richtung gegeben werden konnte“, für ihre Lehen Mannschaften zum Heere schicken, ja nicht selten selbst in den Krieg mitziehen; Reichssynoden sollten nur mit des Kaisers Willen abgehalten und die gefaßten Beschlüsse seiner Genehmigung vorgelegt werden; ohne Rücksicht auf die Kirchengesetze wurden die Bischöfe gleich den übrigen Reichsvasallen vor den königlichen Richterstuhl geladen. Im übrigen gestattete ihnen Otto, ihr Amt selbständig in patriarchalischer Weise zu verwalten und förderte sie in allen praktischen Zwecken, die sie zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menschheit auszuführen bemüht waren, besonders in dem Bestreben, „ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrechte ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszuroden, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten zu hegen und zu pflegen“. Das Mißtrauen, das anfangs zwischen dem König und dem hohen Klerus obgewaltet, besonders als mehrere Kirchenfürsten in den westlichen Teilen des Reiches die Empörer unterstützt hatten, verschwand allmählich und die Kirche schloß einen aufrichtigen Bund mit dem Königtum. Mit Freuden gewahrte die Geistlichkeit das wachsende Interesse des Königs für Religion und Kirche. Als nämlich seine angelsächsische Gemahlin Editha, die wegen ihrer Sanftmut, christlichen Gesinnung und Mildthätigkeit von dem sächsischen Volke wie eine Heilige verehrt ward, nach achtzehnjähriger Ehe durch einen raschen Tod dahingerafft und in der Klosterkirche des heil. Moritz zu Magdeburg beigesetzt war, richtete Otto mehr als zuvor seine Aufmerksamkeit auf die religiösen und geistlichen Dinge. Er lernte die Schriftsprache, um die Bibel selbst zu lesen, und widmete den kirchlichen Angelegenheiten die größte Sorgfalt. Hatte er früher manchmal die allzugroße Freigebigkeit seiner Mutter und seiner Gattin bei Gründung und Ausstattung geistlicher Stiftungen gerügt und ihrem werkheiligen Eifer Schranken gesetzt, so bewährte er jetzt seine Hingebung an die Kirche und die Verbreitung des Reiches Gottes durch Errichtung von Bischofsitzen in den unterworfenen Ländern, durch Beförderung von Klosterstiftungen, durch die Sorge für Erziehung und Bildung junger Geistlichen, durch Begünstigung aller Einrichtungen, welche zur Hebung und Stärkung der kirchlichen Zucht und Sitte, zur Reformation der Klöster und Kapitel, zur Erweckung wissenschaftlichen

Ottos Sinn für christliches Leben und christl. Bildung.

946.

Lebens unter der Geistlichkeit dienen konnten, durch die hohe Gunst, die er stets den edeln Bestrebungen seines Bruders Brun bewies.

Bruno, der jüngste Sohn Heinrichs I., geb. 925, wurde schon in früher Jugend, da er zum geistlichen Stande bestimmt war, zur Erziehung nach Lothringen geschickt, wo sich am meisten Bildung und Gelehrsamkeit aus der karolingischen Zeit in den Kloster- und Stiftsschulen erhalten hatte. Balderich, Bischof von Utrecht, ein Verwandter Giselberts, wurde sein Lehrer. Unter seiner Leitung widmete sich Brun mit solchem Eifer den Studien, daß, als ihn Otto wenige Jahre nach seiner Erhebung (940) aus dem verwirrten Herzogtum Lothringen an seine Seite berief, der vierzehnjährige Knabe an vielseitigen Kenntnissen und an Reife des Verstandes die meisten Geistlichen übertraf. Der König wußte die herrlichen Gaben des Bruders dem Reiche nutzbar zu machen. Er ernannte ihn, wie erwähnt, zum Erzkaplan und übertrug ihm die Leitung der Kanzlei in ihrem ganzen Umfange. Brun unterzog sich den Geschäften des wichtigen Amtes mit der größten Gewissenhaftigkeit; er war der stete Begleiter des Königs und fast alle Urkunden der nächsten dreizehn Jahre sind von ihm ausgestellt. Dabei lag er mit dem größten Eifer den Studien ob; wie die Israeliten die Bundeslade, sagt sein Biograph Ruotger, so führte Bruno allenthalben seine Bücher mit sich und widmete denselben jede freie Stunde. Sein gebildeter Geist wußte geistliches und weltliches Wissen harmonisch zu verbinden. Unbeirrt von dem beschränkten Eifer vieler Kleriker, welche jede profane Wissenschaft verachteten und anfeindeten, lernte Brun nicht bloß die griechische Sprache, um seiner Wißbegierde und seinem Forschungstrieb neue Welten zu erschließen, er suchte sich auch in der Mathematik, in der klassischen Litteratur des Altertums und in anderen Wissenschaften Kenntnisse zu verschaffen. Dabei blieb aber die religiöse und kirchliche Ausbildung seine Hauptsorge. Angeregt von einem irländischen Bischof Israel, der wie viele seiner Landsleute in Deutschland ein Asyl fand, suchte Brun der Regel Benedikts in den Klöstern Eingang zu verschaffen, die verfallene Kirchenzucht herzustellen, die Tugend der Entsagung und die Verdienstlichkeit eines asketischen Lebens zur Geltung zu bringen. Bruno verkannte nicht die wohlthätige Wirksamkeit dieser irländischen Wandermönche, er würdigte ihre Verdienste um Erweckung einer tieferen Frömmigkeit, um Hebung des kirchlichen Lebens, um Aufrichtung einer strafferen Klosterzucht und begünstigte ihre Reformbestrebungen in den ihm übertragenen Abteien, unter welchen das Kloster Lorsch an der Bergstraße die angesehenste war; allein seinem hellen Blicke entgingen auch nicht die Schattenseiten dieser gesteigerten Asketik. „Niemand verehrte gläubiger die Reliquien als diese Iren, niemand legte mehr Gewicht auf Träume; Kasteiungen und Fasten hatten in ihren Augen den größten Wert, Gelübde trieben sie zu Wallfahrten bis an das Ende der Welt. Es war eine wunderbare Mischung von wissenschaftlicher Nüchternheit und religiöser Phantastik, von Werkheiligkeit und wahrhaft christlicher Glaubensfreudigkeit in diesen Mönchen." Die Reformthätigkeit dieser irischen Klosterleute mit ihrer asketischen Strenge, ihren Büßungen, ihren äußerlichen Religionsübungen war eine heilsame Reaktion gegen den geistlichen Hochmut der karolingischen Hierarchie, die stolz auf ihre Dogmatik, ihre Kirchengesetze und ihr heiliges Amt mit pharisäischem Hochgefühl auf das Volk herabsah; aber die Gefahr lag nicht fern, daß das Wesen der Religion in äußerlichen Andachtsübungen aufging, daß über abergläubischen Gebräuchen und Reliquienverehrung, über Büßungen, Kasteiungen und werkheiligem Eifer alles wissenschaftliche Streben, alles Forschen nach dem Göttlichen verabsäumt würde. Da war es denn wieder Bruns gesunder Sinn und einsichtsvoller, durch Studien gekräftigter Geist, welcher auch der wissenschaftlichen Aus-

Bruno. 925—966.

Asketische Richtungen.

Schulbildung.

bildung ihre Ehre gab. Er stellte die verfallene Hofschule wieder her und gab ihr die unter Karl d. Gr. von Alkuin begründete Einrichtung zurück, indem er zu den drei niederen Disziplinen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, welche seit vielen Jahren die ausschließlichen Unterrichtsgegenstände bildeten, noch die höheren: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie hinzufügte und somit die sieben freien Künste, in welche man damals die Summe menschlicher Weisheit zusammenfaßte, wieder zur Geltung brachte. Und da bei der Dürftigkeit der Lehrbücher die Schule nur gedeihen konnte, wenn tüchtige Lehrer den Unterricht erteilten, so lehrte er nicht nur selbst mit großem Eifer, er trug auch Sorge, aus Lothringen und Italien, wo der wissenschaftliche Sinn noch lebendiger war, ausgezeichnete Männer an den Hof zu ziehen. Ratherius von Verona, von dem früher die Rede war, ein unruhiger, streitsüchtiger Prälat, aber einer der ersten Theologen seiner Zeit, wurde an die Hofschule berufen, und Bruno selbst ging noch bei ihm in die Lehre; auch der berühmte Bischof Liutprand von Cremona, den wir später als einen der ausgezeichnetsten Historiker der Zeit kennen lernen werden, kam an den Hof und es scheint, daß man seine große Kenntnis der altrömischen Litteratur für die Schule benutzte. Man erwarb in Italien wertvolle Handschriften klassischer Schriftsteller: es wird erwähnt, daß ein Italiener, Namens Gunzo, über hundert dieser herrlichen Schätze nach Deutschland gebracht habe. „Mit frischem Eifer warf man sich nun auf das Studium der alten Dichter, Redner, Geschichtschreiber; Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Sallust erstanden gleichsam von den Toten und wurden die Lehrer der Deutschen in den freien Wissenschaften." Brun war die Seele dieser gelehrten Beschäftigungen: seine anerkannte Frömmigkeit, sein philologisches Wissen und seine hohe Stellung verschafften ihm das größte Ansehen; noch lange nach seinem Tod war der von ihm geweckte und belebte Sinn für die Studien stark genug, die Vorurteile und Anfechtungen der trüben Frömmigkeit niederzuhalten, welche alle profane Wissenschaft, alle „Philosophie" als die Quelle unchristlicher oder ketzerischer Gesinnung verdammte.

Bruns einflußreiche Stellung.

Otto ehrte die Verdienste seines gelehrten Bruders: nicht nur, daß er ihn durch Übertragung mehrerer reichen Abteien instandsetzte, auch an anderen Orten Schulen und Lehranstalten zu gründen, und die von ihm geleitete Kapelle und Hofschule, die treffliche Pflanzstätte für den geistlichen Stand, auf alle Weise förderte, er übertrug ihm in der Folge (953) das Erzstift Köln und die herzogliche Gewalt in Lothringen und bediente sich seiner bei allen kirchlichen Fragen. Sein friedfertiger, versöhnlicher Charakter, verbunden mit Bildung, Tugend und Gottesfurcht machte ihn besonders geeignet, als Vermittler und Friedensstifter in schwierigen Fragen aufzutreten und verwickelte Verhältnisse zu lösen. Auf einer Geschäftsreise nach Frankreich fand er im Jahre 966 einen frühen Tod im vierzigsten Lebensjahre.

Ottos persönliches Regiment.

So sehen wir den weisen König Otto eifrig bemüht, die widerstrebenden Mächte, die in dem Herzogtum, in dem Reichsadel, in dem Prälatenstand verborgen lagen, teils zu brechen, teils der Krone dienstbar zu machen. Und in der That gelang es ihm, das Königtum auf eine Höhe zu rücken, wie wir es nur unter Karl d. Gr. erblickt haben. Aber die von Otto begründete Staatsordnung beruhte nicht auf so breiter volkstümlicher Basis, sondern sie entbehrte aller jener Institute und Organe, welche einen dauerhaften Bestand zu schaffen vermögen. Wie bei seinem Vater war auch bei Otto das ganze Reichsregiment an seine Person geknüpft und den vermittelnden und dienenden Gewalten und Ordnungen durch die Unbestimmtheit und Willkürlichkeit ihrer Funktionen das

harmonische Zusammenwirken geraubt. Während Karl d. Gr. von Reichsbeamten und Hofräten umgeben war, die gleich den Ministerien unserer Tage bestimmten Geschäftskreisen vorstanden und auf den Gang des öffentlichen Lebens bestimmend einwirkten, sehen wir Otto von einer größeren oder kleineren Anzahl von Freunden und Vertrauensmännern, die er nach freiem Ermessen aus den Grafen und Bischöfen des Reiches auswählt, begleitet, wenn er von einer Pfalz zur anderen zieht: mit ihnen berät und entscheidet er die Angelegenheiten des Reiches, sie erhöhen den Glanz seines Hoflagers, bilden aber nicht ein Kollegium mit strenger Scheidung und Ordnung der Geschäfte, sondern einen Freundeskreis mit Willkür gewählt und häufig durch die Zufälligkeit des Aufenthaltes bestimmt. Nachteiliger noch war der Mangel regelmäßiger Reichsversammlungen. Wenn auch die alte Sitte beratender Zusammenkünfte freier Reichsglieder nicht ganz außer Übung kam, so hatten doch die Reichstage bei weitem nicht mehr die Bedeutung wie unter den Karolingern. Während früher alljährlich in den einzelnen Provinzen Kreistage oder Provinzialsynoden abgehalten wurden, wo kirchliche und weltliche Anliegen zur Verhandlung kamen, und dann auf allgemeinen Versammlungen geistlicher und weltlicher Herren das Wohl des gesamten Reiches beraten und die Berichte der Grafen und Königsboten entgegengenommen wurden, scheint Otto nur den Hoftagen, die er während der festlichen Zeiten in seinen Pfalzen abhielt, durch Einberufung von Grafen und Herren, von Bischöfen und Äbten eine größere Bedeutung gegeben zu haben; wo es sich um Krieg und Frieden handelte, wurden ohne Zweifel die großen Vasallen um Rat und Beistand angegangen, ein Zusammentreten, das wohl auch als Reichstag oder Volksversammlung bezeichnet werden konnte, da bei dem Mangel freier städtischer Bürgerschaften nur die zur Führung der Waffen berechtigten oder verpflichteten Wehrmänner das „Volk" ausmachten; die übrigen Angelegenheiten wurden wohl auf kirchlichen Versammlungen oder Reichssynoden verhandelt, welche, da außer den Bischöfen und Äbten auch Herren aus dem Laienstand anwohnten, sich auch mit weltlichen Dingen befaßten. Nur bei diesen gemischten Versammlungen, bei denen der König gewöhnlich zugegen war und auf den Gang der Verhandlungen einen entscheidenden Einfluß übte, fanden schriftliche Aufzeichnungen statt. Wenigstens haben sich aus jener Zeit keine Reichstagsprotokolle, sondern nur Konzilienakten erhalten. Die Königsmacht war aber nur dann stark und dauerhaft, wenn der Herrscher über große Güter und Einkünfte verfügen konnte. Darum war Otto beflissen, das Kronvermögen und die Staatseinnahmen in gleicher Weise zu wahren und zu erhöhen wie das königliche Ansehen. Auch in bezug auf die Mehrung des Fiskus durch sorgfältigen Haushalt, durch gute Bewirtschaftung der Krongüter, durch Erhöhung der Abgaben und Gefälle diente Karl d. Gr. seinem sächsischen Nachfolger zum Vorbild. Waren auch die Kammergüter, welche die Frankenkönige einst in allen Gauen des Reiches besessen hatten, durch die Schwäche und Fahrlässigkeit der

Reichs- und Hoftage.

Staatshaushalt.

letzten Karolinger bedeutend vermindert worden und zum Teil in fremde Hände übergegangen, so waren doch noch beträchtliche Stücke erhalten, deren Erträgnisse in Verbindung mit den übrigen Reichseinkünften, die besonders in den Königsforsten, in Bergwerken, in Zöllen und Wegegeldern, in den Gefällen des Münz- und Marktrechts, in Gerichtsbußen, in den Tributen der unterworfenen Völker u. dgl. m. ihre ergiebigsten Quellen hatten, und in Franken von Kammerboten, in den übrigen Herzogtümern von Pfalzgrafen erhoben wurden, die königliche Schatzkammer bereicherten. Eine feste Reichssteuer gab es nicht, aber die „Ehrengeschenke", die nach alter Sitte von geistlichen und weltlichen Großen dargebracht wurden, nahmen immer mehr den Charakter einer gezwungenen, oft drückenden Abgabe an, und die Leistungen für den königlichen Haushalt, die Beherbergung und Bewirtung des Hofs und der Beamten während der Reisen und des Aufenthaltes in den verschiedenen Landesteilen, die unentgeltlichen Fuhren und Spanndienste, die Ausrüstung und Unterhaltung der Kriegsheere, welche den einzelnen Landschaften aufgebürdet wurden, waren nicht selten schwere Lasten für die Bewohner. Unter solchen Umständen konnte Otto als ein reicher König erscheinen und durch seinen Glanz wie durch seine Freigebigkeit die Würde des königlichen Namens erhöhen.

3. Sicherung und Erweiterung der Marken.

1. Unterwerfung der Wenden. Als Otto die inneren Aufstände niedergeworfen und das Königtum fest begründet hatte, wandte er seine Thätigkeit mit verdoppeltem Eifer den Grenzmarken zu, indem er nach dem Beispiel seines Vaters die Heidenwelt im Osten und Norden des Reiches mit der Schärfe des Schwerts zur Unterwerfung und Zinspflicht zwang, zugleich aber durch Verbreitung des Christentums den Sinn des Volkes für Kultur und Gesittung, für friedlichen Verkehr und für edlere Lebensformen zu wecken suchte. Markgraf Gero. Wir haben gesehen, wie Otto gleich nach seiner Thronbesteigung dem Sachsen Gero die Verwaltung der slawischen Grenzländer im Osten übertragen, ohne sich durch die Mißgunst und den Neid der übrigen Großen irre machen zu lassen. Ebenso klug als tapfer wurde Gero bald der Schrecken der Feinde und entsprach so sehr allen Erwartungen, daß ihn Otto zum „Markgrafen" erhob und ihm sein ganzes Vertrauen zuwandte. Lange kämpfte er mit den Liutizen und den übrigen Stämmen des Wendenvolkes, die wir oben (S. 22) als die Bewohner der Landschaften von der Saale und mittleren Elbe bis zur Oder kennen gelernt haben, ohne ihrer völlig Meister zu werden, weil sie tückisch und treulos alle Verträge brachen. Einst, heißt es in der Volksüberlieferung, machten sie einen Anschlag, den Markgrafen, wenn er ganz sicher wäre, zu überfallen und zu töten. Er aber, listiger als sie, lud dreißig Häuptlinge zu einem festlichen Mahle ein, und nachdem sie vom Wein berauscht zu Boden gesunken, ließ er sie sämtlich in derselben Nacht erschlagen. Diese

Blutthat erregte einen furchtbaren Aufstand unter allen wendischen Stämmen; aber Verrat und Uneinigkeit schwächten ihre Macht und erleichterten dem Markgrafen den Sieg. Tugumir, ein Mann aus dem fürstlichen Geschlechte der Heveller, der lange unter den Deutschen gelebt hatte, kehrte zu seinen Landsleuten zurück und lieferte, als diese ihn zu ihrem Oberhaupt erkoren, das Land **Brandenburg** in Geros Hände. Bis zur Oder wurden endlich alle wendischen Stämme unterworfen und zur Zinspflicht gezwungen. Die von Zeit zu Zeit erneuerten Versuche, sich der drückenden Last zu entziehen endeten gewöhnlich zu ihrem Nachteil und mehrten die Leiden der Knechtschaft. Selbst der Polenherzog Mieczyslaw, derselbe, der dem Christentum zuerst den Weg in sein Land bahnte, leistete, als er zugleich von dem streitbaren Gero und von den Wenden gedrängt wurde, den Handschlag der Treue, zahlte Tribut, versprach Heeresfolge und erschien bald in Person auf den großen Hoftagen in Deutschland. — Einen nicht minder harten Stand hatte **Hermann** der Billunge gegen die nördlichen Wenden, die von der Mündung der Eider bis zum Haff die Küsten der Ostsee bewohnten und sich der allgemeinen Erhebung ihrer Stammgenossen anschlossen. Aber auch sie wurden zuletzt besiegt und in ein befreundetes Verhältnis zum Reich gebracht. Das durch den Fall der wendischen Fürsten und Häuptlinge herrenlos gewordene Gut verteilte Otto unter die Vasallen und Ministerialen, die im Lande angesiedelt wurden und stets zum Kriegsdienst bereit und gerüstet sein mußten. Zahlreiche Burgen mit dem dazu gehörigen Grundbesitz (Burgwarten), wo Grafen mit bewaffneter Mannschaft Wache hielten, dienten als Stützpunkte für die Verteidigung des Landes und für die Gründung neuer Städte. Die unterworfene Bevölkerung zahlte Tribut in Geld und Produkten an die Kammer des Königs und leistete den deutschen Grundherren Frondienste mannigfacher Art. Die Fürsten und Häuptlinge wurden königliche Vasallen und versprachen Treue und Heeresfolge. Otto begnügte sich jedoch nicht mit den Erfolgen der Waffen. Den Heeren folgten Priester und Glaubensboten, welche die besiegten Völker zur Taufe führten und die nach und nach gegründeten Bistümer in Merseburg, Zeitz, Meißen, Havelberg (946), Brandenburg (949), welche dem im Jahre 967 errichteten Erzstift Magdeburg untergeordnet wurden, sorgten dann für Pflanzung des Christentums und für Verbreitung christlich-germanischer Bildung. Denn erst als der finstere Götzendienst mit seinen blutigen Opfern aufhörte und die Lehre vom gekreuzigten Heiland den Kultus des Swantewit und der übrigen weißen und schwarzen Götter verdrängte, war ein friedliches Zusammenleben möglich. Aber nicht leicht fand das Evangelium Eingang bei den Wenden. Sie haßten die Deutschen, die ihnen die neue Lehre brachten, und nahmen darum den Glauben selbst, von dem ihnen nur die äußere Schale, die kirchlichen Formen und Gebräuche, mitgeteilt wurden, mit Widerstreben auf; sie zürnten, daß sie den Bischöfen den Zehnten entrichten sollten von ihrem Getreide, ihrem Flachse und ihren Herden. Es dauerte daher lange, ehe

Hermann Billung.

Sicherung des Wendenlandes.

Verbreitung des Christentums.

die Wenden ihre Gemüter zur Versöhnung neigten, und noch oft versuchten sie das Glück der Waffen.

„Die Art der Erwerbung der slawischen Marken durch das Schwert," bemerkt Stenzel, „die Härte, mit der die alten Einwohner gezwungen wurden, ihren heimischen geliebten Göttern zu entsagen, um sie gegen die Religion ihrer Unterdrücker zu vertauschen, welche, tief vom Ursprunge herabgesunken, hauptsächlich die Abgabe des zehnten Teils der Früchte der Betriebsamkeit und des Schweißes ihrer Bekenner forderte, der Druck des Tributs an den König und die willkürlichen Erpressungen und, was am tiefsten schmerzte, der verächtliche Hohn, mit dem das fast zur Knechtschaft herabgewürdigte Volk wie seine Fürsten sich von den rauhen habsüchtigen Kriegern behandelt sehen mußte, mit denen es als unehrlich sich nie durch Bande der Ehe zu einem Volke vereinigen konnte, alles dies mußte einen tief begründeten Haß erzeugen und konnte unmöglich, solange die Nation noch Kraft und Mut hatte, einen Zustand sichern, welcher nur durch das Schwert gegründet war, nur durch Gewalt behauptet wurde." Diese feindselige Gesinnung wurde bisweilen von deutschen Edlen zu Thaten der Rache benutzt. So diente der jüngere Wichmann, ein Neffe Hermanns, ein Edelmann von ungebändigter Kraft und starrem Trotze, der die Freiheit nur in der Herrschaft des eigenen Willens erblickte, den Wenden lange als Führer wider die Landsleute und Verwandten, bis er im Kampfe den Untergang fand.

2. Otto gegen die Dänen. Ebenso erfolgreich waren Ottos Unternehmungen gegen den Dänenkönig
947. Harald Blauzahn, welcher die in der „Schleswigschen Mark" angesiedelten Grafen und königlichen Vasallen sammt ihren Kriegsleuten vertrieben und alles Land zwischen der Eider und dem Grenzwall in seine Gewalt gebracht hatte. Hermann Billung selbst war, wie erzählt wird, in dänische Gefangenschaft ge-
947. raten. Da rückte Otto mit Heeresmacht über die Elbe, besiegte die Feinde und gewann die Mark Schleswig dem Reiche zurück. Bis zum Meere, das Jütland im Norden begrenzt, meldet die Volkssage, drang der deutsche König vor und schleuderte seinen Speer in die Wogen, um nach alter Sitte die Grenzen seiner Herrschaft zu bezeichnen; davon erhielt ein Meerbusen den Namen „Ottensund". Die Mark wurde aufs neue von deutschen Ansiedlern bevölkert, durch einen Grenzwall geschützt und der Obhut Hermanns übergeben. In der Folge wurde jedoch von den Dänen das erwähnte „Danewerk" aus Steinen, Holz und Erde wieder hergestellt und durch Türme und Graben befestigt. Auch in den überelbischen Landen wurden drei neue Bistümer angelegt, Schleswig, Ripen, Aarhus, und dem Metropolitansitz von Hamburg-Bremen untergeordnet.

Erzbischof Adeldag, ein von der sächsischen Herrscherfamilie begünstigter Prälat, weihte die drei neuen Bischöfe, welche das Evangelium zu den Dänen und Schweden bringen sollten, und widmete der Heidenbekehrung die größte Thätigkeit. Überall war das Christentum in jener Zeit der germanischen Herrschaft förderlich. Gleichzeitig wurde von dem Bischofsitz zu Oldenburg (Stargard), der später nach Lübeck verlegt ward, das Christentum den Abodriten und den anderen wendischen Stämmen an der Ostsee überbracht. Dem deutschen Krieger folgte der deutsche Priester in die fernen Lande und diesem der deutsche Kaufmann; durch ihre vereinten Bemühungen entwickelte

sich mit der Zeit an der Elbe, Oder und Donau ein regsames Städteleben, wo christliche Kultur, Gewerbthätigkeit und Handel der Barbarei der alten Zeit siegreich entgegentraten.

Auch die Böhmen, die, wie erwähnt, unter dem trotzigen und kühnen Boleslaw die deutsche Lehnspflicht abgeworfen, wurden von neuem zum Gehorsam gebracht, als Otto in eigener Person wider sie zu Felde zog. Boleslaw gelobte Treue und Zinspflicht. Die Hut über das Land wurde dem Bayernherzog Heinrich übertragen, dessen Besitzungen im Nordosten an den Böhmerwald grenzten. Von der Zeit an bewahrte Boleslaw dem deutschen König Treue und Dienstpflicht und unterstützte ihn im Krieg gegen die Ungarn. Unter seinem Sohne Boleslaw II., „dem Lamme vom Wolfe geboren", wurde mit der deutschen Lehnsherrlichkeit auch das Christentum in Böhmen befestigt und in Prag ein Bischofsitz unter dem Mainzer Metropoliten errichtet (V, 650). Durch diese und andere Großthaten erlangte Otto I. solches Ansehen im Abendlande, daß sich an seinem Hoflager die Gesandten der Könige von Frankreich, Italien, Burgund und England mit den Häuptlingen der Wenden, Böhmen, Dänen und Ungarn begegneten, und daß der Kaiser von Konstantinopel und der Kalif von Cordova Boten mit Ehrengeschenken an ihn schickten, wofür Otto mit Gegengesandtschaften dankte. Und wie er mehrere Jahre lang gleich einem Schiedsrichter und Oberlehnsherrn in die verwirrten Verhältnisse des westlichen Frankenreiches bestimmend und ordnend eingriff, ist früher dargestellt worden. Dabei war er mit kluger Staatskunst stets bedacht, keinen der hadernden Großen allzumächtig werden zu lassen, damit sein eigener Einfluß und sein Schiedsrichteramt ungeschwächt blieben.

Randnotizen: 3. Böhmen. — Juli 950. — Ottos Ansehen. — 950.

b. Gründung des Römischen Reichs deutscher Nation.

1. Italien in der kaiserlosen Zeit.

Hundertundfünfzig Jahre waren verflossen, seit Karl d. Gr. aus dem waldbedeckten Sachsenlande den Papst nach Rom zurückführte und dann aus dessen Hand die römische Kaiserkrone empfing. Seitdem war diese höchste Würde des christlichen Abendlandes von ihrer glänzenden Höhe tief herabgesunken; mit dem Verfall des Papsttums hatte auch der des Kaisertums gleichen Schritt gehalten. Wir haben gesehen, daß der Titel eines römischen Imperators als inhaltlose Ehre geringen italischen Fürsten verliehen worden, daß selbst in Rom die kaiserliche Autorität gänzlich verschwunden war, daß endlich kein Fürst mehr sich um die Kaiserkrönung bewarb, somit der prunkvolle Name seit mehr als zwei Jahrzehnten völlig ruhte. Nichtsdestoweniger wurzelte die Idee eines römischen Kaisertums, das berufen sei, die gesamte abendländische Christenheit zu umfassen und zu lenken, tief in den Gemütern. Wir wissen, wie treu die geistlichen Geschichtschreiber diese Vorstellung selbst in den dunkelsten

Randnotiz: Fortleben der Idee des Kaisertums.

sich unter der Herrschaft der Langobarden im Laufe der Zeit entwickelt hatten, ihrem Wesen nach bestehen ließ. Die städtischen Territorien bildeten nach wie vor die Grundlage der Gau- und Gerichtsverfassung, und die Grafen und Beamten hatten, wie bei den Langobarden die Herzöge und Gastalden, ihre Höfe vorzugsweise in den größeren Städten, wo sie durch Wälle und Mauern vor feindlichen Überfällen geschützt waren. Die fränkischen Grafschaften fielen in der Regel mit den bischöflichen Sprengeln zusammen und die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten lebten anfangs friedfertig nebeneinander in derselben Stadt, jeder seines Amtes in den ihm zugewiesenen Kreisen wartend. Wie in den übrigen Gauen des Frankenreiches standen die Grafen dem Gerichtswesen vor, wobei die vereinigten Schöffen und der Umstand der Freien das Recht fanden, führten den Heerbann ins Feld und verwalteten die königlichen Einkünfte; wie in den übrigen Gauen durchzogen Königsboten das Land, nahmen Einsicht von den Zuständen in Staat und Kirche und trugen Sorge, daß das öffentliche Leben seinen regelmäßigen Verlauf nahm. Als aber das königliche Regiment der Karolinger erschlaffte, stellten sich auch hier die Übelstände ein, welche in den übrigen Reichen das Staatsleben knickten. Die Lasten des Gerichts- und Heerbannes, die Beiträge für die königliche Hofhaltung und für den Unterhalt der Beamten und Heere, die Frondienste und die Leistungen und Abgaben aller Art, deren wir in früheren Blättern Erwähnung gethan, verminderten die Zahl der Gemeinfreien, während die Grafen und andere Kronvasallen sich dem schlaffen Regimente der Könige mehr und mehr entzogen, und, die Reichslehen mit ihren Eigengütern vereinigend, zu einer solchen Macht emporstiegen, daß sie den Herrschern trotzig entgegentreten und die Geringen mit Übermut behandeln konnten. Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, wie anmaßend und selbstsüchtig sich der lombardische Lehnsadel gegen die Bewerber um die Königskrone zu benehmen pflegte; schon lange hatten sich die Großen das Recht angemaßt, den Thron durch Wahl zu besetzen und demjenigen ihre Stimme zu geben, der ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht am meisten zu befriedigen versprach und ihrem gewaltthätigen Treiben am wenigsten entgegenzutreten vermochte; und dieses angemaßte Wahlrecht mißbrauchten sie so sehr zu ihren eigennützigen Zwecken, daß sie öfters zwei Könige aufstellten, um dem einen oder dem anderen ihre Dienstleistungen unentbehrlich zu machen und unter den Parteikämpfen, die dadurch ewig frisch erhalten wurden, ihre Macht und ihre Reichtümer zu mehren. Häufig machten die Bischöfe mit den weltlichen Vasallen in dieser treulosen Politik gemeine Sache; aber noch öfter gingen ihre Interessen und ihre Wege auseinander.

Die Bischöfe. Auch die Macht und der Einfluß der Bischöfe war während der karolingischen Herrschaft gestiegen. Durch die Hingebung der Könige an die Kirche waren ihre Rechte, Güter und Immunitäten vermehrt worden. Erstreckte sich ihre Gerichtsbarkeit anfangs nur über den Klerus, so war im Laufe der Zeit dieselbe auch, wenigstens in bürgerlichen Klagsachen, über die gesamte städtische Bevölkerung ausgedehnt worden, also daß den Grafen nur noch der Blutbann, die hohe Jurisdiktion in Kriminalfällen verblieb. Daraus erwuchs auch in anderen Dingen eine Machtstellung, welche die der Grafen und weltlichen Großen in den städtischen Gebieten weit übertraf. Noch unter der Herrschaft der Karolinger kamen die königlichen Höfe mit den dazu gehörigen Leuten und Einkünften, kam das gesamte öffentliche Vermögen der städtischen Territorien unter die bischöfliche Verwaltung, und die Beamten selbst wurden der geistlichen Aufsicht unterstellt. Und selbst das Elend der Feudalherrschaft und der Verfall der monarchischen Ordnung kam der Geistlichkeit zu statten und mehrte die Gewalt, die Güter und Einkünfte der Bischöfe. Der Druck und Übermut der großen Vasallen nämlich, welche die geringen Leute der Freiheit beraubten und ihnen harte Knechtschaft auf-

erlegten, trieb viele Freie, sich in die Schutzhörigkeit der Kirche zu begeben; und als bei dem Verfall der Königsmacht die Feudalherren ein frevelhaftes Spiel mit der Krone trieben, den einen Fürsten durch die Furcht vor dem Rivalen zu schwächen suchten, um den anarchischen Zustand, der ihren Gewaltthätigkeiten und ihrem gesetzlosen Gebahren den weitesten Spielraum gewährte, stets zu erhalten, da suchten die Könige einen Halt an der Geistlichkeit und vergrößerten daher die Macht und Besitzungen der Bischöfe und Äbte auf alle Weise. Selbst die Grafenrechte wurden an manchen Orten schon frühe auf die Bischöfe übertragen und somit auch die weltliche Herrschaft über die städtischen Gebiete in ihre Hände gelegt. Dies weckte die Mißgunst der weltlichen Großen: wir hören von blutigen Fehden, von Mißhandlungen und rohen Gewaltthaten. Dadurch sahen sich die geistlichen Herren in die Notwendigkeit gesetzt, ihre Städte zu befestigen, sie mit Mauern und Graben sorgfältig zu bewahren, bewaffnete Leute in Dienst zu nehmen und mit kirchlichen Gütern auszustatten, sich auch wohl durch mancherlei Opfer den Schutz eines Mächtigen zu erwerben.

So hatte der Verfall der Monarchie und die Übermacht der Lehnsherrschaft im zehnten Jahrhundert in Italien ähnliche Verhältnisse geschaffen, wie sie im westfränkischen Reiche bestanden und in Deutschland unter Arnulf und Konrad bestanden hatten: mächtige Vasallen, die jeder einherrlichen Gewalt trotzig entgegentraten, die geringen Freien in Abhängigkeit hielten und mit Lasten und Leistungen drückten und ohne Rücksicht auf Lehnspflicht und Treueid über Land und Leute eigenmächtig schalteten und ihre Besitzungen auf jede Weise zu mehren und abzurunden suchten. Manche von ihnen, wie die Markgrafen von Friaul und Ivrea, von Tuscien und Spoleto, hatten ihre Territorien zu Herrschaften erweitert, in denen sie gleich den Herzögen von Burgund und Francien, von Schwaben und Bayern Landeshoheit übten und eigenmächtig Krieg führten. Ihnen gegenüber stand der hohe Klerus, vor allen die Erzbischöfe und Bischöfe der oberitalischen Städte, den weltlichen Fürsten und Grafen an Reichtum und Macht kaum nachstehend. Sie hatten die Umstände klug benutzt, um in ihren Stadtgebieten die königlichen Rechte, Besitzungen und Einkünfte mit den geistlichen Immunitäten zu vereinigen und dann die vereinigte Gerichtsbarkeit zu landesherrlichen Rechten über die Diözese und die Grafschaft zu steigern. Nun ließen sie durch eigene Vögte und Richter die Rechtspflege ausüben, entboten die waffenfähigen Einwohner der Stadt zum Kriegsdienst, bestimmten die Ordnungen des Marktes und der Gewerbe und regierten mit ihren ritterlichen Vasallen die Stadt. „Das Weichbild konnte als Besitztum der bischöflichen Kirche gelten." Aber ein wesentlicher Unterschied darf dabei nicht übersehen werden: in den Städten lebte noch eine Anzahl freier Bürger. Während das Landvolk dem Lose der Hörigkeit verfallen war und auch in den Stadtbezirken die Mehrzahl der geringen Leute, der Handwerker und Tagarbeiter der Klasse der bischöflichen Hintersassen angehörte und kein freies Personenrecht besaß, bildeten die freien Bürger, Arimannen genannt, zu denen besonders die Kaufleute und einige der angeseheneren Handwerksgenossen, wie Goldschmiede, Waffenschmiede, Bauleute, gehörten, den

Resultate.

sich unter der Herrschaft der Langobarden im Laufe der Zeit entwickelt hatten, ihrem Wesen nach bestehen ließ. Die städtischen Territorien bildeten nach wie vor die Grundlage der Gau- und Gerichtsverfassung, und die Grafen und Beamten hatten, wie bei den Langobarden die Herzöge und Gastalden, ihre Höfe vorzugsweise in den größeren Städten, wo sie durch Wälle und Mauern vor feindlichen Überfällen geschützt waren. Die fränkischen Grafschaften fielen in der Regel mit den bischöflichen Sprengeln zusammen und die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten lebten anfangs friedfertig nebeneinander in derselben Stadt, jeder seines Amtes in den ihm zugewiesenen Kreisen wartend. Wie in den übrigen Gauen des Frankenreiches standen die Grafen dem Gerichtswesen vor, wobei die vereinigten Schöffen und der Umstand der Freien das Recht fanden, führten den Heerbann ins Feld und verwalteten die königlichen Einkünfte; wie in den übrigen Gauen durchzogen Königsboten das Land, nahmen Einsicht von den Zuständen in Staat und Kirche und trugen Sorge, daß das öffentliche Leben seinen regelmäßigen Verlauf nahm. Als aber das königliche Regiment der Karolinger erschlaffte, stellten sich auch hier die Übelstände ein, welche in den übrigen Reichen das Staatsleben knickten. Die Lasten des Gerichts- und Heerbannes, die Beiträge für die königliche Hofhaltung und für den Unterhalt der Beamten und Heere, die Frondienste und die Leistungen und Abgaben aller Art, deren wir in früheren Blättern Erwähnung gethan, verminderten die Zahl der Gemeinfreien, während die Grafen und andere Kronvasallen sich dem schlaffen Regimente der Könige mehr und mehr entzogen, und, die Reichslehen mit ihren Eigengütern vereinigend, zu einer solchen Macht emporstiegen, daß sie den Herrschern trotzig entgegentreten und die Geringen mit Übermut behandeln konnten. Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, wie anmaßend und selbstsüchtig sich der lombardische Lehnsadel gegen die Bewerber um die Königskrone zu benehmen pflegte; schon lange hatten sich die Großen das Recht angemaßt, den Thron durch Wahl zu besetzen und demjenigen ihre Stimme zu geben, der ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht am meisten zu befriedigen versprach und ihrem gewaltthätigen Treiben am wenigsten entgegenzutreten vermochte; und dieses angemaßte Wahlrecht mißbrauchten sie so sehr zu ihren eigennützigen Zwecken, daß sie öfters zwei Könige aufstellten, um dem einen oder dem anderen ihre Dienstleistungen unentbehrlich zu machen und unter den Parteikämpfen, die dadurch ewig frisch erhalten wurden, ihre Macht und ihre Reichtümer zu mehren. Häufig machten die Bischöfe mit den weltlichen Vasallen in dieser treulosen Politik gemeine Sache; aber noch öfter gingen ihre Interessen und ihre Wege auseinander.

Die Bischöfe. Auch die Macht und der Einfluß der Bischöfe war während der karolingischen Herrschaft gestiegen. Durch die Hingebung der Könige an die Kirche waren ihre Rechte, Güter und Immunitäten vermehrt worden. Erstreckte sich ihre Gerichtsbarkeit anfangs nur über den Klerus, so war im Laufe der Zeit dieselbe auch, wenigstens in bürgerlichen Klagsachen, über die gesamte städtische Bevölkerung ausgedehnt worden, also daß den Grafen nur noch der Blutbann, die hohe Jurisdiktion in Kriminalfällen verblieb. Daraus erwuchs auch in anderen Dingen eine Machtstellung, welche die der Grafen und weltlichen Großen in den städtischen Gebieten weit übertraf. Noch unter der Herrschaft der Karolinger kamen die königlichen Höfe mit den dazu gehörigen Leuten und Einkünften, kam das gesamte öffentliche Vermögen der städtischen Territorien unter die bischöfliche Verwaltung, und die Beamten selbst wurden der geistlichen Aufsicht unterstellt. Und selbst das Elend der Feudalherrschaft und der Verfall der monarchischen Ordnung kam der Geistlichkeit zu statten und mehrte die Gewalt, die Güter und Einkünfte der Bischöfe. Der Druck und Übermut der großen Vasallen nämlich, welche die geringen Leute der Freiheit beraubten und ihnen harte Knechtschaft auf-

erlegten, trieb viele Freie, sich in die Schutzhörigkeit der Kirche zu begeben; und als bei dem Verfall der Königsmacht die Feudalherren ein frevelhaftes Spiel mit der Krone trieben, den einen Fürsten durch die Furcht vor dem Rivalen zu schwächen suchten, um den anarchischen Zustand, der ihren Gewaltthätigkeiten und ihrem gesetzlosen Gebahren den weitesten Spielraum gewährte, stets zu erhalten, da suchten die Könige einen Halt an der Geistlichkeit und vergrößerten daher die Macht und Besitzungen der Bischöfe und Äbte auf alle Weise. Selbst die Grafenrechte wurden an manchen Orten schon frühe auf die Bischöfe übertragen und somit auch die weltliche Herrschaft über die städtischen Gebiete in ihre Hände gelegt. Dies weckte die Mißgunst der weltlichen Großen: wir hören von blutigen Fehden, von Mißhandlungen und rohen Gewaltthaten. Dadurch sahen sich die geistlichen Herren in die Notwendigkeit gesetzt, ihre Städte zu befestigen, sie mit Mauern und Graben sorgfältig zu bewahren, bewaffnete Leute in Dienst zu nehmen und mit kirchlichen Gütern auszustatten, sich auch wohl durch mancherlei Opfer den Schutz eines Mächtigen zu erwerben.

So hatte der Verfall der Monarchie und die Übermacht der Lehnsherrschaft im zehnten Jahrhundert in Italien ähnliche Verhältnisse geschaffen, wie sie im westfränkischen Reiche bestanden und in Deutschland unter Arnulf und Konrad bestanden hatten: mächtige Vasallen, die jeder einherrlichen Gewalt trotzig entgegentraten, die geringen Freien in Abhängigkeit hielten und mit Lasten und Leistungen drückten und ohne Rücksicht auf Lehnspflicht und Treueid über Land und Leute eigenmächtig schalteten und ihre Besitzungen auf jede Weise zu mehren und abzurunden suchten. Manche von ihnen, wie die Markgrafen von Friaul und Ivrea, von Tuscien und Spoleto, hatten ihre Territorien zu Herrschaften erweitert, in denen sie gleich den Herzögen von Burgund und Francien, von Schwaben und Bayern Landeshoheit übten und eigenmächtig Krieg führten. Ihnen gegenüber stand der hohe Klerus, vor allen die Erzbischöfe und Bischöfe der oberitalischen Städte, den weltlichen Fürsten und Grafen an Reichtum und Macht kaum nachstehend. Sie hatten die Umstände klug benutzt, um in ihren Stadtgebieten die königlichen Rechte, Besitzungen und Einkünfte mit den geistlichen Immunitäten zu vereinigen und dann die vereinigte Gerichtsbarkeit zu landesherrlichen Rechten über die Diözese und die Grafschaft zu steigern. Nun ließen sie durch eigene Vögte und Richter die Rechtspflege ausüben, entboten die waffenfähigen Einwohner der Stadt zum Kriegsdienst, bestimmten die Ordnungen des Marktes und der Gewerbe und regierten mit ihren ritterlichen Vasallen die Stadt. „Das Weichbild konnte als Besitztum der bischöflichen Kirche gelten.“ Aber ein wesentlicher Unterschied darf dabei nicht übersehen werden: in den Städten lebte noch eine Anzahl freier Bürger. Während das Landvolk dem Lose der Hörigkeit verfallen war und auch in den Stadtbezirken die Mehrzahl der geringen Leute, der Handwerker und Tagarbeiter der Klasse der bischöflichen Hintersassen angehörte und kein freies Personenrecht besaß, bildeten die freien Bürger, Arimannen genannt, zu denen besonders die Kaufleute und einige der angeseheneren Handwerksgenossen, wie Goldschmiede, Waffenschmiede, Bauleute, gehörten, den

Resultate.

Kern der städtischen Einwohner. Unter der bischöflichen Hoheit bewahrten sie ihre alten Rechte, ihre Freiheit, ihr Vermögen und ihre Bildung, bis in besseren Zeiten sich ihre Reihen mehrten und sie die Leitung des städtischen Regiments in die eigenen Hände nahmen.

2. Berengar und Adelheid.

König Hugo in Oberitalien. 940. So war der Zustand von Italien, als Graf **Berengar** von Ivrea, Kaiser Berengars Enkel, unter Vermittelung des Herzogs Hermann von Schwaben vor Otto erschien, um Schutz zu suchen wider König **Hugo**, der seinen Halbbruder Anskar hatte ermorden lassen und ihn selbst des Augenlichts oder des Lebens zu berauben gedachte. Otto nahm den Flüchtling wohlwollend auf. Als Hugo die Auslieferung desselben begehrte, erhielt er die stolze Antwort, der König werde niemand verraten, der sich zu ihm geflüchtet, doch werde er gern die Versöhnung beider Teile vermitteln. Mehrere Jahre verweilte nun Berengar am deutschen Herrscherhofe, und wenn Otto auch nicht eilte als „Versöhner" sich in die Angelegenheiten Italiens einzumischen, so lebte Hugo doch in steter Furcht, sein Gegner möchte mit deutscher Hilfe über die Alpen zurückkehren und ihn der Herrschaft berauben. Denn er wußte, daß er unter allen Ständen heftige Feinde hatte, die nur auf einen günstigen Augenblick lauerten, um ihn zu verraten, und von Otto, der schon früher den jungen Konrad von Burgundien wider seine Nachstellungen geschützt und sich die vormundschaftliche Regierung über denselben angeeignet (V, 623), durfte der Tyrann keinen Beistand erwarten.

Hätte Hugo die italischen Streitkräfte um sich gesammelt und die Ungarn und Sarazenen aus dem Lande geschlagen, so würde er durch eine solche vaterländische und ritterliche That die Sympathien des Volkes wieder gewonnen und die Zahl seiner Anhänger so gemehrt haben, daß er leicht jedem feindlichen Angriff hätte begegnen können. Statt aber diesen mannhaften Entschluß zu fassen, betrat er die Wege furchtsamer und treuloser Staatskunst und setzte sein Vertrauen auf selbstsüchtige Bundesgenossen. Er knüpfte durch die Vermählung seiner Tochter Bertha mit dem nachherigen Kaiser Romanus II. Verbindungen in Byzanz an; als aber ein griechisches Geschwader an der
942. provençalischen Küste erschien, um im Verein mit ihm die Seeräuberburg Fraxinetum (Garde-Frainet) zu zerstören und den Raubfahrten ein Ende zu machen, verfuhr er schonend gegen die Sarazenen und schloß zuletzt einen Vertrag mit denselben, wonach ihnen die Besetzung und Bewachung der Alpenpässe noch ferner überlassen sein sollte, ein Zugeständnis, das ihn gegen feindliche Angriffe von jener Seite sicherstellte, zugleich aber Wegelagern und räuberische Überfälle dauernd erhielt, ja ausdrücklich er-
943. laubte. In gleich schmachvoller Weise erkaufte er im nächsten Jahr den Abzug der Ungarn, reizte sie aber dadurch nur zu Wiederholungen ihrer Einfälle.

Berengars Rückkehr und Hugos Ausgang. Der Haß und die Verachtung, welche Hugo durch dieses feige und verräterische Benehmen auf sich lud, ermutigten Berengar, wie schon früher kurz dargethan worden (V, 623), zu einem feindlichen Angriff wider den Tyrannen. Er zählte auf Meineid und Verrat unter den Großen, und dieses

Vertrauen täuschte ihn nicht. Als er, begünstigt von Otto, zu dem er schon jetzt in Lehnsverband getreten zu sein scheint, mit einer in Schwaben und anderen Ländern geworbenen Kriegsschar durch den Vintschgau sich der italischen Grenze näherte, ging zuerst Hugos eigener Neffe, Bischof Manasse von Arles, dem der König die Verwaltung der Mark Verona und die Einkünfte mehrerer Bistümer übertragen hatte, gelockt durch noch größere Versprechungen, zu Berengar über. Dies Beispiel fand schnell Nachahmung: viele Bischöfe traten auf die Seite des „Befreiers", Mailand öffnete ihm die Thore, die Langobarden verließen scharenweise die Fahne Hugos und wandten sich der neuen Sonne zu, um Grafschaften, Bistümer und Abteien zu erlangen. Bald merkte der Burgunder, daß sein Stern im Sinken sei; er faßte daher den Plan, sich mit seinen Schätzen über die Alpen nach der Provence zu flüchten, schickte aber zugleich seinen Sohn Lothar, einen Jüngling von weichem Herzen, nach Mailand, um die dort versammelten Großen zu bewegen, ihm die Krone zu überlassen. Er fand geneigtes Gehör. Als Lothar in der Ambrosiuskirche vor dem Kreuze hingestreckt, das Erbarmen der Anwesenden anrief, wurde er aufgerichtet und zum König ausgerufen; und damit nicht Hugo mit den Schätzen entweiche und wie früher an der Spitze bewaffneter Haufen in feindlicher Absicht zurückkehre, ließen sie auch ihm den Königstitel. Während sie also Berengar mit Jubel als Retter begrüßten, setzten sie ihm zugleich einen, ja zwei Gegner an die Seite; außerdem war Hugos Lieblingssohn Hubert, den ihm eine edle Burgunderin Wandelmode außer der Ehe geboren, Markgraf von Tuscien und dessen Schwiegervater Bonifacius Herr von Spoleto und Camerino. Und um die Streitigkeiten in den burgundischen Königshäusern, welche so viel Unheil über Italien gebracht, für alle Zukunft auszugleichen, wurde Hugo bewogen, die schon lange verabredete eheliche Verbindung seines Sohnes Lothar mit Adelheid, der Tochter König Rudolfs II. von Burgund, nun wirklich vollziehen zu lassen. Aber der alte König, der sein vielbewegtes Leben auf sechzig Jahre gebracht, erlebte die Hochzeitfeierlichkeiten nicht mehr. Als er in Arles, wohin er zuletzt doch noch entflohen war, einen neuen Feldzug vorbereitete, wurde er mitten in seinen Entwürfen durch einen raschen Tod von der Erde weggerafft. 10. Apr. 947.
Einige Zeit nachher führte Lothar die schöne Burgunderin als Braut heim. 27. Juni 947

Berengars Haltung.

Alle Vaterlandsfreunde begrüßten den Zeitpunkt, da der lasterhafte, ränkevolle Hugo im Grabe ruhte, ein junger König von mildem Charakter an der Seite einer Gattin, welche Anmut und Schönheit mit Tugend und Frömmigkeit verband, die italische Krone trug, und ein kraftvoller Edelmann, bei dem man Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Großmut zu erblicken glaubte, als Ratgeber und Schützer neben dem Throne stand, als den Anfang einer glücklicheren Zukunft. Aber Italien besaß nicht mehr die Fähigkeit sich durch eigene Kraft emporzurichten. Der Hader der Feudalherren und Bischöfe, deren Erwartungen nicht alle befriedigt werden konnten, dauerte fort; Berengar, mehr auf die

Verwirklichung seiner herrschsüchtigen Pläne als auf die Wohlfahrt des Landes bedacht, verlor bald alle Liebe und alles Vertrauen, als er wie Hugo die streifenden Ungarn nicht mit Eisen, sondern mit Geld zum Abzug brachte und eine allgemeine Kopfsteuer ausschrieb, die neben der Loskaufsumme auch noch für seine eigene Kasse einen schönen Gewinn abwarf, und als seine leidenschaftliche Gemahlin Willa, Hugos Nichte, Tag und Nacht auf Mittel sann, das verhaßte Königspaar zu beseitigen und die Krone Italiens ihrem eigenen Sohne Adalbert zuzuwenden.

Beziehungen zum byzantinischen Hof.

Nur durch eine auswärtige Macht konnte Italien aus diesem unerträglichen Zustand der Anarchie gerettet werden. Damals waren viele Blicke nach Konstantinopel gerichtet und einem zweiten Justinian wäre es nicht schwer gefallen, die abtrünnige Tochter wieder reumütig in den mütterlichen Schoß zurückzuführen: Lothar war durch seine Schwester mit dem griechischen Hofe verwandt; Adalbert ließ um die Hand einer byzantinischen Kaisertochter werben; Berengar schickte den klugen Bischof Liutprand nach der oströmischen Hauptstadt, um den Klagen zu begegnen, die Lothar dort wider ihn erhoben hatte, und zugleich die Stimmung und Verhältnisse des Hofes auszuforschen. In Unteritalien bestand die byzantinische Herrschaft wenigstens dem Namen nach noch fort und sowohl die Herzöge von Neapel und Gaeta und die langobardischen Fürstentümer von Benevent, Capua und Salerno, als der freie Handelsstaat Amalfi erkannten die griechische Oberhoheit an; selbst in dem aufblühenden Venedig, „das sich durch eine schwankende Stellung zwischen den abendländischen Reichen und dem Kaiser des Ostens eine eigentümliche Selbständigkeit zu bewahren wußte", sprachen noch alte Traditionen für einen Anschluß an Byzanz. Aber von dem Herrschersitz des großen Konstantin war der Glanz erblichen; wir werden später jenen kaiserlichen Gelehrten, den im Purpur gebornen Konstantin, kennen lernen, welcher damals den Thron im Osten inne hatte. Ein Schwächling, der über Büchern und Studien den Lauf der Welt unbeachtet ließ, hatte er für die Erfassung großer politischer Zeitfragen und für die rasche und thatkräftige Benutzung günstiger Verhältnisse nicht den erforderlichen Scharfblick, nicht den frischen Unternehmungssinn.

Otto von Adelheid nach Italien gerufen. 951.

Wir wissen nicht, wieweit in Ottos Seele der Gedanke an das Kaisertum schon gereift war, als diese Vorgänge seine Blicke auf das Land jenseits der Berge lenkten; daß er sich aber schon längere Zeit mit einer solchen Idee getragen, geht aus seiner ganzen Natur und Stellung, geht aus dem hohen Selbstgefühl hervor, das seinem Wesen tief eingeprägt war. Es bedurfte nur einer passenden Veranlassung, um den Gedanken zur That werden zu lassen. Aber er mußte zuerst die langobardische Königskrone, welche einst die Karolinger getragen, auf sein Haupt setzen, ehe er die Hand nach der römischen Kaiserkrone ausstrecken konnte. Eine solche Veranlassung bot sich zu gelegener Stunde. — Am 22. Nov. des Jahres 950 war König Lothar in Turin unerwartet im jugendlichen Alter gestorben. Auf die Kunde davon berief Berengar alsbald die Großen Italiens zu einer Versammlung nach Pavia und setzte es durch, daß sie ihn und seinen Sohn Adalbert zu Königen wählten; schon am 15. Dez. empfingen beide die Krone. Jetzt, da Berengar erreicht hatte, wonach er so lange gestrebt, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt. Hatte er bisher durch

Leutseligkeit und Freundlichkeit die Gunst der Großen zu gewinnen gesucht, so trat er jetzt als habgieriger und gewaltthätiger Fürst auf. Die Folgen waren bald sichtbar. Das Volk fing an ihn zu hassen; es entstand die Rede, Lothar sei an Gift gestorben; die burgundische Partei richtete ihre Blicke auf die junge Witwe, die nun als Erbin der italischen Krone galt, als Tochter eines italischen Königs und als Witwe eines anderen; nicht bloß Schönheit und Sittsamkeit rühmte man ihr nach, sondern auch Thatkraft und Klugheit und hielt sie für befähigt zur Herrscherin. Berengar entging diese Stimmung nicht. Sein und Willas Haß entbrannte gegen Adelheid und sie sannen auf deren Beseitigung. Fraglich aber ist es, ob Berengar, wie später erzählte wurde, Adelheid wirklich den Vorschlag gemacht hat, noch vor beendigter Witwentrauer seinem Sohne Adalbert die Hand zu reichen. Jedenfalls wurde Adelheid von Berengar und seiner Gattin Willa, welche Liutprand als ein verworfenes, von Bosheit, Rachgier, Grausamkeit und allen Leidenschaften durchwühltes Weib darstellt, auf die schmachvollste Weise verfolgt, ihres Schmuckes beraubt, mißhandelt und zuletzt der strengen Aufsicht eines Grafen auf der Burg Garda am See gleichen Namens übergeben, wo sie in einem finstern Kerker vier bange Monate zubrachte. Unter dem Beistande eines Priesters aber entkam sie endlich auf wunderbare Weise (20. August) und gelangte auf verborgenen Pfaden unter Gefahren und Entbehrungen und in steter Angst, von ihren Kerkermeistern eingeholt zu werden, nach der Burg Canossa, wo sie Schutz fand, und dann nach Reggio. Die Kunde von diesen Vorgängen drang schnell über die Alpen, wo Adelheids Name ohnehin wohlbekannt war: ihr Bruder, König Konrad von Burgund, war Ottos Schützling, ihre Mutter Bertha eine Halbschwester Idas, der Gemahlin Liudolfs von Schwaben; Adelheid hatte manchen durch die Lombardei nach Rom ziehenden Pilger gut aufgenommen und vermutlich war selbst der gewaltige Markgraf Gero einst ihr Gast gewesen. So machten die Erzählungen von den Leiden und Drangsalen der frommen, tugendreichen Königin einen tiefen Eindruck; und wenn auch Dichtung und Sage die Schicksale der erlauchten Dulderin frühe mit einzelnen romantischen Zügen ausgeschmückt haben mögen, die Botschaften, die nach Deutschland gelangten, regten die Gemüter so mächtig auf, daß Otto den Entschluß faßte, mit Heeresmacht über die Alpen zu ziehen, Adelheid zu befreien und Italien mit der Kaiserkrone zu gewinnen. Freudig gaben die Großen des Reiches zu dem Unternehmen ihre Zustimmung. Aber noch ehe die Zurüstungen zu dem Heereszug beendigt waren, zog von jugendlichem Ungestüm fortgerissen Liudolf, Herzog von Schwaben, mit seinen Mannen über die Alpen, ohne den Vater vorher zu befragen, in der Hoffnung, sich den ersten Siegeskranz um das Haupt zu flechten und zugleich die Grenzen seines Herzogtums nach Süden auszudehnen, vielleicht auch in der Absicht, durch rasche Beendigung der italischen Wirren die Herstellung des Kaisertums zu verhindern. Allein das voreilige Unternehmen nahm einen ruhmlosen Ausgang. Man

Liudolf von Schwaben.

hatte ihm vorgespiegelt, bei seinem Erscheinen würden alle mit Berengars Herrschaft Unzufriedenen aufstehen und sich an ihn anschließen, so daß er den Vater mit einer glänzenden Siegesbotschaft empfangen könnte. Doch wie ganz anders fand er die Lage der Dinge. Die Städte hielten ihre Thore verschlossen; Berengar leistete Widerstand; die Lebensmittel gingen aus. Von Not gedrängt und durch Verluste geschwächt, führte Liudolf beschämt seine kleine Schar dem Vater zu, als dieser an der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres,
Sept. 951. begleitet von vielen der ersten Vasallen und Bischöfe über den Brenner in das Thal der Etsch herabstieg. Finstern Blickes empfing der König den übelberatenen Sohn und gab ihm seinen Unmut in Worten und Mienen kund. Der junge Fürst fühlte sich tief verletzt. Statt Lorbeeren einzuernten, sah er sich mit Schmach bedeckt, statt bei dem Vater, dessen Liebe bisher vorzugsweise auf dem Sohn der edlen Editha geruht, also daß er schon vor mehreren Jahren denselben in einer feierlichen Versammlung zu seinem Nachfolger erklärt und die Großen zur Leistung des Treueids angehalten hatte, sich Ehre und Dank zu verdienen, konnte er nur durch den Anschluß an das Hauptheer sich aus seiner schlimmen Lage retten. Kein Wunder, daß diese Erfahrung einen tiefen Stachel in der Seele des hochsinnigen Herzogs zurückließ und daß er einen heftigen Groll gegen seinen Oheim Heinrich von Bayern faßte, mit dem er schon vorher über die Grenzen ihrer Gebiete in Streit gelegen und der, wie ihm gesagt wurde und wie er gern glaubte, durch ausgesandte Boten die Italiener vom Anschluß an ihn abgemahnt und dadurch den schlimmen Ausgang herbeigeführt hatte. Und gerade dieser stand jetzt hoch in der Gunst des Königs und
Otto gewinnt Adelheid und das Königreich Italien. sollte noch höher steigen. Als nämlich Otto, der ohne Widerstand zu finden die Mark Verona und die reichen Fluren der Lombarden durchzog, von den Bischöfen und weltlichen Großen freudig begrüßt, am 23. Sept. seinen Einzug in die von Berengar verlassene Hauptstadt Pavia gehalten, sandte er sogleich seinen Bruder Heinrich mit einem stattlichen Gefolge ab, um die Königin Adelheid, welche seine Brautwerbung sammt den überschickten Ehrengeschenken günstig aufgenommen, in das königliche Hoflager zu geleiten. Die freundliche Begegnung des fürstlichen Brautführers machte auf Adelheid den lebhaftesten Eindruck und sie hegte demselben von der Zeit an stets eine wohlwollende Gesinnung. Noch im Spätherbst desselben denkwürdigen Jahres feierte Otto seine Vermählung mit Adelheid, in derselben Stadt Pavia, die früher Zeuge ihrer Erniedrigung gewesen und jetzt ihrer Erhöhung zujauchzte. Der königliche Gemahl wies ihr zu den Gütern und Schätzen, die ihr Lothar hinterlassen, große Besitzungen in verschiedenen Gegenden seines Reiches an, so daß sie als die reichste Frau der Welt gelten konnte. Diese Vermählung verlieh den Ansprüchen, die Otto als Nachfolger der Karolinger auf Italien geltend machte, größern Nachdruck und führte die burgundische Partei unter seine Fahne. Am besten jedoch unterstützten seine Ansprüche sein gutes Schwert und sein Glück. Ohne von Berengar,

der hinter den Mauern einer festen Burg Sicherheit gesucht, gehindert zu werden, bezwang er das ganze Land, nannte sich ohne Wahl und ohne Krönung „König der Franken und Langobarden“ oder auch „König von Italien“ und vermehrte die Zahl seiner Anhänger durch Verleihung von Gütern und Ämtern. So erhielt der Bischof Manasse, welcher ihm die Thore von Verona geöffnet, das Erzbistum Mailand, nach dem er lange getrachtet, als Preis seines zweiten Verrates.

Doch nicht alle Pläne sollten auf einmal in Erfüllung gehen und noch tiefe Kränkungen drohten dem Vaterherzen Ottos. Liudolf konnte es nicht ertragen, den verhaßten Oheim Heinrich in so hohem Ansehen bei dem königlichen Ehepaar zu sehen; ohne sich von dem Vater zu verabschieden, kehrte er gleich nach der Hochzeitsfeier über die Alpen zurück und begab sich nach Saalfeld, wo einst Heinrich schlimme Vorsätze gegen den König gefaßt. Bald traf auch der Erzbischof Friedrich von Mainz und mancher andere Unzufriedene dort ein, und abermals wurden während des Weihnachtsfestes an der Saale „böse Worte gesprochen“. Unzufriedenheit in Deutschland.

Otto hatte nämlich von Pavia aus den Mainzer Metropoliten und den Bischof Hartbert von Chur an der Spitze einer Gesandtschaft nach Rom reisen lassen, um mit dem Papste über die Kaiserkrönung Verhandlungen zu pflegen. Die Gesandtschaft kehrte unverrichteter Dinge nach Pavia zurück. Jedenfalls war Ottos Plan unvereinbar mit der Stellung, die Alberich II. damals in Rom einnahm, die Ausführung desselben zudem für Otto selbst gefährlich, so lange Berengar nur bei Seite geschoben, nicht aber unschädlich gemacht war. Otto aber gab, wie es scheint, dies Scheitern eines Lieblingsgedankens der Ungeschicklichkeit oder dem bösen Willen des Erzbischofs schuld: die Vergangenheit des Prälaten rechtfertigte den Verdacht, daß er einer Mehrung der Königsmacht in Ottos Hand entgegen sei; Friedrich fürchtete die Ungnade des Königs und suchte sich den Folgen derselben durch schleunige Abreise zu entziehen. Auch noch andere unzufriedene Stimmen wurden laut: nicht alle Wünsche und Erwartungen waren befriedigt worden; manche mißbilligten die Einmischung des deutschen Königs in die Angelegenheiten eines fremden Landes und die hochfliegenden Pläne Ottos zur Begründung einer kaiserlichen Weltherrschaft im Geiste Karls d. Gr.

Beunruhigende Gerüchte gelangten nach Pavia und bewogen den König mit seiner Gemahlin über die Alpen zurückzukehren, ehe noch in Italien eine dauernde Ordnung geschaffen war. Nachdem er seinen Schwiegersohn Herzog 952. Konrad von Lothringen als Statthalter in Pavia eingesetzt und ihm die Beendigung des Krieges wider Berengar übertragen, trat er im Februar den Rückweg an. Aber kaum war das Königspaar, das die Osterzeit zu Pöhlde am Harz auf dem Witwensitz der Mutter Mathilde verbrachte, in Magdeburg angelangt, so traf auch Berengar daselbst ein, um aus Ottos Händen das Königreich Italien zurückzuerhalten. Nach der Abreise des Hofes hatte nämlich Konrad, sei es aus Abneigung gegen die italischen Eroberungen, sei es aus Besorgnis, Berengar möchte mit seinen noch immer zahlreichen Anhängern langen Widerstand leisten, mit dem Gegner einen Vertrag abgeschlossen, wonach dieser im Besitze seiner Ottos Rückkehr.

Herrschaft bleiben sollte, wenn er nach Sachsen gehen und dem König als Oberlehnsherrn huldigen würde. Otto war über das eigenmächtige Verfahren seines Eidams ungehalten, Adelheid sah es nicht gern, daß ihr Bedrücker und Verfolger so glimpflich behandelt werden sollte, Herzog Heinrich hatte sich schon Hoffnung auf die östlichen Landschaften des obern Italiens gemacht. Bei solchen Stimmungen mag es einige Zeit zweifelhaft gewesen sein, ob der Vertrag zur Ausführung kommen würde. Die fürstlichen Gäste wurden zwar mit königlichen Ehren empfangen, aber Berengar erhielt seine Wohnung nicht in der Hofburg, sondern in einer Herberge. Manches scharfe Wort mag hier gefallen sein, der heftige, aufbrausende Konrad vermochte kaum seinen Ingrimm zu verbergen, man sah ihn häufig mit Liudolf verkehren, mit dem er sich in dem Unmute gegen Otto und noch mehr gegen den übermütigen Bayernherzog begegnete. Nur die Besorgnis vor neuem Familienhader und einer gefährlichen Spaltung in dem Königshause bewog Otto, Berengar vor sich zu lassen und seine Huldigung entgegenzunehmen. Darauf erhielt der italische König den Bescheid, im
952. August sich mit seinem Sohne Adalbert in der Stadt Augsburg einzufinden, wo die geistlichen und weltlichen Großen zu einem Reichstag und einer Reichssynode zusammentraten. Hier empfing Berengar, nachdem er und Adalbert feierlich den Vasalleneid geschworen, die lombardische Krone aus den Händen des deutschen Königs und wurde dessen Lehnsmann. Doch trat er nicht in den ganzen früheren Landbesitz. Das Herzogtum Friaul, das bereits in die Markgrafschaften von Istrien, Aquileja, Verona und Trient zerfallen war, wurde von dem langobardischen Reiche getrennt und Herzog Heinrich von Bayern zugeteilt. Auch mußte wahrscheinlich Berengar sich noch außerdem zur Entrichtung eines Tributs verpflichten. Gedemütigt kehrte der Lombarde in sein Vasallenreich zurück, in dem sorglichen Gefühle, daß Ottos Schwert über seinem Haupte schwebe und ihn einst zerschmettern werde.

Berengar huldigt als Lehnsfürst. 952.

3. Zwiespalt und Fehden in der Königsfamilie.

Liudolf und Konrad wider Herzog Heinrich.

Wenn Otto gehofft hatte, durch sein schonendes Verfahren gegen Berengar seinen Eidam zu beschwichtigen und den Unfrieden in der königlichen Familie auszugleichen, so war er im Irrtum. Konrad und Liudolf zürnten, daß Heinrich durch die Gunst der Königin allen Fürsten vorangehe, daß der italische Feldzug nur ihm Ehre und Gewinn und die Erweiterung seines Herzogtums bis zur Adria gebracht. Besonders fühlte sich Liudolf, dem der Oheim mit Übermut begegnete, tief verletzt. In seiner Seele regte sich neben andern bitteren Empfindungen auch noch die Befürchtung, durch den neuen Ehebund seines Vaters möchte ihm die bereits zugesicherte Erbfolge entrissen und die deutsche Königskrone dermaleinst einem Sprößling der Adelheid zugewendet werden. Nicht um einen Gegensatz von Ideen handelte es sich hier, nicht, wie man wohl gemeint hat, um eine Verschiedenheit nationaler und politischer Prinzipien, sondern nur

um die Wirkungen persönlicher Leidenschaften: dieselben waren um so tragischer, als zwei hochgesinnte und hochstrebende Naturen dadurch irre geleitet wurden und sich selbst und viel Gutes verdarben. Otto feierte das Weihnachtsfest in Frankfurt und zog dann über den Elsaß, wo Adelheid mit ihrer Mutter zusammentraf, nach Ingelheim. Hier ging dem König zuerst die Kunde von den feindseligen Absichten seines Sohnes und Eidams zu. Sie hatten ihre Burgen befestigt und Mannschaft geworben. Otto eilte nach Mainz. Erst nachdem man ihn einige Zeit vor den Thoren hatte warten lassen, wurde ihm der Eintritt gewährt. Auf Veranstalten des Erzbischofs Friedrich, der in die Verschwörung eingeweiht war, aber um jeden Verdacht abzuwenden in den um die Stadt gelegenen Klausnerhütten religiösen Übungen oblag, erschienen bald auch die beiden Herzöge in Mainz. Sie beteuerten, daß sie nichts Feindseliges gegen den Vater im Schilde führten, sondern sich nur an Heinrich rächen wollten. Otto befand sich aber augenblicklich ganz in ihrer Gewalt und mußte deshalb ihre Forderungen schließlich bewilligen; worin dieselben bestanden, ist nicht klar; doch handelte es sich vermutlich darum, Liudolf die Nachfolge zu sichern, vielleicht durch Einräumung der Mitregentschaft neben dem Vater. Schweren Herzens begab sich darauf Otto über Köln nach Dortmund. Hier, in der Mitte seiner Sachsen, die ihm mit Liebe und Treue entgegen kamen, schöpfte er wieder Mut und Vertrauen. Er erklärte den Vertrag für erzwungen und ungültig, forderte Konrad und Liudolf auf, ihm die Häupter der Verschwörung auszuliefern und berief, ohne sich durch die Vermittelungsversuche des gleisnerischen Erzbischofs irre machen zu lassen, einen Reichstag nach Fritzlar, wo über die Verräter Gericht gehalten werden sollte. Damit war die Losung zum Krieg gegeben. Anstatt der Ladung Folge zu leisten, schritten nun die beiden Herzöge zu offener Empörung. Der Erzbischof lieferte Mainz in ihre Hände und flüchtete sich dann nach der Rheinfeste Breisach. Bald wütete der Bürgerkrieg in allen deutschen Gauen. In Lothringen und Schwaben erwachten die Sympathien für die alten Herzogsfamilien. Dort griff Giselberts Bruder, Graf Reginar von Hennegau, in Verbindung mit seinen Vettern, Erzbischof Rodbert von Trier und Bischof Balderich von Utrecht, zu den Waffen, um den strengen Konrad, der mit schwerer Hand Adel und Volk drückte, aus dem Lande zu treiben, und in Schwaben trat Burkhard, ein Sohn des ersten Stammesherzogs, gegen Liudolf unter die Waffen, um mit der königlichen Sache zugleich die eigenen Ansprüche und die alten Volksrechte zu verfechten. Um dieselbe Zeit, da der Reichstag in Fritzlar Konrad seines herzoglichen Amtes für verlustig erklärte, zwei seiner tapfersten Waffenbrüder, die Grafen Wilhelm und Dadi von Thüringen, als Teilnehmer der Verschwörung unter die strenge Aufsicht des Bayernherzogs stellte und über die Häupter der Empörung die Acht aussprach, lieferte der tapfere Ritter seinen Gegnern ein blutiges Treffen an der Maas. Die Nacht trennte die Kämpfer, und beide sprachen die Ehre des Sieges an; aber

Otto in Mainz. 953.

Wachsender Aufstand. In Lothringen und Schwaben.

Konrad vermochte sich nicht länger zu halten; von Lothringen zurückgewiesen, warf er sich in das feste Mainz, wo sich Liudolf mit ihm vereinigte. Vor dieser Stadt zog sich nun der Krieg zusammen. Aber wie sehr auch Otto mit seinen sächsischen und fränkischen Vasallen und unterstützt von Heinrichs bayrischer Hilfsmannschaft alle Kräfte anstrengte, die Stadt mit Sturm zu erobern, seine Anstrengungen scheiterten an der Festigkeit der Mauern und an der Tapferkeit der Verteidiger. Zwei Monate dauerte schon der Belagerungskrieg, und noch war der Mut der Aufständischen ungebrochen. Im königlichen Heer regten sich Gefühle der Teilnahme für die Söhne: man hörte Stimmen, welche das Unternehmen Liudolfs und Konrads entschuldigten, ja rechtfertigten, und Heinrich als den Urheber des Familienhaders und Bürgerkrieges verdammten.

Belagerung von Mainz.

Bürgerkrieg in Bayern.

Am stärksten äußerte sich die Unzufriedenheit bei den Bayern selbst. Dort hatte sich Heinrich so wenig Zuneigung zu erwerben vermocht als Konrad in Lothringen: das herzogliche Geschlecht, von dem noch Sprößlinge vorhanden waren und dem selbst Pfalzgraf Arnulf, Heinrichs Stellvertreter in Regensburg, angehörte, zählte in Bayern noch viele Anhänger. Bereits waren Einleitungen zu einem Bunde mit Liudolf getroffen. Ganz Süddeutschland sollte noch einmal gegen das sächsische Königtum in die Schranken treten.

Vergebliche Unterhandlungen.

Otto erkannte die gefahrvolle Lage. Er versuchte die Söhne durch Unterhandlungen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Unter sicherem Geleite, für das sich zwei edle sächsische Ritter als Geiseln einstellten, begaben sich Liudolf und Konrad in das königliche Lager. Sie warfen sich dem Vater zu Füßen, erzählt Widukind, und erklärten, daß sie bereit seien, alles für ihre Vergehungen zu dulden, nur sollten ihre Freunde und Gefährten nichts Übles erleiden. Allein Otto bestand auf der Auslieferung der Schuldigen. Weder die Ermahnungen Brunos, der um diese Zeit zum Erzbischof von Köln gewählt und von dem königlichen Bruder gern in der Würde bestätigt worden war, noch die Vorwürfe Heinrichs waren vermögend, die beiden Fürsten, die ihren Genossen gelobt hatten, sie nie dem Zorne Ottos preiszugeben, zum Wortbruch zu verleiten. Unverrichteter Dinge kehrten sie wieder nach Mainz zurück. Nun begann der Krieg von neuem, und bald verbreitete sich der Aufruhr über das ganze Reich. Die bayrischen Grafen verließen den Herzog und das königliche Heer und kehrten in die Heimat zurück, um sich mit dem Pfalzgrafen Arnulf zu vereinigen, der in Regensburg die Fahne der Empörung aufgepflanzt und sich offen für Liudolf erklärt hatte.

Sachsen.

Ja selbst in Sachsen gewann Liudolf Anhänger. Graf Ekbert, einer jener Edlen, die Otto als Geiseln nach Mainz gesandt, und der jüngere Wichmann, Hermann Billungs Neffe, traten auf die Seite der Aufständischen, und nur die Umsicht und Wachsamkeit Hermanns hinderte den Aufstand sich über das ganze Herzogtum zu verbreiten. Unter diesen Umständen hob Otto die Belagerung von Mainz auf und wandte sich nach Bayern, wo Arnulf Heinrichs Gemahlin und Kinder des Landes verwiesen, den herzoglichen

Schatz unter seine Dienstleute verteilt hatte und allenthalben das Stammesgefühl und die alte Abneigung gegen das sächsische Herrscherhaus zu wecken bemüht war. Selbst die Bischöfe wankten in ihrer Treue. Umsonst suchte Otto Regensburg zu erobern; seine Unternehmungen hatten hier ebensowenig Erfolg wie vor Mainz. Als sich das Jahr dem Ende zuneigte, raste der Bürgerkrieg in allen Gauen; die herzoglichen Gewalten erhoben von neuem ihr Haupt und bedrohten die so mühsam gegründete Reichseinheit. Die größte Verwirrung herrschte in Lothringen, wo Konrad seine frühere Macht wieder zu erkämpfen strebte. Aber gerade hier nahm die Sache des Königs zuerst eine günstige Wendung. Bruno von Köln, dem Otto zu dem Erzstift die herzogliche Gewalt in Lothringen verliehen und so gleichsam die Würde eines „Erzherzogs des Westens" übertragen hatte, zog die noch vorhandenen Glieder des Giselbertschen Hauses und andere Gegner Konrads auf seine Seite und organisierte in Verbindung mit dem Grafen Gottfried, dem er die Leitung der weltlichen Geschäfte übertrug, und mit anderen geistlichen und weltlichen Großen den Widerstand gegen Konrad mit solchem Geschick und Erfolg, daß dieser sich nicht mehr in dem Herzogtum zu befestigen vermochte.

Bruno in Lothringen.

Die deutschen Stämme mußten durch ein neues Unglück von der Notwendigkeit einer starken Königsmacht überzeugt werden, ehe sie von dem unheilvollen Bürgerkrieg abließen und sich reumütig wieder unter Ottos Fahne sammelten. Im nächsten Frühjahr benutzten die Ungarn die verwirrte Lage des Reiches zu einem neuen Einfall. Sie brachen über die bayrische Grenze, die nicht mehr von Heinrichs starkem Arm geschützt ward, und so verblendet waren die Häupter der Empörung, daß sie mit dem Erbfeinde, „der alten Pest des Reiches", in Verbindung traten. Der Erzbischof Herold von Salzburg, ein Gegner Ottos, lieferte ihnen die Schätze seiner Kirche aus, Liudolf suchte durch Geld ihren Angriff auf die Nachbarländer abzulenken und Konrad, der ihre Führer in Worms bewirtete und beschenkte, bediente sich ihrer Hilfe wider seine lothringischen Feinde. Raubend und verheerend durchzogen ihre Scharen das überrheinische Land und kehrten dann beutebeladen über Italien in ihre Heimat zurück. Durch diesen Bund mit den verhaßten Ungarn verloren die Verschwornen die Teilnahme des Volkes. Dieselben Feinde, die Heinrichs Arm einst weit nach Osten gedrängt, waren jetzt von dessen Gegnern als Bundesgenossen aufgenommen worden! Die Wirkungen dieser Umwandlung traten bald zu Tage. Bischof Udalrich von Augsburg, der mit seinem Bruder Dietpold und mit Graf Adalbert vom Marchthal auf Seiten des Königs gestanden und darum von Arnulf aus seiner Stadt vertrieben worden, stürmte jetzt mit seinen Getreuen von der festen Burg, wo er Schutz gesucht, hernieder und gewann nach einem siegreichen Kampf mit den Bayern sein Bistum wieder; in Lothringen verzweifelte Konrad an dem Erfolge seiner Unternehmungen, er gab daher den Kampf wider Brun und die

Die Aufständischen im Bund mit den Ungarn. 954.

954.

Umschwung der Stimmung.

königliche Partei auf und rief die Gnade Ottos an. Liutgard war während des Krieges gestorben; die Trauer um die Hingeschiedene mag das Herz des Gatten wie des Vaters weicher und versöhnlicher gestimmt haben; auch Erzbischof Friedrich verließ die Burg Breisach und suchte die verlorne Gunst des Königs wieder zu gewinnen. Auf einer Tagfahrt in Langenzenn bei Nürnberg sollte der Hader ausgeglichen werden. Konrad und der Erzbischof unterwarfen sich dem König. Liudolf dagegen, von Heinrich wegen seines Bundes mit den Ungarn aufs neue gereizt, verließ unversöhnt den Fürstentag und eilte mit seinem Gefolge nach Regensburg, wo Arnulf die Streitkräfte der Aufständischen gesammelt hatte. Dahin brach auch Otto mit Heinrich und dem Wendensieger Gero auf. Nach einem hartnäckigen Gefechte vor der Feste Horsedal (Roßthal) lagerte sich das königliche Heer vor den Mauern der Donaustadt und wehrte allen Zugang. Bald zeigte sich Mangel an Lebensmitteln. Vergebens suchten die Belagerten durch einen Angriff, der zu gleicher Zeit von zwei Seiten unternommen werden sollte, die Stadt zu befreien; der verzögerte Ausfall der Reiterei setzte die Königlichen instand, die getrennten Rotten mit großem Verluste zurückzuschlagen; Arnulf selbst fiel im Kampfe unerkannt, erst zwei Tage später wurde sein Leichnam von einem flüchtigen Weibe aufgefunden. Aber wie groß auch die Not ward, die Bürger behaupteten die alte Landeshauptstadt mit zähem Mute, und selbst als Liudolf, der jede Aufforderung zur Unterwerfung von sich wies, während einer Waffenruhe mit seinen Dienstleuten nach Schwaben zog, um die Fahne des Aufruhrs in seinem eigenen Herzogtum aufzupflanzen, gaben die Regensburger den Widerstand nicht auf. Otto führte endlich sein Heer weg, ohne die Übergabe erzwungen zu haben; aber nach dem Abzuge legte eine Feuersbrunst den größten Teil der Stadt in Asche. Der König drang bis zur Iller vor, wo Liudolf ein Lager bezogen hatte. Schon erwartete man, daß die nur durch den kleinen Fluß getrennten Heere zur blutigen Schlacht ausrücken würden, als es den Bischöfen von Augsburg und Chur gelang, den unnatürlichen Kampf zu verhindern. Liudolf legte die Waffen nieder und versprach auf einem Reichstage in Fritzlar zu erscheinen, wo der Streit endgültig geschlichtet werden sollte. Sein Trotz war gebrochen und sein kindliches Herz verlangte nach Aussöhnung mit dem Vater. Er wartete die für die Tagfahrt bestimmte Zeit nicht ab, sondern eilte nach Thüringen, wo Otto seiner Gewohnheit gemäß der Jagd oblag. In der Nähe von Berka, an einem Orte Suveldun genannt, erzählt Widukind, warf er sich, von tiefer Reue ergriffen, mit bloßen Füßen vor dem Vater nieder und rührte durch seine flehenden Worte den König und alle Anwesenden zu Thränen. So ward Liudolf durch väterliche Liebe wieder zu Gnaden angenommen und gelobte zu gehorchen und in allen Stücken des Vaters Willen zu erfüllen. Wegen schwerer Erkrankung des Erzbischofs Friedrich wurde der Reichstag verschoben. Erst als die Nachricht von deren Ableben (25. Oktober) eintraf, fand derselbe zu Arnstadt in Thüringen

Die Kämpfe vor Regensburg.

Liudolf unterwirft sich.

17. Dez. 954.

statt. Hier unterwarfen sich Liudolf und Konrad feierlich dem König, überlieferten ihm Mainz und alle Burgen und wurden dann wieder zu Gnaden angenommen. Sie blieben im Besitze ihrer Eigengüter, aber die herzogliche Gewalt wurde ihnen nicht wieder übertragen. Versöhnung.

In Lothringen waltete Brun in Verbindung mit Gottfried des Amtes, doch behauptete auch Graf Reginar großen Einfluß; in Schwaben wurde Burkhard II. zum Lohne für bewiesene Treue als Herzog eingesetzt und mit Herzog Heinrichs jugendlicher Tochter Hedwig vermählt, die durch ihren Geist und ihre Schönheit große Macht über den älteren Gemahl erlangte. In Mainz wurde Ottos natürlicher Sohn Wilhelm, den ihm vor der Ehe mit Editha eine vornehme Wendin geboren und der im Kloster Reichenau seine geistliche Erziehung erhalten hatte, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Gleich seinem Oheim Brun war auch er beflissen, den Bund zwischen Staat und Kirche zu befestigen, zugleich aber auch zu verhüten, daß die Kirche in zu große Abhängigkeit von dem König gerate. An seinem Widerspruch scheiterte Ottos Plan, das Bistum Halberstadt zu einem Metropolitansitz zu erheben, wozu der Papst bereits die Einwilligung gegeben.

Nun kehrte allmählich die Ruhe im Reiche zurück. Wer hätte nach der Unterwerfung der Söhne noch ferner gewagt dem mächtigen König mit den Waffen entgegenzutreten? Nur in Bayern erhob noch der Aufruhr sein Haupt, und an der Elbe riefen die sächsischen Grafen Wichmann und Ekbert, welche während einer Jagd der leichten Haft entflohen, die Wenden unter die Waffen und dienten ihnen als Führer wider Hermann Billung, ihren Oheim, und wider den tapfern Gero. Aber es waren nur noch die schwellenden Wogen nach einem heftigen Sturm. Als Otto und Heinrich mit Kriegsmacht im Anfang des Jahres 955. an der Donau erschienen, wurden auch hier bald die letzten Flammen erstickt. Regensburg, das immer noch im Widerstand beharrte, wurde durch Hunger bezwungen, und ein Treffen bei Mühldorf am Inn entschied gegen die Aufständischen. Vier gegnerische Grafen mit vielen ihrer Kriegsleute deckten das Schlachtfeld. Otto bewährte auch hier seine großmütige Natur: „Er bestrafte die Häupter mit Verbannung,“ sagt Widukind, „die Geringen verschonte er, dann kehrte er mit Ruhm bedeckt in die sächsische Heimat zurück, nachdem er das ganze bayrische Gebiet seinem Bruder zurückgegeben.“ Heinrich nahm sich des Bruders Milde nicht zum Vorbild. Der Erzbischof Herold wurde geblendet und nach Seben in Tirol verbannt; die Güter der Salzburger Kirche verteilte der Herzog an seine Vasallen. Darauf unterwarf er die südlichen Landschaften, die wahrscheinlich wieder zu Berengar abgefallen waren, eroberte Aquileja und ließ den Patriarchen Engilfried verstümmeln. Aber er sollte die Früchte seiner Rache nicht lange genießen. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, sank er auf das Sterbelager und die Reue über die grausame Bestrafung des Kirchenfürsten verbitterte noch die letzten Stunden seines Daseins.

Unterdrückung des Aufstandes. 955.

4. Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde.

Die Ungarn vor Augsburg. 955.

Als Heinrich in Regensburg an das Krankenlager gefesselt war, empfing er die Kunde, daß die Ungarn zu einer neuen Heerfahrt rüsteten. Er schickte alsbald einen Eilboten nach Sachsen, um den Bruder von der drohenden Gefahr zu unterrichten. Da gab Otto den beabsichtigten Feldzug gegen die Wenden auf und zog abermals nach Bayern, um der größeren Gefahr zuerst entgegenzutreten. Und in der That war seine persönliche Gegenwart nie an einem Orte so nötig gewesen als in diesem verhängnisvollen Sommer an der mittleren Donau. Die Ungarn, durch die Erfolge des vorigen Zuges angefeuert, suchten abermals von der Verwirrung des Reiches Nutzen zu ziehen. Sie vereinigten sich zu einem Unternehmen, größer und drohender als alle früheren: hunderttausend Mann sollen die verschiedenen Abteilungen ihres Heeres betragen haben. Sie ergossen sich über das Bayernland, drangen in dichten Scharen in Schwaben ein und lagerten sich in der Ebene des Lech, während einzelne Reiterschwärme bis zum Schwarzwald streiften. Ihre ersten Angriffe waren auf Augsburg gerichtet, aber hier fanden sie in Bischof Udalrich (Ulrich) einen eben so tapfern als umsichtigen Gegner. Mutvoll widerstand der kriegerische Kirchenfürst mit einer Schar kühner Ritter dem furchtbaren Andrang der Ungarn, verteidigte die schwachbefestigte, mit einer niedrigen Mauer umgebene Stadt mehrere Tage lang wider alle Stürme und fügte dem Feinde durch glückliche Ausfälle manchen Schaden zu. „Mit der Stola bekleidet, ohne Helm und Panzer ritt der Bischof mitten im Pfeilregen in stolzer Sicherheit einher, die Verteidiger antreibend und ermutigend.“ Die Feinde zeigten übrigens nicht mehr den früheren Ungestüm, man sah, daß die vorderen Reihen mit Geißelhieben zum Angriff getrieben wurden. Als der Feldherr (Karchan) Pulszy gerade einen neuen Sturm vornehmen ließ, meldete ihm Berthold, des Pfalzgrafen Arnulf Sohn, „der das Unglück seines Hauses auch in diesem Momente der äußersten Gefahr des Vaterlandes nicht vergessen konnte“, daß König Otto mit Heeresmacht heranziehe. Da gab jener die Belagerung der Stadt auf und rückte dem königlichen Heer entgegen. Otto war mit einer geringen Zahl Streiter aus Sachsen aufgebrochen, da er die wendischen Marken nicht entblößen durfte; auf dem Zuge stießen die Bayern und Franken, die Schwaben und Böhmen und die Völker vom Rhein zu ihm, und auch die Heldenschar des Bischofs Udalrich von Augsburg, von dem tapfern Grafen Dietpold geführt, fand sich bei ihm ein. Aber wie klein war die deutsche Kriegsmacht im Vergleich mit der des Feindes! Hätte noch wie früher das Fußvolk die Hauptmacht gebildet, so wären die Deutschen unrettbar verloren gewesen; so aber stand, Dank der trefflichen Einrichtung Heinrichs, den leichten Reiterscharen der Magyaren die schwerbewaffnete deutsche Ritterschaft als Kern des Heeres gegenüber. Nachdem die christlichen Streiter, so beschreibt

Ottos Heerfahrt.

Widukind den Gang der denkwürdigen Schlacht auf dem Lechfelde, durch einen Buß- und Bettag den Beistand Gottes erfleht und alle Krieger Gehorsam den Führern und sich untereinander Treue und ein brüderliches Herz gelobt, zogen sie am Laurentiustage in acht nach Stämmen geordneten Abteilungen von je 1000 Rittern nebst Dienern und Troßknechten wider den Feind. Die drei ersten Züge bildeten die Bayern unter den Feldherren des kranken Herzogs; dann folgten die Franken unter dem tapfern Konrad, Ottos Schwiegersohn, dem Helden des Tages, der die Erinnerung an den Aufstand wider seinen königlichen Herrn durch ritterliche Thaten austilgen wollte. In der Mitte stand der König selbst, umgeben von einer Schar heldenmütiger Jünglinge, die als die Tapfersten aus jedem Zuge ausgewählt worden; über ihm flatterte das Banner mit dem Bilde des Erzengels Michael, des Überwinders der höllischen Mächte; den sechsten und siebenten Zug führte Herzog Burkhard von Schwaben, und den Schluß bildeten die Böhmen in glänzendem Waffenschmuck unter dem Oberbefehl ihres Fürsten. Hier war auch alles Gepäck und der ganze Troß, weil man die Nachhut für den sichersten Ort hielt. Der Anfang der Schlacht war für das Christenheer ungünstig. Von einer feindlichen Abteilung, welche während der Nacht den Lech unterhalb des deutschen Lagers überschritten hatte, unerwartet im Rücken angegriffen, fingen die hinteren Züge zu wanken an. Schon war alles Gepäck in den Händen der Ungarn. Da stürzte der kühne Konrad mit seiner todesmutigen Schar junger Franken auf die Feinde, trieb sie in die Flucht und gewann die Beute wieder. Siegreich kehrte er in seine frühere Stellung zurück, und nun erst begann die Schlacht gegen das Hauptheer in der Front. Der König selbst, nachdem er in einer kurzen feurigen Rede die Seinigen ermutigt und mit den Worten geschlossen: „Besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joche der Feinde ein Sklavenleben zu führen,“ sprengte hoch zu Roß, mit der heiligen Lanze bewaffnet und mit dem Schilde gedeckt, in den dichtesten Schwarm. Sein Beispiel feuerte das ganze Heer an. In kurzem waren die feindlichen Scharen zersprengt und ihre Massen stoben nach allen Seiten auseinander. Furchtbar wütete das deutsche Racheschwert unter der verwirrten und flüchtigen Menge. Eine große Zahl fand den Tod in den Fluten des Lech, andere, die in den Häusern der umliegenden Dörfer Obdach gesucht, kamen elendiglich in den Flammen um, welche die Sieger auflodern ließen. Aber auch in den Reihen der Deutschen bezahlte mancher tapfere Mann den Ruhm und die Rettung des Vaterlandes mit dem Leben. Tief beklagte der König den Fall der Helden, über keinen jedoch trauerte er so sehr wie über seinen Eidam Konrad, den ein Pfeil in die Kehle traf, als er mitten im heißen Siegeskampfe die Helmbänder löste um Luft zu schöpfen. Den Leichnam des tapfern Mannes ließ Otto nach Worms bringen, wo er unter den Thränen und Wehklagen aller Franken begraben ward. Er hatte durch seinen ruhmvollen Tod für die höchsten Güter die schwere Verschuldung früherer Jahre redlich gesühnt. Auch

Die Ordnung und Aufstellung.

Gang der Schlacht auf dem Lechfelde. 10. Aug. 955.

Konrads Tod.

des Bischofs Udalrich Bruder und Neffe hatten den herrlichen Sieg mit ihrem Blute erkauft. Otto verfolgte die fliehenden Feinde die Donau hinab bis Regensburg. Dort hielt er strenges Gericht über die Gefangenen, und viele vornehme Ungarn, unter ihnen der Oberfeldherr Pulszy, erlitten den schimpflichen Tod durch den Strang. Unter den Erschlagenen war auch Arnulfs Sohn. Nur geringe Reste seiner Besitzungen, darunter die Burg Scheiern, der Stammsitz der Wittelsbacher, verblieben seinen Nachkommen. „Seit zweihundert Jahren," versichert Widukind, „hat kein König sich eines solchen Sieges zu erfreuen gehabt. Glorreich durch den herrlichen Triumph wurde Otto von dem Heere als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt. Er aber ordnete dem höchsten Gotte Preis und Lobgesänge in allen Kirchen an, sandte Boten mit der frohen Botschaft an die würdige Mutter und kehrte dann unter dem Jubel des Volkes als Sieger nach Sachsen zurück."

Verbreitung des Christentums in Ungarn.

Seitdem hörten die verheerenden Einfälle der Ungarn in Deutschland auf. Die Magyaren entsagten dem unstäten Nomadenleben und fingen an in der fruchtbaren Donau-Ebene feste Wohnsitze zu gründen und die sumpfigen Gegenden des Landes mit Wällen und Pfahlwerk zu schützen. Die deutschen Krieger aber drangen wieder wie ehedem über die Enns, setzten sich in dem schönen Landstriche diesseits und jenseits dieses Flusses fest und fügten denselben wieder als bayrische Ostmark dem Reiche bei. An den Ufern der Mur und in dem Küstenlande von Aquileja herrschte bald wieder der deutsche Mann. In Verbindung mit dem Schwerte drang auch das Evangelium in die ungarischen Niederungen und schuf mildere Sitten und friedfertigen Sinn.

Das Bistum Passau entfaltete eine große Missionsthätigkeit unter den heidnischen Magyaren, besonders als Piligrim (971—991), ein dem sächsischen Königshause ergebener Prälat, den bischöflichen Sitz empfing. Er war ein Neffe des Erzbischofs Friedrich (958—991), eines „von himmlischem Eifer erfüllten, kraftvollen Mannes von wunderbarer Begabung", den Otto an die Stelle des geblendeten und auf einer Synode zu Ingelheim seiner Würde entsetzten Herold zum Metropoliten von Salzburg ernannt hatte.

Um in der Bekehrungsthätigkeit unter den Ungarn freie Hand zu haben, suchte Piligrim dem Bistum Passau Metropolitanrechte über die unteren Donauländer zu erwirken, die bisher allein dem Erzstift Salzburg zustanden. Es wurden zu dem Zweck Urkunden angefertigt, welche diese Ansprüche auf Grund des alten nach Passau verlegten Erzbistums Lorch (V, 304) darthun sollten, die aber durch die neuere Forschung als Fälschungen nachgewiesen wurden. Weder der Kaiser noch der Papst hat eine solche Schmälerung der Metropolitanrechte von Salzburg gutgeheißen.

Noch wirksamer als die deutschen Missionsversuche erwies sich der Feuereifer einiger Mönche, die der Märtyrertod des heil. Adalbert zur Fortführung seines Werkes begeisterte, und das Streben einiger Volkshäupter durch christliche Institutionen eine Neugestaltung des ungarischen Volkslebens zu bewirken. Nachdem Geisa und seine Gemahlin durch Unterwerfung der unbotmäßigen Häuptlinge eine umfassende Fürstengewalt gegründet und durch Herbeiziehung christlicher Glaubensboten aus Böhmen und

Bayern dem Evangelium eine Stätte bereitet, führte ihr Sohn Waik oder, wie er als christlicher König sich nannte, Stephan, der Gemahl der bayrischen Gisela, Land und Volk der Magyaren der Monarchie und dem Christentume zu. Mit Hilfe der böhmischen Mönche Radla und Askrik (Anastasius) stiftete er Bistümer und Abteien in Ungarn, errichtete mit Genehmigung des Papstes Silvester II. in Gran ein Erzbistum und ließ sich in der Folge von Rom eine goldene Königskrone senden (1001). Er gründete ein Pilgerhaus und eine Kirche in der christlichen Hauptstadt, wo ungarische Kleriker gebildet werden sollten, und ein zweites in Ravenna. So wurde Stephan, von der Nachwelt als „der Heilige" gefeiert, der Gesetzgeber, Ordner und Reichsbegründer in Ungarn. Doch nahm er bei seinen staatlichen und kirchlichen Organisationen die deutschen Verhältnisse zum Vorbild. Deutsche und italische Ansiedler wurden ins Land berufen, um durch ihr Beispiel die Magyaren zum Ackerbau und zu den Künsten des Friedens anzuregen.

Die Lage der Dinge: 1. In Bayern. 1. Nov. 955.

Wenige Monate nach der Ungarnschlacht starb Herzog Heinrich im frischen Mannesalter auf dem Siechbette und wurde in der von ihm erbauten Liebfrauenkirche zu Regensburg in die Gruft gesenkt. Ein tapferer Mann wurde er um seiner Streitsucht willen doch nur von wenigen geliebt. Zu diesen wenigen gehörte vor allen seine Mutter Mathilde, die seit seinem Hingange das Trauergewand nie mehr ablegte. Otto ehrte das Andenken des Bruders, indem er dem vierjährigen Sohne desselben gleiches Namens das Herzogtum Bayern samt den Marken verlieh. Während der Minderjährigkeit desselben führte seine Mutter Judith die vormundschaftliche Regierung, eine Frau von seltener Schönheit und wunderbarem Verstand, die als Arnulfingerin die Sympathien des Bayernvolkes besaß und daher besonders geeignet war als Vermittlerin versöhnend aufzutreten. —

2. In Sachsen und im Wendenland.

Zwei Monate nach dem Tage auf dem Lechfelde wurden auch die Wenden in dem sumpfigen Lande an der Recknitz besiegt und zur alten Zinspflicht gezwungen. Ihr Fürst Stoinef blieb auf der Wahlstatt, sein abgeschlagenes Haupt wurde auf einer Stange aufgerichtet und von 70 Köpfen gefangener Wenden umkränzt; seinen Ratgeber beraubte man der Augen und der Zunge. Ihre sächsischen Genossen Wichmann und Ekbert suchten Zuflucht bei Hugo von Westfranken, bis ihnen unter Vermittelung Geros die Gnade des Königs die Rückkehr gestattete. Aber Wichmanns unruhiger Geist widerstrebte jeder Ordnung, die seiner Ungebundenheit Schranken setzte. Als er sich mit einer Schar wilder Gesellen des Landfriedensbruches schuldig machte und deshalb von gerichtlicher Verfolgung bedroht ward, entwich er abermals zu den Wenden und diente ihnen als Führer wider die Sachsen und Polen. Auf einem dieser Züge fand er am 22. Sept. 967 seinen Tod durch die Schwerter einer polnischen Kriegsschar. Um diese Zeit war es auch, daß Otto den beiden tapfern Männern, welche die östlichen Grenzländer so erfolgreich gegen die Wenden beschützten und ausdehnten, eine selbständige Stellung gab. Hermann Billung erhielt für sich und seine Nachkommen die Herzogswürde von Sachsen, wenigstens über die zwischen Weser und Niederelbe gelegenen Landesteile, die ihm als Fahnenlehen verliehen wurden; und Gero verwaltete als Markgraf die Gebiete an der mittleren Elbe, die ihm ihre Sicherheit und ihren deutschen Charakter verdankten, in freier Selbständigkeit. —

3. In Lothringen.

Wie diese beiden Kriegsfürsten die östlichen Landschaften mit dem Schwerte in Gehorsam hielten, so beruhigte und ordnete Ottos Bruder Brun den tiefbewegten Westen. In Lothringen nämlich strebte Reginar, Giselberts Bruder, nach der herzoglichen Würde und trat dem Erzbischof bei Ausübung seines Amtes allenthalben in den Weg, bis er zuletzt in Gefangenschaft geriet und als Verbannter in Böhmen sein unstätes Leben beschloß. Darauf erlangte Graf Friedrich, gleich seinem Bruder, dem Bischof Adalbero von Metz, ein treuer Anhänger des königlichen Hauses,

der einen von dem listigen und gewaltthätigen Grafen Immo erregten Aufstand unterdrückt hatte, die herzoglichen Rechte im obern Lothringen, während der Geschäftskreis des erwähnten Herzogs Gottfried mehr auf das untere Land, Niederlothringen, beschränkt blieb. Beide standen jedoch unter Bruns Aufsicht, der in diesen Jahren eine wunderbare, für Staat und Kirche gleich fruchtbare Thätigkeit entwickelte. Durch seine Mitwirkung wurde das Bestreben des Königs, die Bistümer und Metropolitansitze mit würdigen, dem Herrscherhause ergebenen Oberhirten zu besetzen und in dem Episkopate ein Gegengewicht gegen die Territorialgewalten der Stammesherzöge und den lockeren Lehnsverband der Grafen und Vasallen zu schaffen, mit glücklichem Erfolg gekrönt.

5. Herstellung des abendländischen Kaisertums.

Otto und Berengar. Am Anfang der sechziger Jahre war Ottos Macht höher denn je. Der Aufstand war niedergeworfen, die Ungarn und Wenden lagen besiegt zu Boden, die hohen Reichs- und Kirchenämter waren in befreundeten Händen. Als der König im Jahre 960 die Herzogtümer durchzog, erschienen die weltlichen und geistlichen Großen an seinem Hoflager, um ihm ihre Ergebenheit zu beweisen und seine Befehle zu empfangen. Nur in Italien waren seine Entwürfe nicht zur Ausführung gekommen. Die Sehnsucht nach der römischen Kaiserkrone, die er schon auf dem ersten Zuge in der Seele getragen, war noch ungestillt, und in dem langobardischen Königreiche schaltete Berengar als selbständiger Herr und drückte und verfolgte die deutsche oder burgundische Partei. Er hatte sich die zeitweilige Zerrüttung des Deutschen Reiches zu Nutze gemacht, um die in Augsburg eingegangenen Verpflichtungen abzuwerfen und die Vasallenbande zu zerreißen. Bei einem Fürsten wie Otto, der für persönliche Hoheit und weitgreifende Gewalt ein so lebendiges Gefühl besaß, konnte der Gedanke an die Kaiserkrone nicht untergehen: die Krieger, die ihn nach der Ungarnschlacht als Imperator begrüßten, wußten, von welchen Ideen er erfüllt ward. Aber der Weg zu dieser höchsten Stufe irdischer Herrlichkeit führte durch Oberitalien, und es mochte ihm daher nicht unerwünscht sein, daß Berengar selbst durch Treulosigkeit ihm Veranlassung gab, das Werk von neuem in Angriff zu nehmen und zur Vollendung zu führen. Liudolfs Feldzug und Ende. 957. Schon in dem Jahre nach der Ungarnschlacht hatte der König auf den Rat Bruns seinen Sohn Liudolf über die Alpen gesandt, damit er im Kampfe wider den pflichtvergessenen Lehnskönig seine Waffenehre wieder herstelle und wie Konrad auf dem Lechfelde durch rühmliche Thaten die früheren Vergehen in Vergessenheit bringe. Mit Freuden erfüllte der hochherzige Fürst den Auftrag. Hatte doch Otto dem Sohne, mit dem ihn der treffliche Bruder Brun vollständig ausgesöhnt, das Königreich Italien als Ersatz für das verlorne Herzogtum Schwaben in Aussicht gestellt. Begleitet von vielen Anhängern und Schicksalsgenossen, die jenseit der Berge wieder zu gewinnen hofften, was sie in Deutschland eingebüßt, stieg Liudolf über die Alpen. Die burgundische Partei und zahlreiche Feinde Berengars verstärkten sein Heer. Vergebens suchte der bedrohte König und sein Sohn Adalbert den Deutschen den

Eingang zu wehren: Liudolf siegte in zwei Treffen, eroberte die Stadt Pavia und traf Anstalten, sich das ganze Land zu unterwerfen. Aber mitten im Siegeslauf wurde der Königssohn im Gebiet von Novara unweit des Langensees von einem Fieber dahingerafft, ehe er noch das dreißigste Jahr erreicht hatte. Groß 6. Sept. 957. war die Trauer der Freunde um den teuern Mann, der durch die Anmut seiner Sitten, durch Treue und Großmut und durch sein ritterliches Wesen sich aller Herzen gewonnen. Sie trugen seine Leiche auf ihren Schultern in die Heimat und begruben sie in der Kirche des heil. Albanus vor den Thoren von Mainz, „unter Trauer und Wehklage vieler Völker". Otto empfing die Trauerkunde auf einem Feldzuge gegen die Redarier. Er wurde um so tiefer ergriffen, als um dieselbe Zeit auch der zweite Sohn, den ihm Adelheid geboren und der den Namen Brun erhalten, dem schon früher verstorbenen Erstgebornen ins Grab folgte. Er nahm Liudolfs einzigen Sohn Otto zu sich und ließ ihn am Hofe mit seinem eigenen Sohne gleiches Namens und Alters erziehen.

Nach Liudolfs Tod gewann Berengar schnell die verlorne Macht wieder. Berengar und Papst Johann XII. Nicht zufrieden mit Lombardien streckte er auch die Hand nach dem Exarchat aus, welches der Papst zu gewinnen gehofft, und trat mit den Fürsten Mittelitaliens in Beziehungen, um Gelegenheit zur Ausdehnung seiner Herrschaft zu finden. Dadurch weckte er in dem römischen Kirchenfürsten Besorgnis und Argwohn und führte den zweiten Einzug Ottos herbei.

Damals war die geistliche und weltliche Gewalt in Rom in einer Hand vereinigt. Wir haben gesehen, mit welcher Kraft und Umsicht Alberich als „Fürst und Senator" bis an sein Ende die Stadt und das Gebiet von Rom regierte. Und so groß war sein Ansehen noch nach seinem Tode, daß die Römer seinen jungen Sohn Octavian als seinen Nachfolger in der weltlichen Fürstenmacht anerkannten. Im Herbst des folgenden Jahres starb Papst Agapet, und nun bestieg Octavianus in einem 955. Alter von etwa 16 Jahren den apostolischen Stuhl und legte sich den Namen Johann XII. bei. Ein junger ehrgeiziger Fürst von heftigen Leidenschaften strebte der neue Papst nach Mehrung seiner weltlichen Macht und Besitzungen. Die Territorien, die einst Pippin und Karl d. Gr. dem Stuhle Petri durch Schenkungsakte zugewiesen, waren nie vollständig erworben worden und in den letzten Jahrzehnten größtenteils in andere Hände gekommen; selbst Alberichs Herrschaft erstreckte sich nicht weit über das Stadtgebiet. Aber die Ansprüche waren darum nicht aufgegeben; und Johann XII. hielt den Zeitpunkt für günstig, das Exarchat und die Pentapolis dem apostolischen Stuhle dauernd zu erringen und zugleich das Papsttum samt der weltlichen Fürstengewalt in seinem Geschlechte erblich zu machen. Allein seine Eigenschaften und seine sinnliche Natur waren für solche Bestrebungen wenig geeignet. Die Gewandtheit zur Intrige, die er in den Unterhandlungen mit einigen Fürsten des mittleren und unteren Italiens an den Tag gelegt, war ihm in den großen Ereignissen, die jetzt eintraten, und bei einem Herrscher wie Otto I. wenig nütze, und sein sträflicher Wandel, durch den er sein ehrwürdiges Amt schändete, zog ihm den Haß und die Verachtung der Römer zu. Die geistliche Erziehung, die ihm der Vater hatte erteilen lassen, war nicht vermögend, den Hang zur Sinnlichkeit in ihm zu ersticken. „In so unreifer Jugend im Besitz einer Stellung, die ihm auf die Ehrfurcht der Welt Ansprüche gab, verlor er die Besinnung und stürzte sich in die ausgelassenste Lust. Sein lateranischer

Palast wurde zu einem Freudenhaus und Harem. Die vornehme Jugend Roms war seine bevorzugte Gesellschaft: er jagte, spielte, liebte und zechte." Man sah ihn bei schwelgerischen Mahlen mit heidnischem Humor den alten Göttern Libationen darbringen und des Teufels Minne trinken. Man sagte ihm nach, er lebe in blutschänderischen Verhältnissen mit Stephania, der Konkubine seines Vaters, ihrer Schwester und Nichte. „Die entfesselte Sinnlichkeit des entarteten Römertums zeigte sich hier in ihrer abschreckendsten Gestalt und nahm auf dem Stuhle Petri selbst Platz." Im trunkenen Zustand erteilte Johann im Pferdestall einem Diakonus die Weihe.

Otto von dem Papst nach Italien gerufen. 960. Als Berengar die Ansprüche des Papstes auf die Romagna und Aemilia zurückwies, verband sich Johann XII. mit den zahlreichen Gegnern desselben in der Absicht, den deutschen König zu einem Zug nach Italien zu bewegen. 960. Otto feierte gerade in Regensburg das Weihnachtsfest, als die Gesandten des römischen Kirchenfürsten, begleitet von vielen geistlichen und weltlichen Großen Oberitaliens, darunter dem Erzbischof Waldpert von Mailand, sich dort einstellten, mit der Aufforderung an den König, über die Alpen zu ziehen, um den Gewaltthätigkeiten Berengars ein Ende zu machen und die Kaiserkrone in Rom in Empfang zu nehmen. Otto ergriff mit Freuden die Gelegenheit, den langgehegten Wunsch zu verwirklichen. Der Hilferuf des Papstes und der „Schmerzensschrei" Italiens gaben ihm die willkommene Veranlassung, mit der ganzen Wucht seines Reiches den treulosen Vasallen zu strafen, Italien von Berengars Unthaten zu befreien und in Rom ein neues Weltreich aufzurichten. Nachdem die Großen des Reiches, die er auf den nächsten Mai zu einer Versammlung nach Worms entboten, sein siebenjähriges Söhnchen Otto zum König der Ostfranken erwählt und darauf die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln denselben 961. am Pfingstfeste im Münster zu Aachen feierlich gekrönt hatten, stieg er im Herbst mit einem zahlreichen, aus allen Stämmen und Völkern gesammelten Heere zum zweitenmale über die Alpen. Die Königin Adelheid und viele geistliche und weltliche Herren begleiteten den Zug; denn es war kein Geheimnis, daß die Kaiserkrönung das eigentliche Ziel sei. Die beiden Erzbischöfe Brun und Wilhelm verwalteten unterdessen Deutschland und hielten den königlichen Knaben Otto in Oberitalien. 961. unter ihrer Obhut. Wie bei dem ersten Zuge wählte auch diesmal Otto den Weg durch das Thal der Etsch. Berengar hatte ihm den Durchzug verlegt, aber von seinen Truppen verlassen und verraten, suchte er Schutz in einer festen Burg zwischen Ankona und Fossombrone, während seine Gattin Willa und seine Söhne Adalbert und Guido sich nach verschiedenen Orten Oberitaliens flüchteten. Ohne Widerstand zu finden zog der König in die Po-Ebene hinab; alle Städte öffneten die Thore, die Bischöfe und Grafen kamen ihm entgegen und brachten ihre Huldigungen dar, mit großem Glanze feierte er das Weihnachtsfest in Pavia und ordnete die Angelegenheiten Lombardiens. Zu Einzug in Rom. 962. Anfang des nächsten Jahres hielt er seinen Einzug in Rom. War er einst durch Alberich von dem beabsichtigten Besuche zurückgewiesen worden, so lud ihn jetzt dessen Sohn dahin ein. Denn der unwürdige Oberpriester hatte sich

durch sein schmachvolles Betragen so sehr um alles Ansehen bei den Römern gebracht, daß er nur noch durch starke Königshand in seiner Stellung gehalten werden konnte. Doch gab er sich nicht unbedingt in die Gewalt seines mächtigen Schutzherrn. Nur gegen die vorausgegangene eidliche Zusage Ottos, daß er die Rechte der Kirche ehren und wahren, ihr Oberhaupt vor jeder Kränkung beschützen und nach Kräften erhöhen, in der römischen Stadt ohne Mitwissen und Beirat des Papstes keine Regierungshandlungen oder Ernennungen vornehmen und endlich für die Rückerstattung und Erhaltung aller der Kirche gehörigen Besitzungen Sorge tragen wollte, hatte sich Johann bereit gezeigt, den deutschen König in die Stadt aufzunehmen und ihm mit der römischen Krone die Rechte des karolingischen Kaisertums zu übertragen. Mit großen Ehren wurde der König nach herkömmlicher Sitte von Adel und Bürgerschaft auf den neronischen Wiesen unter dem Monte Mario empfangen und in feierlichem Zuge mit Feldzeichen, Fahnen und Kreuzen von den vornehmen Jünglingen Roms in glänzendem Waffenschmuck nach St. Peter geleitet, wo er von dem Papste in die von Gold und Edelsteinen strahlende Kirche geführt und, nachdem er am Grabe des Apostelfürsten sein Gebet verrichtet, feierlich gesalbt wurde und aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone und das Kaiserschwert empfing, unter lauten Jubelrufen und Glückwünschungen der Anwesenden. Auch Adelheid wurde gesalbt und gekrönt, sie erscheint seitdem in Ottos Urkunden mehrfach mit dem ehrenvollen Titel einer „Genossin des Reichs“.

Kaiserkrönung. 2. Febr. 962.

Mit der Gründung des „heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ begann die schicksalsschwere Verbindung der beiden erlauchten Völker, „welche die christliche Kulturarbeit gemeinsam überkamen“, eine Verbindung, die für die Bildung, Gesittung und geschichtliche Größe der deutschen Nation von den größten und wohlthätigsten Folgen war; aber auch die Quelle von „unsäglichem Wehe“. Indem Otto das Römische Reich dauernd an das deutsche Volk knüpfte, stellte er diesem die große, inhaltschwere Lebensaufgabe, Träger der Weltgeschichte zu sein, eine Aufgabe, für welche viele Geschlechter ihr Blut auf fremder Erde verströmen mußten und der Gang der deutschen Geschichte von den einfachen und richtigen Bahnen abgelenkt wurde. Von der Zeit an suchten die Ottonen den Schwerpunkt des Königtums nicht mehr im Norden, vielmehr waren ihre Blicke jetzt vorzugsweise nach dem Süden gerichtet.

Bedeutung der Handlung für Deutschland.

6. Begründung der kaiserlichen Schirmvogtei in Rom.

Durch die Kaiserkrönung Ottos wurde die von demselben geschaffene neue Ordnung feierlich als zu Recht bestehend anerkannt: eine seit Jahren im Gang befindliche Entwicklung fand damit ihren Abschluß. Als neu aber kam hinzu die Herrschaft über Rom und die anderen Besitzungen der Kirche, die Otto derselben jetzt bestätigte, aber, wenn auch unter Verzicht auf einzelne Hoheitsrechte, unter seiner Hoheit behielt. Die nächste Folge davon war eine Änderung des

Verhältnisses zum Papsttum, denn auf die Ernennung des Papstes beanspruchte Otto von nun an Einfluß und machte denselben trotz des Widerstrebens der Römer energisch geltend. Aber auch auf Unteritalien erhebt Otto nun Anspruch, ohne denselben verwirklichen zu können. Auf die Zeitgenossen machten diese Vorgänge einen gewaltigen Eindruck: in dem Kaiser sahen sie den Herrscher Europas, ja der Welt. Was weiter geschah, konnte diese Auffassung nur bestätigen. Am 12. Februar fand unter dem gemeinsamen Vorsitz Ottos und Johanns XII. in der Peterskirche eine Synode statt: auf derselben stimmte der Papst der von Otto gewünschten Erhebung des Moritzklosters zu Magdeburg zum Erzbistum bei und ordnete als Oberhirt der Kirche die Rechtsverhältnisse desselben, um Streit mit den älteren, zum Teil durch die neue Stiftung in ihren Rechten geschädigten Bistümern zu meiden. Am 19. Februar stellte Otto die Urkunde aus, durch die er dem beim Einzug in Rom geleisteten Eide gemäß der Kirche alle die Besitzungen bestätigte, welche ihr seit der Schenkung Pippins zugestanden hatten, d. h. Rom mit seinem Ducat, das Exarchat von Ravenna und die Pentapolis, die Sabina, einzelne tuskische und kampanische Städte, u. a. Capua, und dann die Güter in Benevent, Neapel, Kalabrien und Sizilien, „wenn Gott dies unseren Händen überliefern sollte", endlich Gaeta und Fondi. Die betreffende Urkunde, deren Echtheit trotz zahlreicher Fehler und einiger jüngeren Einschiebsel nicht mehr angezweifelt werden kann, bestätigte der Kirche also den zur Zeit der Karolinger erworbenen Besitzstand und fügte demselben nur einige Städte im Spoletinischen, wie Rieti, Amiternum, Aquila u. a. hinzu, die aber infolge des späteren Streits mit dem Papste nicht an diesen kamen. Alle diese Gebiete aber erhielt die Kirche nur unter Vorbehalt der kaiserlichen Rechte, wie sie 824 durch die „Konstitution Lothars" festgestellt worden waren (s. V, 450). Otto behielt also die Oberaufsicht über das weltliche Regiment des Papstes, insbesondere die Rechtspflege: der Zustand wurde hergestellt, der im karolingischen Zeitalter bestanden hatte.

Haltung des Papstes. 14. Febr. 962.

Zwölf Tage nach dem Krönungsfest verließ Otto dann die ewige Stadt, um seine Waffen gegen Berengar und Adalbert zu kehren. Vor seinem Abzug leisteten ihm die Römer den Eid der Treue, und der Papst schwur am Grabe des heil. Petrus, nie auf die Seite seiner Feinde zu treten. — Kaum war Otto abgezogen, so überfiel den Papst die bitterste Reue. Hatte er gehofft, in dem deutschen König einen mächtigen Gönner zu gewinnen, der ihm die unzufriedenen Römer in Gehorsam halten, sein Gebiet vergrößern und seine geistliche und weltliche Macht fester begründen würde, so war er durch die kurze Anwesenheit des gewaltigen Mannes überzeugt worden, daß Rom einen neuen Gebieter erhalten habe, der entschlossen sei, keines der Rechte fahren zu lassen, die einst Karl d. Gr. und seine Nachfolger geübt, und auch in kirchlichen Dingen das entscheidende Wort führte. Als Otto in Pavia mit den zu einer Synode einberufenen italischen Bischöfen kirchliche Anordnungen traf und mehrere derselben

durch Verleihung von Immunitäten und Gerechtsamen auf seine Seite zog, erkannte der römische Fürst, in welche Abhängigkeit er geraten und was ihm in Zukunft bevorstand, wenn die kaiserliche Machtfülle sich festgesetzt haben würde. Dieses zu verhindern war jetzt sein eifrigstes Trachten. Kaum war Otto von

Johann XII. mit des Kaisers Feinden im Bund.

Pavia gegen Berengar gezogen, der seine Streitkräfte in San Leone gesammelt hatte und zum hartnäckigsten Widerstande entschlossen war, so trat der Papst gegen sein eidliches Versprechen mit den Feinden in Verbindung. Nicht nur daß er Berengars Sohn Adalbert, welcher sich um die Bundesgenossenschaft der Sarazenen in Garde-Frainet und auf Corsica bewarb, seiner Freundschaft und Unterstützung versicherte, er suchte sogar den Hof von Konstantinopel und die Ungarn wider Otto aufzureizen. Die deutsche Partei in Rom warnte den Kaiser vor der Untreue Johanns und führte zugleich Klage über dessen zügelloses Leben und schmachvolles Regiment. Otto erwiderte: „Er ist noch ein Knabe, das Beispiel edler Männer wird ihn bessern", und zog mit seinem Heer vor San Leone. Dort trafen Gesandte des Papstes bei ihm ein, die Beschwerde erhoben, daß er mit der Zurückgabe der Patrimonien zögere und sein Versprechen nicht halte. Otto sagte, daß er die Besitzungen nicht eher zurückerstatten könne, bis er sie vollständig in seiner Gewalt habe, bewies, daß er von der Falschheit und den Ränken Johannes genau unterrichtet sei, und schickte Bevollmächtigte nach Rom, welche durch Eidschwur und gerichtlichen Zweikampf ihn von dem Vorwurf des Eidbruchs reinigen sollten. Diese fanden jedoch wenig Gehör, und als bald darauf Adalbert in Civita Vecchia landete, wurde er freudig von dem Papste empfangen. Auf diese Nachricht zog der Kaiser zum zweitenmal vor Rom.

Juli 963. Otto zum zweitenmal in Rom. 963.

Johann und Adalbert schienen anfangs entschlossen, an der Spitze der nationalen Partei die Stadt zu verteidigen. Aber bald entsank ihnen der Mut, zumal als sie gewahr wurden, wie der Anhang des Kaisers in der Stadt selbst täglich wuchs. Der unwürdige Sohn Alberichs raffte daher schnell die Kirchenschätze zusammen und entwich mit seinen Genossen in die Campagna, wo sie sich im Gebirge verbargen. Unter dem Jubel der deutschen Partei zog darauf Otto als Sieger in die Stadt ein. Er ließ sich Geiseln stellen und nahm dem Klerus,

2. Nov. 963.

dem Adel und den Häuptern des Volks den Eid ab, „daß sie fortan niemals einen Papst wählen oder weihen wollten ohne die Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes". Damit raubte Otto den Römern das wichtigste Recht, die freie Besetzung des päpstlichen Stuhls, und warf sich zum Schiedsrichter und Gebieter der abendländischen Christenheit auf. Nie hatten die Karolinger der römischen Stadtgemeinde und Geistlichkeit das freie Wahlrecht des kirchlichen Oberhauptes bestritten; nun sollte der apostolische Stuhl wie jeder andere deutsche oder italische Bischofsitz von der Entscheidung des kaiserlichen Herrschers abhängig sein. Und Otto zögerte nicht, sich in seiner neuen Machtstellung als Ordner des verfallenen Kirchenregiments zu zeigen. In einer feierlichen Synode, welcher die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna und Hamburg,

Johann XII. abgesetzt und Leo VIII. gewählt. 963 6. Nov.

36 italische und zwei deutsche Bischöfe, die gesamte römische Geistlichkeit, die Häupter des Adels und Volks, die Führer der Stadtmiliz und die Beamten des Laterans anwohnten, wurde unter dem Vorsitz des Kaisers Gericht gehalten über den abwesenden Papst. Von dem Geschichtschreiber Liutprand, welcher als Bischof von Cremona an den Sitzungen Teil nahm, erfahren wir, welche schreckliche Verbrechen gegen die Sittlichkeit und die kanonischen Vorschriften dem Kirchenhaupte schuld gegeben wurden: man klagte ihn des Mords, der Tempelschändung, des Meineids, der Blutschande an. Als er die Ladung der Synode zur Verantwortung in einem kurzen Schreiben zurückwies und die Teilnehmer mit dem Banne bedrohte, und eine zweite verschärfte Aufforderung,
22. Nov. welche zwei Wochen später erlassen ward, gleichfalls ohne Wirkung blieb, er-
4. Dez. klärte ihn Otto selbst in der dritten Sitzung für einen meineidigen Verräter und forderte die Synode auf, Johann XII. abzusetzen und einen neuen Papst zu wählen. Sie gehorchte ohne Widerrede. Ihre Wahl fiel auf Leo, den Protoscriniarius der römischen Kirche, d. i. Vorsteher der päpstlichen Kanzlei, einen vornehmen und einflußreichen Beamten, den Otto als würdigen und geschäftskundigen Mann kennen gelernt, der aber die geistlichen Weihen noch nicht empfangen hatte. Der Kaiser bestätigte den Neugewählten, worauf dieser am
6. Dez. nächsten Sonntag in St. Peter nach der herkömmlichen Sitte zum Papst geweiht wurde, nachdem er vorher gegen die Kirchengesetze an einem Tage durch alle übrigen Grade des geistlichen Amtes hindurchgeführt worden.

Ein neuer Aufstand in Rom niedergeschlagen. 964.

Als Otto auf diese Weise die kaiserliche „Schirmvogtei" über Rom begründet und der Kirche in Leo VIII. ein würdiges Haupt verliehen, entsandte er einen Teil seiner Truppen, um das Belagerungsheer vor San Leone zu verstärken. Er selbst blieb noch mit einer Schar Getreuer über das Weihnachtsfest im Vatikan. Da empfing er einen neuen Beweis von dem Wankelmut und der Treulosigkeit der Römer. Kaum hatte nämlich Johann von dem Abzug der Kaiserlichen Kunde erhalten, so suchte er durch seine Unterhändler und Parteigänger Unzufriedenheit und Aufruhr zu erregen. Diese führten dem Volke zu Gemüte, in welche schmachvolle Knechtschaft Rom und das Papsttum geraten sei, und verliehen ihren Worten durch Geld und Versprechungen Nachdruck.
3. Jan. 964. Schon am 3. Januar ertönten die Sturmglocken; Bewaffnete stürzten über die Engelsbrücke nach dem Vatikan; einige Barone der Campagna warteten nur auf den günstigen Augenblick, um mit ihren Kriegsleuten zu Hilfe zu eilen. Otto und sein Schützling schwebten in großer Gefahr. Aber die Tapferkeit und Treue der deutschen Ritter vereitelte das Vorhaben der Feinde. „Wie der Falke die Tauben zerstreut", jagte die kaiserliche Kriegerschar die Römer auseinander. Das Schwert wütete unter den Fliehenden, bis Otto selbst dem Morden Einhalt gebot. Demütig leisteten die Römer am folgenden Tag über dem Apostelgrab aufs neue den Eid der Treue, versprachen dem Kaiser und dem Papste Leo gehorsam zu sein und stellten hundert Geiseln. Otto weilte darauf noch bis zur

Mitte des Monats Januar in Rom. Alles schien vollkommen beruhigt zu sein, so daß er auf Bitten Leos die Geiseln wieder in Freiheit setzte. Wenn der Kaiser hoffte, durch diese Milde seinem Schützling Freunde zu erwerben, so irrte er sich. Als er abzog, „ließ er die Stadt in Erbitterung, den Papst wie ein bebendes Lamm unter den Wölfen zurück". Selbst die Nachricht, daß die deutschen Heere die Burg Garda erobert und den Widerstand im obern Italien gebrochen, daß endlich das hart verteidigte San Leone in des Kaisers Hand gefallen und Berengar mit seinem ruchlosen Weibe Willa über die Alpen geschickt worden, um ihr Leben in der Verbannung zu Bamberg zu beschließen, war nicht vermögend, die Römer im Gehorsam zu erhalten. Kaum waren die Deutschen abgezogen, so machte sich der Haß gegen die Fremdherrschaft Luft. Man sandte Boten an Johann und rief ihn nach der Stadt zurück. Während Leo VIII. in das kaiserliche Heerlager floh, zog Johann XII. mit einem starken Heerhaufen wieder in Rom ein und nahm, unterstützt von seinen Anhängern, grausame Rache an seinen Widersachern. Er ließ durch eine neue Synode in der Peterskirche, wobei sechzehn Bischöfe aus der Umgegend zugegen waren, größtenteils solche, welche auch bei der vorigen Wahl mitgewirkt, die früheren Beschlüsse für ungültig erklären und Leos Erhebung und Weihe verdammen, und wütete mit Marter, Kerker und Hinrichtung. Die zwei geistlichen Legaten, die einst in seinem Auftrage den deutschen König zum Römerzuge eingeladen, wurden verstümmelt, der Bischof Otger von Speier gegeißelt. Aber Johann sollte sich seines Triumphes nicht lange freuen. Schon am 14. Mai wurde Alberichs unwürdiger Sohn mitten in der Sünde von einem Schlaganfall dahingerafft. So groß war jedoch der Haß der Römer gegen Leo, daß sie ihres früheren Eides vergessend, sogleich zu einer neuen Papstwahl schritten. Mit den letzten Kräften suchten sie das Kleinod ihrer städtischen Rechte, die freie Wahl des kirchlichen Oberhauptes, zu verteidigen.

Ottos Sieg über Berengar. Johanns Rückkehr und Ausgang. 964.

26. Febr. 964.

Otto war schon gegen Rom aufgebrochen, als Boten des neuen Papstes Benedikt V. bei ihm eintrafen, um seine Bestätigung zu erbitten. Er fuhr in heftigem Zorne auf und erklärte, daß er nur Leo als Oberhaupt der Kirche anerkennen werde. Unter Raub, Brand und Verwüstung rückten die Deutschen vor die Thore Roms und schlossen die Stadt von allen Seiten ein. Die Bürger leisteten tapferen Widerstand; Benedikt, ein tugendhafter und kenntnisreicher Prälat, stieg im Priestergewand auf die Mauern, feuerte die Streiter an, die Freiheit der Kirche und der Stadt mit allen Kräften zu verteidigen, und bedrohte den Kaiser mit dem Banne. Aber der Mut und die Kraft der Gegenwehr wurden bald gebrochen, als der Hunger mit seinen entsetzlichen Folgen zu wüten begann. Am 23. Juni öffneten sich die Thore; demütig erneuerten die Römer den Schwur der Treue und lieferten Benedikt in die Hände des Siegers. Abermals trat eine Synode in St. Peter zusammen. Als der neue Papst im hohepriesterlichen Prachtgewande vor die Versamm-

Otto hält Gericht über den Papst.

lung geführt ward, um aus dem Munde Leos, bei dessen Wahl er einst selbst mitgewirkt hatte, das Verdammungsurteil zu vernehmen, und auf die Frage, wie er es habe wagen können als wortbrüchiger Eindringling sich die apostolische Würde anzumaßen, gebrochen und erbleichend erwiderte: „Habe ich gefehlt, so erbarmt euch meiner!", da stürzten Thränen aus den Augen des Kaisers und er ermahnte zur Milde und Schonung. Es war der Ausbruch einer tiefen Rührung über die Wandelbarkeit menschlicher Dinge: das Papsttum, einst der furchtbare Richterstuhl der Könige unter Nikolaus I., war von dem Kaisertum überwunden. Als sich Benedikt auf die Erde warf und die Knie Ottos umschlingend das Geständnis seiner Schuld aussprach, war er der Verkündiger dieser erschütternden Wahrheit; die neue Stellung des Kaisertums und Papsttums war damit symbolisch angedeutet. Der Eindruck war um so überwältigender, als die Idee der kirchlichen Unabhängigkeit von einer würdigen Persönlichkeit getragen ward, als nicht mehr ein jugendlicher Lüstling die hohepriesterliche Gewalt mit einer weltlichen Tyrannis vereinigen, sondern ein tugendhafter Greis die seit Jahrhunderten anerkannte päpstliche Selbstherrlichkeit wahren wollte. Hierauf nahm ihm Leo die Insignien des Oberhirtenamtes ab, entkleidete ihn der Meßgewänder und erklärte, nachdem er vor aller Augen den Hirtenstab zerbrochen, „den Usurpator des römischen Stuhles" der Bischofswürde und des Priestertums für verlustig. Nur die Weihe eines Diakonus wurde ihm aus Rücksicht für den Kaiser belassen, zugleich aber das Verbannungsurteil über ihn ausgesprochen. Otto ließ den gebeugten Prälaten nach Hamburg bringen, wo er unter der Aufsicht des Bischofs Adaldag ein heiliges Leben führte, von vielen als der wahre Nachfolger des Apostelfürsten verehrt. Mit Benedikt V. gingen „die letzten lebendigen Traditionen jenes freien Papsttums, das sich über den Trümmern des karolingischen Reiches erhoben hatte", auf längere Zeit unter. Adel und Klerus hatten die Wahlfreiheit schnöde mißbraucht; wenn der Kaiser ihnen das geschändete Recht entriß, handelte er als wahrer Schirmherr der Kirche. Die Idee eines monarchischen Gottesreiches war unter Otto d. Gr. der Verwirklichung näher gerückt als jemals zuvor oder nachher. Aber der Zwiespalt der Gewalten war mit der Unterwerfung der Kirche unter den Staat nicht gelöst: das Papsttum mußte erst durch das Feuer der Trübsal geläutert werden, ehe es zur Weltherrschaft emporsteigen konnte. Übrigens gebrauchte Otto seinen Sieg mit Mäßigung. Er verlangte nicht, daß durch ein päpstliches Dekret die förmliche Verzichtleistung der Römer auf die Papstwahl für immer festgestellt werde, wie eine gefälschte Urkunde später darzuthun bemüht war, sondern gebot nur, daß das Volk dem Kaiser und dem Papste Leo VIII. nochmals den Eid der Treue wiederholte.

Benedikts V. Ausgang. Sieg des Kaisertums über das Papsttum.

7. Ottos I. letzte Regierungszeit, Tod und Charakter.

Am 1. Juli 964 verließ Otto Rom, um in die Heimat zurückzukehren. Aber eine verderbliche Seuche, die in seinem Heere ausbrach und gar manchen deutschen Mann, wie Herzog Gottfried von Lothringen, Erzbischof Heinrich von Trier und viele andere, ins Grab stürzte, nötigte ihn noch einige Zeit in Lucca zu verweilen. Erst zu Anfang des neuen Jahres, nachdem noch der letzte Widerstand in Lombardien gebrochen und Adalbert gezwungen worden war Schutz bei den Arabern auf Corsica zu suchen, betrat er den deutschen Boden. Er nahm seinen Weg durch Schwaben, fuhr von Worms den Rhein hinunter nach Köln, um im Palaste Bruns mit seiner Mutter Mathilde und mit allen Angehörigen des Hauses ein frohes Familienfest des Wiedersehens zu feiern und besuchte dann seine Pfalzen in Sachsen, überall von dem jubelnden Volke als Sieger und Kaiser begrüßt. Hier vernahm er mit Betrübnis den Hingang seines tapfern Grenzhüters **Gero**. Nachdem der Kriegsheld die Lausitzer an der oberen Spree und Neiße in einer heißen Schlacht besiegt und ihnen das Joch der Knechtschaft auferlegt, nachdem er die Herrschaft des Sachsenkönigs bis an die Oder ausgedehnt, den von den Wenden unter Wichmanns Führung bedrängten Slawenherzog von Polen zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit und zur Zinspflicht gezwungen und durch seine siegreichen Waffen das Christentum und den sächsischen Namen weit nach Osten und Norden getragen, war er demütig nach Rom gepilgert und hatte sich und sein ganzes Eigentum dem Dienste Gottes geweiht. Alle seine Habe sollte dem Kloster Gernrode gehören, das er nach dem frühen Tode seiner Söhne in Quedlinburg gegründet und wo er die junge Witwe seines frühverstorbenen Neffen, die einzige Angehörige seines Hauses, als Äbtissin eingesetzt. Am 20. Mai starb der große Kriegsheld, „der Markgraf von Gottes Gnaden“, wie er sich selbst zu nennen pflegte. Er wurde an dem geweihten Orte, wo er sich seine Ruhestätte angeordnet, begraben und noch lange klang der Ruhm seines Namens in Lied und Sage.

Ottos Rückkehr nach Deutschland. 965. — *Pfingsten. 965.* — *Geros Hingang.* — *965.*

Geros weites Amtsgebiet teilte Otto unter mehrere Grafen, die Geros Waffenbrüder gewesen. So erhielt Dietrich die **Nordmark** oder **Altmark**, das Land von der Havel bis zur unteren Oder, wo die wendischen Stämme der Liutizer und Heveller ihre Wohnsitze hatten, nebst der Oberaufsicht über die anderen Teile. Die sächsische Markgrafschaft oder **Ostmark** an der unteren Saale und Mulde bis zur Elbe wurde „als Wehr und Bollwerk gegen Polen“ den beiden Markgrafen Thietmar und Hodo übertragen. Die **thüringische Mark**, von der oberen Saale bis zur Elbe, erhielten die drei Markgrafen Wigbert, Wigger und Günther, mit dem Auftrag, die Oberlausitz im Gehorsam zu halten. Wenig später wurden hier die drei Bistümer gegründet, die unter dem Erzbischof von Magdeburg für Verbreitung des Christentums und für Aufrechthaltung der sächsischen Herrschaft wirken sollten. — Einige Monate nach Gero starb Ottos Bruder Brun zu Rheims, auf einer Reise nach Frankreich, wohin ihn die hadernden Neffen gerufen. Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle in Köln

Neue Ämterverteilung. — *Bruns Tod. 11. Okt. 965.*

wurde Folkmar, früher Bruns Kanzler. In Oberlothringen behielt Friedrich die herzogliche Gewalt; Niederlothringen, dessen Herzog Gottfried, wie erwähnt, in Italien an der Pest gestorben war, verband Otto unmittelbar mit der Krone und erklärte zugleich Aachen für die erste kaiserliche Residenz diesseits der Alpen. Die Geschäfte der Reichskanzlei kamen nun ganz in die Hände des Erzbischofs Wilhelm von Mainz.

Ottos dritter Zug nach Italien. 966. Schon im nächsten Jahre riefen den Kaiser die italienischen Angelegenheiten zum drittenmale über die Alpen. Bald nach dem Abzug der Deutschen war Adalbert wieder in der Po-Ebene erschienen und hatte bei dem wankelmütigen Langobardenvolk abermals Anhänger gefunden. Selbst Guido von Modena, den Otto zum Erzkanzler von Italien eingesetzt, und andere geistliche und weltliche Großen, hatten sich in hochverräterische Verbindungen mit ihm eingelassen. Vorgänge in Rom. 965. Zu gleicher Zeit war Rom wieder in Aufregung geraten. Otto war noch nicht lange in Sachsen eingetroffen, so erschienen zwei italische Bischöfe vor März 965. ihm, welche den Tod Leos VIII. verkündeten und seine Willensmeinung über die Wiederbesetzung des apostolischen Stuhles einholen sollten. Sie hofften, der Kaiser würde den in Hamburg weilenden Benedikt V., den Mann ihrer Wahl, bestätigen, aber ehe eine Entscheidung gefällt werden konnte, traf die Kunde von dessen Tode ein. Nun kehrten die Gesandten zurück, begleitet von Otger von Speier und Liutprand von Cremona. Unter ihrer Mitwirkung wurde der Bischof 1. Okt. 965. von Narni als Johannes XIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er schloß sich eng an den Kaiser an, um die Übermacht des römischen Adels zu brechen. Dieses Bemühen hatte eine Verschwörung zur Folge, an deren Spitze der Stadtpräfekt Petrus, Graf Rofred von der Campagna, ein Palastbeamter, Namens Stephan, und viele vom Adel standen. Mit Hilfe der niederen Volksklasse, welche Rom vom Fremdenjoch befreien und die freie Papstwahl wieder erwerben wollte, wurde Johann unter Mißhandlungen in die Engelsburg eingeschlossen und dann nach einem festen Schloß in der Campagna entführt. Bald darauf gelangte die Nachricht nach Rom, daß der Aufstand in Oberitalien durch den Schwabenherzog Burkhard, den Otto vorausgeschickt, unterdrückt, Guido in einer Schlacht umgekommen und Adalbert abermals auf der Flucht sei und daß der Kaiser an der Spitze seines Heeres auf die empörte Stadt losrücke. Diese Nach- Nov. 966. richt versetzte die Römer in Angst und Schrecken. Es entstand ein neuer Volksauflauf unter der Führung einiger Verwandten des Papstes. Rofred und Stephan wurden erschlagen, der Präfekt verjagt, Johann XIII. von Capua, wohin er entflohen war, zurückgerufen. Geleitet von seinen Anhängern kehrte der Kirchenfürst nach einer Verbannung von elf Monaten wieder heim, gefeiert von dem Volke „mit furchtsamen Lobgesängen". Bald nachher zog Otto in die Stadt ein. Er traf keinen Feind mehr, dennoch glaubte er durch ein strenges Strafgericht dem Rotten- und Parteiwesen für die Zukunft vorbeugen zu müssen. Es war ein düsteres Weihnachtsfest, das der zornerfüllte Herrscher den wankel-

mütigen Römern bereitete. Die Häupter des aufrührerischen Adels wurden nach Deutschland in die Verbannung geschickt, zwölf Führer des Volks büßten am Galgen; mehrere wurden enthauptet, geblendet, grausam gemartert; den Stadtpräfekten Petrus ließ der Papst zuerst an der Reiterstatue des Mark Aurel, damals vor dem Lateran aufgestellt und unter dem Namen „Caballus Constantini" bekannt, mit geschornem Bart und Haupthaar aufknüpfen, dann wieder abnehmen und rücklings auf einen Esel gesetzt in barockem Aufzuge unter dem Hohn des Volkes durch die Straßen führen, bis er endlich über die Alpen ins Exil wandern durfte. Selbst die Toten verschonte die kaiserliche Rache nicht. Die Leichen Rofreds und Stephans wurden ausgegraben und vor die Stadt geworfen. Das Volk blickte mit Grausen und Mitleid auf diese Szenen des Schreckens, über die der „Mönch vom Soracte" in seiner Chronik in laute Wehklagen ausbricht; Johann XIII. aber nannte Otto in einer Bulle „den Befreier und Wiederhersteller der untergehenden Kirche, den erlauchten, großen und dreimal gesegneten Kaiser".

Ottos Kaiserpolitik.

Oberitalien und Rom lagen zu Boden, den Befehlen des Siegers gehorsam. Und nun traf Otto Anstalten, den Besitz der schönen Halbinsel seinem Hause zu sichern und zu weiteren Erwerbungen die Wege zu bahnen. Der Langobardenfürst Pandulf von Capua und Benevent, welcher den Kaiser als Lehnsherrn anerkannte, wurde nicht nur in seinen bisherigen Besitzungen bestätigt, sondern Otto verlieh ihm auch noch die Marken von Spoleto und Camerino, damit er mit um so größerem Nachdruck die Feinde in Unteritalien bekriegen und, gleich den deutschen Markgrafen an der Elbe, in den Kämpfen gegen die Ungläubigen eine feste Schutzwehr bilden möchte. Denn seitdem die Kaiserkrone Ottos Haupt zierte, hatte er seine Herrscherziele höher gestellt: wie der große Karl sich die Aufrichtung eines christlichen Gottesreiches zur Lebensaufgabe gesetzt, so trug sich auch die Seele des deutschen Imperators mit einem ähnlichen Ideale, das freilich jetzt, wo die Völkermassen nicht mehr mit jugendlicher Bildsamkeit der gestaltenden Hand sich fügten, sondern die Nationalitäten und dynastischen Gewalten schon festere Formen und selbständigere Stellungen angenommen hatten, viel schwieriger zu verwirklichen war. Beide Kaiser suchten „die römisch-germanische Welt, wie sie in einer Kirche verbunden war, so auch durch einen staatlichen Verband zusammenzuschließen, innerhalb desselben durch christliche Ordnungen einen dauernden Frieden herzustellen und mit den gesammelten Kräften der abendländischen Christenheit das Heidentum niederzuwerfen und sich dienstbar zu machen". Als Regent der heiligen Kirche und des europäischen Staates, bemerkt Maurenbrecher, ordnete Otto alles, Weltliches und Geistliches, Eroberung und Mission, Äußeres und Inneres. Deshalb war er bemüht, zwischen Kaisertum und Papsttum einen Freundschaftsbund aufzurichten, die christlichen Mächte zum gemeinschaftlichen Kampf gegen den Islam und das Heidentum zu vereinigen und seinen Sohn Otto durch die Weihe der

Kirche und durch die Vermählung mit einer byzantinischen Kaisertochter zum Träger und Vollender dieser hohen Mission bei Zeiten aufzustellen.

Das Konzil von Ravenna. April 967. Zu dem Zweck gab Otto auf dem Konzil zu Ravenna dem römischen Stuhle alle Besitzungen zurück, die derselbe jemals in Italien inne gehabt, und ließ von dem dankerfüllten Papste und der Versammlung das vor fünf Jahren bei der neuerbauten Kirche des heil. Moritz zu Magdeburg errichtete Erzbistum für die slawischen Länder bestätigen, das gleiche Rechte wie Mainz, Köln und Trier besitzen und dem sowohl die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg als alle Bischofsitze, die er noch ferner an günstig gelegenen Orten stiften würde, untergeordnet sein sollten. Im Oktober des nächsten Jahres wurde Adalbert, bisher Abt des Klosters Weißenburg, der dann als Missionar in Rußland gewirkt hatte, zum ersten Erzbischof an der Elbe eingesetzt. Zu dem Zweck beschied Otto ferner seinen Sohn über die Alpen, geleitete ihn von Verona nach Rom, wo er auf das ehrenvollste empfangen und am Weihnachtsfest in der Peterskirche feierlich gekrönt wurde, und setzte sich mit dem Kaiserhof von Konstantinopel in Verbindung in der doppelten Absicht, denselben zu gemeinschaftlichen Unternehmungen wider die Moslemin zu bewegen und für seinen jungen Sohn die Hand einer griechischen Fürstin zu erlangen. Liutprand, Bischof von Cremona, ein Mann von großer Klugheit und Geschäftsgewandtheit, aber ohne sittliche Größe, diente neben dem Venetianer Dominikus als Botschafter und Vermittler. Der damalige Kaiser Nikephorus, ein Mann von Kraft und Selbstgefühl, erwiderte die Höflichkeit des abendländischen Herrschers durch eine feierliche Gegengesandtschaft und ging auf den Antrag einer Vermählung der byzantinischen Fürstentochter Theophano mit dem jüngeren Otto ohne Schwierigkeiten ein; wenn aber der Kaiser geglaubt hatte, derselbe werde in die Abtretung der griechischen Besitzungen in Unteritalien willigen, die Theophano (Theophania) als Mitgift in die Ehe bringen sollte, so irrte er sich. Nicht nur, daß Nikephorus ein solches Ansinnen entschieden zurückwies, er wollte auch nicht zugeben, daß die langobardischen Fürsten, vor allen Pandulf und dessen Bruder Landulf, die byzantinische Oberlehnsherrlichkeit mit der des abendländischen Kaisers vertauschten. „Meine Knechte," sagte er zu Liutprand, „hat dein Herr in seinen Schutz genommen, und wenn er sie nicht aus demselben entläßt und ihnen in ihr früheres Dienstverhältnis zurückzukehren gestattet, kann er unsere Freundschaft nimmermehr gewinnen."

Ottos II. Krönung. 967. Gesandtschaft nach Byzanz. 968.

Theophano (Theophania) mit Otto II. vermählt. Die Gesandtschaft Liutprands führte nicht zu dem gewünschten Ziele; vielmehr wurden in den Jahren 968 und 969 in Unteritalien heftige Kriege zwischen dem griechischen Statthalter von Apulien und dem Kaiser und seinen langobardischen Lehnsfürsten geführt. Pandulf fiel verwundet in die Hände seines Gegners, der ihn mit Ketten beladen nach Konstantinopel sandte. Aber
10. Dez. 969. noch im Dezember desselben Jahres wurde Nikephorus ermordet und Johannes Tzimisces, der Urheber der schrecklichen That, nahm dessen Stelle ein, suchte jedoch die dunkeln Schatten, die seine Thronbesteigung umgaben, durch den Glanz einer kraftvollen und weisen Regierung zu verdecken. Um seine Kräfte ungeteilt den andern Feinden zuwenden zu können, welche von Osten und Norden das byzantinische Reich bedrängten, wünschte er mit Otto ein friedliches Abkommen zu treffen. Durch die Vermittelung Pandulfs, welchen er der Haft entließ und
971. als Unterhändler nach Italien sandte, kam ein Vertrag zustande, kraft dessen Otto seine Heere aus Apulien und Kalabrien zurückzog und dafür die Kaiser-

tochter Theophano mit seinem Sohne vermählt ward. Eine glänzende Gesandtschaft holte die vielumworbene griechische Fürstin aus ihrer Vaterstadt ab. Nach ihrer Landung an der Küste von Apulien wurde sie unter stattlichem Geleite nach Rom geführt, wo sie vom Papste in St. Peter gekrönt und dann mit großer Pracht und hochzeitlichem Gepränge mit Otto vermählt ward. Die junge Kaiserin erregte durch ihre Schönheit und durch die Anmut ihrer Sitten wie durch ihren Geist und ihre Wohlredenheit allgemeine Bewunderung: ihr Gemahl bezeugte ihr seine Gewogenheit durch eine Schenkungsurkunde, worin er ihr mehrere Länder und Städte als kostbare Morgengabe zu eigen gab. 14. April 972.

Sechs Jahre hatten die Angelegenheiten Italiens den Kaiser von der sächsischen Heimat fern gehalten. Nun gedachte er der Rückkehr, damit sein müder Leib in vaterländischer Erde ruhen möchte. Die Nachricht, daß seine bejahrte Mutter Mathilde, welche die Jahre ihrer Witwenschaft mit Werken christlicher Liebe verbracht und ihre Güter und Einkünfte ihren frommen Stiftungen in Quedlinburg, Nordhausen, Pöhlde und Enger zugewendet, von der Welt geschieden und in der Kirche der alten Königsstadt Quedlinburg, wo sie ihr Leben beschlossen, neben ihrem Eheherrn beigesetzt worden, daß sein Sohn Wilhelm, dessen Händen er das Erzbistum Mainz und die Reichsverwaltung anvertraut hatte, zwölf Tage vorher auf der Rückreise von der kranken Königin in der Blüte der Jahre ins Grab gesunken sei, mahnte auch ihn des Todes eingedenk zu sein und sein Haus zu bestellen. Waren auch nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen, mußten auch Apulien und Kalabrien noch ferner in den Händen der Griechen gelassen werden, konnten auch die Araber nicht von den Inseln und den befestigten Standorten vertrieben werden, so war doch manches wichtige Resultat errungen. Oberitalien erkannte die Herrschaft des deutschen Kaisers an; in Rom gebot der neue Augustus wie im eigenen Lande, die Herzöge von Benevent und Capua ehrten ihn als Oberlehnsherrn, der oströmische Kaiser hatte die Ebenbürtigkeit des abendländischen Bruders und seine gleiche Berechtigung zur Weltherrschaft anerkannt; an der Seite des siebzehnjährigen hochstrebenden Kaisersohnes sah man die zierliche, feingebildete Griechin einherschreiten, bereit den Luxus und die Üppigkeiten des byzantinischen Hofes mit dem rauhen Leben unter den eisernen Kriegsmännern Sachsens zu vertauschen.

Todesfälle in der Kaiserfamilie. Lage des Reichs.

März 968.

Im August kehrte Otto über die Alpen nach Deutschland zurück. Die ersten Monate verbrachte er in den westlichen Landschaften, in Frankfurt und in den Pfalzen am Rhein, in Mainz, wo er die Gräber seiner heimgegangenen Lieben besuchte, seiner beiden Söhne Liudolf und Wilhelm und seiner Tochter Liutgard, in Ingelheim, wo eine glänzende Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten die beiden Kaiser und die jugendliche Theophania ehrerbietig begrüßte. Mit dem neuen Jahr, das sein letztes werden sollte, besuchte Otto sein geliebtes Sachsenland. Quedlinburg, die Lieblingsstadt Heinrichs I., war damals der Schauplatz glänzender Feste und Versammlungen. Aus der Nähe und Ferne strömten Fürsten und Edle herbei, um dem alten und jungen Kaiserpaare Huldigungen und Geschenke darzubringen. Mieczyslaw von Polen, der das Bistum Posen gegründet und dem Erzstift Magdeburg untergeordnet hatte, stellte sich in Person vor Ottos Richterstuhl, um seinen Streit mit dem Mark-

Kaiser Ottos Ausgang. 972.

März 973.

grafen Hodo der Entscheidung des Kaisers anheimzugeben; der junge Herzog Boleslaw II. von Böhmen brachte seinem Lehnsherrn Tribut und Geschenke. Ihnen folgten Gesandte des Dänenkönigs Harald mit Gaben und Zeichen der Unterwürfigkeit. Auch Rom, Benevent und Konstantinopel schickten Abgeordnete nach der sächsischen Königsstadt, und von den Russen, Bulgaren und Ungarn fanden sich Botschafter ein, um die Herrscher des Abendlandes, die Häupter der Christenheit würdig zu ehren. Die festliche Freude wurde jedoch getrübt durch
27. März. die Trauerkunde von dem Tode Herzogs Hermann von Sachsen, des tapfern und treuen Waffengenossen des Kaisers aus den Tagen der Jugend. Otto wurde durch die Nachricht tief erschüttert, sie war der Vorbote seiner eigenen nahen Auflösung. Von Quedlinburg begab er sich nach Merseburg, wo er von dem neugegründeten Bistum Einsicht nahm und mit Judith, der Witwe seines Bruders Heinrich, eine Zusammenkunft hatte. Nachdem er hier in feierlicher Versammlung die Gesandtschaft eines arabischen Fürsten, die ihm Geschenke überbrachte, empfangen, reiste er kurz vor Pfingsten nach der Pfalz Memleben, wo sein Vater gestorben war. Hier wurde auch er schon am folgenden Tage vom
7. Mai 973. Tode abgerufen. Mit großer Betrübnis vernahm das Land den Hingang des großen Kaisers. „Das Volk sprach viel zu seinem Lobe," sagt Widukind, „in dankbarer Erinnerung, wie er mit väterlicher Milde seine Unterthanen regiert und sie von den Feinden befreit, die übermütigen Feinde, Ungarn, Sarazenen, Dänen und Slawen mit Waffengewalt besiegt, Italien unterworfen, die Götzentempel bei den Heiden zerstört und christliche Kirchen und geistliche Ordnung aufgerichtet habe." Darauf eilte alles herbei, um dem bereits gekrönten Sohne Otto II. aufs neue zu huldigen, und die Dienstleute leisteten den Eid der Treue und gelobten ihm Hilfe gegen alle Feinde. Der Leichnam des heimgegangenen Kaisers wurde einbalsamiert und unter großen Trauerfeierlichkeiten in der Moritzkirche zu Magdeburg neben seiner Gattin Editha beigesetzt in einem marmornen Sarkophage, der die einfache lateinische Inschrift trägt:

König war er und Christ und der Heimat herrlichste Zierde;
Den hier der Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Ottos des Großen Charakter und Persönlichkeit.

Seit Karl dem Großen hatte das Abendland keinen Herrscher gesehen, der an Kraft, Geistesgröße und Thatenruhm dem Kaiser Otto an die Seite gesetzt werden konnte. Wie jener wurde daher auch dieser schon bei Lebzeiten mit dem Beinamen des „Großen" bezeichnet, und die Verehrung und Bewunderung von Mit- und Nachwelt ist beiden in hohem Maße zu teil geworden und galt bei einem wie bei dem andern ebensowohl der großartigen Persönlichkeit und Herrschernatur wie den glänzenden Thaten.

Die treffliche Charakterschilderung, die der Mönch Widukind von Korvey am Ende des zweiten Buches der „Sächsischen Geschichten" von Otto entwirft, gibt von der mächtigen Persönlichkeit und dem imponierenden Wesen des deutschen Imperators ein anschauliches Bild: Der erste Blick, so lautet Giesebrechts die einzelnen Züge zu-

sammenfassende Darstellung, ließ in Otto den gebornen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät lieh. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Anmut in der Bewegung; noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter. Im gebräunten Gesicht blitzten helle lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten seinen Scheitel, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk; auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obschon er des Romanischen und Slawischen nicht unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Gottesdienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlafe zu sprechen pflegte, schien er selbst dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich zog er wohl die Herzen an sich, aber doch war der alte Kaiser mehr gefürchtet als geliebt. Sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn weicher gemacht hatten, war schwer zu ertragen; selbst sein Sohn bebte vor dem Groll des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verriet, hat er bis an sein Ende bewahrt; treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten, und füllte noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft. Und auch die andern hohen Tugenden, die man am Jüngling pries, felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmut gegen gedemütigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot.

C. Die jüngeren Ottonen und Heinrich II.

a. Das Kaiserreich unter Otto II.

1. Otto II. in Deutschland.

Otto der Große glich auch darin dem Frankenkaiser, daß er keinen Nachfolger hinterließ, der seine Erfolge zu wahren oder zu mehren vermochte. Zwar war der neue Kaiser Otto II. eine bedeutendere Persönlichkeit als der fromme Ludwig: er besaß schöne Anlagen, große Bildung und viele treffliche Eigenschaften, und obwohl von kleiner zierlicher Gestalt stand er an ritterlichem Sinne und an kriegerischer Tugend dem Vater nicht nach; sein offenes, heiteres Wesen und seine königliche Freigebigkeit gewannen ihm die Herzen der Menschen und erwarben ihm viele Freunde; auf seinem hochgeröteten Angesicht lag der Ausdruck von Mut und Entschlossenheit; aber dem achtzehnjährigen Kaiserjüngling fehlte das Gleichmaß der Seelenkräfte, die besonnene Umsicht und Mäßigung im Handeln. „Seine Natur war nicht aus dem festen Stahl des Vaters gebaut, und seine Seele erhob sich eher auf den Flügeln der Phantasie als auf denen ruhiger und starker Willenskraft." Jugendlicher Ungestüm trieb ihn zu raschen Entschlüssen, und häufiger folgte er dem Zureden seiner jüngeren Umgebung als dem Rate des erfahrenen Alters. Der Einfluß, den anfangs seine verständige Mutter Adelheid auf die Regierung übte, trat bald zurück, als die griechische Theophano,

Ottos Charakter und Eigenschaften.

eine Frau von hoher Schönheit, starkem Geiste und feiner Bildung, das Herz ihres Gemahls mehr und mehr an sich zu fesseln wußte. Bei reiferen Jahren wären diese Fehler wohl getilgt oder gemildert worden und seine trefflichen Eigenschaften dann um so glänzender hervorgetreten, „aber von der Schwere des Geschickes niedergebeugt, sank er in die Gruft, ehe er die männlichen Jahre erreichte, und wir vermögen kaum zu ahnen, was er unter günstigeren Gestirnen dem Vaterlande gewesen wäre".

Stimmung in Süddeutschland. Als einst der Mönch Johannes aus dem lothringischen Kloster Gorze bei Gelegenheit einer Gesandtschaft Ottos I. an den Kalifen von Cordova die Macht und Weisheit seines Kaisers vor dem Fürsten der Moslemin laut pries, sagte dieser: „In einem Punkte verrät er wenig Klugheit, nämlich darin, daß er nicht die ganze Gewalt selbst in Händen behält, sondern den Seinen eine große Selbständigkeit gewährt und ihnen Teile seines Reiches überläßt. Er glaubt wohl, sie dadurch in größerer Treue und Folgsamkeit zu erhalten, aber darin irrt er sehr, er befördert nur den Übermut und die Widerspenstigkeit der Großen." Die Wahrheit dieser Bemerkung, die unter Otto I. sich so häufig bewährt hat, trat unter dem Sohne von neuem zu Tage. Es wurde früher dargethan, Judith in Bayern welche mächtige und einflußreiche Stellung das Herzogthum Bayern unter der schönen und klugen Judith gewonnen hatte, die als Tochter Arnulfs die Sympathien des Volkes und als Gemahlin Heinrichs die Gunst des Kaiserpaares in sich vereinigte und durch ihre Tochter Hedwig in Schwaben den alten Herzog Burkhard II. nach ihrem Willen lenkte. Ihre Macht nahm noch zu, als Judiths Sohn Heinrich eine Nichte der Kaiserin Adelheid, Gisela, die Tochter König Konrads von Burgundien, als Gattin heimführte. Im ganzen südlichen Deutschland stand das bayrische Fürstenhaus im höchsten Ansehen. Den Metropolitansitz von Augsburg hatte Judith einem Schwestersohne, mit Namen Heinrich, verschafft, in Freising und Passau saßen ergebene Diener ihres Hauses auf den Hedwig in Schwaben. Bischofstühlen; die Bekehrung Ungarns wurde von Bayern aus betrieben. Nun geschah es, daß Herzog Burkhard II. von Schwaben seinem kaiserlichen Herrn, Nov. 973. dem er im Leben so treu ergeben gewesen, auch im Tode bald nachfolgte. Seine Witwe Hedwig, eine klassisch gebildete Frau von männlichem Geist, mochte erwarten, daß man sie im Besitze des Herzogtums lasse und daß sie dasselbe mit ihrer Hand einem zweiten Gemahl zuwenden könne. Aber der junge Kaiser setzte seinen Neffen und Jugendgenossen Otto, den Sohn Liudolfs, der mit ihm erzogen worden war und den er innig liebte, zum Herzog von Schwaben ein. Hedwig zog sich nach Hohentwiel zurück, wo sie mit dem Mönch Eckehard von St. Gallen die gelehrten Studien fortsetzte, die sie von Jugend auf geliebt.

Hedwig war in ihren jungen Jahren mit dem byzantinischen Kaiser Konstantin Porphyrogennetos verlobt gewesen und darum von einem Eunuchen im Griechischen unterrichtet worden. Um aber dieser verhaßten Verbindung zu entgehen, erzählten die St. Galler, hatte sie vor dem griechischen Maler, der ihr Bildnis machen sollte, absichtlich ihr schönes Gesicht verzerrt.

Niemand wurde durch die Übertragung Schwabens an Otto empfindlicher berührt als Heinrich von Bayern, der Sohn Judiths. Stolz und ehrgeizig wie der Vater und so unruhig und streitsüchtig, daß er den Beinamen des „Zänkers" erhielt, konnte er es nicht ertragen, daß ihm der Sohn eines Fürsten, mit dem sein Vater sein lebenlang im bittersten Hader gelegen, an die Seite gesetzt werde. Er und die Mutter erblickten darin den Einfluß einer dem bayrischen Fürstenhause feindseligen Partei, das Zeichen, daß Adelheids Stern im Sinken sei. Der Zwist, der zwischen Liudolf und Heinrich geherrscht, lebte in den Söhnen wieder auf. Spannung zwischen Bayern und dem Kaiserhaus.

Die veränderte Gesinnung des Kaiserhofes gegen die bayrische Herzogsfamilie trat bald noch in einem andern Fall zu Tage. Graf Berthold, ein Abkömmling jener Babenberger, welche unter Ludwig dem Kinde dem Hasse des Erzbischofs von Mainz und der Konradiner erlegen waren (V, 597), war in den ostfränkischen Landen zwischen Spessart und Böhmerwald, die damals dem Herzogtum Bayern angehörten, wieder zu Macht und Ansehen gelangt. Diesen Mann und seinen Bruder Liutpold, nach der Überlieferung die Sprößlinge des sagenberühmten Frankenhelden Adalbert, suchte der Kaiser fester an sich zu knüpfen, um sie als Gegengewicht gegen die bayrische Übermacht zu gebrauchen. Liutpold erhielt in der bayrischen Ostmark die Würde eines Markgrafen gegen die Ungarn und obwohl er unter Bayerns herzoglicher Fahne kämpfte, benahm er sich doch, im Vertrauen auf die hohe Gunst, trotzig und unfügsam. Die Babenberger.

Aus diesem allen erkannte Heinrich, daß der neue Kaiserhof Mißtrauen und Abneigung gegen ihn hege, und sann auf Rache an seinem kaiserlichen Verwandten. Es bildete sich unter der Leitung des Bischofs Abraham von Freising, des Freundes der Herzogin Judith, eine Verschwörung, die den Sturz Ottos II. und die Erhebung Heinrichs auf den Königsthron zum Zweck hatte. Die Herzöge von Böhmen und Polen sagten bewaffnete Hilfe zu. Aber wie geheim auch der verschmitzte Prälat die Fäden geschlungen, der Kaiser erhielt durch die Wachsamkeit des Grafen Berthold doch davon Kunde. Beide, der Herzog und der Bischof, wurden nach Hof beschieden und vor ein Fürstengericht gestellt; darauf versicherte sich Otto ihrer Personen, indem er Heinrich nach Ingelheim, Abraham nach Korvey in Gewahrsam bringen ließ. Judith nahm den Schleier im Marienkloster zu Regensburg. Heinrich „der Zänker" in Haft. 974.

Gern hätte der Kaiser auch Heinrichs Bundesgenossen, die Herzöge von Böhmen und Polen, sogleich für ihre Untreue bestraft; allein die drohende Haltung des Dänenkönigs Harald Blauzahn rief ihn nach dem Lande jenseits der Elbe. Kaum hatte nämlich dieser vernommen, daß der große Otto gestorben, so brach er mit Jarl Hakon von Norwegen, seinem Lehnsmann, über den deutschen Grenzwall in die schleswigsche Mark ein. Da eilte Otto herbei, drängte die Feinde zurück und nahm, wie Thietmar erzählt, nach dem Rate des Herzog's Bernhard von Sachsen und des Grafen Heinrich von Stade alle die festen Werke mannhaft wieder ein. Darauf erbaute er eine Burg und versah sie mit Besatzung. Otto in Schleswig und Böhmen. 974. 975. Herbst 974.

975. Nun erst strafte er den treulosen Boleslaw II. durch einen verheerenden Kriegszug nach Böhmen.

Bayern unterworfen und verkleinert. 976. Mittlerweile war Herzog Heinrich aus Ingelheim entflohen und hatte in Bayern die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Bald regten sich auch in Schwaben die Gegner des neuen Herzogs Otto. Ein verheerender Bürgerkrieg wütete
Sommer 976. bereits an der Donau und Isar, als Otto nach dem Süden aufbrach. Aber er erfocht einen schnellen Sieg. Als er über Bamberg und Forchheim ziehend vor Regensburg erschien, öffneten die Bürger die Thore und die geistlichen und weltlichen Großen des Landes beteuerten ihre Treue und Anhänglichkeit. Darauf hielt der Kaiser in Regensburg strenges Gericht. Heinrich, der sich nach Böhmen geflüchtet hatte, ging seiner herzoglichen Würde verlustig; über achtundzwanzig seiner Anhänger wurde Acht und Bann verhängt und ihnen Hab und Gut entzogen. Das Herzogtum Bayern wurde in engere Grenzen eingeschlossen, indem seine Marken eine selbständige Stellung erhielten.

Kärnten und Verona. So wurde Kärnten und Verona zu einer eigenen Markgrafschaft erhoben und Heinrich dem Jüngeren, einem Sohne des dem Sachsenhause so getreuen Berthold, verliehen. Auch Heinrichs Mutter Willetrud von Lothringen, welche viele Jahre in der Abgeschiedenheit vom Hof und in Dürftigkeit gelebt hatte, erhielt ihre Witwengüter,
Die fränkische Nordmark. die ihr nach dem Aufstande entrissen worden waren, zurück. Zwischen dem linken Donau-Ufer und dem Böhmerwald wurde die „Mark auf dem Nordgau" errichtet und dem ältesten der Babenberger Brüder, Berthold, übertragen, und in der süddeutschen
Die Ostmark an der Donau. Ostmark erlangte der jüngere Liutpold eine freiere Stellung und dehnte die Grenzen in erfolgreichen Kriegen gegen die Ungarn bis an den Wienerwald aus. Desgleichen
Salzburg und Passau. wurden Erzbischof Friedrich von Salzburg und Bischof Piligrim von Passau, die treu zu dem Kaiser gestanden, mit Gütern und Immunitäten belohnt. Auch andere geistliche Herren und Stifter wurden aus den eingezogenen Gütern bedacht. Das ge-
Bayern mit Schwaben vereinigt. schmälerte Bayern erhielt dann Otto, Liudolfs Sohn, zu seinem Herzogtum Schwaben; um aber für alle Zukunft die Wiedererstehung eines bayrischen Herzogtums in
Pfalzgrafen. der alten Übermacht zu verhüten, erneuerte Otto die Pfalzgrafenwürde und teilte somit die Gewalten. Ein den Arnulfingern verwandtes Adelsgeschlecht, das bald unter dem Namen der Aribonen vorkommt, legte damals den Grund zu seiner späteren Größe. Auch die Burggrafen von Regensburg erwarben eine selbständigere Stellung gegenüber den bayrischen Herzögen.

Der Böhmenfürst zum Frieden gezwungen. 977. Der Kaiser hielt jedoch seinen Sieg nicht für vollendet, so lange Heinrich unter dem Schutze des Böhmenfürsten ihm trotzen und gelegentlich wieder in sein Land einbrechen konnte. Daher zog er im nächsten Jahr von Thüringen aus in das Land an der Moldau, während Herzog Otto mit bayrischem und schwäbischem Kriegsvolk den Böhmerwald überstieg. Aber die Niederlage, welche die Bayern, als sie beim Baden überrascht wurden, in der Nähe von Pilsen durch Boleslaw erlitten, vernichtete die Früchte des Feldzugs. Dennoch machte der Böhmenfürst Frieden mit dem Kaiser und gelobte bald nachher in einer persönlichen Zusammenkunft aufs neue Treue und Unterwürfigkeit.

Dadurch wurde auch das Schicksal Herzog Heinrichs II. entschieden. Mittlerweile

war nämlich Heinrich der Jüngere von Kärnten, bei welchem die Verwandtschaft mehr galt als die Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten, vom Kaiser abgefallen und hatte sich der Stadt Passau bemächtigt, während Bischof Heinrich von Augsburg, gleichfalls ein Angehöriger des arnulfingischen Hauses, Neuburg überfiel. Bald gesellte sich auch der bayrische Heinrich mit einem böhmischen Heerhaufen zu ihnen. Es entspann sich nun an der Donau ein heftiger Krieg zwischen den Heinrichen und Ottonen. Als jedoch Otto, auf einer Schiffbrücke über den Strom setzend, Passau umlagerte, bewirkte die kaiserliche Partei die Übergabe. Bei dem Kampfe mit dem abziehenden Feinde litt die Donaustadt großen Schaden und Otto vollendete darauf die Zerstörung, „um wiederkehrenden Gefahren vorzubeugen". Die Aufrührer unterwarfen sich danach und wurden in entlegene Teile des Reiches in Haft geschickt, bis im März des nächsten Jahres auf dem Fürstentag von Magdeburg über ihr Schicksal entschieden war. Dann wurde Heinrich der Jüngere des Landes verwiesen und verlor sein Herzogtum Kärnten, das einem andern Neffen des Kaisers Namens Otto, dem Sohne des in der Lechfeldschlacht gefallenen Konrad des Roten und der Liutgard, zugeteilt ward. Heinrich „der Zänker" blieb im Gewahrsam des Bischofs von Utrecht. Die Güter des arnulfingischen Hauses wurden großenteils eingezogen und an Getreue des Kaisers verliehen. In einer Schenkungsurkunde an das Bistum Seben spricht Otto die Hoffnung aus, daß die Heiligen durch ihre Fürbitte ihm zur Seligkeit verhelfen würden, wenn er die Güter der „Gottlosen" der Kirche zuwende. Auch Bischof Piligrim von Passau, dessen Stadt von dem Kriege so schwer betroffen worden, und sein Oheim, Erzbischof Friedrich von Salzburg, wurden für ihre treue Anhänglichkeit an das Kaiserhaus belohnt. Aber die durch gefälschte Urkunden erstrebte Erhebung des Passauer Bistums zu einem Metropolitansitz konnte nicht erreicht werden (S. 76).

Die Ottonen gegen die Heinriche in Bayern. 978. — *978.* — *Otto von Kärnten.*

Der Fall der bayrischen Herzogsfamilie und die Erhebung des Liudolfingers ging der Kaiserin Adelheid sehr zu Herzen. Sie verließ den Hof und begab sich in ihre Heimat Burgund. Ihre Entfernung mochte König Lothar von Frankreich, der mit Emma, ihrer Tochter aus erster Ehe, vermählt war, auf den Gedanken bringen, sich die Unruhen im Deutschen Reiche zu nutze zu machen, um in Verbindung mit Reginar und Lambert, den Söhnen des in der Verbannung gestorbenen Grafen Reginar von Hennegau, und mit andern unzufriedenen Großen das Herzogtum Lothringen wieder an das Westreich zu bringen. Wir haben früher (V, 616) des Krieges gedacht, der nach einem gefährlichen Anfang mit dem Siege des Kaisers endigte. Lothar machte einen unerwarteten Angriff auf Aachen, als gerade Otto mit seiner Gemahlin daselbst das Johannisfest feierte. Mit genauer Not entging das deutsche Fürstenpaar der Gefangenschaft. Lothar gab die Stadt der Plünderung preis und ließ den Adler, der auf der königlichen Pfalz nach Osten gewendet stand, nach Westen richten, zum Zeichen, daß der alte Kaisersitz fortan wieder dem Westreiche angehöre. Lothar fand jedoch, daß die Stimmung der Großen ihm nicht günstig sei, daher kehrte er schon nach drei Tagen wieder um. Empört über das hinterlistige Verfahren des französischen Königs berief Otto die Großen des Reiches nach Dortmund und empfing von ihnen die Zusicherung kräftigen Beistandes zu einem Krieg der Rache. Noch im Spätherbst desselben Jahres rückte der Kaiser an der Spitze

Otto II. vor Paris. 978–979. — *978.* — *Juli 978.* — *1. Okt. 978.*

eines Heeres, das sich auf 60,000 Mann belaufen und zur Hälfte aus schwergerüsteten Rittern bestanden haben soll, in Frankreich ein, drang verheerend über Rheims, wo der Erzbischof Adalbero seine Ankunft freudig begrüßte, über Laon und Soissons an die Seine und besetzte den Martyrerberg (Montmartre) nördlich von Paris, während Lothar sich über die Seine nach Etampes zurückzog. Die wohlverteidigte Stadt konnte Otto jedoch nicht erobern; er mußte sich begnügen, die Einwohner durch ein lautes Hallelujah zu schrecken, das er auf der Höhe des Montmartre durch eine Menge Geistlicher anstimmen ließ. Die schlimme Jahreszeit, infolge deren Krankheiten im Heere ausbrachen, zwang den Kaiser bald nachher zum Rückzug. Lothar setzte ihm nach, überfiel an der Aisne, als die Hauptarmee den geschwollenen Strom bereits überschritten hatte, die Nachhut und bemächtigte sich des Gepäcks. Das Anerbieten Ottos, das Kriegsglück in ehrlicher Schlacht zu erproben, wurde nicht angenommen. Der französische König wagte jedoch nicht dem abziehenden Heere zu folgen. Denn das gute Einvernehmen, in dem er seit einiger Zeit mit Herzog Hugo und dessen Söhnen gestanden und das ihm allein den Krieg gegen Otto ermöglicht hatte, fing bereits an sich wieder zu lösen. Er gab daher vorerst alle Eroberungsgedanken auf und entsagte im Juni des folgenden Jahres auf einer persönlichen Zusammenkunft am Chiers, an der Grenze beider Reiche, allen Ansprüchen auf das Herzogtum. Sein Bruder Karl erkannte sogar den deutschen Kaiser, der ihn im Besitze von Niederlothringen beließ, als Oberlehnsherrn an, und in Oberlothringen war Herzog Friedrich, trotz seiner Verschwägerung mit den Capetingern, ein getreuer Vasall des Ostreichs. — Noch vor der Zusammenkunft mit Lothar hatte Otto den mit Böhmen verbündeten Polenherzog Mieczyslaw zum Gehorsam gezwungen und durch die Vermählung desselben mit Oda, der Tochter des Markgrafen Dietrich, damals des mächtigsten Mannes in den wendischen Marken, dem Christentum und der deutschen Kultur den Weg in jenes Land eröffnet.

[Randnotizen: Abzug und Frieden. 979. 980. — 980.]

2. Italien und Ottos II. Ausgang.

[Randnotiz: Otto II. beschließt einen Zug nach Italien. 980.]

Nachdem der junge Kaiser die Oberhoheit des Reichs im Osten und Westen gefestigt, gedachte er auch in Italien das kaiserliche Ansehen von neuem zu befestigen und alle Länder jenseits der Alpen mit Deutschland zu einem einigen Reiche zu verbinden.

[Randnotizen: Zustände in Italien. 1. In Rom. Jan. 973. — Benedikt VII. Okt. 974 bis 983.]

Schon lange waren beunruhigende Nachrichten von dort eingelaufen. Papst Benedikt VI., der von Otto d. Gr. bestätigte Nachfolger des am 6. Sept. 972 gestorbenen Johann XIII., wurde im Juli 974 von der nationalen Partei, an deren Spitze die mächtige reichbegüterte Familie der Crescentier stand, durch einen Volksaufstand gestürzt und in der Engelsburg erwürgt. Darauf bestieg ein Römer, Bonifacius VII., den apostolischen Stuhl; aber schon nach sechs Wochen befand er sich auf der Flucht nach Konstantinopel, mit den geraubten Kirchenschätzen beladen, und an seine Stelle trat, ohne Zweifel von der kaiserlichen Partei erhoben, Benedikt VII., bisher Bischof von Sutri, der trotz seines Eifers für Klöster und Kirchenzucht sich nur mit Mühe

wider die mächtige Gegenpartei zu halten vermochte. — Zu gleicher Zeit hatten die Sarazenen ihre Raubzüge erneuert. Zwar in Oberitalien war noch kurz vor dem Hingange des großen Otto ihre Burg in Fraxinetum von den Bewohnern der Provence und Dauphinee unter der Anführung des burgundischen Grafen Wilhelm zerstört worden, nachdem sie mehr als achtzig Jahre zu unsäglichem Schaden und zu noch größerem Schimpf der Christenheit bestanden hatte; dagegen wurde Unteritalien schwerer als je heimgesucht, seitdem der kriegerische Abulkasem, Emir der Fatimiden, als Statthalter des mächtigen Kalifen Moëz von Ägypten in Sizilien waltete. Dieser setzte mit einem großen Heer über die Meerenge, verwüstete Kalabrien und Apulien und kehrte schwer mit Beute beladen nach Sizilien zurück, um das Unternehmen im nächsten Jahre zu wiederholen. Alles Volk zitterte vor dem Namen Abulkasems, welcher dem Islam in der apenninischen Halbinsel die Herrschaft zu erkämpfen trachtete. Der einzige Mann, der im stande gewesen wäre, ihm Einhalt zu gebieten, war Pandulf der Eisenkopf, dem Otto der Große zu den ererbten Fürstentümern von Capua und Benevent noch das Herzogtum Spoleto und die Mark Camerino zu Lehen gegeben und der seitdem auch Salerno zur Anerkennung seiner Hoheit gezwungen; dieser aber sah sich durch den byzantinischen Hof gehemmt, der über Pandulfs Hingebung an das deutsche Kaiserhaus zürnte und die schönen Länder Unteritaliens, welche er selbst nicht zu schützen vermochte, lieber in den Händen der Sarazenen als unter dem Herrscherstab des abendländischen Kaisers sehen wollte. Nun starb gerade um die Zeit, da Abulkasem seine Raubzüge begann, der kräftige Kaiser Tzimisces und das Zepter des griechischen Reiches kam in die Hände der schwachen und unfähigen Brüder der deutschen Kaiserin Theophano, Romanus II., Basilius II. und Konstantius VIII.; und wiewohl diese nicht im stande waren, die inneren Aufstände zu unterdrücken oder die bis unter die Mauern der Hauptstadt vordringenden Barbaren zurückzuschlagen, so verfolgten sie doch in Italien dieselbe treulose Politik; und als Otto über die Alpen zog, hatte er keinen heftigeren Gegner als seine kaiserlichen Schwäger in Konstantinopel. Zum Unglück starb auch noch der tapfere Pandulf, ehe Otto sich mit ihm vereinigen konnte, und wenngleich seine Söhne Landulf und Pandulf II. des Vaters Erbe und Gesinnung teilten, so fehlte doch die starke Hand und die einheitliche Macht. Parteiungen und Ränke entzweiten bald das langobardische Fürstengeschlecht und mehrten und schwächten die Herrschaften.

[Randnotizen: 2. In Unteritalien. Sarazenen. — 976. — Pandulf. — Die Griechen. — 976. — März 981.]

So standen die Dinge in Italien, als Otto II. über die Alpen zog, begleitet von seiner griechischen Gemahlin, seinem jungen Sohne, seinem Busenfreunde Otto von Schwaben und von einer zahlreichen jungen Ritterschaft, „die nach Thaten dürstete ihrer Väter wert". In Pavia traf er mit seiner Mutter Adelheid zusammen und feierte mit ihr ein rührendes Versöhnungsfest. In Ravenna, wo er längere Zeit verweilte, empfing er Papst Benedikt VII., den die Gegner zur Flucht getrieben, und beriet sich mit ihm über die weiteren Pläne. Gegen Ostern zog er in Rom ein, wo Crescentius, der Sohn der Theodora, ein in der Sabina reichbegüterter Edelmann, als Dux die größte Macht besaß und Papst und Bürgerschaft mit schwerer Hand drückte. Otto gab dem apostolischen Stuhle die Ehre wieder und seine Anwesenheit erfüllte die Gegenpartei mit solcher Furcht, daß Crescentius sich in das Kloster des heil. Bonifacius auf dem Aventin zurückzog, wo er als Mönch die letzten Jahre seines wechselvollen Lebens verbrachte, die Heiligen um Vergebung seiner Frevel

[Randnotizen: Otto in Oberitalien und Rom. 981. Nov. 980. — 981.]

anflehend, bis er ein Jahr nach dem Kaiser ins Grab sank. Otto schlug seine Wohnung in der Leostadt unweit der Peterskirche auf. Hier fanden sich viele geistliche und weltliche Herren aus allen Ländern bei ihm ein und erhöhten den Glanz seiner Hofhaltung. Unter ihnen befanden sich auch Herzog Hugo Capet von Francien und König Konrad von Burgund. Während der Sommerhitze weilte er im Marser-Gebirge, wo er am See von Celano in Eile eine Pfalz aufführen ließ. Dort versammelte er die Großen um sich und beriet mit ihnen den Plan, die Sarazenen, von deren verheerenden Raubzügen der ganze Süden fortwährend zu leiden hatte, aus Unteritalien und Sizilien zu vertreiben und die Christenheit von dieser Plage zu erlösen. Dazu aber war nötig, daß ganz Italien dem Kaiser gehorchte, deshalb wurde der Beschluß gefaßt, Apulien und Kalabrien den Byzantinern zu entreißen, auf welche Landschaften Otto ohnedies als Gemahl der Theophano Erbansprüche erheben zu können glaubte. Ohne sich durch die drohenden Mahnreden einer byzantinischen Gesandtschaft irre machen zu lassen, schritt Otto alsbald zur Ausführung seines kühnen Vorhabens.

Sept. und Okt. 981.

Ottos Kriegszug nach Unteritalien. 982.

Unterstützt von den langobardischen Fürsten in Benevent und Capua eroberte der Kaiser Neapel, rückte in das Gebiet des meerbeherrschenden Amalfi ein und feierte das Weihnachtsfest in Salerno. Beide Städte wurden durch Otto in der Hand des Fürsten Manso vereinigt.

Frühjahr 982.

Bald fielen Bari und Tarent in des Kaisers Gewalt. Umsonst verlegten ihm die Araber, mit denen sich die Griechen verbunden hatten, in der Nähe von Cotrone mit beträchtlichen Streitkräften den Weg; sie erlagen dem Mute der christlichen Ritter, deren Zahl durch ein neues Heeraufgebot aus Bayern und Schwaben verstärkt worden war, der Emir Abulkasem selbst fiel im heiligen Kampfe, von den Seinen als Märtyrer des Glaubens verehrt. Aber alle Erfolge und Pläne vernichtete ein einziger blutiger Tag, der 13. Juli des Jahres 982.

Niederlage bei Squillace. 13. Juli 982.

Südlich von Cotrone bei Squillace, da, wo die beiden Meere nur durch einen schmalen Zwischenraum getrennt sind, lagen die Sarazenen in den Anhöhen verborgen. Als nun Otto mit einer kleinen Schar auserlesener Ritter sich auf eine feindliche Abteilung warf, die am Gestade des Meeres dahinzog, wurde er von der aus den Bergen und Schluchten hervorbrechenden arabischen Übermacht unerwartet überfallen und umringt. Aller Widerstand war vergebens. Thietmar führte eine große Zahl deutscher Edlen an, welche dort den Tod fanden, die einen durch das Schwert der Feinde, die andern in den Fluten des nahen Meeres, manche auch, da die Nacht hereinbrach, durch die eigenen Waffengefährten. „Vom Schwerte getroffen," sagt ein Zeitgenosse, „sank dahin die purpurne Blüte des Vaterlandes, die Zier des blonden Germaniens, vor allem dem Kaiser teuer. Und dieser mußte es sehen, wie das Volk Gottes in die Hände der Sarazenen gegeben ward, der Ruhm der Christen zertreten unter den Füßen der Heiden." Auch viele italische Edelleute, darunter zwei Söhne Pandulfs des Eisenkopfs, waren unter den Erschlagenen. Und fast noch schlimmer war das Los derer,

die dem Schwerte entrannen: sie erlagen entweder der brennenden Hitze und dem verzehrenden Durste oder sie wurden nach Sizilien und Ägypten in Knechtschaft geführt, wo sie in Kerker und Banden schmachteten, bis in der Folge einzelnen vergönnt war, die Heimat wiederzusehen. Nur wie durch ein Wunder rettete sich der Kaiser schwimmend auf ein griechisches Schiff, dessen Mannschaft ihn unerkannt in der Hoffnung großen Gewinns gen Rossano führte, wo die Kaiserin mit ihrem Gefolge zurückgeblieben war. Im Angesichte der Stadt sprang er dann in die Fluten und gewann die befreundete Küste. Nach diesem unglücklichen Treffen, das man lange irrtümlich als „Schlacht von Basantello" bezeichnet hat, begab sich Otto niedergeschlagen nach Salerno und Capua. Nachdem er hier über die Wiederbesetzung der erledigten italischen Fürstentümer verfügt, kehrte er zu Anfang des Jahres, das sein letztes werden sollte, nach Rom 983.
zurück. Bald traten die Wirkungen der unglücklichen Schlacht allenthalben zu Tage. Apulien und Kalabrien wurden aufs neue von griechischen Steuerpressern und arabischen Raubhorden ausgesogen. In den lombardischen Städten regte sich das Gefühl der Freiheit und Selbständigkeit bei den Bürgerschaften, so daß in Mailand und andern Orten das vom Kaiser begünstigte Regiment der Bischöfe bereits schwere Anfechtungen erfuhr. Dennoch verlor Otto nicht den Mut. Auf Reichstag in Verona. 983.
dem Reichstag in Verona, wo sich die geistlichen und weltlichen Großen aus allen Ländern diesseits und jenseits der Alpen einfanden, sollte die Vereinigung Deutschlands und Italiens zu einem Reiche durchgeführt werden. Es war eine stattliche Versammlung, deren Glanz durch die Anwesenheit der Gemahlin, Mutter und Schwester Ottos und anderer edlen Frauen gehoben ward. Nur ein teures Familienglied fehlte: Otto von Schwaben, der Busenfreund des Kaisers, den dieser wie sein eigenes Haupt liebte, war auf dem Wege nach der Heimat am 1. Novbr. in Lucca gestorben. Sein rasches Pferd hatte ihn von dem kalabrischen Schlachtfelde gerettet, aber die Beschwerden und Anstrengungen der Flucht, verbunden mit den Gemütserregungen und den Wirkungen des Klimas mochten seine Gesundheit und Kraft gebrochen haben. In Verona wurde der vierjährige Sohn Ottos und der Theophano ohne Widerrede zum Nachfolger bestimmt und der Beschluß gefaßt, daß er sogleich zur Krönung nach Aachen geführt werden solle; ferner wurde die verwitwete Kaiserin Adelheid zur Statthalterin von Italien eingesetzt und mit reichlichen Einkünften bedacht und endlich für die Wiederbesetzung der erledigten Herzogtümer Schwaben und Bayern Bedacht genommen. Jenes erhielt ein Sprosse des alten fränkischen Fürstengeschlechts, Konrad, ein Bruder des bei Squillace gefallenen Grafen Udo aus der Wetterau und Vetter der reichen Ida, durch deren Hand einst Liudolf in den Besitz des Herzogtums gekommen war. Bayern kam wieder an Heinrich den Jüngeren, der aus der Verbannung zurückgerufen ward, und zugleich bewog der Kaiser seinen Neffen Otto zur Verzichtleistung auf Kärnten und Verona und verband diese Gebiete von neuem mit dem bayrischen

Herzogtum. Auf diese Weise suchte Otto II. zwei mächtige Familien für sich zu gewinnen und die Ruhe in Deutschland zu sichern, damit er nicht an der Ausführung der großen Entwürfe, von denen seine Seele erfüllt war, gehindert würde. Denn schon traf er Zurüstungen zu einem neuen Feldzug nach Unteritalien, um Rache zu nehmen für die Schmach von Squillace und Griechen und Araber aus der Halbinsel zu verdrängen. In Ravenna knüpfte er Verbindungen an mit der deutschen Partei in Venedig, an deren Spitze die Familie der Coloprini stand, um die mächtige Handelsrepublik von der oströmischen Herrschaft loszureißen und in seinem Unternehmen von ihren Schiffen unterstützt zu werden. Aber die Gegenpartei unter der Führung der Mauroceni leistete heftigen Widerstand; und bei der festen Lage der Stadt hatte die Belagerung, die er auf der Landseite anordnete, nur geringen Fortgang. Otto überließ daher den Krieg gegen Venedig dem Erzbischof von Ravenna und eilte nach Rom, wo der Papst Benedikt VII. dem Tode nahe war. Im Oktober starb derselbe, und die Gegenwart und der Einfluß des Kaisers waren mächtig genug, die Wahl eines dem deutschen Herrscherhause ergebenen Mannes zum Nachfolger durchzusetzen. Johann XIV., bisher Bischof von Pavia und Erzkanzler des Reichs, bestieg den apostolischen Stuhl. Aber gerade damals trafen schlimme Botschaften aus der Heimat ein und erfüllten das Herz des Kaisers mit tiefem Kummer. Während er im fernen Süden einem flüchtigen Traumbilde nachjagte, hatten die Dänen unter Haralds kriegerischem Sohne Sven den Grenzwall erstürmt und verheerende Einfälle in das überelbische Reichsland gemacht, der Herrschaft der Sachsen und dem Christentum den Untergang drohend. Zugleich waren die Wenden in die Marklande eingebrochen, hatten Städte und Kirchen in Flammen gesetzt, die Mönche und Priester ermordet oder verjagt, die deutsche Kultur aus dem Boden gerissen und auf den Trümmern von Havelberg und Brandenburg von neuem ihren Götzendienst aufgerichtet; und während Herzog Bernhard seine ganze Kriegsmacht gegen die Dänen kehrte und die Markgrafen von Meißen und der Lausitz samt dem Erzbischof von Magdeburg dem weiteren Vordringen der Wendenschwärme zu steuern suchten, drangen die Abodriten an der Niederelbe vor und füllten Hamburg mit Raub und Brand. Diese Nachrichten wirkten so erschütternd auf Ottos Gemüt, daß er in ein hitziges Fieber verfiel. Um die Gesundheit, die ihm gerade jetzt so nötig war, wieder zu gewinnen, nahm er mit der ihm eigenen Hast und Unruhe Arznei im Übermaß. Dadurch verschlimmerte sich die Krankheit, großer Blutverlust trat ein, dann Fieber, und am 7. Dezember verschied der Kaiser in einem Alter von 28 Jahren, nachdem er seine Schätze zum Teil den römischen Kirchen und den Armen vermacht, zum Teil seiner Mutter und Schwester als Zeichen seiner treuen Liebe bestimmt, zum Teil den deutschen Kriegern zugewendet, welche ihm über die Alpen gefolgt waren. Seine Leiche wurde in einen antiken Marmorsarg gesenkt, mit einem mächtigen Porphyrstein aus dem Grabmale Hadrians bedeckt und in

Neuer Feldzug.

Okt. 983.

Schlimme Botschaften aus Deutschland.

Ottos II. Ende. 7. Dez. 983.

der Vorhalle der alten Peterskirche unter großen Feierlichkeiten beigesetzt. Über dem Grabe ward ein Musiv in die Wand befestigt, den segnenden Heiland zwischen den Aposteln Petrus und Paulus vorstellend.

„Ohne Zweifel," sagt Gregorovius, „ließ Theophania dies Musiv verfertigen und über dem heidnischen Sarg einsetzen, der ihren Gemahl umschloß. Die deutschen Pilger konnten sieben Jahrhunderte lang vor diesem Kaisergrab und Monument der großen Geschichte unseres Vaterlands in Rom nachdenklich stille stehn und für die Seele eines ritterlichen Jünglings beten; aber der Neubau der Basilika unter Paul V. vernichtete dies Denkmal. Die Ruhe des Toten ward gestört; man nahm die Leiche aus dem Grab, unter Beisein eines Notars, der die Angaben von dem kleinen Körperbau Ottos II. durch den Augenschein bestätigte; man raubte dem Toten gierig den Porphyrdeckel, der noch heute im St. Peter als Taufbecken dient; man mißgönnte ihm sogar die antike Urne, die man grabschänderisch den Köchen des Quirinals zum gemeinen Gebrauch eines Wasserbehälters überließ, und man versenkte die Asche des Kaisers in einen andern Marmorsarg, den man unschön mit Stuck überwölbte. So wird das Grab noch jetzt in den Grüften des Vatikan gesehen, wo Otto II., nahe bei seinem Verwandten Gregor V., in der totenstillen und tragischen Versammlung von Päpsten schläft, die als Mumien in ihren Sarkophagen liegen, im geisterhaften Dämmerdunkel jener größesten Katakombe der Weltgeschichte, die der fühlende Mensch nicht durchwandert, ohne von dem Wehen der Geschichte durchschauert zu sein."

b. Die Zeiten Ottos III.

1. Die Jahre der Regentschaft.

In einem Augenblick, wo das Reich mehr als je eines starken Armes und einer männlichen Kraft bedurfte, wo im Süden und Norden der Ruhm der deutschen Waffen dahingeschwunden war und die oft besiegten und unterworfenen Feinde wieder triumphierend ihr Haupt erhoben, wurde das königliche Zepter in die Hände eines vierjährigen Kindes gelegt, dem eine junge Mutter zur Seite stand, die, wenn auch von kräftigem Geist und scharfem Verstand, dem deutschen Volke doch durch Geburt und Erziehung fremd war, die im Verdacht stand, daß ihr die Größe und Wohlfahrt des griechischen Reiches, wo ihre Brüder die Krone trugen, mehr am Herzen liege als die des abendländischen, das sie nach den Begriffen ihres Volkes stets als ein barbarisches betrachtete, die ob ihrer Bildung und fremdländischen Sitten wohl bewundert und angestaunt ward, aber sich wenig Liebe und wenig Vertrauen zu erwerben wußte. Selbst Bischof Dietrich von Metz, ein Verwandter des Kaiserhauses und der vertrauteste Ratgeber Ottos in Italien, hatte sich mit ihr entzweit und war nach seiner Rückkehr in Deutschland beflissen, durch ungünstige Nachreden ihr Ansehen zu untergraben, ja ihre Ehre zu beflecken. Theophano.

Dem Gebote des Kaisers gemäß hatten die Erzbischöfe Willigis von Mainz und Johann von Ravenna am Weihnachtsfeste den jungen Otto in Aachen gekrönt. Noch waren die Festlichkeiten, die dieser Feier folgten, nicht vorüber, so traf die Trauerkunde von dem Hinscheiden Ottos II. in der Kaiserstadt ein und erfüllte alle Gemüter mit Bestürzung und Sorge. Zu der Klage Heinrich von Bayern strebt nach der Regentschaft.

um den unersetzlichen Verlust gesellte sich die bange Erwartung der kommenden Dinge. Wer sollte während der Minderjährigkeit des kaiserlichen Kindes die vormundschaftliche Regierung führen? Diese erste und wichtigste Frage wurde sogleich durch einen Gewaltschritt entschieden. Kaum war nämlich die Todesnachricht in die rheinischen Städte gedrungen, so entließ der Bischof von Utrecht seinen erlauchten Gefangenen, Heinrich „den Zänker" von Bayern, der Haft, in der er fünf Jahre gehalten war. Ohne die Rechte der noch in Italien weilenden Theophano zu beachten, erhob dieser nun als der nächste Anverwandte Ansprüche auf die Reichsregierung und beredete den Erzbischof Warin von Köln, ihm den königlichen Knaben zu übergeben. Abneigung gegen die griechische Kaiserin, Mißgunst auf den Erzbischof von Ravenna, den der verstorbene Kaiser so hoch geehrt hatte, die Ansicht, daß ein weiblicher Arm zu schwach wäre, das Staatsschiff bei den hochgehenden Wogen zu leiten, persönliche Verhältnisse und alte Freundschaften führten in kurzem viele geistliche und weltliche Große auf Heinrichs Seite. Nicht nur die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier und der Bischof von Metz begünstigten seine Ansprüche, sogar der Erzbischof Gisiler von Magdeburg, zu dessen Gunsten der verstorbene Kaiser das Bistum Merseburg aufgelöst und darüber seine letzten Lebensstunden mit schwerer Reue verbittert hatte, trat als sein Verfechter auf, obwohl es nicht lange ein Geheimnis blieb, daß das vormundschaftliche Regiment nicht das letzte Ziel des ehrgeizigen Herzogs sei, daß er vielmehr sich selbst die Königskrone auf das Haupt zu setzen trachte.

Die Vorgänge in Lothringen. Aber je deutlicher diese Absicht zu Tage trat, desto mehr strengten die Anhänger der Ottonen ihre Kräfte an, die Königswürde dem legitimen Stamme zu erhalten. Vor allen waren Graf Gottfried von Verdun und Hennegau und sein Bruder Adalbero, Erzbischof von Rheims, treue und eifrige Streiter für Ottos Sache, und der gelehrte Gerbert, der gerade damals aus Italien zu seinem Freunde Adalbero nach Rheims zurückgekehrt war, vergalt dem Sohne die Gunst, die ihm der verstorbene Kaiser durch die Verleihung der Abtei und Grafschaft Bobbio erwiesen. Gerbert entfaltete eine große Rührigkeit; er gehörte zu den seltenen Gelehrten, bemerkt Giesebrecht, „die in den weltlichen Dingen gleich heimisch sind wie in dem Reiche der Ideen, die von unbegrenzter Empfänglichkeit sich jeden Stoff aneignen, leicht alle Verhältnisse durchschauen und bemeistern, denen die Hilfsmittel des Geistes nie versiegen und deren Kräfte auch die zerstreuteste Thätigkeit kaum erschöpft". Ihre Partei erhielt noch einen unerwarteten Gönner in König Lothar von Westfranken. Dieser erklärte sich offen gegen Heinrich, erhob selbst als Verwandter des Kaiserhauses Ansprüche auf die Vormundschaft und verleugnete, um die Großen zu gewinnen, alle eigennützigen Absichten in Beziehung auf Lothringen. Allein Heinrich erkannte den geheimen Plan des westfränkischen Königs, sich die vormundschaftlichen Rechte durch Lothringen abkaufen zu lassen, und kam diesem Plane fördernd entgegen. Er versprach ihm das westliche Herzogtum als Preis eines Bündnisses, und da

Lothar gerade um diese Zeit im eigenen Lande Ruhe hatte, so fiel er mit einem Heere in Lothringen ein, eroberte Verdun und führte Gottfried und dessen Sohn und Oheim als Gefangene weg. Nachdem Heinrich auf diese Weise die lothringische Gegenpartei unschädlich gemacht, wandte er sich nach Sachsen. Unterstützt von dem Erzbischof von Magdeburg und einem großen Teile der Geistlichkeit trat er in Quedlinburg als König auf, nahm die Huldigung seiner Anhänger entgegen und ließ sich von den Fürsten von Böhmen und Polen, seinen alten Verbündeten, den Vasalleneid schwören. Auch der Abodritenhäuptling Mistui schloß sich ihm an. Aber gerade diese Verbindungen mit den alten Reichsfeinden erschütterten Heinrichs Ansehen und zerstörten seine Pläne. Die weltlichen Fürsten in Sachsen und Thüringen hielten eine Tagfahrt in der Hesseburg unweit Wolfenbüttel, wo sie aufs neue dem jungen Könige Treue schwuren und die Ansprüche Heinrichs verwarfen; in Bayern wurden die noch immer zahlreichen Anhänger des Zänkers durch die Energie seines Vetters Heinrich des Jüngern, der in der Sache Ottos seine eigene verfocht, in Schach gehalten; auch in Schwaben und Franken, wo Herzog Konrad und Erzbischof Willigis von Mainz treu zu dem Kaiserhause hielten, fand Heinrich keinen Boden für seine Umtriebe. Insbesondere war es der hingebenden und umsichtigen Thätigkeit des großen Mannes, den einst Otto I. trotz seiner niedrigen Herkunft (eine spätere Sage machte ihn zum Sohn eines Wagners) auf den Metropolitansitz von Mainz erhoben und zum Erzkanzler des Reiches ernannt, zu verdanken, daß in dieser kritischen Zeit Krone und Reich dem jungen Könige erhalten blieben. Willigis und der gewandte und geschäftserfahrene Gerbert bewirkten, „daß das zarte Lamm der Mutter nicht dem Wolfe anvertraut ward". Während Gerbert und der Erzbischof von Rheims den Herzog Hugo Capet und seine zahlreichen und mächtigen Freunde in Lothringen für den jungen König gewannen und dadurch Lothars Kriegsunternehmungen lähmten, brachten Willigis und Konrad auf einer Versammlung unweit Worms die fränkischen Edlen zu dem einmütigen Beschluß, „nicht nur bis zum letzten Atemzuge ihren dem König Otto geschwornen Eid treu zu bewahren, sondern auch gegen Heinrich als Thronräuber die Waffen zu ergreifen". Darauf sandte der Erzbischof einen Boten nach Pavia, wo Theophano mit Adelheid und deren Tochter Mathilde zusammengetroffen war, und rief die beiden verwitweten Kaiserinnen, welche die ihrem Hause drohende Gefahr geeinigt und verbunden hatte, nach Deutschland. Sie nahmen ihren Weg durch Burgundien und Alemannien und trafen zur rechten Zeit ein, um der nach Rara bei Worms berufenen Reichsversammlung anzuwohnen. Umsonst hatte Heinrich mit Hilfe seines böhmischen Bundesgenossen Boleslaw in Sachsen festen Fuß zu fassen gesucht; er stieß allenthalben auf so heftigen Widerstand, daß er sich entschließen mußte, sein Schicksal durch den Ausspruch des Reichstags entscheiden zu lassen. Die Stimmung der sächsischen und thüringischen Großen wurde noch sehr gegen den Herzog gereizt, als sein böhmisches

Sachsen und die übrigen Herzogtümer.

Ostern 984.

Willigis wirkt für Otto.

Hilfsheer auf dem Rückzuge sich mit List der wichtigen Grenzburg Meißen bemächtigte. Unter diesen Umständen erlangte Willigis, der sächsische Bauernsohn, einen vollständigen Sieg über den Herzog. Auf der feierlichen Tagfahrt zu Rara, wo sich Fürsten, Bischöfe und Edle aus allen Ländern eingefunden, sah sich Heinrich genötigt, den königlichen Knaben der Mutter auszuliefern, dem angemaßten Königstitel zu entsagen und alle Reichsvasallen, die ihm gehuldigt hatten, feierlich der Pflicht zu entlassen. Theophano, als Vormünderin und Reichsverweserin anerkannt, zog mit Adelheid und dem jungen Könige nach Sachsen. Bald kehrte auch Lothringen zum Gehorsam zurück, als die Herzogin Beatrix, Hugo Capets Schwester, deren Sohn Adalbero an der Stelle des am 7. September voll tiefer Reue gestorbenen Dietrich zum Bischof von Metz erhoben ward, ihren Einfluß zu Gunsten Ottos und seiner Mutter geltend machte.

Theophano vom Reichstag zu Rara als Regentin anerkannt. 29. Juni 984.

Nun gab Heinrich seine hochfliegenden Pläne auf und beschränkte seine Wünsche auf die Wiedererwerbung seines ehemaligen Herzogtums Bayern. Und als die beiden Kaiserinnen diesem Verlangen nicht widerstrebten und auch der damalige Inhaber, Heinrich der Jüngere, sich zur Abtretung geneigt zeigte, wenn man ihm den Fortbesitz des Herzogtums Kärnten und Veronas zugestehe, so demütigte sich Heinrich auf einer Zusammenkunft zu Frankfurt vor den kaiserlichen Frauen, gelobte dem rechtmäßigen Herrscher unverbrüchliche Treue und Dienstpflicht und erhielt dann sein Herzogtum Bayern zurück. Von der Zeit an betrug sich Heinrich so, daß sich sein Beiname „der Zänker" in den des „Friedfertigen" verwandelte. Aber noch lange, versichert Thietmar, sang das Volk: „Herzog Heinrich wollt' regieren, unser Herrgott wollt' es nicht." Der Kampf hatte sich für das legitime Königtum entschieden. Als am nächsten Osterfeste die beiden Heinriche, der von Bayern und der von Kärnten, samt den Herzögen von Schwaben und Sachsen sich in Quedlinburg einfanden und das königliche Kind bei Tische bedienten und auch die Fürsten von Böhmen und Polen ihren Vasalleneid erneuerten, trat es offen zu Tage, daß die Erblichkeit der Krone schon tief in das Volksbewußtsein eingedrungen, daß die Idee einer Erbmonarchie siegreich aus dem Parteikampfe hervorgegangen sei. Dieses wichtige Resultat ist hauptsächlich durch Willigis erzielt worden. Während ein großer Teil des höheren Klerus in der Treue wankte, hat er den Gedanken eines christlich-germanischen Kaiserreiches unter dem rechtmäßigen Herrscher festgehalten und wurde dabei von dem weltlichen Adel kräftig unterstützt. Mit dem Siege der Legitimität war auch die Herrschaft über Italien, war auch das „römische Kaisertum" der deutschen Nation für die Zukunft gesichert.

Heinrich unterwirft sich. 985. Sieg der Legitimität.

Italien nach Ottos II. Tod.

Die Bewegungen, die infolge der Niederlage und des bald darauf eingetretenen Todes Ottos II. in allen Teilen der Halbinsel ausbrachen, waren nicht von nachhaltiger Wirkung. Die sizilischen Araber, durch den Fall ihres Emirs Abulkasem entmutigt und durch Spaltungen geschwächt, konnten von den Unfällen der Deutschen nur wenig Vorteil ziehen und mußten sich auf einige geringfügige Streifzüge beschränken; und wenn auch die Griechen in Kalabrien und Apulien ihre Hoheitsrechte wieder

Unteritalien.

befestigten und Salerno, Neapel u. a. Territorien in das alte Verhältnis zurückbrachten, so war ihre Herrschaft doch kaum mehr als ein Schatten- oder Scheinbild. Die langobardischen Fürsten blieben in ihrem Lehnsverband zu dem deutschen Kaiser, und der mächtigste von ihnen, Herzog Hugo von Tuscien, bewahrte dem dritten Otto dieselbe Treue, die er dem zweiten bewiesen. In Oberitalien befanden sich die Bischöfe, Oberitalien. in deren Hände auch die weltliche Herrschaft in den meisten Städten bereits übergegangen war, unter dem milden Zepter der Statthalterin Adelheid in so günstiger Lage, daß sie schon im eigenen Interesse jeden Abfall von dem sächsischen Kaiserhause hintertrieben. Auch die Venetianer, die durch des Kaises Tod von der Belagerung befreit wurden, nahmen nach einigem Sträuben die Coloprini wieder auf und führten das schwankende Verhältnis zwischen dem abendländischen und morgenländischen Reiche fort, das der Begründung ihrer völligen Unabhängigkeit und Selbständigkeit förderlich war. Nur in Rom nahm die deutsche Sache vorübergehend einigen Schaden. Rom unter Crescentius. Kaum hatte Theophano die Grabstätte ihres Gatten verlassen, um für die Rechte ihres Sohnes einzutreten, so kehrte jener Bonifacius VII., des Ferrucius Sohn, von Konstantinopel, wo er neun Jahre in der Verbannung gelebt hatte, nach Rom zurück. Ostern 984. Seine alten Freunde scharten sich um ihn; mit byzantinischem Golde erwarb er sich neue Anhänger; ein fürchterlicher Aufruhr brachte dem Papst Johannes XIV. ein schnelles und schreckliches Ende. „Nachdem er in die Gewalt des Ferrucius gefallen war, kämpfte er in den Verließen der Engelsburg vier Monate lang mit dem Hunger, bis er ihm oder dem Gifte erlag." Nun bestieg Bonifacius VII. zum zweitenmal 20. Aug. den apostolischen Stuhl und ließ seiner Rachsucht vollen Lauf. Aber ehe ein Jahr vorüber war, starb er eines plötzlichen Todes. Sein Eifer für die byzantinische Herr- Juli 985. schaft hatte ihn der national-römischen Partei, die seine Rückkehr anfangs freudig begrüßte, entfremdet und verhaßt gemacht. Seine Leiche wurde von dem rasenden Pöbel durch die Straßen der Stadt geschleift und vor der Reiterstatue Mark Aurels nackt hingeworfen, bis einige mitleidige Kleriker ihm ein christliches Begräbnis bereiteten. Sein Nachfolger wurde Johannes XV., Sohn eines römischen Priesters. Aber während der zehn Jahre, die er auf dem apostolischen Stuhle verbrachte, lag die Herrschaft der Stadt in den Händen eines reichen und mächtigen Edelmannes, welcher die Ohnmacht der deutschen Partei während Ottos III. Minderjährigkeit und die Abneigung der Römer gegen den habgierigen selbstsüchtigen Papst benutzte, um im Geiste Alberichs ein weltliches Regiment aufzurichten. Er hieß Crescentius und war vermutlich ein Sohn des früher erwähnten Parteihauptes. Er legte sich den Titel „Patrizius" bei, übte aber seine Macht nicht als eine übertragene, sondern als eine selbständige. Der Papst, mehr auf Bereicherung seiner Verwandten als auf das Wohl der Kirche bedacht, war nur ein fügsames Werkzeug in seiner Hand.

Theophano führte die Reichsregierung mit Kraft und Umsicht. Fühlte sie Theophanos Charakter und Eigenschaften. sich auch nie heimisch in dem rauhen Lande und erwarb sie sich auch nie die Liebe des deutschen Volkes, so hat sie doch die mütterlichen Pflichten gegen ihren Sohn und die Ehre des Reiches stets mit Treue gewahrt. Aufgewachsen an einem üppigen Hofe und in einer überfeinerten Hauptstadt, hat sie wohl manche bisher unbekannte Genüsse, Luxus und Prunkliebe bei der sächsischen Hofhaltung eingeführt; aber von der Sittenlosigkeit, von den Intrigen und Lastern, deren sie von ihrer Jugend an Zeuge gewesen, hat sie sich frei gehalten. Die Worte des Chronisten Thietmar, eines jüngeren Zeitgenossen der Theophano, beweisen, daß die ungünstigen Nachreden, die über sie verbreitet wurden,

nur böswillige Verleumdungen waren: „Theophano war," heißt es im vierten Buch seiner Chronik, „eine Frau von bescheidenem aber festem Charakter, wenn auch nicht frei von der Schwäche ihres Geschlechts; sie führte, was in Griechenland selten ist, einen vorzüglichen Lebenswandel und wachte mit männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und des Reiches, die Frommen begünstigend, die Hoffärtigen schreckend und demütigend." Es war ein eigenes Spiel des Schicksals, daß zu gleicher Zeit ihre Brüder in Konstantinopel regierten, somit das Kaisertum des Morgen- und Abendlandes sich in den Händen einer einzigen Herrscherfamilie befand.

Die Grenzlande im Osten. Zur Sicherung der östlichen Marken gegen die slawischen Völker bildete Theophano aus dem Gebiet, das einst Markgraf Gero besessen und das trotz der Teilung immer noch unter der Gesamtaufsicht Dietrichs gestanden (S. 87), drei unabhängige Markgrafschaften, die als Fahnlehen allein von der Krone abhingen, die Nordmark, die Thüringer Mark und die Ostmark oder Lausitzer Mark, und setzte über die beiden ersten, die gerade erledigt waren, ohne Rücksicht auf die Söhne der Verstorbenen, zwei tüchtige Männer, nämlich über die Nordmark den Grafen Lothar aus dem Hause Walbeck und über Thüringen den tapfern Eckard, (Eckard von Thüringen.) dessen Vater Günther einst dieselben Lande verwaltet hatte, aber von Otto II. seines Amtes entsetzt worden war. Auf dem italischen Feldzuge hatte Günther die Gnade des Kaisers wieder gewonnen, aber in der kalabrischen Schlacht sein Leben verloren. Eckard, der an der Seite seines Vaters gefochten, war dem Schwerte der Araber entronnen und erntete jetzt den Lohn für die Treue, die er während der bürgerlichen Unruhen dem Kaiserhause bewiesen. Und wie glücklich Theophano in ihrer Wahl gewesen, trat schon im nächsten Jahr zu Tage,
986. als der neue Markgraf mit dem jungen König einen Feldzug nach Böhmen
987. unternahm, 46 Burgen eroberte und den Herzog Boleslaw zwang, durch die Herausgabe der Grenzstadt Meißen, die er sich als Heinrichs Verbündeter früher zugeeignet, mit der That zu beweisen, daß es ihm mit der in Quedlinburg geleisteten Huldigung und Unterwerfung Ernst gewesen sei. Von der Zeit an wuchs Eckards Macht und Ansehen immer mehr; die thüringischen Grafen beugten sich willig vor ihm und der König gab ihm einen großen Teil der Reichslehen zum erblichen Eigentum. Auch noch ein anderer Fürst legte bei dieser Gelegenheit den Grund zu seiner Größe — Mieczyslaw, Herzog von Polen, welcher als Bundesgenosse das deutsche Heer wider den Böhmenfürsten unterstützt hatte und zum Dank das Odergebiet erwarb, bereits aber auch seine Blicke weiter schweifen ließ. (Theophanos Regentschaft.) Bald nachher brach im westfränkischen Reiche der Thronkrieg aus, der den Herzog Hugo Capet an die Herrschaft, die letzten Karolinger in Klosterhaft brachte (V, 617). Theophano beobachtete eine zuwartende Haltung, und wenn auch die endliche Entscheidung des ereignisvollen Kampfes ohne ihr Zuthun vor sich ging, so hat sie doch mit Klugheit die Interessen des Deutschen Reiches gewahrt. Und so imponierend war ihr ganzes Auftreten, daß,

als sie im Jahre 989 über die Alpen zog, die Italiener sie als Gebieterin ehrten, daß Rom ihr ohne Widerstand die Thore öffnete und Crescentius aus ihren Händen die Bestätigung seiner Patriziuswürde empfing. Sie übte die volle Kaisergewalt, hielt Versammlungen und ließ in ihrem Namen richterliche Entscheidungen vollziehen. Eifersüchtig blickte sie auf Adelheids Stellung in Pavia, denn das gute Einvernehmen zwischen den beiden Kaiserinnen hatte sich gelöst. „Lebe ich noch ein Jahr," soll Theophano gesagt haben, „so wird Adelheid nicht mehr ein Haarbreit Landes beherrschen." Von dem Papst war kaum die Sinken des Papsttums.
Rede. Das Ansehen des apostolischen Stuhles war so tief gesunken, daß auf Hugo Capets Betreiben die Synode zu Rheims den Karolinger Arnulf seiner 991.
erzbischöflichen Würde entkleidete und Gerbert an dessen Stelle erhob, ohne nur in Rom deshalb angefragt zu haben, und daß in derselben Versammlung der Bischof von Orleans unter Zustimmung der geistlichen Väter sich in den heftigsten Ausdrücken über die Versunkenheit des römischen Stuhles ergehen durfte. Und als im folgenden Jahr der päpstliche Legat die deutschen und französischen Bischöfe zu einer Synode nach Aachen entbot, um in der Rheimser Angelegenheit ein endgültiges Urteil zu fällen, leisteten die letzteren keine Folge, sondern erklärten in einer Versammlung zu Challes, „daß sie an den Rheimser Beschlüssen Mai 992.
festhalten wollten und daß überhaupt alle Beschlüsse ihrer Synoden unantastbare Gültigkeit haben sollten und alles, was der Papst gegen dieselben unternehmen würde, als null und nichtig zu erachten sei." So bewährte sich der Ausspruch Thietmars, daß die Griechin allenthalben die Ehre und Wohlfahrt des Reiches gewahrt habe. Nur im Norden erlitt die Herrschaft der Deutschen und Die Vorgänge im Norden.
des Christentums einen harten Stoß, als Harald Blauzahn im Kampfe wider 985.
den eigenen Sohn Sven Gabelbart hinterlistig ermordet ward und der Sieger, wie erwähnt, die deutsche Grenze überschritt. Die unter Otto I. gegründeten Bistümer gingen ein und das Evangelium behielt unter den Dänen nur noch wenige schüchterne Bekenner, „während es in den alten Götterhainen wieder lebendig wurde". Aber es war der letzte Sieg der Odinsdiener. Einige Zeit nachher nahm Sven selbst den christlichen Glauben an; das Heidentum erstarb an seiner eigenen Schwäche Übrigens waren die verwüstenden Landungen der normannischen Wikinger an den friesischen und englischen Küsten unter dem Zeichen des Kreuzes nicht weniger verderblich als vorher unter dem Bilde Thors. Allein Theophanos Lebensfaden war kurz gesponnen. Mitten in dem eifrigen Theophanos Tod. Neue
Bestreben, die Einheit und Ehre des Reiches zu erhalten, starb sie, nachdem sie Regentschaft.
noch mit ihrem Sohne in gewohnter Pracht das Osterfest in Quedlinburg ge- 991.
feiert und von vielen deutschen und auswärtigen Fürsten Huldigungen empfangen hatte, auf einer Reise nach dem Niederrhein eines schnellen Todes zu Nimwegen. Eine zarte Pflanze aus einer milderen Sonne mit feinerer Bildung 15. Juni.
und eleganteren Lebensformen hatte sie sich in der nordischen Heimat unter dem rauhen, an einfachere Sitten gewohnten Sachsenvolke nie recht wohl

gefühlt. Sie erreichte nur ein Alter von dreißig Jahren. Die vormundschaftlichen Rechte über den elfjährigen König übte nunmehr Adelheid, die auf die Kunde von dem Tode der Schwiegertochter, mit der sie seit Jahren in Feindschaft gelebt, aus Pavia nach Sachsen eilte. Aber sie mußte zugeben, daß ihr ein Reichsrat von geistlichen und weltlichen Großen, die nach dem Vorbilde der westfränkischen Feudalherren die loseren Verhältnisse während der Regentschaft zur Mehrung ihrer Macht benutzt hatten, zur Seite trat, an deren Zustimmung sie gebunden war. Unter diesen Räten besaß der verständige Willigis von Mainz als Reichserzkanzler das größte Ansehen, also daß er auf die Regierung kaum geringeren Einfluß übte als Adelheid selbst. Neben ihm hatten die Herzöge Bernhard von Sachsen, Konrad von Schwaben, Heinrich von Bayern und Markgraf Eckard von Meißen die größte Geltung und auch das Wort der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, der Schwester Ottos II., und das des Erzbischofs Gisiler von Magdeburg war von Gewicht.

Lage des Reichs. Diese Änderung im Reichsregimente war für Deutschland nicht von Segen. In den Ländern ostwärts der Elbe wurde fünf Jahre hindurch ein wechselvoller
996. Krieg mit den empörten Wenden geführt; die schließliche Waffenruhe brachte die verlornen Landschaften und Städte der deutschen Herrschaft und dem Christentum nicht zurück. An den Mündungen der Elbe und Weser und an allen Gestaden der Nordsee trieben die Normannen unter Sven und Olaf, Trygves Sohn, ihr wildes Raubwesen wie in den schlimmsten Tagen der Karolinger. Noch lange erzählte man sich von den grausamen „Aschmännern", welche einst, erzürnt, daß sie durch die Flucht eines gefangenen Grafen um das bedungene
994. Lösegeld betrogen worden, alle übrigen Gefangenen und Geiseln greulich an allen Gliedern verstümmelten und halbtot zum Verschmachten hinwarfen, aber auch von den endlichen Siegen der Sachsen, welche die in unwegsame Sumpfgegenden verlockten Wikingerscharen überfielen und sämtlich — ihre Zahl stieg im Volksmunde bis zu 20,000 — erschlugen. Hugo Capet benutzte die günstige Zeit, um in Verbindung mit seinen gegen die päpstliche Suprematie mächtig ankämpfenden Bischöfen das westfränkische Königreich zu größerer Selbständigkeit heranzubilden und jede Verbindung mit dem Reiche der Ottonen zu zerreißen. Im Innern wurde wieder der Grund zu selbständigen erblichen Volksherzogtümern gelegt, auch die Grafen und Bischöfe strebten nach größerer Unabhängigkeit und lähmten durch gegenseitige Feindseligkeiten die kriegerische Gesamtkraft des Reiches. Die kaiserliche Regierung begünstigte die Bestrebungen des Adels und Episkopats, um ein Gegengewicht zu schaffen gegen die aufstrebende Macht der Herzöge.

Sachsen. Bayern. Kärnten und Verona. In Sachsen waltete Herzog Bernhard in selbständiger Kraft und leitete den Kampf gegen Wenden und Dänen. In Bayern folgte auf Heinrich „den Zänker", welcher seit dem Tode Heinrichs des Jüngeren im Jahre 989 Kärnten und die italische Mark wieder mit seinem Herzogtum vereinigt hatte und am 28. August 995

starb, sein Sohn gleiches Namens und erhielt sofort die Belehnung des Königs. Doch mußte er Kärnten und Verona an Otto, den Sohn Konrads und der Luitgarde (Kaiser Ottos I. Tochter) abgeben, welcher als „Herzog", aber mit beschränkter Machtvollkommenheit über die Südmark gebot. In Schwaben, wozu auch der Elsaß gehörte, ging die Herzogswürde nach dem Tode Konrads (20. August 997) ohne weiteres auf dessen Sohn oder Neffen Hermann II. über; die Babenberger suchten sich auf Kosten des Bischofs von Würzburg zu vergrößern und lebten mit demselben, wie der Bayernherzog mit dem Bischof von Regensburg, in langjährigen Fehden. „Markgraf Luitpold von Österreich fand seinen Tod durch einen Pfeilschuß, der die Blendung eines Würzburger Vasallen rächte (10. Juli 994)." Schwaben. Die Babenberger.

Aber wenn auch die Kaiserinnen die Macht des Deutschen Reiches nicht im vollen Umfang zu erhalten vermochten, so waren sie um so mehr darauf bedacht, dem jungen Otto, dem schönen reichbegabten Kaisersohne, dem eine so große und glänzende Lebensbahn bevorstand, eine treffliche Erziehung zu geben und ihn instandzusetzen, die Einbuße mit der Zeit wieder auszugleichen. Der sächsische Graf Hoiko leitete seine körperliche und kriegerische Ausbildung. Johannes von Kalabrien, ein gelehrter, vielgewandter, in den griechischen Künsten erfahrener Mann, den die byzantinische Kaisertochter aus armen Verhältnissen emporhob und zuerst zum Abt von Nonantula, dann zum Bischof von Piacenza einsetzte, war sein Lehrer im Griechischen; Bernward, ein deutscher Gelehrter von vornehmer Herkunft, der in der Folge als Bischof von Hildesheim eine segensreiche Thätigkeit entfaltete, ein Mann von vielseitigen Kenntnissen und lebhaftem Geiste, leitete die erste Erziehung des königlichen Knaben, die dann der tiefgelehrte Gerbert, den Otto selbst durch ein schmeichelhaftes Schreiben von dem Erzstift Rheims in seine Nähe berief, im belehrenden Umgang weiter entwickelte. In solcher Umgebung erlangte der wißbegierige strebsame König eine so ungewöhnliche Summe von Kenntnissen aller Art, daß man ihn „das Wunder der Welt" nannte. Aber das Gefühl seiner erhabenen Bestimmung als Enkel der Kaiser des Morgen- und Abendlandes erfüllte ihn frühe mit Hoffart und Stolz; er fand Gefallen an Schmeichelei und folgte oft lieber seinen Launen und augenblicklichen Eindrücken als dem weisen Rate des erfahrenen Alters. Ottos III. Erziehung.

2. Otto III. und Gerbert.

Als Otto fünfzehn Jahre zählte, übernahm er selbst die Regierung. Adelheid, mit welcher auch der Enkel nicht im besten Vernehmen lebte, zog sich auf ihr Wittum im Elsaß zurück, wo der Bau und die Ausstattung des Klosters Selz ihre ganze Sorge in Anspruch nahm. Hier wie in den schon früher gegründeten Klöstern zu Peterlingen und Pavia begünstigte sie die strenge Regel der Mönche von Clugny, denen sie stets die größte Gunst erwiesen (V, 645). Um das Kaisertum diesseits und jenseits der Alpen wieder in seinem alten Glanze herzustellen, unternahm der junge König, von eigener Sehnsucht getrieben und Ottos erster Zug nach Italien. 996.

von Willigis angeregt, alsbald einen Zug nach Italien. Die Lage der Dinge in Rom, wo der Papst unter der Tyrannei des Crescentius seufzte, und in Capua, wo der Langobardenfürst Landenulf in einem Volksaufstand erschlagen ward und sein Bruder, wahrscheinlich der Urheber des Mords, an seine Stelle trat, forderte dringend die Anwesenheit des Gebieters. Begleitet von vielen geistlichen und weltlichen Herren, die sich zu Anfang des Jahres in Regensburg sammelten, trat Otto an der Spitze eines großen stattlichen Heeres die Romfahrt an. Die heilige Lanze wurde ihm vorangetragen, unter Psalmen und Lobgesängen ging der Zug vor sich. Schon schmückte ein leichter Flaum die Wangen des königlichen Jünglings, und voll der glänzendsten Hoffnungen eilte er dem Lande seiner Wünsche zu. Noch waren die Alpenpässe mit Schnee bedeckt, als das deutsche Kriegsheer über den Brenner in das Etschthal hinabstieg. Nach einem kurzen Aufenthalte in Verona, wo eine richterliche Entscheidung zwischen dem Herzog (Dogen) von Venedig und dem Bischof von Belluno zu treffen und ein Streit zwischen Deutschen und Italienern zu schlichten war, zog Otto nach Pavia zur Feier des Osterfestes. Hier erhielt er die Nachricht von dem Tode des Papstes Johann XV., und schon in Ravenna trafen Gesandte des römischen Adels bei ihm ein mit der Bitte, für die Wiederbesetzung des apostolischen Stuhles Sorge zu tragen. Otto bestimmte zu der hohen Würde seinen Verwandten Bruno, den Sohn des erwähnten Herzogs Otto von Kärnten, einen jungen Geistlichen aus der königlichen Kapelle von edler Bildung und ausgezeichneten Geistesgaben, „streng und fest, doch von hitzigem Wesen". Begleitet von Erzbischof Willigis von Mainz und Bischof Hildebald von Worms begab sich der Erkorene sofort nach Rom, wo er mit hohen Ehren empfangen und feierlich auf den Stuhl Petri erhoben ward, der erste Deutsche, dem eine solche Ehre zu teil geworden. Mit der Einsetzung Bruns, der sich Gregor V. nannte, „wurde das Papsttum aus dem engen Bann der Stadt und ihrer Aristokratie befreit und wieder in eine universelle Beziehung zur Welt gesetzt". Otto folgte seinem erlauchten Vetter auf dem Fuße und schon am 21. Mai wurde er von dessen Händen in der Peterskirche zum Kaiser gekrönt und damit sein heißes Verlangen gestillt. Es war ein seltsames und einziges Schauspiel im alten Rom, zwei deutsche Jünglinge, schön, geistvoll und von hohen Idealen erfüllt, auf den höchsten Gipfeln irdischer Macht und Herrlichkeit zu sehen, von denen der eine 23, der andere 15 Jahre zählte, der ältere ein Urenkel, der jüngere ein Enkel Ottos des Großen war! Vier Tage nach der Krönung wurde in St. Peter ein Synodalgericht abgehalten. Und wie viel auch in der ewigen Stadt während des vergangenen Jahrzehnts gesündigt worden war, die neuen Herrscher gossen das Füllhorn der Gnade über Gerechte und Ungerechte aus. Selbst Crescentius wurde auf Fürbitte des Papstes von der Strafe der Verbannung befreit, zu der ihn die Synode verdammt hatte. Er unterwarf sich und gelobte Treue und Gehorsam.

Bruno (Gregor V.) zum Papst erhoben.

3. Mai 996.

Dagegen zog ein anderer Mann damals aus dem „süßen Rom" in die Verbannung zu Barbaren, um am fernen Gestade der Ostsee den Märtyrertod zu finden — Adalbert von Prag. Einer böhmischen Fürstenfamilie entsprossen und von seinen Eltern in der Kindheit dem geistlichen Stande geweiht, war der junge Woytiech, d. i. Heerestrost, wie er ursprünglich hieß, auf der Stiftsschule in Magdeburg gebildet worden und dann von dem Herzog Boleslaw und den böhmischen Edelleuten zum Bischof von Prag erwählt und im Jahre 983 von Erzbischof Willigis in Verona geweiht worden. Sechs Jahre lang stand er seinem Amte mit großem Eifer vor; aber seine Strenge gegen die heidnischen Sitten der christlichen Böhmen zog ihm viele mächtige Feinde zu. Seine Stelle wurde ihm zur Last; „er überlegte, daß es besser sei, fortzugehen, als seine Mühe bei dem blinden und freiwillig zu Grunde gehenden Volke zu verlieren", verließ mit seinem jüngsten Bruder und zwei vertrauten Geistlichen im Jahre 989 heimlich das Land und wanderte über die Alpen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Monte Cassino und in dem Kloster Vallaluce, wo damals Nilus, ein hochverehrter Heiliger, weilte, trat er in Rom als Mönch in das Kloster des Alexius und Bonifacius am Aventin, wo er sich in frommer Demut den niedrigsten Knechtsdiensten unterzog und mit heißer Inbrunst religiösen Übungen hingab. Nach zwei Jahren rief ihn der Befehl des Mainzer Erzbischofs abermals nach Prag. Mit innerem Widerstreben kehrte er in die Heimat zurück, aber sein Herz blieb bei den Klosterbrüdern am Aventin, und bald war er wieder in deren Mitte. Hier fand ihn Willigis, als er den jungen König zur Kaiserkrönung nach Rom begleitete, und den ernsten Mahnungen zur Rückkehr nach Prag vermochte Adalbert nicht zu widerstehen, obwohl er bei der Feindschaft des Herzogs auf eine segensreiche Wirksamkeit nicht hoffen durfte. So zog er denn im Gefolge des jungen Kaisers, mit dem ihn bald die innigste Freundschaft verband, über die Alpen. Nach einem Aufenthalt in Mainz und Tours trennte er sich von Otto, zu dem ihn die Ähnlichkeit ihrer Naturen wie die schwärmerische Vorliebe für das sonnige Rom immer mehr hinzog. Von dem Böhmenherzog, der kurz zuvor vier Brüder des Bischofs in ihrer Burg überfallen und getötet hatte, mit Hohn zurückgewiesen, begab sich Adalbert zu dem Polenfürsten, der ihn mit offenen Armen aufnahm und in seinem Vorhaben, das Evangelium unter den heidnischen Preußen zu verkündigen, mit allen Kräften unterstützte. Begleitet von seinem Halbbruder Gaudentius und einem Priester fuhr Adalbert auf einem Schiffe die Weichsel hinab und begann in Danzig und der Umgegend sein Missionswerk. Aber als er von dort aus weiter ostwärts zog, wurde er von einer Schar heidnischer Preußen unter der Führung eines Götzenpriesters ermordet. Seine Gefährten wurden als Gefangene fortgeschleppt. „Todessehnsüchtig hatte sich Adalbert unter die wilden Preußen gestürzt," sagt Gregorovius, „und das Schicksal, welches diesem begeisterten Schwärmer sein Stillleben auf dem sonnigen Aventin mißgönnte, verdammte ihn auf der nebeligen Bernsteinküste zum Märtyrertod unter den Streichen eines Volks, dessen Gott, wie ein Zeitgenosse versichert, der Bauch und dessen Gefährtin bis zum Tode die Habsucht war." Adalbert fand den gesuchten Tod am 23. April 997. Seine Leiche wurde vom Polenherzog Boleslaw, der seinem am 25. Mai 992 gestorbenen Vater Mieczyslaw gefolgt war, mit Gold aufgewogen und im Dome von Gnesen beigesetzt, wo der „Apostel der Polen" seinen ersten Kultus erhielt, und noch heute verehrt man ihn in Rom nicht als Missionär der ketzerisch gewordenen Preußen, sondern der katholischen Polen. Sein Andenken erhielt sich im Kloster St. Bonifaz; sein Beispiel entzündete die Phantasie der dortigen Mönche, und aus jener aventinischen Abtei zogen, „wie aus einer Märtyrerkolonie", mehrere kühne Apostel in die Slawenwildnis aus. Unter ihnen glänzten S. Gaudentius, der erste Bischof der seinem Bruder geweihten Kirche von Gnesen.

Adalbert von Prag.

962.

Sein Märtyrertod. 23. April 997.

S. Anastasius, der Adalbert nach Böhmen begleitet hatte, Freund und Rat des ersten Ungarnkönigs Stephanus wurde und als erster Erzbischof der Magyaren in Kolocza starb; endlich S. Bonifacius, ein Verwandter Ottos III., der im Jahre 996 das Mönchsgewand in S. Bonifazio nahm und darauf den Preußen und Russen das Evangelium predigen ging. Die Stelle an dem „melancholischen Hügel", wo Adalbert erschlagen ward, bezeichnet „das Kreuz an der Ostsee", inmitten vieler Hünengräber.

Gregors V. Reformthätigkeit.

Zu der Zeit, da Adalbert am wüsten Strande der Ostsee sein Leben lassen mußte, war auch Papst Gregor V. fern von Rom. So ähnlich die beiden verwandten Häupter der Christenheit in ihren Eigenschaften und idealen Richtungen einander waren, so gingen doch ihre Ziele und Bestrebungen weit auseinander. Denn während der Kaiser ein Weltreich im Sinne Karls des Gr. wieder aufzurichten gedachte, suchte der Papst die Kirche aus ihrer Erniedrigung zu retten, dem apostolischen Stuhle die Macht und Herrlichkeit früherer Tage zurückzugeben und mit neuem Glanze zu mehren und die geistliche Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes über jede irdische Gewalt zu erheben. Wie der Orden von Clugny, den er auf alle Weise begünstigte, die Klostergeistlichkeit und den gesamten Klerus zu reformieren, sittlich zu heben und zu stählen bemüht war, so suchte Gregor dem Papsttum jene hohe Machtstellung zu verschaffen, welche demselben nach den Isidorischen Dekretalen zukam und die gerade damals an der Geburtsstätte dieses Gesetzbuches, über dessen Echtheit und Vollgültigkeit Gregor V. nicht den mindesten Zweifel hegte, mehr als je bestritten und gefährdet war.

In diesem Sinne förderte der Papst die Bestrebungen der Cluniacenser, die Klöster von dem Aufsichtsrecht der Bischöfe zu befreien und unmittelbar unter den Stuhl Petri zu stellen, und begünstigte die Reformthätigkeit und die sittliche und religiöse Rigorosität dieses Ordens, ohne sich durch die in Rom herrschende Unzufriedenheit darüber beirren zu lassen; in diesem Sinne verwarf er in Pavia, wo er vor der zunehmenden Aufregung der Hauptstadt Schutz suchte und eine kleine Zahl gleichgesinnter Kirchenhäupter um sich sammelte, die Synodalbeschlüsse des französischen Klerus in betreff des Rheimser Metropolitansitzes, erklärte die Wahl Arnulfs für rechtsgültig und verwarf die Erhebung Gerberts, obwohl derselbe gerade damals in seiner Nähe weilte, und hemmte durch diese Entschiedenheit die drohende Kirchenspaltung. König Robert, Hugo Capets Sohn, wagte keinen Widerstand, so sehr ihm auch die Erhebung des karolingischen Sprößlings auf den erzbischöflichen Stuhl mißfiel, aus Furcht, Gregor möchte ihn wegen seiner anstößigen Ehe mit dem Kirchenbanne belegen. Robert hatte sich nämlich von seiner italienischen Gattin Susanna getrennt, um Bertha, die reiche Witwe des Grafen Odo, heimzuführen, eine Verbindung, die wegen zu naher Verwandtschaft gegen die Kirchengesetze verstieß. Bertha war eine Tochter König Konrads von Burgundien, mithin eine Nichte der Kaiserin Adelheid. Gerbert folgte dem Rufe des Kaisers nach Deutschland, worauf Arnulf in Rheims wieder eingesetzt ward und die westfränkischen Bischöfe sich der auferlegten Buße unterzogen. Selbst den mächtigen Erzbischof Gisiler von Magdeburg, der zur Aufhebung des Merseburger Bistums Veranlassung gegeben, lud der junge Kirchenfürst vor sein Gericht.

Während Gregor V. im Geiste Nikolaus' I. die Würde des apostolischen

Stuhles herzustellen bemüht war, gelangte dieser erhabene Sitz samt der Herrschaft Roms in feindliche Hände. Kaum fühlte sich nämlich Crescentius durch die Abwesenheit des Kaisers und des Papstes von der Furcht vor den deutschen Waffen befreit, so brach er die Treue, legte sich wieder den Titel „Patrizius“ und „Konsul“ bei und veranstaltete eine neue Papstwahl im nationalen Sinne. Von der Synode zu Pavia als „Räuber und Verderber der römischen Kirche“ mit dem Banne belegt und eine neue Romfahrt Ottos fürchtend, glaubte er das Äußerste wagen zu müssen. Damals kehrte gerade jener Johannes, der einst Ottos Lehrer gewesen und den die Gunst der Theophano aus der Niedrigkeit auf den Bischofsitz von Piacenza mit dem Range eines Erzbischofs erhoben, aus Konstantinopel zurück, wohin er an der Spitze einer Gesandtschaft als Brautwerber für den jungen Kaiser gesandt worden war. Mit diesem, der selbst den Stuhl St. Peters zu besteigen gehofft und mit Widerwillen seine hochfahrenden Pläne durch die Erhebung Gregors vereitelt sah, trat Crescentius in Verbindung, und der pflichtvergessene Prälat ließ sich durch seinen maßlosen Ehrgeiz soweit verblenden, daß er aus den Händen des fluchbeladenen Edelmanns die Tiara annahm und als Johann XVI. den päpstlichen Stuhl bestieg, die weltliche Herrschaft dem Patrizius und dem römischen Adel überlassend. Und mit dem einen Verrat nicht zufrieden, unterstützte er die Bemühungen seines neuen Gebieters, Rom unter die Oberhoheit des byzantinischen Hofes zu stellen, mit dem er wohl schon während seiner Gesandtschaftsreise deshalb Unterhandlungen gepflogen haben mochte.

Johann XVI. in Rom zum Papst erwählt. 997.

Aber die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Umsonst hoffte man in Rom auf byzantinische Hilfe. Der Kaiserhof im Osten war nur stark in Ränken und voll ohnmächtiger Ehrsucht, aber ohne Thatkraft und unternehmende Politik. Als Otto III., den Wendenkrieg und die gelehrten Disputationen in Magdeburg aufgebend, am Ende des Jahres 997 an der Spitze eines stattlichen Heeres, bei dem sich neben vielen deutschen Fürsten und Herren auch Otto von Kärnten, der Vater des Papstes, befand, über die Alpen stieg, legten keine byzantinischen Schiffe an der Küste an, zog kein griechisches Landheer aus Kalabrien an die Grenze des Kirchenstaats. Ungehindert konnte der Kaiser in Pavia mit seinem erlauchten Vetter das Weihnachtsfest feiern und dann in dessen Begleitung über Ravenna nach dem Kirchenstaat vorrücken. Crescentius besetzte mit seinem Anhange die Engelsburg, Johannes flüchtete sich in die Campagna und verbarg sich in einem festen Turm. Als die zürnenden Häupter der Christenheit vor den Mauern der Stadt erschienen, öffneten die Römer zitternd die Thore und fügten sich demütig den Gewaltigen, einem strengen Strafgerichte entgegenharrend. Es fiel wohl noch härter aus, als sie gefürchtet haben mochten. Johannes wurde von deutschen Reitern in seiner Verborgenheit aufgesucht und der Augen beraubt und an Nase, Ohren und Zunge verstümmelt nach Rom geschleppt, wo er auf Befehl des zornerfüllten Gregor rücklings auf einem Esel

Johannes' schreckliches Ende. 998.

sitzend durch die Straßen geführt ward, nachdem man ihm vor den Augen der versammelten Geistlichen sein Bischofskleid abgerissen. Dann wurde er in den Kerker geworfen, wo er für immer verschwand.

Die Fürbitte des heiligen Nilus, der, wie erzählt wird, trotz seines hohen Alters herbeigeeilt war, um für den unglücklichen Mann, welchen er einst vergebens von dem gefährlichen Schritte zurückzuhalten gesucht, Gnade zu erwirken, war umsonst. Der Kaiser hätte sich erweichen lassen, aber Gregor verlangte volle Vergeltung für das größte Verbrechen, das in seinen Augen begangen werden konnte. Tief erschüttert und mit düstern Weissagungen kehrte der Heilige nach der Klausnerzelle von Gaeta zurück.

März 998.

Ausgang des Crescentius und seiner Gefährten.

Crescentius verteidigte sich in der Engelsburg, dem alten Grabmale Hadrians, mit dem Mute der Verzweiflung. Aber Markgraf Eckard von Meißen, dem der Kaiser die Belagerung übertragen, erschütterte mit hölzernen Türmen und Maschinen die Mauern und nahm am 26. April das Gebäude mit stürmender Hand. Crescentius wurde auf den Zinnen der Burg enthauptet, in die Tiefe hinabgestürzt und endlich auf dem Monte Mario an einem Galgen aufgeknüpft, wo die Leiche neben zwölf seiner Gefährten, die man ans Kreuz geschlagen, noch lange sichtbar war, ein schrecklicher Anblick für das römische Volk, das ihn als den Vorkämpfer der nationalen Partei gegen die verhaßte Fremdherrschaft ehrte und betrauerte. An der Pankratiuskirche in Trastevere hat man noch im vorigen Jahrhundert eine Grabschrift gelesen, welche an dem Beispiele des vornehmen und doch so unglücklichen Römers den Wanderer in elegischen Versen an die Hinfälligkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit mahnte. Und nicht bloß in der Hauptstadt wurde strenges Gericht geübt; auch in der Umgegend Roms, wo sich einige Barone Besitzungen angeeignet hatten und hinter ihren festen Burgen in trotziger Unabhängigkeit lebten, wurde mit unerbittlicher Strenge der Übermut der Feudalherren gebrochen und das Ansehen des Kaisers und Papstes zu voller Geltung gebracht. Graf Benedikt, ein Verwandter des Crescentius, der im Sabinerland reich begütert war und einige dem Papst und dem Kloster Farfa gehörige Orte an sich gerissen hatte, wurde gezwungen, den Raub herauszugeben und sich zu unterwerfen. Als man vor seinen Augen seinen Sohn mit gebundenen Händen an den Galgen führte, fügte er sich der höhern Macht, um den Gefangenen zu retten.

Herstellung der päpstlichen Autorität.

Zunehmende Macht des Lehnsadels in Italien.

In ähnlicher Weise wurden auch in andern Teilen Italiens durch die vereinte Thätigkeit des Kaisers und Papstes die Gerechtsame und Güter der Kirche gewahrt und hergestellt. Nicht immer jedoch rissen die Edelleute die Besitzungen der Kirche mit Gewalt an sich; noch öfter nötigten sie die Bischöfe und Äbte zu Verträgen, kraft deren ihnen bestimmte Güter in Erbpacht übertragen waren gegen Zusicherung von Leistungen, die selten gehalten wurden; und in Oberitalien hatte sich auf den bischöflichen Besitzungen ein Lehnsadel gebildet, der die übertragenen Güter bereits als erbliches Eigen betrachtete. Auch solchen Entfremdungen der kirchlichen Länder und Einkünfte suchte Kaiser Otto III. durch gesetzliche Bestimmungen zu steuern; aber gegen die Strömung der Zeit und den menschlichen Eigennutz erwies sich die gesetzgebende Fürsorge ohnmächtig. Die Vasallen strebten nach dem erblichen Besitze ihrer Lehen, und

wenn auch die Beschlüsse der Reichssynoden die Anerkennung desselben noch hinausschoben, thatsächlich verschwand mehr und mehr der Unterschied zwischen ererbtem und übertragenem Besitz; in Italien schlug der Feudalismus fast ebenso feste Wurzeln wie in Gallien. Die langobardischen Bischöfe, die zugleich weltliche Herren in ihren Stadtgebieten waren und somit Truppen zu den kaiserlichen Heeren stellen mußten, konnten ihre Vasallen, welche diese Dienste für sie zu leisten hatten, weder aus der angemaßten Stellung verdrängen, noch die eigenmächtige Aneignung der Lehen hindern.

Im folgenden Jahr starb Papst Gregor V. in der Blüte der Jahre eines so unerwarteten Todes, daß manche an Vergiftung glaubten. Nun erhob Otto III. seinen verehrten Freund Gerbert, dem er bereits zu den Abteien Bobbio und Nonantula das Erzbistum Ravenna mit ausgedehnten Rechten übertragen, zu der höchsten Kirchenwürde. Hatte früher Gerbert in Rheims auf seiten der westfränkischen Geistlichen gestanden und gegen das Papsttum angekämpft, so handelte er jetzt als Papst Silvester II. im Sinne seines kühnen Vorgängers Gregor V. und verfocht mit Kraft und Gewandtheit die Rechte und Ansprüche des apostolischen Stuhls und der Geistlichkeit.

18. Febr. 999.

Gerbert als Papst Silvester II.

Die kleine Schrift „zur Unterweisung der Bischöfe", worin Gerbert nach seiner Erhebung die Grundsätze darlegte, nach denen er sein apostolisches Amt zu führen gedachte, beweist, daß er von der bischöflichen und priesterlichen Gewalt die höchsten Vorstellungen hegte; von Christus selbst eingesetzt überragt sie nach seiner Anschauung jede weltliche Macht. „Für diese erhabene Stellung nimmt er denn aber auch einen völlig fleckenlosen Wandel in Anspruch und entwirft das Bild eines würdigen Bischofs, während er zugleich mit grellen Farben den faktischen Verfall des geistlichen Standes schildert und mit scharfem Blick die Simonie, das heißt den Erwerb der Kirchengüter und Pfründen als den Krebsschaden der Kirche erkennt." Der Name Silvester II., den sich Gerbert beilegte, ließ die Absicht erraten, daß er gleich jenem Bischof aus halbmythischer Zeit gesonnen sei, die Ansprüche des apostolischen Stuhles auf die Herrschaft des Abendlandes zu erneuern. Arnulf, einst sein Gegner im Frankenreich, wurde nunmehr als Erzbischof von Rheims bestätigt; König Robert von Paris, früher sein Schüler, Freund und Gönner, wurde nun gezwungen sich von seiner Gemahlin Bertha zu trennen; der Pfalzgraf Arduin, der mächtigste Herr in Oberitalien, der die kleinen Vasallen zum Abfall von ihren Lehnsherren ermuntert und die Bischöfe von Vercelli und Ivrea mit verheerenden Kriegen heimgesucht hatte, worin der erstere sein Leben eingebüßt, wurde von Kaiser und Papst seiner Güter und Würden beraubt und mit Acht und Bann belegt; Gisiler von Magdeburg wurde vorläufig seines Amtes enthoben und zur Rechenschaft nach Rom geladen. Dabei wußte Gerbert aus der Hingebung Ottos für die Kirche und für die Person seines geliebten Lehrers auch zeitliche Vorteile zu ziehen.

Wir besitzen eine Urkunde, deren Echtheit mit Unrecht angezweifelt ist, durch welche von dem Kaiser acht Grafschaften in der Romagna, welche, ohne Rücksicht auf die Schenkungen Pippins und Karls, bisher dem Stuhle Petri von dem Reiche streitig gemacht worden und zu den Lehen Hugos von Tuscien gehörten, dem apostolischen Sitze übertragen sind, nämlich Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ankona, Fossombrone, Cagli, Jesi und Osimo, also im wesentlichen genau das Gebiet der sogenannten Pentapolis: der Kaiser klagt darin, daß die Päpste das Gut der Kirche verschleuderten und nun auf falsche Urkunden Konstantins und Karls des Kahlen hin zum Ersatze den größten Teil seines Reichs in Anspruch nehmen möchten.

Ottos exzentrische Richtungen.

Wie sehr auch die ehrgeizigen Pläne Gerberts mit den hohen Ideen seines kaiserlichen Freundes hier und da in Zwiespalt geraten mochten, so trafen doch ihre Ziele und Anschauungen so nahe zusammen, daß ihr Bund keine Störung erfuhr. Gerbert bedurfte des kaiserlichen Schutzes gegen die römische Bevölkerung und Ottos Streben nach einem christlichen Universalreiche im Abendlande diente auch zur Verherrlichung der Kirche und ihres Oberhauptes. Deshalb nährte der Papst die stolzen Träume, die weltbeherrschenden Entwürfe in der Seele des phantasievollen Jünglings. Erfüllt von Bewunderung für das alte römische Weltreich, das er noch in dem verdorrten Überreste des byzantinischen Kaisertums verehrte, ging Otto mit dem Gedanken um, dieses alte Römerreich in seiner Herrlichkeit und Machtfülle wieder herzustellen, das „goldene Rom" wieder zur Hauptstadt des Reiches, zum Sitz des Kaisers, zum Mittelpunkt der Welt zu erheben und seinen Thron mit der feierlichen Pracht des griechischen Kaisertums zu umgeben. Hatte Otto zunächst das christliche Gottesreich im Sinne Karls d. Gr. vor Augen, so gingen seine Träume bald noch über dieses Ziel hinaus. „Es waren ebenso großartige als unklare und phantastische Anschauungen, in denen er lebte. Der Senat des alten Rom mit seiner Weisheit, die Triumphe und das Siegesgepränge eines Trajan und Mark Aurel, der Hof von Konstantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden Jünglings gebannt waren." Diese Ideen beschäftigten ihn inmitten der strengen Bußübungen und Wallfahrten, denen er sich damals unterzog. Denn in der Seele dieses jungen Fürsten kämpften die widersprechendsten Regungen — Weltmacht und Weltentsagung, Fürstenstolz und Selbsterniedrigung den schweren Kampf, ohne ihr den ersehnten Frieden zu bereiten. Um dieselbe Zeit, da er sich mit den hochfliegendsten Gedanken der Weltherrschaft trug, sich in der kaiserlichen Pfalz auf dem Aventin mit einem Hofzeremoniell voll wunderlichem Schaugepränge umgab, auf einem erhabenen Sitze gesondert von den übrigen Fürsten und Hofleuten speiste, sich nach Art der alten Römer die prunkvollen Triumphatorennamen Italicus, Saxonicus, Romanus beilegte und das römische Recht Justinians zum Kaiserrecht für das ganze Abendland zu erheben gedachte, nannte er sich wieder mit mystischer Demut „Knecht Jesu Christi und der Apostel", verbrachte er wieder zwei Wochen in einer Höhle bei S. Clemente unter Fasten und Beten, lebte er in der schauerlichen Einsiedelei zu Subiaco am tosenden Teverone in Demut und Selbsterniedrigung, besuchte er barfuß die Gräber der Märtyrer und schien alles Irdische gering zu achten. Diese Richtung zur Weltflucht und mystischen Versenkung, zu Übungen der Reue und Buße, der Sühnung und Selbstpeinigung, welche damals die Seele des Kaisers erfaßt hatte, wurde immer allgemeiner und eingreifender, je näher das Jahrtausend heranrückte, das die christliche Menschheit als das Ende der Tage ansah und mit Todesangst erwartete. Sie wähnte, „daß es wie ein grauser Dämon kommen

würde, die Posaunen des Gerichts am Munde und die Fackel des Weltbrandes in der Hand".

Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, welchen Einfluß die religiöse Strenge der Mönche von Clugny auf das kirchliche Leben geübt, ein Einfluß, der hauptsächlich in der Strömung der Zeit und in dem mystischen Hange der Menschheit seine Quelle hatte, sowie ihn anderseits die Reformthätigkeit und der kirchliche Eifer der Cluniacenser steigerte. Es wurde erwähnt, wie Nilus, ein Grieche in Kalabrien, durch sein strenges Einsiedlerleben, durch seine asketischen Übungen, durch seine Vertiefung in das Wesen der Gottheit ein solches Ansehen gewann, daß er als Heiliger im ganzen Abendland verehrt ward. Er und sein Geistesverwandter Romuald, der zu gleicher Zeit in der Gegend von Ravenna bald in der Klosterzelle, bald in der Einsamkeit ein Leben der Entsagung, der Buße, der Ertötung des Fleisches führte und die Welt durch Lehre und Beispiel von der Sündhaftigkeit zu erlösen bemüht war, verschmähten alle kirchlichen Ämter und Würden, ihr Glück und ihren Lebenszweck allein in der Verherrlichung Gottes, in Werken der Frömmigkeit, in Weltflucht und Entsagung erkennend. Von gleichem Geiste war jener Adalbert erfüllt, der so gern sein Leben in der Mönchskutte verbracht, so gern in Niedrigkeit und Demut die Welt und ihre Güter verachtet hätte. Der Märtyrertod dieses böhmischen Schwärmers, für den Otto die tiefste Sympathie empfunden, machte auf die Seele des kaiserlichen Jünglings einen erschütternden Eindruck. Um die Zeit, da in Rom Papst Gregor aus dem Leben schied, befand sich Otto auf einer Wallfahrt nach den südlichen Landschaften. Er pilgerte nach den Stätten, die des Heiligen Fuß geweiht: er besuchte Monte Cassino, er betete am Grabe des S. Bartholomäus in Benevent, wo er die vermeintlichen Gebeine dieses Heiligen als kostbare Reliquie erwarb, und betrat barfuß den Berg Garganus, wo in großartiger Einsamkeit der Natur bei der alten Kirche des Erzengels Michael sich ein gefeierter Wallfahrtsort befand. „Dort verweilte er unter singenden Mönchen im Büßergewand, Leib und Seele kasteiend, und stieg dann aus der Wildnis herab, von wo sein entzücktes Auge verlangende Blicke nach Hellas und dem Orient warf, und seine Seele von dem heiligen Jerusalem träumte." Auf dem Heimwege besuchte er Gaeta, wo Nilus mit andern Eremiten in der Nähe der Stadt unter Zelten wohnte, „die von Armut erglänzten". Otto erblickte darin „die Hütten Israels"; er beugte sich demütig vor dem heiligen Manne und betete mit ihm am Altare seiner Einsiedelei. Vergebens forderte er denselben auf mit ihm nach Rom zu ziehen; Nilus lehnte alle Anerbietungen ab. Otto stellte ihm eine Bitte frei, aber der bedürfnislose Mönch „wünschte sich nur das Seelenheil des kaiserlichen Jünglings", worauf dieser weinend seine goldene Krone in die Hände des Heiligen legte und scheidend seinen Segen empfing.

Gerbert begünstigte die exzentrische Richtung in dem jungen Kaiser, so wenig er diese Ideen der Selbsterniedrigung und Weltverachtung teilte. Besonders trug er durch seine Schmeicheleien nicht wenig dazu bei, das übertriebene Selbstgefühl Ottos zu steigern. Er schrieb ihm einst: „Es liege etwas Göttliches darin, daß Otto von Geburt Grieche, durch Reichsgewalt Römer, die Schätze griechischer und römischer Weisheit gleichsam geerbt hat." Er erinnerte ihn, daß er ein Monarch sei, dem Italien, Deutschland, Frankreich und das Slawenland gehorchten, der die höchste Krone der Welt trage, und entzündete die Einbildungskraft des Jünglings mit phantastischen Träumen. Otto verachtete sein sächsisches Heimatland, und mit Bewunderung auf die absterbende Kultur des Griechenreichs am Bosporus blickend führte er die steifen Formen, Hofämter und prunkenden Würden und Namen der Byzantiner samt der fremden Sprache

Otto und Gerbert.

in seiner Umgebung ein. Selbst der Gedanke an die Eroberung des heiligen Grabes in Jerusalem, wie er im nächsten Jahrhundert verwirklicht wurde, beschäftigte bereits die beiden Häupter der abendländischen Christenheit. Zunächst sollte ganz Italien erobert und mit Deutschland zu einem Reiche verbunden werden. Bei jenen Pilgerreisen nach Benevent und an den Garganus hatte Otto zugleich die Absicht, die Lage der Dinge zu erforschen und zur Unterwerfung des Landes und zur Vertreibung der Sarazenen, die wieder wie ehedem von Sizilien aus ihre Raubzüge erneuerten, die geeigneten Anordnungen zu treffen. Capua und Neapel wurden abermals zur Huldigung und zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit gezwungen und der gefangene Langobardenfürst Laidulf samt mehreren Beamten und vornehmen Einwohnern, deren Treue zweifelhaft war, über die Alpen in die Verbannung geschickt. In Rom beriet sich Otto mit Gerbert und mit seinen andern vertrauten Ratgebern, zu denen besonders Markgraf Hugo von Tuscien, Erzbischof Heribert von Köln, der „Archilogothet" und Erzkanzler für Italien und Deutschland, Bischof Bernward von Hildesheim, der Graf von Tuskulum u. a. m. gehörten, über die „Herstellung der römischen Republik"; er ernannte einen Gregorius zum Admiral für die zu gründende römische Flotte; er erneuerte das Amt des Patrizius und des Stadtpräfekten, welche als Stellvertreter des Kaisers die höchste richterliche Gewalt in Stadt und Umgegend ausüben und den Landfrieden wahren sollten. Für die bürgerliche Rechtspflege sorgten sieben „Pfalzrichter" in Verbindung mit Wahlrichtern oder Schöffen (Dativi) und mit einer zahlreichen Schreiberzunft. Alle diese Würdenträger, Richter und Beamten waren zugleich dem Papst und dem Kaiser zur Treue verpflichtet. Bei der hohen Stellung, welche Rom als künftige Hauptstadt des Reiches einnehmen sollte, mußte für die Ordnung der städtischen Verhältnisse besonders Sorge getragen werden. Darum wurde auch der Glanz des römischen Bürgerrechts wieder hergestellt. Es schmeichelte der Eitelkeit der Epigonen in Rom Franken und Langobarden wieder um das Quiritenrecht sich bewerben zu sehen, das ihnen dann mit feierlichem Pomp verliehen ward.

Ottos Entwürfe und Einrichtungen.

3. Ottos III. letzte Regierungszeit.

Dez. 999. Rückkehr des Kaisers. Adelheidens Tod. 999.

Gegen Ende des Jahrhunderts verließ Otto Italien, um nach Deutschland zurückzukehren. Teils der Wunsch, nach dem Grabe Adalberts zu wallfahrten und die Herrschaft Roms bei den Slawen zu befestigen, teils die Kunde von schweren Trauerfällen in seiner Familie entrissen ihn noch einmal den römischen Zauberkreisen, trotz der Abmahnungen Gerberts, der ihn mit Sorge scheiden sah. Otto erklärte, das heiße Klima sei seiner Gesundheit nicht länger zuträglich. Doch waren es noch andere Gründe, die seine Abreise beschleunigten. Schon im Februar war die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, Ottos II. einzige rechtmäßige Schwester, welche während der Abwesenheit ihres Neffen die deutschen Reichsgeschäfte mit Geschick und Umsicht geleitet hatte, an einem hitzigen Fieber gestorben. Die Trauer des Kaisers wurde noch erhöht durch den Tod des Bischofs Franko von Worms, seines Gefährten in der Büßerzelle von S. Clemente, und zweier anderen Kleriker seiner Umgebung; und als er sich schon auf der Reise befand, traf die Botschaft ein, daß seine Großmutter Adelheid in dem von ihr gegründeten Kloster Selz aus dem Leben geschieden sei. Einst tief verflochten in die Dinge dieser Welt und von großem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte

in Deutschland und Italien, die durch sie zuerst zu einem Reiche vereinigt worden, hatte sie ihre letzten Jahre in stiller Zurückgezogenheit verlebt, in regem Verkehr mit den Mönchen von Clugny, besonders dem Abte Odilo, ihrem Biographen, und nur mit religiösen und kirchlichen Anliegen beschäftigt.

Wenige Wochen danach traf Otto in Deutschland ein. Aus allen Landen eilten die Fürsten und Großen zu seiner Begrüßung herbei, unter ihnen auch seine beiden Schwestern Adelheid, seit Mathildens Tod Äbtissin von Quedlinburg, und Sophie, Nonne in Gandersheim. Im Anfang des neuen Jahrhunderts zog er in Regensburg ein, von dem Bischof Gebhard aufs prachtvollste empfangen. Er verweilte einige Zeit in dieser bayrischen Donaustadt und brach dann, begleitet von dem Erzbischof Gisiler, der sich eifrig um des Kaisers Gunst bewarb, nach Thüringen und der Nordmark auf, wo ihn Markgraf Eckard begrüßte und ihn an die Grenze von Polen geleitete. Hier wurde er von Herzog Boleslaw, dem Sohne Mieczyslaws und der Dubraka, ehrenvoll empfangen und nach Gnesen geführt, wo der fromme Polenfürst der Leiche Adalberts eine Grabstätte bereitet hatte. Als sich Otto dem Grabe näherte, stieg er vom Pferde und betrat mit nackten Füßen die geweihte Stelle. Nachdem er auf dem Leichenhügel des Märtyrers unter heißen Thränen gebetet, traf er in Verbindung mit Boleslaw die nötigen Anordnungen zur Gründung eines Metropolitansitzes, für welchen Adalberts Halbbruder und Gefährte Gaudentius bereits geweiht worden war.

(Otto an Adalberts Grab. 1000.)

(Gründung des Erzbistums Gnesen.)

Eine Synode setzte den Umfang der neuen Kirchenprovinz fest und bezeichnete die Bistümer, die in Zukunft dem erzbischöflichen Stuhle in Gnesen unterworfen sein sollten. Drei derselben lagen in den Ländern, welche der streitbare Herzog kurz zuvor den Böhmen und andern Slawen entrissen hatte, nämlich Kolberg in Pommern, Krakau in Chrobatien und Breslau in Schlesien; die vier anderen, deren Namen nicht gemeldet werden, mögen in den östlichen Teilen Polens gefunden worden sein. Prag und Magdeburg, von eigenen Sorgen gedrängt, erhoben keine Einsprache gegen die neue Schöpfung, so sehr sie dadurch in ihren bisherigen Rechten verkürzt waren; nur der Bischof Unger von Posen versagte seine Zustimmung und bewirkte, daß sein Bistum dem Magdeburger Metropolitanverbande beigefügt ward. Mit prachtvollen Festen ehrte der ebenso kluge als heldenmütige Boleslaw die Anwesenheit seines kaiserlichen Gastes und beschenkte ihn mit kostbaren Gaben, mit goldenen und silbernen Schalen, mit Trinkhörnern, Decken und andern Gerätschaften. Aber das wertvollste Geschenk in Ottos Augen war ein Arm des heiligen Adalbert für die Kirche, welche der Kaiser zu Ehren des Märtyrers auf der Tiberinsel erbauen ließ. Zum Dank für diese Huldigungen ernannte Otto den Polenfürsten, dessen Siegesruhm, Pracht und kriegerisches Gefolge einen großen Eindruck auf ihn machten, zum „Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes", erließ ihm wahrscheinlich den bisherigen Tribut an das Reich und gab ihm noch andere Beweise von Gunst. Wenn aber die polnischen Chronisten erzählen, Otto habe das Haupt des Herzogs mit der eigenen Krone geschmückt und ihm für Polen und alle von den Barbaren eroberten und noch zu erobernden Lande die kirchlichen Rechte des Reichs verliehen, so scheint dies eine Fabel späterer Tage zu sein. Wenigstens sah sich Boleslaw damals noch als den Vasallen des Kaisers an. Erst in der Folge suchte er ein unabhängiges Polenreich auf nationaler Grundlage und mit Benutzung deutscher und römischer Institutionen aufzurichten, und die

(Otto und Boleslaw.)

kirchliche Selbständigkeit, zu welcher Otto selbst durch die Gründung des Metropolitansitzes in Gnesen den ersten Grund gelegt, weiter auszubilden. Ohne Frage aber haben Ottos damalige Anordnungen die Unabhängigkeit Polens von Deutschland befördert und dem Aufkommen einer slawischen Großmacht Vorschub geleistet. Das befürchtete man auch schon damals als Folge davon; unwillig sah man dem zu, was in Gnesen geschah, und zweifelte laut an des Kaisers Recht dazu. Thietmar von Merseburg aber schrieb späterhin: „Gott mag es dem Kaiser vergeben, daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflichtiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er bald die, welche ihm einst vorgesetzt, unter seine Herrschaft zu bringen und zu Knechten herabzudrücken suchte."

Otto in Aachen.

Von Gnesen begab sich Otto mit Boleslaw nach Magdeburg. Hier beriet er mit den deutschen Fürsten, die sich zahlreich eingefunden hatten, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche und entfaltete einen glänzenden Hofstaat. Nur die Ostertage feierte er in stiller Zurückgezogenheit mit seiner Schwester Adelheid auf dem Klosterberg zu Quedlinburg an den Gräbern ihrer Ahnen. Bald nach dem Feste verließ er die Elbstadt, um, begleitet von Adelheid, über Mainz und Köln nach Aachen zu reisen. Der Magdeburger und Merseburger Bistumsstreit blieb unerledigt, da der kluge Gisiler unter allerlei Vorwänden die Entscheidung zu verzögern wußte. In der alten Kaiserstadt Aachen, die sich der besondern Gunst der Ottonen erfreute und deren Domstift durch viele Ehrenrechte ausgezeichnet war, legte Otto den Grund zu einer zweiten Adalbertskirche, die unter seinem Nachfolger vollendet ward und noch jetzt den Namen des Heiligen trägt, während in der Basilika der Tiberinsel der böhmische Heilige bald durch den Apostel Bartholomäus verdrängt wurde, dessen vermeintliche Gebeine der Kaiser von Benevent dahin hatte bringen lassen. Damals wird es auch gewesen sein, daß Otto III., von jugendlicher Neugier getrieben, mit einigen Begleitern in die Münstergruft hinabstieg, wo Karl d. Gr. seit fast zwei Jahrhunderten von seinen Thaten ausruhte. Der schwärmerische Jüngling wollte sich an dem Anblick des großen Erneuerers des römischen Imperatorenreiches für seine eigenen hochfliegenden Ideen begeistern; aber wie weit gingen die Naturen und ihre Schöpfungen auseinander!

Mit dem Grafen Otto von Lomello, seinem ersten Schwertträger (Protospatharius), stieg der Kaiser in die Gruft hinab. „Kaiser Karl lag nicht," so erzählte nachmals Graf Otto, „im Grabe, sondern saß aufrecht, wie ein Lebender auf einem Stuhle. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupte, ein Zepter in der Hand. Die Hände waren mit Handschuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachsen waren. Über dem Grabe war eine Decke von Marmor und Kalk. Da wir an dieselbe kamen, durchbrachen wir sie. Ein starker Geruch verbreitete sich, als wir eintraten, und wir warfen uns sofort vor dem Kaiser auf die Knie zum Gebet. Kaiser Otto nahm dann den Leichnam in Augenschein und ließ ihm neue weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden und das Fehlende ergänzen. Von den Gliedern selbst war keins durch Verwesung zerstört, mit Ausnahme der Nasenspitze, die Otto von Gold herstellen ließ. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde des Kaisers an sich genommen hatte, entfernte er sich und ließ die Gruft wieder schließen." Die Deutschen mißbilligten, daß der junge Kaiser so die Ruhe Karls gestört habe, und es ging die Sage, Karl sei Otto im Traume erschienen,

habe ihm sein nahes Ende vorhergesagt und verkündet, daß er keine Nachkommen hinterlassen werde.

Rückkehr nach Rom. 1000.

Die Sehnsucht nach Italien entführte den Kaiser bald wieder dem deutschen Volke. Die Nachrichten von Aufruhr und Abfall, die während seiner Abwesenheit aufs neue in der Halbinsel ihr Haupt erhoben, berührten ihn tiefer als die verwirrte Lage des Deutschen Reichs, die Zerrüttung der Bistümer in den Wendenlanden, die Gefährdung des Christentums im Norden und Osten, die Lockerung der Bande der Unterordnung und des Gehorsams unter den Fürsten und Großen, die wachsende Gesetzlosigkeit diesseits der Alpen. Mit Betrübnis vernahm er, daß die Einwohner von Capua den kaiserlichen Statthalter samt der deutschen Besatzung vertrieben und sich in Landulf, einem Sprößling des alten langobardischen Fürstenhauses und Bruder des Herzogs von Benevent, einen neuen Herrn gesetzt; daß Salerno, Neapel und Gaeta sich aufs neue der Oberhoheit des Kaisers entzogen, daß selbst im römischen Gebiet aufrührerische Bewegungen ausgebrochen seien. Da widerstand Otto nicht länger dem bittenden Rufe Gerberts. Bald nach Pfingsten verließ er Aachen, um zum drittenmal die Alpen zu übersteigen. Von Chur aus begab er sich mit einer starken Mannschaft nach der Lombardei, wo er den Rest des Sommers zubrachte, um seine angegriffene Gesundheit zu pflegen. Im Oktober zog er an der Spitze seines Heeres in Rom ein und bezog die Kaiserburg auf dem Aventin, neben welcher er seinem geliebten Lehrer, Bernward von Hildesheim, der einige Monate später bei ihm eintraf, seine Wohnung anwies. Rom mochte nun die Erfüllung der stolzen Hoffnungen erwarten, welche der Kaiser durch seine Vorliebe für die alte Imperatorenstadt in den Gemütern der Einwohner erweckt hatte; die Römer sahen schon im Geiste den neuen Senat als Teilnehmer an dem Weltregimente und blickten mit Neid und Ärger auf die kleineren Landstädte im alten Latiner- und Sabinerland, die wie Tuskulum, Präneste, Tibur, eine selbständige Stellung errungen. Namentlich erfreute sich die (Tibur zur Unterwerfung gezwungen 1001.) letztere Stadt, die schon damals den Namen Tivoli führte und noch manche stolze Denkmale und Erinnerungen aus den glänzenden Tagen der Vorzeit gerettet hatte, unter dem Schutze des Bischofs einer gewissen städtischen Freiheit. Aber damit nicht zufrieden, strebten die Tiburtiner nach vollständiger Unabhängigkeit. Sie erschlugen einen kaiserlichen Vogt und entzogen sich den Verpflichtungen gegen den Stuhl Petri. Ja, als Otto deutsches Kriegsvolk wider sie aussandte, verteidigten sie sich im Vertrauen auf die feste Lage ihrer Felsenstadt mit Mut und Tapferkeit. Endlich nahmen sie, erschreckt durch die angedrohte Zerstörung, die Vermittelung des Papstes und Bernwards an und ergaben sich dem Kaiser. Halbnackt, ein Schwert und ein Rutenbündel in den Händen, erschienen die edelsten Bürger, Gnade flehend, vor Otto. Und dieser verzieh ihnen. Es genügte ihm, daß sie einen Teil der Stadtmauer einrissen und Geiseln stellten. Diese Schonung reizte die römischen Edlen, die sich Hoff- (Aufstand in Rom. 1001.)

nung auf Landgüter in dem Gebiet der verhaßten Nachbarstadt gemacht haben mochten. Sie erhoben sich, schlossen vor dem rückkehrenden Heere die Thore und belagerten den Aventin, wo sich Otto mit geringem Gefolge befand. Schon traf der Kaiser Anstalten, die heilige Lanze in der Hand, an der Spitze seiner Getreuen durch die Empörer sich den Weg zu dem Heere zu bahnen, als es den Vorstellungen Bernwards und der kaiserlichen Heerführer Heinrich von Bayern und Hugos von Tuscien gelang, die Rasenden zur Besinnung zu bringen. Sie öffneten die Thore und ließen die Deutschen ein, erschienen demütig vor der kaiserlichen Pfalz und gelobten Gehorsam und Treue. Die Worte, womit Otto von einem Turme herab ihnen ihre Undankbarkeit vorhielt, brachten auf die Gemüter eine so heftige Wirkung hervor, daß sie sofort die zwei Häupter des Aufstandes ergriffen und halbnackt zu den Füßen des Kaisers schleppten. Aber die Aufwallung des Augenblicks ging vorüber und die aufreizenden Reden der Verführer riefen neue Gährungen und Tumulte hervor. Diese Erfahrungen erfüllten das Herz des Kaisers mit tiefem Schmerz. Niedergeschlagen verließ er am 16. Februar mit dem Papste die undankbare Stadt, in der jetzt Graf Gregor von Tuskulum, den einst Otto mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft hatte, nach Art des Crescentius, das weltliche Regiment an sich riß. Der Kaiser nahm in Ravenna seinen Aufenthalt. Bernward und Heinrich kehrten nach Deutschland zurück, um neue Mannschaft aufzubieten. Über zwei Monate verweilte Otto in Ravenna, bald mit Romuald und dem Abte Odilo von Clugny in Andacht und Bußübungen vertieft, bald im Umgange mit dem klugen Dogen Orseolo II. von Venedig, den er in der merkwürdigen Meerburg aufsuchte, über kriegerische Unternehmungen und neue Vermählungspläne in Konstantinopel sich beratend. Die Staatsklugheit des Venetianers, der, mit den Kaisern des Morgenlandes wie des Abendlandes in gleich gutem Vernehmen, seine Vaterstadt ihrer späteren Freiheit und Handelsgröße entgegenführte, machte auf Otto großen Eindruck. Er vertauschte das Bußgewand wieder mit dem Kriegsmantel und rückte um Pfingsten mit deutschen und langobardischen Heerhaufen in das römische Gebiet ein. Die Römer verschlossen ihre Thore und wollten mit dem Kaiser um Zugeständnisse unterhandeln. Er ließ sich jedoch auf nichts ein. Dadurch zog sich der Krieg in die Länge. Während der Sommermonate befand sich das Hoflager in Paterno, am Fuße des Soracte. Von dort aus erschien der Kaiser bald vor den Stadtmauern, bald durchzog er die Campagna, alles mit Feuer und Schwert verheerend; bis nach Benevent und Salerno dehnten sich seine Kriegszüge aus. Den Herbst und einen Teil des Winters verlebte er wieder in Ravenna im eifrigen Umgange mit Romuald, der damals auf der einsamen Insel Pereum mit einigen gleichgesinnten Gefährten, meistens von vornehmem Geschlechte, ein Einsiedlerleben führte und sich mit der Hoffnung trug, den kaiserlichen Pilgrim zum Eintritt in ihre Genossenschaft zu bewegen. Die Brüderschaft auf Pereum teilte mit dem Kaiser die Bewunderung für Adalbert

Otto in Ravenna und Venedig.

Otto vor Rom.

Otto und Romuald.

und zwar in solchem Grade, daß mehrere aus ihrer Mitte unter die Heiden zogen, um nach seinem Beispiele zu wirken oder zu sterben. Endlich riß Otto sich los, um mit frischer Kriegsmannschaft, die aus Deutschland gekommen, wieder nach Süden zu ziehen. „Wenn du nach Rom gehst," soll Romuald warnend zu ihm gesagt haben, „wirst du Ravenna nicht wiedersehen." In gedrückter Stimmung trat Otto Mitte Dezember den Weg an. Nachrichten aus Deutschland hatten seine Seele tief betrübt. Gar manche Fürsten geistlichen wie weltlichen Standes grollten dem Kaiser wegen seiner undeutschen Gesinnung; nur wenige waren seinem Rufe über die Alpen gefolgt; an vielen Orten wurden aufrührerische Reden vernommen; das kaiserliche Ansehen war allenthalben im Sinken.

Vor allem fühlte sich Otto tief gekränkt, daß sein väterlicher Freund Willigis Der Gandersheimer Streit. wegen des Aufsichtsrechts über das Gandersheimer Kloster gegen ihn und den Papst sich zu feindseligen Schritten hinreißen ließ. Als nämlich in der kaiserlichen Familienstiftung zu Gandersheim eine neue Kirche eingeweiht werden sollte, entstand ein Streit zwischen dem Erzbischof von Mainz, der sich in letzter Zeit von Kaiser und Papst zurückgesetzt glaubte, und dem Bischof Bernward von Hildesheim, Ottos Lehrer und Freund, über das Recht diese Zeremonie vorzunehmen. Sophie, Ottos III. jüngere Schwester, die mit Neid auf die höhere Gunst blickte, welche der Kaiser Adelheid bewies, stand auf seiten des Mainzer Metropoliten. Synoden auf Synoden wurden gehalten und unter Hader aufgelöst; der päpstliche Gesandte wurde zurückgewiesen; die deutsche Kirche war gespalten und drohte eine ähnliche Haltung anzunehmen, wie einst die westfränkische. Endlich wurde ein allgemeines Konzil nach Todi im Gebiet von 27. Dez. 1001. Spoleto entboten, wo der ärgerliche Streit endgültig entschieden werden sollte. Aber weder Otto noch der Papst erlebten den Ausgang. Erst als beide schon einige Jahre in der Gruft ruhten, entsagte Willigis seinen Ansprüchen zu Gunsten des Hildesheimer Bistums.

Von der schwach besuchten fruchtlosen Kirchenversammlung zu Todi bezog Ottos III. Ausgang. Otto wieder die Burg Paterno am Soracte, die Graf Tammus, Bernwards 1002. Bruder, in Treue gehütet. Aber das Fieber, das ihn bereits ergriffen, nahm in der Luft Italiens und unter den aufregenden Eindrücken, die ihm der wachsende Abfall und die Sorge um seine von Hungersnot bedrängte Mannschaft verursachte, von Tag zu Tag zu, bis er unter schweren Träumen, nachdem er aus den Händen Gerberts das Abendmahl empfangen, am 23. Januar verschied, im Angesichte der Stadt, wo stets sein Herz geweilt, aber ausgeschlossen von ihren Mauern und geschmäht von dem Volke, dem er eine so große Zukunft zu bereiten gedachte. Der Anblick des Erzbischofs Heribert von Köln, der mit zahlreicher Mannschaft eingetroffen war und die Wege geöffnet hatte, war der letzte freudige Eindruck gewesen, den der Sterbende empfangen. Gerbert machte seinen Frieden mit den empörten Römern und kehrte in den Lateran zurück. Aber schon am 12. Mai des nächsten Jahres folgte er seinem jungen Gönner in die Gruft.

Otto III. zählte noch nicht 22 Jahre, als er in den Armen seiner trauernden Freunde verschied. Mit ihm erblich die glänzende Zeit der Ottonen. Er

erlebte nicht mehr den Tag, an dem er die griechische Braut umfangen sollte, um deren Hand sein Abgesandter, Erzbischof Arnulf von Mailand, gerade damals erfolgreich geworben hatte. Um dieselbe Zeit, da ein griechisches Schiff die ersehnte Kaisertochter über das Ionische Meer tragen sollte, zogen die deutschen Fürsten und Bischöfe mit dem Sarge, worin der Bräutigam lag, in eiliger Flucht über Etrurien gen Verona, umgeben von deutschen Kriegsmannen, welche mit dem Schwerte ihrem toten Kaiser durch die empörten Scharen den Weg bahnten, damit der Wunsch, den der Sterbende ausgesprochen, in der Münsterkirche zu Aachen neben Karl dem Großen bestattet zu werden, erfüllt werden könnte. „Der Lebende hatte Deutschland verschmäht, aber der Tote kehrte zu seinen Ahnen zurück.“ Am Ostersonntage wurde der Sarg im Chor der Münsterkirche beigesetzt.

Der Leichenzug.

1002.

Resultate seiner Regierung.

Ein solches Ende nahm der hochsinnige junge Fürst, der über dem Traumgebilde einer unerreichbaren Weltherrschaft die deutsche Heimat vernachlässigte, ja verachtete. Es war ein verfehltes Leben voll gescheiterter Hoffnungen und unausgeführter Entwürfe. Während er dem Ideal einer römischen Republik nachjagte, zu den Gräbern der Toten pilgerte oder in Magdeburg und Rom sich an gelehrten Disputationen ergötzte und spitzfindige Fragen an die Männer der Wissenschaft richtete, blieb das Land an der Havel und Elbe in den Händen der Heiden, verfielen die neugegründeten Bistümer im Wendenlande, wurde im Norden und Osten das Reichsgebiet geschmälert und das Christentum aufs neue gefährdet, erhoben sich in Polen und Ungarn unabhängige Königreiche auf nationaler Grundlage. Zugleich lebte in deutschen Landen das Stammherzogtum mit erblichen dynastischen Ansprüchen wieder auf, die geistlichen und weltlichen Großen gewannen eine immer selbständigere Stellung, und die Reichslehen nahmen mehr und mehr den Charakter erblicher Eigengüter an. Wäre Karl der Große aus seinem Totenschlummer erwacht, er würde den Störer seines Grabes in Aachen hart angelassen haben, „daß er das kraftvolle Deutschland, dem die Könige Heinrich und Otto I. nach innen Einheit, nach außen die Gewalt über Romanen und Slawen erkämpft hatten, über dem falschen Rom vernachlässige und in unnationale Bahnen voll Blut hinüberreiße“. Otto folgte dem inneren Triebe, der die Deutschen von jeher nach dem Süden geführt. Man mag es beklagen, daß das deutsche Volk dem fremden Italien so viele und so teure Opfer gebracht, aber der angeborne Zug der germanischen Natur, von besonderer Kraft in jugendlichen Geschlechtern, forderte Befriedigung. Nichts zeugt mehr von dem idealen Streben der deutschen Nation, als daß jahrhundertelang das Ziel ihrer Waffen und ihrer Eroberungen dahin ging, Italien, das Land der Geschichte, der Bildung, der Wissenschaft und Kunst, zu gewinnen und vereint mit demselben nach denselben Gütern zu trachten, um dem Lebensbrunnen frische Quellen zu erschließen, den Vorrat der geistigen Speise mit neuer Zufuhr zu mehren. Und wer war mehr berufen, diese Vereinigung zu bewirken als der

jugendliche Herrscher, der an Wissen und Bildung seinen Zeitgenossen vorangeeilt war, dessen Geist sich mit allem befaßte, „was im Himmel und auf Erden ist", in dessen Person germanisches, romanisches und griechisches Wesen auf christlicher Grundlage verbunden waren und der weniger die Herrschaft der Deutschen als die Erneuerung des römischen Imperatorenreiches mit idealer Machtstellung und Hoheitsrechten über andere Nationen anstrebte? Mit Recht vergleicht Gregorovius die Erscheinung Ottos III. auf dem Gipfel menschlicher Größe dem von der Sonne geblendeten Jüngling, der die Erde nicht mehr sieht.

Das Bild dieses geistreichen, wissensdurstigen, frommen, für alles Große begeisterten Idealisten steht schön und rührend im Pantheon der deutschen Nation, als der Phaeton unserer Geschichte, der am Tiberstrand tot niederfiel, von den milden Sagen des Mittelalters mit Blumen bestreut, beweint vom Vaterland, bestattet neben Karl dem Großen und gefeiert als der schöne kaiserliche Wunderknabe oder das Weltwunder. Die Erscheinung war so überraschend und so flüchtig, daß man seinen Tod einer Vergiftung zuschrieb. „Das Andenken an einen jungen Kaiser," heißt es bei Giesebrecht, „von so wunderbar phantastischer Sinnesart und so unglücklichen Schicksalen konnte der Welt nicht leicht entschwinden; poetische Sagen stiegen aus Ottos frühem Grabe auf und bewahrten sein Gedächtnis unter dem Volke länger als die nüchterne Kunde der Geschichte. Man erzählte, daß Otto durch Verrat der Liebe seinen Untergang gefunden habe; man konnte sich dieses glühende Herz, für die Freundschaft so empfänglich, nicht unberührt von dem Zauber der Liebe denken. Stephania, eine schöne, aber stolze und herzlose Römerin, des Crescentius Witwe — so berichtet die verbreitetste Sage — fesselte mit ihren Reizen das Herz des jungen Kaisers, und als er sich ganz ihr ergab, tötete sie ihn, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, durch Gift. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Sage, aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verriet, tötete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling."

Als Ottos III. Leiche zu Aachen in die Kaisergruft gesenkt ward, war das Reich in großer Zerrüttung. Im westlichen Frankenreich hatte sich unter den ersten Capetingern ein Feudalstaat gebildet, der sich den Einflüssen des mächtigeren Nachbars gänzlich entzog und sein öffentliches Leben auf nationaler Grundlage selbständig gestaltete; in Polen und Ungarn hatte der junge Kaiser selbst, indem er die kirchliche Selbständigkeit begünstigte, die Hand zur Aufrichtung unabhängiger Reiche geboten; Italien, dem die Ottonen ihre ganze Liebe zugewendet, stand in vollem Aufruhr, als der tote Kaiser von seinen Getreuen über die Alpen getragen ward, und schon vierundzwanzig Tage nach seinem Hinscheiden wurde sein heftigster Gegner, Arduin von Ivrea, jener frevelhafte Markgraf, den Otto seiner Güter und Ehren beraubt, von einer feindseligen Partei in Pavia zum König der Langobarden erhoben. Nicht minder schwierig waren die Verhältnisse im Innern. Die großen Reichsvasallen hatten die Abwesenheit und Vielgeschäftigkeit der beiden jüngeren Ottonen zu ihrer eigenen Erhöhung benutzt. Für ihre Kriegsdienste unter der kaiserlichen Fahne mit Reichslehen belohnt, vergaßen sie, daß diese Übertragungen nur

Zustände des Reichs bei Ottos III. Tod.

15. Febr. 1002.

Die Reichsvasallen.

von vorübergehender Dauer seien und nach dem Ableben des Gebers wie des Empfängers wieder an den Kaiser und das Reich zurückfallen sollten; sie vereinigten sie mit ihrem Allodialbesitz und sahen das vermehrte Gut als Familiengut an, das von Rechts wegen den Erben gebühre; kaum daß noch eine neue Verleihung für nötig erachtet oder eingeholt wurde. Und wie die weltlichen Fürsten, so betrachteten auch die Bischöfe und Reichsäbte, durch Abstammung und Blutsverwandtschaft meistens den mächtigen Adelsgeschlechtern angehörig, ihre Besitzungen als Eigentum, wenn auch nicht ihrer Person, so doch des Heiligen, dem ihre Kirche oder ihr Kloster geweiht war. Durch Immunitäten aller Art, durch Schenkungen und Erwerbungen waren viele Bistümer und Abteien zu einem Landbesitz und zu einer Machtstellung gelangt, die manches weltliche Fürstentum übertraf; Grafschaften, Rittergüter und volkreiche Städte beugten sich unter den Hirtenstab. In ihrem äußern Auftreten war wenig Unterschied zwischen den geistlichen und weltlichen Herren zu bemerken. Wenn auch vorzugsweise die Kanzlei- und Regierungsgeschäfte von Klerikern besorgt wurden, so sah man doch auch manchen Bischof und Abt in kriegerischer Rüstung an der Spitze seiner Vasallen und Mannen unter dem Reichsbanner einherziehen oder auf eigene Hand die Feinde und Widersacher bekämpfen; und wenn sie auch mehr als die weltlichen Reichsfürsten den Königsthron stützten und die monarchische Gewalt aufrecht hielten, so fühlten sie sich doch durch ihre Lehnspflichten keineswegs in ihrer Selbständigkeit und in ihrem freien Handeln beschränkt. Bei gar vielen war der religiöse Eifer hinter den zeitlichen Interessen zurückgetreten und die ruhmvolle Missionsthätigkeit früherer Tage dem ehrgeizigen Ringen nach Macht und Gut erlegen. „Unsere Vorfahren, die heiligen Väter," schreibt Arnulf von Halberstadt an den Bischof von Würzburg, „verwandten ihren ganzen Fleiß darauf die Seele zu retten, wir denken nur daran, die Leiber zu pflegen; sie stritten um den Himmel, wir streiten um irdisches Gut." Auf dem Ritterstand und Klerus, der „Kraft" und dem „Salz" der Erde, ruhte die Macht des Reiches, die Leitung und Entscheidung der Dinge in den meisten Ländern des damaligen Europas. Der Bauernstand war, wie schon früher in Westfranken, so nun auch im deutschen Lande mit geringen Ausnahmen der Unfreiheit verfallen und an die Scholle gefesselt; und wenn auch bereits einzelne Städte unter der Obhut und Pflege der Bischöfe sich zu größerer Bedeutung emporarbeiteten und nach dem Beispiele der städtischen Territorien der Lombardei die Keime eines freien Verfassungs- und Gemeindelebens in den Boden gesenkt hatten und dem Handel und der Gewerbthätigkeit eine Stätte zu bereiten anfingen, so waren sie doch noch nicht so sehr erstarkt, daß sie auf den Gang der Dinge im Deutschen Reiche einen merklichen Einfluß geübt hätten.

Die Bischöfe.

Der Bauernstand.

Die Städte.

c) Heinrichs II. Regierung.

1. Die Kämpfe im Innern und wider Polen.

Nach Ottos III. Hingang traten drei Fürsten als Bewerber um die erledigte Krone auf: Heinrich von Bayern, der Enkel von Ottos I. Bruder Heinrich, der streitbare Markgraf Eckard von Meißen und der reiche Herzog Hermann von Schwaben. Es stand damit zugleich das Prinzip des Erbrechts gegen das der Wahlfreiheit zur Entscheidung. Heinrich hatte durch seine Geburt unstreitig die nächsten Ansprüche, zumal da der alte Herzog Otto von Kärnten (S. 111) von der Bewerbung zurücktrat und den bayrischen Verwandten unterstützte. Aber auch noch andere Gründe sprachen zu seinen Gunsten: eingedenk der Ermahnungen seines sterbenden Vaters, Heinrichs „des Zänkers", hatte er dem Kaiserhause stets die Treue bewahrt, auch als die unzufriedenen Großen gegen den abwesenden Otto III. verräterische Umtriebe angesponnen und ihn zum Abfall zu bewegen gesucht hatten. Er hatte den Leichenzug von Polling über Augsburg nach Neuburg geleitet, hatte als nächstberechtigtes Glied der Kaiserfamilie die Reichsinsignien an sich genommen und den Erzbischof Heribert von Köln, welcher die heilige Lanze, das Symbol der königlichen Heerführerschaft, heimlich vorausgeschickt, so lange in Haft gehalten, bis er dieselbe wieder ausgeliefert, kurz, er schien nicht den mindesten Zweifel zu hegen, daß die Krone ihm gebühre. Obwohl noch nicht dreißig Jahre alt, hatte er sich durch seine bisherige Regierung in Bayern Vertrauen und Freunde erworben, besonders galt er viel bei der Geistlichkeit, denn sowohl er als seine Gemahlin Kunigunde, aus einem dem Kaiserhause weitläufig verwandten rheinischen Grafengeschlecht, das in der Folge von dem Stammschloß den Namen Lützelburg oder Luxemburg führte, waren der Kirche eifrig zugethan. Dennoch war sein Mitbewerber Eckard von Meißen ein starker Rivale. Der tapfere Markgraf konnte zwar keine verwandtschaftlichen Rechte geltend machen, desto schwerer wogen in den Augen der Fürsten seine persönlichen Verdienste und sein mächtiger Anhang in Sachsen und in den Ostlanden. Wir haben früher gesehen, wie sehr er sich unter Otto II. in Italien ausgezeichnet, wie er für dessen jungen Sohn wider Heinrich „den Zänker" in die Schranken getreten, wie er als Markgraf von Meißen und Thüringen die Grenzen des Reichs wider Wenden und Böhmen geschirmt und ausgedehnt, wie er in Rom die Engelsburg erstürmt und den Crescentius und seine Genossen zu Falle gebracht. Er war, wie Thietmar versichert, „eine Zierde des Reichs, ein Schrecken der Feinde, eine Säule des Vaterlandes". Durch seine Gattin Swanhilde, eine Tochter Hermann Billungs, hatte er in Sachsen großen Anhang; die Nachbarfürsten in den Marken waren ihm hold und ergeben; den Böhmenherzog Boleslaw III., den „Roten", hatte er gezwungen, ihm den Lehnseid zu leisten, mit dem tapfern Boleslaw Chrobry, dem „gewaltigen"

Verschiedene Thronbewerber. 1. Heinrich von Bayern.

2. Eckard von Meißen.

oder „kühnen“ Herzog von Polen, war er durch Bande der Verwandtschaft und durch gegenseitige Achtung und Freundschaft verbunden. Auf einem Fürstentag zu Frosa, unweit Magdeburg, hatten viele einflußreiche Männer, vor allen sein Schwager, Herzog Bernhard von Sachsen, und dessen Stiefsohn, Markgraf Gero von der Ostmark, sowie der Erzbischof Gisiler, ihre Stimmen für ihn erhoben. Nur Markgraf Lothar von der Ostmark hintertrieb seine Wahl aus allen Kräften. Beide Fürsten waren einst innig befreundet; um ihren Bund noch fester zu knüpfen, waren sie übereingekommen, daß Lothars Sohn Werner sich mit der Tochter Eckards verlobte. Bald genügte aber dem hochstrebenden Markgrafen die Verbindung nicht mehr. Er hob den Vertrag auf und fügte, als Werner sich seiner Braut mit Gewalt bemächtigen wollte, noch neue Kränkungen hinzu. Dafür rächte sich jetzt Lothar, indem er die Bewerbung des Gegners unterstützte. Durch seine Vermittelung gewann Heinrich die beiden Schwestern Ottos III. und viele sächsische Großen, also daß ein zweiter Fürstentag zu Werla den Beschluß faßte, dem bayrischen Herzog zum Reich zu verhelfen, „das ihm nach Erbrecht gebühre“. Eckard war indes nicht gewillt, so
3. Hermann von Schwaben. ohne weiteres vom Wahlkampf abzustehen. Er beschloß, sich mit Hermann von Schwaben zu verbinden, einem entfernten Verwandten des Kaiserhauses, der teils aus Ehrsucht, mehr aber noch infolge äußerer Einflüsse sich gleichfalls um die Herrschaft bewarb. Reich an Geld und Gut und von leutseligem Charakter besaß Hermann Macht und Anhang. Konrad, der Sohn Ottos von Kärnten, war sein Schwiegersohn und Waffengenosse, und Erzbischof Heribert von Köln,
Eckards Ausgang. mit dem er Ottos III. Leiche nach Aachen geleitet, sein Gönner. Mit diesem wollte Eckard gemeinsame Sache machen und lud ihn deshalb zu einer Zusammenkunft nach Duisburg ein. Aber der Schwabenherzog erschien nicht. Verdrießlich zog der Markgraf wieder ab, um in sein Land zurückzukehren. Er reiste über Hildesheim, wo ihn Bischof Bernward wegen des Gandersheimer Streits der Gegner der kaiserlichen Schwester Sophie (S. 125), mit königlichen Ehren aufnahm, nach der Pfalz Pöhlde. Hier aber wurde er in der Nacht von den Grafen Siegfried und Benno von Nordheim, welche ihm mit einer Schar Verschworner auflauerten, im Schlafgemach überfallen und nebst einigen seiner Begleiter im
30. April 1002. blutigen Handgemenge durch einen Lanzenstoß in den Rücken getötet. Darauf beraubten die Mörder den Leichnam und trennten sein Haupt vom Rumpfe.

Boleslaw erobert Meißen. Was die beiden Grafen zu der Frevelthat bewogen hat, ist nie mit Sicherheit zu Tage getreten; da Heinrich den größten Vorteil daraus zog, so lag der Verdacht nahe, daß er dieselbe veranlaßt habe, wie wenig auch sein Charakter und seine Gemütsart dazu stimmen. Unter den Stürmen der Zeit scheint der schreckliche Mord ungestraft geblieben zu sein. Bald merkte man mit Schaden, daß der tapfere Markgraf nicht mehr die Ostgrenze hütete. Denn nicht sobald vernahm Boleslaw von Polen Eckards Tod, so brach er in die obere Lausitz ein, eroberte Bautzen und Strehla und rückte vor Meißen. Bald fiel diese wichtige Grenzburg durch Verrat in die Gewalt des Herzogs, der nun alles Land bis zur Elster in Besitz nahm. Die sächsischen Fürsten, die

gegen ihn auszogen, machte er glauben, er handle im Einverständnis mit Heinrich und hielt sie durch trügerische Versprechungen von Feindseligkeiten ab.

Durch Eckards Fall mehrte sich Heinrichs Anhang. In Bayern, Sachsen und Franken traten die meisten Bischöfe und Grafen auf seine Seite. Bald folgten auch die Lothringer, als er, seinen Gegner Hermann täuschend, bei Worms über den Rhein setzte. Das Beispiel Willigis, der das Erbrecht jetzt ebenso eifrig zu Gunsten Heinrichs verfocht, wie einst gegen dessen Vater zu Gunsten Ottos III., war für die übrigen rheinischen Bischöfe entscheidend. Schon zu Anfang Juni wurde der Herzog von Bayern von vielen weltlichen und geistlichen Großen in Mainz als König anerkannt und von Willigis gesalbt und gekrönt. Im folgenden Monat gaben auch die sächsischen Fürsten und Großen den Widerstand auf. Als der König auf einer Versammlung zu Merseburg, wo sich die Ersten des Volks zahlreich eingefunden hatten, mit der ihm eigenen Beredsamkeit die anwesenden Fürsten und Bischöfe versicherte, daß er nicht gegen ihren Willen, sondern unter ihrer Zustimmung und auf ihre Einladung hin mit der königlichen Würde geschmückt unter ihnen erscheine, daß er ihre Gesetze ehren und erfüllen, ihren Wünschen nach besten Kräften entgegenkommen und stets bemüht sein werde zu aller Frommen zu regieren, da wurde er mit begeistertem Jubel als Reichsoberhaupt ausgerufen. Den Thüringern, die sich besonders eifrig in der Huldigung bewiesen, erließ er den Schweinezins, den sie seit Jahrhunderten an den Fiskus zu entrichten gehabt. Im August begab er sich über Paderborn, wo Kunigunde von Willigis als Königin geweiht und gekrönt ward, an den Rhein und von da nach Aachen, um auf dem Königsstuhle Karls d. Gr. die Huldigung der Großen Niederlothringens entgegenzunehmen. Nun widerstrebte auch Hermann von Schwaben nicht länger. Die harte Bestrafung, die er noch im Juni über die Stadt Straßburg verhängt hatte, weil der Bischof auf seiten des Gegners stand, hatte ihm nichts genützt. Er sah, daß sein Anhang immer mehr im Abnehmen sei, und bot daher seine Unterwerfung an. Am 1. Oktober demütigte er sich in Bruchsal vor Heinrich, der ihn im Besitze seines Herzogtums und seiner Reichslehen beließ. Noch vor Ende des Jahres war Heinrich II. allgemein als König der Deutschen anerkannt und somit das Erbrecht des sächsischen Herrscherhauses aufs neue zur Geltung gebracht. Als er im Anfang des neuen Jahres seinen Königsritt nach Oberlothringen richtete, wurde er auch dort als Reichsoberhaupt begrüßt; Herzog Dietrich, Sohn der klugen Beatrix, erschien mit seinen Großen auf dem Landtag zu Diedenhofen, der alten Königspfalz an der Mosel, und leistete dem „Urheber der Gerechtigkeit" die Huldigung.

Heinrich allenthalben als König anerkannt. — 7. Juni. — 24. Juli. — 10. August. — 8. Sept.

Mit Mühe und Anstrengung hatte Heinrich die Herrschaft erworben, mit Mühe und schweren Kriegen sollte er sie behaupten. Es wurde bereits erwähnt, wie der Polenherzog Boleslaw die Thronkämpfe zur Ausdehnung seiner Besitzungen bis an die Elster benutzte. Als Heinrich in Merseburg die Huldigung

Boleslaws Umtriebe.

der sächsischen Großen entgegennahm, leistete auch Boleslaw den Eid der Treue, versuchte aber zugleich den König zu bewegen, daß er ihm gegen eine hohe Geldsumme die besetzten Landschaften, insbesondere die wichtige Grenzstadt Meißen als Reichslehen überlasse. Heinrich wies die Anmutung zurück; doch erreichte der Pole so viel, daß die Burg seinem Bundesgenossen oder Verwandten Gunzelin übertragen ward. Aber er gewahrte auf dem Reichstage die Zwietracht der deutschen Großen und baute darauf neue Hoffnungen. Er näherte sich dem Babenberger Heinrich von Schweinfurt, einem tapfern, ritterlichen Manne, der bisher treu zu dem König gehalten und zu dessen Erfolgen wesentlich beigetragen hatte, jetzt aber verstimmt auf Abfall sann. Er hatte gehofft statt der Mark auf dem Nordgau, die er verwaltete, mit dem Herzogtum Bayern belehnt zu werden und fand sich in seinen Erwartungen betrogen. Ein rätselhaftes Ereignis befestigte noch ihren Freundschaftsbund. Als nämlich der Polenherzog von dem Könige reich beschenkt entlassen ward und in Begleitung des Markgrafen aus der Hofburg ritt, wurden sie von einem Haufen Bewaffneter angefallen. Nur mit Lebensgefahr schlugen sie sich durch; von ihren Geleitsmannen wurden mehrere verwundet und beraubt. Die Urheber der verräterischen That blieben unbekannt, doch fehlte es nicht an Stimmen, die wie bei Eckard dem König die Schuld aufbürdeten. Erfüllt von Wut und auf Rache sinnend kehrte Boleslaw in sein Land zurück; und schon auf dem Heimweg gab er durch die Verbrennung von Strehla und die Wegführung vieler Gefangenen Zeugnis von seiner feindseligen Gesinnung. Beim Abschied versprach er dem Markgrafen Hilfe, wenn er deren bedürfe, und sandte Boten mit Geld aus, um Anhänger in Deutschland zu werben.

Die Vorgänge in Böhmen.

Bald darauf verjagten die Böhmen ihren Herzog Boleslaw III. den „Roten", den Sohn des im Jahre 999 verstorbenen Herzogs gleiches Namens, einen grausamen Wüterich, der seine Mutter Emma des Landes verwiesen, seinen Bruder Jaromir entmannt und dem andern, Udalrich, nach dem Leben getrachtet hatte, und riefen einen polnischen Edelmann namens Wladiboy auf den Thron. Der Vertriebene floh zu Graf Heinrich vom Nordgau, der ihn unter sicherem Geleite zu seinem Verbündeten, Boleslaw Chrobry, nach Polen entsandte. Dagegen begab sich Wladiboy im November zu König Heinrich nach Regensburg, leistete ihm den Eid der Treue und empfing Böhmen als Reichslehen. Aber schon nach wenigen Monaten erlag er, „eine giftige Natter, die auf den Basilisken folgte", den Wirkungen der Trunksucht. Nun beriefen die Böhmen die verfolgten Brüder des „Rothaars", Udalrich und Jaromir, zur Herrschaft; aber zu gleicher Zeit erschien der Polenherzog mit Heeresmacht an der Moldau, um seinen Vetter und Schützling wieder in Prag einzusetzen und die deutschgesinnten Fürsten zur Flucht zu nötigen. Bald trat jedoch zu Tage, daß der Pole dabei nur für sich selbst arbeitete: denn der böhmische Herzog wütete mit der größten Grausamkeit gegen alle Edlen, die er als seine Widersacher ansah, so daß das ganze Volk flehentliche Bitten an Boleslaw richtete, sie doch von dem Wüterich, den er ihnen zum Herzog eingesetzt, wieder zu befreien. Der Pole folgte gern dem Ruf. Arglistig lud er seinen Schützling zu einer Zusammenkunft. Hier wurde der Getäuschte beim Mahle überfallen und der Augen beraubt. Und während der Unglückliche nach einer Burg in

Polen abgeführt ward, wo er bis zum Jahre 1037 sei elendes Leben verbrachte, eilte Boleslaw Chrobry nach Prag und wurde von dem Volke als Herzog von Böhmen ausgerufen.

Viel hatte Boleslaw Chrobry erreicht; aber sein Sinn war auf Höheres gerichtet; mit den Erfolgen wuchs sein Selbstvertrauen. Umsonst erbot sich jetzt der König, beunruhigt über die zahlreichen Feinde, die sich von allen Seiten wider ihn erhoben, dem Herzog Böhmen als Reichslehn zu übergeben, wenn er ihm Treue schwören und die Lehnspflichten erfüllen wolle; Boleslaw verschmähte nun das Klientelverhältnis, zu dem er sich im vorigen Jahre zu Merseburg bereit erklärt. Die wachsende Zerrüttung des Reiches und die zahlreichen Bundesgenossen, die er sich unter den deutschen Großen erworben, füllten ihn mit der Hoffnung, ein unabhängiges Slawenreich zu errichten, wie es einst unter Swatopluk und Rastislav bestanden. Er zerriß das Band, das ihn bisher an das Reich geknüpft, sagte sich von aller Zins- und Dienstpflicht los und schickte Gesandte nach Rom mit der Bitte, der heilige Vater möge ihn, wie den Beherrscher von Ungarn, mit der Königskrone schmücken. Die Verheißung einer Abgabe an den apostolischen Stuhl sollte den Papst willfährig machen. Boleslaws Machtstellung.

Kaum ein Jahr trug Heinrich die Königskrone, und bereits wankte dieselbe wieder auf seinem Haupte. In Italien erlitten die deutschen Ritter, welche Otto von Kärnten und Graf Ernst aus Österreich durch das Brentathal führten, um die deutsche Partei gegen den gewaltthätigen Arduin zu unterstützen, durch diesen eine Niederlage und kehrten mit Schmach bedeckt in die Heimat zurück. Im fränkischen Nordgau erhob der Babenberger Heinrich von Schweinfurt die Fahne der Empörung, um in Verbindung mit seinem österreichischen Vetter, dem ebengenannten Ernst, mit des Königs eigenem Bruder Brun in Bayern und mit Boleslaw von Polen Heinrich II. zu zwingen, ihre ehrgeizigen Forderungen zu erfüllen; und auch in andern Gegenden des Reiches lauerten zahlreiche Widersacher nur auf eine günstige Gelegenheit zu Aufruhr und Abfall. Aber durch Heinrichs Umsicht und Energie wurde die Bewegung bald unterdrückt. Er drang in die Maingegenden, eroberte die festen Burgen des Markgrafen und nötigte die Häupter des Aufstandes zur Flucht nach Böhmen. Selbst Schweinfurt wurde durch den Bischof von Würzburg und den Abt von Fulda im Auftrage des Königs zerstört. Währenddessen war Boleslaw Chrobry über die Elbe gezogen, hatte Strehla und das umliegende Land mit Feuer und Schwert verwüstet und hoffte Meißen zu gewinnen. Aber Gunzelin bewahrte dem König die Treue. Ohne das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, kehrte nach einiger Zeit der Pole mit Gefangenen und Beute beladen zurück, um Böhmen zu verteidigen. — Denn Heinrich erkannte die Gefahr, die dem Reiche drohte, so lange Boleslaw jeder Erhebung unzufriedener Vasallen die Hand reichen konnte. Er beschloß, ihm Böhmen wieder zu entreißen und ihn mit denselben Waffen des

Feinde rings um. 1003. Italien. Im Nordgau. Boleslaw an der Elbe. Mai u. Juni 1002.

Verrats und der Untreue zu bekämpfen, die er gegen ihn selbst mit so vielem Erfolg in Anwendung brachte.

Heinrichs Bund mit den Liutizen.

Die slawischen Stämme an der Elbe, welche unter Otto III. sich der Herrschaft der Deutschen und dem Christentum wieder entzogen hatten, sahen sich jetzt durch den stammverwandten Fürsten von einer viel drückenderen Zwingherrschaft bedroht, als die deutsche je gewesen war. Besonders waren die Liutizen von dieser Sorge erfüllt. Sie schickten daher Gesandte an den König nach Quedlinburg und erboten sich, wenn ihnen gestattet würde, ihren Stammgöttern weiter zu dienen und nach ihren alten Gewohnheiten zu leben, unter die Oberhoheit des Reiches zurückzukehren, Tribut zu zahlen, Heeresfolge zu leisten und in wichtigen Fällen Recht vor dem königlichen Gerichte zu suchen. Heinrich ging auf den Vorschlag ein. Der Schritt fand viele Mißbilligung. Der Historiker Thietmar kann als Beispiel dienen, welches Ärgernis der deutsche Klerus nahm, daß der König mit einem heidnischen Volke einen Bund eingegangen gegen einen christlichen Fürsten, daß „diese Liutizen, die ehedem Knechte der Sachsen gewesen, nun wie Freie und Gleichbürtige neben ihnen ständen", daß sie mit den Feldzeichen, die sie samt der Kriegsbeute in ihren Heiligtümern neben den Götzenbildern aufbewahrten, unter dem deutschen Reichsbanner einherziehen sollten!

Herstellung des Bistums Merseburg. 25. Jan. 1004.

Um die Geistlichkeit für dieses Ärgernis zu versöhnen, bewirkte Heinrich die Wiederherstellung des Bistums Merseburg. Der schnelle Tod des ränkevollen Erzbischofs Gisiler, der dem Unternehmen sicherlich Hindernisse in den Weg gelegt hätte, begünstigte das Vorhaben. Schon am 6. Februar wurde der neue Bischof geweiht.

Der Aufstand unterdrückt. 1004. Febr.

Es trat bald zu Tage, daß Heinrich den rechten Weg eingeschlagen. Wenn auch der Feldzug nach Böhmen durch Schnee und Winterkälte vereitelt ward, so gelang es ihm doch, die deutschen Ostgrenzen zu schützen und Boleslaw von weiteren Eroberungen abzuhalten. Die drei Häupter des Aufstandes gaben ihren Bund mit den Polen auf und suchten reumütig den Weg zu Heinrichs Gnade. Nach kurzer Haft auf Schloß Giebichenstein erhielt der Markgraf seine Würde und seine Güter zurück und stand fortan mit ritterlicher Treue zum König. Ernst von Österreich wurde mit einer hohen Geldbuße belegt, dann aber auf Willigis' Verwenden von jeder weiteren Strafe befreit; Brun trat in den geistlichen Stand und empfing zwei Jahre später von seinem königlichen Bruder das Bistum Augsburg.

2. Italien. Die slawischen Grenzländer. Niederland und Burgund.

Heinrich zum König von Italien gekrönt. 1004.

Kaum waren die deutschen Verhältnisse einigermaßen geordnet, so beschloß Heinrich über die Alpen zu ziehen, um das Ansehen des Reiches in Italien herzustellen und die Kaiserkrone zu gewinnen. Dringende Anforderungen waren von Bischöfen und weltlichen Großen an ihn ergangen, daß er sie erlösen möge von dem Übermut und den Gewaltthätigkeiten Arduins. Nachdem er auf einem Fürstentag zu Regensburg die Verwaltung Bayerns seinem Schwager

Heinrich übertragen und die Sorge für die Königin Kunigunde dem neuen Erzbischof Tagino von Magdeburg anvertraut, zog er mit Heeresmacht über den April 1004. Brenner nach Trient. Auf die Kunde von der Annäherung der Deutschen besetzte Arduin die Klausen an der Etsch und sammelte seine Scharen in der Ebene von Verona. Aber Heinrich ließ durch sein kärntner Fußvolk den Paß im Gebiet von Vicenza und Treviso, der in das Thal der Brenta führt, besetzen und stieg dann in die Ebene hinab. Die Kunde hiervon verbreitete im Lager von Verona solche Bestürzung, daß Arduin, von der Mehrzahl seiner Truppen verlassen, sich schnell zur Flucht wandte und das deutsche Heer ohne Widerstand in die Bischofstadt einzog. Von allen Seiten strömten lombardische Edle und Ritter herbei und schlossen sich dem König an, so daß sein Weg über Brescia und Bergamo nach Pavia einem Triumphzuge glich. Hier in der alten Hauptstadt wurde er am 14. Mai zum König der Langobarden gewählt und am folgenden Tage in der Kirche des heil. Michael vom Erzbischof Arnulf von Mailand gekrönt. 15. Mai 1004.

Fast ohne Schwertstreich war Heinrich Herr von Italien geworden. Aber noch am Abend des Krönungstages sollte er erfahren, daß eine nationale Partei vorhanden war, welche jede Fremdherrschaft bekämpfte. In Pavia entstand ein Volksauflauf, der sich bald in die Nähe des Palastes wälzte, wo der König mit wenigen Begleitern seine Wohnung genommen hatte, indes das Heer außerhalb der Stadt lagerte. Erzbischof Heribert von Köln, der sich nach der Ursache des Tumults erkundigte, wurde mit Pfeilen und Steinwürfen zurückgescheucht. Nur mühsam widerstand die geringe Zahl des königlichen Gefolges und der Kriegsleute, die sich allmählich aus ihren verschiedenen Stadtquartieren in der Königsburg sammelten, der angreifenden Menge. Die Gefahr wuchs mit jeder Stunde. Als die Dunkelheit hereinbrach, steckten die Deutschen die nächsten Häuser in Brand, um sich gegen die feindlichen Geschosse besser schützen zu können. Die aufsteigende Feuersäule erregte die Aufmerksamkeit der draußen gelagerten Kriegsvölker. Sie wollen eindringen, finden aber an den Thoren und Mauern heftigen Widerstand. Die ganze Nacht hindurch dauert der Kampf fort; Gisilbert, der Bruder der Königin, ein mannhafter Jüngling, wird tödlich verwundet hinweggetragen. Endlich erzwingen die Deutschen den Einzug; da aber die Aufständischen fortfahren aus ihren Häusern heraus die Gegner mit Pfeilen und Steinwürfen zu überschütten, so werfen diese Feuerbrände in die Wohnungen. In kurzem steht die größtenteils von Holz gebaute Stadt in hellen Flammen, selbst der Palast sinkt in Trümmer. Tausende finden in dem Feuermeer ihren Tod; was den Flammen entrinnt, fällt unter dem Schwerte der wuterfüllten Deutschen, die nach der Blutarbeit sich zum Plündern wenden. Von dem gräßlichen Anblick überwältigt gebietet endlich der König dem Rauben und Morden Einhalt und gewährt dem Reste der Bewohner, die im Kloster St. Peter in Caelo Aureo seine Verzeihung anflehen, Gnade. Ein großer Teil der altberühmten Königsstadt lag in Asche; aber das Strafgericht that wunderbare Wirkung. Von allen Städten strömten Gesandte herbei, gelobten Treue und Gehorsam und stellten Geiseln. In Portolungo bei Pavia empfing der König noch die letzten Huldigungen der Langobarden und kehrte dann, nachdem er die Verhältnisse Italiens nach seinem Sinne geordnet und der Stadt Mailand aus Verehrung für den heil. Ambrosius einen kurzen Besuch abgestattet, über Como nach Deutschland zurück. Auf zwei Landtagen in Zürich und Straßburg traf er Anordnungen, wie in

Aufstand in Pavia.

Rückkehr nach Sachsen.

Schwaben, wo am 4. Mai 1003 Herzog Hermann II. gestorben war, während der Minderjährigkeit seines Sohnes Hermann III. der Frieden erhalten werden möge, und reiste dann über Mainz nach Sachsen, um sein Schwert gegen einen andern Feind zu kehren, „sein Herz von dem lange verhaltenen Groll gegen den Polen zu erleichtern".

Böhmens Befreiung von der Polenherrschaft. 1004. Boleslaw sollte nicht ungestraft das Reich geschädigt und die Treue gebrochen haben. Im August brach Heinrich von Merseburg aus in Böhmen ein. An seiner Seite befand sich Herzog Jaromir, der flüchtige Sprößling des alten Fürstengeschlechts der Przemysliden, der bei ihm Schutz gesucht hatte, daher wurden die Deutschen von den über die polnische Zwingherrschaft längst ergrimmten Böhmen allenthalben als Befreier begrüßt. Ohne großen Widerstand zu finden drang Heinrich bis Prag vor, das Boleslaw bei seiner Annäherung verließ, belehnte seinen Schützling, nachdem derselbe auf der Burg Wysehrad, dem alten Fürstenstuhl, die Huldigung des Volks empfangen und die Landesgesetze beschworen, mit dem Herzogtum Böhmen und zog dann auf beschwerlichen Wegen mit dem sächsischen Heer nach der Oberlausitz, um auch dieses Gebirgsland wieder an das Reich zu bringen.

Volkslieder der Königinhofer Handschrift. Böhmischer Nationalstolz hat in unsern Tagen eine Anzahl episch-lyrischer Gedichte aus der „Königinhofer Handschrift" veröffentlicht, worin die Wiederherstellung des angestammten Fürstenhauses und die Befreiung von der polnischen Zwingherrschaft gefeiert und mit heimischen Heldensagen ausgeschmückt ist. Die Kritik hat die Unechtheit dieser angeblich altböhmischen Gedichte, worin die Vertreibung des Polenherzogs nicht den deutschen Waffen, sondern der List und Tapferkeit des Przemysliden Othelrich (Udalrich) und der nationalen Erhebung des Volkes zugeschrieben wird, siegreich nachgewiesen. Die Anerkennung der deutschen Oberhoheit von seiten der Böhmen und ihres Herzogs war der Ausdruck des Dankes für die geleistete Hilfe.

Die Oberlausitz zurückerobert. So leicht die Befreiung des böhmischen Landes vollführt wurde, so heftig war der Widerstand, den die polnische Besatzung von Budissin (Bautzen) dem deutschen Heere entgegensetzte. Viele tapfere Männer fanden unter deren Mauern oder in den Wellen der Spree ihren Tod; der König selbst schwebte in Lebensgefahr. Endlich übergaben die polnischen Krieger auf Boleslaws Befehl die Stadt den Deutschen gegen die Zusicherung freien Abzugs. Ohne die Dazwischenkunft des Markgrafen Gunzelin hätten die ergrimmten Krieger der Wendenstadt das Schicksal von Pavia bereitet. Heinrich versicherte sich des Landes
Okt. durch Besatzungen und zog dann mit seinem erschöpften und geschwächten Heere nach Sachsen zurück, wo er den Rest des thatenreichen Jahres verbrachte.

Neuer Feldzug gegen Boleslaw. 1005. Mit Zufriedenheit konnte der König auf seine Erfolge zurückblicken; allein solange Boleslaw Chrobry noch in ungeschwächter Kraft an der Ostgrenze stand, war sein Werk ohne Festigkeit. Darum brach er schon im folgenden August, nachdem er längere Zeit im Westen des Reiches verweilt hatte, abermals nach der Lausitz auf. Hier stießen nicht nur bayrische und böhmische Hilfsvölker zu dem sächsisch-fränkischen Heere, sondern auch die Liutizen erschienen mit ihren Götterbildern zum Entsetzen der christlichen Priester. Von verräterischen Führern

auf Irrwege durch Wälder und Sümpfe geleitet, gelangte das Heer unter Mühen und Beschwerden an die Spree, wo die Feinde einen Hinterhalt gelegt hatten. Hier ereignete sich ein Treffen, in welchem durch die unvorsichtige Kriegslust und Ruhmsucht eines Führers eine Abteilung, die sich zu weit vorgewagt, Schaden nahm und mancher tapfere Mann das Leben verlor. Auf den Gang des Feldzugs hatte dieser Unfall jedoch keinen Einfluß. Nach einigen Tagen gelangten die Deutschen an die Oder und errichteten an der Mündung des Bober ein Lager, gegenüber den Polen, welche bei Krossen den Strom hüteten. Sieben Tage versuchte der König vergebens eine Schiffbrücke zu schlagen, endlich entdeckten die Kundschafter eine Furt, durch welche rasch sechs Heerhaufen an das andere Ufer gelangten. Auf die Kunde davon ergriff Boleslaw eilig die Flucht, so daß er sogar das Gepäck zurückließ. Unter geistlichen Lobgesängen ging sodann das Hauptheer über den Strom und drang unter Verwüstung des Landes über die Abtei Meseritz bis in die Nähe von Posen. Noch nie war ein deutsches Heer so weit vorgedrungen. Nun entsank dem Herzog der Mut, er ließ dem König seine Geneigtheit zu einem friedlichen Abkommen melden. Heinrich sandte darauf seinen Vertrauten, den Erzbischof Tagino, zum Abschluß eines Friedens nach Posen.

7. Sept. 1005.

22. Sept.

Der Friede von Posen.

In demselben mußte Herzog Boleslaw auf Böhmen und die von ihm angegriffenen Marken Verzicht leisten und aufs neue sein Abhängigkeitsverhältnis vom Reiche anerkennen, doch wurden ihm seine früheren Eroberungen in Chrobatien, Schlesien und Mähren gelassen. Das Land der Milzener wurde nicht dem verdächtigen Gunzelin übergeben, sondern von Meißen getrennt und als Markgraf in demselben Graf Hermann, der Sohn des tapfern Eckard und Schwiegersohn des Polenherzogs, vom König bestellt.

Die Lage der Dinge in Niederlothringen.

Kaum war der Krieg im Osten beendigt, so riefen Verwickelungen anderer Art den König nach Westen. Die Raubzüge der Normannen hatten die Küsten der Nordsee, das Niederland an den Mündungen des Rheins und der Schelde entvölkert und verwildert. Die Bewohner, die sich seitdem daselbst niedergelassen, setzten die Raubfahrten fort und störten den Handel, der in Dorstadt, Thiel und Dordrecht wieder von neuem aufzublühen begonnen. Die niederlothringische Herzogsgewalt, welcher diese westlichen Landschaften unterworfen waren, konnte sich nicht zu der Kraft und Autorität emporschwingen, wie in anderen Gebieten, teils weil die störrischen freiheitliebenden Bauernschaften der Friesen im Norden jeder Lehnsherrschaft widerstrebten, teils weil im Süden die Nähe des westfränkischen Reiches der Unbotmäßigkeit der Großen Vorschub leistete, teils auch, weil bei den häufigen Kriegen, Empörungen und Wechselfällen, denen Niederlothringen ganz besonders ausgesetzt war, sich kein Dynastengeschlecht auf die Dauer über die andern Volkshäupter zu erheben vermochte. Die Folge war, daß in jenem entlegenen Reichsgebiete die Grafen früher eine selbständigere Machtstellung erlangten als anderwärts.

1. Flandern. Vor allen gilt dies von den Markgrafen von Flandern, den Nachkommen jenes Balduin des „Eisenarms", der durch die Vermählung mit Karls des Kahlen Tochter Judith (V. 522) den Grund zu der Größe seines Hauses gelegt hatte. Durch ihre Besitzungen an der Westseite der Schelde gehörten sie dem französischen Reiche an, durch ihre übrigen Lehen waren sie, wie alle niederländischen Feudalherren, dem deutschen König verpflichtet. Durch eine Reihe kräftiger Fürsten wurde die Macht des Hauses befestigt; „zahlreiche Burgen waren aufgerichtet, auch die kirchlichen Mittelpunkte des Landes in Ansehen und Blüte". Um der wachsenden Macht der flandrischen Grafen, welche ihre Besitzungen nach allen Seiten auszudehnen trachteten, einen Damm entgegenzusetzen, hatte Otto I. die Gewalt der Burggrafen in Gent verstärkt; aber bald machten die beiden Dynastengeschlechter, durch Wechselheiraten verwandt, gemeinsame Sache. Im zehnten Jahrhundert erstand den Herren von Flandern ein
2. Holland. bedeutender Rivale in den Grafen von Holland. Als Stammvater dieser gilt Dietrich I., welcher im Jahre 922 die Kirche zu Egmond mit ihren Gütern von Karl d. Einfältigen zum Geschenk erhielt. Durch die Verbindung der Reichslehen mit ihren ausgedehnten Eigengütern stiegen die Nachfolger Dietrichs zu hoher Macht auf, so daß sie die räuberischen Scharen an der Schelde und den Armen des Niederrheins zum Gehorsam zwangen und Seeland mit Walcheren, lange ein Gegenstand des Haders zwischen Flandern und Holland, an sich brachten. Aber an den friesischen Freibauern fanden sie streitbare Gegner. Von diesen war unlängst Graf Arnulf, der Gemahl der Liutgard von Lützelburg, einer Schwester der Königin Kunigunde, bei Winkelmede am Zuidersee erschlagen worden, und nur mit Mühe konnte Heinrich Sühne erlangen. Arnulfs Sohn Dietrich war nicht glücklicher und suchte daher sein Gebiet nach einer andern Seite auszudehnen. Er bemächtigte sich des Landstriches zwischen Waal und Maas, wo jetzt die Städte Rotterdam und Dordrecht liegen, damals aber eine dürftige Bevölkerung von Jägern und Fischern hauste, die dem Bischof von Utrecht einen geringen Bodenzins entrichtete. Dort erbaute er im Gebiete der Merivido (Merwe) an einer leicht zu verteidigenden Stelle eine Burg und zwang die vorbeifahrenden Schiffe, ihm Zoll zu bezahlen. Vergebens erwirkte 1018 Bischof Adalbold von Utrecht ein kaiserliches Verbot dagegen; Dietrich widersetzte sich, und als Gottfried von Verdun, welchen Heinrich II. zum Herzog von Niederlothringen eingesetzt hatte, mit dem Bischof und vielen Vasallen und Kriegsknechten die Maas hinabfuhr, die Zwingburg zu brechen, erlitt die des Fußkampfes ungewohnte Mannschaft in den Sümpfen von Vlaardingen durch die friesischen Bauern und Schiffer in des Grafen Dienst eine schreckliche Niederlage. Dreitausend Ritter und Kriegsmannen sollen durch das Schwert oder in den Fluten ihren Tod gefunden haben. Dennoch entging der Graf aller Bestrafung. Er flehte Heinrichs Gnade an, und dieser beließ ihn im Besitze der Burg und söhnte
3. Hennegau. ihn mit dem Bischof aus. Auch die Grafen von Hennegau und Löwen aus dem altherzoglichen Geschlechte Giselberts waren unzuverlässige Vasallen, indem sie je nach dem Vorteil bald den deutschen, bald den französischen König als Oberlehnsherrn anerkannten. Die von den Ottonen eingesetzten Bischöfe von Cambrai hatten viel von dieser zweideutigen Stellung ihrer Grenznachbarn zu leiden. Die großen Rechte, Güter und Immunitäten, welche die geistlichen Herren Niederlothringens bald als Belohnung, bald als Unterpfand ihrer Treue und Ergebenheit von dem Reiche erlangten, erregten
4. Bistum Utrecht. den Neid und die Habgier der weltlichen Dynasten. Das Bistum Utrecht besaß fast alle königlichen Gefälle; es hatte eine ergiebige Zollstätte zu Muiden am Zuidersee, seine Gerichtsbarkeit umfaßte Drenthe und Ober-Yssel; von der Vechte bis zur Nordsee erstreckten sich sein Münzrecht, sein Wildbann, seine Fischereigerechtsame. Unter dem Schutze der Bischöfe kamen die Städte an der Waal und Yssel zu neuem Flor, beson-

ders seitdem Ansfried von Hennegau, Ottos I. Schwertträger auf der Romfahrt, das Grafenamt mit der bischöflichen Würde vereinigte und durch Kraft und Gerechtigkeit Frieden und Ordnung schirmte.

Bei dieser Lage der Dinge konnten die Reichsrechte nur durch kraftvolles und umsichtiges Verfahren gewahrt und gesichert werden, und man muß gestehen, daß Heinrich allen Forderungen genügte. Balduin „Schönbart", der damals die Markgrafschaft Flandern regierte, ein ländersüchtiger, ehrgeiziger Fürst, hatte den Grafen von Valenciennes, einen Vasallen des Deutschen Reichs, vertrieben und sich der Stadt und des Gebiets desselben bemächtigt. Als Gemahl der Otgiva von Lützelburg, einer Nichte der Königin Kunigunde, hoffte er, der König würde die Gewaltthat übersehen. Aber Heinrich war ein treuer Hüter der Reichsrechte. Nachdem er sich durch den Bischof Notker von Lüttich, einen gelehrten und verdienstvollen Kleriker aus Schwaben, der Freundschaft des französischen Königs Robert I. versichert und dann mit demselben in einer persönlichen Zusammenkunft „auf der Maas" an der Grenze beider Reiche nähere Verabredungen getroffen, zog er gegen Balduin ins Feld. Der Kapetinger, der mit Heinrich die religiöse Richtung und die Hingebung an die Kirche teilte, schloß sich mit einer Schar französischer Ritter dem deutschen Heere an; auch Herzog Richard von der Normandie nahm an dem Kriegszuge teil. Aber obwohl „drei Könige", wie die flandrische Volksüberlieferung meldet, den Markgrafen in Valenciennes hart bedrängten, so behauptete sich dieser doch hinter den festen Mauern gegen die Feinde. Nach einigen vergeblichen Versuchen, Valenciennes durch Sturm zu nehmen, sahen sich die beiden Könige, wie es scheint, durch Verrat in den eigenen Reihen, zum Abzug genötigt, ohne den Gegner bezwungen zu haben. Allein im nächsten Sommer erschien Heinrich abermals mit verstärkter Heeresmacht in den Niederlanden und zwang endlich den trotzigen Gegner, indem er von Gent aus verwüstend in sein burgenreiches Land einrückte, zur Unterwerfung und zur Herausgabe des unrechtmäßigen Erwerbs.

Der Krieg vor Valenciennes. 1006. — *1007.*

Als aber einige Jahre später neue Unruhen in Niederlothringen ausbrachen, gab Heinrich dem Grafen, um ihn vom Anschluß an die Feinde abzuhalten, Valenciennes samt Gent als Reichslehen und fügte noch die Insel Walcheren hinzu.

Burgund.

Die Freundschaft mit dem französischen König war noch in anderer Beziehung wichtig für das Reich. Noch während des Krieges nämlich war Heinrich nach Burgundien gereist, wo König Rudolf III., der Bruder seiner Mutter Gisela, seines Beistandes gegen die mächtigen Vasallen bedurfte. Um sich des Schutzes seines königlichen Neffen zu versichern, schloß der schwache Fürst, der alt und ohne Nachkommen war, mit Heinrich einen Erbvertrag, kraft dessen das burgundische Land nach seinem Ableben jenem zufallen sollte. Mit Freuden empfing der junge König die Anwartschaft auf das schöne Erbe, das dem deut-

schen Namen eine so ruhmvolle Machtvergrößerung versprach, und nahm einst-
Sommer 1006. weilen die Grenzstadt Basel zum Unterpfand.

König Robert erhob keine Einsprache gegen den Erbvertrag, wodurch Heinrich die dereinstige Einverleibung Burgunds in das Deutsche Reich vorbereitete. Allein der burgundische Adel, an seiner Spitze der mächtige Graf Otto Wilhelm, der Sohn des ehemaligen Langobardenkönigs Adalbert, der Enkel Berengars von Ivrea, widersetzte sich aus allen Kräften diesem Übereinkommen und nötigte den schwachen Burgunderkönig in der Folge zweimal sein Wort zu brechen. Die burgundischen Vasallen strebten nach einer unabhängigen Stellung gleich den französischen Feudalherren und erblickten in dem deutschen Herrscher, dessen Erbrecht durch die weibliche Linie sie nicht gelten lassen wollten, den Feind ihrer ehrgeizigen Absichten.

3. Das Bistum Bamberg. Die Zustände im Reich.

Gründung des Bistums Bamberg. 1007. Aber mit den Erfolgen Heinrichs wuchs die Zahl seiner Widersacher. Selbst aus dem Schoße seiner Familie entstanden ihm heftige Gegner. Zuerst bereitete ihm die Ausführung eines Lieblingsgedankens, die Gründung des Bistums zu Bamberg, ein Meer von Widerwärtigkeiten. In einer anmutigen Landschaft Ostfrankens am Fuße der „Altenburg", wo zwischen dichten Fichtenwaldungen einzelne spärliche Burgen, größtenteils den Babenbergern gehörig, emporragten und an einzelnen gelichteten Stellen eine dünne Bauernbevölkerung deutschen und slawischen Ursprungs seßhaft war, hatte Heinrich einen Teil seiner Jugend verlebt. Er wünschte dort ein würdiges Denkmal seiner Frömmigkeit zu gründen, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte, ein Wunsch, der mit den Jahren wuchs, besonders seitdem die Hoffnung geschwunden war, daß seine Gemahlin Kunigunde ihm Leibeserben geben würde. Dazu bedurfte es aber der Auflösung des seit mehr als einem Jahrhundert bestehenden Diözesanverbandes der fränkischen Kirchen und mehrfacher Veränderungen der geistlichen Gebiete. Sowohl der Papst als Erzbischof Willigis wurden dafür gewonnen und
1. Nov. 1007. in Frankfurt erteilte eine von vielen deutschen und fremden Prälaten besuchte Synode dem König, der auf den Knien mit beredtem Munde seine Bitte vortrug, die Genehmigung zu dem frommen Vorhaben. Aber Bischof Heinrich von Würzburg, Bruder des Erzbischofs Heribert von Köln, früher ein treuer Anhänger des Königs, ließ durch seinen Bevollmächtigten Berengar Einsprache gegen die Neuerung erheben; auch der eigensinnige Bischof Megingaud von Eichstätt, dem königlichen Hause verwandt, ein Prälat von derber Natur und weltlichem Sinne, dem die Genüsse der Tafel mehr am Herzen lagen als Messe und Psalmengesang, widersetzte sich. Denn das Bamberger Bistum konnte nur erstehen, wenn beide einen Teil ihrer bisherigen Diözesanbezirke an dasselbe abgaben.

1008. Nichtsdestoweniger trat das Bistum ins Leben. Eberhard, ein Verwandter des Königs, der bisher das Amt des Kanzlers verwaltet hatte, wurde zum ersten Bischof ernannt und von Willigis geweiht. Nun fügte sich auch der Bischof von Würzburg, vielleicht bestimmt durch ein dringendes Mahnschreiben Arnulfs von

Halberstadt. Auch von Eichstätt erlangte Heinrich die erforderlichen Abtretungen, als nach Megingauds Tod ein Bamberger Geistlicher von niederer Herkunft an dessen Stelle trat. An dem neuen Bischofssitz, der in bezug auf seinen weltlichen Besitz unter den unmittelbaren Schutz des Stuhles Petri gestellt ward, d. h. dem die Unabhängigkeit von jeder weltlichen Gewalt in Form eines der römischen Kirche gewährten Eigentumsrechts zugesichert wurde, während er in kirchlicher Beziehung ganz und voll der Metropolitangewalt des Erzbischofs von Mainz unterworfen blieb, erhob sich bald eine herrliche Kathedralkirche, an der mehrere Jahre lang emsig gebaut ward. Am 6. Mai 1012 wurde in Gegenwart vieler Bischöfe und hoher Personen der schöne Dom feierlich geweiht. Seitdem erblühte das Bamberger Land zu einer fruchtbaren und reichen Gegend, in welcher deutsche Bevölkerung und deutsches Wesen allmählich vollständig die Oberhand gewann. „Der ausdauernde Fleiß deutscher Bauern, welche die Kirche in das Land zog, schuf es zu einem gesegneten Erntefeld um.“

Noch bei Lebzeiten des Königs, welcher der neuen Schöpfung stets das größte Interesse zuwandte und dem Bistum auch noch ein stattliches Kloster des Kollegiatstiftes St. Stephan beifügte, wuchs Bamberg zu einer ansehnlichen Stadt empor, die für die angrenzenden Slawenländer eine ähnliche Pflanzstätte christlicher Kultur wurde wie Magdeburg im Norden. Die Bamberger Stiftsschule, mit einer reichen Sammlung wertvoller Handschriften ausgestattet, gewann bald einen großen Ruf. Die drei Handschriften der vier Evangelien mit Miniaturen und kunstvollen, reichverzierten Decken, jetzt eine Zierde der Münchener Bibliothek, stammen aus dem Bamberger Kollegiatstift.

Als Heinrich um Ostern des Jahres 1007 in Regensburg weilte, erhielt er durch Gesandte der Böhmen und Liutizen die Kunde, daß Boleslaw Chrobry aufs neue feindliche Absichten wider das Reich hege und unter den slawischen Völkern Bundesgenossen zu werben suche. Der König versammelte sofort die Großen zu einem Hoftage und kündigte mit ihrer Zustimmung dem Polenherzog den Frieden auf. Markgraf Hermann von Meißen, der Eidam Boleslaws, überbrachte die Botschaft. Es war eine rasche That, da der Krieg gegen Balduin noch nicht zu Ende war und der beste Teil des Reichsheeres nach Flandern ziehen mußte. Heinrich übertrug die Beschützung der Ostgrenze dem Erzbischof Tagino von Magdeburg und der sächsischen Ritterschaft; aber ehe diese ihre Streitkräfte gesammelt hatten, überschwemmte Boleslaw mit seinen Reiterscharen die Marken, drang bis in die Nähe von Magdeburg vor und verwüstete alles Land bis nach Zerbst. Zahllose Gefangene wurden weggeführt, um die öden Gegenden der waldbedeckten polnischen Erde zu bevölkern und zu kultivieren. Das sächsische Aufgebot, das der Erzbischof ins Feld führte, war dem Feinde nicht gewachsen. Nachdem es denselben bis in die Nähe von Jüterbogk zurückgedrängt hatte, löste es sich auf und gab dadurch dem Herzog Zeit, abermals in die Lausitz vorzuzudringen und die verlorenen Landschaften wieder zu gewinnen. Selbst Bautzen, von aller Hilfe verlassen, fiel wieder in die Hände des Polenfürsten, welcher

Boleslaws drohende Haltung. 1007.

jedoch der tapfern Besatzung freien Abzug mit ihrer Habe gewährte. Die sächsischen Reichsvasallen, unter sich zerfallen und dem Kriege gegen den kühnen Polenherzog abhold, trafen keine Anstalten, den Feind aus den Ostmarken zu verdrängen.

Hader in der königlichen Familie. 1008. Wäre Heinrich selbst mit den Reichstruppen in dem bedrohten Lande erschienen, so hätte Boleslaw wohl auch diesmal das Feld räumen müssen; aber gerade damals war der König durch Zerwürfnisse in der eigenen Familie in weiter Ferne gehalten. Kunigundens Brüder suchten die Stellung ihres königlichen Schwagers zu ihrer eigenen Erhebung zu benutzen, zum großen Verdruß Heinrichs, der jeder Hauspolitik feind war. Der König hatte zwar seinen ältesten Schwager Heinrich zum Herzog von Bayern eingesetzt, gestattete ihm aber nie einen vorwiegenden Einfluß auf die Regierung und behandelte ihn stets mit einem gewissen Mißtrauen; es erregte seinen höchsten Unwillen, daß sich der
1006. zweite, Dietrich, mit Gewalt und Bestechung das Bistum Metz aneignete, und
1008. als nun gar derselbe zwei Jahre später durch ähnliche Unregelmäßigkeiten bei dem Domkapitel in Trier die Wahl seines jüngsten Bruders Adalbero, der noch kaum das Knabenalter überschritten hatte, zum Erzbischof durchsetzte, trat Heinrich solchen ehrgeizigen Bestrebungen entschieden entgegen. Trotz aller Bitten der Königin versagte er dem Gewählten die Investitur und erhob einen Geistlichen des Mainzer Erzstifts, Megingaud, auf den Trierer Metropolitansitz. Allein im Vertrauen auf die Macht seines Hauses und die Unterstützung des größten Teiles der Bürgerschaft behauptete sich Adalbero in der Stadt, und als der König seinen Erkornen mit Gewalt einführen wollte, setzte er ihm bewaffneten Widerstand entgegen. Drei Monate belagerte das königliche Heer Trier; erst als der Hunger seine Macht zu üben begann, übergab Adalbero Stadt und Burg, doch nur gegen freien Abzug seiner Besatzungsmannschaft. Nun glaubte Heinrich sich am Ziel; er gebot, Megingaud zu weihen und Adalbero aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Kaum war er aber abgezogen, so brach der Aufruhr von neuem los. Megingaud, außer stand sich zu behaupten, nahm seinen Aufenthalt in Koblenz. Das ganze Haus der Luxemburger trat unter die Waffen und es begann ein Bürger- und Verwandtenkrieg, der sich bald über ganz Lothringen ausdehnte.

Der heilige Brun. Deshalb willigte Heinrich ein, daß **Brun** von Querfurt, Adalberts Nachfolger in dem Missionswerke unter den heidnischen Völkern des Ostens, ein Mann von fürstlicher Abkunft und begeistert für die Herrschaft des Evangeliums und des Papsttums, die Vermittelung des Friedens mit Boleslaw unternahm. Seine Bemühungen waren aber umsonst; der Krieg zwischen Böhmen und Deutschen nahm seinen Fortgang und Brun hatte den Kummer neben dem königlichen Banner das blutbefleckte Götzenbild der Liutizen zu erblicken. Dennoch ermüdete er nicht in der Bekehrungsthätigkeit, die ihn früher zu den Ungarn, Russen und Petschenegen geführt: er folgte den Spuren Adalberts zu den Preußen, um bald dasselbe Schicksal zu erleiden. An den russischen Grenzmarken wurde Brun gefangen genommen und, wie Thietmar berichtet, mit acht-

zehn Gefährten enthauptet. Die Leichen der Märtyrer, meldet derselbe weiter, blieben unbeerdigt liegen, bis Boleslaw sie um Gold einlöste. 14. Februar 1009.

In dem Jahre 1009 herrschte in Deutschland große Verwirrung. Während der König mit seinen Verwandten im Kampfe lag, das Herzogtum Bayern seinem unzuverlässigen Schwager Heinrich entzog und in die eigene Hand nahm, das Bistum Metz, wo sein zweiter Schwager Dietrich sich mutig und erfolgreich verteidigte, mit Feuer und Schwert heimsuchte und sogar die heidnischen Liutizen in das geistliche Gebiet ziehen ließ, stritten auch die sächsischen Großen in heftigen Fehden widereinander: Markgraf Werner vom Nordgau überfiel und erschlug den Grafen Dedi, den Stammvater des Hauses Wettin; Markgraf Gunzelin lag mit seinen Neffen Hermann und Eckard im Kampf und die Bischöfe des Landes führten einen verheerenden Krieg gegen Gero von der Ostmark. Hätte Boleslaw sich diese Verhältnisse zu nutze gemacht, so wären die früheren Errungenschaften der deutschen Waffen verloren gewesen, zumal da der Herzog unter den sächsischen Edlen viele Parteigänger zählte: aber zum Glück waren nicht bloß seine Stammesgenossen, die Böhmen und Liutizen, voll Mißtrauen gegen den übermächtigen Nachbarn und stets bereit, jede Gelegenheit wider ihn zu benutzen, es scheint auch, daß der Ungarnkönig Stephan, vielleicht im Bunde mit Heinrich, die polnischen Waffen an den Karpathen festhielt. Die Vorgänge in Lothringen und in den Ostmarken. 1009—1012.

So fand der König Zeit zuerst in Sachsen die Ordnung herzustellen (indem er Gunzelin wegen Verrat und Landfriedensbruch in Ketten legte und sein Land dem Markgrafen Hermann zuteilte, den Markgrafen Werner, welcher in wilder Fehde den Grafen Dedi getötet hatte, seiner Besitzungen beraubte und sie dem Grafen Bernhard, dem Sohn des früheren Markherzogs Dietrich, verlieh und Dedis Sohn Dietrich in die Ämter und Lehen seines Vaters an der Saale einsetzte) und dann den Polenherzog wieder über die Oder zurückzudrängen und das Land im Osten der Elbe von neuem zu besetzen. Aber zu dauernden Befestigungen konnte er nicht schreiten, so lange noch 1010.
in Lothringen der Bürgerkrieg wütete. Vergebens versuchte er im nächsten Jahr auf dem Reichstag in Mainz Frieden zu stiften; als Herzog Dietrich von Oberlothringen 1011
mit mehreren Bischöfen in die Heimat zurückkehrte, wurden sie von den Luxemburger Brüdern bei Odernheim überfallen, ein großer Teil ihres Gefolges niedergemacht, der Herzog selbst schwer verwundet in Gefangenschaft geführt. Nur mit Mühe entgingen die Bischöfe dem gleichen Schicksal. Und der König, in dessen Nähe der Frevel vollbracht worden, konnte oder wollte die Landfriedensbrecher nicht bestrafen. Zu Anfang des folgenden Jahres begab er sich wieder nach Sachsen, um Vorkehrungen zu einem 1012.
neuen Feldzug gegen Boleslaw zu treffen. Er ließ die von Heinrich I. zerstörte Stadt Liebusa im Lausitzer Lande herstellen und sicherte die notdürftigen Festungswerke durch eine Besatzung. Dann eilte er nach Bamberg zu der Einweihung des Domes. Die 6. Mai 1012.
feierliche Handlung, durch die er das Werk seines Lebens, den Stolz seiner Regierung zu vollenden gedachte, sollte zugleich ein Versöhnungsfest der Familie werden. Darum wurden auch die Schwäger eingeladen; aber an dem Starrsinn Dietrichs scheiterten alle Friedensversuche. Nun rückte der König abermals vor Metz, während unter den Augen Kunigundens in Sachsen der Krieg gegen den Polenherzog betrieben ward. Metz mußte sich nach harter Belagerung, durch Hunger gezwungen, dem König ergeben. Dagegen nahm der Polenkrieg eine unglückliche Wendung. Erzbischof Walthard von

12. Aug. Magdeburg, der Nachfolger des im vorhergehenden Jahre verstorbenen Tagino, erlag einer Krankheit; der Bund mit den Liutizen und mit den Böhmen, wo Jaromir von seinem Bruder Udalrich des Thrones beraubt worden, löste sich auf; mehrere unzufriedene sächsische Herren standen mit Boleslaw in Verbindung. Unter diesen Umständen fand der Polenherzog, als er abermals in die Lausitz einfiel, geringen Widerstand. Lebusa wurde erstürmt und zerstört, die Besatzung niedergemacht, das Land bis zur Elbe abermals erobert.

Beilegung des Streits. 1012. Heinrich wurde durch diese Nachrichten schwer betrübt; aber er handelte mit Entschlossenheit. Da vor allem die Ordnung im Innern hergestellt sein mußte, wenn der Reichsfeind dauernd abgewehrt werden sollte, ächtete er die ungetreuen 11. Nov. sächsischen Vasallen und erwirkte dann auf einer Synode zu Koblenz gegen Bischof Dietrich und seine Genossen einen so strengen Beschluß, daß diese in Mainz die Gnade des Königs anflehten, worauf allmählich die Ruhe in Lothringen zurückkehrte. Zugleich ließ er den vertriebenen Böhmenfürsten Jaromir, der sich zweideutig benommen, nach Utrecht in Haft bringen und bestätigte seinen Bruder Udalrich in der Würde, der er sich bemächtigt, nachdem er Huldigung und Lehnspflicht gelobt. Nun wagte es Boleslaw nicht, noch ferner im Kriege zu beharren, und Heinrich, der sich schon lange mit dem Gedanken einer Romfahrt trug, kam seinen Friedensanträgen entgegen. Nachdem man sich über die Bedingungen geeinigt, erschien der Polenherzog in festlichem Aufzuge zu Merseburg, bekannte sich als des Königs Vasall, indem er ihm das Schwert vortrug und empfing die Belehnung über das Lausitzer und Milzener Land. Mit gegenseitigen Geschenken trennten sich die beiden Fürsten. Aber Boleslaw hatte die größten Vorteile aus dem sechsjährigen Krieg. Die Besitzungen, nach denen er so lange getrachtet, waren in seiner Hand. Dem König blieb nur die dürftige Ehre der Oberlehnsherrlichkeit, dem Reiche kaum ein Schatten der Herrschaft.

Heinrichs Politik und Persönlichkeit. Besser gelang es Heinrich, die widerstrebenden Elemente im Innern zu überwinden und dem Königsthrone festere Stützen zu geben, indem er namentlich die erledigten Kirchenämter und Reichswürden an getreue und zuverlässige Männer gab, freilich nicht ohne eigenmächtig das Investiturrecht zu üben, bei Besetzung der hohen Kirchenämter seine Kapläne zu bevorzugen und in das Kirchenrecht und Kirchenvermögen gewaltsam einzugreifen. Wenn er dessenungeachtet bei der Geistlichkeit in Ehren stand, so dankte er dies seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seinem Eifer für Religion und christliches Leben. Heinrich war der gewissenhafteste Beobachter aller Kirchengebote, ein Verehrer der Reliquien bis zum Aberglauben, ein andächtiger Teilnehmer an den kirchlichen und gottesdienstlichen Handlungen, ein genauer Kenner und pünktlicher Vollzieher aller kirchlichen Ordnungen, und deshalb duldete der Klerus seine Eingriffe in das Kirchenregiment und die Mißachtung der Wahlfreiheit.

Als Willigis am 23. Februar 1011 starb, bestieg Abt Erkanbald von Fulda den erzbischöflichen Stuhl von Mainz, „ein stiller Mönch, der sich zu bescheiden wußte“. In den beiden folgenden Jahren wurden die erzbischöflichen Stühle von Magdeburg

und Hamburg erledigt; da erhob Heinrich gegen den Willen des Klerus und der Stiftsvasallen zwei seiner Hofkapläne, Sachsen von Geburt, Gero und Unwan, zu den wichtigen Stellen. Beide waren ihm persönlich zugethan und in seine Staatskunst und Zwecke eingeweiht.

Größere Schwierigkeiten bereiteten die weltlichen Territorialgewalten dem Königtum. Unter den letzten Ottonen war die Macht der Feudalherren weit fortgeschritten. Waren die deutschen Herzöge, Markgrafen und Grafen auch noch nicht zu selbständigen Dynasten emporgestiegen, wie ihre Standesgenossen im westfränkischen Reiche, so hatten sie doch eine Stellung gewonnen, die ein Regiment, wie es der große Otto geführt, nicht mehr thunlich erscheinen ließ, zumal unter einem König, der kein unbedingtes Erbrecht besaß und erst nach längerem Wahlkampf die königliche Gewalt erlangt hatte. Heinrich räumte daher freiwillig den Vasallen eine größere Beteiligung an den Reichsgeschäften ein. Indem er die geistlichen und weltlichen Großen häufig auf Reichs- oder Hoftagen und Synoden um sich versammelte und alle wichtigen Anliegen des Staats und der Kirche mit ihnen beriet, bewirkte er, „daß die patriarchalisch-absoluten Formen der Ottonischen Monarchie mehr in die gebundenen eines durch Reichsstände beschränkten Königtums übergingen". Daraus ergab sich naturgemäß die Erblichkeit der Reichslehen. Wenn Heinrich auch den Übergang auf den nächstberechtigten Erben nie gesetzlich anerkannte, so gestattete er sich doch fast nie eine Abweichung von der schon herrschend gewordenen Anschauung, nach welcher die Familienlehen als „Erblehen" galten. Nur in Kärnten gab er bei dem Ableben 12. Dez. 1011.
Herzog Konrads, welcher seit dem Tode seines Vaters Otto jenes Alpenland sieben Jahre lang verwaltet hatte, das erledigte Herzogtum nicht dem jungen Sohne des Verstorbenen gleichen Namens, sondern dem Markgrafen Adalbero aus dem Geschlechte der Eppensteiner, eine Maßregel, die blutige Fehden zwischen beiden zur Folge hatte. Um so eifriger war er bedacht, erledigte Lehen, bei denen keine Erben berücksichtigt waren, in zuverlässige Hände zu bringen und dadurch ergebene Stützen seines Thrones sich zu verschaffen.

So gab er bei dem Ableben des kinderlosen Hermann III. das Herzogtum Schwaben. 1012.
Schwaben dem Babenberger Ernst, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Österreich, einem ritterlichen Manne, der des verstorbenen Herzogs Schwester, die schöne und stolze Gisela, eine Verwandte des kaiserlichen Hauses, heimgeführt und der das Vertrauen, womit der König seine früheren Verirrungen vergaß, mit unverbrüchlicher Treue vergalt. Nur drei Jahre besaß der ritterliche Ernst die herzogliche Würde von Alemannien. Als er eines Tages mit seinem Gefolge jagte, traf ihn der Pfeil eines Mai 1015.
seiner Vasallen, der einen Hirsch erlegen wollte. Da er seinen Tod nahe sah, rief er seine Jagdgenossen herbei, bat sie des Thäters zu schonen und, da kein Priester zugegen war, dem er seine Sünden beichten konnte, so hieß er einen seiner Ritter näher treten und sprach dann laut: „Kommet alle herbei und vernehmet die Sünden eures sterbenden Bruders und helfet sie tilgen; befehlet meine sündige Seele allen Gläubigen und ermahnet mein Eheweib in meinem Namen, daß sie ihre Ehre und Schamhaftigkeit wahre und meiner nicht vergesse." Hierauf bat er alle, die er je beleidigt habe, um

Verzeihung und starb. Seinem Wunsche gemäß wurde er zu Würzburg an der Seite seines Vaters begraben. Nun erwirkte die verwitwete Herzogin Gisela, daß König Heinrich ihren jungen Sohn Ernst (II.) mit dem Herzogtum Schwaben belehnte. Die Übertragung geschah zu Goslar am 24. Juni. Da Ernst noch ein Kind war, so übernahm seine Mutter die vormundschaftliche Regierung. Aber Gisela war nicht gewillt, ihre Tage als Witwe zu beschließen. Schön, reich, von hoher Geburt und großem Verstande war sie der Gegenstand zahlreicher Bewerbungen. Ihre Wahl fiel auf Konrad von Franken, einen tapfern und edlen Fürsten, wie sie selbst aus kaiserlichem Geschlechte, und gegen das Gebot der Kirche, welche an der nahen Verwandtschaft Anstoß nahm, und gegen den Willen Heinrichs, der dem fränkischen Hause nicht geneigt war, reichte Gisela dem ritterlichen Manne ihre Hand zum dritten Ehebunde. Im Sommer 1016 fand die Vermählung statt und im nächsten Jahr, am 28. Okt. 1017, gebar sie ihrem Gatten einen Knaben, welcher den Namen Heinrich empfing und zu großen Dingen bestimmt war. Aber der Kaiser zürnte dem Ehepaar. Er entzog der Herzogin Gisela die Regentschaft in Schwaben und übertrug sie dem Erzbischof Poppo von Trier, Oheim des jungen Herzogs Ernst II., und verwies dann Konrad, welcher in Lothringen und Kärnten auf Seiten der Gegner stand, aber weder dort der Sache Gerhards den Sieg zu verschaffen, noch hier dem Adalbero das Herzogtum Kärnten zu entreißen vermochte, auf einige Zeit des Landes. — Um dieselbe Zeit verlieh der König das Herzogtum Niederlothringen dem tapfern Grafen Gottfried von Verdun, dessen Vater schon für das deutsche Herrscherhaus gekämpft und gelitten, dessen jüngster Bruder Graf von Antwerpen war, während zwei andere, Friedrich und Hermann, sich dem Klosterleben ergeben hatten und für Verbreitung des Ordens von Clugny thätig wirkten.

Niederlothringen.

Sorge für den Landfrieden.

Bei diesen wie bei andern Belehnungen ging Heinrichs Hauptsorge auf die Erhaltung und Befestigung des Landfriedens und auf Unterdrückung der Fehdelust und der Selbsthilfe, wodurch der Herrenstand die staatlichen Ordnungen und die Kraft der Gesetze fortwährend lähmte. Es gehört zu den rühmlichsten Eigenschaften dieses Königs, daß er für Begründung eines Rechtszustandes und Reichsfriedens, für Unterdrückung roher Gewaltthätigkeit so eifrig bemüht war, daß er den Schwachen und Armen gegen Bedrückung sicher zu stellen suchte, daß er durch niedergeschriebene Rechtsbestimmungen und Verträge wie durch Eidschwur und Gelöbnis Friedensbruch, kriegerische Überfälle, Fehden und eigenmächtigen Waffengebrauch zu unterdrücken bestrebt war. In seinen Bemühungen, die territorialen Gewalten durch Verträge und aufgezeichnete Gesetze zu einem friedlichen Verhalten zu nötigen, dem Faustrecht und der Eigenhilfe zu wehren, darf man die Keime und Anfänge eines deutschen Landrechts erkennen. Aber nicht selten scheiterten seine Absichten an der Selbstsucht der Großen.

Innere Fehden und Gewaltthaten. In Kärnten. In Niederlothringen.

Insbesondere erweckten ihm die Belehnungen in Kärnten und Lothringen viele Gegner. Dort entfremdete er sich durch die Verstoßung der Nachkommenschaft des Herzogs Otto das verwandte Geschlecht in Rheinfranken; hier reizte er durch die Einsetzung Gottfrieds aufs neue die Luxemburger, ihren Schwager, den reichen Grafen Gerhard und die Grafen von Löwen und Hennegau, die ihre Abstammung von Giselbert und den Karolingern herleiteten. Nur nach langen Kämpfen, in denen zuerst der

rohe, frevelhafte Lambert von Löwen im Felde von Fleurus den Tod fand, dann Ger- 1015.
hard und sein Anhang in einem großen gottesgerichtlichen Zweikampfe unterlagen, ge- 27. Aug. 1017.
lang es Gottfried, sein herzogliches Ansehen zu befestigen und in dem durch Blutrache, Mord und Zügellosigkeit furchtbar verwilderten Lande einen gesicherten Friedenszustand zu begründen. Noch lange erzählte man sich am Niederrhein von den Freventhaten der Gräfin Adela, der schrecklichen Mutter des Bischofs Meinwerk von Paderborn, die man der Vergiftung ihrer Schwester, der frommen Äbtissin Liutgarde im Vituskloster bei Emmerich, beschuldigte, die ihren Sohn Dietrich und den Grafen Wichmann überfallen und ermorden ließ, um sich ihrer Burgen und Güter zu bemächtigen, die ihren zweiten Gemahl Balderich, gleich ihr gewaltthätig und ruchlos, zu wilden Thaten der Rache, des Verrats, des Bürgerkriegs gegen den Herzog Gottfried aufreizte, und von dem elenden Ausgang beider, als sie durch den vereinten Angriff ihrer zahlreichen Gegner von Haus und Hof vertrieben, bettelnd durch das Land zogen, bis ihnen Erzbischof Heribert von Köln das Gnadenbrot reichte und eine Zufluchtsstätte gewährte, wo sie ihre letzten Tage verlebten, von Gewissensbissen gefoltert und von den Menschen verabscheut und verflucht. Auch im obern Lothringen dauerte der kleine Krieg noch längere In Oberlothringen.
Zeit fort, zum großen Schaden des Landes. Adalbero beharrte im Widerstand gegen seinen kaiserlichen Schwager und hielt den von ihm ernannten Erzbischof Megingaud von Trier fern. Erst als dieser starb und der König dem Babenberger Poppo, aus demselben 1017.
Fürstenhause, dessen Glieder damals in der fränkischen Nordmark, in Österreich und im Herzogtum Schwaben das Regiment führten und dem Kaiser besonders treu und ergeben waren, das Erzstift verlieh, fügten sich Adalbero und seine Brüder, worauf der Kaiser seinen Schwager Heinrich wieder in sein früheres Herzogtum Bayern zurückführte, Adalbero aber im Besitze der Würde eines Abtes im Paulinuskloster, die er schon vorher innegehabt, belassen ward. In welchen Zustand aber während dieses Bürgerkrieges das Land geraten war, lernen wir aus der Schilderung eines Zeitgenossen, der in der Lebensbeschreibung des Bischofs Adalbero II. in folgende Klagen ausbricht: „Welche Zeiten! Man verflucht das Leben und fleht um nichts als den Tod. Die Städte sind entvölkert, die Dörfer und Höfe eingeäschert, die Wälder und Gärten verwüstet, die Weinberge ausgerodet. Krieg, Hungersnot, Pestilenz und Feuer raffen das Volk massenweise hin. Viele Edle sind verarmt und an den Bettelstab gebracht. Die Gotteshäuser stehen ringsum verödet."

4. Heinrichs Romfahrt. Beendigung des Polenkriegs.

Als der deutsche und der polnische Herrscher sich in Merseburg trennten, gingen ihre Wege weit auseinander. Boleslaw zog ostwärts gegen das russische Reich und schlug vor den Mauern von Kiew sein Lager auf; Heinrich stieg über die Alpen, um Italien dem Reiche zu sichern und sich mit der römischen Kaiserkrone zu schmücken. — Bald nach dem Abzuge der Deutschen wagte sich Arduin Die Lage der Dinge in
wieder aus seinem Verstecke hervor und nahm die königliche Herrschaft von Italien. 1. Lombardei.
neuem in Anspruch: aber die große Zahl seiner Gegner drückte seine Königsmacht zu einem Schatten herab. Sowohl die geistlichen Würdenträger in den Städten des oberen Italien, vor allen die mächtigen Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, als auch die zu immer größerer Bedeutung emporstrebenden Stadtgebiete trachteten nach Unabhängigkeit und Selbstherrschaft und zogen daher das deutsche Königtum in der Ferne der Tyrannis eines italischen Gewalt-

habers vor. Nur einige Städte, wie das den Deutschen feindliche Pavia, der niedere Adel und von den großen Feudalherren der reichbegüterte Pfalz- und Markgraf Otbert, dessen Besitzungen sich weit über die Lombardei und Toscana erstreckten, einer der Ahnen des Hauses Este, standen auf Arduins Seite. Ein 2. Rom. ähnlicher Zwiespalt herrschte im römischen Gebiet. Nach dem Tode Ottos III. hatte sich in Rom Johannes Crescentius, der Sohn des enthaupteten Edelmannes, der Gewalt bemächtigt und herrschte als „Patrizius". Als Silvester II. der „Magier", vielleicht mit Hilfe von Gift, aus der Welt schied, bewirkte er, daß der apostolische Stuhl an römische Kleriker kam, die nur seine Geschöpfe 1003–1012. und Werkzeuge waren und unter dem Namen Johann XVII. und XVIII. und Sergius IV. thatenlos über die Weltbühne schritten. Den deutschen König, unter dessen Namen er seine Willkürherrschaft verbarg, suchte Crescentius auf jede Weise von Rom fern zu halten, zugleich aber durch Ehrengesandtschaften Parteistellung und doppelte Papstwahl. 1012. und Geschenke seiner Ergebenheit zu versichern. Aber schon lange blickten die Grafen von Tuskulum, Alberichs Nachkommen, mit Neid auf Crescentius. Drei ehrgeizige Brüder saßen damals auf der Burg, deren melancholische Ruinen noch heute oberhalb Frascati vom steilen Fels auf die öde Campagna niederschauen, „wie gierige Raubfalken" die Augen auf Rom geheftet, wo einst ihr Ahnherr königlich gewaltet. Als nun im Jahre 1012 Papst Sergius IV. und der Patrizius nicht lange nacheinander starben, entbrannte ein heftiger Streit über die Besetzung des apostolischen Stuhles. Die Partei der Crescentier wählte einen Römer, Gregor, aber die Tuskulaner stürmten in die Stadt und bewirkten, daß der jüngste der drei Barone, Theophylakt, unter dem Namen Benedikt VIII. die oberste priesterliche Würde empfing. Dieser verdrängte die Crescentier aus ihren Ämtern und Burgen, verlieh die Stelle eines Stadtpräfekten einem Parteigenossen und stellte seine Brüder und Verwandten, welche die Titel Konsuln und Herzöge annahmen, an die Spitze der Verwaltung und der Justiz. Alberich, der älteste der Brüder, bezog den Palast seines Ahnherrn und hielt dort Gerichtstage. Nur der Name „Patrizius" blieb dem deutschen König vorbehalten.

Heinrichs Heerfahrt nach Italien. 1013. Gregor war unterdessen nach Deutschland geflohen. Heinrich empfing ihn in Pöhlde; statt jedoch für die Crescentier Partei zu ergreifen, nahm er dem flüchtigen Römer das päpstliche Kreuz ab und erklärte sich für Benedikt, mit dem er auch alsbald durch Bischof Walter von Speier Verhandlungen über den bevorstehenden Römerzug und die Kaiserkrönung anknüpfte. Benedikt zeigte sich bereit, den König in Rom aufzunehmen und die Krönung zu vollziehen. Darauf 1013. sammelte Heinrich ein kleines, aber auserwähltes Heer in Süddeutschland und überstieg, begleitet von seiner Gemahlin, im Winter die Alpen. Ohne auf Widerstand zu stoßen gelangte er nach Pavia, wo er das Weihnachtsfest feierte, indes Arduin sich in die unzugängliche Mark Ivrea zurückzog. Von den Bischöfen und dem strengeren Teil des Klerus als Beschützer der Kirche gegen

die Gewaltthätigkeit der Großen freudig begrüßt, begab sich Heinrich nach Ravenna, wo Benedikt mit ihm zusammentraf. Auch der fromme Abt Odilo, das Haupt der Cluniacenser, hatte sich in Pavia bei ihm eingestellt. Nach Abhaltung einer Synode, auf welcher „viele Übelstände der Kirche gerügt, alte Wunden geheilt, mißachtete Ordnungen in Erinnerung gebracht wurden", brach der König nach Rom auf, wohin der Papst vorangeeilt war, um ihm einen feierlichen Einzug zu bereiten. Der Anblick der geharnischten Scharen Heinrichs schreckte die Gegenpartei von jedem Widerstande ab, so daß der König und sein Gefolge friedlich in die heilige Stadt einzogen, begleitet von den Scholen und zwölf Senatoren, „von denen sechs mit langen Bärten, die übrigen bartlos, alle Stäbe in der Hand, „mystisch" einherschritten". Am 14. Februar fand die feierliche Salbung und Krönung Heinrichs und Kunigundens statt, worauf der neue Kaiser die Königskrone, die er bisher getragen, dem Apostelfürsten und den ihm vom Papste zum Geschenk überreichten goldenen Reichsapfel, mit Edelsteinen und einem strahlenden Kreuze verziert, das Sinnbild der Reichsgewalt, dem Kloster von Clugny weihte. Wie viel man auch in der Folge von einem Treueid fabelte, durch welchen Heinrich sich als Lehnsmann des Papstes bekannt, und von Schenkungen an den römischen Stuhl, der neue Kaiser handelte ganz im Sinne der Ottonen und übte die schutzherrlichen Rechte mit Ernst und Strenge. Nur insoweit erwies er sich gegen die Tuskulanische Partei dankbar, daß er den zweiten Bruder Benedikts, Romanus, zum „Senator der Römer" ernannte und ihn somit nebst seinem Bruder Alberich an die Spitze des römischen Adels stellte und daß er den Papst unterstützte, als dieser im Bunde mit seinen Brüdern die trotzigen Feudalherren in der Campagna und Sabina zum Gehorsam und zur Lehnspflicht zwang, die festen Burgen brach und das Ansehen des Apostelsitzes neu befestigte.

Einzug in Rom und Kaiserkrönung. 1014. 14. Febr.

Vergebens erregte die Adelspartei, aufgestiftet von den Söhnen des Markgrafen Otbert und den Anhängern Arduins, einen Aufstand gegen die Deutschen, wobei auf der Brücke zur Engelsburg heftig gekämpft wurde, bis die Nacht einbrach; die Erhebung diente nur dazu, den Sieg der kaiserlichen Partei vollständig zu machen. Die Anstifter derselben und mehrere andere gegnerische Häupter wurden als Geiseln über die Alpen geführt. „Seit Ottos I. Zeiten," bemerkt Gregorovius, „wiederholten sich diese Tumulte fast bei jeder Krönung, so daß sie als Schlußszene der Feierlichkeit hätten betrachtet werden können. So oft die designierten Kaiser in Rom einzogen, wurden sie mit offiziellen Hymnen begrüßt, und wenn sie sich aus St. Peter oder von der lateranischen Tafel entfernten, erhob sich das wütende Römervolk, die Fremdlinge aus der Stadt zu treiben, und die Kaiser Roms verließen dieselbe häufig in Eile, nachdem sie ihren neuen Purpur durch tiefe Ströme von Blut geschleift hatten."

Aufstand in Rom. 22. Febr.

Bald darauf zog Heinrich von Rom weg, besorgt, Otbert, den er seiner Pfalzgrafschaft beraubt, und Arduin möchten ihm im Rücken neue Unruhen bereiten. Beladen mit Schätzen von den eingezogenen Gütern der bezwungenen Großen kehrte er über Verona nach Deutschland zurück, allenthalben mit Jubel

Italien bezwungen und beruhigt.

begrüßt. Das Pfingstfest feierte er bereits wieder in seinem geliebten Bamberg. Arduin, auf einige Berge und Städte beschränkt und von den Grafen und
Dez. 1015. Bischöfen der deutschen Partei befehdet, „warf endlich, von seinen Vasallen verlassen und vom Kaiser verachtet, sein Schwert hin und hüllte sich in die Kutte St. Benedikts, um im Kloster Fructuaria als eine verschollene Größe zu verschwinden“.

Mit Arduin, dem letzten Eingeborenen, der den Titel eines Königs von Italien geführt, verlor die nationale Partei ihr Haupt und das tief zerrüttete Land kam allmählich zur Ruhe, so daß Heinrich Gnade und Versöhnung walten lassen konnte. Er entließ die Verbannten in ihre Heimat und setzte die meisten wieder in ihre Güter und Lehen ein. Dennoch hielt er fortwährend ein wachsames Auge auf Italien. Seine Sendboten, welche in den Städten Tusciens und der Lombardei ihre Wohnsitze aufschlugen und die kaiserlichen Rechte übten, bildeten einen festen Kern und Halt für die deutsche Partei, zu der besonders die Bischöfe gehörten, deren Einsetzung Heinrich als unbestreitbares Recht in Anspruch nahm. Und so wenig fühlte er sich durch Rücksichten gegen den päpstlichen Stuhl in der Freiheit seines Handelns gebunden, daß er seinen Bruder, den Erzbischof Arnold, mit der Stadt Ravenna und den Grafschaften des Exarchats belehnen ließ, die doch an Gerbert abgegeben worden waren. Manche deutsche Geistliche, die Heinrichs Kapelle bedient hatten, wurden mit reichen italienischen Bistümern belohnt, und häufig mußten die Großen in ihren Streitigkeiten auf des Kaisers Hof- und Reichstagen auf deutscher Erde ihr Recht suchen.

Boleslaws Entwürfe.

Während Heinrich in Italien weilte, hatte Boleslaw seinen russischen Feld-
1015. zug siegreich beendigt. Bald nachher starb Wladimir und an seine Stelle trat Swätopolk, Eidam und Bundesgenosse des Polenherzogs. Dieser Umschwung scheint den kühnen Mann mit dem Gedanken erfüllt zu haben, die gesamte Slawenwelt zu einem Bund zu vereinen und dem großen, aber zwieträchtigen Deutschen Reiche eine starke, geschlossene Gegenmacht aufzurichten, an der alle Eroberungszüge scheitern sollten. In Heinrichs Abwesenheit ließ er durch Abgesandte bei den wendischen Stämmen in den deutschen Marken und bei den Böhmen das Gefühl der Stammverwandtschaft wecken und für seinen Plan werben. Sein Sohn Mieczyslaw begab sich nach Prag, um dem Herzog Udalrich die Blutsverwandtschaft und die Vorteile eines nationalen Bündnisses dringend ans Herz zu legen. Zugleich durchzogen polnische Sendlinge Oberitalien, um dem deutschen Könige Feinde zu erwecken; selbst den Papst suchte er mit Mißtrauen wider Heinrich zu erfüllen: dieser hindere ihn, dem apostolischen Stuhle den versprochenen Zins zu zahlen.

Mieczyslaws Auslieferung.

Zum Glück für das Deutsche Reich überwog bei den slawischen Völkern die Furcht vor einer polnischen Gewaltherrschaft das Nationalgefühl und die Stammesgemeinschaft. Statt auf die Vorschläge Boleslaws einzugehen, nahm Udalrich dessen Sohn Mieczyslaw gefangen und lieferte einige Zeit nachher „das Junge des Löwen“ mit einigem Widerstreben dem Kaiser aus. Nun gab der Pole vor der Hand seinen Plan auf und bemühte sich wieder um Heinrichs Freundschaft, damit ihm dieser den Sohn zurücksende. Der Kaiser, erzürnt über den wieder-

holten Treubruch, zögerte mit der Auslieferung, bis Boleslaw sich auf einem Fürstentag von den wider ihn erhobenen Anklagen gerechtfertigt haben würde. Aber umsonst ließ Heinrich eine Vorladung nach der andern ausgehen; der Polenfürst erschien nicht. Desto eifriger war er bemüht, durch Bestechung in der Umgebung des Kaisers Freunde zu werben, und deren Bemühungen hatte er es zu danken, daß auf einem Fürstentage zu Merseburg die Freilassung Mieczyslaws beschlossen und ausgeführt ward, ohne daß man dem Vater andere Bedingungen als die allgemeine Versicherung getreuer Vasallenpflicht auferlegt hätte. Aber diese Verpflichtung lastete nicht schwer auf dem Gewissen des Slawen. Die verzögerte Auslieferung diente ihm als Vorwand, jede Aufforderung zu persönlichem Erscheinen vor dem Richterstuhl des Oberlehnsherrn verächtlich von sich zu weisen, und als Heinrich die Herausgabe der eroberten Landschaften begehrte, antwortete Boleslaw trotzig, er werde behalten, was sein Eigentum sei, und das Fehlende noch dazu erobern. Zu spät erkannte jetzt der Kaiser die Wahrheit der Worte des Erzbischofs von Magdeburg, der in Merseburg die Entlassung Mieczyslaws widerraten hatte, weil Boleslaw darin ein Zeichen der Schwäche erkennen werde, und beschloß durch einen neuen Feldzug den unbotmäßigen Lehnsfürsten zum Gehorsam zu zwingen.

Der Kriegsplan war im großartigen Maßstab entworfen. Während der Kaiser selbst von Torgau aus mit dem Hauptheer an die Oder zog, sollte Herzog Bernhard mit einem zweiten sächsischen Heere, von den Liutizen begleitet weiter nordwärts an denselben Strom vorrücken und ein drittes aus Bayern und Böhmen bestehend seinen Weg durch die Lausitz nehmen. Heinrich setzte bei Krossen über die Oder und nötigte Mieczyslaw, der ihn umsonst am Übergang zu hindern gesucht, zum Rückzug nach Osten: da aber die beiden andern Heeresabteilungen, durch die Angriffe Boleslaws und die Schwierigkeiten des Weges zurückgehalten, nicht rechtzeitig eintrafen, so sah sich der Kaiser bald wieder zum Rückzug über die Oder genötigt. Er bewerkstelligte glücklich den Übergang; als aber das Heer auf beschwerlichen Märschen nach der Elbe zog, wurde die Nachhut in einer sumpfigen Gegend am Bober von Boleslaws Reitern und Bogenschützen aus einem Hinterhalte überfallen und nach tapferem Kampfe größtenteils erschlagen. Über zweihundert der trefflichsten Ritter, unter ihnen Markgraf Gero von der Lausitz und Graf Folkmar, deckten das Schlachtfeld. Nur wenige retteten sich mit dem verwundeten Erzbischof von Magdeburg zu dem Kaiser. Rasch durchflog nun das polnische Reiterheer die deutschen Markländer bis an die Elbe und bedrängte sogar, über den Strom setzend, die Grenzstadt Meißen. Schon standen die Holzhütten der Vorstadt in Flammen und selbst in der Feste brach an zwei Stellen Feuer aus; aber die tapfere Besatzung, unterstützt durch die Frauen, welche den Männern Steine und Geschosse zutrugen und den Brand in Ermangelung des Wassers mit Met löschten, leistete so heftigen Widerstand, daß Mieczyslaw endlich vom Kampfe abließ und, besorgt über das plötzliche Anschwellen des Flusses, sein Heer zurückführte. So wurde Meißen dem Reiche gerettet. Aber alles Land auf der Ostseite der Elbe blieb im Besitze des Polenherzogs. Weder der Kaiser, den die burgundischen Angelegenheiten nach dem Süden riefen, noch die sächsischen Großen, die durch innere Fehden, besonders zwischen dem Markgrafen Bernhard und dem Erzbischof von Magdeburg, im eigenen Lande beschäftigt waren, trafen Anstalten zur Wiedereroberung.

Polenkrieg. 1015. August 1015. 1. Septbr. Mieczyslaw vor Meißen. 1016.

Neuer Feldzug gegen Boleslaw. 1017. 1018. So vergingen zwei Jahre, ohne daß von seiten des Reiches ein neuer Waffengang gegen den abtrünnigen Slawenfürsten unternommen worden wäre. Dadurch wuchs Boleslaws Übermut. Einer aus den angesehensten Fürsten und Bischöfen bestehenden Gesandtschaft begegnete er bei einer Zusammenkunft an der Mulde mit Übermut und Verachtung. Endlich entschloß sich Heinrich zu einem neuen Krieg. Es war ihm gelungen, seine feindlichen Schwäger Heinrich und Dietrich zu versöhnen und für seine Sache zu gewinnen, Markgraf Bernhard hatte sich der ihm auferlegten Buße unterzogen und mit Magdeburg Friede gemacht; ein kaiserliches Gebot untersagte jede Verbindung sächsischer Großen mit dem Polenfürsten aufs strengste. Nachdem Heinrich auf diese Weise die Verhältnisse des Reiches so geordnet, daß von der Seite keine Hindernisse im Wege standen, trat er mit Rußland und Ungarn in Verbindung, um einen gleichzeitigen Angriff von Osten und Südosten herbeizuführen. Denn in Kiew hatte Wladimirs Sohn Jaroslaw den polnisch gesinnten Swätopolk der Herrschaft beraubt und brannte vor Verlangen, an Boleslaw Rache zu nehmen. So wurde im Sommer 1017 der Krieg wider Boleslaw und seinen Sohn Mieczyslaw von drei Seiten eröffnet. Der Herzog von Böhmen, der Markgraf von Österreich und die Liutizen sollten das Reichsheer, zu dem besonders die deutschen Bischöfe zahlreiche Mannschaften stellten, unterstützen. Wenn wir trotz dieser großartigen Anstalten vernehmen, daß auch dieser Kriegszug zum Ruhm und Vorteil der Polen ausging und die verlornen Landschaften nicht zurückerobert wurden, so müssen wir die Ursache teils in der überlegenen Kriegskunst Boleslaws, teils in der Planlosigkeit der Kriegsführung und in den Schwierigkeiten des Feldzugs suchen. Denn während das Hauptheer unter Heinrichs eigener Führung bei der Belagerung der Festung Nimptsch in Schlesien lange aufgehalten wurde, brach Mieczyslaw wiederholt in Böhmen ein und verwüstete das Land weit und breit, und im Osten traf Boleslaw so gute Verteidigungsanstalten, daß Jaroslaws Angriffe wenig Erfolg hatten. Stephan von Ungarn aber scheint sich mit der Eroberung einiger günstig gelegenen Burgen auf der Grenze begnügt zu haben. Nach vergeblichen Anstrengungen mußte endlich das deutsche Heer unter unsäglichen Beschwerden und Leiden einen verlustvollen Rückzug über das unwegsame böhmische Gebirgsland antreten, während die Feinde das Land zwischen Elbe und Mulde mit Feuer und Schwert heimsuchten und über tausend Gefangene und große Beute wegführten. Zugleich waren im Heere selbst Zerwürfnisse zwischen den Sachsen und Liutizen ausgebrochen, so daß die letzteren ergrimmt heimzogen und ihre Treue wankte. Unter diesen Umständen fand die Friedensbotschaft Boleslaws, der die zahlreichen Friede von Bautzen. 1018. Feinde doch auf die Dauer nicht zu bestehen hoffen konnte, am kaiserlichen Hofe geneigtes Gehör. Schon am 30. Januar schlossen mehrere geistliche und weltliche Fürsten im Namen des Kaisers den Frieden von Bautzen, welcher den Herzog im Besitze der eroberten Landschaften belassen zu haben scheint, wogegen dieser aufs neue das Lehnsverhältnis beschworen haben wird. Die Vermählung des alten Fürsten mit Oda, der Schwester des Markgrafen Hermann, in fünfter Ehe und seines Sohnes Mieczyslaw mit Richeza, der Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried und Enkelin Ottos II., sollte den Frieden besiegeln und dauerhaft machen. So wurden die Ostmarken dem Reiche entfremdet und auf Jahrhunderte hinaus blieb Polen der germanischen Welt gegenüber der unbesiegte Kern, Mittelpunkt und Halt des westlichen Slawentums; doch wurde durch den Frieden von Bautzen Boleslaws Plan eines großen selbständigen Slawenreichs vereitelt. Wie mächtig und unbeschränkt auch der Herzog über sein Land gebot, er blieb doch Lehnsfürst und Vasall des Kaisers; und so lange Heinrich lebte, schmückte keine Königskrone sein Haupt.

Noch in demselben Jahre zog Boleslaw siegreich nach Kiew und setzte seinen Schwieger-

sohn wieder auf den russischen Thron. Deutsche Kriegsmannschaft begleitete ihn auf diesem Zuge. Zum Dank dafür schickte er dem Kaiser kostbare Geschenke aus der Siegesbeute.

5. Die letzten Regierungsjahre Heinrichs II.

Der Krieg gegen Polen hatte hauptsächlich deshalb zu keinen glänzenderen Resultaten geführt, weil die Kämpfe der Großen untereinander und der widerspenstige Geist mancher Grafen und Bischöfe des Königs Unternehmungen lähmten und ihn bald nach dieser bald nach jener Gegend riefen. Das wandernde Leben und die Vielgeschäftigkeit der deutschen Könige, die dem Reiche den Charakter der Zerfahrenheit aufdrückten, wurden von keinem Herrscher soweit getrieben als von Heinrich II. Seine unruhige, an rastlose Thätigkeit gewöhnte Natur und die Fehden in allen Teilen des Reiches trieben ihn fortwährend von einem Orte zum andern und gestatteten ihm nicht, irgendwo eine dauernde Wohnstätte aufzuschlagen. Die Vielgeschäftigkeit des Königs.

Nicht nur daß ihn die oben geschilderten Händel wiederholt nach Lothringen riefen, daß die Vorgänge in Schwaben, wo der Streit der beiden Konrade gegen Adalbero von Kärnten in offene Fehde überging und die Parteien in einem Treffen bei Ulm ihre Kräfte maßen; die burgundischen Angelegenheiten führten ihn an die Rhone und in das Alpenland der Schweiz, ohne daß er im stande gewesen wäre, den trägen und wankelmütigen König, der durch das Straßburger Abkommen (1016) seinem kaiserlichen Neffen die Regierung Burgunds in Form einer Belehnung übertragen hatte, zu der vertragsmäßigen Abtretung zu vermögen, noch den Widerstand des einheimischen Adels, der die Besitzergreifung auf alle Weise zu hindern suchte, mit Waffengewalt niederzuschlagen. Mißmutig gab er endlich die erfolglosen Bemühungen auf. Noch schwieriger und drohender waren die Verhältnisse in Sachsen, wo mächtige Fürstenhäuser in ewigen Fehden widereinander zu Felde lagen, wo der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Paderborn und Münster, der alte Bischof Bernward von Hildesheim u. a. mit dem herzoglichen Hause der Billungen in viele Kämpfe verwickelt waren. Lothringen u. Schwaben. 1019. Burgundien. Sachsen.

Bei dieser Lage der Dinge erlahmte die Mission bei den Slawen und das Heidentum gewann neuen Boden. Die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg verließen ihre Sprengel und suchten Zuflucht bei dem Kaiser; die Liutizen, des Kaisers heidnische Bundesgenossen, wurden durch das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit immer übermütiger. Sie bekriegten Mistislaw, den christlichen Abodritenfürsten, der mit dem Billungen in Lehnsverband stand. Die heidnischen Abodriten, denen das Christentum und die sächsische Oberherrschaft gleich verhaßt war, schlossen sich den Liutizen an; vor ihrer vereinten Macht floh Mistislaw mit seiner Familie nach Sachsen und gab dadurch die Christen seines Landes dem härtesten Schicksale preis. Die Kirchen und Klöster wurden niedergerissen, Priester und Mönche getötet oder unter Hohn und Martern mit Geißelhieben fortgetrieben; im Bistum Oldenburg starben sechzig Priester unter den Mörderhänden der racherfüllten Heiden. Umsonst flehten Bischof und Herzog den Kaiser um Hilfe an: er vertröstete sie mit Versprechungen, die er nicht Das Christentum bei den Wenden in Gefahr. 1019. 1020.

halten konnte oder wollte. So verstrichen zwei Jahre; mittlerweile „wucherte das Heidentum weiter und weiter um sich und die Herrschaft der Sachsen im
1020. Wendenlande war nahezu vernichtet". Bald darauf geriet der Herzog Bernhard mit dem Kaiser selbst in Fehde, wodurch die heidnischen Slawen an den Gestaden der Ostsee sich immer mehr befestigen konnten. Erst als die Feindseligkeiten zwischen Heinrich und den Billungen durch die Vermittelung der Kaiserin und einiger wohlgesinnten Bischöfe beigelegt waren, schritt man wieder zur Heilung der Wunden. Durch die vereinte Thätigkeit des Erzbischofs Unwan von Bremen und des Herzogs wurden die Abodriten und Wagrier unter die sächsische Oberhoheit zurückgebracht und Mistislaw wieder eingesetzt; aber Christentum und Kirche blieben noch lange im Zustande tiefster Zerrüttung. Bischof Bernhard von Oldenburg kam nicht mehr zum ruhigen Besitz seiner Einkünfte. Er starb im Jahre 1023 in Hildesheim, und wir erfahren nicht, ob der Nachfolger seinen Sitz je einnehmen konnte. Der Götzendienst lebte von neuem unter den wendischen Stämmen auf, und nur einige zerstreute Gemeinden sammelten sich noch in Andacht um das Kreuz Christi. Wahrlich, die Vorstellungen der Zeitgenossen von der Macht eines deutschen Kaisers müssen sehr gering gewesen sein, wenn ein sächsischer Chronist die Reise Heinrichs durch Sachsen im Jahre 1021 einen Triumphzug nennen konnte. „Von allen Seiten Europas kamen Gesandtschaften und ehrten den Kaiser, der sich in aller Fülle seiner Macht zeigte, die Treuen belobte und belohnte, die Ungehorsamen bestrafte und züchtigte, die
Der Papst in Deutschland. 1020. Ruhe des Vaterlandes durch weise Anordnungen schirmte." Einen Triumph freilich hatte Heinrich kurz zuvor gefeiert: der Papst hatte sich bewegen lassen, die Alpen zu übersteigen, um Ostern 1020 den Dom zu Bamberg, des Königs Stolz und Lieblingswerk, mit einem glänzenden Einweihungsfeste zu verherrlichen und das neue Bistum samt der Abtei Fulda, die er auf dem Rückweg in Begleitung des Kaisers besuchte, unter den unmittelbaren Schutz des apostolischen Stuhles zu stellen.

Die rheinischen Metropolitansitze neu besetzt. 16. März 1021. Einen zweiten Sieg brachte dem König der Tod des Erzbischofs Heribert von Köln, seines alten Gegners, an dessen Stelle nunmehr Piligrim, ein am Hofe erzogener, dem kaiserlichen Hause verwandter, weltkluger und ehrgeiziger Prälat, welcher seit einer Reihe von Jahren der italienischen Kanzlei vorgestanden, den wichtigen Metropolitansitz
17. Aug. einnahm. Und als einige Monate später der alte Erkanbald von Mainz aus der Welt ging, wurde Aribo, ein Vetter Piligrims, „ein junger Mann voll Feuereifer und mit weit aussehenden Planen", der gleichfalls längere Zeit in der kaiserlichen Kapelle gedient hatte und die Gunst der Kaiserin in hohem Grade besaß, auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben. Somit waren, da auch Poppo von Trier zu des Kaisers Anhängern und Vertrauten gehörte, die drei rheinischen Metropolitansitze in befreunde-
Papst Benedikt VIII. ten Händen. Bald nachdem der Papst den deutschen Boden verlassen, traf der Kaiser Vorkehrungen zu einem dritten Zug nach Italien. Benedikt VIII., ein kraftvoller Herrscher, welcher mit Hilfe seiner mächtigen Familie, besonders seines Bruders Romanus, die römischen Großen in der Sabina und Campagna zur Anerkennung der päpstlichen Obmacht zwang, welcher in Verbindung mit den emporblühenden Handelsstädten

Pisa und Genua die arabischen Seeräuberscharen im Tuskischen Meere mit Erfolg bekriegte und sie zuerst von dem Küstenlande, dann von der Insel Sardinien, ihrem langjährigen Schlupfwinkel, verdrängte und mit dem Plane umging, Kalabrien und Apulien von der Herrschaft der Byzantiner zu befreien und zu dem Behuf die Niederlassung der Normannen begünstigte, hatte in Bamberg den Kaiser aufgefordert, noch einmal über die Alpen zu ziehen, um die Reichsgewalt im Süden der Halbinsel herzustellen. In seinem Gefolge befand sich der tapfere Normannenfürst Rudolf und der „Herzog" Melus. Langobarde Melus, der zuerst die Waffen gegen die Griechen erhoben, aber bei Cannä eine blutige Niederlage erlitten hatte. Heinrich versprach dem Papste, daß er sobald als möglich mit einem Heere in Italien erscheinen werde, und belehnte Melus mit Apulien. Aber mitten unter den Festfreuden starb der Langobarde in Bamberg und Heinrich konnte ihn nur noch auf dem Grabsteine als „Herzog von Apulien" ehren. — Die Die Byzantiner. Unruhen in Deutschland hinderten den Kaiser sein Versprechen zu erfüllen. Unterdessen befestigten die Byzantiner von neuem ihre Herrschaft in Unteritalien. Der Statthalter (Katapan) von Bari erbaute eine Feste, der er den Namen Troja gab, brachte die langobardischen Fürsten von Capua und Salerno und den Abt von Monte Cassino zur Anerkennung der griechischen Oberhoheit und rückte, nachdem er die Normannenburg am Garigliano erobert und den Befehlshaber Dattus zu Bari in einen Sack genäht ins Meer geworfen, drohend in die Nähe der päpstlichen Besitzungen.

In dieser Not sandte der Papst dringende Mahnrufe an den Kaiser und Dritter Zug nach Italien. dieser zögerte nicht länger mit seiner Hilfe. Nachdem er die Reichsgrenzen in 1021. 1022. Sachsen gesichert, führte er das Heer in den ersten Tagen des Dezember über den 1021. Brennerpaß nach Verona. Das Weihnachtsfest feierte er bereits in Ravenna bei seinem Bruder Arnold. Verstärkt durch die Kriegsmannschaften der Bischöfe und weltlichen Herren der Lombardei ließ er hierauf das Heer in drei Abteilungen 1022. südwärts ziehen, um durch das tuskische und römische Gebiet gegen die Griechen vorzurücken. Schon im März nahm er seinen Aufenthalt in Benevent, wo sich der Papst bei ihm einfand; nach einer schweren Belagerung fiel auch die neue Festung Troja, deren Einwohner dreizehn Wochen lang den Stürmen und den Leiden des Hungers getrotzt, in seine Gewalt. Der Kaiser hatte geschworen, die übermütige Bürgerschaft auszurotten, aber er ließ sich durch die Thränen und Bitten eines um Gnade flehenden Kinderzuges erweichen. Mittlerweile hatte Erzbischof Piligrim von Köln, welcher über Rom nach Kampanien vorgedrungen, Capua und Salerno erobert, Neapel und Amalfi zur Huldigung gezwungen. Pandulf von Capua wurde in Ketten über die Alpen geführt, sein Bruder, Abt Atenulf von Monte Cassino, fand, als er sich nach Konstantinopel flüchten wollte, durch einen Schiffbruch den Tod in den Wellen. Ihre Stellen erhielten zuverlässige Männer. Die Neffen des „Herzogs" Melus wurden mit Lehngütern beschenkt. Nach solchen Thaten kehrte der Kaiser noch in demselben Sommer über Rom nach Deutschland zurück, allein mit einem Heere, dessen Reihen durch Fieber und Pest furchtbar gelichtet waren. Noch vor Ende des Jahres war Heinrich wieder in Sachsen; aber gar mancher tapfere Mann moderte in welscher Erde.

Niemand gewann mehr durch Heinrichs II. Römerzug als Benedikt VIII.

Beabsichtigte Kirchenreform. Waren auch die Griechen nicht aus Italien verdrängt, so waren doch die Grenzen gesichert und dem apostolischen Stuhl Macht und Ansehen verliehen. Im Gefühle der neuen Stellung suchte er dem Papsttum den verlorenen Einfluß auf die gesamte Kirche des Abendlandes zurückzugeben, und indem er die Reformbestrebungen der Benediktiner von Clugny begünstigte, machte er das Papsttum zum Wächter und Hort einer tieferen Religiosität und Sittlichkeit. Schon Benedikt begann auf der Synode zu Pavia den Kampf gegen die Priesterehe, die unter dem lombardischen Klerus aller Grade herrschend war, und gegen die Simonie, der sich geistliche und weltliche Fürsten ohne Scheu schuldig machten; und wenn auch der apostolische Stuhl unter schwachen Nachfolgern wieder von seiner Höhe herabsank, so ward doch durch ihn der Weg gezeigt, auf welchem das Papsttum schließlich zur Weltherrschaft gelangen mußte. Heinrich II. begünstigte diese Reformbestrebungen auf alle Weise: er suchte den Paveser Synodalbeschlüssen allgemeine Gültigkeit zu verschaffen und bedrohte die Übertretung derselben mit weltlichen Strafen; auch war er aufs eifrigste bemüht, die Zwistigkeiten unter den deutschen Kirchenhäuptern auszugleichen, das oberhirtliche Ansehen des apostolischen Stuhles über die gesamte Kirche zu stärken und den geistlichen Stand im Sinne der Cluniacenser zu bessern. Ein allgemeiner Weltfriede sollte dieser Kirchenreformation den Boden bereiten. Zu dem Behuf hielt er (Aug. 1023.) am Einfluß des Chiers in die Maas mit König Robert von Frankreich eine Zusammenkunft, wobei sie sich feierlich Bündnis und Freundschaft gelobten, und traf dann mit dem Burgunderkönig ähnliche Verabredungen. Er bedurfte kräftiger Bundesgenossen, da er bei dem deutschen Klerus, namentlich der Mainzer Kirchenprovinz, wo der von Willigis genährte Unabhängigkeitssinn fortlebte, auf heftigen Widerstand gefaßt sein mußte. Denn hier bildete sich unter der Leitung des klugen, gewandten und ehrgeizigen Erzbischofs Aribo eine ähnliche Opposition gegen den päpstlichen Primat wie einst in Rheims.

Der deutsche Klerus. Der rheinische Metropolite stellte nicht nur die seit der Karolingischen Zeit in Verfall geratenen Sendgerichte wieder her, er ließ auch auf der Synode von Seligenstadt (13. Aug. 1022.) Beschlüsse fassen, welche die Episkopalgewalt gegen die Übergriffe Roms schützen sollten. Alle, welche sich den Sendgerichten zu entziehen versuchten, wurden mit einer gerichtlichen Ladung vor ein Provinzialkonzil bedroht; Appellationen nach Rom sollten nur mit Erlaubnis des Bischofs gestattet und päpstliche Absolutionen und Dispensationen ungültig sein, wenn nicht zuvor die von dem Priester auferlegten Strafen abgebüßt wären. Darin lag eine Auflehnung gegen die Isidorischen Dekretalen, denen auch Benedikt VIII. allgemeine Geltung zu verschaffen bemüht war. Und gerade jetzt trat in Deutschland ein Fall ein, der, wie einst bei König Lothar II. das kirchliche Oberhaupt mit der Landesgeistlichkeit in einen schweren Konflikt zu verwickeln drohte. Graf Otto von Hammerstein und Irmengard. Der reiche und tapfere Graf Otto, der auf der festen Burg Hammerstein am rechten Ufer des Rheins, gegenüber von Andernach, seinen Sitz hatte, lebte mit Frau Irmengard, seiner schönen Verwandten, in einer nach den Kirchengesetzen unerlaubten Ehe. Umsonst hatte bereits im Jahre 1018 eine Synode zu Nimwegen den Bann über das gräfliche Paar ausgesprochen und die Auflösung ihres Ehebundes gefordert; von lei-

denschaftlicher Liebe entflammt weigerte sich Otto dem Gebote Folge zu leisten, und als der Kaiser dem Beschluß der Kirche mit Waffengewalt Nachdruck verlieh, trotzte er in seiner unüberwindlichen Feste mehrere Monate dem Reichsheer, das Heinrich selbst wider ihn ins Feld führte. Endlich wurde die tapfere Burgmannschaft durch Hunger zur Ergebung gezwungen, worauf der Graf und Irmengard „als Märtyrer treuer Liebe" ins Elend zogen. Aber sie ließen nicht voneinander und lebten nach wie vor in ehelicher Gemeinschaft, den Fluch der Kirche verachtend. Nach vier Jahren endlich gelang es dem Kaiser, den Grafen zu bewegen, daß er vor einer Synode zu Mainz erschien und Besserung versprach; aber Irmengards Sinn war unbeugsam. Der Reichsacht und dem Bannfluche der Synode trotzend begab sie sich nach Rom, um von des Papstes Gnade die Dispensation zu erflehen. Die Spannung zwischen Rom und dem deutschen Klerus erhielt durch diesen Zwischenfall neue Nahrung. Ein heftiger Konflikt drohte auszubrechen. Der Kaiser nahm Partei für den Papst; Erzbischof Piligrim von Köln, der mit Botschaften über die Alpen geschickt ward, kehrte reich beschenkt und mit der neuen Würde eines „Bibliothekar des apostolischen Stuhles" beehrt nach Deutschland. Aus einem merkwürdigen Schreiben, welches die Suffraganbischöfe von Mainz an den heil. Vater richteten, ersieht man, daß der deutsche Klerus durch Gerüchte beunruhigt wurde, der heil. Vater wolle den Mainzer Metropoliten seiner erzbischöflichen Würde und Ehren berauben.

Da trat der Tod unerwartet als Vermittler des Streites ein, auf der einen Seite alle Drohungen und Befürchtungen verscheuchend, auf der andern teuere Wünsche und Hoffnungen zerstörend. Im Frühjahr schied Papst Benedikt aus dem Leben; sein Bruder Romanus, bisher „Senator aller Römer", wurde unter dem Namen Johann XIX. sein Nachfolger, ein Edelmann, der wohl in weltlichen Dingen die Wege Benedikts wandelte, aber für die hohen Anliegen der Kirche kein Verständnis hatte. Die Nachricht von dem Hingange des befreundeten Kirchenfürsten, verbunden mit den rasch aufeinander folgenden Trauerbotschaften von dem Tode mehrerer anderer Männer, die Heinrich als Stützen seiner Herrschaft angesehen, erhöhte des Kaisers verdüsterte Stimmung und beschleunigte seine Auflösung. Am 13. Juli des Jahres 1024 starb Kaiser Heinrich II. auf seiner Burg Grona bei Göttingen; der letzte Sprosse des sächsischen Herrscherstammes hauchte auf sächsischer Erde sein vielbewegtes Leben aus, ohne einen Leibeserben zu hinterlassen, der sein Nachfolger hätte werden können. Von schwächlichem Körper hat er sein Leben nur auf zweiundfünfzig Jahre gebracht. Seine Leiche wurde unter großen Feierlichkeiten in der Kathedrale zu Bamberg, seiner Lieblingsschöpfung, beigesetzt. Kunigunde, welche mit dem Beirat ihrer Brüder, Heinrich von Bayern und Dietrich von Metz, die Reichsgeschäfte bis zur neuen Königswahl fortführte, überlebte ihren Gemahl noch neun Jahre und wurde dann an seiner Seite beerdigt.

Tod des Papstes und Kaisers. 1024.

„Die alten Grabmäler beider sind längst zerstört; sie gingen in einer Feuersbrunst unter, die im Jahre 1081 den ersten Dom einäscherte. An der Stelle desselben erhob sich dann jenes ebenso würdige als prachtvolle Gotteshaus, dessen harmonische Formen ein kunstsinniger König unserer Zeit in der angemessensten Weise hat herstellen lassen, die schönste Zier und der heilige Mittelpunkt des anmutigen Bamberg und des ganzen Bamberger Landes. Hier erin-

nert ein kunstreicher Marmorsarkophag an Heinrich und Kunigunde; er ist das Werk eines Würzburger Meisters, welches der Fürstbischof Georg III. im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts aufstellen ließ. Die Verehrung des im Leben und Tode eng verbundenen Paares blieb vor allem in Bamberg heimisch. Heinrich und Kunigunde sind die Schutzpatrone des Bamberger Bistums; ihren Namen ist der Hochaltar des Domes geweiht, ihr Andenken lebt überall in dem Lande."

6. Charakter und Resultate seiner Regierung.

Der König und der weltliche Herrenstand.

Die Kirche hat Heinrich und Kunigunde unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und die geistlichen Schriftsteller haben manche Züge aufbewahrt, manche Legende erfunden, welche den Beinamen des „Heiligen" rechtfertigen sollten, unter dem der zweite Heinrich der Nachwelt überliefert worden ist. Aber wie sehr auch Religion und Kirche stets die wichtigsten Anliegen des Kaisers waren, wie sehr ihm die Bildung und Hebung des geistlichen Standes am Herzen lagen, wie eifrig er während seines ganzen Lebens beflissen war, die Satzungen und Anordnungen der Kirche pünktlich zu erfüllen und in allen Verhältnissen seine Ehrfurcht vor dem Heiligen bis auf die kleinsten Nebendinge zu bethätigen, so war doch diese Richtung nicht so vorherrschend, daß er darüber die übrigen Obliegenheiten seines Herrscheramtes vernachlässigt, Staatsverwaltung, Rechtspflege, Kriegführung aus dem Auge verloren, die Größe und Würde des Reichs und die Wohlfahrt der Völker zurückgesetzt hätte. Werfen wir einen Blick auf seine zweiundzwanzigjährige Regierung, so werden wir gestehen müssen, daß die Geschichte ein ganz anderes Bild von ihm liefert als die Legende von Heinrich dem „Heiligen". Der bayrische Herzog gelangte unter den schwierigsten Verhältnissen auf den deutschen Thron. Unter Otto III. war die Reichseinheit und die Königsmacht, welche die beiden Ahnherren des Hauses mit solcher Kraft und Folgerichtigkeit zu begründen gesucht, wieder zerfallen. Die große Zahl fester Burgen, die sich allenthalben erhoben, bezeugten die Macht, zu welcher auch in Deutschland die Feudalherren gelangt waren. Trotzig gegen die Könige, tyrannisch gegen die Untergebenen, fehdelustig und rachgierig gegen die Standesgenossen, voll Neid und Begehrlichkeit gegen die Kirche, war der weltliche Herrenstand ein Feind jeder gesetzlichen Ordnung, jedes Rechts- und Friedenszustandes. „Der Trotz, die Streitlust, die Selbsthilfe und in ihrem Gefolge die Blutrache der alten Germanen erwachten, nachdem sie in den niederen Klassen des Volkes mit der Freiheit gebrochen, nun gerade in den ersten Männern der Nation aufs neue." Wir haben gesehen, wie sorgfältig und unermüdlich Heinrich an der Aufrichtung des Landfriedens und der Begründung billiger Rechtsverhältnisse gearbeitet. Die Empörer und Unruhstifter, die Räuber und Wegelagerer wurden geächtet und ihrer Güter beraubt, viele Burgen wurden gebrochen, harte Strafbestimmungen gegen Friedensstörer erlassen. Wie viele kostbare Zeit mußte er mit der Unterdrückung aufrührerischer Großen in allen Gegenden seines Reiches verbringen! In manchen Fällen war er ein strenger Gebieter, der den

trotzigen Übelthäter mit zornigen Blicken und Worten niederschmetterte; aber häufiger suchte er durch Milde und Verzeihung die Widersacher zu versöhnen und zu einem friedlichen Verhalten zu bringen, ein Verfahren, durch welches er manchen ritterlichen Mann von edler Natur gewann, aber auch manchen trotzigen und verwegenen Burgherrn zu Abfall und Empörung verleitete.

In seiner Stellung als ein durch Wahl erhobener König, dem weder ein anerkanntes Erbrecht zur Stütze diente, noch eine von Heldenthaten getragene imponierende Persönlichkeit, lag der Keim der unendlichen Schwierigkeiten, womit Heinrich zu kämpfen hatte, lag die Ursache, daß er trotz aller Thätigkeit dem Reiche nicht die Würde und Majestät zu verleihen vermochte, die es unter Heinrich I. und dem großen Otto besessen, sie bedingte auch die besondere Art seiner Regierung. In viel umfassenderer Weise als seine Vorgänger sammelte er die geistlichen und weltlichen Großen auf Hof- und Landtagen um sich, um mit ihrem Beirate die Angelegenheiten in Staat und Kirche zu ordnen, beschränkte also freiwillig die monarchische Machtvollkommenheit durch eine Art Reichsstände. Er hoffte wohl dadurch in dem Herrenstande das Gefühl einer politischen Lebensgemeinschaft, eines allgemeinen Staatsinteresses zu wecken. Ferner war er bemüht, durch schriftliche Abfassung von Verträgen und Übereinkünften der Willkür Schranken zu setzen und den Eigenwillen der Einzelnen durch die Gebote der Pflicht und des Rechtsbewußtseins zu binden, ein friedfertiges Zusammenleben unter der fesselnden Macht der Gesetze zu begründen, die Schwachen und Gedrückten gegen Gewalt und Mißhandlung zu schirmen, den Königsschutz und den Königsfrieden zum Hort aller Bedrängten zu erheben. Die Verordnungen des Bischofs **Burkhard** von Worms, welche neben Bestimmungen über Ehe, Eigentum, Erbrecht u. a. auch Strafbestimmungen gegen Selbsthilfe und Friedensbruch enthalten, sind wohl unter Mitwirkung des Königs erlassen worden. Endlich wurde unter ihm die Erblichkeit der Lehen mehr und mehr die herrschende Ordnung, denn nur in seltenen Fällen ging er von dieser Ordnung ab und forderte für die Übertragung gewisse Vorteile in Geld oder Landabtretungen. Immer lag dem die Absicht zu Grunde, den Reichsfrieden zu wahren, dem Adel möglichst wenig Veranlassung zur Unzufriedenheit, zu Aufständen und Parteiung zu geben und die Grafen und Ritter näher an das Königtum zu knüpfen. Auch daß er sich von jeder „Hauspolitik" fern hielt, daß er seinen Verwandten keine Einwirkung, keine Bevorzugung einräumte, hatte ohne Zweifel denselben Grund. Das Königtum sollte ein Hort der Gerechtigkeit für alle sein. Wie hoch er auch seine Gemahlin ehrte, ihr Einfluß und ihre Fürbitte waren nicht vermögend, für ihre Brüder besondere Gnadenbeweise zu erwirken, mit bewaffneter Hand trat er den ehrgeizigen Bestrebungen derselben entgegen. Seinen einzigen Bruder Brun nötigte er in den geistlichen Stand zu treten; mit den Nachkommen des Herzogs Otto von Kärnten lebte er auf gespanntem Fuße. Warum sollte er, selbst kinderlos, sich für entfernte Seitenverwandten große Mühe geben, die keine

Heinrichs Politik.

hervorragenden Eigenschaften zu ihrer Empfehlung aufzuweisen hatten? So wurde durch ihn das deutsche Königtum in der Entwickelung zur Wahlmonarchie einen großen Schritt weiter geführt.

Seine Stellung zur Kirche. Auch in Heinrichs Haltung zur Kirche wirkten politische und religiöse Motive zusammen. Wenn ihn auch seit seiner Jugend, wo er in Bayern die auf Besserung der Klosterzucht gerichteten Bemühungen des Bischofs Wolfgang von Regensburg, des heil. Romuald im St. Emmeranskloster daselbst und des frommen Abtes Godhard von Altaich nach Kräften förderte, bis in die letzten Lebensjahre, wo er im Bunde mit dem Papste Benedikt VIII. und mit dem Abte von Clugny an einer durchgreifenden Reformation der Kirche arbeitete, ein großes religiöses und kirchliches Interesse erfüllte und beherrschte, so lag doch seinem engen Bunde mit der Kirche auch die Absicht zu Grunde, die Macht der Krone durch die Mittel der Kirche zu stärken, der weltlichen Aristokratie des Reichs, die, mehr und mehr in territoriale Interessen versunken, sich vom Ganzen absonderte, in der Geistlichkeit ein Gegengewicht zu schaffen, das den Zusammenhang des Reichs und die Einheit der Nation festhalten sollte. Darum erhob er besonders solche Geistliche, die in seiner Kapelle oder Kanzlei geschult waren und sich mit seinen Anschauungen und Zielen vertraut gemacht hatten, auf die erledigten Metropolitan- und Bischofsitze und setzte sie den wichtigen Reichsabteien vor. Aus allem geht hervor, bemerkt Nitzsch, daß sich bei ihm die Hingabe an die kirchlichen Ideen mit einer nüchternen Verstandespolitik vereinigte. Da unter einem der Kirche so ergebenen Fürsten wie Heinrich II. dieses Bündnis dem Klerus nur vorteilhaft sein konnte, so ließen sich die Bischöfe von ihm Eingriffe in ihre Gerechtsame gefallen, die sie jedem andern weltlichen Haupte energisch bestritten haben würden. Kein anderer König hat so eigenmächtig und rücksichtslos über die Bistümer und Abteien geschaltet, hat so gebieterisch das Investiturrecht geübt, so gewaltthätig in das Kirchengut eingegriffen. Dafür erkannte er auch das überlegene Verwaltungstalent der deutschen Geistlichkeit bereitwillig an, indem er viele Bistümer mit ausgedehnten Rechten und Gütern beschenkte.

Nicht nur die deutschen Metropolitansitze und Bistümer wurden von dem Kaiser an seine Auserkornen verliehen, nicht selten gegen den Willen der wahlberechtigten Geistlichkeit, oft durch Mittel, welche die freie Wahl zu einem Schein herabwürdigten; auch in Italien wurden die reichen, zu weltlichen Fürstentümern herangewachsenen Bistümer häufig nach königlicher Gunst und Gnade an Kleriker vergeben, die ihre Schule durch die Hofkapelle gemacht hatten. Die Klöster. Vor allem wurden die großen Reichsabteien von strengen Maßregeln betroffen in Beziehung sowohl auf die innere Organisation und Klosterzucht als auf Güter und Vermögen. Nicht nur in Bayern war das Mönchsleben entartet, im ganzen Reiche standen die Leistungen der Klöster mit dem Umfang ihrer Besitzungen in keinem Verhältnis. Daher wählten gar viele das gemächliche Leben hinter den Klostermauern, weniger aus innerem Drange und religiöser Vertiefung als aus Liebe zu einem bequemen, sorgenfreien, mitunter genußreichen Dasein. Daß darunter die klösterliche Zucht und der religiöse Ernst Not litt, war natürlich, und die Klagen über Unsittlichkeit, Zanksucht, Unthätigkeit mehrten sich. Nun

konnte Heinrich zwar die strenge Regel der Cluniacenser in die deutschen Klöster nicht einführen, aber es geschah wohl unter ihrer Einwirkung, daß er die großen Reichsabteien in Hersfeld, Reichenau, Fulda, Korvey u. a. eingreifenden Umgestaltungen unterwarf und einen großen Teil ihrer Güter einzog und zu andern Zwecken verwendete, daß er in den lothringischen Klöstern die Reformbestrebungen des Grafen Friedrich von Verdun, der das Schwert mit dem Mönchsgewande vertauschte, und seiner Gesinnungsgenossen Richard und Poppo so eifrig förderte, daß er „mit schneidender Schärfe in das verweichlichte und zuchtlose Klosterleben einschnitt“. Auch die Bistümer wurden von ihm streng zum Reichsdienst angehalten; zwar hat er manche Kirche mit wertvollen Gaben beschenkt, mancher Bischofsstadt Zoll-, Markt- und Münzrechte verliehen, manchen getreuen und brauchbaren Mann, wie Meinwerk von Paderborn u. a., mit königlicher Freigebigkeit belohnt. „Unaufhörlich aber mußten die Bischöfe und Äbte ihm Hof- und Kriegsdienste leisten, meistenteils den Unterhalt seines Hofes bestreiten; teils waren sie zu bestimmten Geldbeiträgen verpflichtet, teils mußten sie ihm größere Summen unter dem Namen von Geschenken geben.“ Sagte er doch selbst, „er erleichtere sich die Bürde des Regiments, indem er sie auf die Schultern der Bischöfe wälze“. Dafür erhöhte er sie auch wieder, erwies ihnen große Ehre und Auszeichnung und schützte sie vor den Gewaltthätigkeiten der Grafen und Ritter. Der Klerus erkannte, daß den König „ein tiefinnerlicher Zug zu der Kirche und ihren Ordnungen führe“, daß sein Herz der Religion und ihren Trägern warm zugethan sei, daß er in dem geistlichen Stande das Salz der Erde erblickte und die kirchlichen Satzungen ehrte und hochhielt, darum nahte er sich ihm mit Vertrauen und Hingebung. Die Bistümer.

Einen Vorzug hatte Heinrich vor seinen beiden Vorgängern voraus — er war ein deutscher Fürst. Nicht in der Begründung eines römischen Weltreichs, nicht in der Wiederbelebung abgestorbener Formen und Institutionen suchte er seinen Ruhm und sein Herrscherziel, sondern in der Herstellung und Befestigung des Deutschen Reichs, in der Aufrichtung eines gesicherten Rechtszustandes und gesetzlicher Ordnungen. Nicht von der Höhe des Aventin, sondern von seinen Pfalzen in Bayern und Sachsen überwachte er die abendländische Welt. In rastloser Thätigkeit durchzog er sein Gebiet von einem Ende zum andern, bald um abtrünnige Lehnsfürsten zu ihrer Pflicht zurückzuführen, bald um ungehorsame Vasallen niederzuwerfen, bald um des Reiches Rechte und Ehre zu wahren. In Italien wurde die kaiserliche Macht fester begründet, in Burgundien dem deutschen Namen eine neue ehrenvolle Zukunft vorbereitet, in den Niederlanden die wankende Oberhoheit des deutschen Königtums hergestellt: dennoch bietet seine Regierung kein erfreuliches Bild; keine kriegerischen Großthaten, keine idealen Bestrebungen knüpfen sich an die Gestalt des zweiten Heinrich. In den Ostmarken gerieten die kirchlichen Schöpfungen der Ottonen in Verfall; bei den Wenden verdorrten die Keime des Christentums; der Norden entzog sich dem Erzstift Hamburg, seitdem Kanut d. Gr. durch englische Priester den skandinavischen Völkern die Lehren des Evangeliums verkünden ließ; bei den slawischen Stämmen geriet das deutsche Missionswerk ins Stocken; und während in Ungarn und Polen unabhängige Königreiche auf christlicher Grundlage sich zu Macht und Ansehen erhoben, sah man unter der Reichsfahne die Heerhaufen der Charakter und Wirksamkeit.

Liutizen mit ihren Götzenbildern ins Feld ziehen. Fehden im Innern lähmten die Unternehmungen nach außen, und zu großartigem Wirken und Schaffen reichten die Kräfte und Anschauungen des Königs nicht hin. Heinrich II. hat sein Herrscheramt redlich und mit klarem Blick verwaltet, er hat mit Umsicht und Festigkeit gegen die widerstrebenden Elemente angekämpft; aber sein ganzes Thun hat ein kleinliches Gepräge, es fehlt der großartige Charakter, der bedeutsame Hintergrund, das ideale Ziel, es fehlen die begeisternden Motive. Es geht ein Zug diplomatischer Klugheit und praktischer Geschäftsgewandtheit durch seine Regierung, der nicht zu erheben und nicht zu erwärmen vermag, eine kleinliche Staatskunst inmitten gährender Elemente und überwuchernder Kräfte, die er nicht zusammenzufassen oder zu lenken verstand. Darum weilt das geschichtliche Interesse in minderem Grade bei der wenn auch in vielen Dingen rühmlichen Regierung Heinrichs II. als bei den poetischen Heldengestalten der Ottonen.

D. Das Römische Reich deutscher Nation und das Kulturleben im Zeitalter der Ottonen.

Bedeutung des römisch-deutschen Kaisertums.

Am Ende eines wichtigen, ereignisvollen Zeitabschnittes der deutschen und europäischen Geschichte angelangt, gönnen wir uns gleich dem Wanderer, der eine schwierige Anhöhe erstiegen hat, eine kurze Rast und werfen einen Blick zurück auf die durchschrittene Landschaft, um die Eindrücke zu sammeln, welche so mächtige Begebenheiten in der Seele des Menschen erwecken, und auch der Erscheinungen zu gedenken, die, weniger augenfällig, in dem Stillleben der Städte und der Kirche, in dem Gemüts- und Geistesleben zur Entfaltung kamen.

Die folgenreichste Begebenheit des zehnten Jahrhunderts war die zweite Herstellung des römischen Kaisertums durch Otto den Großen. Es war der zweite Versuch, das christliche Abendland durch eine einheitliche Reichsordnung zusammenzufassen, ihm durch den Glanz eines germanisch-römischen Kaisertums einen einigenden Mittelpunkt zu schaffen, die gespaltene Menschheit durch die Macht der Idee und des Glaubens zu einem Ganzen zu verbinden, in welchem die feindlichen Kräfte versöhnt und zu einem friedlichen Zusammenwirken gebracht werden sollten. Wie nach den Stürmen der Völkerwanderung Karl d. Gr. Romanen und Germanen in dem Frankenreiche vereinigte und dem alten und dem christlichen Rom die Elemente der Bildung entlehnte, welche die verschiedenartigen Volksbestandteile gleichartig formen sollte, so sammelte Otto I. von dem zertrümmerten Frankenreiche die kräftigeren Glieder, stärkte die beschränkte Gewalt eines Wahl- und Stammeskönigs durch den römischen Imperatorennamen und förderte die zivilisatorische Mission, die mit der Begründung des Christentums Hand in Hand ging, bei den heidnischen Völkern im Osten und Norden, bei jenen slawischen und skandinavischen Stämmen, die in endloser Zersplitterung und Vereinzelung ihre Lebenskräfte in kriegerischer Zuchtlosigkeit, in

störrischer Feindschaft gegen die christlichen Institutionen verbrauchten. Seinem Herrschergeiste genügten nicht die Ziele und Erfolge seines Vaters Heinrich I., er mischte sich in die inneren Anliegen des westfränkischen Reiches und warf sich zum Schiedsrichter auf in den Kämpfen der Feudalherren gegen die Karolinger; er nahm das Herzogtum Burgundien unter seine vormundschaftliche Obhut; er brachte Italien an das Deutsche Reich und dehnte seine oberlehnsherrlichen Rechte über die Dynasten von Tuscien und Kampanien aus. Und was er unternommen, war für seine Nachfolger Gesetz und Vorbild. Man hat dieses Ausschweifen des deutschen Herrscheramtes in die Weite vom nationalen Standpunkte aus scharf gerügt und insbesondere die Verbindung Deutschlands mit Italien und das Streben der Könige nach der römischen Kaiserwürde als die Quelle großen Unheils für das deutsche Volk erklärt. Wir haben die daraus hervorgegangenen Nachteile nicht verschwiegen: wir haben es beklagt, daß bei der unzulänglichen Herrscherkraft der jüngeren Ottonen über den italienischen Sorgen und Wirren die Eroberungen im Osten und Norden ins Stocken kamen und verfielen, daß in Polen, Böhmen und Ungarn sich selbständige Gewalten erhoben, daß die Bekehrung der Slawen und Magyaren zum Christentum nicht dem deutschen Episkopat, sondern dem Papsttum zur Machtvergrößerung gereichte, daß, während sich die Bistümer Prag und Gnesen und das gesamte Ungarnland der Metropolitangewalt von Mainz, Magdeburg und Salzburg entzogen, der römische Stuhl im Norden der Alpen ein solches Ansehen gewann, daß er ein halbes Jahrhundert nach dem Erlöschen des sächsischen Hauses dem deutschen König die Herrschaft über die abendländische Christenheit streitig machen konnte; daß die Reichsämter und Reichslehen erblich wurden und die Bande der Hörigkeit und Leibeigenschaft sich immer weiter ausdehnten, bis der gemeinfreie Mann auf deutscher Erde ebenso selten war wie im westlichen Nachbarlande. Auch der Verlust so vieler Tapferen, die dem Schwerte, dem ungewohnten Klima, den ansteckenden Krankheiten erlagen oder durch welsche Hinterlist und Tücke ins Grab sanken, wurde mit Recht beklagt. Bemerkt doch schon Thietmar von Merseburg: „Viele Nachstellungen finden sich in Romanien und Lombardien; den Ankömmlingen wird dort geringe Gastlichkeit zu teil, alles Erforderliche müssen sie schwer bezahlen und selbst dann sind sie vor Betrug nicht sicher; viele sterben durch Gift." Aber über diesen dunkeln Schatten dürfen wir doch nicht die Vorteile übersehen, welche die Verbindung mit Italien der deutschen Nation zugeführt hat. Nur im Besitze des Kaisertums konnte Deutschland zu einer vorherrschenden Macht emporsteigen, welcher sich die übrigen Völker des christlichen Abendlandes willig unterordneten, konnte die deutsche Nation den Ehrenrang gewinnen, der sie zur Schiedsrichterin in Europa erhob. An der römischen Kaiserkrone haftete das überlieferte Recht der Weltherrschaft; das Römerreich galt nach christlichen Anschauungen als die göttliche Staatsordnung, welcher das Regiment auf Erden bis ans Ende der Tage beschieden sei. Wenn

die deutschen Könige diese Idee aufnahmen, wenn sie die Fiktion von einer ununterbrochenen Fortdauer des römischen Imperiums, von einer Kontinuität der römischen Weltmonarchie durch ein ganzes Jahrtausend, sich zu nutze machten, so handelten sie nur im Geiste der Zeit und stärkten die physische Macht, die Errungenschaft des Schwertes, durch die Idee des Rechts, der göttlichen Anordnung. War aber das „Römische Reich deutscher Nation" in den Augen der abendländischen Menschheit eine rechtliche und göttliche Einrichtung, nicht ein Gebilde der Phantasie, nicht eine Schöpfung der Willkür und des Hochmuts, so lag darin für die deutschen Stämme selbst die Aufforderung, sich zu einem Reichskörper zu verbinden, worin alle Glieder zu gemeinsamen Zwecken, zu harmonischem Zusammenwirken berufen und verpflichtet seien, so wurde dadurch das Bewußtsein der Nationalität, der Bluts- und Stammverwandtschaft geweckt; der von der Volkssprache auf die Nation und auf das Land übertragene Name „deutsch", der zunächst bei den Italienern in Gebrauch kam, nährte und belebte das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, und die Stammesfürsten, die sich gegen einen sächsischen oder fränkischen König spröde und widerstrebend verhalten mochten, beugten sich willig vor der Majestät des römischen Kaisers deutscher Nation, fügten sich willig der Macht und Herrlichkeit des Reiches, rechneten sich den deutschen Namen zur Ehre an. So förderte und sicherte der Glanz des Kaisertums die Einheit des Volks, den Bestand des Reichs, die Vorherrschaft der deutschen Nation im christlichen Abendlande.

Die Herrschaft über Italien.

Die römische Kaiserwürde konnte man sich aber nur in Verbindung mit der italienischen Königskrone denken. Das römische Imperium mußte als ein Luftgebilde erscheinen, wäre nicht der Träger desselben auch im Besitze der weltlichen Herrschaft in Rom und in dem zwischen dem Reich und der heiligen Stadt gelegenen Gebiete gewesen. Diese schöne Halbinsel, um deren Besitz das morgenländische und abendländische Kaisertum und die Macht der Moslemin stritten, mußte bei ihrer inneren Zerrissenheit und Vielherrschaft einer oder der andern dieser fremden Vormächte zufallen; und wie nahe lag oft die Gefahr, daß der byzantinische Hof die alten, niemals aufgegebenen Ansprüche über Italien von neuem mit Erfolg geltend machte! Waren doch die Fäden, welche das Küstengebiet von Venedig bis zur Südspitze, welche die westlichen Handelsstädte Amalfi, Neapel, Capua u. a. O. mit der alten Kaiserstadt am Bosporos verknüpften, noch keineswegs zerrissen; und wie oft boten nicht geistliche und weltliche Fürsten die Hand zur Wiederaufrichtung der griechischen Herrschaft! Eine solche aber würde die Kirche und die gesamte Bildung des Abendlandes an die hinwelkende Kultur des Morgenlandes geknüpft, würde dem griechischen Hofwesen, das durch Theophano und Otto III. ohnedies schon tiefe Wurzeln geschlagen, noch weitere Verbreitung gegeben haben. — Den bedeutendsten Gewinn jedoch zog die deutsche Kultur aus dem Bunde mit Italien. Standen auch Wissenschaft und Litteratur im zehnten Jahrhundert auf einer niedrigen Stufe, so wehte doch in

Einwirkung des italischen Kulturlebens auf Deutschland.

Rom und in den übrigen Städten noch immer ein Hauch antiken Lebens, so weckten doch die zahlreichen Reste der Kunst noch den Sinn für edle Formen, so übte doch das Städtewesen mit seiner Gewerbs- und Handelsthätigkeit, mit den frischen Keimen bürgerlicher Freiheit einen anregenden Einfluß auf die Deutschen, welche die kaiserlichen Romfahrten über die Alpen führten. Die Bildung und Gelehrsamkeit des Karolingischen Zeitalters war unter den Kriegsstürmen und Umwälzungen im westfränkischen Reiche gesunken; Englands frühere Kultur und Missionsthätigkeit war durch die Raubzüge der Normannen erloschen; die deutsche Nation war in den Werken des Geistes noch jung und unerfahren und bedurfte äußerer Anregung und fremden Beispiels. Und wo konnte sie diese finden, wenn nicht bei dem hochbegabten Volke, dessen elastische Natur aus allen Wirrsalen sich immer wieder zu neuer Lebenskraft emporarbeitete? wenn nicht in dem Lande, wo feinere Formen, elegantere Lebensgewohnheiten, geistigere Unterhaltung und Geselligkeit als Erbschaft und Vermächtnis eines ausgebildeteren Geschlechtes sich unter allen Wechselfällen erhalten hatten? Auch aus entarteten und verfallenen Kulturen, sofern nur noch einige kräftige Unterlagen vorhanden sind, können ungebildete Völker von gesunder Art und Natur edle Keime ziehen. Doch soll nicht geleugnet werden, daß aus dem Verkehr mit Italien dem deutschen Volke auch schlimme Früchte erwachsen sind, daß mit der Bildung und den feineren Lebensformen Genußsucht, Gefallen an dem äußern Schmuck des Daseins, Hang zum Luxus und Reichtum, zur Leichtfertigkeit und Wollust in die höheren Schichten der deutschen Gesellschaft eindrangen. Thietmar von Merseburg führt Klage über die zunehmende Sittenlosigkeit unter den deutschen Frauen, „die dem holden Abo und dem sanften Jason zu Liebe ihre rechtmäßigen Ehegatten verschmähen und endlich der mörderischen Hand des Buhlen überliefern", über die große Menge verführter und gefallener Jungfrauen. Dergleichen Schäden und Auswüchse sind aber leider! mit jedem gesteigerten Kulturleben verbunden. Im Naturzustand tritt die Sünde nicht mit so lüsternen Zügen auf, dafür entbehrt aber auch die Tugend der Größe und Anmut. Der Menschennatur ist der Trieb nach Erkenntnis wie nach Veredelung und Ausbildung der äußeren Formen und des inneren Wesens tief eingeprägt. Diesem Triebe muß sie folgen, wenn er auch einzelne auf Abwege führt. Und so glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten, der Verkehr mit Italien habe die deutsche Nation in ihrem Bildungsgang vorwärts getragen und ihrem Lebensziele näher gebracht. Die Bekanntschaft mit den Resten der griechischen und römischen Kultur hat die Entwickelung der Künste und Wissenschaften in Deutschland mächtig gefördert, hat das geistige Leben unter den Ottonen gehoben, hat die städtischen Anlagen zu höherer Ausbildung geführt. Wir beklagen es, daß Otto III. so geringschätzig von seinem Volke urteilte, daß er einst an Gerbert den Wunsch aussprach: „derselbe möge gegen die Roheit seiner sächsischen Natur schonungslos verfahren, was dagegen von griechischer Feinheit in ihm wohne,

beleben und ausbilden, das Fünkchen des wissenschaftlichen Strebens der Griechen, das in ihm schlummere, mit der gewaltigen Flamme seiner eigenen Wissenschaft anfachen und zu kräftigem Leben erwecken"; dennoch glauben wir, daß ohne die fremde Anregung das deutsche Volk nicht so rasch zu der hohen Kultur sich aufgeschwungen hätte, die unter den sächsischen Kaisern erblühte, daß ohne diese fremdländischen Gaben die Ottonen nicht das geistige Erbteil der Karolinger so vollständig hätten antreten können. Die ausländischen Königinnen Adelheid und Theophano, die in Italien und in Konstantinopel den Wert höherer Bildung kennen gelernt und an feineren Lebensgewohnheiten Gefallen fanden, suchten nicht nur die gesellschaftlichen Umgangsformen zu heben und zu veredeln und die sächsische Einfachheit und rauhe Lebensweise durch elegantere Hofhaltung, durch Schmuck und Kleiderpracht zu verdrängen; sie begünstigten und förderten auch alle geistigen Bestrebungen, jede wissenschaftliche Beschäftigung und Kunstthätigkeit. Dabei wurden sie sowohl von einheimischen und fremden Prälaten, wie Willigis, Bernward, Gerbert u. a., als auch von Gliedern der sächsischen Kaiserfamilie, namentlich Brun und Mathilde, Ottos d. Gr. Bruder und Tochter, eifrig unterstützt. So kam es, daß in den sächsischen Städten, in Magdeburg, Halle, Bremen, Bardewiek u. a. O. ein Kulturleben aufblühte, das hinter dem der alten Römerstädte am Rhein und an der Donau nicht wesentlich zurückstand; daß in allen Gegenden Deutschlands sich Domkirchen, Klostergebäude und Königspfalzen erhoben, welche die Bauwerke der Karolingischen Zeit weit hinter sich ließen, daß in Sachsen sowohl die bessere Bodenkultur und das aufblühende Städte- und Industrieleben, als die religiöse und kirchliche Bildung, der feierlichere, durch Musik und Kunst gehobene Gottesdienst, die dichterischen Versuche und wissenschaftlichen Studien am Hofe und bei der Geistlichkeit den großen Aufschwung kundgaben, den das ganze geistige Leben genommen. „Die Verbindung mit Italien," bemerkt Waitz, „der Verkehr mit Konstantinopel förderten den Sinn für Kunst, Eleganz und feine Sitte. Es wurde besser gebaut, die Kirchen wurden mit Bildern geschmückt, man arbeitete geschickt in Erz und Gold, man verzierte die liturgischen Bücher mit Schnitzwerk oder reichen Miniaturen, und, was mehr als das alles war, die Ansicht des Lebens wurde eine freiere, der Kreis der Anschauungen und Ideen erweiterte sich, und dadurch wurde man fähig, auch die Geschichte wieder von einem höheren Standpunkt aus zu betrachten und zu schreiben." Viele deutsche Kleriker wurden von den sächsischen und fränkischen Kaisern mit italienischen Bistümern und Pfründen beschenkt und vermittelten und erleichterten den Verkehr zwischen ihrer alten und neuen Heimat.

Lateinische Litteratur in Deutschland.

Während im fränkischen Westreiche die von Karl d. Gr. mit Liebe und Eifer gepflegten Schulen von ihrer Höhe herabsanken und Wissenschaft und Gelehrsamkeit mühsam gegen die Ungunst der Zeit ankämpften, blieben die unter den Ottonen gegründeten Anstalten, insbesondere die von Brun in Köln gestiftete Hofschule, die sorgsamen Hüterinnen des heiligen Feuers in

finstern sturmvollen Zeiten. Die älteren Klosterschulen nahmen unter der neuen Anregung einen erfreulichen Aufschwung. In Lothringen bewirkte die belebende Thätigkeit Bruns, daß in Lüttich, Cambrai, Trier, Metz u. a. O. die Wissenschaften, namentlich die annalistische und biographische Geschichtschreibung gepflegt wurden. St. Gallen und Reichenau gediehen zu ihrer schönsten Blüte. Es wurde erwähnt, wie die schöne Herzogin Hedwig von Schwaben, Ottos I. Nichte, die in ihrer Jugend Griechisch gelernt, die Tage ihres Witwenstandes auf der Feste Hohentwiel mit dem Lesen lateinischer Dichter erheiterte, die ihr der Mönch Eckehart von St. Gallen erklärte. Ein anderer St. Galler Klosterbruder, Notker Labeo, machte von den Psalmen und dem Buche Hiob deutsche Übersetzungen, die so geschätzt waren, daß die Kaiserin Gisela, Konrads II. Gemahlin, dieselben für sich abschreiben ließ. In Fulda, Hersfeld und Korvey fuhren die Mönche fort, die Wissenschaften mit Eifer und Liebe zu pflegen. Widukind, aus dem Korveyer Kloster, hat in seinen „Sächsischen Geschichten" Widukind. die Thaten und Schicksale seines Volkes mit vaterländischer Gesinnung aufgezeichnet, in naturfrischer Lebendigkeit, in epischer Fülle und in einer ruhig fließenden Sprache, worin Ausdrücke des Sallust mit Worten und Wendungen der lateinischen Bibel verbunden sind. Nach Würzburg berief man einen Lehrer aus Italien. In den Nonnenklöstern zu Gandersheim und Quedlinburg, wo Mathilde und ihre Verwandte Gerberge Vorsteherinnen waren und die Nonne Hroswitha in Leoninischen Reimversen die Thaten des großen Otto pries und sechs geistliche Komödien verfaßte (V, 418), lasen die Mädchen neben den Heiligenleben Vergil und Terenz; und in Merseburg hat Thietmar mit der Thietmar. Chronik seines Bistums die Geschichte des sächsischen Herrscherhauses und der gleichzeitigen Weltbegebenheiten dargestellt, in unbehilflicher Sprache, aber mit Sachkenntnis, Wahrheitsliebe und historischer Treue. Jene neulateinische Wissenschaft und Litteratur, welche die Kirche im Zeitalter der Karolinger auf Grundlage der altrömischen Bildung geschaffen hatte, ging nun auf das deutsche Volk über und mit ihr die klassische Litteratur der alten Römer. Der Hof der Ottonen wurde Sammelplatz aller hervorragenden Geister des Abendlandes; mochte das wandernde Fürstenlager in Magdeburg und Quedlinburg oder in Frankfurt und Regensburg oder jenseits der Alpen in Pavia und Rom verweilen, überall herrschte ein gehobenes geistiges Leben, das zunächst die oberen Schichten der Gesellschaft berührte, die Glieder der kaiserlichen Familie, die höhere Geistlichkeit, die fürstlichen und adligen Geschlechter, allmählich aber auch in weitere Kreise drang. Und wenn auch gewöhnlich die lateinische Sprache als Mittel des Gedankenausdrucks diente und nur selten heimische Laute in heimische Schrift gekleidet wurden, so drückten doch die Deutschen auch dem, was sie als fremdes Gut empfingen, das eigentümliche Gepräge ihres eigenen Geistes auf. „Sie schrieben in römischer Sprache, aber nach deutschen Anschauungen und von deutschen Dingen." In lateinischen Hexametern oder, wie sie mit Anwendung

des Reimes hießen, in Leoninischen Versen wurden nicht nur die heimischen Heldensagen von Walther und Ruodlieb (V, 418), „von der Untreue der Burgunderkönige gegen ihre Schwester und von ihrem rächenden Untergange durch Attila" erzählt, sondern auch die altgermanischen Tiersagen von der Hofhaltung des Löwen, vom schlauen Fuchs und vom gefräßigen Wolf.

„Es ist eine Litteratur eigentümlichster Art," bemerkt Giesebrecht, „die sich aus diesen Bestrebungen entwickelte. Sie ruht auf nationaler Grundlage und kleidet sich in das Gewand der klassisch-römischen Sprache; sie ist klösterlich und asketisch, aber dabei sinnlich-naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten; sie ist geistlich, aber unbekümmert um dogmatische Streitigkeiten und kanonistische Gelehrsamkeit; sie ist endlich höfisch, aber dabei schlicht, treuherzig und aufrichtig. Die altdeutsche Heldensage klingt in Hexametern wieder, die dem Vergil nachgebildet und entlehnt sind; die naive Tiersage muß sich dem strengen Takte antiken Versmaßes fügen; die wunderbaren Geschichten von den Anfängen der Sachsen werden in der Sprache des Sallust und Tacitus vorgetragen; eine Nonne behandelt die Legenden der Heiligen in der Form Terentianischer Komödien. Brun hat dieser ganzen Litteratur den Stempel seines Geistes aufgedrückt; seine Liebhaberei für philologische Gelehrsamkeit, sein asketischer Eifer, seine ihm von der Natur angewiesene höfische Stellung wirken über ein Jahrhundert in dieser Litteratur bedeutsam fort. Aber es waltet noch ein anderer Geist in und über derselben, den er weder bewältigen konnte noch wollte; es lebt in diesen Büchern auch der kräftige, derbe und wahre Sinn des deutschen Volkes."

Deutsche Dichtungen in lateinischer Bearbeitung.

Wir haben wiederholt des epischen Gedichtes „Walther von Aquitanien" gedacht, welches in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts der Mönch Eckehart von St. Gallen, zunächst zur Übung in Sprache und Versbau, ins Lateinische übertragen hat, sei es, daß ihm der Inhalt von einem deutschen Sänger mitgeteilt ward oder in schriftlicher Abfassung ihm vorlag. Auch jenes andern Heldengedichts in Hexametern, Ruodlieb, das nach Ton und Inhalt schon eine verfeinerte Geselligkeit, eine höfische und ritterliche Bildung erkennen läßt, in welchem alle Reize idyllischer „Zierlichkeit" in einzelnen Bildern der Sage und der freien Dichtung enthalten sind, geschah schon früher Erwähnung (V, 418). Beide geben Zeugnis von den Bemühungen der Geistlichkeit in der Ottonenzeit, die heimischen Sagen in lateinische Sprache und Verse zu kleiden, den poetischen Schatz aus den Tagen der Vorzeit in einer fremden Hülle zu bergen. Es liegen Beweise vor, daß selbst die Sagen von den Nibelungen im Auftrage des Bischofs Piligrim von Passau von einem Geistlichen in lateinischer Sprache aufgeschrieben worden sind. Was im Herzen und im Munde der Zeitgenossen lebte, wurde von dem deutschen Klerus, der damals noch in der Mitte des Volkes stand und an allen Anliegen desselben teilnahm, der Sprache der Kirche anvertraut, die er allein zu schreiben verstand. Die Ungarn, die im zehnten Jahrhundert ganz Europa durchstreiften, die mit den Burgundern im Kampfe lagen, die von Konrad dem Roten in Worms bewirtet wurden, mit denen selbst nach der Lechfelder Schlacht der Bayernherzog Heinrich noch manchen blutigen Strauß ausfocht, erinnerten so lebhaft an die Hunnen der Völkerwanderung, daß süddeutsche Geistliche leicht auf den Gedanken geführt wurden, die alten Lieder aus dem Munde wandernder Spielleute aufzuzeichnen, aus den Erzählungen fahrender Sänger, die den Vortrag mit Saitenspiel begleiteten, lateinische Gedichte zu machen. Galten doch die Ungarn in den Augen der Zeitgenossen für ein und dasselbe Volk mit den Hunnen der Vorzeit.

„Stoffe, in sich so groß," sagt Gervinus, „so weit, so fest und gewaltig, daß sie jede neue Idee jeder folgenden Zeit in sich aufnehmen, jede neue Form, die diese mit sich bringt, aus-

füllen können, gehen auf diese Weise von Hand zu Hand, von Jahrhundert zu Jahrhundert; man behält sie in jedem Wechsel lieb, man gestaltet sie um und überliefert sie dem folgenden Geschlechte; hundert geschäftige Geister versuchen sich daran; selbst wenn sie schon die letzte Gestalt erhalten haben, die alles zu erschöpfen scheint, unterbleibt das leichtere Überarbeiten nicht. Diese ausdauernde Natur bedingt allein eines Gedichtes Volksmäßigkeit und wird ihrerseits wieder bedingt durch die innere Abgeschlossenheit des Gedichts und des in ihm dargestellten Inhalts, den wir nicht zu entstellen wagen, den jeder Dichter oder Ordner, der später seine Hände daran legt, nur mit Scheu in seine Sprache überträgt, ohne an den Kern zu tasten."

Es wurde mehrfach erwähnt, wie deutlich aus den Geschichtserzählungen der Chroniken die Volkssage hervorklingt. Warum sollten nicht auch die epischen Gesänge aus den Tagen der Vorzeit in der lateinischen Schriftsprache aufgezeichnet und mit Zusätzen im Geiste der Zeit bereichert worden sein? Hatten doch die Sagen von gewaltigen Kriegszügen und Kämpfen in fernen Ländern, von Brautfahrten und Werbungen, von Verrat und Untreue in der eigenen Familie Anknüpfungspunkte genug in der Geschichte der Ottonen! Es war somit ein naheliegender Gedanke, ein naturgemäßer Gang, daß die Geistlichkeit den Schatz von Erinnerungen und Sagen, der ihr im Volksmunde entgegentrat, in lateinische Worte kleidete, zugleich aber das Ganze durch Einfügung einzelner Züge aus den Anschauungen und Erfahrungen der Gegenwart, durch Umgestaltungen und Zusätze zu einem Spiegelbilde der Zeit umschuf, die Vergangenheit durch Anschließung an die Zeitideen und Zeitrichtungen den späteren Geschlechtern näher führte. Auf diese Weise „bildet die lateinische Dichtung die Brücke von der untergehenden althochdeutschen Poesie eines Geschlechtes heldenmäßiger Natursöhne zu der mittelhochdeutschen des Ritterstandes". Und nicht nur die epischen Volkssagen, zu denen man außer den genannten auch noch die in deutscher und lateinischer Zunge weit verbreitete Erzählung vom Herzog Ernst rechnen muß, sondern selbst die uralte lothringische Tiersage vom Reineke Fuchs wurden lateinisch bearbeitet. Bei diesen lateinischen Bearbeitungen der Tiersage, wovon die älteste, die Ecbasis, vielleicht schon unter Heinrich I. von einem lothringischen Mönche gedichtet ward, wurde der volkstümliche Stoff in satirischer Art zur Einkleidung einer Reihe persönlicher und zeitgeschichtlicher Bezüge gebraucht.

Der wichtigste Träger und Förderer des geistigen Lebens in der Ottonenzeit war Gerbert, ein weltberühmter Mann, der in Barcelona bei den Arabern den Wissenschaften obgelegen, in Frankreich einige Zeit Vorsteher der gelehrten Schule zu Rheims und dann Erzbischof daselbst gewesen und, obwohl von Geburt ein Franzose aus Auvergne, in Deutschland und Italien zu Hause war, dort als Freund und Vertrauter der beiden Kaiserinnen Adelheid und Theophano, hier als Abt von Bobbio, als Erzbischof von Ravenna und endlich als oberster Kirchenfürst in Rom. Aus seinen für die Erkenntnis und Beurteilung seiner Zeit höchst wichtigen Briefen ersieht man, welche hohe Stellung dieser französische Prälat unter seinen Zeitgenossen einnahm: er bildete den Mittelpunkt des geistigen Lebens am Kaiserhofe, und seine Kenntnisse in der Mathematik und andern Wissenschaften überstiegen so sehr das gewöhnliche Maß jener Zeit, daß er als Zauberer, als Gebieter über geheimnisvolle Naturkräfte angesehen ward, daß sich bald nach seinem Tode die Sage von einem Bunde Gerbert.

mit dem Teufel bildete. Aber als Mann ohne Charakter, für äußeren Glanz und weltliche Ehre sehr empfänglich und den höfischen Künsten der Schmeichelei zugethan, übte er keinen wohlthätigen Einfluß. Wir haben gesehen, wie er die Seele Ottos III. umstrickt hielt und die schwärmerische Natur seines kaiserlichen Zöglings und Verehrers mit phantastischen Ideen erfüllte. Auch Liudprand, Bischof von Cremona, „der eine dunkle Stelle der Geschichte mit dunkeln Farben schildert" und mit scharfer Zunge und giftiger Feder ein häßliches Sittengemälde von den Höfen Italiens und Griechenlands entwirft, spielte eine hervorragende Rolle in den Wechselbeziehungen dieser Länder zu dem Deutschen Reiche unter den Ottonen. Wohlthätiger und praktischer war die Wirksamkeit zweier anderen Geistlichen, Bernwards von Hildesheim und Meinwerks von Paderborn, die ihre Kenntnisse und technischen Fertigkeiten in der Baukunst, Bildnerei und Malerei zur Hebung der Künste und Gewerbe in Norddeutschland anwendeten. „Aus Bernwards Leben lernt man recht erkennen," sagt Höffer in der Übersetzung von dessen Lebensbeschreibung durch Thankmar, „wie vielseitig damals ein Bischof wirken konnte. Nichts im Bereiche kirchlicher oder bürgerlicher Zustände ist seinem Einflusse entzogen. Er ist der Erzieher, Freund und Ratgeber seines Kaisers; er unterhandelt für ihn und folgt ihm in die Schlacht. In seinem Bistum leitet er das kirchliche Leben; er gründet Kirchen und Klöster, aber auch feste Burgen zum Schutz gegen fremde Raubvölker und zieht Mauern um seine bischöfliche Stadt. Er sorgt für die Armen und Kranken, entscheidet die Rechtshändel; Kunst und Wissenschaft verdanken ihm ihre Pflege, ja, er ist selbst Gelehrter und Künstler, der erste Erzgießer seiner Zeit, und die Kunstgeschichte weiß fast noch mehr von ihm zu erzählen als die politische oder die Legende." Bernwards und Meinwerks Beispiel wirkte anregend auf andere geistliche und weltliche Fürsten, so daß das nördliche Deutschland mehr und mehr in das Kulturleben eintrat, das bisher nur im Süden und Westen seine Sitze gehabt hatte. Bald entfaltete sich im Sachsenlande ein reges Städtewesen, wo die Keime bürgerlicher Freiheit, die sonst überall aus der Welt verschwunden war, wieder in ergiebigen Boden gesenkt wurden, wo Handel und Gewerbthätigkeit ihr befruchtendes Füllhorn ausgossen, wo Waffenschmieden und Manufakturen in Leinwand, Leder, Metallen und andern Stoffen kunstfertige Hände beschäftigten, wo ein geordnetes Gemeinde- und Rechtsleben zur Ausbildung kam. Dem Handel und Verkehr wurden neue Wege geöffnet, seitdem christliche Glaubensboten die durch das Schwert erworbenen Länder im Osten und Norden für Christentum und Kirche und für die Segnungen des Friedens zu gewinnen suchten; und wie sehr auch der widerspenstige Geist der wendischen Küstenbewohner an der Ostsee unter Heinrich II. die zarten Pflanzungen zu ersticken suchte, es war nur ein vorübergehender Winterfrost, dessen Wirkungen bald wieder vor den Strahlen einer kräftigeren Sonne verschwanden. Die Entdeckung und Bearbeitung der Silberbergwerke des Harzes brachte in das kaufmännische Treiben, in den Unterneh-

Liudprand.

Bernward und Meinwerk.

Handel und Gewerbthätigkeit in Sachsen.

mungsgeist und in die Regsamkeit der Handelswelt einen mächtigen Aufschwung und zog fremde Leute aus allen Gegenden herbei. Am Rhein hatte unter dem Schutze und Beistand der geistlichen Fürsten der rege Warenverkehr von den Rätischen Alpen bis zu den fleißigen Friesen seinen ununterbrochenen Fortgang. Die Kaufleute von Köln lebten herrlich und in Freuden; der reiche Handelsort Thiel an der Waal war der Mittelpunkt des einträglichen Handels mit England, wo die deutschen Waren zollfrei eingelassen wurden; in Speier, Worms, Mainz wetteiferten christliche Kaufleute mit Lombarden und Juden, den gewandtesten Geschäftsleuten in allen auf Verkauf, Geldwesen und Wechselsachen sich beziehenden Dingen, in Handelsthätigkeit. Über Chur, Rorschach, Konstanz u. a. O. führten schwerbeladene Güterwagen und Frachtschiffe die italienischen Waren nach den deutschen Märkten. So erblickt man zur Zeit der Ottonen allenthalben eine Fülle treibender Kräfte.

Nur langsam erhob sich die Litteratur aus dem tiefen Verfall, in den sie durch die unter den letzten Karolingern herrschende Verwilderung geraten war. Selbst in den größeren Klöstern, wo die Beschäftigung mit den Wissenschaften und die geschichtlichen Aufzeichnungen noch zur Lebensordnung der Mönche gehörten, in St. Gallen, Reichenau, Fulda, Korvey, konnte unter den Kriegsstürmen der Zeit, unter der Sorge für Leben und Eigentum, den Studien nur geringe Pflege zu teil werden. Erst als Otto der Große mit starker Hand dem Reiche Einheit und Ordnung verliehen und sein Bruder Brun wieder im Geiste eines Alkuin den Sinn für wissenschaftliches Leben geweckt und in den von ihm gegründeten Schulen ein Vorbild und einen Mittelpunkt für geistige Thätigkeit geschaffen, nahm man auch in den Klöstern die vernachlässigten Studien wieder auf, widmeten auch manche Bischöfe den wissenschaftlichen Bestrebungen ein regeres Interesse. Und wie sehr unter den jüngeren Ottonen dieses wissenschaftliche Interesse durch die auswärtigen Königinnen und durch den Verkehr mit Italien und dem griechischen Reiche gehoben und gefördert worden, ist früher dargethan. Dieses neue wissenschaftliche und litterarische Leben hat besonders in Sachsen, das erst kurz zuvor aus der Nacht der Unwissenheit und Barbarei sich emporgearbeitet, seine schönsten Früchte getrieben. In dem Kloster Korvey, das sich der besonderen Gunst der Ludolfinger erfreute, „legte (im Jahre 967) der Mönch Widukind die Leben der Heiligen, mit welchen er sich zuerst beschäftigt hatte, bei Seite und schrieb für die Kaisertochter Mathilde, Äbtissin von Quedlinburg, seine drei Bücher sächsischer Geschichten."

(Randbemerkungen: Lateinische Litteratur in Deutschland. Geschichtschreibung. — 1. Sachsen. — Korvey. — Widukind.)

Erfüllt von der Größe seines Volkes und den ruhmvollen Thaten des Herrscherhauses hat Widukind diesen seine ganze Liebe zugewandt und den übrigen geschichtlichen Begebenheiten wenig Interesse gewidmet. Nur im Sachsenlande ist er heimisch und zuverlässig; wo er andere Länder und Zeiten berührt, ist er oft in großen Irrtümern befangen. Er folgt meist der mündlichen Überlieferung, deshalb hat seine Darstellung von Heinrichs Zeit, ja noch der Anfang von Ottos Regierung oftmals einen ganz sagenhaften Charakter. Aber diese Hingebung an seinen Gegenstand verleiht dem Werke, trotz des zuweilen schwerfälligen Stils, Reiz und Leben. „Die lateinische Sprache hemmt Widukind in seiner Bewegung wie ein überschwerer Harnisch: sein Ausdruck ist ungelenk, oft fehlerhaft, und bei dem Streben nach Kürze, dem Suchen nach klassischen, besonders sallustischen Ausdrücken wird er häufig undeutlich und der Sinn seiner Worte ist nicht immer mit Sicherheit zu erkennen." Um so mehr spricht die Einheit der Auffassung und die naturfrische Lebendigkeit der Darstellung an, die der Erzählung einen epischen Charakter verleiht. „Widukind ist mit seinen Vorzügen wie mit seinen Mängeln

ein ganzer Sachse des zehnten Jahrhunderts," bemerkt Wattenbach, „in ihm spiegelt sich die Natur seines Stammes treu und wahr."

Gandersheim. In noch höherem Grade als Korvey erfreute sich das Kloster **Gandersheim** auf den Vorhöhen des Harzgebirges, einige Meilen von Goslar, der Vorliebe der Ludolfinger. Nur Töchter vornehmer Geschlechter fanden darin Aufnahme, und von den acht ersten Äbtissinnen gehörten sechs dem kaiserlichen Hause an. Hier lebte in den sechziger Jahren des zehnten Jahrhunderts die schon früher (V, 418) erwähnte Hroswitha. Nonne **Hroswitha**, die mehrere dichterische Werke verfaßte, welche durch die Gewandtheit und Korrektheit der Sprache ein günstiges Zeugnis ablegen von der klassischen Bildung und der sorgfältigen Erziehung, die ihr unter der Leitung der Äbtissin Gerberge (959—1001), einer Tochter Heinrichs von Bayern und der klugen Judith, zu teil geworden.

Nachdem Hroswitha in mehreren Dichtungen religiösen Inhalts ihr Talent geübt, verfaßte sie sechs **Komödien** über verwandte Stoffe, um den leichtfertigen Terenz, der überall mit Eifer gelesen wurde, zu verdrängen. „Es sind dialogisierte Heiligengeschichten, deren Absicht ist, den Frauencharakter ebenso als siegreich über alle Anfechtungen zu verherrlichen, wie er in Terentius' Stücken erniedrigt wird, und zwar dies alles nicht zu ihrer, sondern zu Gottes Ehre." Später erhielt sie von ihrer Vorsteherin Gerberge den Auftrag, ein **Heldengedicht zum Preise Ottos des Großen**, zu verfassen, und schon im Jahre 968 wurde das Werk dem Erzbischof Wilhelm von Mainz, dem Sohne Ottos, kurz vor dessen Tode übergeben. Seine Quelle waren die mündlichen Berichte einiger Glieder der Kaiserfamilie. „Es war eine schwierige Aufgabe," bemerkt Pfund in der Einleitung zu seiner Übersetzung, „nicht unwahr zu werden und doch ihre Äbtissin, die Tochter des Herzogs Heinrich, der so viele Irrungen im Kaiserhause verursacht, nicht zu beleidigen, und hier zeigt die Dichterin bei aller Rücksicht doch Wahrheitsliebe. Obgleich der historische Wert des Werks dadurch herabsinkt, ist es wegen mancher Nachrichten, die darin mitgeteilt werden, von Wichtigkeit, und für die Flucht und Verfolgung der Königin Adelheid, überhaupt der gelungenste Teil der Arbeit, ist es geradezu Quelle." Ein großer Teil des Werks, die Jahre von 953—962, ist verloren gegangen. Später verfaßte Hroswitha ein ähnliches Gedicht über die **Gründung von Gandersheim** und die Vorfahren der Ottonen. Beide Gedichte sind Geschichtserzählungen in metrischer Form, ohne poetischen Zusatz, ähnlich den späteren Reimchroniken und können daher als Geschichtsquellen benutzt werden.

Nordhausen und Quedlinburg. Das Leben der Königin Mathilde. In dem Kloster **Nordhausen**, einer Stiftung der Königin Mathilde, wurde sechs Jahre nach deren Tode (968) ihr Leben beschrieben, eine Lobschrift von geringem historischen Wert, worin die Schilderung der klösterlichen Frömmigkeit Mathildens den größten Raum einnimmt. Eine bedeutende Stelle unter den sächsischen Klöstern nahm eine andere Stiftung der Königin Mathilde ein, nämlich **Quedlinburg**, ursprünglich ein Nonnenstift, mit dem aber später ein Mönchskloster verbunden ward. Mathilde, Ottos des Großen Tochter, die wir als Reichsverweserin während Ottos III. Römerzug kennen gelernt haben, war die erste Äbtissin.

Quedlinburger Annalen. Dieser hohen Stellung des Klosterstifts entsprechen jedoch keineswegs die **Quedlinburger Annalen** (bis zum Jahre 1025), die in den ersten Teilen nur rohe und dürftige Auszüge aus den Hersfelder Jahrbüchern enthalten, in den späteren mehr durch ihre sachlichen Angaben als durch Form und Sprache Bedeutung haben. Für die Geschichte Ottos III. und Heinrichs II. sind die Aufzeichnungen des Quedlinburger Mönchs eine wichtige Quelle, da er als Augenzeuge den Ereignissen nahe stand und in der Lage war, stets sichere Kunde über das Kaiserhaus zu erhalten.

Welche hervorragende Stelle **Hildesheim** in der Zeit der jüngeren Ottonen unter der Leitung des um die Kultur, wie um Staat und Kirche gleich hochverdienten Bischofs **Bernward** einnahm, ist früher erwähnt worden. Von diesem am 20. November 1022 verstorbenen Bernward hat sein Lehrer und Vertrauter **Thankmar**, der den geliebten Prälaten um einige Jahre überlebte, eine **Lebensbeschreibung** verfaßt, welche als eines der schönsten biographischen Denkmale aus dem Mittelalter und als eine der wichtigsten Geschichtsquellen über einen bedeutenden Zeitraum, namentlich über den Gandersheimer Streit (S. 125), erklärt werden darf. „Die reichste Fülle des Stoffes," urteilt Wattenbach, „tritt hier an die Stelle jener immer wiederkehrenden Phrasen, welche sonst so häufig die Armut des Schreibenden verdecken; die Sprache ist schlicht und einfach, und während die wärmste Liebe zu dem Verstorbenen das ganze Werk erfüllt, trägt es doch den Stempel der Wahrhaftigkeit. Bernward bedurfte zu seinem Lobe keiner Übertreibungen." Seiner Anregung verdanken wir wohl auch die **Hildesheimer Annalen**, die in zwei Fortsetzungen bis zum Jahre 1031 reichen, in den späteren Stücken eine schätzbare Urkunde für die Zeitgeschichte. Auch unter Bernwards Nachfolger, Bischof **Godehard**, bewahrte Hildesheim seine hervorragende Stelle unter den Kulturstätten. Besonders erfreute sich die Hildesheimer Schule, für die er ausgezeichnete Lehrer aus verschiedenen Gegenden berief, seiner Fürsorge. Von dem Domherrn **Wolfher**, einem Zögling der Anstalt, rührt die **Lebensbeschreibung** Godehards her, ein würdiges Seitenstück zu Bernwards Biographie, die er überarbeitete, und für die Regierungsgeschichte Konrads II. eine der wichtigsten Quellen. Auch die **Hildesheimer Annalen** wurden bis zum Jahre 1041 in der früheren Weise fortgeführt. Nach einer Unterbrechung durch einen unwissenden dänischen Bischof, welchen Königin Gunhild als Kaplan mitgebracht hatte und mit dem deutschen Bistum beschenkte, gab der gelehrte **Benno**, später Bischof von Osnabrück, der Hildesheimer Schule ihren früheren Glanz zurück. **Magdeburg**, wo Otto I. das Moritzkloster und dann ein Erzbistum gründete, wurde frühe eine Bildungsstätte für das östliche Sachsenland. **Ostrich**, der Vorsteher der Domschule, galt für einen der größten Gelehrten seiner Zeit, so daß er in Gegenwart Ottos III. sich mit Gerbert in Disputationen einließ. Zu seinen Schülern gehörten die früher erwähnten Heidenprediger und Märtyrer **Adalbert** und **Brun**. Von dem letzteren besitzen wir ein **Leben Adalberts**, „in einer widerlich blumenreichen und salbungsvollen Sprache verfaßt, aber charakteristisch für diese aufs äußerste getriebene Asketik und in seinem Inhalte lehrreich." — Auch der bedeutendste sächsische Chronist des zehnten Jahrhunderts, **Thietmar**, der, aus einem edlen Geschlechte im Jahre 976 geboren, bereits im 43. Lebensjahre als Bischof von **Merseburg**, am 1. Dez. 1019 starb, hat seine Schulbildung großenteils in Magdeburg erhalten.

Hildesheim. Bernwards Leben. *Leben Godehards.* *Magdeburg.* *Adalberts Leben von Brun.* *Thietmar von Merseburg.*

„Zwei angesehenen Grafenhäusern entstammend," sagt **Lappenberg** in **Laurents** Übersetzung, „mit den angesehensten Geschlechtern Deutschlands nahe verwandt, am kaiserlichen Hofe wohl betraut, Bischof auf einem durch die Mischung deutscher und slawischer Nationalität höchst anziehenden Sitze, in unmittelbarer Nähe der Fehden zwischen den Deutschen und Slawen, selbst Teilnehmer mehrerer Feldzüge, vieler Hoftage und Reichsversammlungen, war Thietmar, im Besitze der ganzen Schulbildung seiner Zeit und unbefangenen Urteils, vorzüglich geeignet, zuverlässige und lehrreiche Jahrbücher seiner Zeit zu hinterlassen. Wenngleich zunächst nur für den Gebrauch seiner Nachfolger im bischöflichen Amte niedergeschrieben, verliert sich doch die Geschichte seines Stifts in der großartigen des Deutschen Reichs und der germanischen sowie slawischen Nachbarstaaten und wird dadurch unsere wichtigste Quelle für die Geschichte der späteren sächsischen Kaiser. Zugleich ist sie aber auch, besonders in den späteren Büchern, welche zuweilen fast den Charakter eines Tagebuchs annehmen, reich an den

lehrreichsten Einzelheiten über die Sitten und Gebräuche, über den Aberglauben und andere unmittelbar dem Volksleben entnommene Züge. Träte der liebenswürdige Klosterbruder in den wenn auch noch so aufrichtigen Selbstbekenntnissen und häufigen moralisierenden Abschweifungen etwas mehr zurück und litte die Darstellung nicht so sehr durch die Unbehilflichkeit des Ausdrucks in einem recht mittelalterlichen Latein, ja hätte der Bischof sich zu der Ansicht erheben können, die Geschichte seiner Väter und Zeitgenossen in seiner eigenen Sachsensprache zu schreiben, so würde das deutsche Volk in diesem Werke einen seiner größten Schätze erkennen." Aber so wertvoll dasselbe ist, so hat doch sowohl dessen Umfang (acht Bücher) als die Schwerfälligkeit des nach mittelalterlicher Sitte mit vielen Bibelstellen und manchen Reminiszenzen aus lateinischen Poeten durchflochtenen Stiles, sowie die Unklarheit der Anordnung verhindert, daß es je viel gelesen wurde. Noch hat sich Thietmars eigene Handschrift erhalten, heißt es bei Wattenbach, und sie zeigt uns am deutlichsten, wie er arbeitete, wie er immer neue Zusätze und Nachträge machte. „Bald trug er am Rande nach, was ihm später bekannt wurde, bald erzählt er rückblickend, was eigentlich an eine frühere Stelle gehört. Manchmal ist dadurch der Zusammenhang gestört, es sind Widersprüche entstanden und die Form ist überall mangelhaft." In den ersten Büchern hat er Widukinds' Sachsengeschichte, die Quedlinburger Chronik und andere Geschichtswerke als Quellen benutzt.

2. Lothringen und Burgund. Während Sachsen unter den Ottonen zu schöner Kultur emporblühte, sank in Lothringen das geistige Leben von seiner früheren Höhe herab. Die Raubzüge der Normannen, die Kriegsstürme und Fehden der Großen, unter denen dieses Land mehr als jedes andere zu leiden hatte, waren den Klöstern sehr verderblich. Selbst die Wirksamkeit des Erzbischofs Brun, dessen Leben von Ruotger, einem seiner Schüler, beschrieben, zu den besten litterarischen Erzeugnissen gehört, konnte die schriftstellerische Öde nicht befruchten. Nur in dem Kloster St. Maximin in Trier hat ein unbekannter Mönch, vielleicht der im Jahre 968 auf den neuerrichteten erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg erhobene Adalbert, in der Fortsetzung der Chronik des Regino eine Reichsgeschichte verfaßt, die (besonders für den Zeitraum von 960 bis 967) zu den besten Geschichtsquellen gerechnet werden darf.

(Margin: Bruns Leben von Ruotger. — Fortsetzer des Regino.)

Verraten schon die früheren Jahre von 905 an, zu denen er den Stoff aus anderen Annalen schöpfte, gute Geschichtskenntnis und klaren Blick, „so ist der letzte Teil völlig eigentümlich und berichtet die Ereignisse der Zeit in einfach schöner Darstellung, in reiner, ungesuchter Sprache und vollkommen zuverlässig". Der Verfasser ist über die politischen Zustände Deutschlands wie Italiens aufs beste unterrichtet, bemerkt Max Büdinger in der Übersetzung des Werks; „er hat dem Erzbischof Wilhelm von Mainz des Kaisers Sohn, nahe gestanden. Seine Darstellung ist klar und gedrungen; in einer wundersüchtigen Zeit meldet er keine Wunder, an den Geschicken und dem Gedeihen der Nation und ihres Königs nimmt er den wärmsten Anteil".

Metz. Neben Trier herrschte auch in Metz noch einige wissenschaftliche Thätigkeit, besonders seitdem unter Bischof Adalbero, dem Schüler und Vetter Bruns, und seinen Nachfolgern Dietrich und Adalbero II. eine durchgreifende Klosterreform durchgeführt worden. Doch bildete sich hier vorzugsweise der Sinn für Lokalgeschichte aus, „der sich in Biographien, Klosterchroniken und Schriften zur Verherrlichung der Ortsheiligen in großer Fülle kundgegeben hat. Die Annalen von Metz sind nur eine dürre Kompilation aus Widukind und andern ältern Chronisten. Auch jener Johannes von Gorze, der im Jahre 956 die Reise zum Kalifen von Cordova unternommen, deren Beschreibung einen Bestandteil seiner von einem Freunde herrührenden Biographie bildet, gehörte dem Bistum Metz an. — Eine größere Thätigkeit entfaltete

sich im Bistum Lüttich und in dem dazu gehörigen Kloster Lobbes. Von Ratherius, dem unstäten Mönch dieses Klosters, der bald in Lüttich, bald in Verona weilte und durch seine Streitsucht, seinen Ehrgeiz und seine Unverträglichkeit nicht minder bekannt war als durch seine umfassende Gelehrsamkeit, seinen beißenden Witz und seine wunderliche, oft absichtlich dunkle und verworrene Schreibart, ist schon oben die Rede gewesen (V, 663 f.). Segensreicher war die Wirksamkeit des Bischofs Notker, der während der Minderjährigkeit Ottos III. Italien verwaltete und dann der Schule zu Lüttich einen solchen Glanz verlieh, daß ihr Ruf lernbegierige Zöglinge von allen Seiten herbeirief und daß von ihr aus Lehrer in alle Lande zogen. Man beschäftigte sich vorzugsweise mit theologischen und philosophischen Studien und mit Grammatik; erst später erwachte auch das Interesse für Geschichte. Doch sind die Annalen von Lobbes nur Auszüge aus älteren Quellen mit spärlichen einheimischen Notizen, und das Leben Kaiser Heinrichs II., das dem Bischof Adalbold von Utrecht, einem Zögling des Klosters Lobbes, zugeschrieben wird, ist nur eine Überarbeitung der Erzählungen Thietmars. — Der ausgezeichnetste Zögling der Lüttícher Schule war Burkhard, unter Otto III. und Heinrich II. Bischof von Worms. Nicht nur daß er, wie man aus seiner lehrreichen Biographie ersieht, das durch die Ungarnzüge wie durch die Fehden der Großen in Verfall geratene Bistum wieder zu neuer Blüte emporhob; er veranstaltete auch unter Beihilfe des Bischofs von Speier eine Sammlung von „Dekreten" und Verordnungen, die, in 20 Bücher geteilt, auf unsere Zeit gekommen ist. Aus geistlichen und weltlichen Bestandteilen zusammengesetzt hat das Werk den Zweck, für die Angehörigen des Bistums, für die es zunächst bestimmt war, ein gleichförmiges Rechtsverfahren zu schaffen, welches einerseits die Macht und Autorität der Kirche und ihres Oberhauptes stärkte (nach Art der Isidorischen Dekretalen, aus denen mehrere Bestimmungen aufgenommen wurden), anderseits dazu diente, ein gleiches Dienstrecht für alle Grundholden und Hintersassen des Stiftes einzuführen und die niedern Leute gegen Bedrückung und Vergewaltigung durch ungerechtes Gericht zu schützen.

Lüttich. Ratherius. — Annalen von Lobbes. — Burkhard von Worms und seine Dekrete.

In Reims war der Mönch Richer von St. Remy ein kenntnisreicher und wohlunterrichteter Nachfolger Hinkmars und Flodoards, deren Bedeutung für die Geschichtschreibung wir früher kennen gelernt (V, 661. 662). Im Auftrage Gerberts, dessen Schüler er wahrscheinlich war und dem er sein Werk gewidmet hat, verfaßte Richer seine vier Geschichtsbücher, die besonders für den Zeitraum von 966 an, welchen er selbst durchlebt hat, von Wichtigkeit sind. Bei den frühern Begebenheiten hat er sich an Flodoard gehalten, dessen Angaben er rhetorisch ausschmückte. Obwohl Richer mit vielen und mannigfachen Kenntnissen ausgerüstet war und durch Stellung und Geburt sich in der Lage befand, von allen wichtigen Ereignissen sichere Kunde zu erhalten, so entbehrt doch sein Werk der wesentlichsten Eigenschaften eines Historikers, Klarheit der Darstellung und Wahrhaftigkeit des Inhalts. Ohne Sinn für geschichtliche Treue und gewissenhafte Forschung und Darstellung folgt er häufig seiner Einbildungskraft und persönlichen Rücksichten und ahmte in der ganzen Behandlungsweise die Geschichtswerke der Alten bis auf die Ausdrücke nach, zum großen Schaden der Verständlichkeit und Klarheit.

Reims. Richers' Chronik.

„Nicht die Thatsachen, nicht die Wahrheit sind ihm das Wesentliche," sagt Wattenbach, „sondern mehr noch die Form der Darstellung. Das Studium der Alten führte ihn mehr als alle übrigen bloß zu dem Bestreben, in der äußeren Form ihnen nachzueifern, namentlich fingierte Reden den handelnden Personen in den Mund zu legen und altertümliche Benennungen anzuwenden, wo sie nicht an ihrem Orte sind, nämlich für die eigentümlichen Zustände und Verhältnisse der Gegenwart."

Abgesehen von diesen wesentlichen Mängeln und von der rhetorischen Künstelei der Darstellung ist Richers Werk doch von Wichtigkeit als eines der wenigen Zeugnisse aus der Zeit, da die Herrschaft des westfränkischen Reiches von den Karolingern zu den Capetingern überging. Die Ausbreitung des Cluniacenserordens, welcher die Beschäftigung mit profanen Studien für sündhaft erklärte und die weltliche Wissenschaft des Altertums verschmähend nur in der mönchischen Askese die wahre Lebensaufgabe erblickte, war der Geschichtschreibung in Lothringen und Burgund sehr nachteilig. Die Cluniacenser selbst haben nichts zu Tage gefördert als einige Biographien, bei denen jedoch das Geschichtliche hinter dem Beschaulichen zurücksteht, die weniger bei den Erlebnissen als bei den Andachtsübungen verweilen. Von dieser Art ist auch das Epitaphium der Kaiserin Adelheid von dem Abte Odilo, worin neben der Schilderung ihrer frommen Handlungen und Religionsübungen nur die Erzählung von ihrer Gefangenschaft und Flucht von einigem Interesse sind.

Clugny.

Leben der Kaiserin Adelheid.

3. Alemannien.

In Alemannien wurden auch in dieser Periode von den Mönchen zu St. Gallen und Reichenau die Wissenschaften nicht vernachlässigt; da jedoch die sächsischen und fränkischen Kaiser dem Süden ferner standen als die Karolinger und später die Hohenstaufen, so nahm die Geschichtschreibung einen mehr lokalen Charakter an. Die Annalen von St. Gallen und Reichenau stehen an Wert zurück und die Heiligen- und Wundergeschichten in ungebundener und gebundener Rede sind von geringem Interesse. Nur die Fortsetzung der Klosterchronik von St. Gallen durch Eckehart IV. der im Jahre 1036 als Vorsteher der Mainzer Schule starb, ist nach Inhalt und Form ein hervorragendes Werk. „Voll liebevoller Erinnerung an seine Heimat," sagt Wattenbach, „schilderte Eckehart mit der anziehendsten Ausführlichkeit, mit einer reichen Fülle von einzelnen Zügen, die uns ganz in das Innerste des Klosters einführen, die Schicksale desselben, die Thätigkeit der verschiedenen Lehrer und ihr Leben miteinander; aber freilich hatte er dafür keine andre Quelle als das Gedächtnis an eine schon sehr fern liegende Vergangenheit, an Erzählungen, die er in seiner Kindheit gehört hatte. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich ihm in den Einzelheiten vielfache Irrtümer nachweisen lassen; die kulturgeschichtliche Bedeutung der Schilderung wird aber dadurch wenig gemindert, Ton und Färbung des Bildes werden wir als wahrhaft anerkennen können, wenn auch die Umrisse einzelner Gestalten täuschen." Auch die Lebensbeschreibung des Bischofs Udalrich von Augsburg durch den Priester Gerhard ist in Beziehung auf Inhalt wie auf Darstellung von Bedeutung.

Klosterchronik von St. Gallen.

4. Italien.

Wie wenig auch in Italien die Studien während des zehnten Jahrhunderts mit Ernst und Eifer betrieben wurden, so ist doch Liudprand, dem wir schon mehrfach begegnet sind, ein lautredender Zeuge von dem Fortleben der Sprache und Litteratur des Altertums. Denn wie sehr man auch über die Eitelkeit und Ruhmredigkeit, mit welcher er seine Gelehrsamkeit und Belesenheit zur Schau trägt, spotten mag, wie geschmacklos uns sein Verfahren erscheint, nach Art des Boethius seine Schriften mit Versen in vielförmigen Metren auszuschmücken, wie sehr man das Prunken mit griechischen Redensarten und Ausdrücken tadeln möge; seine Originalität, seine lebendige Darstellung, seine Meisterschaft in Behandlung der Sprache, seine schriftstellerische Gewandtheit geben doch ein ganz anderes Bild von dem Geistesleben Italiens in der Ottonenzeit, als die deutsche und französische Klosterlitteratur, deren Armut und Blöße dürftig mit entlehnten Lappen des Altertums verhüllt erscheint. Nur das Einflechten von Bibelsprüchen in die Erzählung hatte er mit Thietmar und andern Chronisten gemein. Einem angesehenen langobardischen Geschlechte entstammend erhielt Liudprand, wie sein Landsmann Paulus Diakonus, seine Erziehung nicht in einer Klosterschule, sondern an dem königlichen Hofe zu Pavia, wo er frühe durch seine schöne Stimme die Gunst des

Liudprand.

Königs Hugo gewann. Als Kanzler des Königs Berengar nach Konstantinopel gesandt (949), wo schon sein Vater bei einer ähnlichen Veranlassung mancherlei Verbindungen angeknüpft hatte, benutzte er diese Gelegenheit, um sich mit der griechischen Sprache und Litteratur und mit den Einrichtungen und Verhältnissen des byzantinischen Reiches bekannt zu machen. Bald nach seiner Rückkehr entzweite er sich mit Berengar und dessen Gattin Willa. Deshalb begab er sich nach Deutschland, wo er am Hofe Ottos I. eine Zuflucht fand und die deutsche Sprache lernte. Während seines Aufenthaltes in Frankfurt arbeitete er (seit 958) an einer Geschichte seiner Zeit, wozu ihn ein gleichfalls in Deutschland weilender spanischer Bischof aufgefordert. Noch ehe dieselbe vollendet war, begleitete er Otto nach Italien (962) und erhielt von diesem für mancherlei gute Dienste das Bistum Cremona. Die Zeitgeschichte, bei deren Abfassung er den Zweck hatte, „allen denen, welche ihm Gutes oder Böses erwiesen hatten, nach Verdienst zu vergelten, besonders aber seinem Hasse gegen Berengar und Willa Luft zu machen“, daher er ihr auch den Titel Antapodosis „Buch der Vergeltung“ gab, behandelt die Zeit von 887—950 in sechs Büchern. 1. Antapodosis.

Ohne strenge Ordnung und mit geringer Beachtung der Zeitfolge erzählt Liudprand darin, was sich während dieser Zeit in den verschiedenen Ländern begeben hat, jedoch am ausführlichsten die Geschichten Italiens nach mündlicher Kunde, aber mit Leidenschaft, Parteilichkeit und nicht ohne Verleumdung. „In seinem Ingrimm hält er sich bei einzelnen, oft unbedeutenden Vorfällen übermäßig auf; er gefällt sich in der Mitteilung von Anekdoten, besonders wenn sie boshaft und anstößig sind, in der rhetorischen Ausmalung der Begebenheiten, in gezierten, den Umständen wenig angemessenen Reden.“

Liudprands zweite Schrift: „Das Buch von den Thaten des Kaisers Otto des Großen“ handelt von den früher erzählten Vorgängen in Rom während der Jahre 960 bis 23. Juni 964, über welche der Verfasser als Augenzeuge und Mithandelnder berichtet. Als Anhänger und Bevollmächtigter des Kaisers stellt Liudprand alles in einem für Otto günstigen Lichte dar und bemüht sich, da er in höherem Auftrage oder doch „für das Auge des Kaisers“ schrieb, der Darstellung eine würdigere Haltung zu geben, seine Leidenschaftlichkeit zu mäßigen und dem Ganzen, wie sehr auch der panegyrische Nebenzweck hervorleuchtet, den Charakter objektiver Unparteilichkeit zu verleihen. — Im Sommer 968 unternahm Liudprand im Auftrage Ottos die erwähnte Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel. Der Bericht, den er darüber verfaßte, ist voll Gift und Hohn gegen den byzantinischen Hof, aber pikant und unterhaltend durch die Anschaulichkeit der Zeitschilderungen. 2. Von den Thaten Ottos d. Gr. 3. Der Gesandtschaftsbericht.

Erbittert über den Übermut der Griechen rächt er sich durch schonungslose Schmähungen und beißende Spottreden und bietet seine ganze Beredsamkeit auf, um den Kaiser zur Züchtigung derselben anzureizen. Aber trotz der offenbaren Übertreibungen gibt die Darstellung ein lebendiges Bild von dem Leben der griechischen Hauptstadt, wo Roheit und Verfeinerung in seltsamer Mischung vereinigt waren.

Bei allen Fehlern ist Liudprand der bedeutendste Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts; seine Werke, die übrigens alle drei unvollendet blieben, sind anziehend und originell und trotz der Leidenschaftlichkeit und Eitelkeit des Verfassers in dem Thatsächlichen meist zuverlässig. Daß er sich unbedingt auf Ottos I. Seite stellte und die Gnadenbezeigungen, die ihm dieser zu teil werden ließ, mit Lobpreisungen vergalt, läßt sich rechtfertigen, ohne daß man dabei niedrige Motive anzunehmen genötigt wäre. Er erkannte in ihm den Mann, „von welchem allein die Herstellung eines geordneten Zustandes in Italien wie in der römischen Kirche zu hoffen war“. Eine Ver-

gleichung der Schriften Liudprands und der Chronik Venedigs von dem Diakonus Johannes, dem Kaplan des Dogen Urseolus II., der wiederholt als Gesandter zu den jüngeren Ottonen geschickt ward, mit der erwähnten Chronik des Mönchs vom Soratte oder der Chronik von Salerno, läßt deutlich erkennen, wie sehr die litterarische Bildung und Sprachkenntnis des obern Italiens die des mittleren und unteren übertraf. Auch das Leben des heiligen Adalbert von Johannes Canaparius, dem Freunde und Klostergenossen des Märtyrers, in einer mit biblischen Ausdrücken erfüllten Sprache, trägt den Hauptwert in der Hingebung und Liebeswärme des Verfassers für den frommen Glaubenshelden.

2. Das Deutsche Reich unter den fränkischen Kaisern.

A. Die Zeiten Konrads II. und Heinrichs III.

a. Konrad Wahrer und Mehrer des Reichs.

Die Königswahl. Bald nach Heinrichs II. Hinscheiden versammelten sich die deutschen Fürsten und Bischöfe zu Kamba in der blühenden Rheinebene bei Oppenheim zur Königswahl. Der Strom trennte die echt deutschen Stämme von der lothringischen Bevölkerung an der Mosel und Maas. Bald vereinigten sich die Stimmen, die anfangs weit auseinander gingen, auf zwei Häupter, die beide denselben Namen führten, beide demselben Geschlechte und Stamme angehörten, beide bisher in Freundschaft verbunden waren. Nur zwischen Konrad dem Älteren und Konrad dem Jüngeren schwankte die Wahl. Sie waren die Enkel Ottos von Kärnten, die Urenkel jenes Konrad des Roten, der in der Lechfeldschlacht den Heldentod gefunden. Konrad der Ältere hatte seine mäßigen Stammgüter in Franken und am Rhein bedeutend vermehrt durch die Verheiratung mit Gisela, der verwitweten Herzogin von Schwaben. Aber diese Verbindung mit der ebenso gebildeten und geistreichen als begüterten und schönen Frau hatte ihm auch viele Gegner zugezogen. Sie war, wie erwähnt, die Hauptursache des feindseligen Verhältnisses gewesen, das längere Zeit zwischen Konrad und dem Kaiser obgewaltet und sich erst in den letzten Regierungsjahren Heinrichs II. gelegt hatte. Aber auch die Kirche hatte Anstoß genommen an Konrads Ehe mit einer Fürstin, die in Verwandtschaftsverhältnissen mit ihm stand, die so schnell einen dritten Ehebund geschlossen und deren Vergangenheit Zeugnis gab, daß sie für des Lebens Freuden und Herrlichkeiten große Neigung in sich trage. Darum waren manche Glieder der hohen Geistlichkeit bedenklich und schwankend. Aber gerade die Kirche bedurfte eines Oberhauptes, das den Willen und die Kraft besaß, sie in ihrem Besitzstande zu schirmen. Zwar war der jüngere Konrad kein unwürdiger Sprosse des erlauchten Hauses der Ottonen, und seine Mutter Mathilde, eine Schwester Giselas und dieser nicht unähnlich an Geist, Bildung und Ehrgeiz, hatte durch ihren zweiten Gemahl Friedrich von

Oberlothringen die überrheinischen Edlen nebst dem Erzbischof Piligrim von Köln für ihren Sohn gewonnen; allein er hatte noch wenig Gelegenheit gehabt, sich durch kriegerische Großthaten auszuzeichnen. Dagegen besaß der ältere Konrad alle Eigenschaften, die in jener eisernen Zeit einem Herrscher unentbehrlich waren: unbeugsame Willenskraft, Kriegsmut und Tapferkeit und alle ritterlichen Tugenden; und wenn er auch geneigt war, jeden Widerstand mit starker Hand niederzuwerfen und zu zermalmen, so fehlte es ihm doch auch nicht an Klugheit und Gewandtheit, wo es galt, widerstreitende Elemente zu versöhnen, und seine fürstliche Großmut und Freigebigkeit gewann ihm Freunde und Anhänger unter allen Ständen. Im blühenden Mannesalter stehend, von imponierender Gestalt und Haltung, war Konrad eine gebieterische, zum Herrschen geschaffene Persönlichkeit. Ein wechselvolles, von manchen Widerwärtigkeiten durchzogenes Leben hatte ihn frühe zum Manne gereift und aus den Erfahrungen hatte er ein sicheres Urteil über Menschen und Dinge erworben. Daher neigte die Mehrheit der Wähler bald ihm zu; auch gelang es ihm seinen Vetter in einer Unterredung durch Zugeständnisse und Versprechungen zu bestimmen, daß derselbe auf seine nun aussichtslos gewordene Kandidatur, an der nur die Lothringer noch festhielten, verzichtete und ihm auch seine Stimme zu geben zusagte. Durch Umarmung und Bruderkuß besiegelten beide vor den Augen der Versammlung dieses Abkommen, welches die Gefahr einer zwiespältigen Wahl beseitigte. Dann erklärte sich zuerst Erzbischof Aribo von Mainz für den ältern Konrad von Franken. Seinem Beispiele folgten die übrigen geistlichen Herren, nur Piligrim von Köln enthielt sich der Stimme. Darauf kamen die weltlichen Fürsten, an ihrer Spitze der jüngere Konrad, der noch zuvor mit den Lothringern eine Besprechung gehabt. Allgemeiner Jubelruf erfüllte die Luft, als auch er mit lauter Stimme seinen Vetter wählte. Erfreut reichte der Erkorne dem Getreuen die Hand und zog ihn an seine Seite. So wurde Konrad „der Salier“ 8. Sept. 1024.
auf den Königstuhl erhoben; nur die lothringischen Großen hatten mißmutig den Wahlplatz verlassen. Nun übergab die Kaiserin Kunigunde dem neuen König die Krone, die heilige Lanze, das Schwert und die übrigen Reichsinsignien und entsagte dann der Welt, „die ihr keine Pflichten mehr auflegte und keine Freuden mehr bot“. Dann zog man unter lautem Jubel nach Mainz zur Krönung, die Laien singend, die Geistlichen Psalmen betend: wenn Kaiser Karl der Große in die Welt zurückgekehrt wäre, meint Wipo, hätte die Freude des Volks nicht größer sein können. Am 8. September vollzog Aribo die Krönung. Als er den Neugewählten mit ernsten Worten ermahnte, Gerechtigkeit und Frieden walten zu lassen, Kirche und Geistlichkeit zu schirmen, Witwen und Waisen zu schützen, als er ihn erinnerte, wie ihn Gott nach so manchen Leiden und Gefahren nun so herrlich erhöht habe und ihn dann aufforderte, allen seinen Feinden und Widersachern zu vergeben und dadurch zu beweisen, daß er gleichsam ein neuer Mensch geworden, da stürzten Thränen aus Konrads Augen und er gelobte allen seinen

Feinden zu verzeihen. Eine Huldigungsfeier und ein festliches Krönungsmahl schloß den wichtigen Tag.

Aribos Ansehen im Sinken. Aribo von Mainz hatte dem König große Dienste geleistet; man erwartete daher, daß Konrad ihm den ersten Platz in seinem Rate einräumen würde. Auch übertrug er das Amt des Erzkanzlers für Italien, das nach Willigis' Tod auf Eberhard von Bamberg übergegangen war, wieder dem Mainzer Erzbischof und machte ihm manche andere Zusicherungen. Allein Aribo war ein Gegner der königlichen Ehe, die den Vorschriften der Kirche entgegen war, und verweigerte deshalb Gisela die Krönung. Dadurch sank er schnell in der Gunst Konrads. Dagegen erklärte sich Erzbischof Piligrim von Köln, der seinen Widerstand gegen Konrads Erhebung vergessen machen wollte, bereit, Gisela zu krönen. Als Konrad auf seinem Königsritt durch die deutschen Gaue nach der heiligen Stadt Köln kam, fand dort die Krönung der Königin statt, worauf beide nach dem alten Kaisersitz Aachen zogen. (21. Sept.) Hier saß Konrad auf dem Marmorstuhle Karls des Großen, ordnete in öffentlicher allgemeiner Reichsversammlung geistlicher und weltlicher Fürsten den Staat „und sprach Recht nach göttlichen und menschlichen Gesetzen". Nun sank Aribos Stern schnell. Nicht nur daß die Synodalbeschlüsse von Seligenstadt unausgeführt blieben und alle seine kühnen Reformpläne ins Stocken gerieten, das Erzstift Mainz trat an Ansehen und Bedeutung hinter Köln zurück. Auch Konrads des Jüngern Einfluß verschwand, als seine lothringischen Verwandten in ihrer feindseligen Gesinnung beharrten und er seine Verbindung mit denselben nicht zerriß. Seitdem nahmen im Rate des Königs neben seiner Gemahlin Konrads alter, bewährter Freund und Waffengenosse Werner, Bischof Bruno von Augsburg, Bruder des verstorbenen Königs Heinrich II., und Bischof Werner von Straßburg, der Erbauer der Habsburg und des Klosters Muri im Aargau, die erste Stelle ein.

Der Königsritt durch die deutschen Lande. Von Aachen setzte der König seinen Umritt durch die lothringischen Städte fort; und wie drohend auch die Haltung der weltlichen und geistlichen Großen sich anfangs zeigte, das persönliche Erscheinen des majestätischen Herrschers brachte sie zum Schweigen und zum Gehorsam. Vor allen eilten die Bischöfe durch Ergebenheitsbezeigungen die königliche Gunst zu gewinnen. Auch in Sachsen und Westfalen, in Bayern und Kärnten, in Franken und Schwaben wurde Konrad von Adel, Klerus und Volk als König und Oberherr begrüßt; in Konstanz fanden sich der mächtige Erzbischof Aribert von Mailand und andere italienische Große zur Huldigung ein (5. Juni 1025.) und forderten ihn zu einem Zug nach der Lombardei auf. Konrad bestätigte Gesetze und Rechte, ordnete streitige Angelegenheiten, sicherte die Ruhe durch Landfrieden und Königsbann und machte Schenkungen mit freigebiger Hand. Wo er seine Hofhaltung aufschlug, gab es festliche Tage. Auch die Grenzstadt Basel sicherte er dem Reich, entschlossen, die Anwartschaft auf Burgundien festzuhalten, während der schwache König und die Großen jenes Landes meinten, mit dem Tode Heinrichs II. seien die deutschen Ansprüche auf die schönen Be-

sitzungen am Jura und an den Alpen erloschen, da Rudolf das Erbe jenem als seinem nächsten Verwandten, nicht aber dem Reiche zugewendet habe. Dagegen war er als Gemahl der Gisela, einer Nichte Rudolfs, zu gleichen Ansprüchen berechtigt, auch hatte sein Vorgänger nicht mit seiner Hausmacht, sondern mit den Reichsheeren sich den Besitz des burgundischen Königreiches zu sichern gesucht.

Dann mußte Konrad eilen, die deutsche Herrschaft über Italien sicher zu stellen. Denn kaum war die Kunde von Heinrichs II. Tod nach der Lombardei gedrungen, so zerstörten die Pavesen den Königspalast in ihren Mauern und viele Großen, vor allen der reiche und mächtige Markgraf Hugo aus dem Geschlechte der Este, mit seinen Brüdern Adalbert und Azzo und ihrem Schwager Manfred von Turin gingen mit dem Plane um, sich aus Frankreich einen König zu holen, Italien von den Deutschen, welche die Bischöfe mehr begünstigten als den weltlichen Herrenstand, zu befreien und eine Feudalmonarchie nach französischem Vorbilde zu gründen. Doch lehnte König Robert ihren Antrag ab, sah es aber nicht ungern, daß sie einem seiner Vasallen, dem Herzog Wilhelm von Aquitanien, einem reichen, hochgebildeten, für Kunst, Gelehrsamkeit und christliche Frömmigkeit empfänglichen Fürsten, welcher sich bei seinen Zeitgenossen den Beinamen des Großen erwarb und durch seine Gemahlin Agnes mit dem Hause Berengars und Adalberts verwandt war, die Krone anboten. Dem widersetzten sich aber die meisten Bischöfe, an ihrer Spitze Aribert von Mailand, ein ebenso kühner als kluger Prälat aus einem angesehenen lombardischen Rittergeschlecht, der Konrad schon gleich nach der Krönung dringend nach Italien geladen hatte. Obwohl an italienischem Nationalgefühl keinem nachstehend, hatte der staatskluge Kirchenfürst doch klar erkannt, daß die Wohlfahrt und Freiheit des Volkes und die selbständige Macht der Bischöfe nur im Bunde mit Kaiser und Reich erstarken könnten. Selbst die Pavesen suchten durch eine Gesandtschaft ihre rasche That zu entschuldigen, erfuhren aber von Konrad die verdiente Zurechtweisung.

Die Lage des Reichs. 1. Italien.

Ehe der König jedoch zu dem Römerzug schreiten konnte, mußten die gährenden Elemente, die im Reiche selbst in Aufruhr auszubrechen drohten, beschwichtigt sein. Zwar war im Osten der Polenherzog Boleslaw, welcher nach Heinrichs II. Tod die Königswürde angenommen und den Lehnsverband mit dem Reich zerrissen hatte, bald darauf gestorben, aber sein Sohn Mieczyslaw war entschlossen, des Vaters Stellung zu behaupten und die Unabhängigkeit und monarchische Einheit des Slawenreiches mit allen Mitteln zu begründen. Der drohenden kriegerischen Erhebung im Osten vorzubeugen, verband sich Konrad mit dem Dänenkönig Kanut, einem Verwandten Mieczyslaws. Er verlobte seinen jungen Sohn Heinrich mit der dänischen Königstochter Gunhild und überließ Kanut die Mark Schleswig, den Grenzgürtel zwischen Schlei und Eider, eine Minderung des Reichs an Macht und Ehre, für die jedoch ein dauernder Friedenszustand im Norden, die Wiederherstellung der kirchlichen Autorität des

2. Polen und Dänemark.

17. Juni 1025.

Erzstifts Hamburg-Bremen in dem allmählich zum Christentum bekehrten Skandinavien und die Neubelebung der Mission in Dänemark und Norwegen Ersatz gewährte (V, 709). Nicht minder beunruhigend war die Lage der Dinge im
3. Lothringen u. Burgund. Westen und Süden. Friedrich, der für seinen alten Vater Dietrich Oberlothringen verwaltete, und Herzog Gozelo von Niederlothringen beharrten noch im Widerstand. Zu ihnen hielten nicht nur die meisten Großen des Landes und der mächtige Markgraf von Flandern, auch der jüngere Konrad, Friedrichs Stiefsohn, stand im Bunde mit ihnen und König Robert von Frankreich schürte die Flamme. Zudem drohte die burgundische Erbschaft dem König schon jetzt Widerwärtigkeiten zu bereiten, indem Herzog Ernst von Schwaben, Giselas Sohn aus der früheren Ehe, im Bunde mit dem mächtigen Grafen Welf, nach dem Besitze des Landes strebte, obwohl die Königin ihre Anrechte auf den Kaisersohn Heinrich übertragen hatte. Diese feindlichen Elemente mußten versöhnt und beruhigt werden, ehe Konrad über die Alpen ziehen konnte; in kurzer Zeit kam seine Umsicht und Energie zum Ziele. Als er mit einem Heere plötzlich in Lothringen ein-
1025. drang und am Weihnachtsfeste abermals in Aachen weilte, erschien Herzog Gozelo, wahrscheinlich bestimmt durch das versöhnende Zureden des weisen Bischofs von Cambrai, vor seinem Thron und leistete die Huldigung. Seinem Beispiele folgten Friedrich und die übrigen lothringischen Großen. Damit waren den andern Gegnern vorerst die Hände gebunden. Das Reich war beruhigt, und der König konnte ohne Gefahr den Zug nach Italien antreten. Selbst Herzog Ernst bat um Verzeihung und schloß sich mit seinen Mannen dem Reichsheere an.

Konrad in Oberitalien. Auf einem Reichstage in Augsburg bestimmte er mit Zustimmung der ver-
1026. sammelten Fürsten für den Fall seines Todes schon jetzt — ein für die Befestigung der neuen Dynastie sehr wichtiger Erfolg — seinen achtjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger und übergab ihn dem Bischof Bruno, den er zugleich mit der Regentschaft betraute. Dann trat er mit einem stattlichen Heere die Romfahrt an. Er zog, ohne auf Widerstand zu stoßen, von Verona nach Mailand, wo er von Aribert mit der Krone der Lombarden geschmückt und somit als König von Italien anerkannt ward. Wilhelm von Aquitanien, der die vom Adel ihm dargebotene Krone für seinen Sohn angenommen hatte, erbot sich gegen Überlassung etlicher Reichslehen zurückzutreten; Konrad wies das mit Verachtung zurück. Freudig begrüßten die Bischöfe den König, öffneten ihre Städte und versorgten ihn und sein Heer mit Lebensmitteln. Um so hartnäckigern Widerstand setzten der Adel und die Bürgerschaften von Pavia und Ravenna den Deutschen entgegen. In der letzteren Stadt geriet der König und sein Gefolge durch einen nächtlichen Volksaufstand in eine ähnliche Lage, wie einst Heinrich II. in Pavia (S. 135). Den ganzen Sommer verbrachte Konrad in Oberitalien unter fortwährenden Kämpfen, und in dem ungewohnten heißen Klima hatte das Heer viel von Krankheiten zu leiden. Erst als der Trotz der Ravenna-

ten gebrochen und Pavia durch die Verwüstung der Felder zum Gehorsam gebracht war, erlahmte die Kraft des Widerstands. Die Burgen wurden gebrochen, die gegnerischen Edelleute zur Unterwerfung gezwungen, die lombardische Ebene bis zu den Berglandschaften von Ivrea siegreich durchschritten.

In den ersten Monaten des neuen Jahres brach der König nach Süden auf, begleitet von Abt Odilo von Clugny, der sich um seinen kräftigen Schutz bewarb. Er überstieg die Apenninen, nahm Lucca und setzte an die Stelle des ungehorsamen Rainer den getreuen Bonifacius, Tedalds Sohn, zum Markgrafen von Tuscien ein. In der Osterwoche zog er in Rom ein, festlich empfangen von Papst und Volk. Johann XIX., jener Romanus, Benedikts Bruder, der längere Zeit als „Senator aller Römer" die weltliche Herrschaft besessen und dann, obwohl nicht im geistlichen Stande erzogen, durch eine sehr anstößige Wahl den apostolischen Stuhl bestiegen, eilte die Gunst des Königs zu gewinnen und die Schwäche und Zweideutigkeit, die er kurz zuvor dem Hofe und Patriarchen von Konstantinopel gegenüber an den Tag gelegt, in Vergessenheit zu bringen. Am Ostertag wurde unter großen Feierlichkeiten, an denen zwei Könige, Rudolf von Burgund und der auf einer Pilgerfahrt anwesende Kanut der Große (V, 709) sowie eine große Anzahl deutscher und italienischer Erzbischöfe und Bischöfe teilnahmen, in St. Peter die Krönung Konrads und Giselas vollzogen. Die Störungen, welche durch den Streit der Metropoliten von Mailand und Ravenna über den Vortritt und durch die herkömmlichen Volkstumulte zwischen Römern und Deutschen herbeigeführt wurden, waren vorübergehend und thaten der feierlichen Handlung keinen Eintrag. Nachdem „unzählige" Römer in dem Straßenkampf niedergemacht waren, erschienen die edelsten Bürger der Stadt vor des Kaisers Palast am St. Peter „zitternd, barfuß, ein bloßes Schwert am Halse hängend" und flehten zu seinen Füßen um Schonung. Von solchen Szenen waren die Romzüge der deutschen Herrscher gewöhnlich begleitet. Der Bund der beiden Völker war mit Blut gekittet. Als der Kaiser den Aufstand in Rom unterdrückt und eine unter seinem Vorsitz abgehaltene Synode den Rangstreit zu Gunsten des Mailänder Erzstuhls entschieden hatte, durchzog er im Fluge die südlichen Teile der Halbinsel, um auch über die Städte Unteritaliens, über Capua, Benevent, Salerno seine Hoheit zu befestigen und dem anarchischen Zustande durch Strenge zu steuern und kehrte dann im Mai wieder nach Deutschland zurück. „Sein kriegsgeübter Arm, seine gebietende Strenge, seine Gerechtigkeit nötigten Italien Furcht und Achtung vor dem Herrscher ab, dessen schneller Zug der Triumph eines Cäsar gewesen war." Mit Stolz blickte das deutsche Volk auf die überraschenden Erfolge des thatkräftigen Kaisers; so überwältigend wirkten dieselben, daß sein Erscheinen in Deutschland genügte, die unruhigen Großen des Reichs, insbesondere seinen Vetter, den jüngeren Konrad von Franken, und seinen Stiefsohn Ernst von Schwaben, der mit seinen Freunden, dem in Bayern, Alemannien und Rätien

Die Kaiserkrönung und die Vorgänge in Rom. 1027.

21. März.

26. März 1027.

Konrads Siege.

reichbegüterten Grafen Welf II., dem Erbauer von Ravensburg, und Werner von Kiburg abermals die Fahne der Empörung aufgepflanzt, von jedem Widerstande abzuschrecken. Ernst, Konrad und Welf unterwarfen sich; sie wurden auf einige Zeit in Haft gegeben und verloren einen Teil ihrer Besitzungen. Des Kaisers Halbbruder Gebhard, der sich den Aufständischen angeschlossen, mußte in den geistlichen Stand zurückkehren, dem er in der Kindheit bestimmt gewesen, später aber sich entzogen hatte. Auch die Kiburg bei Zürich, in der sich Graf Werner drei Monate tapfer verteidigt, wurde endlich gebrochen; doch entging Werner den Händen des Kaisers. Gleichen Erfolg hatte Konrads Anwesenheit in Ober- und Nieder-Lothringen, wo er die meisten Gegner zählte; und in Basel schloß er auf einer persönlichen Zusammenkunft mit König Rudolf von Burgund einen Vertrag, durch den ihm und seinem Sohne die Erbfolge in den Ländern an der Rhone, am Jura und im allobrogischen Alpengebiete zugesichert und die Anwartschaft des Reichs bestätigt ward. Und als noch diesem Sohn Heinrich, der damals elf Jahre zählte, die ihm bereits bestimmte Nachfolge im Reich
14. April 1028. durch die Wahl der Fürsten bestätigt und derselbe am nächsten Osterfeste von dem Erzbischof von Köln im Münster zu Aachen feierlich als König gekrönt ward, „da leuchtete die Zukunft beruhigend in die bewegte Gegenwart hinein, wie lichte Wolken am fernen Horizont bei Gewitterstürmen". Diese Krönung war der erste Schritt zur Begründung eines erblichen Kaisertums, welche sich Konrad zur Lebensaufgabe gestellt.

Die Unfälle im Osten. 1028–1030. Aber noch waren viele Kämpfe zu bestehen, ehe das Ziel erreicht wurde. Mieczyslaw (Mesko) von Polen ahmte seines Vaters Beispiel auch darin nach, daß er wie jener Verbindungen mit den Gegnern des Kaisers unterhielt, die Parteikämpfe und Aufstände schürte, um die östlichen Grenzmarken und deren slawische Bevölkerung unter seine Herrschaft zu bringen. Die unzufriedenen Verwandten des Kaisers und ihr lothringischer Anhang scheinen heimliche Verbindungen mit ihm unterhalten zu haben. Wenigstens schickte Mathilde, Konrads des Jüngern Mutter, dem Slawenfürsten, der auch ein eifriger Beförderer des Christentums war und die Wissenschaften pflegte, ein liturgisches Buch, mit einem Schreiben, worin der Allmächtige angefleht ward, dem „unüberwindlichen König" die Palme des Sieges und größere Stärke als seinen Feinden zu gewähren. Jedenfalls war der Polenfürst von der Unzufriedenheit vieler im Reich und von dem Haß der slawischen Völker zwischen Elbe und Oder gegen ihre
1028. Unterdrücker genau unterrichtet, als er in die Ostmarken einbrach, ringsum das Land mit Brand und Plünderung heimsuchte, die Männer niedermetzelte, die Weiber in die Gefangenschaft abführte, unzählige Kinder unter unerhörten Martern tötete und mit entsetzlicher und teuflischer Grausamkeit im Lande wütete. Auf den Hilferuf der Liutizen eilte Konrad mit Kriegsmacht herbei, konnte aber dem Feinde keinen Schaden mehr thun und auch der polnischen Besatzung die feste Grenzstadt Bautzen nicht entreißen. Als kurz nachher Markgraf Thietmar von der Ostmark starb und die Lausitz
Jan. 1030. ihres Verteidigers entbehrte, brach Mieczyslaw von neuem über die Grenze. Siegfried, ein Sohn des frühern Markgrafen Hodo, welcher sich durch die Flucht dem aufgezwungenen Klosterleben entzogen, diente als Führer. Über das ganze Elbegebiet bis zur Saale ergossen sich die polnischen Kriegsscharen. Über hundert Dörfer wurden ausge-

plündert und niedergebrannt, Männer, Frauen und Kinder getötet oder als Gefangene weggeführt, alles mit Blut und Feuer erfüllt. Selbst der Bischof von Brandenburg mußte in Knechtschaft wandern. Zu gleicher Zeit war auch ein Streit zwischen Markgraf Albrecht von Österreich und König Stephan von Ungarn ausgebrochen, der den Kaiser in die Donauländer führte, ohne daß der beschwerliche Feldzug den geringsten Vorteil gebracht hätte. Es schien als ob im Osten die Hoheit des Reichs dahinschwinden sollte. Nur in Mähren verteidigte Bretislaw, der natürliche Sohn des Böhmenfürsten Udalrich, der letzte frische Sproß an dem verdorrten Geschlechte der Przemysliden, die Herrschaft und Ehre des Kaisertums wider Polen und Ungarn. Zum Herzog von Mähren erhoben, sicherte Bretislaw das Land durch Burgen, beförderte Ordnung, Recht und Christentum und pflegte die Kultur des Bodens.

Die Könige von Polen und von Ungarn zu ihrer Pflicht zurückzuführen war für Konrad so lange unmöglich, als er noch immer durch innere Unruhen an der vollen Entfaltung seiner Kraft nach außen gehindert wurde. An diesen aber war namentlich wiederum des Kaisers Stiefsohn beteiligt, obgleich Konrad demselben, vermutlich aus Anlaß der Königskrönung Heinrichs, noch einmal verziehen und sogar das Herzogtum Schwaben zurückgegeben hatte. Von den Anhängern Ernsts aber verharrte der geächtete Graf Werner von Kiburg, auch nach der Brechung seiner Feste im Widerstand, ja er unterhielt die Verbindung mit dem Herzog als seinem Lehnsherrn und suchte diesen zu neuer Feindschaft gegen den Kaiser zu entflammen. Deshalb wurde Ernst Ostern 1030 nach Ingelheim geladen und von dem Kaiser aufgefordert ihm eidlich zu geloben, daß er den Geächteten, wie das unzweifelhaft die Pflicht des Inhabers eines der höchsten Reichsämter war, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verfolgen wolle. Mag das Bild, das unsere Quellen von Ernst von Schwaben entwerfen, auch zu dessen Nachteil gefärbt sein, unzweifelhaft erscheint er als ein unbotmäßiger, in seinen Beschlüssen unbedachtsamer, im Verhältnis zum Kaiser undankbarer Jüngling: allein der Zug seines Charakters, den er nun entfaltete, sichert ihm unsre Sympathie ebenso wie er ihm die Teilnahme der Mitwelt verschafft zu haben scheint und ihm einen ehrenvollen Platz in der Erinnerung der nachlebenden Geschlechter erworben hat. Obwohl er sich über die Folgen dieses Schrittes nicht getäuscht haben kann, hielt Ernst in unwandelbarer Treue an dem Freunde fest und lehnte des Kaisers Verlangen entschieden ab. Als Beschützer des Ächters wurde er nun durch den Spruch der anwesenden Fürsten des Hochverrats für schuldig erklärt, das Herzogtum wurde ihm aberkannt, sein und seiner Genossen Erbgut eingezogen; die Kirche aber verhängte den Bann über ihn. Auch Gisela konnte das nicht abwenden: ja, in Erkenntnis der harten Notwendigkeit gelobte sie, niemanden, der an ihres Sohnes Verurteilung beteiligt gewesen, deswegen Groll nachzutragen. Das Herzogtum Schwaben gab Konrad ihrem zweiten Sohn aus erster Ehe, dem noch unmündigen Hermann. Ernst aber trug sich mit Gedanken der Rache an dem Stiefvater. Große Pläne beschäftigten ihn: er hatte die Absicht eine Koalition gegen Konrad

Konrad und Ernst von Schwaben.

zu stande zu bringen. Mit dem Grafen Werner begab er sich deshalb nach Frankreich, um die Hilfe des Grafen Odo von Champagne zu gewinnen, der dem Kaiser die burgundische Erbschaft streitig zu machen entschlossen war, fand dort aber nicht die gehoffte Aufnahme. Nun blieb dem unglücklichen, mißleiteten Jüngling freilich kaum noch ein andrer Ausweg als ein ehrenvoller Untergang. Nach Schwaben zurückgekehrt, verbarg er sich in dem Dunkel des schluchtenreichen Schwarzwaldes, von (elendem) Brote sein Leben fristend. Eine Burg Falkenstein war sein letzter Zufluchtsort, von wo aus er und Werner die Umgegend mit Raub und Plünderung heimsuchten. Bald aber umstellten ihn die Mannen des Kaisers von allen Seiten; es gelang denselben, sich der besten Rosse des Herzogs und seiner Genossen auf der Weide zu bemächtigen. Da beschloß Ernst selbst den Todeskampf herbeizuführen. Mit all den Seinigen brach er aus dem Schwarzwald hervor und lagerte in der weiten Ebene östlich an dem Gebirge. Hier trafen sie bald auf die Spuren der Feinde. Eine Schar schwäbischer Krieger war von Bischof Warmann von Konstanz, der Schwaben für den jungen Hermann verwaltete, unter Graf Mangold in die Gegend gesandt, um sie gegen die Raubthaten zu schützen. Am Morgen des 17. August langte Ernst an der Stelle an, wo Mangold die Nacht zuvor gelagert hatte; schnell setzte er ihm
17. Aug. 1030. nach und stieß bald mit der Übermacht zusammen. Er suchte den Tod und fand ihn, von vielen Wunden bedeckt, auch Mangold fiel. Auch Graf Werner von Thurgau beschloß hier seine Laufbahn. Ernsts Leichnam wurde nach Konstanz gebracht und dort, nachdem der Bann gelöst war, in der Marienkirche beigesetzt.

„In Lied und Sage hat sich das Andenken Ernsts lange erhalten; aber die Persönlichkeit des Herzogs verwandelte sich im Munde des Volks, und die Erinnerungen aus den Tagen Kaiser Ottos, von den Kämpfen, die einst Heinrich von Bayern und Liudolf von Schwaben gegen den Bruder und Vater geführt hatten, verschmolzen mit denen, welche sich an Konrads Stiefsohn knüpften, bis endlich die bunte Phantasie des Zeitalters der Kreuzzüge seine Gestalt mit einem üppigen Gewebe orientalischer Märchen umrankte. Von den Motiven seines Aufstands, von der herben Tragik seines Schicksals, von dem Charakter seines Gegners haben diese Sagen kein irgendwie treues Bild bewahrt: der Herzog Ernst, der Graf Wezel, der Kaiser Otto, die in ihnen auftreten, haben wenig mit den handelnden Personen der Tragödie gemein, welcher auch in den Augen des Historikers die Geschichte Ernsts II. gleicht. — Dem Sinn Konrads II. aber entsprach das harte Wort, das Wipo ihm in den Mund legt, als er die Nachricht von dem Tode seines Stiefsohns empfing: „Bissige Hunde haben selten Junge." — Das war der Gedanke, den ihm das Ereignis erweckte. Für weichmütiges Mitleid war in seiner Seele wenig Raum, und mit nüchternem und rücksichtslosem Realismus bezeichnete er in drastischem Ausdruck die Fruchtlosigkeit des jugendlichen Lebens, das am 17. August 1030 zu Ende gegangen war."

Herstellung der Reichshoheit im Osten. 1031. 1032. Der Gegner im Innern Meister geworden, eilte Konrad gegen Mieczyslaw, die im vorigen Jahre erlittene Schmach auszutilgen. Im Bunde mit Bezbriem, dem vertriebenen Bruder des Polenfürsten, rückte er mit einem kleinen, aber wohlgerüsteten Heere, dessen Verpflegung leicht bewerkstelligt werden konnte, über die Elbe, während der Bundesgenosse von Osten her vordrang. Dadurch

kam Mieczyslaw bald so ins Gedränge, daß er mit dem Kaiser einen Frieden Sept. 1031.
abschloß, worin er die Herausgabe aller Beute und Gefangenen versprach und die Marken, die sein Vater einst von Heinrich II. zu Lehn erhalten, abtrat. Die Niederlausitz wurde aufs neue mit der sächsischen Ostmark verbunden und an Graf Dietrich (Dedo), den Ahnherrn des Hauses Wettin, verliehen; die Oberlausitz oder das Milznerland vereinigte der tapfere Markgraf Eckard von Meißen mit den übrigen Reichslehen in Thüringen. Das verwüstete Bistum Zeitz wurde hergestellt, der Sitz aber nach Naumburg verlegt. Bald sollte Konrads Triumph noch größer werden. Mieczyslaw, von seinem Bruder vertrieben, flüchtete sich nach Böhmen, während Bezbriem die Herrschaft in Polen gewann. Als dieser jedoch schon nach einigen Monaten den Tod durch Meuchelmord fand, kehrte Mieczyslaw aus der Verbannung zurück und gewann den Thron von neuem. Aber gebrochen in seiner Macht gab er die hochfliegenden Pläne früherer Jahre auf; reumütig suchte er zu Merseburg die Gnade des Kaisers und unterwarf 7. Juni 1032.
sein durch neue Abtretungen geschmälertes Herzogtum der Oberhoheit des Reichs.

Zwei Jahre nachher starb der Polenfürst. Seinem Tode folgte eine Zeit wilder 15. März 1034.
Kämpfe und Bürgerkriege, welche die christliche Kultur, die Boleslaw und sein Sohn mit so großem Eifer zu pflanzen gesucht, auf lange Zeit vernichtete. Boleslaw Chrobrys Schöpfungen sanken in Staub; von einem polnischen Königreiche war weiter keine Rede. Auch Böhmen litt unter der Grausamkeit und Ohnmacht Udalrichs und seines verstümmelten Bruders Jaromir. Erst als Udalrich starb, wie es scheint an Gift, 9. Nov. 1034.
sah es bessere Zeiten. Der kühne Bretislaw, von seinem geblendeten und entmannten Oheim Jaromir auf den böhmischen Fürstenstuhl erhoben, trat wieder in den Lehnsverband ein, den seine Vorgänger zerrissen. Der ritterliche Mann, den ein einheimischer Chronist den „böhmischen Achilles" nennt, wurde vom Kaiser gnädig empfangen 1035.
und mit Böhmen und Mähren belehnt. Auch der Ungarnkönig Stephan hielt den Frieden, den er früher mit dem ritterlichen Kaisersohn Heinrich geschlossen. „Höher als je seit den Tagen Ottos I. war im Osten das Ansehen des deutschen Namens gestiegen."

Nicht minder glücklich und ruhmvoll beendigte Konrad den Streit am Burgundien dem Reiche
Jura und an der Rhone. Er stand gerade im Nordosten des Reiches wider die beigefügt. 1033—1034.
Liutizen im Feld, als er die Botschaft erhielt, König Rudolf „der Träge" von Burgund sei zu seinen Vätern versammelt worden, nachdem er sterbend den 6. Sept. 1032.
fränkischen Herrscher, kraft des Vertrages von Basel, zum Erben ernannt. Bald erschien eine Gesandtschaft in Sachsen, welche dem neuen Gebieter die Krone, die Lanze des heiligen Mauritius, das Reichsbanner und die andern Insignien des burgundischen Königtums überbrachte. Allein nicht bloß die meisten Grafen und Herren, auch Bischöfe und Städte, die unter der schwachen Regierung Rudolfs alle Bande der Unterthänigkeit abgestreift hatten, verweigerten dem neuen König den Gehorsam; sie begünstigten den Grafen Odo von Champagne, der als Sohn der ältesten Schwester Rudolfs die nächsten Ansprüche auf das arelatische Reich geltend machen konnte, weil sie lieber einen wenig mächtigen Fürsten als den Gebieter der Christenheit zum Lehnsherrn haben

wollten. Nicht nur die niederburgundischen Städte an der Rhone, Lyon, Vienne, Arles, öffneten dem westfränkischen Thronbewerber ihre Thore, auch in Hochburgund faßte derselbe festen Fuß: er bemächtigte sich der Städte Murten und Welsch-Neuenburg und versicherte sich ihrer Treue durch Besatzungen. Deshalb schloß Konrad unter Vermittelung des Abtes Poppo von Stablo ein Bündnis mit Heinrich I. von Frankreich, welcher im vorhergehenden Jahre seinem Vater Robert gefolgt war, aber von den unfügsamen Vasallen, besonders Odo von Champagne bedrängt wurde. Ein Verlöbnis der vierjährigen Kaisertochter Mathilde mit dem jungen König besiegelte den Bund gegen den gemeinschaftlichen Feind, der auch fortbestand, als Mathilde nach zwei Jahren starb. Dadurch war Konrad instandgesetzt, nachdem er zuerst auf einem Winterfeldzug den alemannischen Teil Burgundiens unterworfen und in Peterlingen seine Wahl und Krönung durchgesetzt hatte, den Gegner in seinen Stammlanden anzugreifen und in solche Bedrängnis zu bringen, daß er sich ihm in einer persönlichen Zusammenkunft unterwarf, die burgundischen Festungen zu räumen ver-
1034. sprach und Geiseln für sein friedfertiges Verhalten stellte. Doch erst als Konrad mit dem deutschen Reichsheer vom Rhein her abermals bis zur Rhone vorrückte und gleichzeitig ein lombardisch-tuskisches Heer unter Erzbischof Aribert von Mailand und Markgraf Bonifacius über den großen St. Bernhard zog und sich in Genf mit dem Kaiser vereinigte, erfolgte die Unterwerfung des Landes. Hatten bisher nur einzelne Häupter, wie Hubert von Maurienne, der Stammvater des Hauses Savoyen, dem deutschen Herrscher gehuldigt, so eilten jetzt auch die übrigen geistlichen und weltlichen Herren Niederburgunds, selbst der Erzbischof Burkhard von Lyon, Konrad anzuerkennen. Im Dome zu Genf wurde Konrad in einer glänzenden Versammlung deutscher, burgundischer und italischer Fürsten und Bischöfe mit der Königskrone geschmückt und dadurch das Rhonegebiet mit den reichen Städten Lyon, Vienne, Arles, Marseille, Genf, Besançon u. a. m. sowie die anmutigen Thalebenen Savoyens und die westliche Schweiz dem deutschen Reichsverband eingefügt. Als der Kaiser bald nachher nach Deutschland zurückkehrte, versicherte er sich der neuen Eroberungen durch Geiseln und schickte mehrere der trotzigsten Anhänger Odos über den Rhein in die Verbannung. So kam das für den Handel und für den Verkehr mit Italien
Folgen. so günstig gelegene Königreich Burgund an Deutschland. Man mag es beklagen, daß durch diese neue Erwerbung die Sorgen der deutschen Herrscher sich vermehrten, daß über dem Schweifen in die Weite das naheliegende Gute oft vernachlässigt ward, daß durch die sich mehrenden Kämpfe mit unfügsamen Vasallen die monarchische Macht Schaden litt: der Anschluß an das Deutsche Reich war für Burgund selbst der Anfang einer glücklichen Zeit. Denn war auch durch die Schwäche der Könige und häufige innere Kämpfe der Lehnsverband in Burgund sehr gelockert, als Konrad die Herrschaft antrat, waren auch die Regalien in den Händen der Bischöfe und weltlichen Großen, so war doch die kaiserliche

Macht Konrads und seines Sohnes stark genug, dem Raub- und Fehdewesen zu steuern, Recht und Ordnung zu schirmen, den Einfällen der Sarazenen zu wehren, Handel und Gewerbfleiß, Wohlstand und Bildung zu fördern. Nicht nur deutsche Ehre und Herrschaft wurden durch die Besitznahme gemehrt, auch deutsche Art und Sprache, die in jenen Grenzländern der romanischen Einwirkung besonders ausgesetzt waren, wurden nun vor dem Untergange bewahrt. Namentlich aber entstammten Burgund kirchliche Neuerungen, welche bald auf die ganze Christenheit wohlthätig einwirkten. Von dort nahm jene durchgreifende Klosterreform der Cluniacensermönche ihren Ausgang; dort entstand bald nachher jene Treuga Dei, jener „Gottesfrieden", kraft dessen von Donnerstag Abend bis Montag Morgen, also an allen Wochentagen, die im Leben und Leiden Christi eine höhere Bedeutung haben, sowie an allen heiligen Festzeiten die Waffen ruhen und alle Handlungen der Rache und Selbsthilfe unterbleiben sollten, eine Einrichtung, welche im Laufe der Zeit auch in Italien und Deutschland Eingang fand und dem Raub- und Fehdewesen durch die Macht der Religion und der heiligen Sitte eine wohlthätige Schranke setzte.

b. Konrad als Staatsordner und Gesetzgeber.

Obschon Konrad das Schwert nur selten aus der Hand legen durfte, war er doch allezeit auf die Begründung fester Rechtsordnungen und die Stärkung der Königsmacht bedacht. Ein Mann von klarem Blick und starker Willenskraft, strebte er mit ruhiger Konsequenz dem Ziele zu, das er schon beim Antritt seiner Regierung ins Auge gefaßt. Was die beiden ersten Sachsenkönige zu begründen gesucht, was der zweite Heinrich nach dem zerfahrenen Regimente der jüngeren Ottonen unter schwierigen Verhältnissen mit Mühe und Arbeit wieder aufgerichtet — die monarchische Gewalt des königlichen Herrscheramtes wurde unter den fränkischen Kaisern mit ganz andern Erfolgen geltend gemacht. Besonders ließ Konrad den erblichen Charakter des deutschen Königtums mehr hervortreten. Wenn er auch das alte auf Herkommen und Überlieferung beruhende Wahlrecht der Volkshäupter nicht beseitigen wollte, so war er doch bestrebt, die Wahl nur als eine ehrwürdige Sitte, sein Haus aber als durch Erbrecht und Abstammung zur Herrschaft berufen darzustellen und das Recht der Blutsverwandtschaft und der Geburt zu staatsrechtlicher Geltung zu bringen. Deshalb bemühte er sich, seinem Sohne Heinrich so früh als möglich die Nachfolge zu sichern und ihn durch Beiziehung zu den Staats- und Kriegsgeschäften in seine Grundsätze einzuweihen. Wir haben gesehen, wie eifrig er Heinrichs Wahl und Krönung in Deutschland betrieben, auch die burgundischen Edlen und Bischöfe mußten demselben als dem künftigen Herrscher huldigen, und später übertrug er Heinrich noch bei seinen eigenen Lebzeiten die Regierung des neuen Reiches. Und damit der Sohn seinem hohen Herrscheramte in jeder Beziehung gewachsen sei, sorgte Konrad, der den Mangel umfassender Bildung oft schmerzlich empfinden

Konrads Ziele.

mochte, daß der Nachfolger durch gute Erziehung auch nach dieser Seite hin allen Ansprüchen genüge. Nach dem Tode Bruns von Augsburg, dessen Leitung Heinrich zuerst übergeben war, übernahm Bischof Eigilbert von Freising die weitere Erziehung. Zu den Lehrern, die den jungen Fürsten in die Wissenschaften einführten, gehörte der Burgunder Wipo, dem wir die Lebensbeschreibung Konrads verdanken. Und so rasch entwickelten sich die hohen Anlagen des Kaisersohnes, daß er schon im sechzehnten Jahre die Verwickelungen mit dem Ungarnkönig Stephan befriedigend löste und, während der Vater Burgundien unterwarf, die östlichen Grenzmarken gegen Wenden und Böhmen mit Kraft und Umsicht schirmte. Wie freute sich Konrad, als der stattliche Sohn an der Spitze seines Heerhaufens zu ihm stieß, um sich dem Feldzuge wider die Liutizen anzuschließen!

Er ordnet die Lehnsverhältnisse und befördert den Landfrieden.

Aber so lange in den einzelnen Landschaften mächtige Fürsten walteten, welche mit ihren zahlreichen Vasallen je nach Umständen das Schwert ebenso leicht gegen als für das Reichsoberhaupt führten, war die Kaisermacht nicht fest begründet. Bei dem der deutschen Nation eigenen Sondergeist der einzelnen Stämme fiel es einem unternehmenden Herzoge, namentlich wenn er durch Geburt und Abstammung dem Lande angehörte, nicht schwer, sich eine solche Macht zu verschaffen, daß seine Parteinahme nicht selten über die Geschicke des Reiches und Thrones entschied. Durch den Lehnsverband gebot er über einen großen Teil der streitbaren Adelsgeschlechter, Ritterschaft und Dienstleute, welche nicht nur durch den Eid der Treue an seine Person geknüpft waren, sondern auch durch das prekäre Verhältnis ihrer Lehnsgüter von ihm abhingen. Ähnlich verhielt es sich mit den Markgrafen, Grafen und andern Feudalherren; die gesamte waffenfähige Mannschaft war in einer Kette zusammengeschlossen, die wohl in dem Kaiser ihre Spitze hatte, deren obere Glieder aber auf die unteren eine so vorwiegende Macht übten, daß sie die eigentlichen Lenker und Gebieter waren und das Reichsoberhaupt nur durch die Mittelglieder seine oberlehnsherrlichen Rechte geltend machen konnte. Nur wenn Haupt und Glieder einträchtigen Sinnes waren und gemeinsam handelten, war dieser Feudalverband eine gewaltige Macht, aber wie selten dieser Fall im deutschen Reichsleben eintrat, hat die bisherige Geschichte sattsam gelehrt. Wir haben früher die Entstehung und Entwickelung dieser aus der Mischung verschiedener Elemente hervorgegangenen Institution kennen gelernt; sie war seitdem zu einer Ausbildung gelangt, daß sie das ganze Staats- und Gesellschaftsleben durchdrang und beherrschte. Im Laufe der Zeit aber war sie von ihrer ursprünglichen Idee vielfach abgewichen: das Recht der freien Übertragung eines Lehnguts durch den Lehnsherrn war immer mehr beschränkt worden. Auch in Deutschland war bereits die Ansicht von der Erblichkeit der Benefizien zur Geltung gelangt und es galt als eine Rechtsverkürzung, als eine schwere Kränkung und Strafe, wenn der Kaiser in ein erledigtes Reichslehen nicht den Sohn oder nächsten Verwandten des bis-

herigen Inhabers eintreten ließ. Schon unter Heinrich II. war der erbliche Übergang zur Gewohnheit geworden, doch hatte dieser es vermieden, den thatsächlichen Gebrauch zu einem Rechtsverhältnis zu erheben und der Krone wenigstens den Schein der Oberlehnsherrlichkeit erhalten. Konrad II., ein nüchterner, praktischer Mann von realistischer Natur, war minder bedenklich. Er legte der Erblichkeit der Lehngüter, auf welche die Zeitrichtung hinstrebte, keine Hindernisse in den Weg, hielt aber zugleich die Reichsfürsten und Kronvasallen zu einem ähnlichen Verfahren gegen ihre Lehnsleute und Dienstmannen an, so daß die Erblichkeit der Benefizien sich über die ganze Kette der Lehnsträger und Vasallen ausdehnte. Die Worte Wipos, Konrad habe sich die Herzen der Vasallen dadurch gewonnen, daß er den Nachkommen die von ihren Vorfahren besessenen Lehen nicht mehr entziehen ließ, geben keine Auskunft, ob die Lehnsverhältnisse durch gesetzliche Bestimmungen in eine feste Ordnung gebracht oder nur die erbliche Übertragung thatsächlich zur Geltung erhoben worden; daß aber die Lehnsritter und freien Dienstmannen durch Konrad in eine bessere Lage gekommen, unterliegt keinem Zweifel. Als Herzog Ernst die schwäbischen Ritter gegen den Vater unter die Waffen rief, weigerten sie sich gegen den Kaiser, „den höchsten Schutzherrn ihrer Freiheit", in den Kampf zu ziehen. Und aller Wahrscheinlichkeit nach sollte das Lehnsgesetz für Italien, von dem später die Rede sein wird, zunächst nur die Verhältnisse, wie sie in Deutschland praktisch zur Geltung gekommen, auch jenseits der Alpen zum geltenden Recht erheben. Konrad hat somit den großen Schritt gethan, die faktisch bestehende Erblichkeit der Lehen, sei es durch ausdrückliche Gesetze, sei es durch oberrichterliche Entscheidungen zum Grundsatz des öffentlichen Rechts zu machen. Wenn dadurch die oberlehnsherrlichen Rechte eine formelle Beschränkung erlitten, so wurde diese reichlich ersetzt durch den materiellen Gewinn, welcher der königlichen Macht aus dieser Rechtsgestaltung erwuchs. Die niedern Vasallen kamen nun, wo sie nicht mehr von der Willkür ihrer Lehnsherren in ihren Besitzungen bedroht waren, bereitwilliger ihren Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich nach, in denen sie ihren besten Rückhalt gegen die früher uneingeschränkte Macht der Großen gefunden hatten. Nun erst waren die Bedingungen zur Begründung eines sichern Landfriedens gegeben. Nicht nur, daß die Herzöge jetzt nicht mehr so leicht die Ritterschaften und niedern Lehnsmannen unter ihrer Fahne sammeln konnten; die Schwierigkeit der Scheidung von Benefizien und Eigengütern hatte eine Menge von Streitigkeiten hervorgerufen, die bei dem mangelhaften Rechtsgang und dem trotzigen Geiste der Zeit häufiger durch das Schwert als durch richterlichen Spruch entschieden wurden. Durch die Vereinigung der Lehns- und Allodialgüter unter das gleiche Gesetz der Erblichkeit war somit die Hauptquelle der inneren Kämpfe geschlossen.

Überhaupt war Konrad bemüht, die persönliche Freiheit, welche das Mittelalter so wenig achtete, unter den Schutz gemeingültiger Rechtsverhältnisse zu stellen oder

wenigstens durch sein eigenes Beispiel feste Normen dafür zu schaffen. Die Urkunden, worin die Rechte und Pflichten der Dienstmannen (Ministerialen) des Klosters Weißenburg an der Rezat und der von ihm gegründeten Abtei Limburg an der Hardt festgestellt sind, sowie das aus dieser Zeit stammende Hofrecht des Klosters Weingarten zeigen, wie sehr er bedacht war, die dienenden Klassen gegen willkürliche Bedrückung sicher zu stellen. Es hat sich ein merkwürdiges Schreiben erhalten, worin der Kaiser seine Entrüstung ausspricht, daß der Bischof von Verden Leibeigene „wie dummes Vieh" verkauft habe und solchen Seelenhandel eine vor Gott und Menschen verabscheuungswürdige Handlung nennt.

Begründung einer Erbmonarchie. Alle diese Bestimmungen und Anordnungen dienten dem Kaiser als Unterbau für die Ausführung seines Planes, in Deutschland eine Erbmonarchie zu begründen, die Krone seinem Hause nach dem Geburtsrechte in ähnlicher Weise für alle Zukunft zu sichern, wie dem Lehnsadel der Fortbesitz seiner Benefizien gesichert war. Der Vorteil der Erblichkeit sollte auch dem Oberhaupte zu gute kommen, auch die Krone sollte wie die Eigengüter vom Vater auf den Sohn übergehen. Und um dieser Erbmonarchie mehr Kraft und Einheit zu verleihen, suchte er die Herzogtümer in seine Hand zu bringen und entweder mit der Königskrone zu vereinigen oder an Fürsten zu übertragen, die im Lande selbst keinen festen Anhalt an den eingebornen Familien hatten. Zugleich benutzte er den Wechsel, um die herzoglichen Einkünfte und Rechte durch anderweitige Vergabungen zu schmälern.

Bayern. 1027. Als Konrad im Jahre 1027 aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, war gerade der hochbetagte Luxemburger Heinrich in Bayern gestorben. Da verlieh er in Regensburg das Herzogtum „nach der Wahl der Großen" seinem zehnjährigen Sohne
Schwaben. Heinrich. Dasselbe Schicksal hatte das Herzogtum Schwaben, als Hermann, der zweite Sohn der Kaiserin Gisela, auf dem Rückzuge aus Italien kinderlos einer an-
1038. Kärnten. steckenden Krankheit erlag. Schon vorher war Adalbero von Kärnten, Konrads
1035. Schwager, durch einen Fürstentag in Bamberg wegen Hochverrats seines Herzogtums beraubt und verbannt worden. Umsonst suchte derselbe das Land mit Gewalt wiederzugewinnen; er fand einen ruhmlosen Tod auf fremder Erde, worauf der jüngere Konrad seine Besitzungen erlangte, um sie einstweilen zu verwalten, bis, da sein einziger Sohn Bruno der Kirche angehörte und seit 1034 Bischof von Würzburg war, der junge Heinrich, sein nächster Verwandter, in das Erbe eintreten und das Herzogtum samt der Mark mit der Krone vereinigen würde. Dies geschah nach Konrads Tod am 20. August 1039, so daß nur noch Sachsen und Lothringen selbständige Herzöge besaßen. Und wenn auch der Plan, die Herzogswürde gänzlich zu beseitigen, nicht vollständig gelang, so hatte der rasche Wechsel in der Reihenfolge der herzoglichen Familien oder die Vereinigung mehrerer Herzogtümer in einer Hand (nach dem Tode Friedrichs von Oberlothringen im Jahre 1033 verband Gozelo dessen Land mit seinem Herzogtum Niederlothringen) doch die Folge, daß sich kein eigentliches Stammesherzogtum, keine herzogliche Dynastie, bilden konnte; daß die lebendige, sittliche Beziehung zwischen den Stämmen und Fürstenhäusern geschwächt ward und der hohe Adel keinen Stütz- und Vereinigungspunkt in einem einheimischen Geschlecht hatte. Auch daß der Kaiser alle männlichen Sprossen seines Hauses beredete oder zwang in den geistlichen Stand einzutreten und sie mit Bistümern betraute, geschah ohne Zweifel in

der doppelten Absicht, jede etwaige Mitbewerbung um den Herrscherthron zu beseitigen und dem Nachfolger den Beistand verwandter Prälaten zu sichern.

Konrads Stellung zur Kirche.

In diesem Punkte ging Konrad andere Wege als sein kinderloser Vorgänger, den er sich sonst in gar manchen Dingen zum Vorbild gewählt. Wie Heinrich war er stets auf Erhaltung des Landfriedens bedacht, widmete er der Rechtspflege große Sorgfalt, schirmte er den Schwachen vor ungerechtem Druck, förderte er die Aufzeichnung von Dienst- und Bauernrechten; auch berief er die Fürsten und Prälaten zu Reichs- und Hoftagen und bediente sich ihres Rates und Beistandes bei allen wichtigen Angelegenheiten. Selbst in seinen Beziehungen zu Klerus und Kirche nahm er sich in vielen Stücken den sächsischen König zum Muster. Er begünstigte die Cluniacenser in ihrem Eifer für strenge Sitten- und Kirchenzucht; er stiftete die Abtei Limburg, deren edle Kunstformen noch jetzt in den stattlichen Ruinen sichtbar sind; er legte den Grund zu der großartigen Domkirche in Speier, in deren geweihtem Raume die Kaisergruft ihre Stätte finden sollte; er nahm Bedacht, daß die kirchlichen Gesetze und Ordnungen in der herkömmlichen Weise beobachtet würden; unter seiner Regierung entwickelten sich in Südfrankreich und Burgund die Anfänge des Gottesfriedens. Und dennoch tritt die Verschiedenartigkeit beider Herrscher nirgends deutlicher zu Tage als in ihren Beziehungen zu Kirche und Religion. Wenn auch Heinrich sich mitunter schwere Eingriffe in das Kirchengut erlaubte und bei Besetzung der Bistümer und Abteien persönliche Vorteile oder politische Motive obwalten ließ, so war doch seine ganze Natur so sehr den religiösen Interessen zugekehrt und sein Eifer für das Gedeihen der Kirche so lebhaft, daß die Geistlichkeit sich willig seinen Anordnungen fügte, weil sie von seinem frommen Sinn und seinen guten Absichten überzeugt war und für einzelne Verletzungen an anderen Orten wieder reichlich entschädigt ward. Konrad dagegen lebte ganz in den weltlichen Dingen; ihm galt Macht und Herrschaft über alles. Bei Besetzung der Bischofstühle und Abteien verfolgte er meistens politische Zwecke, um seine Getreuen zu belohnen und die Zahl seiner Anhänger zu mehren. Da er nicht wie sein Vorgänger in theologischer Wissenschaft bewandert war, von gelehrten Dingen wenig verstand, so traf die Wahl, bei der die Kaiserin häufig den Ausschlag gab, nicht immer die Fähigsten oder Würdigsten.

Als Aribo von Mainz auf einer Pilgerfahrt nach Rom starb, wurde ein Ver- 6. April 1031.
wandter Giselas, der alte Mönch Bardo, ein bescheidener frommer Mann und guter Kanzelredner, aber unkundig der weltlichen Dinge, auf den Stuhl des heil. Bonifacius erhoben. Einige Jahre nachher bestieg ein anderer Verwandter der Kaiserin, ein junger Mann von fürstlicher Herkunft und großer Begabung, Hermann, Sohn des Pfalzgrafen Ehrenfried (Ezzo), den erzbischöflichen Stuhl von Köln und erwarb die Erzkanzler- 1036.
würde für Italien, die schon Piligrim besessen, sowie das Recht der Königskrönung in Aachen auf immer seinem Sitz. In demselben Jahre verlieh der Kaiser seinem unruhigen Bruder Gebhard das Bistum Regensburg; und als zwei Jahre später durch Godhards Tod der Bischofsitz von Hildesheim erledigt ward, wurde dort durch die 1038.

Gunst der jungen Schwiegertochter Gunhilde, deren Vermählung mit dem Kaisersohne Heinrich am 29. Juni 1036 stattgefunden, ein dänischer Kleriker, Tymme oder Thietmar, von geringer wissenschaftlicher Bildung, eingesetzt.

Nicht selten wurden Bistümer und geistliche Pfründen verkauft oder um zeitlicher Vorteile willen vergeben. Die gesamte deutsche Kirche mußte den Herrscherplänen des Kaisers dienen; Konrads starker strenger Wille gebot über den Klerus wie über die weltlichen Fürsten und Edlen. Wer wollte ihm wehren, da ein lasterhafter Knabe unter dem Namen Benedikt IX. auf dem päpstlichen Stuhle saß, den nur des Kaisers Arm gegen seine Widersacher zu schützen und in seiner Würde zu erhalten vermochte? Die Verbreitung des Christentums unter den Heiden lag Konrad weniger am Herzen als die Erweiterung und Erhöhung seiner weltlichen Herrschaft. Während in Polen, Ungarn und Dänemark christliche Lehre und christliches Leben durch den frommen Eifer ihrer Fürsten feste Wurzeln schlug, erstarb die Mission bei den slawischen Stämmen zwischen Elbe und Oder und an den Gestaden der Ostsee, und die verwaisten Kirchen wurden nicht wieder aufgerichtet. Wohl setzten die Billunger und die sächsischen Großen die Kämpfe gegen die Liutizen und Abodriten fort, aber sie hatten dabei weniger das Reich Gottes als die Mehrung des Tributs im Auge.

Aribert von Mailand.

Als Kaiser Konrad II. das Reich nach Osten und Westen erweitert und gefestigt, im Innern die Herrschaft seines Hauses auf sicheren Grundlagen aufgerichtet, unternahm er einen zweiten Zug über die Alpen, um auch in Italien vollends die Hoheitsrechte des Kaisertums zu sichern. Aribert (Heribert) von Mailand, der mächtigste Förderer der deutschen Herrschaft in Oberitalien, hatte sich durch seine ehrsüchtigen Bestrebungen und Gewaltthätigkeiten viele Feinde gemacht. Ein Mann von starker Willenskraft, von kühnem, vorschauendem Geiste und von herrschsüchtiger Natur, suchte er dem Erzbistum Mailand eine Macht zu erwerben, daß es an geistlicher Autorität wie an weltlichem Besitz mit Rom wetteifern könnte. Stark durch die Gunst des Kaisers, der ihm für seine Dienste mancherlei Reichsrechte überlassen hatte, umgeben von streitbaren Vasallen, an deren Spitze sein verwegener Neffe Gariard stand, getragen durch die Liebe und Hingebung der Stadtbevölkerung, besonders der freien Bürgerschaften, die sich seiner besonderen Fürsorge zu erfreuen hatten, konnte er wohl den Gedanken fassen, dem lombardischen Erzstifte eine Stellung zu verschaffen, die es dem römischen Kirchenstaate nahe rückte. Gelang es, dem erzbischöflichen Stuhle in Mailand die Vormacht in der Lombardei zu erwerben, so konnte die alte Rivalität zwischen den Nachfolgern des Petrus und Ambrosius zu Gunsten der letzteren sich entscheiden. Konrad hatte ja selbst den Grund dazu gelegt, als er dem Erzstift das Recht verlieh, das Bistum Lodi nach freiem Ermessen zu besetzen, und geschehen ließ, daß Aribert die unfügsamen Einwohner mit Waffengewalt nötigte, einen Bischof aus seiner Hand anzunehmen.

Diese herrschsüchtigen Pläne konnten nicht lange verborgen bleiben. So-

wohl die Bischöfe Oberitaliens, als die zahlreiche Lehnsritterschaft, Valvas- Aufstand der Valvassoren.
soren genannt, gerieten in Sorge, als der Erzbischof mit oder ohne Einwilli- 1035.
gung Konrads die dem Kaiser zustehenden Reichsrechte an sich riß, als er mehrere dem Bistum Cremona gehörigen Burgen und Güter in seine Gewalt brachte, als er, um die Lehnsträger zu erinnern, daß ihre Benefizien nicht erblich seien, einem der angesehensten Valvassoren gegen Sitte und Herkommen sein Lehnsgut entzog. Die Gefahr war eine gemeinsame, daher entstand auch eine allgemeine Bewegung. Die kleinen Lehnsritter, schon lange ergrimmt über die Gewaltthätigkeiten des Erzbischofs und seiner Großvasallen, der „Capi- 1035.
tane“, griffen zu den Waffen, um ihre Gerechtsame und Besitzungen vor Willkür sicherzustellen. Aber in Mailand selbst und in dem umliegenden Gebiete war die Macht des Erzbischofs zu fest begründet, als daß der Aufstand hätte gelingen können. Der vereinten Kriegsmannschaft des Kirchenfürsten und seiner Capitane und Ministerialen waren die Valvassoren nicht gewachsen. Im Handgemenge besiegt, hatten sie nur die Wahl zwischen Unterwerfung und Flucht. Sie entschieden sich für das letztere. In geschlossenen Reihen verließen sie das Stadtgebiet, um neue Genossen zu sammeln und der Insurrektion größere Ausdehnung zu geben. Ihr Plan gelang. Die den Mailändern feindlich gesinnten Bürger von Lodi, die waffenberechtigten Freien der Landschaften Martesana und Seprio, die kleinen Lehnsmannen aller Orte schlossen sich ihren Standesgenossen an. In kurzem sah man ein beträchtliches Heer italienischer Ritter kampfgerüstet gegen Mailand vorrücken. Dem Erzbischof galt der erste Angriff; da aber die übrigen Großen, geistliche wie weltliche, in gleichem Maße von dem Aufstande bedroht waren, so verbanden sich viele Grafen, Barone und Bischöfe mit Aribert und seinen Vasallen. Dennoch trugen auf dem „schlimmen Felde“ zwischen Mailand und Lodi die kleinen Lehnsmannen über den hohen Adel den Sieg davon. Dieser Ausgang erzeugte eine gewaltige Bewegung in ganz Oberitalien. Von der Ritterschaft verbreitete sich der Aufruhr in die Reihen der städtischen Bevölkerung, in der neben den unfreien Volksklassen der Handwerker und Kleinbürger sich noch eine freie waffenberechtigte Bürgerschaft erhalten hatte, die, meistens aus Großhändlern und Gutsbesitzern bestehend, mitunter auch Lehen trug, ohne darum ihrer Freiheit verlustig zu gehen. Der Widerstand wuchs mit jedem Tage: man forderte ein geschriebenes Landrecht, um nicht ferner der Willkür der Mächtigen ausgesetzt zu sein, und stellte eigene Richter und Schöffen auf. Man verlangte, der Kaiser solle nach Italien kommen, sonst würde man sich selbst Gesetze geben. Es war das erste Beispiel einer Auflehnung der niederen freien Stände gegen die höheren, die erste Kundgebung eines nach Selbständigkeit und gesicherter Rechtsstellung strebenden Sinnes.

Der Kaiser blickte mit der größten Aufmerksamkeit auf diese Vorgänge. Haltung des Kaisers.
Die Valvassoren und ihre Genossen bildeten den Kern der nationalen Partei, welche die Herrschaft der Deutschen nur ungern ertrug, die Anfänge des freien

Mittelstandes, von dem in der Folge der Flor des italienischen Städtelebens vorzugsweise ausging. Der angedrohte Abfall lag nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Es bedurfte daher kaum eines Hilferufes von Seiten des Erzbischofs, um Konrad zu einem neuen Zug über die Alpen zu bewegen. „Wenn Italien so sehr nach Gesetzen verlangt,“ soll er bei der Nachricht der Vorgänge ausgerufen haben, „so will ich sein Verlangen schon stillen.“ Während er zu der neuen Heerfahrt rüstete, erschien am kaiserlichen Hoflager Markgraf Bonifacius von Tuscien, der reiche Erbherr mehrerer Grafschaften Mittelitaliens, die einst sein Großvater Azzo von Canossa, der Beschützer der Königin Adelheid, und sein Vater Tedald durch die Gunst der deutschen Herrscher erworben. Konrad vermählte ihn mit Beatrix, der Erbtochter Friedrichs von Lothringen, Giselas Nichte und Pflegetochter, um sich in ihm einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen. Denn so sehr auch Aribert stets den Kaiser seiner Treue und Anhänglichkeit versicherte, so faßte doch ein tiefes Mißtrauen in dessen Busen Wurzel. Er glaubte, daß der Erzbischof ein zweideutiges Spiel treibe und insgeheim zu der nationalen Partei halte, welche Italien von der deutschen Vorherrschaft zu befreien trachtete, und suchte ihm daher in dem Markgrafen einen ebenbürtigen Rivalen entgegenzustellen.

Konrad in Oberitalien. 1036. 1037.

Bei Anbruch des Winters trat Konrad den Zug an. Nachdem er das Weihnachtsfest in Verona gefeiert, zog er zu Anfang des neuen Jahres in Mailand ein, wo ihn der Erzbischof mit großer Feierlichkeit in der Ambrosiuskirche empfing. Aber schon nach einigen Tagen erzeugte das Gerücht, daß der Kaiser schlimme Absichten gegen Aribert hege und dem Erzstift das Investiturrecht von Lodi wieder zu entreißen gedächte, heftige Volksbewegungen, infolge deren Konrad die Hauptstadt verließ und sein Hoflager in Pavia aufschlug. Hier hielt er einen großen Reichs- und Gerichtstag, wo er alle Klagen anhörte und entschied. Nachdem mehrere andere Rechtshändel erledigt waren, kam die Reihe an den Erzbischof, der sich der Ladung des Kaisers nicht zu entziehen gewagt hatte. Ein Graf Hugo klagte, daß er ihm einige Güter widerrechtlich entrissen habe, und forderte Rückerstattung. Bald folgten andere mit ähnlichen Beschuldigungen. Der Gerichtssaal ertönte von Klagen über Willkür und Gewaltthätigkeiten, deren sich der Erzbischof schuldig gemacht. Der stolze Prälat geriet in heftigen Zorn; von Konrad zur Rechtfertigung aufgefordert, verlangte er zuerst einen Aufschub, aber durch die lauten Stimmen der zahlreichen Widersacher noch mehr gereizt, erklärte er dann trotzig: was er im Besitze des Mailänder Hochstifts gefunden oder demselben erworben, werde er behaupten und auf niemandes Befehl oder Bitte herausgegeben. Als er trotz der Bemerkung einiger Großen, daß er doch den Befehlen des Kaisers gehorchen werde, den Ausspruch wiederholte, gebot Konrad, ihn zu greifen und in Haft zu halten. Umsonst suchte jetzt Aribert den erzürnten Herrscher zu besänftigen, indem er ihn an die frühere Freundschaft erinnerte; der Kaiser erblickte in ihm den Urheber und ge-

Reichstag in Pavia. April 1037.

heimen Führer eines hochverräterischen Komplottes gegen die Herrschaft der Deutschen und beharrte bei seinem Urteilsspruch. Vor den Augen der Versammlung wurde der mächtige Kirchenfürst von deutschen Rittern gefangen weggeführt, um dem Patriarchen von Aquileja zur Bewachung übergeben zu werden. Die geraubten Güter wurden nach der Entscheidung der Großen ihren rechtmäßigen Besitzern zurückerstattet.

Dieses rasche und gewaltsame Verfahren hatte jedoch nicht die erwartete Wirkung. Wie ein Blitz lief die Kunde von der Verhaftung des mächtigen Mannes durch die lombardischen Städte und erzeugte eine furchtbare Aufregung. Die Geistlichkeit veranstaltete Gebete und Trauerandachten; Adel und Volk rüsteten zum Befreiungskampfe; der Haß gegen die Deutschen gab sich unverhohlen in Drohungen und Verwünschungen kund; aller Parteihader verstummte vor dem nationalen Unglück. Und als unerwartet der Erzbischof in der Nähe von Piacenza durch die treue Hingebung eines Mönchs, der sich in seines Gebieters Bett legte, oder durch die List einer Klostervorsteherin, welche die deutschen Wächter mit süßem Weine bewirtete, den Händen seiner Begleiter entrann und nach glücklich vollbrachter Flucht unerwartet in Mailand eintraf, wurde seine Rettung als ein göttliches Wunder gefeiert. Alles wurde von kühner Kampflust erfüllt, als der Kaiser mit Heeresmacht vor den Mauern erschien, um den Feind, über den er die Acht aussprach, in seiner Hauptstadt zu bekriegen Unerschüttert durch die Feuersäulen, welche die Verwüstung des umliegenden Landes andeuteten, nahmen die Mailänder mutig den Kampf wider den mit großer Heeresmacht heranrückenden Kaiser auf. Ein Treffen vor den Thoren der Stadt, worin viele kühne Streiter ihr Leben ließen, blieb schließlich unentschieden. Doch setzten von dem an die Italiener ihr Vertrauen mehr auf die Festigkeit ihrer Mauern und Türme, unter deren Schutz sie den Angriffen der Kaiserlichen kühn widerstanden. Ein furchtbares Gewitter, welches die Deutschen bei der Belagerung der Burg Corbetta unerwartet überfiel und alle mit Schrecken und Entsetzen erfüllte (nur der Kaiser bewahrte seinen Gleichmut), wurde dem Zorne des heil. Ambrosius zugeschrieben.

Konrad vor Mailand. 1037. — *19. Mai 1037.*

Die bürgerliche Eintracht machte die Mailänder stark. Um diese zu brechen und die Glieder durch Teilung der Interessen zu trennen, erließ Konrad das berühmte Lehnsgesetz, welches den Valvassoren Erblichkeit ihrer Benefizien, Schöffengericht aus ihres Gleichen und Berufung an den Kaiser oder dessen Stellvertreter zusicherte, eine Konstitution, welche fortan die Grundlage des gesamten Feudalrechts bildete. Indem das Gesetz die dem Kaiser schuldigen Lehnspflichten, Abgaben und Leistungen auf Grund der bestehenden Verhältnisse festsetzte, erkannte es zugleich als Recht an, daß nur derjenige seines Lehens beraubt werden könne, der in einem Gerichte seiner Standesgenossen eines Verbrechens überwiesen worden. Durch dieses Gesetz, welches die kleinen Lehnsträger gegen jede Vergewaltigung durch die Benefizialherren sicherstellte und ihre Güter und

Das kaiserliche Lehngesetz. 28. Mai 1037.

Personen der Willkür ihrer bisherigen Gebieter entzog, suchte Konrad in Italien wie in Deutschland die Macht der Fürsten und Großen zu brechen und der gewaffneten Selbsthilfe den Boden zu schmälern. Konrads Lehnsgesetz legte den Grund zu einem freien und angesehenen Mittelstand. Der Ackerbau hob sich, indem der niedere Grundadel im erblichen Besitz einen natürlichen Anreiz fand, seine Hufen fleißiger zu bestellen und neue Zweige der Landwirtschaft zu ersinnen.

Aribert und Odo von Champagne. Doch trat in der Lombardei die Wirkung dieser folgenreichen Maßregel erst allmählich zu Tage. Noch war die Bevölkerung so sehr durch nationale Gefühle und Leidenschaften befangen, daß die kaiserlichen Waffen den ganzen Sommer über nur geringen Fortgang hatten. Während der Hitze mußte die Blockade aufgegeben werden. Konrad begab sich nach Cremona und ernannte dort an die Stelle des geächteten Aribert seinen Kaplan Ambrosius, einen gebornen Mailänder, zum Erzbischof, ein ungesetzliches Verfahren, dem jedoch der Papst, der sich vor den Dolchen seiner Feinde gerade damals unter den Schutz des Kaisers geflüchtet, die Sanktion gab. Aber Aribert verachtete den ohnmächtigen Nebenbuhler, der den ihm verliehenen Bischofsitz nicht einzunehmen vermochte, und benutzte die Zeit, da die kaiserlichen Truppen in den schattigen Thälern am Fuße der Alpen weilten, um den Kaiser mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Er trat mit dem Grafen Odo von Champagne, dem alten Widersacher Konrads, in Verbindung und bot ihm die Krone von Italien an. Zugleich brachte er viele geistliche und weltliche Herren, welche über die Befreiung ihrer Valvassoren ungehalten waren, auf seine Seite. Nun nahm der Krieg einen drohenderen Charakter an. Schon traf Odo, der seine Ansprüche auf Burgund noch keineswegs aufgegeben hatte und gerade damals das Herzogtum Lothringen und die Stadt Aachen zu erwerben trachtete, Anstalten, mit den Gesandten der lombardischen Bischöfe die nötigen Verabredungen zu dem
15. Nov. 1037. italienischen Eroberungszug zu treffen, als er im heißen Kampfe vor Bar gegen Gozelo von Lothringen und dessen tapfern Sohn Gottfried mit vielen der Seinigen den Tod fand. Erst am andern Tage entdeckte man nach langem Suchen den von Pferdetritten entstellten Leichnam des kühnen Ritters. Das eroberte Banner desselben wurde dem Kaiser als Siegeszeichen nach Italien gebracht. Zugleich erfuhr derselbe durch die List und Ergebenheit der Markgräfin Bertha von Susa die Namen der Bischöfe, die mit Odo in Unterhandlung getreten waren, und säumte nicht, sich aller Verschwornen, deren er habhaft werden konnte, zu bemächtigen. Die Bischöfe von Vercelli, Cremona, Piacenza, sowie Ariberts Gesandter Adalbert, wurden ihrer Schuld überführt und über die Alpen in Gefangenschaft gebracht.

Wachsende Feindschaft der Italiener. So scheiterte das große Komplott an Konrads Glück und Entschlossenheit; aber den Urheber des Planes schützten die Festungswerke Mailands und die Anhänglichkeit der Einwohner vor seiner Rache. Konrad mußte sich mit der Verwüstung der Umgegend begnügen; der Gegenbischof Ambrosius fand keinen Anhang; selbst der Bannstrahl, den

im nächsten März Papst Benedikt IX. aus Dankbarkeit für die Wiedereinsetzung durch Konrad über Aribert aussprach, brach weder den Sinn des Mailänders, noch erschütterte er die Treue seiner Anhänger. Vielmehr steigerte die Strenge des Kaisers den nationalen Haß gegen die Deutschen. Als Konrad über Weihnachten in Parma weilte, erhob sich wieder ein heftiger Aufstand, der im Straßenkampf mit Feuer und Schwert unterdrückt werden mußte. Der Kaiser glaubte, daß nur Furcht und Schrecken die Italiener in Unterwürfigkeit zu halten vermöchten; darum ließ er einen Teil der Stadt und Mauer niederreißen, den andern zum warnenden Beispiel.

Von den Brandstätten Parmas zog Konrad nach Unteritalien, wo die herrschende Verwirrung seine Anwesenheit heischte. In Spello feierte er mit dem Papste das Osterfest. Er hatte kein Ohr für die Klagen der Römer über den jungen Frevler, der damals zur Schmach der ganzen Christenheit den Stuhl Petri schändete; sein Streben war nur darauf gerichtet, die deutsch gesinnte tuskulanische Partei, welche sich in die geistliche und weltliche Herrschaft Roms teilte, bei der Gewalt zu erhalten und das kirchliche Oberhaupt als fügsames Werkzeug seiner Rache gegen Aribert zu gebrauchen. Aber dieser verachtete hinter den dreihundert Türmen Mailands den Bannstrahl, den der knabenhafte Oberpriester mit schandbefleckten Händen gegen ihn schleuderte, wie er vorher die Achterklärung des Kaisers verachtet hatte. Konrad im Kirchenstaat. 1038.

Konrad scheint die heil. Stadt diesmal nicht betreten zu haben, vielleicht um ähnliche Auftritte zu verhüten, wie er sie in Ravenna und Parma erlebt hatte. Aber wie in Oberitalien bezeichnete er auch im Kirchenstaat seine Anwesenheit durch eine gesetzgeberische Handlung, nur von minder wohlthätiger Wirkung. Nach der Rechtskonstitution Lothars vom Jahre 827 sollte das langobardische Recht neben dem Justinianischen bei Gericht in Anwendung kommen. Da aber häufig Streit entstand, in welchen Fällen nach dem einen oder andern entschieden werden sollte, so bestimmte Konrad, daß forthin bei allen Gerichtshandlungen nur das römische Recht zu Grunde gelegt werden dürfte, eine Bestimmung, worin Gregorovius „einen vollständigen Sieg der römischen Nationalität über die eingedrungenen germanischen Elemente“ erblickt.

Im Frühjahr zog Konrad nach Unteritalien, dem Hilferuf der mißhandelten Klosterbrüder folgend. Wir haben früher (V, 735 ff.) der langobardischen Fürsten Erwähnung gethan, die damals in Kampanien und Apulien Gewaltherrschaften aufgerichtet und durch Raub, Mord und jegliche Art von Tyrannei ihre Besitzungen und ihre Macht zu behaupten und zu vergrößern suchten. Einer der schlimmsten unter ihnen war Pandulf IV., den einst Konrad selbst mit Capua belehnt hatte. Mit Hilfe des Normannenführers Rainulf, der sich in Aversa festgesetzt hatte und seine Dienste bald dem einen, bald dem andern verkaufte, bekriegte er die Fürsten von Neapel und Salerno und schreckte die ganze Umgegend durch seine Grausamkeit und Habsucht. Er beraubte das alte Kloster Monte Cassino seiner Güter, Schätze und Weihgeschenke, zwang die Mönche eines seiner unwürdigen Geschöpfe zum Abt zu wählen und sammelte die von allen Seiten zusammengeraubten Reichtümer in der festen Burg, die er auf dem Berg der heil. Agatha erbaut hatte. Der Der Kaiser in Unteritalien. 1038.

Erzbischof von Capua wurde mit Ketten beladen in den Kerker geworfen und dann genötigt, einen Bastard des Tyrannen zum Nachfolger zu weihen. Endlich war das Maß der Frevelthaten gefüllt. Konrad lud Pandulf vor das kaiserliche Gericht, und als er der Ladung nicht Folge leistete und selbst die Geldsumme, die er dem deutschen Herrscher zur Sühne und Begnadigung anbot, aus Habgier zur Hälfte zurückhielt, belehnte der Kaiser den Herzog Waimar von Salerno mit Capua, setzte in Monte Cassino einen bayrischen Mönch als Abt ein und übertrug dem Normannen Rainulf durch Überreichung der Fahnenlanze die Grafschaft Aversa als Reichslehen. Dies war der Anfang jener Normannenherrschaft, deren Wachstum und Ausdehnung über Neapel und Sizilien früher dargestellt worden ist. Noch einige Zeit hielt sich Pandulf in seiner Felsenburg. Dann flüchtete er sich nach Konstantinopel, mußte aber jahrelang im Exil weilen. Seine Nachkommen lebten in Armut und Elend.

Konrads Rückkehr.

Nachdem der Kaiser den gefangenen Erzbischof wieder in seine Würde eingesetzt, in den Städten Ordnung und Gesetzlichkeit hergestellt und die Klagen der Eingebornen angehört und nach Kräften geschlichtet, kehrte er über Benevent nach Oberitalien zurück, um seine Waffen wieder gegen Mailand zu kehren. Aber die große Sterblichkeit, welche die Sommerhitze in seinem Heere erzeugte und viele seiner Begleiter, darunter seine Schwiegertochter Gunhild und seinen Stiefsohn Hermann von Schwaben, ins Grab stürzte, nötigten ihn zum schleunigen Rückzug über die Alpen, ehe er den trotzigen Erzbischof zur Unterwerfung gebracht. Vor seinem Abgang nahm er den italienischen Fürsten das Versprechen ab, ein Jahr lang den Krieg gegen Mailand fortzusetzen und den Gegenbischof Ambrosius auf den Metropolitansitz zu erheben. Diese kamen ihrem Eide nach. Allein Aribert rief alle waffenfähigen Einwohner seines Sprengels, vom Landmann bis zum Ritter, in die Stadt, bildete aus ihnen eine streitbare Bürgerwehr, welcher er als gemeinschaftliches Einigungszeichen das Carrocio, den in der Folge so berühmt gewordenen Fahnenwagen, gab, und feuerte sie zum mutigen Kampfe gegen die Lehnsmannschaften der Herren an. Durch die Aufrichtung dieser städtischen Miliz wurde der Grund zu der Macht und bürgerlichen Freiheit Mailands gelegt.

„Auf einem starken Wagen," so beschreibt Stenzel das Carrocio, „erhob sich gleich einem Mastbaume eine hohe Stange mit einem goldenen Apfel auf der Spitze; an zwei Seiten wehten weiße Fahnen. In der Mitte war das Kreuz mit dem Bilde des Heilandes. Mit ausgebreiteten Armen schaute es über die Scharen, welche es umringten, erhob den Mut der Streiter, gab den Sterbenden Trost."

Konrads Ausgang, Tod und Begräbnis.

Während der Kampf unter den Mauern Mailands mit frischen Kräften fortgeführt ward, kehrte Konrad, an Gichtschmerzen leidend, über die Alpen nach Deutschland zurück. Nachdem er die Beisetzung der Leiche der dänischen Königstochter Gunhild in dem Kloster Limburg angeordnet, bestellte er, sein baldiges Hinscheiden ahnend, Reich und Haus, auf daß sein Sohn Heinrich

den Herrscherstab ergreifen möge, sobald er seinen eigenen Händen entgleiten würde. Nachdem er ihn, wie erwähnt, mit dem Herzogtum Schwaben belehnt, begab er sich mit demselben nach Burgund. Hier ordnete er auf einer drei- Herbst 1038. tägigen Reichsversammlung zu Solothurn die Angelegenheiten des Landes, übertrug dann mit Zustimmung des Adels und Volks dem Sohne die Regierung, worauf Heinrich in der Stephanskirche dieser Stadt nach alter Sitte zum König von Burgund gekrönt ward und das Gelübde der Treue von den Anwesenden entgegennahm. Den Winter und die ersten Frühlingswochen verbrachte der Kaiser in Ostfranken, Sachsen und in den Städten am Rhein, überall bemüht, den Frieden zu befestigen. In Utrecht feierte er das Pfingstfest mit großer 3. Juni 1039. Pracht an der Seite seiner Gemahlin und seines Sohnes und zeigte sich noch einmal dem von allen Seiten herbeiströmenden Volke im vollen Kaiserschmuck, die Krone auf dem Haupt. Dann schied er aus dem Leben. Unter den Gebeten der Bischöfe, die sein Krankenlager umstanden, hauchte er am andern Morgen seine Seele aus. Die Leiche wurde unter großen Trauerfeierlichkeiten nach Speier 4. Juni 1039. gebracht und in dem herrlichen Dome beigesetzt, dessen Bau Konrad begonnen, Sohn und Enkel vollendet haben. Seitdem blieb Speier über ein halbes Jahrtausend die heilige „Kaisertotenstadt", und die Reste deutscher Könige, welche sich oft im Leben blutig befehdet, ruhten dort in der stillen Gruft des erhabenen Meisterwerks romanischer Architektur friedlich nebeneinander, bis rohe Feindeshände ihre Asche entweihten. Acht Tage nach der Beerdigung des Kaisers starb auch der jüngere Konrad, einst sein Mitbewerber um die Königskrone, jetzt sein Gefährte im Tode.

c. Heinrichs III. Regierung bis zur Kaiserkrönung.

1. Die Vorgänge in den Ostmarken.

Wenn in der Hildesheimer Chronik geklagt wird, daß bei dem Tode des Heinrichs III. erstes Auftreten und Eigenschaften. Mannes, „mit welchem das Haupt und die Kraft des Erdkreises dahinsank", fast niemand geweint habe, so zeigt das, daß Konrad bei den Zeitgenossen, besonders den Sachsen, mehr gefürchtet als geliebt war und daß der hohe Adel und die Geistlichkeit unter dem in voller Jugendkraft blühenden Sohne, welcher mit der Tapferkeit und ritterlichen Tugend des Vaters feinere Bildung und humanere Sitten verband, bessere Tage erwarteten. Auch waren nicht, wie bei Heinrichs II. Hinscheiden, die Herzen mit banger Erwartung erfüllt, wer die Stelle des toten Herrschers einnehmen würde. Der herrliche zweiundzwanzigjährige Sohn mit der hohen Gestalt und dem dunkeln Antlitz, der die väterliche Leiche auf seinen Schultern in die Kirchen tragen half, an denen der Trauerzug vorüberging, war ja bereits als deutscher und burgundischer König anerkannt und gekrönt, und hatte, in das Herrscheramt eingetreten, bereits Proben von kriegerischem Mut und königlicher Gesinnung abgelegt. Auch erzählte man sich mit Freuden, wie er einst in Bamberg dem Vater entgegengetreten, als derselbe

den Herzog Adalbero von Kärnten seines Landes beraubte, und wie er in Italien das strenge Verfahren gegen Aribert und die lombardischen Bischöfe mißbilligte. Hoffnungsvoll sah die Welt einer glorreichen Zukunft entgegen unter einem Fürsten, bei welchem Kraft mit Milde gepaart war, der durch eine sorgfältige Erziehung Einsicht in die göttlichen und menschlichen Dinge sich erworben und mit dem Glanze königlicher Geburt den Ruhm verband, der Eidam des großen Kanut, des gewaltigen Herrschers im Norden, zu sein. Freilich ruhte das zarte Dänenkind schon seit einigen Monaten in der stillen Gruft zu Limburg, und ihr trefflicher Vater war ihr drei Jahre im Tode vorangegangen! — Und diese Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden! Konnte man auch keine Friedensjahre erwarten in jener eisernen Zeit, „wo die Festigkeit und Kraft der Fürsten die einzigen Stützen ihrer Macht und der Grund ihrer Wirksamkeit waren, wo nur die That die That bändigte, nur das gezückte Schwert in des Kaisers Hand das Schwert der Großen in der Scheide hielt", so waren es doch Jahre des Ruhmes und der Größe, in denen das von Konrad Begonnene weiter geführt und des Reiches Macht fast über die gesamte abendländische Christenheit ausgedehnt ward. Seit den Tagen Karls des Großen und Ottos des Großen hat kein Monarch die Zügel der Herrschaft mit so fester Hand geführt, keiner so kraftvoll und zugleich so gerecht über Staat und Kirche gewaltet und die einheimischen Volkshäupter wie die auswärtigen Fürsten unter sein Zepter gebeugt wie der dritte Heinrich. Und wie er den Frevler und Übelthäter mit Strenge niederwarf, so nahm er sich mit christlicher Liebe und Versöhnlichkeit des Friedfertigen und Hilflosen an. Denn er besaß ein gefühlvolles Herz, religiösen Sinn und aufrichtige Frömmigkeit. Das beschauliche Leben der Mönche von Clugny, ihre religiöse Vertiefung und ihre andächtige Inbrunst hatten in Heinrich „dem Schwarzen" einen warmen Verehrer und Gönner. Dazu besaß er eine Machtstellung, wie sie bisher in deutschen Landen unbekannt gewesen. Nur Sachsen und Lothringen waren noch selbständige Herzogtümer, alle übrigen lagen in des Königs Hand. Als er nach dem Antritt der Regierung seinen Umzug durch die südlichen Gaue und die Städte am Rhein hielt, Frieden und Gerechtigkeit schirmend, war er überall in seinem Eigentum: Franken, Schwaben, Bayern und Kärnten ehrten in ihm ihren Herzog. In Augsburg erschienen die italienischen Großen vor seinem Throne, um seine Entscheidung in den lombardischen Angelegenheiten zu vernehmen; zu Ingelheim naheten sich die burgundischen Edlen in Ehrfurcht. Erzbischof Aribert eilte an den Rhein, um durch Unterwerfung und Treugelübde des Königs Gnade zu erlangen. Heinrich verzieh und entließ ihn in die Heimat.

Die Vorgänge in Polen und Böhmen. 1039.

Dem jungen König lag die Beendigung des Streites in Oberitalien um so mehr am Herzen, als bereits im Osten ein gewaltiger Kriegsbrand ausgebrochen war, welcher die deutsche Oberherrschaft über die slawischen Reiche in **Polen** und **Böhmen** bedrohte. Es wurde früher erwähnt, daß Polens Glück

und Größe mit Mieczyslaw auf längere Zeit ins Grab gesenkt ward. Seine Witwe Richenza, eine Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein und Ottos III. Schwester Mathilde, wurde von den der Herrschaft der Deutschen wie dem Christentum feindlichen Adelsgeschlechtern zur Flucht nach Deutschland gezwungen. Dasselbe Schicksal erfuhr bald darauf ihr unerwachsener Sohn Kasimir. Nun trat eine vollständige Reaktion ein: die slawische Nationalität erhob sich gegen das germanische Wesen; die alte Volksfreiheit gegen die Fürstengewalt, das Heidentum gegen die christliche Kirche mit ihren verhaßten Zehnten und strengen Sittengeboten. Zugleich standen die gedrückten und geknechteten Leibeigenen (Kmeten) wider ihre Gutsherren auf und übten Gewaltthat und Mord. Ein allgemeiner Kriegszustand, begleitet von Gesetzlosigkeit und wilden Frevelthaten, kam in Polen zur Herrschaft: die Kirchen wurden zerstört, ihre Schätze geraubt, die Bischöfe und Priester vertrieben oder gesteinigt. Die von Boleslaw Chrobry dem Polenreiche erworbene Machtstellung ging rasch zu Grunde: die unterworfenen Slawenstämme entzogen sich der Zinspflicht, und der Großfürst von Kiew drang im Kampfe mit den Jatwägen des dichtbewaldeten Podlachiens bis nach Masovien vor. Unter solchen Umständen faßte der Böhmenherzog Bretislaw, ein kühner, unternehmender Fürst, den Plan, in die Fußstapfen Boleslaw Chrobrys einzutreten und seinem Lande und Volke nicht nur die Unabhängigkeit vom Reich, sondern auch die Hegemonie über den slawischen Osten zu erkämpfen. Er konnte um so mehr hoffen, dies Ziel zu erreichen, als er in Deutschland das Zepter in die Hände eines jungen Fürsten gelegt sah und in Ungarn die Stelle des weisen Königs Stephan kurz zuvor der Sohn (seiner an den venetianischen Dogen Orseoli verheirateten Schwester) Peter eingenommen hatte, ein den Magyaren fremder, von auswärtigen Günstlingen umgebener Herrscher. Stephans einziger Sohn Emmerich, ein frommer, tugendhafter Jüngling, war sieben Jahre früher auf der Jagd von einem Eber zerrissen worden. Ein allgemeines Aufgebot rief die waffenfähige Mannschaft von Böhmen und Mähren unter die Fahne: wer sich weigerte, sollte am nächsten Baume aufgeknüpft werden. Bald führte Bretislaw ein streitbares Heer wider das zerrüttete Polenreich. Er zog zuerst gegen Krakau. Wie ein Sturmwind, sagt Kosmas, der älteste Geschichtschreiber Böhmens, brauste der „neue Achilles" daher, unwiderstehlich, alles zerstörend; die festen Burgen wurden gebrochen, Krakau ging in Flammen auf, die reichen Schätze Boleslaws fielen in seine Hände. Mit gleichem Glück durchzog das Böhmenheer andere Teile des verwirrten Polenreichs. Breslau wurde erobert und verheert; die Besatzung der festen Stadt Gdecz (Giecz, südöstlich von Posen) kam dem herannahenden Sieger entgegen, eine goldene Rute zum Zeichen der Ergebung in der Hand, und bat um friedliche Übersiedelung nach Böhmen; Gnesen, fest durch Lage und Mauern, geriet nach kurzem Widerstand in Bretislaws Gewalt.

† 15. August 1038.

In Gnesen gab sich alsbald der Wunsch kund, daß die Gebeine des heil.

Die Gebeine des heiligen Adalbert nach Prag geführt.

Adalbert seiner Vaterstadt Prag übergeben werden möchten. Der Bischof und der Herzog benutzten die Gelegenheit, um das böhmische Volk zu guten Sitten und frommem Wandel zu führen. Erst nachdem die Kriegsleute drei Tage lang durch Fasten und Bußübungen ihr sündhaftes Leben bereut und gelobt hatten, der Trunksucht, der Vielweiberei, dem Blutvergießen und allen heidnischen Bräuchen und Lastern, um derentwillen der Heilige einst seine Vaterstadt verlassen, zu entsagen und den zu diesem Zweck bekannt gemachten Satzungen Bretislaws zu gehorchen, durfte die feierliche Übertragung des Leichnams stattfinden. Nachdem das Heer Prag erreicht und vor den Thoren ein Lager geschlagen,

24. August 1039.

wurden am andern Tag die heil. Gebeine unter dem Zuströmen einer unzählbaren Volksmenge wie im Triumphzug durch die Stadt nach der Domkirche gebracht. Der Herzog und der Bischof trugen selbst den Leichnam des Märtyrers. Ihnen folgten Priester mit andern Reliquien, mit Weihgeschenken und Kirchenschätzen an Gold, Edelsteinen und kostbaren Gefäßen; an diese reihten sich über hundert mit Beute beladene Wagen; gefangene polnische Edle mit eisernen Handfesseln schlossen den Zug. Diese Zeremonie hatte eine tiefere Bedeutung. Sie war die Einleitung zur Errichtung eines christlich-slawischen Königreichs, das von Prag aus seinen Arm über das verödete Polen und über andere Nachbarländer erstrecken sollte. Während an den heiligen Stätten zu Gnesen „die Thiere des Waldes ihr Lager aufschlugen" und die polnische Volksfreiheit nur noch jenseit der Weichsel, in Masovien, unter dem Schutze eines kräftigen Edelmannes eine Wohnstätte hatte, sollte Prag zu einem Erzbistum und königlichen Herrschersitz emporsteigen. Schon zogen böhmische Gesandte nach Rom, um bei dem heiligen Stuhle die Erhebung Prags zum Metropolitansitz der slawischen Christenheit zu erwirken und vielleicht auch um die Königskrone für Bretislaw nachzusuchen.

Erster Feldzug nach Böhmen. 1040.

Aber in Rom mißbilligte man die Beraubung der polnischen Kirchen, und der neue König Heinrich, an den sich die vertriebene Königin Richenza, deren Bruder Hermann auf dem erzbischöflichen Stuhl in Köln saß, mit ihrer Klage gewendet, ließ sich durch des Herzogs Versicherungen seiner Lehnstreue gegen das Reich nicht täuschen. Bretislaw hatte zwar seinen Erstgebornen, den neunjährigen Spithiniew, die Freude seines Herzens, als Geisel nach Deutschland gesandt und sich zur Entrichtung des alten Tributs von 120 Ochsen und 500 Mark Silber bereit gezeigt. Offenbar aber wollte er nur Zeit gewinnen, bis er im Verein mit seinem Bundesgenossen Peter von Ungarn den Deutschen erfolgreich Widerstand zu leisten imstande wäre. Als Heinrich III. nun die Zurückgabe der eroberten polnischen Länder und der weggeführten Schätze verlangte, setzte ihm Bretislaw eine bestimmte Weigerung entgegen. Darüber brach der Krieg aus. Im August des Jahres 1040 rückten zwei Heerhaufen gegen die böhmische Grenze; der eine unter Erzbischof Bardo von Mainz und Markgraf Eckard von Meißen sammelte sich bei der Burg Dohna (Pirna), um von Norden her über

das Erzgebirg einzubrechen, während der andere unter des Königs eigener Führung von Bayern aus über Cham (Kamb) durch den Böhmerwald vordrang. Bei dem letztern befand sich die Blüte des deutschen Adels, darunter Markgraf Otto von Schweinfurt, Bretislaws Schwager, als Führer einer Hauptschar. Aber der Böhmenfürst hatte die Lage seines Landes wohl benutzt; die Pässe waren durch Verhaue und Feldschanzen geschützt, in den Wäldern lauerte Hinterhalt. Als nun Graf Werner von Hessen, Heinrichs Bannerträger, mit einer 22. August. auserlesenen Schar die den Thalweg absperrende Verschanzung ungestüm angriff, wurde er von einem Pfeilregen überschüttet, so daß er selbst nebst vielen Edlen niedersank und das Banner in die Hände der Sieger fiel. Ein gleiches Schicksal hatte eine andere Heerabteilung, welche Markgraf Otto auf einem andern Wege gegen den Feind führte. Auch er wurde geschlagen und mußte viele seiner tapfern Ritter auf dem Schlachtfelde lassen. Nur dem Beistande des deutschen Klausners Günther aus einem thüringischen Adelsgeschlechte, welcher seit dreißig Jahren jenes Waldgebirge an den Quellen des Regen bewohnte und alle Schluchten und Ausgänge genau kannte, hatte es Otto zu danken, daß er selbst mit einem Teile seiner Krieger sich in das königliche Lager rettete. Auch das nördliche Heer hatte in einigen kleinen Gefechten keine Lorbeeren erfochten. Entmutigt kehrten die Deutschen im September zurück, um sich für einen neuen Feldzug zu rüsten. Die Gefangenen wurden gegen Bretislaws Sohn Spithiniew ausgewechselt.

Einen so unrühmlichen Ausgang hatte Heinrichs erster Waffengang. Um Zweiter Feldzug. Bretislaw zur Unterwerfung gebracht. 1041. so mehr brannte derselbe vor Verlangen, die Schmach mit dem Blute der Feinde zu löschen. Nachdem er Winter und Frühling am Rhein und in Sachsen zugebracht und seine Mannen aus allen Teilen des Reiches aufgeboten, wiederholte er im August des folgenden Jahres den Feldzug in derselben Weise und unter 1041. denselben Führern. Aber gewarnt durch die früheren Unfälle gingen sie vorsichtiger zu Werke. Mit Hilfe des Einsiedlers wurden die Schanzen umgangen; die Böhmen, von mehreren Seiten angegriffen, wandten sich zur Flucht; sengend und brennend setzten die Deutschen über die Moldau und lagerten, mit dem von Norden vordringenden Heere vereinigt, im Angesichte Prags. Dort leistete 8. Sept. Bretislaw tapfern Widerstand; aber mit seinem Glück wich auch die Treue der Seinen. Sein Feldherr Zupan Prikos führte, durch sächsisches Geld gewonnen, nur einen Scheinkrieg; der Bischof Severus, von dem Mainzer Metropoliten mit Kirchenstrafen bedroht, verließ mit vielen Edlen heimlich den Herzog und flüchtete sich in das deutsche Lager, um durch Gehorsam und Unterwürfigkeit Verzeihung zu erlangen. Von der Errichtung eines erzbischöflichen Sitzes war ferner keine Rede mehr. Endlich war auch Bretislaws Widerstand gebrochen. Er knüpfte Friedensunterhandlungen mit dem deutschen König an, und wie hart auch für seinen stolzen Sinn die Bedingungen waren, die ihm Heinrich auferlegte, er mußte sich fügen. Er versprach auf Polen zu verzichten, die Gefangenen in

Freiheit zu setzen und dem König Huldigung, Tribut und Schadenersatz zu leisten. Diesem Versprechen kam er mit Treue nach. Als der König nach seiner Rückkehr in Regensburg weilte, erschien Bretislaw vor ihm, warf sich im Büßergewand zu seinen Füßen und überreichte ihm die Fahne Böhmens. Heinrich verzieh dem gedemütigten Fürsten, zu dessen Gunsten mehrere einflußreiche Männer, wie Otto und Eckard, ihre Stimme erhoben. Er übertrug ihm aufs neue das Herzogtum Böhmen samt Mähren und Schlesien und erließ ihm die Hälfte der bedungenen Geldsumme. Durch dieses großmütige Verfahren gewann der deutsche König das Herz des ritterlichen Fürsten. Bis in den Tod bewahrte derselbe fortan die Treue, und nie ist das gute Verhältnis zwischen den beiden Fürsten, deren Naturen verwandte Züge zeigen, wieder gestört worden. Auch in Rom verzieh man den Kirchenfrevel, als Bretislaw reiche Geschenke sandte und zur Sühne das Stift in Altbunzlau erbaute.

Kasimir und Bretislaw.

In Polen wurde die Herrschaft der Piasten und die christliche Ordnung wiederhergestellt. Als Kasimir mit 600 deutschen Rittern im Lande erschien, fand er geringen Widerstand. Er gewann das Erbe seiner Vorfahren zurück und erkannte die Oberhoheit des Reiches an. Auch Masovien mußte sich den Piasten wieder unterwerfen, als Kasimir im Bunde mit dem Großfürsten Jaroslaw von Kiew, dessen Schwester Dobrognewa oder Maria er heimgeführt, gegen Mezslaw ins Feld zog, denselben in einer großen Schlacht zur Flucht zwang und dessen Bundesgenossen, die heidnischen Pommern, Litauer und Preußen, aus dem Lande trieb. Aber so geschwächt ging Polen aus diesen Kämpfen hervor, daß Kasimir die Besitzungen an der Oder noch lange in den Händen des Böhmenherzogs lassen mußte. Dagegen kam Pommern wieder in Abhängigkeit von den Piasten. — Erst als Bretislaw seinem Ende nahe war, willigte er ein, daß der Kaiser dem Polenherzog Breslau und die übrigen schlesischen Burgen zurückgab, jedoch unter der Bedingung, daß dieser sich und seine Nachfolger zur Zahlung eines Jahreszinses von 30 Mark Gold und 500 Mark Silber verpflichtete. Am 10. Januar 1055 starb Bretislaw, nachdem er mit den Großen des Landes eine Erbfolgeordnung vereinbart, wonach der Erstgeborne Spithiniew Böhmen erbte, die übrigen Glieder des Herrscherhauses mit Teilfürstentümern in Mähren abgefunden wurden.

Aufruhr der Magyaren gegen Peter. 1041.

Nicht minder rühmlich war Heinrichs III. ungarischer Feldzug. König Peter hatte sich durch sein weichliches Leben, durch seine willkürlichen Neuerungen und durch die Bevorzugung seiner fremden Günstlinge den Haß und die Verachtung der Magyaren zugezogen. Selbst Gisela, Stephans Witwe, wurde ihrer Güter beraubt und in ihrer Freiheit bedroht. Bald entstand unter den Volkshäuptern, die die ungezügelte Freiheit der heidnischen Zeit noch nicht vergessen hatten und den christlichen Satzungen grollten, ein Aufruhr. Bewaffnete Große drangen in die Königsburg, ermordeten den einflußreichsten Günstling Peters, Buda, vor den Augen seines Herrn und rissen seinen Kindern die Augen aus. Voll Angst und Entsetzen entfloh Peter zu seinem Schwager, dem Markgrafen Adalbert von Österreich, den er kurz zuvor bekriegt hatte, und suchte unter dessen Vermittelung Schutz bei Heinrich. Die Ungarn aber riefen einen

eingebornen Edelmann, Aba oder Ovo, der mit dem Arpadschen Hause nur durch seine Gemahlin verwandt war, zum Herrscher aus. Dieser ließ die Ratgeber Peters töten, hob die neuen Verfügungen auf und gestattete die Rückkehr zu der ungebundenen Lebensweise der Väter. Die christlichen Ordnungen begannen zu wanken, die wilden Elemente, die der heilige König unter den Zwang des Gesetzes gestellt hatte, wurden wieder entfesselt, auch die Raubzüge früherer Jahre erneuert.

Aba selbst brach auf dem rechten Donau-Ufer in die Ostmark ein, indes eine andere Heerabteilung auf dem Nordufer hinzog, eine dritte in das Drauthal vor- Febr. 1042. rückte. Dem König Aba selbst gelang es, die bei den Karnevalsbelustigungen überraschten Deutschen zu besiegen und mit Gefangenen und Beute heimzuziehen; dagegen erlitten die beiden anderen Züge verlustvolle Niederlagen, der nördliche durch den Sohn des Markgrafen, den ritterlichen Babenberger Luitpold, der schon in Böhmen durch Tapferkeit und Kriegskunst sich hervorgethan und darum von Heinrich mit dem Streitroß des Herzogs belohnt worden war, der südliche unweit der alten Stadt Pettau durch den Kärntner Markgrafen Gottfried.

Bald zeigte sich jedoch, wie sehr sich die Dinge seit der Lechfelder Schlacht geändert hatten. Als König Heinrich im Juni mit dem Reichsheer erschien, bei dem sich auch Bretislaw mit seinen Böhmen eingestellt, stieß er nirgends auf namhaften Widerstand. Siegreich zog er auf dem nördlichen Stromufer bis zur Gran, eroberte und zerstörte die Städte Haimburg und Preßburg, deren Namen bei dieser Gelegenheit zum erstenmal genannt werden, und nötigte Aba zur Flucht in das Innere seines Reiches. Heinrich erhob, da Peter den Magyaren allzu verhaßt war, einen andern Neffen Stephans, der sich an Bretislaw angeschlossen, auf den ungarischen Thron und kehrte dann zurück. Aber der deutsche Schützling vermochte sich nicht zu halten; in kurzem war Aba wieder im Besitz von ganz Ungarn. Nun hoffte er Heinrichs Versöhnung zu erlangen. Aber seine Gesandten wurden abgewiesen, und im nächsten Sommer stand das deutsche Heer abermals an der ungarischen Grenze. Da entsank dem König Aba der Mut, so daß er sich bereit zeigte, den Frieden unter den ungünstigsten Bedingungen anzunehmen. Er erbot sich nicht nur vollen Schadenersatz zu leisten, eine hohe Geldsumme und 400 seidene Mäntel als Buße zu erlegen und alle Gefangenen herauszugeben; er trat auch alles Land bis zur March und Leitha an das Reich ab und stellte Geiseln für seine Treue. Nur vor persönlicher Huldigung wünschte er bewahrt zu bleiben. Unter diesen Bedingungen, deren getreue Erfüllung der Magyarenfürst eidlich in die Hände der Herzöge von Böhmen und Bayern gelobte, gewährte Heinrich den erbetenen Frieden und kehrte im Herbst über Pechlarn nach Regensburg zurück, wo er die Treue und Hingebung seiner Ritter und Vasallen freigebig belohnte.

Heinrichs Feldzug nach Ungarn. 1042. 1043. — 1042. — 1043.

Vor allen hatten sich die Babenberger der Gunst des Königs zu erfreuen. Zwar hat der tapfere Luitpold seine Erhebung zum Markgrafen der neu erworbenen Grenzlande nicht lange überlebt; aber sein Vater Adalbert fügte das Gebiet bis zur Leitha

Sicherung der Grenzmarken.

und March mit der Zeit seinen übrigen Besitzungen bei und wurde somit der eigentliche Begründer von Österreich. „Die Gegenden östlich vom Wienerwald wurden nun dauernd von deutschen Kolonisten besetzt, und ein frischer Sproß deutscher Kultur schoß hier kräftig empor." Doch blieb die Ostmark immer noch in einer losen Abhängigkeit von dem Herzogtum Bayern, welches der König im vorhergehenden Jahre dem Luxemburger Heinrich, einem Neffen des früheren Herzogs gleichen Namens, übertragen hatte. Das Land an der Mur und Drau verwaltete der Ungarnsieger Gottfried bis an seinen Tod. Mit seinem Nachfolger Ottokar von Steier im Traungau kam allmählich die Benennung „Steiermark" auf. Auch das Gebirgsland Krain erhielt eigene Markgrafen.

21. Febr. 1042.

Heinrichs dritter Feldzug nach Ungarn. 1044.

Es war nötig, daß Heinrich die östlichen Grenzlande in besondere Obhut nahm, denn die ungarischen Angelegenheiten waren noch keineswegs dauernd geordnet. Mit Wut sahen die Magyaren die Grenzgebiete, das Marchfeld und die schönen Ebenen im Osten des Wienerwaldes, „so wohl geeignet für ein Reitervolk", in die Hände der Deutschen übergehen. Ihr Haß nahm noch zu, als Aba die Volkshäupter vom Hofe fern hielt und sich mit Günstlingen niederen Standes umgab. Es bildete sich eine Verschwörung zu dem Zweck, den flüchtigen Peter wieder auf den ungarischen Thron zu erheben. Die Entdeckung des Planes trieb die Urheber zur Flucht. Sie suchten Hilfe bei dem deutschen König und dieser zeigte sich nicht abgeneigt, ihren Bitten zu willfahren, weil Aba, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Zorne der Magyaren, die Bedingungen des Friedens nur unvollständig erfüllt hatte. Statt, wie der Ungar verlangte, die Flüchtigen auszuliefern, hielt Heinrich die Gesandten desselben zurück und zog dann im Sommer 1044 mit einem kleinen Heer zum drittenmal an die Grenze Pannoniens. Aba, durch Kundschafter von der geringen Macht der Deutschen unterrichtet, suchte den König in das innere Land zu locken, um ihn dann mit Übermacht zu erdrücken. Ohne auf Widerstand zu stoßen, zog das deutsche Heer über Ödenburg an das sumpfige Ufer der Repcze. Hier erst bemerkte man auf der andern Seite ungarische Kriegsleute, welche den Übergang wehrten. Als jedoch der sächsische Graf Dedo unter der Führung der flüchtigen Magyaren während der Nacht stromaufwärts zog und dann vermittelst einer Brücke und Furt über den Fluß setzte, wichen die feindlichen Truppen zurück, worauf die Deutschen, die mittlerweile durch neue Heerhaufen aus Böhmen und Bayern verstärkt worden waren, bis an die Raab vorrückten und auch diesen Strom ungefährdet überschritten. Aber kaum hatte das Heer den Übergang bewerkstelligt, so stieß es auf die Kriegsscharen der Ungarn, die in großer Überzahl in der Nähe des Flusses (nach einem späteren Bericht in der Ebene von Menfö) zum Kampfe bereit standen.

Die Schlacht an der Raab. 5. Juli 1044.

Abas Absicht schien erreicht. Aber der Ausgang entsprach nicht seinen Erwartungen. Als Heinrich selbst in voller Waffenrüstung an der Spitze der Seinen das Zeichen zur Schlacht gab, griffen die Deutschen die feindliche Übermacht an, ermutigt durch eine Himmelserscheinung, die man zu Ungunsten der

Ungarn deutete, und wirksam unterstützt durch einen aufkommenden Wirbelwind, der dem Feind den Staub ins Gesicht trieb. Unter wildem Geheul schlugen die Ungarn sich anfangs tapfer und kamen erst ins Weichen, als viele der Ihrigen gefallen waren. Da erfaßte ein gewaltiger Schrecken das ganze Heer, und bald löste es sich in wilde Flucht auf, die auch Aba mit fortriß. Viele fanden ihren Tod in den Wellen der Raab; die übrigen schweiften versprengt durch die Ebene.

Im Angesichte des ganzen Heeres feierte der König im Büßerkleide ein Dankfest für den herrlichen Sieg. Darauf zog er nach Stuhlweißenburg, der ungarischen Königsstadt, und setzte, nachdem er sich der Schätze Abas bemächtigt und dessen Gattin und Kinder unter sichere Obhut gestellt, seinen Schützling Peter wieder auf den Thron. Zugleich führte er, wie es heißt, auf Bitten der Ungarn, das bayrische Gesetz ein. Mit Stolz meldet Wipo, wie König Heinrich das Land Ungarn, das unter seinem Vater vom Deutschen Reiche nichts hören wollte, in glorreicher Schlacht bezwungen und nach dem Siege durch hochweisen Ratschluß sich und seinen Nachfolgern dauernd gewonnen habe. Aba wurde in einem Dorfe jenseit der Theiß gefangen genommen und auf Peters Befehl enthauptet. Seine goldene Lanze sandte Heinrich als Weihgeschenk nach Rom, wo sie in St. Peter aufgehängt noch lange sichtbar war. Als bald nachher die deutschen Angelegenheiten Heinrich zur schleunigen Rückkehr mahnten, ließ er seinem Schützling eine deutsche Kriegerschar zurück. Aber schon im nächsten Frühjahr sah er sich durch Peters dringende Bitten zu einem neuen Zug nach Ungarn veranlaßt. Er fuhr mit stattlichem Gefolge die Donau hinab bis zur Stadt Gran. Hier empfing ihn Peter mit großen Ehren und führte ihn nach Stuhlweißenburg, wo beide gemeinsam das Pfingstfest feierten. Bei dieser Gelegenheit übergab Peter dem deutschen König das Königreich Ungarn durch die symbolische Darreichung der vergoldeten Lanze, ließ sich dann von Heinrich mit demselben belehnen und schwur ihm und seinen Nachfolgern als seinen Lehnsherren Treue. Darauf veranstaltete er ein glänzendes Mahl und überreichte seinem Schützer große Geldsummen zum Geschenk. Heinrich aber verteilte das Gold stolz unter seine Kriegsleute, die ihm zu diesen Siegen verholfen. So kam auch Ungarn wie früher Böhmen und Polen unter deutsche Oberlehnsherrlichkeit.

[Randnotizen: Ungarn in Abhängigkeit gebracht. 1044. 1045. — 26. Mai 1045.]

2. Friedensbestrebungen und Kirchenreform.

Diese glänzenden Erfolge im Osten mochten in dem kraftvollen König den Gedanken erzeugen, des Reiches Hoheit auch über den Westen auszudehnen und die Kaisergewalt Karls des Großen wieder aufzurichten. Es wurde früher dargethan, wie ohnmächtig das französische Königtum von den Karolingern auf die Capetinger übergegangen war. Ihr Ansehen reichte nicht weiter als ihr Arm und ihr Schwert, und an Landbesitz standen sie manchem der Fürsten nach, die

[Randnotiz: Das Königtum in Frankreich und Heinrichs Herrschermacht.]

sie als ihre Vasallen ansahen. Das Lehnsverhältnis, welches die mächtigen Grafen und Herzöge an den Thron knüpfte, war zu einer leeren Form herabgesunken, und die großen Barone leiteten so gut wie der König ihre Würde von der Gnade Gottes ab. Gab doch schon zu Hugo Capets Zeit ein Graf von Perigord auf die Frage, wer ihn zum Grafen gemacht habe, die bündige Antwort: „Wer dich zum König.“ Blutige Fehden der Feudalherren unter sich und gegen das gekrönte Oberhaupt füllen die Jahrbücher der französischen Geschichte des zehnten und elften Jahrhunderts: der Adel war ungefügig und streitlustig, der Klerus unwissend, sittenlos und verweltlicht, der Bauer elend und geknechtet. Frankreich bot ein abschreckendes Bild dar von dem, was aus Deutschland geworden wäre, wenn nicht einsichtsvolle Könige mit starker Hand die widerstrebenden Gewalten gebändigt, die Stammesherzöge beseitigt, die Reichseinheit an die Person des Oberhauptes geknüpft hätten. Dieses Ziel hatten die sächsischen wie die fränkischen Herrscher unverrückt im Auge; und wenn die monarchische Machtfülle in Heinrich III. am größten erscheint, so lag der Grund davon auch darin, daß ihm die Vorgänger so erfolgreich vorgearbeitet hatten. Wenn er auch den Gedanken seines Vaters, die Herzogtümer allmählich mit der Krone zu vereinigen, aufgab und in Bayern die herzogliche Würde einem Luxemburger über-
1045. trug, drei Jahre später den Pfalzgrafen Otto bei Rhein, den Bruder der Polenkönigin Richenza, und nach dessen baldigem Tode den ostfränkischen Markgrafen
1048. Otto von Schweinfurt, der sich im böhmischen Krieg ausgezeichnet hatte, mit
1047. dem Herzogtum Schwaben belehnte; wenn er um dieselbe Zeit den alemannischen Grafen Welf als Herzog von Kärnten und Verona einsetzte, so war er doch weit davon entfernt, die kluge und kräftige Politik des Vaters aufzugeben und die Königsmacht zu schwächen. Nicht in den Zielen, nur in den Mitteln und Wegen wich er von ihm ab. Er betrachtete die Herzogswürde als ein Reichsamt, das er nach Gutdünken verleihen und nehmen konnte. Auch folgten Herzöge und Markgrafen seinen Geboten und waren willige Vollstrecker seiner Befehle. So war die Herzogswürde nur ein „Schattenbild des alten Stammfürstentums“. Es war daher kein unausführbarer Plan, wenn Heinrich auch Frankreich unter die Hoheit des Reiches zu beugen sich anschickte, und sich mit der Aufrichtung einer christlichen Monarchie im Sinne Karls des Großen trug, in welcher alle Völker der abendländischen Christenheit zu einer friedfertigen Lebensgemeinschaft vereinigt werden sollten. Von solchen Gedanken mochte Heinrich erfüllt sein, als er **Agnes** von Poitiers, die Tochter jenes Herzogs Wilhelm von Aquitanien, der einst für seinen Sohn um die italische Königs-
1043. krone geworben (S. 181), unter glänzenden Festlichkeiten zu Ingelheim als
1043. zweite Gemahlin heimführte. Durch diesen Ehebund trat Heinrich in neue großartigere Verhältnisse ein. Die Ehe wurde freilich in den deutschen Landen nicht mit günstigen Augen angesehen. Zwar Gisela, die verwitwete Kaiserin, die mit dem Sohne nicht im besten Vernehmen stand und geäußert haben soll, sie hoffe

Heinrichs Vermählung mit Agnes von Poitiers.

auch ihr letztes Kind zu überleben, schied vor der Vermählung, die sie zu hintertreiben gesucht, aus dem Leben und wurde zu Speier an der Seite ihres kaiserlichen Gatten beerdigt; aber auch die Geistlichkeit blickte mit Besorgnis auf die neue Königin, welche mit ihrem Gatten in Verwandtschaft stand und aus einem Lande kam, wo neben feiner geselliger Bildung leichtfertige Sitten und Hang zu sinnlichen Freuden herrschten. Es war noch nicht vergessen, welchen Einfluß einst Theophania ausgeübt; und als bei dem Hochzeitfeste in Ingelheim sich Scharen von Gauklern, Spielleuten, Possenreißern und fahrenden Sängern einstellten, wie sie im heitern Lande an der Garonne zu Hause waren, um die Festlichkeit mit ihren Künsten zu verherrlichen und sich reichen Lohn zu verdienen, fürchtete man schon, die fremden Sitten und Moden, die Weltlust und Lüsternheit einer südländischen Natur könnten auch die Ufer des Rheins überschreiten und die Ehrbarkeit der Sitte, den einfachen häuslichen Sinn und die ernsteren Lebensanschauungen des deutschen Volkes gefährden, könnten dem jugendlichen König Gefallen einflößen für glanzvolles Hofleben, für heitere Künste und Spiele und für den lockenden Umgang mit schönen Frauen. Aber diese Besorgnisse erwiesen sich als eitel. Heinrich verteilte die reichen Geschenke, welche die Spielleute und Gaukler von ihm erwartet hatten, unter das von Mißernte und Hungersnot schwer heimgesuchte arme Volk und gab dadurch zu erkennen, daß er nicht die leichtfertige Seite des aquitanischen Lebens zur Richtschnur zu nehmen gedenke, sondern die ernste und religiöse, die dort neben jener einherging. Von gleicher Gesinnung war Agnes beseelt. Sie hatte in ihrer Heimat unter ihrem herrschgierigen, habsüchtigen Stiefvater, Gaufried von Anjou, welcher mit ihren Brüdern um das väterliche Erbe stritt und zwei derselben mehrere Jahre in harter Gefangenschaft hielt, eine schwere Lebensschule durchgemacht, welche ihr Herz der Religion und den strengen Sittengeboten des Ordens von Clugny geöffnet hatte.

14. Febr. 1043.

In dem Heimatlande der Königin, in den wein- und obstreichen Gegenden der Loire und Garonne, unter dem milden sonnigen Himmel von Poitou und Languedoc, wohnten die Gegensätze nahe bei einander, kämpften in der Menschenseele Weltlust und Weltentsagung, Genuß und Entbehrung, Sünde und Buße um die Herrschaft. Stets hatte der Süden Galliens seine nationalen Eigentümlichkeiten, sein abgeschlossenes Sonderleben bewahrt. Diese entsprachen der eigentümlichen Mischung der Bevölkerung aus verschiedenartigen Stämmen: in dem Aquitanier war das leichte Wesen und der Frohsinn des Kelten, der Ernst und der Bildungstrieb des Romanen, die Kampflust und das trotzige Rittertum des Germanen (Goten) zu einem Ganzen zusammengewachsen, doch so, daß die einzelnen Züge noch in voller Kraft fortbestanden und bald die eine, bald die andere Richtung vorherrschte. Wenn die keltische Frohnatur zu Scherz und Spiel hindrängte, die Lebenslust und Lebensfreude sich in heiterer Dichtung, in Gesang und Tonkunst offenbarte und die mutwilligen Regungen und Stim-

Aquitanien, das Land der Gegensätze.

mungen bald in Spott und Satire, bald in üppiger Sinnlichkeit und leichtfertigem Wandel hervortraten, so führte die strenge Lebensauffassung des Romanen zum religiösen Ernst, zum eifrigen Ringen um das Heil der Seele, zur Angst vor den ewigen Höllenstrafen; und die germanische Waffenlust äußerte sich in einem fortwährenden Kriegsleben, das zu einem Faust- und Fehderecht ausgebildet ward und sich in der blinden Hingebung an die Leidenschaften des Herzens, an die Triebe der Habgier, der Rache, des Neides äußerte. Nirgends sah man die Feudalherren mit ihren Rittern und Dienstmannen sich in so wildem Waffengange bewegen, so mitleidlos die Kornfelder, die Olivenpflanzungen und Weinberge verwüsten, so heftig die Burgen der Gegner bestürmen als in dem schönen Hügellande, das sich zwischen Loire und Garonne zur Rhone hinzieht. Aber auch nirgends sah man eine so tiefe Bußfertigkeit, eine so strenge Askese, eine so schwärmerische Religiosität als in den Klöstern der Cluniacenser, die gerade in jenen Gegenden ihre geistige und religiöse Werkstätte aufgeschlagen und jene bewegliche Völkerschaft mit ihren für alle Eindrücke so empfänglichen Gemütern als Unterlage für ihre Seelengymnastik ausersehen hatten. Und nicht selten bethätigten sich diese entgegengesetzten Richtungen in einem und demselben Menschen. Wie häufig vertauschten Ritter und Kriegsmänner jeden Ranges das Waffenkleid mit der Mönchskutte! Wie häufig pilgerten Fürsten und Edle nach den Stätten heiliger Andacht bis nach Rom und Jerusalem, um für die Thaten des Mordes, des Raubes, der Gewaltsamkeit durch demütige Buße und Reue Ruhe und Friede im Innern zu erringen und den Qualen der Hölle zu entgehen, womit die Kirche die Übelthäter bedrohte! Wie oft suchten gewaltthätige Grafen und Barone die kriegerischen Frevel durch fromme Stiftungen zu sühnen! Mit welcher Ehrfurcht kniete Adel und Volk in heißer Andacht vor Reliquien und Heiligenbildern! Es ist begreiflich, daß in diesem Lande der Extreme, bei einer Bevölkerung von solcher Art und Natur das gesteigerte religiöse Leben und die rigorosen Sittengebote des Mönchordens von Clugny, der Ruf nach Aufrichtung eines ewigen Friedens und endlich die Kreuzzüge, in denen beide Richtungen zusammenliefen, ihren Ausgang nehmen konnten.

Der ewige Frieden auf Erden. Als das wilde Fehdewesen alle Rechtspflege verdrängte und der Schwache hilflos jeder Gewaltthat ausgesetzt war, da suchte die südfranzösische Geistlichkeit, die am meisten darunter zu leiden hatte, durch die Macht der Religion zu helfen und der ritterlichen Zuchtlosigkeit durch kirchliche Gebote Schranken zu setzen. Schon im Jahre 989 wurden auf einer Synode der Diöcese Poitiers folgende Beschlüsse gefaßt: „Wer in die Kirche einbricht oder etwas mit Gewalt von dort wegnimmt, der sei, wenn er nicht Genugthuung leistet, verflucht. Verflucht sei weiter, wer Landleuten und anderen Armen Schafe, Rinder u. s. w. raubt. Der Fluch der Kirche treffe endlich auch die, welche wehrlose Geistliche angreifen und verletzen." Eine ähnliche Urkunde aus derselben Zeit stellt auch noch die Kaufleute unter den Schutz der Kirche, bedroht die Räuber und Übelthäter mit dem Bannfluche, bis sie Genugthuung geleistet, versagt den Widerspenstigen den Genuß der Sakramente im Leben und Sterben und belegt ihre

Besitzungen mit dem Interdikte, einer Verschärfung des Kirchenbannes, die auf einem Konzil zu Limoges im Jahre 1031 gegen mächtige Friedensstörer als äußerstes Schreckmittel zuerst in Anwendung gebracht wurde. Nach diesem sollten alle kirchlichen Handlungen unterbleiben oder nur im geheimen vollzogen werden, die Altäre, Bilder und Kruzifixe verhüllt sein und täglich um die dritte Stunde die Herstellung des Friedens von allem Volke mit Bußgebeten erfleht werden. Es waren strenge, aber notwendige Zwangsmittel, die nicht eitler Herrschsucht dienten, sondern aus der Bedrängnis der Kirche selbst und dem elenden Zustande des schutzlosen Volkes hervorgegangen, das Werk des Friedens förderten und den Schutz gewährten, den das ohnmächtige Königtum nicht zu geben vermochte. Schon im Jahre 994 hatten die Bischöfe Aquitaniens eine verheerende Seuche benutzt, um unter den weltlichen Großen auf der Synode von Limoges eine Vereinigung zum Schutze des Friedens und der Gerechtigkeit zustande zubringen. Von größeren Erfolgen waren diese Friedensbestrebungen gekrönt, als im dritten Jahrzehnt des elften Jahrhunderts infolge eines übermäßigen Regens, der drei Jahre andauerte und alle Ernten verdarb, eine gräßliche Hungersnot eintrat, wie sie die Geschichte vielleicht noch nie gesehen. Bald fehlten die nötigsten Nahrungsmittel; selbst Wurzeln und Kräuter, nach denen man suchte, fanden sich nicht mehr, und das Fleisch der Tiere reichte nicht hin, um das Leben zu fristen. Da trieb die entsetzliche Not, den Hunger auf die unnatürlichste Weise zu stillen: die unglücklichen Menschen würgten und verzehrten einander selbst und verwilderten so sehr, daß ihre Gier selbst die Toten im Grabe nicht verschonte. Tausende starben vor Hunger, die Leichen wurden nur noch in große Gruben geworfen oder dienten den Raubtieren zur Beute. Wer sein elendes Dasein noch fortschleppte, bot ein Bild des Jammers dar, und viele starben selbst im Augenblick des gierigen Genusses glücklich erlangter Nahrung. In dieser unerhörten Notlage nahm die Verwilderung der Menschen immer mehr zu, das furchtbare Unglück stumpfte ihren Geist ab, „ihr Herz verstockte und sie bekehrten sich nicht zu Gott". Endlich ließ der Regen nach und die Aussicht auf eine gesegnete Ernte füllte die Herzen der Menschen mit neuen Hoffnungen und mit dem tröstenden Glauben der göttlichen Versöhnung. Da erfaßte die Gemüter eine tiefe Zerknirschung und eine Sehnsucht zum ruhigen Genuß der himmlischen Gabe. Diese Stimmung benutzten Bischöfe, Äbte und andere gottesfürchtige Männer Aquitaniens zur „Erneuerung des Friedens auf Erden". Auf mehreren Kirchentagen wurden Bestimmungen festgestellt, unter denen ein allgemeiner unverbrüchlicher Friede begründet und deren Befolgung von jedermann eidlich gelobt werden sollte. Unbewaffnet und ohne Furcht vor Rache sollte jeder, wer er auch sei und welche That er auch begangen habe, einhergehen dürfen. Alles sollte verziehen sein. „Wer das Gut eines andern anfallen würde, dem drohten strenge Strafen, der Fluch der Kirche, Verweigerung des letzten Trostes am Sterbebette und des kirchlichen Begräbnisses. Alle heiligen Orte sollten in Ehren gehalten, sichere Zufluchtsörter für jeden sein, außer für die, welche den Frieden brächen. Geistliche, Mönche, Nonnen wurden in besonderen Friedensschutz gestellt. Strenges Fasten am Freitage und Enthaltung des Fleisches am Sonnabend sollte genau beobachtet werden. Als das beschlossen und verkündet war, so erhoben die Bischöfe ihre Stäbe und alles Volk die Hände zum Himmel als Zeichen des Gelübdes gegeneinander und gegen Gott und alle riefen: Friede! Friede! Friede! Viele Kirchenversammlungen der Provinzen Frankreichs bestätigten den Gottesfrieden, beschworen ihn und setzten fest, er solle von fünf zu fünf Jahren erneuert werden." Hoch und niedrig trat in die heilige Friedensverbrüderung ein. Vergebens bekämpfte der besonnene Bischof Gerhard von Cambrai diese Friedensschwärmerei und weigerte sich beharrlich ein Gelöbnis ablegen zu lassen, das der Natur und dem Recht widerstrebe, die Ausführung der göttlichen Gebote

hindere und zum Meineid verführe. Die Menge, von der phantastischen Richtung der Zeit fortgerissen, bedrängte ihn so lange, bis er das Friedensgelöbnis beschwören ließ. Ja die Geistlichkeit begnügte sich nicht mit dem bloßen Friedensgelöbnis, sie bildete sogar Waffenbrüderschaften, worin jeder eidlich sich verpflichten mußte, gegen alle Friedensstörer mit dem Schwerte zu Felde zu ziehen und namentlich der Kirche und ihren Dienern den nachdrücklichsten Schutz zu gewähren. Priester sollten mit der heiligen Fahne dem Volke voranziehen (1038).

Der Gottesfriede. Aber dieser gewaltsame Friedenszwang führte neue Störungen und Ausschweifungen herbei. Was vermochten fanatisierte Scharen gegen die schwergerüsteten, kampfgeübten Barone? Sollte die Friedensidee Segen bringen, so bedurfte sie einer solideren Grundlage, frei von Schwärmerei und Unnatur. So kam denn endlich im Jahre 1041 der eigentliche Gottesfrieden (die Treuga Dei) zustande, hauptsächlich durch die Thätigkeit der Bischöfe von Arles und Avignon und des Abtes Odilo von Clugny. In einem Schreiben wird im Namen des gesamten Klerus von Frankreich unter Androhung kirchlicher und weltlicher Strafen gegen die Übertreter der Gottesfrieden geboten, welcher darin besteht, „daß von der Abendstunde des vierten Wochentages an unter allen Christen, Freunden und Feinden, Nachbarn und Fremden, ein heiliger unverletzlicher Friede herrscht bis zum zweiten Wochentage, d. h. bis zum Sonnenaufgang am Dienstag, so daß jedermann zu jeder Stunde in diesen vier Tagen und Nächten vollkommene Sicherheit genießt und frei von jeglicher Furcht vor seinen Feinden unter dem Schutz des göttlichen Friedens thun kann, was ihm gelegen ist". Dieser von frommen Mänern gepredigte und von dem bedrängten Volk freudig begrüßte Frieden fand in Frankreich bald allgemeine Geltung und wurde in der Folge auf zahlreichen Konzilien erneut und mehr ausgebildet. Bald wurde die Heiligkeit des Friedens, das Verbot aller Handlungen der Rache und Selbsthilfe, auch auf die Adventszeit und die hohen Kirchenfeste ausgedehnt und übte auf die Entwickelung der Lebensverhältnisse in Frankreich den wohlthätigsten Einfluß. Nicht allein, daß er die heiligen Stätten und alle, welche bei denselben Schutz suchten, unter besondere Obhut stellte, daß er die Gewaltthaten, denen die unteren Volksklassen, die Witwen und Waisen, die Wehrlosen und Fremdlinge, ausgesetzt waren, beschränkte, er begann auch das kriegerische Leben des Adels überhaupt in Zucht und Ordnung zu nehmen. „Die Treuga Dei war ein glänzender Sieg der Ordnungsbestrebungen des Klerus über das unbändige Waffenleben des Adels. Unter den Nachwirkungen dieses Sieges hat sich dann das eigentümliche französische Rittertum mit seinen edleren und feineren Formen entwickelt, ist der Ritterstand als eine geschlossene Genossenschaft mit fester Gliederung unter nachweislicher Einwirkung der geistlichen Hierarchie entstanden."

Von Frankreich fand der heilige Gottesfriede Eingang in Deutschland und Italien, in Spanien und England. Heinrich III. beförderte das Streben der französischen Geistlichkeit durch das Friedensgebot in Konstanz (1043); doch gebührt dem Erzbischof Sigiwin von Köln das Verdienst, den Gottesfrieden in Deutschland begründet zu haben, und zwar im Jahre 1083. Nach seiner Verfügung, die bald in Lüttich, Münster und andern Gebieten nachgeahmt wurde, sollte nicht bloß in den drei Tagen der Woche (Freitag, Sonnabend, Sonntag), sondern auch vom ersten Tage der Adventszeit bis nach Weihnachten und vom Beginne der Fasten bis acht Tage nach Pfingsten niemand Waffen tragen und Gewaltthaten verüben. Kirchliche und weltliche Strafbestimmungen sollten dem heiligen Gebote Nachdruck verleihen. Zwar ist das Institut nicht, wie früher geglaubt wurde, unter die Reichsgesetze aufgenommen worden; aber die fränkischen Kaiser haben dasselbe doch nach besten Kräften gefördert, wenn schon die Bischöfe wie die Urheber so die eigentlichen Hüter des Friedensgebotes gewesen zu sein scheinen. In England und Unteritalien wurde der „Friede Gottes" hauptsächlich unter dem Schutz der

normännischen Fürsten begründet. Eine allgemeine Bedeutung aber erhielt die Treuga Dei, als das Oberhaupt der abendländischen Kirche sie für die ganze Christenheit als bindend aufstellte. Dies geschah zuerst durch Urban II. auf derselben Kirchenversammlung in Clermont, auf welcher der erste Kreuzzug beschlossen ward. Die ganze christliche Welt sollte durch das Band des Friedens und der Versöhnung verbunden werden, um als ein geschlossenes Ganze gegen die Ungläubigen in den heiligen Kampf zu ziehen. Etwa drei Jahrzehnte später wurde der Gottesfriede, nachdem er noch auf einigen Konzilien wiederholt worden war, in das kanonische Recht als allgemeines Kirchengebot aufgenommen und im Jahre 1179 von Alexander III. noch einmal in seinem ganzen Umfange bestätigt. Aber um diese Zeit hatte er bereits aufgehört, allgemeine Gültigkeit zu haben. Die Rechtsanschauungen hatten unter den neuen Zeitideen eine andere Gestalt angenommen; die Treuga Dei, die im elften Jahrhundert als letztes Rettungsmittel in Not und Bedrängnis, als einzige Schutzwehr gegen einen Zustand wilder Anarchie von den hilfebedürftigen Völkern mit Begierde ergriffen worden, war am Ende des zwölften Jahrhunderts bereits eine veraltete Einrichtung, die nur noch eine historische Bedeutung besaß. Andere kräftigere Friedensinstitute waren ins Leben getreten; die Waffenruhe von einigen Tagen und bestimmten heil. Zeiten sollte durch einen allgemeinen dauernden, durch einen ewigen Frieden ersetzt werden. In diesem Streben trafen die weltlichen Machthaber mit der Theokratie des Papsttums zusammen. Aber indem die Bestimmungen der Treuga in die neuen Friedensordnungen und Rechtsinstitute aufgenommen wurden, behielten sie auch noch später ihre Geltung. Noch im Sachsenspiegel werden gewisse Tage und Zeiten aufgeführt, die für alle Menschen Tage des Friedens sein sollten. Jemehr aber unter den Einflüssen des Faustrechts die Gemüter verwilderten, desto unzulänglicher waren die kirchlichen Friedensgebote; daher in den späteren Reichsfriedensgesetzen zur Unterdrückung des Fehdewesens derselben keine Erwähnung geschieht.

Heinrichs Friedensgebot.

Nicht jenem weltlichen Treiben der Aquitanier also, das sich in leichtfertigen Scherzen, Spielen und Gedichten kundgab, öffnete sich das Herz des Königs und seiner hochsinnigen Gemahlin, sondern dem religiösen Ernst der Ordensbrüder von Clugny und den Friedensbestrebungen der aquitanischen Geistlichkeit. Schon als Heinrich nach dem zweiten ungarischen Feldzuge über Alemannien nach dem südöstlichen Gallien zog, um in Besançon die langumworbene Braut in Empfang zu nehmen und zur Hochzeit nach Ingelheim und zur Krönung nach Mainz zu führen, wohnte er in Konstanz einer Synode der Bischöfe bei. 1043.
Drei Tage nahm er an den Verhandlungen lebhaften Anteil, am vierten aber, dem Vorabend vor Gründonnerstag, an welchem herkömmlich der Ablaß verkündigt ward, trat er mit dem Bischof der Stadt gemeinschaftlich vor den Altar, ermahnte mit der ihm eigenen Beredsamkeit zur Wahrung eines unverbrüchlichen Friedens und schloß seinen Vortrag damit, daß er selbst allen seinen Beleidigern Verzeihung gelobte und die Anwesenden teils durch Bitten, teils durch Drohungen bewog, seinem Beispiele zu folgen. Ähnliches geschah gleich nach seiner Vermählung in Trier. Darauf ließ er ein königliches Gebot durch das ganze Reich diesseit und jenseit der Alpen ergehen, daß jedermann Frieden bewahren und sich aller Fehden enthalten sollte. Bezweckte auch das Konstanzer Friedensedikt nicht die Einführung der kurz zuvor von dem französischen Klerus vereinbarten Treuga Dei, wie vielfach behauptet worden, son-

dern die Aufrichtung eines allgemeinen Reichs- und Landfriedens, „wie er in Deutschland seit Jahrhunderten unerhört war", so ist doch nicht zu verkennen, daß Heinrich dabei die Bestrebungen der französischen Geistlichkeit, insbesondere der Cluniacenser, vor Augen hatte. Ein Herrscher von solcher Machtfülle wie Heinrich III. bedurfte zur Aufrechterhaltung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit nicht einer kirchlichen Institution, die ihre Entstehung und Verbreitung hauptsächlich der königlichen Ohnmacht verdankte, die nur ein Notbehelf für den mangelhaften Rechtsschutz durch die weltliche Obrigkeit war. Erst als unter seinem Nachfolger in Deutschland eine ähnliche Zerrüttung eintrat, wie sie schon lange in Frankreich bestanden, griff man bei der Unzulänglichkeit der weltlichen Gesetze nach dem Gottesfrieden als einem wenn auch schwachen Rettungsanker in stürmischen Wogen. Aber die allgemeine Sehnsucht der damaligen Menschheit nach dem „Frieden Gottes auf Erden", die in der von den Cluniacensern geweckten religiösen Vertiefung und in dem lebendigen Gefühle der Sündhaftigkeit und Bußfertigkeit ihre Quelle hatte, und die auch in Deutschland durch vorausgegangene Mangeljahre gesteigert worden war, gab zu der gesamten Friedensbewegung den kräftigsten Impuls.

Wirkung des Friedensedikts in der Lombardei.

Wo die kirchlichen Gebote nicht mächtig genug wirkten, da verlieh der starke Arm des Königs den Friedensgesetzen Nachdruck. So in der Lombardei, wo um diese Zeit ein heftiger Krieg zwischen dem adligen Ritterstand und der von dem Erzbischof Aribert gegründeten freien und wehrhaften Bürgerschaft von Mailand ausgebrochen war. Die Bürgerschaft, an deren Spitze ein Ritter, Namens Lanzo, der sich von seinen Standesgenossen getrennt hatte, als Führer getreten war, trug den Sieg davon und trieb ihre Gegner aus der Stadt. Diese riefen darauf den gesamten Landadel, die Valvassoren, unter die Waffen und belagerten Mailand. Schon dauerte der Krieg ins dritte Jahr, als das Friedensgebot des Kaisers den Feindseligkeiten ein Ziel setzte. Es kam ein Vergleich zustande, durch den, wie es scheint, den Bürgern Teilnahme an dem Regiment der Stadt eingeräumt wurde. Erzbischof Aribert, der während dieser Vorgänge Mailand verlassen hatte, um nicht in den Kampf verflochten zu werden, kehrte nun zurück und starb bald darauf (16. Jan. 1045). Sein Nachfolger wurde Guido, ein dem König ergebener Kleriker von niederer Geburt.

Simonie und Verfall der Kirchenzucht.

Wie König Heinrich den Friedensgedanken des Ordens von Clugny durch die Verkündigung eines allgemeinen Landfriedens förderte, so unterstützte er auch die auf Reinigung der Kirche, auf Erweckung religiösen Sinnes und auf Besserung des Wandels gerichteten Reformbestrebungen desselben. Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, welche Verbreitung damals die Unsitte des Pfründenwuchers erlangt hatte; nicht nur, daß die Könige und Kaiser Bistümer und Abteien meistens solchen Klerikern verliehen, die ihren Interessen dienten, daß die Sitte der freiwilligen Gaben und Geschenke, welche alle, die bei Hofe erschienen, darzubringen pflegten, von den Bewerbern um Bistümer und geistliche Stellen benutzt wurde, um die Belehnung mit Ring und Stab für hohe Geldsummen zu erkaufen, daß die Übertragung von kirchlichen Ämtern und Wür-

den häufig mit Abtretung geistlicher Güter und Einkünfte verbunden war, die Erzbischöfe und Bischöfe ahmten das von Kaiser und Papst gegebene Beispiel nach, indem auch sie die ihnen untergeordneten Stellen und Pfründen an die Meistbietenden vergaben und sich dadurch für die eigenen Opfer schadlos hielten. Die Kirche hatte dieses Wuchern mit Kirchenämtern, dieses Kaufen und Verkaufen geistlicher Ämter und Würden mit dem Namen „Simonie" belegt und als Sünde mit schweren Strafen bedroht; aber nirgends wurde diese schamloser geübt als in der heiligen Stadt, wo das kirchliche Oberhaupt seinen Sitz hatte, nirgends wurde der Tempel des Herrn mehr zu einem Kaufhaus entweiht als in Rom und in ganz Italien. Der Pfründenverkauf und Stellenhandel war die einträglichste Einnahmsquelle. Daß unter solchen Umständen der geistliche Stand an Achtung und Würde verlor, war unvermeidlich. Die hohen Prälaten unterschieden sich in ihrem äußern Leben wenig von dem weltlichen Herrenstand. Bischöfe und Äbte zogen in voller Rüstung an der Spitze ihrer Vasallen ins Feld und verteidigten ihre Burgen mit Speer und Schwert; sie ergötzten sich an der Jagd und Falknerei, sie erschienen bei Hof und bei öffentlichen Feierlichkeiten mit glänzendem Gefolge von Rittern und Dienstleuten, sie zeigten mehr Sinn für die Genüsse der Tafel und die Freuden der Welt als für wissenschaftliche Studien. Die Klosterzucht wurde immer schlaffer; die Mönche ergaben sich dem Wohlleben in gemächlicher Behaglichkeit, und wenn einzelne Vorsteher, wie der Abt Richard von St. Victorin in Verdun oder Poppo, Abt von Stablo und S. Maximin in Trier, mit Reformen einschreiten wollten, stand die ganze Brüderschaft wider sie auf und trachtete ihnen wohl gar nach dem Leben. In der Lombardei und andern Ländern lebten noch viele Priester, namentlich die Landgeistlichkeit, im Stande der Ehe, die trotz mancher Kirchenverbote durch Sitte und weltliches Gesetz gestattet war, und wo sich auch der niedere Klerus der Ehe enthielt, entschädigte er sich durch Beischläferinnen. Mochte auch die Kirche und besonders die Kongregation von Clugny die fleischlichen Sünden und Vergehen des Klerus gegen die Gesetze des Cölibats und der Keuschheit, die man als „Nikolaitismus" bezeichnete, in ähnlicher Weise verdammen, wie die Simonie, solange der Papst und seine Gesellen und Verwandten, die Grafen von Tuskulum, sich ohne Scheu allen Lastern hingaben, solange Rom eine „Mördergrube" war, wo Unzucht, Raub und Totschlag geübt wurden, konnte keine ernstliche Reform erzielt werden. Die Kirche bedurfte einer durchgreifenden Besserung an Haupt und Gliedern.

Heinrichs Sorge für Kirchenreform.

Diese zu bewirken unterstützte Heinrich angelegentlichst die Absichten der Cluniacenser. Es lag ein Zug von schwärmerischer Frömmigkeit, von asketischer Strenge in seinem Wesen. Er unterwarf sich den strengsten Büßungen; er ließ sich, nach der damals aufkommenden Sitte, den Rücken geißeln; oft sah man ihn barfuß und in härenem Gewande an der Spitze seiner Heere Dankgebete verrichten; ehe er sich in feierlichem Schmuck, die Krone auf dem

Haupte und mit den Zeichen der Herrschaft angethan, öffentlich zeigte, suchte er durch Handlungen der Demut und Bußfertigkeit sein Herz vor Hoffart und Eitelkeit zu schützen. Einem Fürsten von solcher Gesinnung mußte der Verkauf der geistlichen Stellen als der Hauptschaden, als die klaffende Wunde der Kirche erscheinen. Der Geschichtschreiber des Klosters Clugny erzählt, daß der König einst (im Jahre 1044 oder 1045) die Bischöfe des Reiches versammelt und sie mit strengen Reden gescholten habe, daß sie uneingedenk der Worte des Evangeliums (Matth. 10, 8) „umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebet es auch!" sich aus Geiz und Habsucht durch Simonie befleckt hätten. Dann, als sie erschrocken und Absetzung fürchtend um Gnade gefleht, habe er sie mit den Worten entlassen: „Gehet hin, und was ihr auf unerlaubte Art empfangen habt, das wendet gut an!" Zugleich habe er die Versammlung ersucht, für die Seele seines Vaters zu beten, der sich derselben Sünde schuldig gemacht. Nachdem er schließlich noch das Versprechen gegeben, daß, wie ihm Gott die Krone des Reichs aus bloßem Erbarmen unentgeltlich verliehen, er auch alles, was die Religion angehe, unentgeltlich erteilen werde, und ihnen befohlen, das Gleiche zu thun, sei ein Gebot erlassen worden, daß fortan kein Kirchenamt oder geistliche Würde für Geld vergeben werden sollte; wer dawider handle, sollte seine Stelle verlieren und unter den Fluch der Kirche fallen. Was Heinrich hier gelobt, hat er gewissenhaft gehalten. Wie eigenmächtig und unumschränkt er auch über die Bischofstühle und Kirchenämter verfügte, wie sehr er das von seinen Vorgängern geübte Recht der Investitur in vollem Umfange behauptete und anwendete, wie wenig er sich die Gelegenheit entgehen ließ, durch Beförderung seiner Kapläne und anderer ergebener Geistlichen auf die erledigten Bischofstühle zuverlässige Stützen seiner Herrschaft zu gewinnen, so hat er doch nie sich durch den Verkauf geistlicher Pfründen und Ämter bereichert, nie seine Hände durch Simonie befleckt.

Charakter und Ziele.

„Heinrich gab ein im Mittelalter seltenes Beispiel echter, nicht aus Geistesschwäche entsprungener Frömmigkeit auf dem Thron," bemerkt Stenzel, „ohne zu vergessen, was er sich und seinem Stande schuldig war, ohne der Geistlichen Diener und Werkzeug zu werden, über deren Fürsten er als König, als Kaiser sich stolz erhob, während er herablassend und gütig gegen Geringere war. Für die Bedürfnisse und den Unterhalt der Kirche trug er die thätigste Sorge; würdige Geistliche unterstützte er in ihren Bemühungen um Hebung der Kirchenzucht und beehrte sie mit seiner Achtung und Freundschaft." Aber keinem Sterblichen gestattete er einen vorwiegenden Einfluß auf die Regierung. Er war Selbstherrscher; seine Umgebung, alle weltlichen und geistlichen Gewalten dienten ihm nur als Werkzeuge zur Ausführung seiner Pläne und Entwürfe, seiner weltbeherrschenden Ideen, die darauf hinausliefen: „das ganze Abendland unter sein Zepter zu beugen, die lateinische Christenheit rings zu umfrieden, eine allgemeine Reformation der Kirche durchzuführen, unter dem Schutz des Kaisertums staatliches und geistliches Recht zur Geltung zu bringen".

Verhältnis zu Frankreich.

Der König von Frankreich, der sein oberherrliches Ansehen nur mit Mühe gegen mächtige Vasallen aufrecht erhielt, mochte mit Besorgnis auf Heinrichs Vermählung mit Agnes von Poitiers blicken. Wurde doch dadurch sein kleines

Königreich, das schon im Osten und Norden vom Reiche umschlossen war, nun auch noch im Süden durch den mächtigen Einfluß desselben nahe berührt. Leicht konnte bei irgend einem Konflikt die Oberhoheit des Reiches auch über Paris ausgedehnt werden, wie sie in Burgund, Lothringen und Flandern bestand, wie sie von Ungarn, Böhmen und Polen anerkannt war. Und es ist kaum zu zweifeln, daß Heinrich selbst sich mit der Idee getragen habe, den französischen König in ein solches Abhängigkeitsverhältnis zu bringen, nicht durch Waffengewalt, sondern durch die unwiderstehlichen Wirkungen einer weltbeherrschenden Großmacht und durch die stillen Eroberungen der kirchlichen Institutionen, die er unter seinen Schutz genommen. Die Klosterbrüder des Cluniacenserordens, die in Heinrich ihren Beschützer verehrten, dessen Bestrebungen mit den ihrigen zusammengingen, dienten ihrer eigenen Sache, wenn sie seine weltbeherrschenden Ideen förderten; und indem Heinrich die Friedensbestrebungen des französischen Klerus unter den Schirm des Reiches stellte und dem „Gottesfrieden" durch seine Gebote Geltung und Verbreitung verschaffte, förderte er zugleich die Jurisdiktion des Reichs, machte er zugleich das deutsche Kaisertum zur Schutzmacht des Weltfriedens, zum Schiedsrichter über alle Fehden und Rechtshändel. Eine solche Machtstellung des deutschen Reichsoberhaupts bewirkte notwendig das allmähliche Eintreten der kleineren Könige und Dynasten in ein Abhängigkeitsverhältnis, wenn der naturgemäße Entwickelungsgang keine äußeren Störungen erfuhr. Aber die unfügsame Natur der fürstlichen Gewalthaber und Heinrichs gebieterisches Wesen schufen Verhältnisse, welche die Durchführung der weltbeherrschenden Pläne hemmten und durchkreuzten und den französischen König vor dem drohenden Schicksal der Unterordnung bewahrten.

Kaiser Konrad hatte die früher getrennten Herzogtümer Ober- und Nieder- Heinrich und Gottfried von Lothringen. 1044. 1045.
lothringen in der Hand des tapfern Gozelo vereinigt und sich dadurch in einem Lande, das von jeher nur locker an das Reich geknüpft war, einen treuen und zuverlässigen Anhänger gewonnen. Es war daher ein unglücklicher Gedanke, daß bei dem Tode desselben König Heinrich wieder eine Teilung vornahm, indem er auf einem Reichstag in Nimwegen Ober-Lothringen dem älteren Sohne 1044.
Gottfried „dem Bärtigen", einem ehrgeizigen und kühnen Degen, übertrug, mit Nieder-Lothringen aber den jüngeren Sohn, Gozelo, den die Zeitgenossen den „Feigen" nannten, belehnte. Durch dieses Verfahren wurde Gottfried, der das ganze Erbe in Anspruch nahm, schwer gekränkt. Er hatte bisher, wie sein Vater, treu zum Herrscherhause gehalten; seinem tapfern Arm war Odo von Champagne erlegen, als er nach der lombardischen Krone greifen wollte; er fühlte die Kraft und Fähigkeit in sich, das ganze Gebiet zu regieren und zu schützen, während sein Bruder aller kriegerischen Tugenden entbehrte. Mochte Heinrich durch den Wunsch des verstorbenen Herzogs zu der Teilung bewogen worden sein oder von dem Glauben, daß bei einer Doppelherrschaft sein oberherrliches Regiment besser gewahrt sei, jedenfalls war es ein großes Mißgeschick, daß dadurch ein Fürsten-

geschlecht, das bisher treu zu Kaiser und Reich gehalten und die Anschläge Frankreichs auf das lothringische Land mit scharfen Waffen zurückgewiesen hatte, in eine feindselige Stellung gegen den deutschen Herrscher gedrängt ward. Gottfried legte Einsprache ein; als aber der König bei seinem Vorhaben beharrte, beschloß der Herzog mit dem Schwerte zu gewinnen, was man seinen Vorstellungen und Verdiensten versagte. Er knüpfte Verbindungen an mit dem französischen König und mit einigen burgundischen Fürsten und erhob dann die Fahne des Aufruhrs. Verheerend drang er bis an den Rhein, während seine südlichen Bundesgenossen wider die Grafen von Mömpelgard und Genf zum Kampf auszogen.
Jan. 1045. Aber ein kurzer Winterfeldzug genügte, den Aufstand niederzuschlagen. Als die Burg Böckelheim bei Kreuznach in Heinrichs Gewalt geraten und die burgundischen Grafen zur Ergebung gezwungen waren, beschloß Gottfried sich in die Umstände zu fügen und bessere Zeiten abzuwarten. Er unterwarf sich dem König und wurde, als ein Fürstentag ihn des Abfalls und Verrats für schuldig erkannte, auf die Feste Giebichenstein am steilen Ufer der Saale in Haft gebracht.

Versöhnung und neuer Zwist. Einige Zeit nachher wurde Gozelo das Opfer einer Seuche, welche damals mit Hungersnot und Feuersbrünsten im Bunde das nördliche und westliche Deutschland schwer heimsuchte. Diesen Augenblick benutzte Gottfried, um des Königs Gnade anzu-
1046. rufen. Er warf sich im Mai demselben in Aachen zu Füßen und flehte um Verzeihung. Heinrich versöhnte sich mit ihm und belehnte ihn aufs neue mit Ober-Lothringen. Dies genügte aber dem stolzen Herzog auch jetzt noch nicht. Er hatte sich nur deshalb der Demütigung unterzogen und sich den Schein der Reue gegeben, weil er gehofft hatte, dadurch das ganze väterliche Erbe zu gewinnen. Als er aber nun erleben mußte, daß der König einem Gliede des gegnerischen Hauses Luxemburg, Friedrich, einem Bruder Heinrichs von Bayern (S. 208), das Teilherzogtum Nieder-Lothringen verlieh und die Grafenwürde von Verdun, die seine Vorfahren seit langen Jahren besessen, dem Bischof dieser Stadt zuteilte, da sann Gottfried abermals auf Abfall und Empörung. Heinrichs Romfahrt bot ihm dazu eine günstige Gelegenheit.

d. Heinrichs III. Machtstellung und Ausgang.

1. Das kaiserliche Regiment auf seiner Höhe.

Zustände in Rom. Schon lange hegte Heinrich III. den Wunsch, nach Italien zu ziehen und in Rom sein Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken. Aber die kriegerischen Vorgänge im Reich und an den Grenzmarken hatten das bisher unmöglich gemacht. Er mußte die Klagen unerhört lassen, die ihm über den argen Verfall christlicher Sitte und christlichen Lebens in der ganzen Halbinsel und insbesondere in der Stadt des heiligen Petrus zukamen. Während die Klosterbrüder von Clugny und die Einsiedlermönche von Camaldoli mit scharfen Bußpredigten und Weckerufen an die Gemüter der Menschen pochten und den Klerus zum Bewußtsein seiner Bestimmung zu erheben suchten, setzte Benedikt IX. sein Schandleben

fort, und die kleinen Feudalherren, die als Vasallen des Papstes oder seines Hauses die Burgen und Kastelle des Kirchenstaats innehatten, begingen die ärgsten Frevelthaten. Alles Recht hörte auf; die Pilger wurden auf dem Wege nach den heiligen Stätten überfallen und beraubt, Meuchelmord machte die Straßen unsicher; selbst in St. Peter drangen römische Adlige, um mit gezückten Schwertern die Gaben fortzuraffen, die fromme Hände auf den Altar gelegt. Da erhob sich endlich das römische Volk und nötigte den unwürdigen Januar 1044. Oberpriester zur Flucht in die Leostadt jenseit des Tiber, deren Bevölkerung an dem Aufstande nicht teilgenommen. Zu seiner Unterstützung eilten die ihm verwandten oder verbundenen Edelleute der Campagna herbei, auch fernerstehende, wie Graf Girardus, der Sohn des Rainerius, mit dem Beinamen de Saxa, ergriff seine Partei. Mit den Transtiberinern vereint lieferten sie den Römern am 7. Januar 1044 ein glückliches Treffen. Dennoch beharrten diese im Widerstande, ja sie wählten im Februar den Bischof Johannes von Sabina, einen reichen, viel Geld spendenden Prälaten als Silvester III. zum Papst. Aber auch seiner waren sie nach einigen Wochen überdrüssig: sie versöhnten sich mit Benedikt, der nun in die Stadt zurückkehrte und auch dem Gegenpapst Verzeihung gewährte. 10. April 1044. Doch hatten diese Vorgänge auf Benedikt IX. einen tiefen Eindruck gemacht, und das Gefühl dauernder Unsicherheit erzeugte in ihm den Wunsch, sich der Tiara zu entledigen. Er that dazu einen Schritt, der einzig dasteht in der Geschichte des Papsttums: er schloß nämlich mit dem Erzpriester Johannes Gratianus vom Stifte St. Johannes an der Porta Latina einen Vertrag, nach welchem er am 1. Mai 1045 gegen eine hohe Geldsumme diesem das Papsttum abtrat. Diese offenbare Simonie fand aber, da es das Papsttum den Händen eines Verbrechers zu entreißen galt, selbst vom Leiter der streng kirchlichen Partei laute Billigung: der eifrige Petrus Damiani begrüßte die Erhebung des neuen Kirchenfürsten Gregors VI. als den Beginn einer besseren Zeit und meinte, „daß die Taube mit dem Ölzweig endlich in die Arche zurückgekehrt sei". Ein junger Mönch, **Hildebrand**, Sohn eines Bauern aus Toscana, der zu großen Dingen bestimmt war, wurde der Kaplan Gregors VI. Auch war Gregor VI. während seines zweijährigen Pontifikats eifrig bemüht, die schreiendsten Übelstände zu beseitigen; aber seine Kräfte reichten nicht hin, die Kirche aus ihrer Versunkenheit, die Stadt Rom aus ihrem Ruin zu erretten. Sein Ansehen schwand vollends dahin, als Benedikt IX. seine Entsagung zurücknahm und mit Hilfe der Tuskulaner sich wieder in Rom festsetzte. Dabei führte auch Silvester III. im Sabinerland seinen Titel fort. Die Anarchie und Zerrüttung waren auf dem Gipfel. Ein allgemeines Ärgernis ging durch die Welt; aller Blicke richteten sich auf Heinrich III., den gottesfürchtigen und mächtigen König, damit er die Kirche aus dem Pfuhl der Sünde und des Lasters errette. Der Archidiakon Petrus lud alle Kleriker und Laien, die noch Sinn für die Ehre und Wohlfahrt der Kirche hatten, zu einer Versammlung; und als diese die Herbeirufung

Heinrichs beschloß, eilte er über die Alpen, um den deutschen König fußfällig zu bitten, diesem Beschluß Folge zu leisten.

Heinrichs Romfahrt und Kaiserkrönung. 1046.

Heinrich, obgleich er eben durch neue Verwickelungen in Ungarn in Anspruch genommen war, sah in dem Ruf eine himmlische Mahnung, das Werk der Kirchenverbesserung in die Hand zu nehmen. Im Herbst 1046 überstieg er mit einem deutschen Heer den Brenner, hielt in Pavia eine große Synode, auf der er sich scharf gegen die Simonie aussprach, und ging, nachdem er in Piacenza eine Zusammenkunft mit Gregor VI. gehabt, in den Kirchenstaat. (20. Dez. 1046.) In Sutri wurde unter dem Schutze deutscher Lanzen eine Kirchenversammlung abgehalten. Diese befaßte sich zuerst mit der Sache Silvesters III., der sich in Person gestellt hatte. Er wurde wegen Simonie des Pontifikats entsetzt und für den Rest seiner Tage zur Klosterhaft verdammt. Darauf berichtete Gregor VI. wahrheitsgetreu über den Hergang bei seiner Wahl, und als die Versammlung ihm schließlich selbst das Urteil anheimstellte, erklärte er, daß er der Simonie schuldig und deshalb unwürdig sei, der Nachfolger des heiligen Petrus zu sein. Die anwesenden Bischöfe stimmten dem Urteile bei, worauf Gregor die Insignien (22. Dez.) ablegte und seiner Stelle entsagte. Von Sutri zog der König nach Rom, dessen Thore sich ihm sogleich öffneten, denn Benedikt war in Tuskulum und seine (23.–25. Dez.) Brüder wagten keinen Widerstand. Alsbald trat nun in St. Peter eine neue Synode zusammen, welche auch Benedikt IX. entsetzte. Dann schritt man zur Neuwahl, die, wenn lediglich der Wille des Königs den Ausschlag gegeben hätte, auf Adalbert, den Erzbischof von Hamburg und Bremen, gefallen wäre. Auf dessen entschiedene Weigerung aber, sein blühendes Erzstift mit dem verfallenen Pontifikat zu vertauschen, nahm der König von seiner Erhebung Abstand und bezeichnete nun auf Adalberts Empfehlung dessen langjährigen Freund, Bischof Suidger von Bamberg, als den Mann seiner Wahl: in der zweiten Sitzung der Synode erhielt dieser alle übrigen Stimmen und bestieg, freilich auch nur widerstrebend, den päpstlichen Stuhl. Er wurde am Weihnachtstage unter dem Namen Clemens II. in der Peterskirche geweiht und vollzog dann sogleich an Heinrich und Agnes die Kaiserkrönung. Als so der deutsche König Heinrich III. von dem deutschen Bischof, den er zum Oberhaupte der Kirche erhoben, in St. Peters Dome mit dem Imperatorenschmuck geziert ward, stand das römisch-deutsche Kaisertum auf dem Höhepunkt seiner Macht und Herrlichkeit. Kirche und Staat gehorchten demselben Gebote; das geistliche und weltliche Regiment lag in Heinrichs Händen. Und unter dem überwältigenden Eindruck dieser Thatsache veranlaßten die Römer, angeblich ganz aus freien Stücken, Heinrich sich zu ihrem Patrizius zu erklären und übertrugen ihm zugleich das wichtige Vorrecht, in Zukunft bei der Papstwahl den Prinzipat auszuüben, d. h. nicht bloß die erste, sondern auch die entscheidende Stimme zu führen. Damit wurde dem deutschen Herrscher thatsächlich die freie Verfügung über den Stuhl Petri zugestanden. Als Heinrich die Insignien der patrizischen Gewalt, das grüne Gewand, den

Fingerring und die goldene Stirnbinde anlegte, wurde aufs neue feierlich anerkannt, daß in Zukunft kein Papst ohne den Willen des Kaisers gewählt und geweiht werden sollte.

Die Kirche von den herrschenden Mißbräuchen zu reinigen und Recht und Ordnung herzustellen, hielt Clemens II. im Januar eine Synode, die durchgreifende Beschlüsse gegen Simonie faßte und jeden Verkauf einer geistlichen Würde oder Weihe mit dem Fluche der Kirche bedrohte; bei der Besetzung mehrerer erledigten Bischofsitze in Deutschland und Italien fiel, wie in Ravenna, die Wahl größtenteils auf deutsche Geistliche aus der Umgebung des Kaisers. Heinrich unterwarf auf einem kurzen Feldzug die Grafen von Tuskulum, durchzog dann in Gesellschaft des Papstes Unteritalien, wo er den treuen Waimar von Salerno in seinen kampanischen Besitzungen bestätigte, den Normannenfürsten Drogo mit der Grafschaft Apulien belehnte und ihn das widerspenstige Benevent zu züchtigen beauftragte, und kehrte über Ravenna, Mantua und Verona nach Deutschland zurück, um seine Waffen gegen Gottfried von Lothringen zu kehren. Mit sich führte er als Staatsgefangenen den abgesetzten Papst Gregor VI., der im folgenden Jahre in Köln starb.

Kirchenbeschlüsse. Heinrich in Unteritalien. 1047.

Zu der Zeit, da Heinrich III. dem Ziele seines Lebens, der Begründung eines das gesamte christliche Abendland umfassenden Universalreiches näher war als je, erfuhr er von zwei Seiten, in Ungarn und in Lothringen, einen unerwarteten Widerstand. Die Magyaren ertrugen den venetianischen König Peter, der die Unabhängigkeit des Landes dem deutschen Beschützer geopfert, nur mit Widerwillen. Noch war bei ihnen die Liebe zur Freiheit und zu dem Glauben der heidnischen Vorfahren nicht erloschen. Sie riefen den flüchtigen Andreas vom Stamme Arpads aus Polen herbei und erhoben sich unter seiner Führung wider den König und seine christlichen Freunde. Nach einem vergeblichen Fluchtversuch wurde Peter als Gefangener nach Stuhlweißenburg geführt, des Augenlichts beraubt und dann mit seiner Gemahlin weit nach dem Innern des Landes verbannt, wo er noch zehn Jahre ein elendes Leben führte. In Fünfkirchen soll er begraben sein. Nun wurde das Heidentum wieder aufgerichtet und alles Christliche mit blinder Wut verfolgt. Manche dachten an eine Erneuerung der alten Raubzüge, und einer der Häuplinge fing an „nach Heidenweise den Kopf zu scheren, den Dämonen zu opfern, Pferdefleisch zu essen und andere schlechte und ungeheure Thaten zu thun“. Die Kunde von diesen Vorgängen erhielt Heinrich in Italien. Bald aber erschien vor ihm ein Gesandter von Andreas mit Geschenken und Ergebenheitsversicherungen. Denn Andreas hatte bald eingesehen, daß die Ungarn nur auf der von König Stephan betretenen Bahn zu dem Range einer gesitteten Nation sich erheben könnten, und lenkte daher, sobald der Sturm sich gelegt hatte, in die alten Ordnungen ein. Er ließ sich in Stuhlweißenburg krönen, gebot bei Todesstrafe, die christlichen Satzungen zu halten und erklärte sich bereit, die Hoheit des Reiches anzuerkennen und Tribut zu zahlen. Heinrich hielt mit der Antwort zurück; der ungarische Gesandte wohnte der Kaiserkrönung in Rom bei, ohne unterrichtet zu sein, welche Wege der deutsche

Unruhen in Ungarn. 1046–1048.

1046.

Herrscher einzuschlagen gedächte. Es war wohl anfangs des Kaisers Absicht, die Empörung gegen seinen Schützling Peter und die Ermordung der Bischöfe durch einen Feldzug zu strafen; allein die Nachricht von der neuen Schilderhebung in Lothringen bestimmte ihn, vorerst den Friedenszustand zwischen Deutschland und Ungarn bestehen zu lassen. Erst nach vier Jahren kam es zu neuen Feindseligkeiten, als die Ungarn die neugegründete deutsche Kolonie Haimburg, das Bollwerk des Reiches, angriffen, um die verlornen Länder bis zum Wienerwald wiederzugewinnen.

Bürgerliche Kriege und Bewegungen in Lothringen und anderwärts. 1047–1049.

Inzwischen hatte Gottfried von Lothringen Vorbereitungen getroffen, das väterliche Erbe in seinem ganzen Umfang an sich zu bringen. Der französische König wurde zwar durch die feindselige Haltung mehrerer seiner großen Vasallen gehindert, die zugesagte Hilfe zu leisten; desto nachdrücklicheren Beistand empfing Gottfried von den Grafen von Holland, Flandern und Hennegau und dem fehdesüchtigen lothringischen Adel. Während Dietrich von Holland die Bistümer Utrecht und Lüttich mit Krieg überzog, zerstörte Gottfried die Kaiserburg zu Nimwegen und die Kirche von Verdun nebst einem großen Teile der Stadt und machte durch wilde Verheerungen seinen Namen zum Fluch und Abscheu der Bewohner. „War Heinrich die glänzendste Personifikation der kaiserlichen Idee," bemerkt Giesebrecht, „so stellte sich in Gottfried die ganze Starrheit und zähe Kraft jenes alten Fürstentums dar, welches schon der Begründung des Reichs den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt und es immer von neuem dann in seiner Entwickelung gehindert hatte." Nun entbrannte ein heftiger, wechselvoller Krieg von den Ufern der Mosel bis zu den Gestaden der Nordsee. In den sumpfigen Niederungen des Rheins, der Maas und der Schelde sah man das Reichsbanner wehen. Da aber die kaiserlichen Truppen vor den friesischen Kriegsleuten Dietrichs das schwierige wasserreiche Land räumen mußten und auch Balduin und Gottfried das Feld behaupteten, so regte sich bald allenthalben ein Geist des Widerstandes gegen die kaiserliche Machtherrschaft: die Wirkung der lothringischen Empörung machte sich aller Orten fühlbar. Nicht nur daß in Ungarn und Polen, in Italien und Burgund die nationalen Elemente sich regten, selbst in Sachsen, wo von jeher Abneigung gegen das fränkische Herrscherhaus obgewaltet und das herzogliche Geschlecht der Billunger mit den Stammes- und Volksgenossen durch Herkunft, Geschichte und Tradition aufs innigste verflochten war, trat eine tiefe Verstimmung zu Tage. Herzog Bernhard blickte mit Mißtrauen und Neid auf die Bauwerke Heinrichs III. in Goslar, besonders auf die stolze, feste Kaiserburg, in welcher er einen zu Schutz und Trutz geeigneten Zwinghof argwohnte. Die Erhebung Adalberts, eines ehrgeizigen stolzen Prälaten von vornehmer sächsischer Herkunft, aber dem fränkischen Herrscherhause mit der größten Treue ergeben, zum Erzbischof von Hamburg-Bremen erfüllte den Billunger mit Besorgnis; der neue Oberhirte, der sein Erzstift bald zum Mittelpunkt des kirchlichen Lebens im ganzen Norden machte

Feinde ringsum.

Sachsen.

und die lange unterbrochene Missionsthätigkeit in den Ostseeländern wieder aufnahm, schien als Hüter des Reichs und der kaiserlichen Interessen, als Wächter und Späher des Thuns und Treibens der Herzöge in das sächsische Land gesetzt zu sein.

Als der Kaiser im Juli Sachsen besuchte, ging ihm die Anzeige zu, daß Bern- 1048.
hards Bruder, Thietmar, einen Anschlag auf sein Leben gemacht habe. Der Ankläger bewies die Wahrheit seiner Aussage durch ein Gottesgericht in Pöhlde, in welchem Thietmar seinen Tod fand. Sein Sohn, der den Vater auf grausame Weise rächte, mußte in die Verbannung ziehen.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen handelte Heinrich mit großer Um- Siegreiches Vorgehen des Kaisers. 1049.
sicht und Festigkeit. Während er selbst das Reich nach allen Richtungen durchzog, um persönlich alle feindseligen Regungen im Keime zu ersticken oder rasch wirksame Anordnungen zu treffen, setzten die kaiserlich gesinnten Bischöfe, an ihrer Spitze der energische, wenngleich hochbejahrte Wazo von Lüttich und Graf Adalbert vom Elsenzgau, dem Heinrich an der Stelle des geächteten Gottfried das Herzogtum Ober-Lothringen übertragen, den Krieg gegen die Aufrührer kräftig fort. Auf einer persönlichen Zusammenkunft schloß er mit dem König von Frankreich Frieden und Bündnis und entzog so den Empörern einen mächtigen Rückhalt, dann setzte er sich mit den Königen von Dänemark und England in Verbindung, die ihn gegen Holland und Flandern zur See unterstützten. Endlich rückte er selbst ins Feld, begleitet von dem Bischof von Toul, den er kurz zuvor auf den päpstlichen Stuhl erhoben und der Gottfried mit dem Fluch der Kirche belegte. Nun gewannen die Dinge bald ein anderes Ansehen: Graf Dietrich von Holland erlitt bei Dordrecht gegen die kaiserlichen Vasallen eine Niederlage, in der er selbst das Leben verlor; Gottfried, mit Acht und Bann be- 14. Jan. 1049.
legt, in seinem Gewissen wegen des Kirchenbrandes in Verdun beunruhigt und von dem siegreichen Kaiser bedrängt, gab seine Sache verloren und unterwarf sich in Aachen auf Gnade und Ungnade. Heinrich schenkte ihm das Leben und stellte ihn unter die Aufsicht des Erzbischofs von Trier. Nun suchte Gottfried durch harte Bußübungen und Geißelungen und durch den Wiederaufbau der zerstörten Kathedrale, wobei er selbst Handdienste verrichtete, die Verzeihung der Kirche und den Frieden der Seele wieder zu erlangen. Von allen Seiten bedrängt und durch die Verwüstung seiner Grafschaft erschreckt, flehte nun auch Balduin die Gnade des Kaisers an und stellte Geiseln für seine künftige Treue.

Einen nicht minder rühmlichen Ausgang nahmen die Verwickelungen in Vorgänge in Rom und Italien. 1047—1050.
Italien. Bald nach dem Abzug des Kaisers hatten die Grafen von Tuskulum wieder ihr unruhiges Treiben begonnen, und in Etrurien und Unteritalien suchten sich die Reichsvasallen, Bonifacius und Waimar voran, den Lehnspflichten zu entziehen. Auch in Rom traten neue Schwierigkeiten ein, als Papst Clemens II., der im schönen Italien nie das Bamberger Heimatland vergessen konnte, in der Einsamkeit eines apenninischen Klosters bei Pesaro ver-

9. Okt. 1047. schied und Benedikt IX., der den deutschen Papst durch Gift aus der Welt geschafft haben sollte, nach Rom eilte, um sich des Papsttums wieder zu bemächtigen. Doch schon war eine römische Gesandtschaft auf dem Wege, um von dem Kaiser einen neuen Oberhirten auszubitten. Heinrich ernannte nicht, wie die Bevollmächtigten gewünscht, den der italienischen Sprache kundigen Erzbischof Halinard von Lyon, sondern den Bischof von Brixen, einen frommen Prälaten von bayrischer Herkunft. Unter dem Beistande des tuscischen Markgrafen, der aus Furcht vor Heinrichs Macht seinen Arm zur Vertreibung Benedikts darbot,
17. Juli 1048. zog der neue Papst, Damasus II., in Rom ein. Benedikt begab sich wieder nach Tuskulum. Es ist ungewiß, ob er sein Lasterleben dort fortgesetzt oder seine letzten Jahre als Büßender im Kloster von Grotta ferrata beschlossen. Mit dem Einfluß der Grafen von Tuskulum, welche so lange die weltliche und geistliche Herrschaft über Rom in Händen gehabt, war es nun zu Ende. Aber schon drei
9. Aug. 1048. Wochen nach seiner Einsetzung starb Papst Damasus II. in dem Städtchen Präneste (Palestrina). Abermals wanderte eine römische Gesandtschaft über die Alpen, um aus des Kaisers Hand einen neuen Papst zu empfangen. Da es hieß, auch Damasus sei an Gift gestorben, so begehrte kein Geistlicher aus der Umgebung des Hofes nach der todbringenden Tiara. Endlich ließ sich ein Verwandter des Königshauses, Bischof Bruno von Toul, ein kenntnisreicher, beredter Mann von strengen Sitten und gläubigem Sinn, bereit finden, im Interesse der Kirchenreform, der er sein Leben zu widmen entschlossen war, das gefahrvolle Amt zu übernehmen. Im Februar 1049 sahen die Römer einen Pilger mit dürftigem Geleite barfuß und betend in die Stadt einziehen. Dies war der neue deutsche Papst, der von Klerus und Volk förmlich gewählt, unter
12. Febr. dem Namen Leo IX. den Stuhl Petri bestieg, ein würdiger Kirchenfürst, wie die christliche Welt lange keinen gesehen. In seinem Gefolge befand sich der Mönch Hildebrand, der den abgesetzten Papst Gregor VI. als Kaplan nach Deutschland begleitet hatte, nach dessen Tod in das Kloster von Clugny eingetreten war und nun auf den Wunsch des ihm gewogenen Oberhirten sowie des Abtes Hugo in die Hauptstadt der Christenheit zurückkehrte.

Hildebrand. Hildebrand war auf einem kleinen Landgute Roavacum im Gebiete des toscanischen Städtchens Soana um 1020 in einer Bauernfamilie geboren. Seine Erziehung empfing er bei seinem mütterlichen Oheime, der Abt des Marienklosters am Aventin in Rom war. Hier eignete sich der junge Mönch frühzeitig die strengen reformatorischen Ansichten der Cluniacenser an, die sein späteres Handeln bestimmten, sowie eine schwärmerische Verehrung für die Mutter Gottes. Kaplan Gregors VI. geworden, folgte er diesem in die Gefangenschaft nach Deutschland. Der Aufenthalt an dem Kaiserhofe und in Worms, Mainz, Köln bereicherte seine politische Einsicht und gab ihm einen Begriff von wahrer Macht und Herrschaft; der Aufenthalt in Clugny, der Mutterstätte jener Ideen, die von Jugend auf sein Herz erfüllt hatten, befestigte seinen Charakter und seine Grundsätze. Für Heinrich III. fühlte Hildebrand sein ganzes Leben lang eine tiefe Verehrung. Doch hatte er auch von jeher eine hohe Vorstellung von der Würde

und Macht des Papsttums. Auf seinen Rat soll Brun verlangt haben, daß eine Volkswahl seiner Einsetzung vorausgehe. Nach seiner Erhebung übertrug dann Leo dem Mönch Hildebrand die Leitung der städtischen Angelegenheiten und die Sorge für den päpstlichen Haushalt, und der umsichtigen und sparsamen Verwaltung dieses Mannes, der trotz seiner Mönchskutte große Geschicklichkeit für weltliche Geschäfte und besonders für das Geldwesen an den Tag legte, eine ungemeine Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit entfaltete und auch die Dienste von Wucherern, namentlich eines getauften Juden, Benedikt Christianus, nicht verschmähte, war es zu danken, daß die Staatskasse, die bei Leos Antritt gänzlich entblößt war, bald in guten Stand kam. Unter dem ebenso frommen als thatkräftigen deutschen Papste machte Hildebrand seine Schule für seine künftige Weltstellung.

2. Heinrichs III. letzte Regierungszeit.

Leo IX. und Heinrich III.

Mit Leos Erhebung auf den apostolischen Stuhl erlangte das römisch-deutsche Kaisertum den Höhepunkt seiner Macht. Denn wenn auch der neue Papst durch die Vornahme einer förmlichen Wahl das Pontifikat der unmittelbaren Verfügung des Kaisers wieder entzog, so war er doch durch seine ganze Vergangenheit so sehr an das Kaiserhaus gefesselt und hing mit solcher Verehrung an Heinrich III., daß durch ihn Papsttum und Kaisertum in die engste Verbindung und Wechselbeziehung gesetzt wurden. Durch Gleichheit ihrer Ziele und Bestrebungen, durch Geburt, Verwandtschaft und Interessen waren ihre Träger verbunden. In den Zauberkreis der Cluniacenser gebannt sahen beide die Reinigung der Kirche von den Lastern der Simonie und der Fleischeslust als Hauptaufgabe ihres Lebens an. Wenn Leo durch die Hilfe Heinrichs instandgesetzt ward, den verblichenen Glanz der päpstlichen Krone wieder herzustellen, die heilige Stadt dem Einfluß ränkevoller Adelsfaktionen zu entreißen, die Macht und Oberherrschaft des Stuhles Petri neu zu begründen, die sittliche Erneuung des Klerus durchzuführen, würdige Männer zu den Kirchenämtern zu erheben und Rom zum Mittelpunkt der Reformbewegung, zum Herd des heiligen Feuers zu machen, das sich über das ganze Abendland verbreitete, so steigerte das auch das Ansehen des Kaisers als des Schirmherrn der Kirche und förderte sein Streben, die gesamte abendländische Christenheit unter seinem Zepter zu vereinigen: die Idee einer allgemeinen Kirche unter dem Primat des römischen Oberbischofs bahnte der Aufrichtung eines Weltreichs unter der Hoheit des römisch-deutschen Kaisers den Weg. So sehen wir denn Leo IX. in rastloser Thätigkeit bemüht, die Kirche zu reinigen und zu heben, zugleich aber auch mit geistlichen Mitteln die kaiserliche Macht zu fördern und zu allgemeiner Geltung zu bringen; der Glanz, den er der Tiara verlieh, sollte auf die Kaiserkrone zurückstrahlen.

Charakter und Thätigkeit Leos IX.

Leo war ein Mann von wunderbarer Thätigkeit und Beweglichkeit. Nur einen kleinen Teil des Jahres, besonders die Osterzeit, brachte er in Rom zu. Während der übrigen Zeit durchreiste er Italien, Deutschland, Frankreich, bald als Kirchenfürst in prunkendem Aufzug, bald als Pilger im demütigen Mönchsgewand. Überall hielt er

Kirchenversammlungen ab, bestrafte und ermahnte die Geistlichen, die ihre Hände durch Pfründenwucher befleckt, erließ Verordnungen gegen Priesterehe und Konkubinat, vermehrte die Stätten der Andacht durch Belebung des Reliquiendienstes, durch Heiligsprechungen, durch Beförderung der Wallfahrten. Zugleich war er ein eifriger Hüter dogmatischer Rechtgläubigkeit. Er schärfte die Befolgung der Kirchensatzungen, der Tradition und Glaubenslehren ein; in dem zwischen den französischen Geistlichen Lanfranc und Berengar von Tours ausgebrochenen Streite über die Abendmahlslehre entschied er im Sinne der überlieferten Auffassung gegen den letztern. Kurz, er war unablässig bemüht, durch Wort und That das kirchliche Supremat des Papsttums zu heben, den kanonischen Verordnungen Gehorsam zu verschaffen, den geistlichen Stand sittlich zu bessern und in allen Dingen die strengste Gläubigkeit einzuschärfen. Ein strenger Richter aller Sünden und Vergehen war er doch auch wieder milde und versöhnlich gegen Reumütige und Bußfertige, auch in diesem Stücke dem Kaiser, seinem Verwandten und Freund, ähnlich. Doch verlor Leo IX. die weltlichen Dinge nicht aus dem Auge. Wie er dem Papsttum alle Hoheitsrechte vindizierte, welche die Isidorischen Dekretalen demselben beilegten, so nahm er auch alle Besitzungen in Anspruch, die dem apostolischen Stuhle in echten oder gefälschten Schenkungsurkunden zu irgend einer Zeit zu-
1050. gewendet worden. Er war daher sehr erfreut, als die Einwohner von Benevent ihren Fürsten vertrieben und ihre Stadt unter Roms Herrschaft stellten. Zwar geriet er über den Besitz dieser Stadt mit den Normannen in einen Krieg, in welchem seine schwäbische Mannschaft nach tapferm Kampfe erlag; aber die fromme Hingebung der feindlichen Ritter verschaffte ihm schließlich doch einen Sieg, welcher die Niederlage weit überwog. Wir wissen, wie er die streitbaren Normannen, die er zuerst mit den Waffen bekämpft, schließlich zu Freunden machte und dadurch dem apostolischen Stuhle starke und getreue Stützen erwarb (V, 739 f.).

Adalbert von Bremen. Und ähnlich wirkte im Norden jener thatkräftige sächsische Prälat Adalbert, den Heinrich über das Erzstift Bremen-Hamburg gesetzt, für die Interessen des Kaisertums. Er trachtete danach, im nördlichen Deutschland für die slawische und skandinavische Welt einen kirchlichen Mittelpunkt zu schaffen, wie er in Rom für die Völker romanischer Zunge bestand. Stolz auf die Erfolge der Heidenbekehrung unter den Wenden an der Ostsee, wobei ihn der vom rohen Kriegsmann und erbarmungslosen Landverwüster zum eifrigen Beförderer der christlichen Lehre bekehrte Abodritenfürst Gottschalk thätig unterstützte, und auf das Ansehen, welches er in den fernen Küsten- und Inselländern der Nord- und Ostsee erworben, ging der hochstrebende Prälat, der wissenschaftliche Bildung und glänzende Beredsamkeit mit Verstand, Energie und sittlichem Wandel verband und Großmut, Mildthätigkeit und alle christlichen Tugenden übte, mit dem Gedanken um, das Erzstift Hamburg-Bremen zu einem Patriarchat für den gesamten Norden zu erheben und somit auch in den skandinavischen Reichen das römisch-deutsche Kaisertum Heinrichs III. als Mittelpunkt und Inbegriff christlicher Weltherrschaft zur Geltung zu bringen. Wie der apostolische Stuhl in Rom sollte auch das Erzstift Bremen über zwölf Suffraganbistümer gebieten.

Geburt Heinrichs IV. 11. Nov. 1050. Aber alle diese hohen Ziele konnten nur erreicht werden, wenn die Kaiserwürde in demselben Herrschergeschlecht forterbte, wenn das Zepter aus der Hand des dritten Heinrich, der von leidender Gesundheit leicht vor der Zeit aus der

Welt abgerufen werden konnte, in die Hand eines Sohnes überging. Wie groß war daher die Freude, als die Kaiserin Agnes, die ihrem Gatten bisher nur Töchter geboren, am 11. November 1050 eines Knäbleins genas, welches den Namen des Vaters erhielt. Hugo, der fromme Abt von Clugny, wurde von dem Kaiser ersucht, den ersehnten Sprößling, der als erblicher Nachfolger im Reichsregiment angesehen ward, am nächsten Ostertag in der Kathedrale zu Köln 31. März 1051. aus der Taufe zu heben.

Um die Zeit, da die Geburt eines Sohnes die Erbmonarchie, das Lebens- Neue Unruhen und Kriege. 1051—1054. ziel Konrads II. und Heinrichs III., für alle Zukunft zu sichern schien, erlitt das Reich im Osten und Westen neue Stöße, die nicht ohne nachteilige Folgen 1. In Lothringen. blieben. Balduin von Flandern hatte sich der kaiserlichen Übermacht unterworfen, ohne die ehrgeizigen Pläne aufgegeben oder sein Herz einer aufrichtigen Versöhnung geöffnet zu haben. Neue Versuche, sich der kaiserlichen Obmacht zu entziehen und die günstige Lage seines Landes zur Begründung eines selbständigen, von Frankreich wie von Deutschland unabhängigen Reiches im Nordwesten zu benutzen, konnten daher nicht ausbleiben. Sein Sohn gleichen Namens vermählte sich mit der verwitweten Gräfin von Hennegau, um deren Besitzungen zu gewinnen. Als Kaiser Heinrich, der Vergrößerungssucht des flandrischen Fürstengeschlechts mißtrauend, die den Kirchengesetzen und den Interessen des Reiches widersprechende Ehe nicht gestattete, griffen beide Grafen, Vater und Sohn, zu den Waffen, um sich mit Gewalt in den Besitz des Hennegaus zu setzen. Heinrich, gerade mit einem Feldzug nach Ungarn beschäftigt, setzte nun seinen alten Gegner, Gottfried von Lothringen, wieder in seine Länder und Ehren ein und übertrug ihm den Kampf wider die Flandrer. Aber die Waffen Gottfrieds hatten keinen Fortgang, vielleicht weil er den Krieg gegen den ehemaligen Bundesgenossen nicht ernst genug betrieb.

Ebensowenig Erfolg hatten die ungarischen Feldzüge, welche der Kaiser 2. In Ungarn. in Verbindung mit den Lehnsfürsten von Bayern, Kärnten, Österreich, Böhmen 1051. 1052. und dem Bischof Gebhard von Regensburg wider König Andreas unternahm. So eifrig auch der Magyarenfürst die Herstellung der christlichen Ordnungen und der Gesetze des heil. Stephan betrieb und so sehr er sich bemühte, mit gleißenden Worten den König seiner Ergebenheit und Lehnstreue zu versichern, sein ganzes Thun bewies, daß er sein Königreich von der kaiserlichen Oberhoheit zu befreien entschlossen sei. Schon im Jahre 1050 hatten die Magyaren vergeblich versucht, die feste Haimburg, die Schutzwehr der deutschen Ansiedelungen in den Ländern an der unteren Donau, zu erstürmen. Doch gaben sie das Vorhaben, das Markland den Deutschen zu entreißen und die Grenzlinie des Wienerwaldes zu gewinnen, nicht auf. Die Vermittelungsversuche des Papstes blieben fruchtlos. Die Anerbietungen, die Andreas für den Frieden machte, schienen dem Kaiser keine genügende Bürgschaft für die Zukunft zu gewähren. Er beschloß, mit Waffengewalt die Tributpflichtigkeit fester zu begründen und neue

Gebiete für deutsche Kolonisationen zu erobern. Aber der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen. Als er im Spätherbst 1051 mit zwei Heerabteilungen im Süden und Norden der Donau in Ungarn vordrang, stieß er auf große Hindernisse. Überschwemmungen, Sümpfe und Uferverschanzungen hemmten allenthalben den Zug, die Lebensmittel gingen aus, die feindlichen Heerhaufen wichen bei der Annäherung der Deutschen zurück, um dann die Abziehenden im Rücken anzufallen und sie mit einem Hagel von Pfeilen zu überschütten. Nur dem unerschrockenen Kriegsmut und der entschlossenen Tapferkeit verdankte das Heer seine Rettung. Unter schweren Kämpfen mit den verfolgenden Feinden und mit den Hindernissen der Natur und des Bodens gelangte Heinrich nach einem verlustvollen Rückzug im Oktober über die deutsche Grenze. Das Unternehmen war vollständig gescheitert. Die Ehre des Reichs verlangte einen neuen Waffengang. Sobald daher der Kaiser die laufenden Geschäfte in Sachsen, Burgund und
1052. Schwaben erledigt hatte, rückte er im Juli von neuem auf der Donaustraße nach Ungarn vor. Doch auch diesmal erntete das deutsche Heer keine Lorbeeren. Die Magyaren hatten sich in das feste Preßburg geworfen und verteidigten sich dort aufs hartnäckigste. Zwei Monate lag das deutsche Heer vor der Stadt, ohne den Widerstand brechen zu können. Die Vermittelungsvorschläge des Papstes, der sich in dem kaiserlichen Lager eingefunden hatte, um Hilfe gegen die Normannen in Unteritalien zu erhalten, führten keine Ausgleichung herbei. Zum zweitenmal mußte, da Mangel an Lebensmitteln eintrat, das deutsche Heer unverrichteter Dinge im Oktober den Rückzug antreten.

3. Empörung Konrads von Bayern. 1053. Dieser Ausgang erschütterte das Ansehen des Kaisers und belebte aufs neue die Widerstandslust der Stammesfürsten. Nicht nur, daß die flandrischen Grafen Hennegau besetzt hielten und mehrere Orte an der Sambre und Maas überfielen, daß Herzog Gottfried wieder neue Hoffnung schöpfte, das väterliche Erbe schließlich doch noch zu gewinnen, auch in **Bayern** entbrannte ein verhängnißvoller Krieg, als der Kaiser in einer Fehde zwischen seinem Oheim, dem streitsüchtigen Bischof Gebhard von Regensburg, und Herzog Konrad von Bayern, den letzteren, da er wiederholter Ladung vor einen Reichstag nicht Folge leistete,
April 1053. seines Herzogtums entsetzte. Rachedürstend begab sich Konrad zu Andreas von Ungarn, der gerade im Begriffe stand, unter Vermittelung Gebhards mit dem Kaiser einen Frieden zu schließen, worin er sich zur Abtretung des streitigen Grenzlandes, zur Zahlung einer Geldsumme und zur bedingten Heeresfolge ver-
Nov. 1053. pflichtete. Schon hatten seine Bevollmächtigten auf dem **Reichstag von Tribur**, wo Heinrich die Nachfolge seines dreijährigen Sohnes von den versammelten Fürsten feierlich beschwören ließ, diese Bedingungen angenommen, als der ungarische König, von Konrad beredet, die Verhandlungen abbrach und aufs neue sein Kriegsvolk zum Kampfe rief. Bald erschien Konrad an der Spitze eines wilden Kriegshaufens in Kärnten, bemächtigte sich der Hengstburg, eines stark befestigten Ortes bei St. Florian, und ließ seine Scharen plündernd das

Land durchstreifen. Auch in Bayern, wo viele mit des Kaisers Strenge wider Konrad unzufrieden waren und den ränkesüchtigen Bischof Gebhard haßten, entstanden aufrührerische Bewegungen. Als jedoch der Kaiser selbst in den bedrohten Ostländern erschien, Konrad ächtete und seine Güter einzog, allen denen aber, welche in einer bestimmten Zeit zum Gehorsam zurückkehren würden, Verzeihung, den Widerstrebenden dagegen strenges Gericht in Aussicht stellte, trat eine Wendung der Dinge ein. Die Grafen von Scheyern, die Häupter der Bewegung, wurden gedemütigt und die Ruhe zurückgeführt. Heinrich übertrug das Herzogtum Bayern seinem Sohne, in dessen Namen der verständige Bischof Gebhard von Eichstätt die Verwaltung übernahm. Auch in Kärnten wurde die alte Ordnung hergestellt, nachdem die Besatzung von Hengstburg zum Abzug gezwungen worden.

Als die Ungarn unter Konrads Führung im nächsten Jahre abermals verheerend in die Grenzmarken einbrachen, verlegten ihnen die Deutschen den Weg. Es entbrannte eine blutige Schlacht, in welcher zuletzt die Magyaren den Sieg und damit die Rückkehr in die Heimat erstritten. Aber ihr Verlust war so groß, daß sie für die nächsten Jahre ihre Einfälle unterlassen mußten. So wurde die östliche Grenzmarke bis zur Leitha dem Reich erhalten, aber Ungarn behauptete seine Selbständigkeit; von Zinspflicht und Lehnsabhängigkeit des ungarischen Königs ist ferner keine Rede mehr. — Auch im Westen errangen die kaiserlichen Waffen keinen vollständigen Triumph. Wenn auch Heinrich, nachdem er die Krönung seines Sohnes in Aachen durch den Erzbischof Hermann von Köln hatte vollziehen lassen, mit seinen Kriegsmannen über die Schelde drang, den flandrischen Grafen in mehreren Gefechten schmerzliche Schläge beibrachte und ihnen die Stadt Tournay entriß, so wurde doch ihr Widerstand nicht gebrochen und die Grafschaft Hennegau blieb in ihrem Besitz.

Geringer Fortgang der Waffen im Osten und Westen. 1054. — *17. Juli 1054.*

In Italien erlitt das Kaisertum gleichfalls schwere Unfälle. Am 3. Juni 1052 wurde Herzog Waimar von Salerno das Opfer einer großen Verschwörung, und einen Monat vorher war Markgraf Bonifazius von Tuscien unter dem vergifteten Geschoß eines Mörders gefallen. Der Tod des letzteren, der trotz der zweideutigen Haltung, die er zuweilen gegen das Reich eingenommen, doch nie vergessen durfte, daß sein Haus durch die deutschen Herrscher in die Höhe gekommen und daß sein Wohl stets an die Macht des Kaisertums geknüpft sei, war für Heinrich um so empfindlicher, als seine Witwe Beatrix, die für sich und ihre Kinder einer kräftigen Stütze bedurfte, bald darauf dem Herzog Gottfried von Lothringen, dem vieljährigen Gegner des Kaisers, ihre Hand zum Ehebund reichte. Im Frühjahr 1054 eilte Gottfried über die Alpen, wo sich ihm durch die Vermählung mit der reichen Markgräfin eine große Zukunft öffnete.

Lage der Dinge in Italien. — *6. Mai 1052.*

Nach fünfjähriger thatkräftiger Regierung starb Leo IX. in St. Peter, wohin er sich sterbend hatte bringen lassen. Der Tod seiner Streiter in der Normannenschlacht bei Civitella (18. Juni 1053) hatte seiner Seele den Frieden geraubt, aber seine Bestrebungen zur Besserung der Kirche und des sittlichen

Neue Papstwahl. 1054. 1055. — *19. April 1054.*

Lebens hatten eine Saat gestreut, aus welcher eine reiche Ernte emporwuchs. Mit Recht hat ihn die dankbare Kirche in die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen. Leo IX. vereinigte mit schöner, edler Gestalt und mit ritterlichen Anlagen, die er von seiner deutschen Geburt auf den apostolischen Stuhl mitgebracht, aufrichtige Frömmigkeit, sittenreinen Wandel und christliche Tugend und Milde. Er hatte zuerst wieder „die erstorbenen Kräfte des Papsttums zu neuem Leben erweckt" und den apostolischen Stuhl aufs neue zum Hort und Mittelpunkt christlichen Glaubens, zum Haupt der abendländischen Kirche erhoben. Bei Leos Tod hatte Hildebrand, der seines Meisters volles Vertrauen besessen und noch kurz zuvor von ihm als Legat an den französischen Hof gesandt worden war, bereits solches Ansehen gewonnen, daß er leicht selbst den päpstlichen Stuhl
Sept. 1054. hätte besteigen können. Aber er lenkte die Wahl von sich ab und zog selbst an der Spitze einer Gesandtschaft über die Alpen, um von dem Kaiser, der sich gerade in Mainz aufhielt, demütig einen würdigen Oberpriester zu erbitten. Und nichts beweist mehr den Scharfblick des italienischen Mönchs, der ohne Vorzüge der Geburt, von unansehnlicher Gestalt und schwacher Stimme, doch die Menschen mit unwiderstehlicher Macht zu beherrschen verstand, als daß er selbst die Augen Heinrichs auf den Mann lenkte, der zu dieser erhabenen Stellung vorzugsweise geeignet war, auf Bischof Gebhard von Eichstätt, der sich sowohl als Bischof wie bei der Verwaltung Bayerns glänzend bewährt hatte und Heinrichs volles Vertrauen besaß. Ungern ließ der Kaiser den Prälaten, der in seinem Rate die erste Stelle einnahm, aus seiner Nähe scheiden, und noch größer war die Abneigung Gebhards selbst, seinen Bischofsitz gegen die päpstliche Ehre zu vertauschen. Nur mit Mühe gelang es Hildebrand, den Kaiser für seinen Vorschlag zu gewinnen, worauf dann auch Gebhard auf einem Fürsten-
März 1055. tag zu Regensburg sich zur Übernahme des Pontifikats bereit erklärte. Er zog
13. April 1055. mit der Gesandtschaft nach Rom, wo er, als das Volk freudig der Wahl zustimmte, am Gründonnerstag in der Peterskirche die Weihe empfing und sich den Namen Viktor II. beilegte. Auch unter ihm leitete Hildebrand die Geschäfte, die er bisher mit so gutem Erfolg besorgt, und unterstützte seine Bemühungen zur Ausrottung der Simonie aus allen Kräften.

Kaiser Heinrich in Italien. Bald erschien der Kaiser selbst in Oberitalien. Auf den Roncalischen Fel-
1055. dern bei Piacenza saß er zu Gericht, hielt mit dem Papste vereinigt eine Synode
4. Juni. in Florenz ab, wo die strengen Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe erneuert wurden, und beriet dann mit seinem geistlichen Freunde Mittel und Wege zur Sicherstellung der geistlichen Macht und Hoheit. So gebieterisch war das Auftreten Heinrichs, daß Gottfried von Ober-Lothringen nicht wagte vor ihm zu erscheinen, sondern über die Alpen zu Balduin von Flandern entwich, und daß sein Bruder, Kardinal Friedrich, welcher von Papst Leo IX. als Bevollmächtigter zum Abschluß eines Bündnisses mit dem byzantinischen Hof nach Konstantinopel gesandt worden war und dabei große staatsmännische Gewandt-

heit an den Tag gelegt hatte, unter die Mönche von Monte Cassino ging. Auch Beatrix suchte durch persönliches Erscheinen den zürnenden Herrscher zu versöhnen und ihre Heirat zu rechtfertigen; aber es gelang ihr nicht. Sie mußte mit ihrer achtjährigen Tochter Mathilde dem Hoflager des Gebieters folgen und zusehen, wie der Kaiser nach dem Tode ihres Sohnes Friedrich die meisten Reichslehen des verstorbenen Markgrafen einzog. Um so freigebiger erwies sich Heinrich gegen Viktor. Dieser nämlich, vertraut mit den auf älteren Besitzverhältnissen beruhenden Ansprüchen, machte in bezug auf abhanden gekommene Patrimonien des heiligen Petrus bedeutende Forderungen geltend, und der Kaiser unterstützte viele derselben, ja er förderte die Machtbestrebungen des Papstes auch da, wo ihnen keine Rechtstitel zur Seite standen. Zugleich im eigenen Interesse, um jener wichtigen Gebirgslandschaft unbedingt Herr zu bleiben, übertrug der Kaiser dem Papst die unter sich eng verbundenen Ämter eines Herzogs von Spoleto und Markgrafen von Camerino und ernannte ihn in diesen Gebieten zugleich zu seinem ständigen Vertreter. Der römischen Kirche als solcher erwuchs daraus kein Recht, die Anordnung beruhte ganz auf dem persönlichen Vertrauen Heinrichs zu Viktor II. und mußte mit dessen Tod naturgemäß aufhören.

Während Heinrich in Italien weilte, bildete sich im südöstlichen Deutschland eine Verschwörung, die sich bis nach Lothringen und Flandern verzweigte, zur Ermordung des Kaisers und zur Herstellung der Stammesfürstenthümer. Ihre Seele war Heinrichs eigener Oheim, der streitsüchtige, unruhige Gebhard von Regensburg. Erzürnt, daß er bei der Besetzung des Herzogtums Bayern und des päpstlichen Stuhles übergangen worden, trat er mit dem flüchtigen Konrad, der im Bunde mit Ungarn noch fortwährend die Grenzen an der Spitze seiner Raubscharen umschwärmte, in Verbindung und machte ihm Hoffnung, daß er die Krone gewinnen könne. Auch Herzog Welf von Kärnten war in das Unternehmen eingeweiht. Der Tod Adalberts von Österreich, die Unzufriedenheit eines großen Teils des bayrischen und kärntnischen Adels, die Feindschaft der Billunger wider Heinrich und Adalbert von Bremen, die Kampfbereitschaft Gottfrieds und Balduins, mit denen der König von Frankreich geheime Verbindungen unterhielt, diese und andere Umstände kamen dem Unternehmen zu statten. Gebhard und Welf, die den Kaiser nach Italien begleitet hatten, verlangten Urlaub zum Abzug, weil sich, wie sie sagten, einige ihrer Vasallen daheim empört hätten. Durch ihre Nachstellungen sollte Heinrich auf dem Rückweg den Untergang finden. Aber der schändliche Anschlag wurde vereitelt. Herzog Konrad starb in der Verbannung, vielleicht an Gift. Welf, der von Heinrich mit Kärnten und Verona belehnt worden war, fühlte Reue über seine Undankbarkeit und verriet das verbrecherische Vorhaben. Nun ergriff Heinrich energische Maßregeln, um das Unternehmen im Keim zu ersticken, Gebhard, vor einer Fürstenversammlung des Hochverrats überwiesen, büßte für

Fürstenverschwörung in Deutschland.

seine verbrecherische Absicht mit strenger Haft auf einer alemannischen Feste, auch die übrigen Teilnehmer wurden an Freiheit und Gut gestraft.

Das Geschlecht der Welfen. Kurz nachher starb Herzog Welf, 13. November 1055, der letzte vom Mannstamme der Welfen. In Sorge für sein Seelenheil hatte er die Mönche des schwäbischen Klosters Weingarten bei Altorf zu Erben eingesetzt. Aber seine Mutter Irmengard und seine an den Markgrafen Azzo von Este vermählte Tochter Kunigunde erkannten die Verfügung nicht als rechtsgültig an. Auf ihre Veranstaltung erhielt Kunigundens Sohn, welcher den Namen des Großvaters führte, die reichen Erbgüter und pflanzte das Welfische Haus in Deutschland fort.

Heinrichs III. letzte Lebenszeit. 1055. 1056. Bittere Eindrücke hatten Heinrich III. in Deutschland empfangen. Wagten die Gegner aus Furcht vor der Kaisermacht auch nicht mehr einen offenen Kampf, sondern griffen sie zu den Waffen des im Finstern schleichenden Verrats, so zeigte sich doch, daß die fürstlichen Gewalten noch nicht völlig überwunden waren, sondern bei günstiger Gelegenheit von neuem wider die Monarchie anstürmen würden. Diese Wahrnehmung erfüllte den Kaiser mit trüber Sorge. Seine Gesundheit war nie stark gewesen; wiederholt war er von Krankheitsanfällen heimgesucht worden und mehr als einmal an den Rand des Grabes geführt; ein Knabe von zartem Alter war der Erbe des Reiches; und wenn Heinrich auch alle Mittel angewandt hatte, die Krone auf dem jugendlichen Haupte des Sohnes zu befestigen, wenn er die geistlichen und weltlichen Fürsten wiederholt hatte geloben lassen, die Treue und Ergebenheit, die sie dem Vater bewiesen, auch dem Sohne zu bewahren, wenn er denselben noch während seines eigenen Lebens in Aachen hatte krönen lassen, wer bürgte ihm dafür, daß die widerstrebenden Gewalten, die sogar seine starke Hand nie ganz niederzuwerfen vermocht hatte, sich nicht dennoch wieder erheben würden? Dazu kamen noch betrübende Unfälle. Sein vierjähriges Söhnchen Konrad, dem er das Herzog-
11. Febr. 1056. tum Baiern bestimmt hatte, wurde von einem frühen Tode hingerafft; bald folgte ihm der Erzbischof Hermann von Köln, ein treuer Anhänger des kaiserlichen Hauses. Auch Bretislaw von Böhmen war nach der Rückkehr aus Italien ins Grab gesunken und sein Sohn Spithiniew gab alsbald durch die Vertreibung seiner Mutter Judith und anderer Deutschen zu erkennen, daß er andere Bahnen einzuschlagen gedenke. An den Ostmarken erneuerten die Liutizen ihre verheerenden Einfälle, und im Westen lagen die alten Gegner Gottfried und Balduin im Kampf mit Friedrich, dem von dem Kaiser eingesetzten Herzog von Nieder-Lothringen, und belagerten Antwerpen. Eine mangelhafte Ernte schuf Hungersnot und ansteckende Krankheiten. Aber je schwieriger die Verhältnisse sich gestalteten, um so mehr war der Kaiser bemüht, die feindlichen Mächte niederzuhalten oder zu versöhnen, künftigen Gefahren vorzubeugen, dem Reiche
Dez. 1055. geordnete Zustände zu schaffen. Auf einem Reichstag, den er um Weihnachten in Zürich abhielt, verlobte er zur Sicherung Italiens seinen Sohn mit Bertha, aus dem markgräflichen Hause von Susa, das seit alten Tagen der

kaiserlichen Familie treu und ergeben war (S. 198), und suchte durch energische Verordnungen gegen Mord, Meineid und unerlaubte Ehen die Ausbrüche der Leidenschaften zu dämpfen. Auf den verwaisten Stuhl von Köln erhob er den Propst Anno, einen kenntnisreichen Mann von hohen Geistesgaben und würdevoller, imponierender Persönlichkeit. Wohl spotteten die Kölner, daß der Sprosse des wenig begüterten schwäbischen Rittergeschlechts derer von Steußlingen der Nachfolger eines Erzbischofs von fürstlichem Stamme wurde; aber der Berufene sollte alle seine Vorgänger weit überstrahlen. Als ob der Kaiser eine Ahnung gehabt hätte, daß es mit seinem Leben bald zu Ende gehen würde, suchte er alle seine Gegner zu versöhnen. Er hatte im Juni noch eine Zusammenkunft mit 1056.
dem König von Frankreich, der Heinrich zürnte, daß er den fehdelustigen Sohn des Grafen Odo von Champagne zum Vasallen angenommen, und deshalb geneigt schien sich in die lothringischen Händel zu mischen. Er gab allen, die wegen Teilnahme an der Verschwörung bestraft worden waren, selbst seinem schlimmen Oheim Gebhard, die Freiheit und die eingezogenen Güter zurück, entließ die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter nach Italien und reichte ihrem Gatten Gottfried und seinem Waffengenossen die Hand zum Frieden. Wie im Triumph zog jetzt der Lothringer über die Alpen, um von dem reichen Erbe seiner Gemahlin Besitz zu nehmen. Damit die östliche Reichsgrenze gesichert sei, sollte die zweite Tochter des Kaisers, Judith, mit Salomo, dem Sohne des Königs Andreas, verlobt werden. Um alle seine Pläne einer treuen Seele anvertrauen zu können und einen besonnenen und redlichen Ratgeber an seiner Seite zu haben, rief Heinrich Papst Viktor II., der in dem goldenen Rom die deutsche Heimat und die vaterländischen Interessen nicht vergaß, über die Alpen nach Goslar, seiner Lieblingsstadt, die er durch herrliche Bauwerke zu einem würdigen Herrschersitz zu erheben bemüht war. Dort wurde der kranke Kaiser noch durch die Nachricht erschüttert, daß die beiden sächsischen Grafen, denen er den Kampf gegen die Liutizen übertragen, in unglücklicher Feldschlacht gefallen seien. Diese 10. Sept.
Trauerbotschaft beschleunigte sein Ende. In der Burg Bodfeld, auf den Höhen Heinrichs III. Tod.
des Harzes, wo er noch dem stärkenden Weidwerk obzuliegen gedachte, verschied 5. Okt. 1056.
Kaiser Heinrich III. am 5. Oktober des Jahres 1056 in Gegenwart des kirchlichen Oberhirten Viktor II. und umgeben von vielen geistlichen und weltlichen Großen im neununddreißigsten Lebensjahr. Selbst sein Oheim Gebhard stand an dem Sterbelager des großen Kaisers, den er im Leben so schwer gekränkt.

Heinrich starb versöhnt mit der Welt; allen seinen Feinden und Widersachern hatte er verziehen, der Papst sollte als Friedensstifter handeln. Ihm und den anwesenden Fürsten empfahl er nochmals seinen jungen Sohn, den sechsjährigen König Heinrich IV., und seine Gemahlin Agnes, in deren Hände die Vormundschaft und Reichsverwesung gelegt werden sollte. Aber schon nach acht Monaten folgte der Kirchenfürst, der im Frühjahr, nachdem er noch der Beerdigung seines kaiserlichen Freundes in der Fürstengruft zu Speier beigewohnt und

den Frieden in Lothringen hergestellt, nach Rom zurückkehrte, dem kaiserlichen Freunde in das Grab. In Arezzo fiel er der fieberischen Sommerluft Italiens in jungen Jahren zum Opfer. Sein Nachfolger wurde jener Kardinal Friedrich, Gottfrieds Bruder, der einst vor des Kaisers Zorn Zuflucht bei den Mönchen von Monte Cassino gesucht hatte. Ohne die Bestätigung der Kaiserin abzuwarten, bestieg er unter dem Namen Stephan X. den apostolischen Stuhl. Die Wahl erfolgte ohne Hildebrands Rat; doch war dieser dem neuen Kirchenfürsten nicht entgegen; er holte selbst bei dem Kaiserhof die nachträgliche Genehmigung ein. Mit der Erhebung des Kardinals Friedrich, welcher während seines kurzen Pontifikats mit fieberhafter Erregtheit die Kirche nach den Vorschriften von Clugny zu reformieren strebte und den Reformprediger und eifrigsten Bekämpfer der Priesterehe, Petrus Damiani, aus seiner Einsiedelei zu Fonte Avellana nach Rom berief und zum Bischof von Ostia einsetzte, war das Übergewicht Gottfrieds in Italien entschieden. Nicht nur, daß derselbe die von Heinrich III. Viktor II. verliehenen Besitzungen wieder mit der tuscischen Markgrafschaft vereinigte, er eignete sich auch die Würde eines kaiserlichen Statthalters in Italien an. Niemand vermochte damals mehr auf den Gang der Zeitgeschichte einzuwirken als das lothringische Brüderpaar.

28. Juli 1057.

Es war Deutschlands Verhängnis, daß die Reihe kraftvoller Herrscher gerade da unterbrochen ward, als zur Vollendung des begonnenen monarchischen Staatsbaues noch einige Zeit ein gleichartiger Wille und eine ebenso feste Hand wie die vorhergehenden notwendig gewesen wären. Wie die Erfolge Heinrichs I. und Ottos des Großen unter den jugendlichen Nachfolgern der erforderlichen Pflege und konsequenten Ausbildung entbehrten, so sind auch die Schöpfungen, die Konrad II. mit folgerichtigem Handeln und klarem Bewußtsein begonnen und der dritte Heinrich der Vollendung nahe geführt hatte, unter den schwachen Händen des unmündigen Nachfolgers wieder zerronnen. Als Heinrich III. aus dem Leben schied, war das Kaisertum von dem Gipfel der Macht, auf den es durch den Vater und durch ihn selbst in den Tagen der Kraft erhoben worden war, bereits wieder herabgestiegen. Wir wissen, daß um die Mitte des elften Jahrhunderts das deutsche Kaiserreich seine Hoheit nach allen Richtungen über die Grenzmarken ausgedehnt hatte, daß im Süden Italien, im Westen Burgundien und die heutigen Niederlande dem deutschen Herrscher gehorchten, daß im Osten nicht nur die Slawenstaaten Böhmen und Polen, sondern auch das Magyarenreich an der Donau und Theiß sich zur Huldigung und Zinspflicht verstanden; daß im Norden die Könige von Dänemark den Schutz und die Bundesgenossenschaft des mächtigen Nachbars suchten, daß sogar Frankreich vor der wachsenden Herrschergewalt des Kaisers zitterte, daß der König der Angelsachsen seine Flotte bereit hielt, um ihn gegen die Aufrührer zu unterstützen, daß selbst das christliche Spanien für seine Freiheit und Unabhängigkeit in Furcht lebte. „Rings um den erhöhten Thron des Kaisers standen die Könige des Abendlandes in gebeugter

Stellung." Auch im Innern des Reiches hatten sich die Völker und Stämme gewöhnt, in dem fränkischen Herrschergeschlecht die von Gott zum Reichsregimente berufene Dynastie zu erblicken, deren Hand die Fürstentümer, die Herzogsgewalten und die Bischofstühle zu verleihen habe, und der geistliche und weltliche Herrenstand leistete dem dritten Heinrich unweigerlichen Gehorsam. Wir wissen aber auch, daß gegen das Ende seines Lebens die widerstrebenden Gewalten ihr Haupt wieder stolzer erhoben, daß Ungarn sich von der Lehnsabhängigkeit und Zinspflicht befreite, daß der König von Frankreich von einem Recht sprechen konnte, das ihm auf Lothringen zustehe, daß Markgraf Balduin von Flandern im Besitze von Hennegau blieb, und daß der Herzog Gottfried mächtiger war, als je zuvor, daß er nicht nur Aussicht hatte, schließlich doch noch das vereinigte Herzogtum Lothringen, das gesamte väterliche Erbe zu gewinnen, daß er auch in Italien eine schiedsrichterliche, gebietende Stellung einnahm. Hätte Gottfried jetzt nach der Kaiserkrone getrachtet, leicht hätte er durch den Bruder, der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß, das Ziel erreichen können. Daß er nicht wagte, sich von dem Reiche zu lösen, daß er die Hoheit des königlichen Kindes und seiner aquitanischen Mutter anerkannte, beweist nur, wie tief die Idee einer Erbmonarchie bereits in die Gemüter der Zeitgenossen eingedrungen war, wie sehr der Übergang der Herrschaft vom Vater auf den Sohn auch ohne Erbfolgeordnung und Reichsgesetz bereits als ein natürliches Recht angesehen ward. Die Königswahl war nur noch eine Zeremonie, eine dem Herkommen und der Form dargebrachte Huldigung.

Im Jahre 1067 starb der alte Markgraf Balduin V. von Flandern auf dem Gipfel der Macht. Er hatte noch die Freude, seine Tochter Mathilde, die Gemahlin Wilhelms des Eroberers, den englischen Thron besteigen zu sehen (V, 716). Sein ältester Sohn Balduin VI., welcher durch seine Gemahlin Richilde die Grafschaft Hennegau gewonnen hatte, erbte die reichen flandrischen Besitzungen, indes der zweite, Robert, nach einem Jugendleben voll Kämpfen und Abenteuern in Spanien und im byzantinischen Reich, endlich durch die Vermählung mit Gertrud, einer Schwester des Sachsenherzogs Ordulf und Witwe des bei einem Überfall von den Friesen im Jahre 1061 erschlagenen Grafen Floris (Florentius) von Holland, die Länder an den Mündungen des Rheins und der Waal erwarb und durch glückliche Kriege mit den Friesen erweiterte. Robert lebte mit seinem Bruder Balduin in Frieden; als dieser aber frühe starb und seine Witwe Richilde für ihren ältesten Sohn Arnulf die Herrschaft in Flandern übernahm, scheint Robert „der Friese" die vormundschaftliche Regierung über seinen Neffen angesprochen zu haben und überzog Richilde mit Krieg; die Städte Gent, Brügge, Ypern öffneten ihm die Thore. In ihrer Bedrängnis rief die Markgräfin die Hilfe Frankreichs an. König Philipp zog mit Heeresmacht herbei und es kam zu der blutigen Schlacht bei Cassel, westlich von Ypern, in welcher das französische Heer geschlagen wurde, Robert aber, trotz des Sieges der Seinigen, in die Gefangenschaft des Grafen Eustach von Boulogne fiel. Er erhielt jedoch bald die Freiheit wieder, wahrscheinlich durch Auswechselung gegen Richilde, die gleichfalls in die Hände ihrer Feinde gefallen war; und da ihr Sohn Arnulf kurz nachher von einem seiner Leute

Flandern und Holland.

1063.

17. Juli 1070.

Febr. 1071.

erschlagen ward, so erhielt Robert der Friese auch die Herrschaft über Flandern. Jetzt machte aber Richilde für ihren zweiten Sohn Balduin Ansprüche auf das väterliche Erbe geltend und wandte sich um Beistand an König Heinrich IV. Dieser nahm sich ihrer an, bewogen durch Bitten und Geschenke. Er gebot dem Herzog Gottfried dem Höckerigen von Lothringen, dem Bischof von Lüttich und anderen lothringischen Grafen, gegen Robert den Friesen in den Krieg zu ziehen. Nun verband sich aber dieser mit Philipp von Frankreich, indem er ihm seine Tochter Bertha in die Ehe gab und sich von ihm mit Flandern belehnen ließ. Nach einem wechselvollen Kriege, worin Gottfried
1072. in Verbindung mit dem Bischof von Utrecht seinen Gegner in einem Treffen besiegte und ihm die friesischen Eroberungen entriß, wurde ein Abkommen getroffen, kraft dessen Robert Flandern behielt, sein Stiefsohn Dietrich IV. mit der Grafschaft Holland belehnt ward, Gottfried sich in den eroberten friesischen Gegenden und der junge Balduin sich in der Grafschaft Hennegau behaupteten. Durch seine Verbindungen war Robert ein mächtiger Fürst: sein Schwiegersohn war König Philipp von Frankreich, sein Schwager Wilhelm der Eroberer von England; seine Schwester Judith, Witwe eines im Kampfe für die englische Krone gefallenen Großen, vermählte sich mit Herzog Welf von Bayern und seine eigene Gattin war die Schwester Ordulfs von Sachsen. In den unruhigen Tagen, da König Heinrich IV. mit den Sachsen im Kampfe lag und Gottfried von Lothringen ihm zur Seite stand, glaubten Robert und Dietrich sich der friesischen Besitzungen wieder bemächtigen zu können. Da kam Gottfried den bedrängten Landen zu Hilfe, wurde aber bei Vlaardingen zur Nachtzeit an einem abgelegenen Orte von einem Dienst-
1076. mann Dietrichs meuchlings ermordet, der letzte von dem Mannstamme der kräftigen lothringischen Herzöge. Gottfried von Bouillon, der Sohn seiner Schwester Ida und des Grafen Eustachius von Boulogne, erhielt Verdun und die alten Stammgüter seines Geschlechts samt der Grafschaft Antwerpen; das Herzogtum Lothringen dagegen verlieh Heinrich seinem zweijährigen Sohne Konrad, und die friesischen Lande kamen in den Besitz Dietrichs IV. von Holland.

B. Heinrich IV. und das Papsttum auf seiner Höhe.

a. Die Jahre der königlichen Minderjährigkeit.

1. Die Regentschaft der Kaiserin Agnes.

Lage des Reichs. Als die Leiche Heinrichs III. neben seinen Eltern in der Marienkirche zu
28. Okt. 1056. Speier, dem stolzen Denkmal der fränkischen Herrscher, an seinem Geburtstage in die Gruft gesenkt ward, brach für Deutschland eine schwere Zeit herein. Zwar hatte der königliche Knabe, der noch nicht völlig sechs Jahre zählte, bereits die Krönung und den Treuschwur der Fürsten empfangen; aber Eigennutz, Herrschsucht und wilde Leidenschaftlichkeit waren zu starke Mächte, als daß dagegen Pflicht und Lehnstreue eine wirksame Schutzwehr hätten bilden können. Wenn auch nicht, wie in den Tagen Ottos III., das Reich durch Kämpfe um den Thron verwirrt wurde, so suchte doch der gewaltthätige Fürsten- und Herrenstand die Jahre der weiblichen Regentschaft zur Erwerbung von Gut, Ehre und Machtstellung zu benutzen. Wie umsichtig und verständig auch die edle, gebildete Kaiserin die Reichsgeschäfte besorgte und die Erziehung des

jungen Königs leitete, sie war von fremder Herkunft und Sitte und hatte keinen Ratgeber zur Seite, wie einst Theophania in Willigis. Ihre Neigung für die strenge Richtung von Clugny fand bei dem deutschen Klerus nur geringen Anklang; die Erzbischöfe von Köln und Mainz hielten sich ferne, und als die Kaiserin ihr Vertrauen einem Kleriker zweiten Ranges, dem Bischof Heinrich von Augsburg, einem Manne von stolzem, herrschsüchtigem Charakter, zuwandte, erweckte sie demselben Neider und Widersacher und zog sich selbst schändliche Verunglimpfung zu. Wie grundlos diese war, zeigt Petrus Damiani; als ihm einige Jahre später Agnes beichtete und mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit ihr ganzes Leben darlegte, konnte er sie nur auffordern fortzufahren, wie sie begonnen. Danach kann man nicht bezweifeln, daß Agnes, in den Unterweisungen Clugnys erzogen, durch das Andenken an einen religiös tief erregten Gemahl getragen, mitten in aller kaiserlichen Pracht rein wie eine Nonne lebte und von den Geboten der Religion nirgends abwich. Aber es gebrach ihr doch an der Schärfe des Blickes und der Willenskraft, ohne die kein Regiment bestehen kann und am wenigsten die kaiserliche Gewalt zu bewahren war, die sie ihrem Sohne erhalten sollte und wollte. Denn je kräftiger Heinrich III. die widerstrebenden Gewalten unter die Macht des Gesetzes gebeugt und in die Schranken des Friedens gezwungen hatte, um so heftiger brach die alte Freiheitsliebe und Fehdelust nun wieder hervor. Die ersten Kundgebungen feindlicher Gesinnung geschahen in Sachsen, wo die alte Eifersucht auf die Frankenherrschaft zu frevelhaften Anschlägen und rohen Gewaltthaten führte. 1. Sachsen.

Auf die Kunde, daß Markgraf Wilhelm von der Nordmark gegen die Liutizen gefallen sei, eilte dessen unebenbürtiger Bruder, Otto, ein Ritter von kühnem Unternehmungssinn und wildem, trotzigem Geiste, aus Böhmen, wo er als Verbannter weilte, nach Sachsen, um die erledigte Markgrafschaft zu erwerben. Diese war aber schon an Udo von Stade vergeben. Nun faßte Otto, ermuntert von unzufriedenen sächsischen Edlen, mit einer Schar verwegener Gesellen den Plan, den jungen König auf dem großen Fürstentag, welchen Agnes, besorgt über die unruhige Bewegung in Sachsen, auf Peter und Paulstag nach Merseburg ausgeschrieben, zu ermorden. Aber auf dem Wege dorthin traf er mit den Grafen Bruno und Ecbert von Braunschweig zusammen, ihm verfeindeten Verwandten des Königshauses, die gleichfalls mit Bewaffneten gen Merseburg aufgebrochen waren. Es entspann sich ein heftiger Kampf, in welchem Otto und Bruno einander töteten. Rasend vor Schmerz über den Tod des Bruders drang Ecbert in den dichtesten Schwarm der Feinde ein und trieb sie in die Flucht. Dieser Ausgang befreite das Reich und den König aus großer Gefahr. Der Fall des Führers zerriß die Fäden des Komplotts; aber die Feindschaft zwischen Franken und Sachsen wuchs dadurch noch mehr, und auf das jugendliche Gemüt Heinrichs machten diese ersten Erfahrungen tiefen Eindruck.

(Randnotizen: Ottos Anschlag auf den König vereitelt. 1057. — 29. Juni 1057.)

Zwei Jahre nachher starb Herzog Bernhard der Billunge. Sein ältester Sohn Ordulf übernahm die herzogliche Würde, der jüngere Hermann war Graf von Lüneburg. Hatten die Brüder schon zu Lebzeiten des Vaters dem Erzbischof Adalbert von Bremen, der die herzoglichen Rechte im Stiftsgebiet

(Randnotiz: Die Billunger und Adalbert von Bremen. 29. Juni 1059.)

bestritt und den sie daher als den Erbfeind ihrer Macht und ihres Hauses ansahen, viel Ärgernis bereitet, so wurden jetzt unter dem schwachen Reichsregimente die Feindseligkeiten weit heftiger. Die fürstlichen Brüder fielen verwüstend in das Erzstift ein und rissen Güter und Schlösser an sich. Da der Bann, den Adalbert über sie aussprach, auf die verwilderten Gemüter keinen Eindruck machte und von der Kaiserin und dem königlichen Kinde keine wirksame Hilfe zu erwarten stand, so blieb dem bedrängten Kirchenfürsten nichts übrig, als den Frieden mit großen Opfern zu erkaufen. Er stattete den Grafen Hermann mit reichen bremischen Lehen aus, um in ihm einen Beschützer wider den Bruder zu gewinnen. Dieses Auftreten gegen einen dem Kaiserhause so treu ergebenen Prälaten erbitterte den jungen König noch mehr gegen die Billunger. Auch in andern Gegenden zogen sich düstere Wolken zusammen. Der ehrgeizige Graf
2. Schwaben. Rudolf von Rheinfelden trachtete nach dem Herzogtum Schwaben, das er der Kaiserin am ersten durch eine Gewaltthat abzuzwingen dachte: er entführte die elfjährige Kaisertochter, die dem Schutze des Bischofs von Konstanz übergeben worden, aus dem Kloster. Nun willigte Agnes nicht nur in die Verlobung, sie übergab dem Räuber der Tochter auch das Herzogtum Schwaben, das
Sept. 1057. kurz nachher durch den Tod Ottos in Erledigung kam, nebst der Verwaltung Burgundiens. Aber Berthold der Bärtige von Zähringen, ein im Breisgau und in den schwäbischen Landen reichbegüterter Graf, behauptete, daß Heinrich III. ihm die Anwartschaft auf dies Herzogtum zugesichert, und zeigte einen Siegelring, den ihm der verstorbene Kaiser zum Unterpfand gegeben. Um die drohende Fehde zu ersticken, versprach Agnes dem Zähringer das Herzogtum Kärnten mit Verona; und zum Glück wurde sie bald nachher durch den Tod des Herzogs Konrad instandgesetzt, ihr Wort zu lösen. Dennoch war Schwaben der Schauplatz wilder Kriegsthaten und blutiger Frevel, deren nähere Veranlassung nicht gemeldet wird. So erfahren wir, daß Burkhard und Werner von Zollern im Streit erschlagen wurden, und zwischen dem Grafen Dietpald und Bischof Heinrich von Augsburg wütete eine heftige Fehde, die nur durch die Kaiserin selbst ausgeglichen werden konnte.

Rudolf wurde bereits im Jahre 1059 mit der kaum mannbaren Kaisertochter vermählt, aber ein Jahr später sank die zarte Pflanze ins Grab. Nun knüpfte er ein neues Verwandtschaftsband mit dem Königshause, indem er mit Adelheid, einer Schwester der mit König Heinrich verlobten Bertha von Savoyen, in die Ehe trat. Diese vermochte jedoch den sinnlichen und sittenlosen Mann nicht lange zu fesseln. Nach einigen Jahren trennte er sich von ihr unter dem erdichteten Vorwande der Untreue, während er selbst beschuldigt ward, mit drei Frauen im Ehebruch zu leben. Erst zwei Jahre später erwirkte der Papst die Herstellung der Ehe.

3. Ungarn. Auch die zweite Tochter der Kaiserin, Sophia (oder Judith), welche mit Salomo von Ungarn verlobt war, hatte kein glückliches Los. Bela, der Bruder des Königs Andreas, welcher sich auf die Krone Ungarns Hoffnung gemacht

hatte, verließ seinen bisherigen Aufenthalt in Polen, um mit Hilfe Boleslaws II., seines Neffen, der kurz zuvor den Herzogsstuhl der Piasten bestiegen hatte und nichts sehnlicher wünschte, als die deutsche Oberhoheit im Osten zu erschüttern, die Herrschaft an sich zu bringen. Viele Magyaren schlossen sich ihm an. Andreas wandte sich an die Kaiserin; aber ehe das Reichsheer die Grenze Ungarns erreichte, war das ganze Land in der Gewalt Belas. Mit geringen Streitkräften kam Andreas den deutschen Bundesgenossen entgegen, um unter ihrem Schutze sich nach der Mark Österreich zu flüchten, wohin er seine Gemahlin und seinen Sohn nebst dessen Braut vorausgesandt hatte. An der Grenze aber kam es zu einer blutigen Schlacht, die trotz der Tapferkeit der Deutschen mit einem Siege der Magyaren endigte. Andreas selbst, ein hochbetagter Herr, fand nach mutvollem Kampfe im Getümmel des Gefechtes ein trauriges Ende; der Führer der Reichstruppen, Bischof Eppo von Naumburg, geriet in Kriegsgefangenschaft; auch Markgraf Wilhelm von Meißen und sein Waffengefährte Boto aus Bayern mußten sich nach der heldenmütigsten Gegenwehr ergeben. Seitdem sank das Ansehen der Deutschen in den Ostländern. Salomo und seine Mutter und Braut nahmen ihren Aufenthalt am königlichen Hof. Markgraf Wilhelm, dem König Bela in Anerkennung der bewiesenen Tapferkeit seine Tochter Sophia verlobte, starb in Ungarn, ehe er die Braut heimführen konnte.

Sommer 1058.

1060.

4. Bayern.

Unter so schwierigen Verhältnissen konnte die Kaiserin das Herzogtum **Bayern**, das ihr einst der Gemahl angewiesen und das sie vier Jahre lang besessen, nicht in der eigenen Hand behalten. Sie übertrug die Verwaltung desselben dem Grafen **Otto von Nordheim**, einem tapfern, verständigen Manne aus einer alten sächsischen Familie, deren Stammgüter in der Nähe von Göttingen lagen. In ihm hoffte Agnes dem kaiserlichen Hause einen eben so treuen und ergebenen Anhänger zu gewinnen wie in Adalbert von Bremen. Diese Erwartung sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen.

5. Der deutsche Klerus.

Wenn bisher die hohe Geistlichkeit zu den Königen gestanden und die Festigung der monarchischen Gewalt gegenüber den unruhigen, fehdelustigen Feudalherren unterstützt hatte, so wichen jetzt die Häupter des deutschen Klerus von dieser traditionellen Staatskunst ab. Nicht als ob sie dabei von höheren politischen Motiven geleitet worden wären; Eigennutz und Herrschsucht bestimmten ihr Handeln: wie die Rücksicht auf ihren Vorteil und ihre Sicherheit sie früher an das Königtum geknüpft, so glaubten sie jetzt durch den Bund mit den dynastischen Gewalten ihre Zwecke sicherer zu erreichen. An ihrer Spitze stand jener Anno, eines armen schwäbischen Ritters Sohn, den Heinrich III. zuerst als Propst über ein von ihm gegründetes Stift in Goslar gesetzt, dann zum Erzbischof von Köln erhoben hatte, ein Prälat, der des hohen Ruhmes, den ein mittelalterliches Gedicht über ihn ausgoß, und der Ehre eines Heiligen, womit die Kirche ihn in der Folge geschmückt hat, nicht ganz unwürdig erscheint. Anno war ein Mann, der an wissenschaftlicher Bildung, an Erfahrung in

Anno von Köln.

Staats- und Kirchengeschäften über seine Zeitgenossen emporragte, der mit einem unbescholtenen Wandel eine bis zur mönchischen Askese gesteigerte Frömmigkeit verband, dabei aber auch hierarchischen Stolz und ungemessene Herrschsucht im Busen trug und aufs eifrigste beflissen war, die Güter und Reichtümer seines Erzstifts zu mehren. Streng gegen sich und gegen andere und von heftigem, aufbrausendem Temperamente, erweckte er mehr Furcht als Liebe, und aus dem rücksichtslosen Benehmen gegen Hohe und Mächtige sprachen der Übermut und das Selbstgefühl des Emporkömmlings. Im Bewußtsein seiner Kraft und geistigen Überlegenheit mochte er sich die Fähigkeit zutrauen, die Reichsverwesung mit größerem Geschick zu führen als die sanfte Agnes.

Anno bemächtigt sich des Königs. 1062.

So faßte er den ernsten Vorsatz, die Kaiserin von der Regierung zu entfernen und den jungen König in seine Gewalt zu bringen um zu verhüten, daß er in die Fußstapfen seines Vaters trete. Zu dem Zweck warb er zunächst unter der Geistlichkeit Anhänger und zog dann mächtige und unternehmende Männer aus dem Fürsten- und Herrenstande auf seine Seite. So lange Pfalzgraf Heinrich von Andernach, der eine Nichte Gottfrieds von Lothringen zum Weibe hatte und dem Erzbischof zürnte, daß er ihn einst mit den Waffen zum Gefangenen gemacht und zur Abtretung einer Burg an der Sieg gezwungen, von den Moselgegenden aus das Erzstift „wie ein wütender Eber" verwüstete, konnte Anno sein Vorhaben nicht ausführen; das wurde erst möglich, als Heinrich, von
1060. plötzlichem Wahnsinn erfaßt, eines Tages seine Gemahlin mit der Streitaxt erschlug und dann im Kloster Echternach seine von Geistesstörung getrübten Tage beschloß. Sein Neffe Burkhard von Halberstadt, ein hochfahrender Priester aus Schwaben, und Günther, der reiche, schöne und kluge Bischof von Bamberg, der mit Heinrich von Augsburg in Feindschaft lebte, waren durch Annos Einfluß zu ihren Stellen gelangt und ihm deshalb treu ergeben. Auch mit andern Gliedern des hohen Klerus stand der Erzbischof in gutem Vernehmen. Was ihn aber vor allem stärkte, war sein Freundschaftsbündnis mit Otto von Nordheim und jenem Grafen Ecbert von Braunschweig, welcher die Verschwörung der Sachsen gegen den König vereitelt hatte. Auch Herzog Gottfried von Lothringen, der im Frühjahr 1062 nach Deutschland kam, wurde in das Einverständnis gezogen. Auf mehreren Zusammenkünften verabredeten die Fürsten die Ausführung des Planes. Der Aufenthalt des Hofes auf der Insel des heiligen Swibert bei Neuß, jetzt Kaiserswerth genannt, begünstigte das Vorhaben. In
Mai 1062. den schönen Maitagen landeten die Verschwornen auf der Insel, um, wie sie angaben, dem König und der hohen Frau einen ehrerbietigen Besuch abzustatten. Nach einem festlichen Mahle beredete Anno den zwölfjährigen Heinrich, mit ihm an den Strand zu gehen, um ein kunstreich verfertigtes Schiff in Augenschein zu nehmen. Kaum hatte der königliche Knabe, der nichts Arges ahnte, das von den Verschwornen und ihren Dienern besetzte Fahrzeug bestiegen, so trieb dasselbe rasch in die Mitte des Stromes. Erschreckt durch die schnelle Bewegung und für

sein Leben fürchtend, sprang Heinrich in die Fluten des Rheins und hätte den sichern Tod gefunden, hätten nicht Ecberts starke Arme ihn den Wellen entrissen. Mit Mühe wurde der Widerstrebende beruhigt und nach Köln entführt: nie aber vergaß er dieses Tages.

Die Kaiserin war tief gekränkt über die hinterlistige That. Ihr erster Entschluß war, den Rest ihrer Tage in einem Kloster zu vertrauern. Doch wurde sie von ihren Freunden auf andere Gedanken gebracht. Sie wartete ruhig den Gang der Dinge ab, ohne sich an denen zu rächen, die ihre Wohlthaten mit Undank vergolten, aber auch ohne das Geschehene zu vergessen oder gutzuheißen. Auch zeigte sich bald, daß durch den Wechsel der Regentschaft die Schwierigkeiten und Gefahren, von denen das Reich heimgesucht war, nicht gehoben waren. Überall sprach man mit Entrüstung von dem übermütigen Kirchenfürsten, der das Reichsregiment so eigenmächtig an sich gerissen und den jungen König in einer Art Gefangenschaft halte. Die Mißstimmung nahm zu, als der Erzbischof, um seinen Anhang zu mehren, die geistlichen und weltlichen Fürsten, die ihm befreundet waren oder die er fürchtete, durch Bestätigung alter oder durch Verleihung neuer Reichsgüter und Reichsrechte zu belohnen oder zu gewinnen suchte, als er dem Bischof Günther von Bamberg „für seine treuen Dienste“ Forchheim und die übrigen Ortschaften, die Heinrich III. dem Bistum entzogen hatte, zurückstellte und seinem eigenen Bruder Werner das Erzbistum Magdeburg verschaffte. Besonders beneidete Siegfried, früher Abt von Fulda, seit dem Tode Liutpolds Erzbischof von Mainz, ein Kleriker von gemeiner Gesinnung, voll Habgier und Eigennutz, den Kölner Metropoliten um die hohe Würde, auf die er selbst ein älteres Anrecht zu haben glaubte. Auch er war der Verschwörung nicht fremd gewesen; jetzt änderte er aber seinen Sinn und wurde bald Annos entschiedenster Gegner. *Schwierige Verhältnisse.*

Klug begegnete übrigens der gewandte Kirchenfürst von Köln den sich von allen Seiten wider ihn auftürmenden Schwierigkeiten. Um den Neid zu entwaffnen, willigte er ein, daß die vormundschaftliche Regierung immer derjenige Bischof führen sollte, in dessen Sprengel sich gerade der königliche Hof befände; um den Ränken seines Mainzer Rivalen gewachsen zu sein, trat er mit Adalbert von Bremen in Verbindung und suchte den bedeutenden, dem königlichen Hause so nahe stehenden Mann für sich zu gewinnen. Besonders aber kam ihm die Freundschaft Gottfrieds zu statten. Wir werden später die streitige Papstwahl kennen lernen, die um diese Zeit durch die Stimme des Königs entschieden werden sollte. Anno begab sich mit seinem Zögling nach Augsburg, wo zu dem Zwecke eine Kirchenversammlung angeordnet worden. Okt. 1062. Hier wurde, ohne Zweifel unter seiner Vermittelung, ein Beschluß gefaßt, welcher zwar die Entscheidung hinausschob, aber doch dem Streite eine Wendung gab, die eine Minderung des königlichen Ansehens voraussehen ließ. Durch diese kluge und versöhnliche Haltung brachte der Erzbischof den Herzog Gottfried und die gesamte Reformpartei auf seine Seite und gewann das entschiedene Übergewicht über den Mainzer Metropoliten, welcher der Sache Hildebrands und seiner Anhänger widerstrebte. Der Augsburger Beschluß war eine folgenreiche Niederlage für das Kaisertum, aber für *Annos Politik.*

Anno ein Sieg. Selbst Agnes und ihre Freunde söhnten sich mit ihm aus. Von einem Wechsel in der vormundschaftlichen Regierung war ferner keine Rede mehr. Die Regentschaft lag ausschließlich in seiner Hand.

Anno und Adalbert.

Um die königliche Partei noch mehr für sich zu gewinnen, zog Anno den Metropoliten von Bremen, den ergebensten Anhänger des Herrscherhauses, zur Teilnahme an der vormundschaftlichen Regierung herbei. Aber sowohl die Verschiedenartigkeit ihrer Natur und Persönlichkeit als die Ähnlichkeit ihrer Bestrebungen und Ziele störten bald das einträchtige Verhältnis und führten sie auf entgegengesetzte Wege. Wenn Adalbert auf seine vornehme Herkunft und die Verwandtschaft mit dem sächsischen Herrscherhause stolz war, so rühmte sich Anno, durch eigene Kraft emporgestiegen zu sein. Durch körperliche Vorzüge, durch würdevolles Äußere, durch imponierende Haltung bei ihren kirchlichen und amtlichen Verrichtungen waren beide gleich hervorragend; niemand verstand es besser als sie, durch prunkvollen Gottesdienst die Andacht und Phantasie des Volkes zu fesseln, beide predigten gewaltig und salbungsvoll, beide befleißigten sich eines sittlichen, vorwurfsfreien Lebenswandels, beide wetteiferten in Werken äußerlicher Frömmigkeit, indem sie Kirchen bauten und beschenkten, Klöster stifteten, manche Nächte im Gebet durchwachten, Arme und Pilger aufnahmen und pflegten und mitten in den Freuden und Genüssen des Hoflebens einfach, nüchtern und keusch lebten. „Wie ein Löwe saß er vor den Fürsten," heißt es von Anno, „wie ein Lamm ging er unter die Dürftigen." Dabei war jedoch Adalberts Sinn mehr auf äußere Machtentfaltung gerichtet, während Anno auch tieferen religiösen Erregungen und Gefühlen zugänglich war.

Wir wissen, mit welchem Eifer der Bremer Metropolit sein ganzes Leben lang die Mission in den Ostseeländern und in den skandinavischen Reichen, ja bis nach Island betrieb, aber sein Herz fühlte sich nur befriedigt, wenn er mit zahlreichem Gefolge von Verehrern und Wohldienern umgeben war und durch seine Erscheinung voll Pracht und Herrlichkeit die Augen der Welt blenden und fesseln konnte; Anno neigte mehr zu der religiösen Vertiefung von Clugny und zu den kirchlichen Reformen Hildebrands; seine Seele fühlte das Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit in Zerknirschung und Inbrunst vor dem Heiligen in den Staub zu werfen, in klösterlicher Andacht oder auf Pilgerfahrten sich von irdischen Sorgen und Anliegen wieder zu sammeln.

Die größte Verschiedenheit herrschte aber in ihren politischen Ansichten, in ihrer Haltung und Stellung zum König und zu den großen Streitfragen der Zeit: Anno verstand es nicht, sich die Liebe des jugendlichen Fürsten zu erwerben. Der Freimut, mit dem er als strenger Sittenrichter das oft leichtfertige Treiben desselben rügte, sowie das Bestreben, die königliche Gewalt zum Vorteil der Fürsten und Bischöfe zu beschränken, mißfielen dem königlichen Jüngling. Um so größeres Gefallen fand er an Adalbert, der feinere Manieren besaß und sich mit Vorliebe in den Hofkreisen bewegte, der ebenso nachgiebig und einschmeichelnd war, wie der andere schroff und schonungslos, und der die Kaisergewalt im Sinne Heinrichs III. auf Kosten der Fürstenmacht zu heben suchte. Nur in

einem Streben waren beide einig: jeder suchte seinen Einfluß bei dem König und die Reichsverweserschaft zu benutzen, um sein Erzstift mit Glanz und Macht zu umgeben und reiche und angesehene Vasallen zu gewinnen.

Während Adalbert bemüht war, Hamburg-Bremen zu einem Patriarchat des Nordens zu erheben und seinem Stift gleiche Stellung mit Mainz und Köln zu verschaffen, suchte Anno Köln zum deutschen Rom zu machen. „Die Steine, aus denen er Klöster baute," heißt es in einer Chronik, „werden Annos Lob verkünden, wenn die Zunge der Neider davon schweigen sollte." Außer den Kirchen St. Gereon und St. Georg in Köln, die er entweder neu baute oder erweiterte und vollendete, ist besonders die stattliche Abtei Siegburg ein stolzes Denkmal seines Kunstsinnes. Adalbert aber führte den von seinem Vorgänger begonnenen Bau der Bremer Hauptkirche in großartigem Maßstabe nach dem Muster der Kathedrale von Benevent zur Vollendung.

An erbarmungsloser Härte gegen Widersacher und an hochfahrendem Sinne gegen Untergebene wich keiner dem andern. Von Adalbert wird gemeldet, er habe im Zorn mit eigener Hand andere, selbst einen Priester bis auf das Blut geschlagen; von Annos grausamer Strenge hat die Sage manche Züge aufbewahrt. Dagegen verschmähte es Adalbert, seinen Einfluß am Hofe für Günstlinge auszubeuten. Während Anno jede Gelegenheit ergriff, Freunde, Verwandte und Anhänger zu erhöhen und mit Staatsämtern, Kirchenwürden und Reichsgütern zu beglücken, war der andere nur bedacht, sich selbst und seine Hofhaltung mit fürstlicher Pracht zu umgeben. Die Güter, Burgen, Hoheitsrechte u. dgl., womit der freigebige König die beiden Kirchenfürsten in gleicher Weise beschenkte, gab Adalbert wieder an Grafen und Ritter hin, um die Zahl seiner Vasallen und den Glanz seines Gefolges zu mehren. Stolz und Eitelkeit waren die Grundfehler seiner Natur. In seinen Augen standen alle geistlichen und weltlichen Fürsten tief unter ihm, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sich in schonungsloser Kritik über ihre Fehler und Gebrechen auszulassen. Noch eine andere Eigenschaft hatte Adalbert vor dem Kölner voraus: er besaß mehr Sinn und Liebe für die Ehre und Interessen des deutschen Vaterlandes als Anno. Wenn der letztere aus Ehrgeiz und Herrschsucht sich der Hildebrandschen Partei zuneigte und in dem wichtigen Streit über die Papstwahl durch seine schwankende Haltung der fremden Anmaßung den Sieg verschaffte, so hielt dagegen Adalbert stets zum König. Von dem Throne erwartete er Schutz gegen die Feindseligkeiten des sächsischen Herzogs und seiner Verwandten, Vasallen und Streitgenossen, welche unaufhörlich die Güter und Burgen des Erzstifts verheerten, die Herden forttrieben, die Unterthanen mißhandelten, beraubten, in Gefangenschaft führten; nur am Königshof glaubte er die Macht zu finden, seinen Erbfeinden zu widerstehen, ihren Gewaltthaten zu wehren. Denn in dieser ruchlosen Zeit vermochte bloß die gewaffnete Hand Leben, Ehre und Eigentum zu schützen. Kirche und Religion flößten keine Scheu mehr ein. Selbst die Geistlichkeit mußte zur Selbsthilfe mit dem Schwerte schreiten.

Ging doch die Verwilderung der Gemüter und die Verachtung des Heiligen so
1063. weit, daß in Gegenwart des jungen Königs die Kriegsleute des Bischofs Hezilo von Hildesheim und des Abtes Widerad von Fulda in der Kirche zu Goslar einander blutige Gefechte lieferten, um ihren geistlichen Herren den Ehrensitz neben dem Erzbischof von Mainz zu erkämpfen, wobei der ehrsüchtige Hezilo die Seinigen von der Kanzel herab anfeuerte. Die Hildesheimer, an ihrer Spitze der wilde Graf Ecbert, trugen den Sieg davon; der Abt von Fulda wurde noch überdies durch einen ungerechten Richterspruch um hohe Geldsummen gestraft und konnte nur durch Annos Schutz einen Aufruhr im eigenen Kloster bezwingen.

Feldzug nach Ungarn. Adalberts wachsender Einfluß. Eine der ersten Unternehmungen des neuen Reichsregiments war ein Feldzug nach Ungarn. Es war eine Ehrenschuld für Deutschland und das königliche Haus, die Hoheit des Reichs an der unteren Donau herzustellen und den mit der Kaisertochter verlobten Salomo wieder auf den väterlichen Thron zu setzen.
Sept., Okt. 1063. Im Herbst rückte ein beträchtliches Heer, bei welchem sich König Heinrich in Begleitung Adalberts befand, unter der Führung des tapfern Otto von Nordheim über die ungarische Grenze. Belas Friedensanträge wurden verworfen. Schon standen die Heere schlachtbereit einander bei Mysburg (Wieselburg) gegenüber, als der plötzliche Tod Belas eine schnelle glückliche Entscheidung herbeiführte. Salomo wurde nun in Stuhlweißenburg gekrönt und erkannte die Oberhoheit des deutschen Königs an, mit dessen Schwester er sich um dieselbe Zeit vermählt haben wird. Otto von Nordheim erhielt von der Mutter des jungen Königs als Preis der Tapferkeit das Schwert des Mars, das einst Attila getragen haben sollte. Auf diesem Feldzug hatte Adalbert sich in der Gunst des Königs noch mehr befestigt und Annos Einfluß geschwächt. Der Stern des Kölners war be-
Pfingsten 1064. reits im Sinken, als er auf der Kirchenversammlung zu Mantua, wo der erneute Streit zwischen den Päpsten Alexander und Cadalus endgültig entschieden werden sollte, einen Beschluß unterstützte, welcher die kaiserlichen Hoheitsrechte über Rom verkürzte und ihm von keiner Seite Dank eintrug. Er hatte in einer Prinzipienfrage die Rolle eines Vermittlers übernommen und erntete nun den Lohn der Halbheit und Unentschiedenheit. Dies wußte Adalbert auszunutzen.
Ostern 1065. Auf sein Betreiben wurde im nächsten Jahre der fünfzehnjährige Heinrich zu Worms feierlich mit dem Schwerte umgürtet und für mündig erklärt: damit erreichte die vormundschaftliche Regierung ihr Ende. Heinrich ergriff die Zügel der Herrschaft mit eigener Hand und entledigte sich sofort des unbequemen Lehrmeisters und Gebieters Anno. Nun behauptete Adalbert die erste Stelle im königlichen Rate und verdrängte bald jeden andern Einfluß. Seine gewinnende Persönlichkeit, sein einschmeichelndes Wesen und seine geistvolle, durch Witzreden belebte Unterhaltung ergötzten und fesselten den König; da er aber vorzugsweise bei den Fehlern und Schwächen anderer verweilte, so wurde in dem jungen Gemüte frühe der Glaube an menschliche Tugend und Vorzüge erschüttert, die Achtung vor Menschen überhaupt erstickt.

Selbst die Kaiserin Agnes, die trotz des Vorfalls von Kaiserswerth gegen Anno

keinen Groll trug und seinen kirchlichen Ernst ehrte, vermochte nicht zu vermitteln, da sie dem handelnden Leben, an dem sie bisher aus mütterlichem Pflichtgefühl gegen die Neigung ihres Herzens teilgenommen, nun vollends den Rücken wandte. Durch die Mündigkeitserklärung des Sohnes hielt sie ihre Lebensaufgabe für beendigt. In ein leinenes Gewand gehüllt, ein Gebetbuch in der Hand, zog sie in Rom ein und nahm ihren Aufenthalt in dem Kloster der heil. Petronella, wo sie den Rest ihrer Tage mit frommen Bußübungen verbrachte, von Petrus Damiani bald ermahnt, bald erschüttert, bald getröstet. Nur zuweilen trat sie in die Welt zurück, sei es um als Pilgerin die heil. Stätten Italiens zu durchwandern, sei es um im Auftrage des Papstes mit ihrem Sohne zu verkehren. Als die Spannung zwischen dem Reich und der Kirche wuchs, geriet sie in eine bedrängte Lage, indem ihr religiöses Bewußtsein sie auf die Seite des Papstes führte, ihr mütterliches Herz für den König sprach. Diesen Zwiespalt ihres Inneren suchte sie durch Versöhnung der Gegensätze in der äußeren Welt auszugleichen. Sie ermahnte den Sohn aus der Ferne zum Frieden und zur Nachgiebigkeit gegen den heil. Vater. Aber die Ereignisse folgten dem mächtigen Strome der Zeit; die weibliche Vermittelung vermochte den natürlichen Lauf so wenig aufzuhalten, als ihre zarte Hand das Reichszepter zu führen vermocht hatte.

Agnes in klösterlicher Zurückgezogenheit.

2. Die Lage der Dinge in Italien und die wachsende Macht des Papsttums.

Papst Stephan IX., der begeisterte Anhänger des Ordens von Clugny, der strenge Gegner der Priesterehe, starb am 29. März 1058 bei seinem Bruder Gottfried in Florenz, ehe er die großen Entwürfe, von denen seine Seele erfüllt war, hatte zur Ausführung bringen können. Vor seiner Abreise hatte er die Römer verpflichtet, im Falle seines Todes keine Papstwahl vorzunehmen, ehe Hildebrand, den er zum Archidiakonus ernannt, aus Deutschland zurückgekehrt sein würde. Wir wissen, daß derselbe dahin gegangen war, um die nachträgliche Bestätigung der Kaiserin für Stephan einzuholen. Kaum aber gelangte die Kunde von dem Ableben des Papstes nach der Tiberstadt, als die Adelspartei, an ihrer Spitze die Grafen von Tuskulum, welche die frühere Machtstellung wieder zu gewinnen, Papsttum und Patriziat wieder in ihre Hände zu bringen hoffte, auf eigenmächtige, unkanonische Weise den Kardinalbischof Johannes von Velletri auf den apostolischen Stuhl erhob. Schon der Name Benedikt X., den der Neugewählte führte, deutete an, daß es auf eine Herstellung der alten Mißregierung abgesehen war. Die Häupter der Reformpartei suchten eine Zuflucht in Florenz und Monte Cassino, unter ihnen der eifrige Bußprediger Petrus Damiani, den Stephan aus dem Einsiedlerleben nach Rom gerufen und zum Bischof von Ostia gemacht hatte, eine jener mystisch schwärmenden Naturen, die, wie einst Romuald und der heil. Nilus durch strenge Asketik, durch eine „Bußdisziplin" mit Geißelungen, Andachtsübungen und Entbehrungen alle Sünde und Weltlust zu überwinden, die Menschenseele zur „Leibeigenen" der Kirche zu machen bestrebt waren. Als Kardinal Hildebrand, von seiner Gesandtschaftsreise aus Deutschland zurückkehrend, in Florenz von diesen Vorgängen Kunde erhielt, war er sogleich entschlossen, die Kirche vor dem Rückfall in die

Die Papstwahl unter Hildebrands Einfluß. 1058. 1059.

alte Schmach und Erniedrigung zu retten. Er kam mit Gottfried überein, den Bischof Gerhard von Florenz, einen Burgunder von Geburt, der zu dem lothringischen Hause in nahen Beziehungen stand, auf den päpstlichen Stuhl zu heben. 28. Dez. 1058. Nachdem dieser von einer Anzahl Kardinäle und Bischöfe, die sich aus der Zerstreuung in Siena gesammelt hatten, zum kirchlichen Oberhaupte gewählt und von der Kaiserin bestätigt worden war, sprach eine nach Sutri berufene Synode über Benedikt die Absetzung aus und belegte ihn mit dem Fluche der Kirche. Aber der römische Adel war entschlossen, seinen Erkornen zu verteidigen. Als jedoch Gottfried mit Bewaffneten vor die Thore Roms rückte und Hildebrand mit Geld und Verführung die Reihen der Gegner löste und die Bewohner der Leostadt jenseit des Tiber (Trasteveriner) unter die Fahne rief, entsank den Führern der Mut. Nach kurzem Kampfe ergriffen Benedikt und seine Beschützer 24. Jan. 1059. die Flucht, worauf Gerhard im Lateran die Weihe empfing. Er nahm den bedeutungsvollen Namen Nikolaus II. an. Wie der erste Kirchenfürst dieses Namens, wollte auch er das Papsttum über jede weltliche Herrschaft erheben.

Hildebrands Bestrebungen und Ziele.

Denn wenn sich auch Hildebrand zur Befreiung des Stuhles Petri von der Tyrannei des römischen Adels der kaiserlichen Autorität bediente, so war er doch weit entfernt, die deutsche Schutzherrschaft über Rom zu erhalten oder zu befestigen. Der kluge Prälat hatte ohne Zweifel bei seinem letzten Aufenthalt in Deutschland erkannt, mit welchen Schwierigkeiten das Regiment einer Frau und eines Kindes zu kämpfen habe und welche Stürme dort bevorständen. Jetzt schien ihm der günstige Augenblick gekommen, die Kirche zur Freiheit und Selbständigkeit zu erheben und dem apostolischen Stuhle eine solche Stellung zu verleihen, daß er, ungehemmt von äußeren Gewalten und Störungen, die religiösen und kirchlichen Ideen, welche Hildebrand und seine Gesinnungsgenossen in der Seele trugen, zur Ausführung zu bringen vermöchte. Das Papsttum müsse der kaiserlichen Schutzherrschaft entzogen werden, die Kirche die Autonomie und Selbstregierung in ihren inneren und äußeren Angelegenheiten, der Nachfolger des heil. Petrus die Herrschaft über Rom besitzen. Hildebrand trat damit für die Kirche und das Papsttum zunächst nur ein in den Kreis der zentrifugalen Bestrebungen, welche die von Heinrich III. gegründete monarchische Ordnung aufzulösen bemüht waren. Wie die deutschen Stammesfürsten nach erblicher Landeshoheit in ihren Territorien trachteten, wie die geistlichen Herrschaften sich mehr und mehr von den weltlichen Gewalten unabhängig zu machen suchten, so scheint auch Hildebrands Absicht zunächst nur dahin gegangen zu sein, den Kirchenstaat samt dem apostolischen Herrscherthron von dem Bunde mit dem Kaisertum zu befreien, ihn zum Mittelpunkt einer eigenen Politik zu machen und ungestört von fremden Einwirkungen der Kirche und dem Klerus die Verfassung, Gesetze und Einrichtungen zu geben, welche nach den Anschauungen der Cluniacenser und ihrer Gesinnungsgenossen allein geeignet waren, beide ihren Idealen entgegenzuführen. Erst als im Laufe des Streites die Reichsge-

walt immer mehr von ihrer Macht und Höhe herabsank, mag auch der kühne, mit staatsmännischem Scharfblick begabte Kirchenfürst sich in dem Gedanken gefallen haben, das Papsttum an die Stelle zu rücken, die bisher das römisch-deutsche Kaisertum innegehabt, den apostolischen Stuhl über jede irdische Macht, die Tiara über jede Fürstenkrone zu erhöhen und endlich, getragen von der herrschenden Zeitströmung und der vorwiegenden Macht der religiösen Ideen, den Grundsatz ausgebildet haben, daß alle zeitliche Herrschaft nur ein Ausfluß der dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern übergebenen göttlichen Machtfülle sei, daß somit Kaiser und Könige und alle weltlichen Fürsten von dem apostolischen Stuhl in Rom in Lehnsabhängigkeit ständen, alle legitime Herrschergewalt im Papsttum ihre Quelle und ihren göttlichen Ursprung habe. Durch die Vertreibung Benedikts X. und die Erhöhung Nikolaus II. war zunächst die römische Adelsfaktion, welche früher einen für die Ehre und Würde des apostolischen Stuhles so verderblichen Einfluß auf die Besetzung des Pontifikats geübt hatte, auf immer beseitigt. Ihr eigener Frevelsinn, ihre Selbstsucht und Herrschgier hatten sie zu Fall gebracht. Jetzt lag die schwierigere Aufgabe vor, das Papsttum und den Kirchenstaat auch vom deutschen Kaisertum zu emanzipieren, den gegenwärtigen Zeitpunkt, da das Reichsregiment erschlafft war, die Glieder sich von dem Ganzen zu lösen suchten, die widerstrebenden Elemente nach Befreiung rangen von der zwingenden Macht der Gesetze und Reichsobrigkeit, zu benutzen, um die Papstwahl von jeder äußeren Obmacht loszubinden. In früheren Jahren war es das starke Kaisertum gewesen, welches den heil. Stuhl vor dem römischen Adel aus den Stürmen bürgerlicher Unruhen und Aufstände gerettet; jetzt benutzte die Kurie die Zeit, da die Zügel des Reiches den schwachen Händen eines Weibes und eines Kindes entsanken, um die fremde Autorität wegzustoßen und sich dann selbst auf die freie Höhe zu schwingen. Aber stand nicht zu befürchten, daß sich der römische Adel und das deutsche Kaisertum wieder aufrafften und den Kirchenfürsten mit Schmach von dem angemaßten Posten herabstürzten? Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, sahen sich die Häupter der Kirche, Papst Nikolaus II. und sein bestimmender Ratgeber Hildebrand, nach neuen Schutzmächten um. Diese fanden sie in den Normannen und in der nationalen Partei des italischen Volkes; mit beiden schloß daher Kardinal Hildebrand seinen Bund. War doch die letztere auch für die kirchlichen Reformen begeistert, so daß hier politische und kirchliche, hierarchische und vaterländische Bestrebungen zusammentrafen. Im Verein mit solchen Kräften und mit der mächtigen kirchlichen und religiösen Zeitströmung mußte das Papsttum als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen.

1. Die Normannen in Unteritalien. Wir kennen jene ritterlichen Abenteurer aus der Normandie, welche sich voll Unternehmungssinn und verwegener Tapferkeit Fürstentümer und Herrschaften in Apulien und Kalabrien gegründet haben. Papst Leo IX. hatte sie mit geistlichen und weltlichen Waffen bekämpft, und Stephan X.

hatte schon die Schätze von Monte Cassino nach Rom bringen lassen, um zu einem Feldzug gegen sie zu rüsten, als ihn der Tod abrief. Hildebrand schlug andere Wege ein. Er wußte, wie schwer der Fluch der Kirche auf den gläubigen Rittern lastete; hatte doch bereits Leo ihre fromme Ergebenheit kennen gelernt. Kaum war daher der päpstliche Stuhl im Besitz Nikolaus II., so knüpfte Hildebrand in dessen Namen Unterhandlungen mit den Normannen an und suchte sie aus Feinden zu Freunden und Beschützern des römischen Kirchenstaates zu machen. Gerade um diese Zeit hatte Richard, Graf von Aversa, Rainulfs Neffe, ein stattlicher Ritter von einnehmenden Gesichtszügen, hellem Auge und kühnem Mute, das Herzogtum Capua erobert und die letzten Sprößlinge des langobardischen Fürstenstammes ins Elend getrieben, und
1058. sein Schwager Robert Guiscard, jener kühne und schlaue Abenteurer, hatte bereits den Siegeslauf begonnen, der ihn allmählich zum Gebieter von Apulien und Kalabrien machte. Da unter seinen Eroberungen auch Besitzungen waren, auf welche der römische Stuhl Ansprüche zu haben glaubte, so war er durch den päpstlichen Bann von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen worden. Um so begieriger griff er nach der Hand des Friedens und der Versöhnung, die ihm aus dem Lateran dargeboten wurde. Es wurde erwähnt, wie Robert auf einer Synode in Melfi (V, 741) vom Banne gelöst ward und die eroberten Länder als Lehen des heil. Stuhles empfing, nachdem er gelobt hatte, das Patrimonium Petri, mit Einschluß von Benevent, nicht anzugreifen, den Papst in seinen Rechten zu schirmen und dem römischen Stuhl jährlich einen Zins zu entrichten. Auch Richard wurde als Fürst von Capua anerkannt und schwur dem Nachfolger Petri Lehnstreue. Hildebrand und Nikolaus trugen kein Bedenken, über Territorien zu verfügen, auf welche ihnen keinerlei Rechte zustanden, und dies zu Gunsten von Männern, die gleichfalls keine andern Ansprüche geltend machen konnten als die Stärke ihres Arms und das Glück ihrer Waffen. „Die Rechte der beraubten Herrscher wurden dabei so wenig beachtet, als die sog. Oberhoheit des Deutschen Reichs. Man sah eine Legitimität verschwinden, eine andere aus einem Raube entstehen. Die Legitimität hat zu allen Zeiten dem Eigennutz dienen und weichen müssen." Die Normannen bewiesen alsbald ihre Dankbarkeit für ein Vertragsverhältnis, das sie aus exkommunizierten Räubern und Bandenführern zu rechtmäßigen Herrschern des schönen Unteritalien erhob, indem sie als Lehnträger des heil. Stuhles sogleich gegen die Widersacher desselben zu Felde zogen. Sie brachen die Schlösser der Grafen von Tuskulum und Präneste, zwangen die feste Burg Galeria, wo Benedikt seinen Aufenthalt hatte, zur Übergabe und befreiten Rom von der verderblichen Macht des Landadels. Benedikt legte sein päpstliches Gewand ab und begab sich in das Haus seiner Mutter nach Rom.

2. Die kirchliche Parteistellung in der Lombardei. In der Lombardei ging eine tiefe Spaltung durch den gesamten Klerus, deren Wirkungen bald auch in den übrigen Ständen sich fühlbar machten. Wir wissen, welche bedeutende Stellung die Bischöfe der oberitalischen Städte, an ihrer Spitze der Metropolit von Mailand, allmählich gewonnen hatten. Der Nachfolger des heil. Ambrosius hatte gegenüber dem römischen Stuhle stets eine gewisse Selbständigkeit bewahrt, sowohl in Hinsicht der kirchlichen Formen als der Rangverhältnisse. Die übrigen Bischöfe der Lombardei standen unter dem Erzbischof von Mailand; und wenn auch die stolzen Entwürfe des kühnen Aribert nicht in ihrem ganzen Umfange verwirklicht werden konnten, so hielt doch auch sein Nachfolger Guido jeden Schein einer Abhängigkeit von Rom fern. Stand dem römischen Kirchenfürsten das Recht der Kaiserkrönung zu, so verlieh der Erzbischof von Mailand die lombardische Königskrone; und während in Rom sehr

häufig die weltliche und geistliche Macht in der Stadt geschieden war und eine übermütige Adelspartei nicht selten über den apostolischen Stuhl eine Zwingherrschaft übte, hatte das Mailänder Erzstift die meisten Grafenrechte an sich gebracht und die kleinen Adelsgeschlechter der Valvassoren auf seine Seite gezogen. Aus diesem städtischen Adel ging der lombardische Klerus hervor, der, unermeßlich reich und „zahllos wie der Sand am Meer", auch die Interessen desselben teilte. Nicht nur, daß die lombardische Geistlichkeit sich einem weltlichen Leben in Freuden und Genüssen hingab, daß sie auf die Falkenjagd zog, an Wein und Brettspiel sich ergötzte, sie war auch größtenteils verheiratet und durch Familienbande mit dem städtischen Adel verknüpft. Der kaiserliche Hof begünstigte sie, weil die deutsche Herrschaft in den Reihen des höheren Klerus und der ritterlichen Geschlechter ihre getreuesten Anhänger zählte. Diesem reichen und verweltlichten Klerus, mit dem Erzbischof an der Spitze, trat nun eine Reformpartei entgegen, welche die laxe Disziplin der lombardischen Bischofshöfe bekämpfte, der herrschenden Simonie die Unentgeltlichkeit der Weihen gegenüberstellte, die Priesterehen, die besonders unter der Landgeistlichkeit gewöhnlich waren, durch das Gebot des Cölibats und keuscher Enthaltsamkeit zu beseitigen suchte und die Machtansprüche des Mailänder Erzstifts durch die höhere Kirchengewalt des apostolischen Stuhles in Rom einschränken wollte. Diese Partei gewann an Einfluß und Ansehen, als sich einige dem höheren Stiftsadel angehörige Kleriker an ihre Spitze stellten und das niedere Volk für ihre Ansichten gewannen. Nachdem Anselm aus Baggio, der erste Vorkämpfer der cluniacensischen Reformen, durch seine Erhebung zum Bischof von Lucca dem aufgeregten Leben des Mailänder Metropolitansitzes entrückt worden, traten zwei andere Kleriker vornehmen Standes, die sich einst, wie auch Anselm, um das Mailänder Erzbistum beworben, Arialb und Landulf, als Sittenprediger und Kirchenreformer an die Spitze der Opposition. Sie nannten die Mailänder Geistlichen „Simonisten" und „Buhler" und straften ihr weltliches und üppiges Leben; diese vergalten den Schimpf, indem sie ihre Gegner mit der Benennung „Pataria" d. h. Lumpengesindel belegten, weil sie ihren Hauptanhang in der unteren Volksmasse hatten. Bei wachsender Parteiwut gesellte sich zu dem religiösen Gegensatz noch ein politischer, indem die Bischöfe und der städtische Adel sich enger an den kaiserlichen Hof anschlossen, die „Patarener" dagegen die Oberherrschaft des Papsttums begünstigten. Die Energie der Reformpartei trug den Sieg davon. Als Arialb, durch eine lombardische Provinzialsynode mit dem Banne belegt, die Hilfe Roms anrief, sandte der Papst den Kardinal Petrus Damiani und Bischof Anselm von Lucca als Legaten nach Mailand. Das kühne Auftreten des strengen Reformpredigers, der ohne weiteres auf der Synode den Vorsitz in Anspruch nahm, machte auf den Erzbischof Guido solchen Eindruck, daß er den Forderungen Roms nicht zu widerstehen wagte. Selbst ein drohender Aufstand des über die Erniedrigung des Erzstifts erbitterten Volkes vermochte die Demütigung nicht abzuwenden. Der eifrige Bischof von Ostia unterwarf die mailändische Kirche dem apostolischen Stuhle, belegte die Kleriker, welche sich der Simonie und der Übertretung der Keuschheitsgesetze schuldig gemacht, mit Kirchenbußen und zwang den Metropoliten und seine Suffragane, die Bischöfe von Brescia, Lodi, Novara, Vercelli, Alba und Asti, sich in allen Dingen den römischen Formen, Gesetzen und Vorschriften zu fügen. Damit empfing die Freiheit und bevorzugte Stellung der Ambrosianischen Kirche einen tödlichen Stoß. Bald darauf erschienen die lombardischen Kirchenhäupter auf dem Konzil in Rom, um Zeugen zu sein von dem Glanze, der sich jetzt um den apostolischen Sitz verbreitete. Hier empfing Guido aus den Händen des Papstes einen Ring als Zeichen der Versöhnung, aber zugleich auch als Symbol erneuter Investitur.

Als Benedikt durch die Normannen, Erzbischof Guido und seine Genossen,

Die röm. Synode vom Jahre 1059. 1. Die neue Wahlordnung. „die hartnäckigen Stiere der Lombardei", durch die Reformer und Patarener zur Unterwerfung gebracht waren, wurde eine Kirchenversammlung nach Rom entboten, welche dem Triumphe des Pontifikats das Siegel aufdrücken und durch eine neue Wahlordnung die Freiheit und Unabhängigkeit desselben auf ewige Zeiten sicherstellen sollte. 113 Bischöfe aus Italien, Burgund und Frankreich und eine große Zahl niederer Kleriker und Mönche folgten dem Rufe 13. April 1059. des Papstes nach dem Lateran. Nachdem hier Benedikt, der Erkorne des Adels, ein Sündenbekenntnis abgelesen und dann von der Versammlung nochmals abgesetzt, aus dem Priesterstand gestoßen und auf Lebenszeit in das Kloster St. Agnese bei Rom verbannt worden, wurde ein neues Gesetz über die Papstwahl erlassen. Um den apostolischen Stuhl der Einwirkung der römischen Adelsgeschlechter, die in früheren Zeiten und noch kürzlich einen so unheilvollen Einfluß auf die Kirche geübt, für immer zu entziehen und damit zugleich den römisch-deutschen Kaisern die Gelegenheit zu Einmischungen in die Wahlhandlung zu benehmen und allmählich deren Hoheitsrechte zu beseitigen, beschloß die Synode, daß fortan der Stuhl Petri durch das Kollegium der römischen Kardinäle besetzt werden sollte, d. h. durch den aus den 7 Kardinal-Bischöfen des römischen Sprengels und den 28 Kardinal-Priestern und 18 Diakonen der römischen Hauptkirchen gebildeten obersten Staats- und Kirchenrat, nicht mehr durch Adel, Klerus und Volk, denen nur noch aus Rücksicht für das Herkommen eine nachträgliche Zustimmung zukommen sollte. Ferner wurde festgesetzt, daß die Papstwahl nicht unbedingt an Rom gebunden sei, sondern daß, falls unruhige Auftritte zu befürchten ständen, das kirchliche Oberhaupt auch an jedem anderen Orte kanonisch gewählt werden könnte, sogar von einer Minderzahl von Kardinälen, wenn nur die gesetzliche Ordnung dabei beobachtet würde, und daß der Gewählte nicht unbedingt der römischen Kirche angehören müsse. Durch dieses von Hildebrand verfaßte wichtige Dekret, das zunächst die vorausgegangene Wahl des Bischofs von Florenz für legal erklären und das dabei eingehaltene Verfahren als Norm für alle Zukunft festsetzen sollte, „wurde das Volk von der Wahl hinweggedrängt und deren uralte demokratische Grundlage in der Gemeinde zerstört, wurde die Ernennung des obersten Bischofs das Privilegium einer aristokratischen Priester-Minorität, eines neuen geistlichen Senats."

Diese merkwürdige Wahlordnung Nikolaus II. war bald in zwei abweichenden Redaktionen verbreitet, von denen die römische die echte ist: diese erkennt nur in ganz allgemeinen Ausdrücken ein Recht des Kaisers bei der Papstwahl an und gewährt den Kardinalpriestern ein größeres Recht als den anderen Kardinälen, erwähnt auch die schließliche Mitwirkung von Volk und Adel von Rom durch Erklärung ihrer Zustimmung zu der neuen Wahl. Die andere, im kaiserlichen Interesse gefälschte, räumt dem Kaiser zunächst einen Anteil an der Wahl selbst ein, macht dann keinen Unterschied unter den Klassen der Kardinäle und kennt irgendwelche Mitwirkung des Volks nicht. — Die Tendenz der Neuerung erhellt aus der Angabe eines sonst nicht sehr zuverlässigen Schriftstellers, des Bischofs Benzo von Alba, daß Hildebrand in dieser

lateranischen Synode den heil. Vater mit einer Krone geschmückt habe, deren Inschriften verkündigten, daß die Krone des Reichs aus Gottes Hand, die Kaiserkrone aus Petri Hand komme. Die mit der Mitra verbundene Krone — die Doppelkrone, die im Anfang des 14. Jahrhunderts mit der dreifachen Krone vertauscht wurde — war der sinnbildliche Ausdruck der Vorstellung, daß der Nachfolger des Apostelfürsten die Herrschaft über das römische Reich von Gott erhalten habe, mithin die Kaiserkrone und die daran geknüpfte Macht und Ehre nur durch Übertragung des päpstlichen Stuhles verliehen werden könne, eine Vorstellung, welche, wenn sie durchgeführt ward, „das Kaisertum in unmittelbare Abhängigkeit von dem Papsttum, jede andere weltliche Macht zugleich in die Dienstbarkeit der römischen Kirche bringen mußte".

Außer dieser Wahlordnung faßte die lateranische Synode noch andere, tief in das kirchliche und klerikale Leben einschneidende Beschlüsse, welche den Supremat des heil. Stuhles im Sinne der Pseudo-Isidorischen Dekretalen und zugleich die Grundanschauungen von Clugny zur unbedingten Geltung bringen sollten. Nicht nur, daß jede Art von Simonie aufs strengste untersagt und alle, die sich dieser Sünde schuldig gemacht, mit Bußen und Amtsentsetzung belegt wurden, daß der Cölibat allen Geistlichen zur unerläßlichen Pflicht gemacht ward, alle Priester, die mit Frauen zusammenlebten, ihrer Einkünfte beraubt und von jeder Verrichtung heiliger Handlungen ausgeschlossen wurden und ein allgemeines Verbot erging, bei einem verheirateten Priester Messe zu hören: auch die alten Vorschriften des Bischofs Chrodegang von Metz, wonach die Kleriker eines Domstiftes ein gemeinsames, einfaches und mäßiges Leben führen und kein eigenes Vermögen besitzen sollten, wurden erneuert und die abweichenden Mißbräuche, die in einem „Winkel Deutschlands" eingerissen, gerügt. Zugleich befaßte sich die Synode mit dem zwischen den gallischen Theologen **Lanfranc** und **Berengar** von Tours ausgebrochenen Abendmahlsstreit, um auch in der Fixierung von Glaubenslehren dem römischen Stuhle das gesetzgebende Entscheidungsrecht zu vindizieren und über die gallikanische Kirche in ähnlicher Weise zu gebieten wie über die italische.

2. Weitere Konzilienbeschlüsse.

Die Ansichten Berengars, der sich vor der Versammlung gestellt hatte, aber vor Schrecken seine Sache nicht zu verteidigen vermochte, wurden für ketzerisch erklärt und der eingeschüchterte Mann gezwungen, seine geistigere Auffassung abzuschwören und ein von Kardinal Humbert ihm gereichtes Glaubensbekenntnis, worin das Dogma von der Substanzverwandlung durch die weihende Priesterhand in den rohesten sinnlichen Ausdrücken dargestellt war, öffentlich vorzulesen. Und als Berengar in der Folge das aufgezwungene Dogma widerrief, hatte er es nur der Gnade des ihm früher befreundeten Papstes Gregor VII. zu danken, daß er das Ende seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit verbringen durfte. Denn in Beziehung auf Glaubenssätze war Hildebrand nicht engherzig oder verfolgungssüchtig. Dem römischen Stuhl die Weltherrschaft zu erobern war sein einziges Streben. Auch bei der Verurteilung Berengars hatte er dieses Ziel im Auge. **Lanfranc** hatte das ganze Abendland wider seinen Gegner in Bewegung gesetzt. Der gesamte französische Klerus glaubte mit dem normännischen Abt, daß Brot und Wein nach der Konsekration wahrhaftiger Leib und Blut Christi seien. Dieser Macht konnte Rom nicht widerstehen. Wir wissen, welche Dienste Lanfranc dem päpst-

Berengar von Tours.

lichen Stuhle bei Wilhelm dem Eroberer leistete (V, 724). Ein Mann von solchem Ansehen war als Feind ebenso furchtbar, wie als Freund nützlich.

Hildebrands Herrschergaben und Reformeifer.

Darin bestand Hildebrands Hauptstärke, daß er Menschen von den verschiedensten Naturanlagen sich dienstbar zu machen wußte. Nicht Papst Nikolaus II. war der Lenker der Stadt und der Kurie, sondern Hildebrand, dem er die Würde eines Archidiakonen der römischen Kirche und die reiche Abtei St. Paul verliehen. Der kleine Mann von bäuerischer Abkunft knüpfte bereits die Fäden, welche die abendländische Christenheit an den Stuhl Petri fesseln sollten. Niemand verstand besser als er, widerstrebende Richtungen zu seinen Zwecken zu benutzen. Wie er in Unteritalien die normännischen Ritter zu Dienstmannen Roms machte, so reichte er in Oberitalien den „Lumpen" die Hand zum Bunde; mit dem Markgrafen Gottfried war er durch die Bande der Freundschaft und der gleichen Interessen verknüpft, und selbst die Kaiserin Agnes fühlte sich durch ihre religiöse Richtung zu dem Freunde der cluniacensischen Kirchenreform hingezogen, so sehr sie anderseits dessen feindseligen Tendenzen gegen das Kaisertum zürnen mochte. Vor allem aber wußte Hildebrand die geistige und religiöse Zeitströmung zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Wie wenig er auch weltliche Mittel verschmähte, wo es galt, seine Gegner niederzuschmettern und die kirchliche Macht zu erhöhen, wie wenig er Scheu trug, in den bürgerlichen Kämpfen das Schwert zu gebrauchen und Blut zu vergießen, wie sehr er bemüht war, die Schatzkammern zu füllen und zu dem Zweck mit Wucherern und Wechslern, ohne Rücksicht ihres Glaubens, lebhaften Verkehr unterhielt, so war er doch tief durchdrungen von den strengen Religionssatzungen des Ordens von Clugny, so lag ihm doch die Reinigung der Kirche, die Hebung und Besserung des geistlichen Standes ernstlich am Herzen, so kämpfte er doch aus voller Überzeugung den schweren Kampf gegen die Sünden der Welt und des Fleisches. Wir haben gesehen, wie der hohe Klerus in das zeitliche Leben verstrickt war, wie wenig er durch die Pflichten seines Berufes von den Vergnügungen und Genüssen, den Geschäften und Zerstreuungen des weltlichen Herrenstandes abgehalten wurde, wie sehr man sich selbst in den meisten Klöstern mit den strengen Vorschriften der Disziplin und Enthaltsamkeit abzufinden wußte. Dieser Richtung und sittlichen Erschlaffung trat Hildebrand energisch entgegen, und sein Kampf war um so erfolgreicher, als ihm dabei eine mächtige Bundesgenossenschaft zur Seite stand — jene zahlreiche Klasse schwärmerisch erregter Menschen, welche mit grausamen Züchtigungen und Büßungen gegen die Sünde der Welt ankämpften und durch ihre entsagende Tugend und asketische Strenge große Gewalt auf die Gemüter des Volks übten.

„Während gottvergessene Bischöfe heidnische Orgien feierten," sagt Gregorovius, „lagen in den Eremitenzellen unwegsamer Gebirge Mönche in verzückter Andacht, und übernahmen es entsagende Anachoreten, die Schuld des sündigen Geschlechts durch unverschuldete Buße zu sühnen. In diesen Zellen oder Höhlen der Frömmigkeit lebte das unbekannte Geschlecht der

geringeren Propheten, deren Eifer nur in Feld und Wald dem Bergbewohner oder Landmann fühlbar wurde. Doch diese Tausende von Eremiten bildeten nur die unteren Stufen einer Pyramide; höhere Naturen stiegen auf, gewannen in weiteren Kreisen der Gesellschaft Macht, und leiteten Gemüt wie Vermögen der Menschen in die Kanäle, welche die Kirche von Rom ernährten."

Zu den hervorragendsten Gestalten dieser Klasse gehört der mehrerwähnte Petrus Damiani. **Petrus Damiani**, „eine schwärmerisch mystische Kraft", deren sich Hildebrand bediente, um die Welt durch das Feuer seiner Beredsamkeit zu entzünden, den Klerus durch Strafpredigten zu züchtigen und die Kirche dem von Clugny aufgestellten Ideal entgegenzuführen, „während er selbst kalt und klug berechnend sein hierarchisches System entwarf".

Damiani, der als Knabe in den Sümpfen von Ravenna die Schweine gehütet, bis ihn Verwandte in den Stand setzten sich eine gelehrte Bildung zu erwerben, hatte in Fonte Avellana, einer Romualdischen Einsiedelei bei Gubbio, als Eremitenmönch gelebt und die Bußdisziplin auf die höchste Stufe geführt, als ihn Stephan X. nach Rom zog und zum Bischof und Kardinal erhob. Mit innerem Widerstreben folgte er dem Rufe, und wie eifrig er sich auch aller Aufträge entledigte, zu denen ihn von da an die römische Kurie verwendete, wie sehr er als Botschafter, Friedensstifter, Reformprediger, Volksredner und Schriftsteller die Zwecke derselben förderte, nie verließ ihn die Sehnsucht nach der Wüste und Einsiedelei, nie fühlte er sich heimisch unter der vornehmen Geistlichkeit der Weltstadt. Er war ein gefügiges Werkzeug in der Hand Hildebrands, den er bewunderte, ohne ihn zu lieben, dem er sich unterordnete, ohne mit ihm in allem übereinzustimmen. Er diente seinem Meister mit allen Gaben seiner bedeutsamen Natur und doch beklagt er sich, „daß Hildebrand ihm Liebe beweise wie Nero, daß er ihn mit Knitteln liebkose und mit Adlerskrallen streichele", er nennt ihn seinen „heiligen Satan" und fleht, „daß er seinen geistlichen Hochmut nicht so hart auf ihn fallen lassen möge". Seine Gelehrsamkeit und sein mitunter derber und beißender Witz, die lebendige Phantasie und das südliche Feuer, die aus seinen Schriften hervorleuchten, seine eindringliche volkstümliche Beredsamkeit, deren Rustizität an Wald und Wüste erinnert, sein Eifern gegen die Laster der Geistlichkeit, die er in Briefen und besonders in dem „Buch von Gomorra" mit unangenehmer Genauigkeit schilderte, seine Eitelkeit, die unter der Kutte und dem Schmutze hervorschimmerte und ihn zuweilen zu Taktlosigkeiten verleitete; diese und andere Eigenschaften ließen kein intimes Verhältnis zwischen ihm und dem klugen Staatsmann im Priesterkleid aufkommen. Doch spendete Hildebrand dem Eremiten-Kardinal auch gelegentlich Lob und Worte der Anerkennung, damit er sich willig den Missionen, zu denen er ihn gebrauchte, unterziehe. Dieser aber fühlte die Schwere des Jochs und betete: „Du, der dem großen Petrus einst Herodes Kerker erschloß, befreie mich armen Petrus aus den Händen Hildebrands!" und bis an das Ende seines Lebens hat er in Briefen und Epigrammen seinen Unmut ausgesprochen über die Herrschsucht und geistige Tyrannei, die Hildebrand auf seine Umgebung, den Papst nicht ausgenommen, ausübte. Außer P. Damiani wirkten noch andere Männer mit verschiedenen Gaben für die Herrschaft Roms und Clugnys: so der erwähnte Anselm von Lucca, so der Burgunder Humbert, Kardinalbischof von Silva Candida, so der Abt Desiderius von Monte Cassino und sein Freund Alphanus, so Kardinal Stephan von St. Chrysogonus. Sie alle gehörten zu den „Augen des Papstes" und waren eifrige Arbeiter im Weinberge der Kirche.

Die kirchlichen Neuerungen des römischen Stuhls waren von zu tiefgreifen-

Gegenbestrebungen. der Wirkung, als daß nicht heftige Gegenbewegungen hätten erfolgen sollen. In Rom regte sich der Adel der Stadt und der Campagna, an ihrer Spitze der wilde Cencius, Sohn des Präfekten Stephan, um das Wahlrecht wieder zu erobern; in Oberitalien entbrannte der Kampf der beiden Parteien mit neuer Heftigkeit, indem die vornehme Stadtbevölkerung und der mit ihr verbundene Klerus die alten Kirchenzustände gegen die Reformpartei und die „Patarener" zu verteidigen suchten; in Deutschland wurden die Beschlüsse der Lateranischen Synode, bei welcher der deutsche Klerus nicht mitgewirkt hatte, auf einer Kirchenversammlung verworfen und das Bestätigungsrecht des deutschen Reichsoberhauptes gewahrt. Alle diese feindlichen Gegensätze, die im stillen ihre Kräfte wider die Kurie und ihre reformierenden Mitstreiter gesammelt und
1061. gerüstet hatten, wirkten zusammen, als Papst Nikolaus II. am 27. Juli 1061 in Florenz vom Tode abgerufen ward und nun alle Parteien sich anstrengten,
Doppelte Papstwahl. einen Mann ihrer Gesinnung auf den erledigten Stuhl zu bringen. Die Adelspartei hielt alsbald in Rom eine Versammlung, worin beschlossen ward, dem deutschen König die Insignien des Patriziats, die grüne Chlamys, die Mitra, den Ring und das Diadem, zu übersenden und ihn aufzufordern, nach des Vaters Weise einen Papst zu bezeichnen. Eine ansehnliche Deputation römischer Edlen, der sich mehrere geistliche und weltliche Bevollmächtigte aus der Lombardei anschlossen, zog über die Alpen und drang in die Kaiserin, ihrem Sohn die Kronrechte nicht rauben zu lassen. Auf die Kunde davon schickte auch Hildebrand einen Gesandten, den Kardinal Stephan, an den kaiserlichen Hof. Agnes wagte nicht, in einer so wichtigen Angelegenheit allein zu handeln. Sie berief die Großen Deutschlands und Italiens zu einer Reichsversammlung nach Basel, gab aber ihre Unzufriedenheit mit der Reformpartei dadurch zu erkennen, daß sie den Kardinal Stephan nicht vorließ. Dieser kehrte daher nach einigen Tagen unverrichteter Dinge zurück. Nun beschloß Hildebrand eigenmächtig vorzugehen. Unter dem Schutze einer normännischen Kriegerschar, die Graf Richard von Capua auf den Ruf des Abtes Desiderius von Monte Cassino nach Rom führte, wurde Anselm von Lucca, der eigentliche Stifter der Pataria, ein eifriger Anhänger der Grundsätze von Clugny und ergebener Schützling des
1. Okt. 1061. Fürstenhauses von Tuscien, im Lateran zum Papst gewählt. Nach seiner Weihe legte er sich den Namen Alexander II. bei. Diese Erhebung eines der entschiedensten Führer der Reformpartei auf den apostolischen Stuhl und dessen Verbindung mit den Normannen, den Feinden des Reichs, erregten in Deutschland und in der Lombardei großes Ärgernis. Als daher gegen Ende des Monats die Reichsversammlung in Basel, bei welcher sich viele Lombarden unter der Leitung des eifrigen Kanzlers Wibert von Parma eingefunden, zusammentrat, gab sich bald eine gereizte Stimmung gegen Rom kund. Der zehnjährige König, der mit seiner Mutter daselbst eingetroffen war, wurde von den römischen Gesandten, Gerard von Galeria und Cencius an ihrer Spitze, in

der Versammlung mit den Insignien des Patriziats geschmückt; dann wurde die Wahl Alexanders II. als ungesetzlich verworfen und Cadalus, Bischof von Parma, einer reichen veronesischen Familie angehörig, ein ebenso treuer Anhänger des Kaiserhauses als ein entschiedener Gegner des Cölibats und der Reformpartei und der Patarener, zum Papst gewählt. So hatte denn die 28. Okt. 1061. abendländische Christenheit zwei Oberhäupter, und alles blickte mit gespannter Erwartung auf den Ausgang des Kampfes, zu dem sich beide rüsteten. Es handelte sich nicht um die Personen, welche einander den hohen Rang streitig Der Prinzipienkampf. machten, sondern um die Prinzipien, deren Repräsentanten sie waren. Weder Alexander II. noch Cadalus, der zuweilen den Namen Honorius II. führte, waren bedeutende Persönlichkeiten, aber hinter und neben ihnen standen kühne Parteikämpfer und Fahnenträger, welche mit allen Kräften für ihre Sache eintraten. Wenn die einen die „Freiheit der Kirche" zur Losung machten, so beriefen sich die andern auf Recht und Gesetz; wenn sich die einen auf das untere Volk und auf Mönche und Einsiedler stützten, so zählten die andern die geistliche und weltliche Aristokratie zu den ihrigen; wenn die einen zu ihrer Rechtfertigung geltend machten, daß sie die nationale Sache Italiens gegen die Herrschaft der Deutschen verteidigten, so konnten die andern fragen, ob denn die normännischen Räuberbanden, denen sie die Kirchenschätze und die schönsten Länder Italiens preisgegeben, nicht auch Fremdlinge seien und ob diese etwa mit besseren Waffen kämpften als die Deutschen? Auch litterarische Wortführer hatten beide Teile aufzuweisen. Für Alexander II. und seinen Kanzler Hildebrand trat Petrus Damiani als Vorkämpfer in die Schranken und verfocht die Sache Roms in energischen Flugschriften; auf der gegnerischen Seite zog der erwähnte Benzo, Bischof von Alba in Piemont, mit den Waffen der Satire und persönlicher Invektiven wider die Hildebrandsche Partei zu Felde. Als sich Cadalus anschickte, mit den Waffen in die Lombardei hinabzusteigen, sandte er Benzo voraus, daß er ihm „mit goldenem Schlüssel" die Thore Roms öffne und den Weg zu St. Peter bahne.

Ohne auf Widerstand zu stoßen, durchzog Cadalus die Lombardei, be- Parteikämpfe in und vor setzte, nachdem er in Parma aus seinen Stiftsvasallen sein Heer verstärkt, das Rom. 1062. der Markgräfin Beatrix gehörige Bologna und rückte über Sutri gen Rom, wo sein Gesandter ihm bereits vorgearbeitet hatte. Eine im Zirkus abgehaltene Volksversammlung, in welcher Benzo den Papst Alexander einen meineidigen Verräter am deutschen Hof nannte, einen Eindringling, der mit normännischen Waffen über die Stadt hergefallen sei, entschied sich für Cadalus; viele vornehme Römer trafen bei ihm ein und geleiteten ihn nach dem Neronischen Felde am Fuße des Monte Mario. Hier trug Cadalus über die Söldnertruppen, die Hildebrands Geld zusammengebracht, in blutigem Treffen einen glänzenden Sieg 14. April 1062. davon. Die Leostadt mit der Engelsburg und St. Peter fiel in die Hände der kaiserlichen Partei, und aus den bittern Vorwürfen und Verwünschungen, wo-

mit Petrus Damiani in seinen Briefen den Gegenpapst überschüttete, läßt sich erkennen, wie wenig damals die Anhänger Hildebrands auf einen glücklichen Ausgang hofften. Dennoch erreichte Cadalus nicht sein Ziel. Er vermochte nicht in die von den Gegnern wohlverteidigte Stadt einzudringen; und als er vernahm, daß Gottfried mit Kriegsvolk im Anzug sei, verlegte er sein Lager nach Tuskulum, um dem römischen Landadel näher zu sein. Gottfried schloß sich indessen keiner der hadernden Parteien an, wie sehr er auch Hildebrands Sache begünstigen mochte. Er zog es vor, als gebieterischer Schiedsrichter aufzutreten; beide Päpste sollten in ihre Bistümer zurückkehren und die Entscheidung ihrer Sache dem kaiserlichen Hofe anheimgegeben werden. Darauf begab sich Alexander nach Lucca, Cadalus nach Parma. Hildebrand blieb in Rom, verdrießlich, daß die Besetzung des Papsttums nun abermals von dem Spruche des Königs abhängig gemacht ward; sein Streitgefährte Petrus Damiani zog sich wieder nach Fonte Avellana zurück, hörte aber doch nicht auf, durch Schrift und Wort die „Freiheit" der Kirche zu verfechten.

Annos Haltung zu der römischen Streitfrage. Als Gottfried nach Deutschland kam, ging gerade die Regentschaft in die Hände des Erzbischofs Anno über. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er um die Entführung des Königs von der Rheininsel wußte. Anno konnte sich nur durch den Beistand des Herzogs und der Reformpartei auf dem angemaßten Posten erhalten. Er wirkte daher auf der Reichssynode zu Augsburg für die Erhaltung des Friedens und der Eintracht zwischen Thron und Kirche, führte aber dadurch eine Entscheidung herbei, welche dem königlichen Ansehen eine schwere Wunde schlug und der Sache Hildebrands und der Reformpartei zum Siege verhalf. Es wurde nämlich beschlossen, durch einen eigenen Gesandten die Lage der Dinge untersuchen zu lassen; würde sich dabei herausstellen, daß Alexanders II. Wahl gesetzmäßig und ohne Simonie vor sich gegangen sei, so solle derselbe von Lucca nach Rom zurückkehren dürfen. Burkhard von Halberstadt, Annos Neffe, reiste darauf als Gesandter über die Alpen und vollzog seinen Auftrag im Sinne Gottfrieds und Hildebrands. Im Januar 1063 zog Alexander II. unter dem Schutze des Herzogs und der Normannen wieder in den Lateran ein; die Wahl des Gegenpapstes Cadalus war somit für ungültig erklärt. Selbst Wibert, der eifrige Vorfechter der kaiserlichen Partei, wurde seines Kanzleramtes entkleidet und der Bischof von Vercelli, ein Freund Alexanders, an dessen Stelle erhoben.

Cadalus zum zweitenmal vor Rom. 1063. 1064. Cadalus gab jedoch seine Ansprüche nicht auf. Im Vertrauen auf den römischen Adel, dessen Haupt Cencius noch immer die Engelsburg besetzt hielt, auf die lombardischen Bischöfe, welche die kirchlichen Reformen haßten, und auf die wachsende Parteiung in Deutschland, wo Annos Macht und Ansehen bald zu sinken begann, streckte er die Hand von neuem nach der Tiara aus. Mit Schätzen reichlich versehen, rückte er an der Spitze seiner Vasallen und Söldner
1063. zum zweitenmal vor die Mauern Roms. Von Cencius unterstützt bemächtigte er sich wiederum der Leostadt und der Peterskirche; sein Geld führte viele vom Adel und der Bürgerschaft unter seine Fahne; in der Campagna regten sich die Gegner der hierarchischen Allgewalt. In den Straßen Roms wurden mehrere Wochen hindurch erbitterte Kämpfe geführt; die Trümmer

und Monumente des Altertums dienten als Bollwerke und Festungen. Zwei Kirchenhäupter, von denen der eine in der Hadriansburg, der andere im Lateran seinen Sitz hatte, bekriegten sich mit weltlichen und geistlichen Waffen, mit Gold und mit Eisen, mit Schmähschriften und Bannbullen, und ihre Schildträger Benzo und Damiani boten alle Kräfte ihres Geistes und ihrer Rede auf, um ihrem Parteihaupte den Sieg zu verschaffen. Boten mit Hilfgesuchen wanderten nach Deutschland und Konstantinopel, brachten aber nur leere Verheißungen und ermunternde Worte zurück. Über ein Jahr dauerte dieser Zustand. Mit Ärgernis und Seelenangst blickte die abendländische Christenheit auf die Spaltung der Kirche. Endlich erlahmte die Streitlust der Römer, namentlich als die Gaben des Cadalus spärlicher flossen und seine Schätze zur Neige gingen, die Normannen dagegen, mit deren Hilfe Alexander II. sich im Lateran und in der Stadt behauptete, durch neue Scharen verstärkt wurden. So mußte denn Cadalus zum zweitenmal seinem Gegner das Feld räumen. „Nachdem er mehr als ein Jahr im Grabmal Hadrians geseufzt hatte, mußte er als Flüchtling im kläglichen Aufzuge davon reiten, noch zuletzt ausgeplündert von seinem Beschützer Cencius.“ Nun hatte die Hildebrandsche Partei den Sieg in der Hand, und es war wohl nicht nach ihrem Sinne, daß durch die Veranstaltung Gottfrieds und Annos ein Konzil nach Mantua berufen ward, um das Schisma der Kirche, das nach ihrem Dafürhalten durch den Ausgang des Kampfes bereits beigelegt war, endgültig auszugleichen. Dennoch wollte sie einem Vorhaben, das von ihren Gönnern in der wohlwollenden Absicht betrieben ward, die faktische Entscheidung durch die Autorität der gesetzlichen Form zu bekräftigen, keine Hindernisse in den Weg legen. Alexander stellte sich daher in Mantua ein, Cadalus dagegen, der gleichfalls geladen war, blieb in Cremona zurück, wahrscheinlich weil er ein ungünstiges Urteil voraussah. Nachdem sich Alexander gegen den Vorwurf der Simonie durch einen Eid gereinigt hatte, wurde er als rechtmäßiger Papst feierlich anerkannt und proklamiert, Cadalus dagegen, den man allgemein der Urheberschaft eines in Mantua entstandenen Aufruhrs beschuldigte, der päpstlichen Gewalt verlustig erklärt und mit dem Anathem belegt. Triumphierend kehrte Alexander unter dem Schutze Gottfrieds nach Rom zurück. Sein Einzug bezeichnete den Sieg der Hierarchie über alle zeitliche Gewalt. Das königliche Patriziat verschwand, die städtische Bürgerschaft mußte die Papstwahl den Kardinälen überlassen, die kaiserlichen Hoheitsrechte sanken zum Schatten herab; die mächtigsten Kriegsherren, Gottfried und die Normannen, welche von Norden und Süden den Kirchenstaat bedrängen oder beschützen konnten, waren ergebene Diener und Lehnsfürsten des apostolischen Stuhles.

Konzil in Mantua. 31. Mai 1064.

b. Das Fürstenregiment in Deutschland.

Heinrichs beabsichtigte Romfahrt.

Als Heinrich IV. im eigenen Namen zu regieren begann, erwartete man, daß er alsbald zur Kaiserkrönung über die Alpen ziehen würde, um die erschütterte deutsche Hoheit wieder zu befestigen, die drohende Macht der Normannen zu brechen und die Kirchenspaltung auszugleichen. Denn Cadalus gab auch nach dem Konzil in Mantua seine Ansprüche nicht auf. Er fuhr fort in Parma die dem Papst zustehenden Rechte zu üben, und nicht bloß die Erzbischöfe von Ravenna und Mailand und mit ihnen die Mehrheit des lombardischen Klerus hielten zu ihm, alle Gegner des Cölibats und der monarchischen Allgewalt des römischen Kirchenhauptes standen offen oder insgeheim auf seiner Seite. Nur das Erscheinen des deutschen Königs an der Spitze eines Heeres hätte Ordnung schaffen können. Es fehlte nicht an eifrigen Fürsprechern einer solchen Heerfahrt. Anno betrieb sie mit großem Eifer; Gottfried, der sich damals längere Zeit in Lothringen aufhielt, bot seine Hilfe an; Petrus Damiani, dem der fortdauernde Zwiespalt der Kirche tief ins Herz schnitt, mahnte in feurigen Sendschreiben den jungen König, das Beispiel seiner glorreichen Vorgänger nachzuahmen und die niedergebeugte Kirche aufzurichten. Heinrich war auch nicht abgeneigt, den Zug anzutreten; schon war der Zeitpunkt bestimmt, wo die Vasallen sich bereit halten sollten. Doch kam das Unternehmen nicht zur Ausführung. Wie es scheint, fürchtete Adalbert eine Minderung seines Einflusses, wenn Anno und Gottfried in die Nähe des Königs kämen, und hintertrieb die Heerfahrt. In diesem Punkte trafen seine Bestrebungen mit den Wünschen Alexanders und Hildebrands zusammmen: denn auch in Rom fürchtete man, die Ankunft des Königs möchte die Unabhängigkeit der Papstwahl wieder in Frage stellen und den Entwickelungsgang der hierarchischen Machtherrschaft hemmen. So verschob die Politik die bisherige Parteistellung: Anno und Gottfried schieden sich in den Ansichten über das Wohl der Kirche und des Reiches von ihren bisherigen Bundesgenossen in Rom, indes Adalbert, sonst ein Gönner und Fürsprecher des Gegenpapstes Cadalus, im Sinne der römischen Kurie handelte.

Adalberts Hofhaltung.

Mit Heinrichs Regierungsantritt begann für Adalbert eine glänzende Zeit. Er war der einflußreichste Ratgeber, der vielvermögende Günstling des jungen Königs. Aber das Glück brachte mehr seine Schwächen und Leidenschaften zu Tage als seine guten Eigenschaften und die großartigen Züge seiner Natur. Wir wissen, wie sehr sein Herz von Stolz, Eitelkeit und Herrschsucht erfüllt war, wie gern er sich an dem Glanze des Lebens weidete, mit welchem Behagen er sich in Bremen mit einer fast königlichen Hofhaltung umgab, wo fortwährend zahlreiche Gäste aller Art aus- und einzogen. Nicht als ob er selbst an schwelgerischen Mahlen Gefallen gefunden hätte; er blieb stets einfach und mäßig, und während er im Kreise seiner Verehrer den Wein reichlich fließen ließ, stand er oft ohne Trunk vom Mahle auf. Selten hörte er zu seiner Er-

holung Musik. Pantomimen und Gaukler ließ er nie vor sich. Aber mit seiner Größe wuchs seine Lust am Auffallenden und Ungewöhnlichen. „Was es irgendwo in der Welt Prächtiges gab, wollte er haben," sagt Adam von Bremen. Seine Hoffart und Eitelkeit öffnete sein Ohr Schmeichlern, Wohldienern und Schmarotzern, die sich scharenweise an ihn drängten und ihn mißbrauchten und betrogen. Er wurde endlich gegen jede Wahrheit so empfindlich, daß nur Schmeichler, Ärzte, Astrologen und Tausendkünstler Zugang zu ihm hatten, welche ihn mit ihren Träumereien und Fabeln ergötzten und denen er alles glaubte. Er hörte es gern, wenn ihn solche Leute als den „Patriarchen von Hamburg" feierten, wenn sie ihm weissagten, daß er einst Papst werden würde. Seine Verschwendung und Baulust gingen ins Abenteuerliche und verschlangen die Schätze seines Stifts, die Einkünfte seiner ausgedehnten Besitzungen. Er erbaute nicht nur Kirchen und Klöster, zahlreiche Burgen wurden errichtet, er legte auf dürrem Boden Gärten und Weinberge an, als ob er Klima und Natur bezwingen könnte. Nirgends wußte er Maß zu halten. Solche Extravaganzen erschöpften alle Einnahmen. Um immer neue Geldmittel herbeizuschaffen, drückte er seine Untergebenen mit schweren Steuern und Lasten und suchte seine Einkünfte oft auf ungerechte und unwürdige Weise zu vermehren. Er ließ sich von dem König die reichen Abteien Lorsch und Korvey zuteilen und befleckte sich mit niedrigem Ämter- und Pfründenverkauf. Und um in diesem Gebahren nicht gehindert zu werden, zog er die weltlichen und geistlichen Großen durch ähnliche Verleihungen und Schenkungen in sein Interesse.

So erlangte Anno, außer mehreren anderen günstig gelegenen Klöstern, die Abtei Malmedy in Niederlothringen, obwohl die Stiftungsurkunde ausdrücklich bestimmte, daß die beiden dem heiligen Remaclus geweihten Klöster Stablo und Malmedy unter einem Abte vereinigt bleiben sollten. Umsonst trugen die Mönche von Stablo die Gebeine ihres Heiligen vor den König, als er sich mit seinem Gefolge bei dem Bischof von Lüttich zur Tafel setzte; sie mußten ohne Erhörung abziehen. Der Bischof von Speier empfing die schöne Abtei Limburg; den Herzog von Bayern, Otto von Nordheim, suchte er durch die Abtei Altaich für sich zu gewinnen; Herzog Rudolf von Schwaben, des Königs Schwager, wurde mit der Abtei Kempten beschenkt und sein Bruder Adalbero, ein lahmer Mönch von riesenhaftem Leibesumfang, wurde zum Bischof von Worms erhoben. Der alte Herzog Gottfried der Bärtige erhielt Niederlothringen zurück und vereinigte somit das gesamte Erbe seines Hauses wieder in seiner Hand.

Der Fürstentag von Tribur. Adalbert vom Hofe verdrängt. 1066.

Wenn Adalbert wähnte, auf diese Weise sich die Mächtigen zu verpflichten und in ihnen Förderer seiner ehrgeizigen Herrschsucht und Gehilfen für seine Habgier zu finden, so irrte er sehr. Sie zürnten, daß er seine Untugenden auf den König übertrug, daß er dessen Gunst eigennützig ausbeutete und seinen Einfluß anwandte, um den Hof und die Person des jugendlichen Monarchen mit seinen Anhängern und Geschöpfen zu umgeben, daß er durch seine Witzreden und Spottsucht das Gift der Menschenverachtung in dessen Herz goß, daß er nicht müde ward, immer neue Schenkungsurkunden auszuwirken und sich sogar

alte Königspfalzen, wie Duisburg und Sinzig am Rhein, übertragen ließ, daß er eine „unerträgliche Alleinherrschaft voll offenbarer Tyrannei“ zu begründen trachtete und den Hof zu Goslar, wo er sich mit Heinrich meistens aufhielt, zum Sammelplatz leichtfertiger Leute, zum Sitz der Ausschweifung und Lustbarkeit machte und den sinnlichen Neigungen, dem Hange zur Wollust und Lüsternheit, die frühe in dem jugendlichen Fürsten sich kundgaben, nicht mit Ernst entgegentrat. Die Anzeichen dieser feindseligen Gesinnung wurden bald sichtbar. Als sich die Äbte von Lorsch und Korvey der Besitznahme ihrer reichen Stiftungen durch Adalbert gewaltsam widersetzten, fanden sie solche Unterstützung, daß trotz des königlichen Befehls der Erzbischof sich derselben nicht zu bemächtigen im stande war. Der junge Graf Werner, dessen Charakter als hitzig und gewaltthätig geschildert wird, der mit Adalbert die Gunst des Königs teilte, wurde, als er seinen Vasallen in einem Streite mit den Bürgern von Ingelheim zu Hilfe eilte, von einem gemeinen Knechte im Handgemenge mit einer Keule erschlagen. Unter der Leitung des Erzbischofs Siegfried von Mainz, der kurz zuvor von einer großen Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt war, vereinigten sich mehrere der mächtigsten geistlichen und weltlichen Fürsten zum Sturze Adal-
Jan. 1066. berts. Ein nach Tribur ausgeschriebener Reichstag bot eine günstige Gelegenheit zur Ausführung des Planes. Hier stellten die Häupter der Verschwörung, Siegfried und Anno, Otto von Nordheim und Rudolf von Schwaben, an den König die Forderung, entweder den Erzbischof vom Hof und von den Reichsgeschäften zu entfernen oder der Krone zu entsagen. Und wie tief die unwürdige Behandlung, die an die Gewaltthat von Kaiserswerth erinnerte, den jungen Fürsten verletzte, der Günstling mußte mit seinen Getreuen in der folgenden Nacht die Hofburg räumen und in sein Bistum zurückkehren. Nur ein starkes königliches Geleite sicherte ihn gegen Überfall auf dem Wege.

Folgen des Gewaltstreiches von Tribur.

Dem Gewaltstreiche von Tribur folgte ein dreijähriges Fürstenregiment, gleich verderblich für die Macht des Königtums wie für die Ehre des Reichs. Die wichtigeren Angelegenheiten wurden auf Fürstentagen entschieden, die laufenden Geschäfte besorgte bald dieser bald jener Bischof. Alle suchten aus der Lage Vorteile für sich zu ziehen, an des Reiches Wohlfahrt dachte keiner, Eigennutz und Selbstsucht waren die Götzen des Tages. Zu den Hauptanstiftern gehörte wohl Otto von Nordheim, ein Mann von hervorragenden Eigenschaften, der in bewegten Zeiten an die erste Stelle zu treten hoffen konnte.

„Vor allen anderen Großen,“ bemerkt Stenzel, „zeichnete Otto von Nordheim die Umsicht in der Anlage von Entwürfen, die Schlauheit, mit welcher er seine ehrgeizigen Absichten unter der Maske der Vaterlandsliebe versteckte, der feste Blick im Gewühle der Schlacht und die entschlossene Kühnheit aus, mit welcher er im Augenblicke der höchsten Gefahr seine glänzende Tapferkeit bewährte und, gleich groß als Feldherr und als Krieger, den oft schon entschwundenen Sieg an sein Banner fesselte. Schlagen konnten alle; er verstand es, die Scharen zu ordnen und einen Krieg zu führen, wie eine Verschwörung zu leiten. Seine Beredsamkeit sicherte ihm bei jeder Volksbewegung eine große Stelle. Dabei war er selbstsüchtig, gleich-

gültig in der Wahl seiner Mittel, treulos, undankbar, alles, sobald es zum Zweck führte, und der war zu herrschen."

Heinrich, der nun in die Jünglingsjahre eingetreten war, und von heiterer geselliger Natur und ritterlichem Wesen gern mit jugendlichen Genossen, meistens aus schwäbischem und fränkischem Geblüte, in einem freien Jagd- und Waffenleben sich bewegte, sah sich nun gleichsam aufs neue unter Vormundschaft gestellt, wie einen Gefangenen behandelt. Was half es ihm, daß er Krone und Zepter trug und mit dem Schwert umgürtet war, wenn die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände eines Anno, eines Otto von Nordheim u. a. überging, die er unter allen Sterblichen am meisten haßte! Wie mußten in seiner jungen Seele die Begriffe von Recht und Religion sich verwirren, wenn er die Häupter des Volkes und der Kirche mit ungezähmter Gier der Mehrung ihrer Besitztümer, der Befriedigung ihrer Herrschsucht nachjagen sah! Den Erzbischof Adalbert machten sie zum armen Mann: nicht genug, daß er Lorsch, Korvey und andere Schenkungen der königlichen Gnade aufgeben mußte, die Billunger, Herzog Ordulf, sein Sohn Magnus, sein Bruder Hermann, benutzten die Umstände, um über das Erzstift Bremen herzufallen. Die Abteien und Reichsgüter dagegen, welche die Fürsten und Bischöfe, die jetzt an der Spitze des Reiches standen, einst als Geschenke von Adalbert angenommen, behielten sie in ihren Händen.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Kränkungen, die Heinrich seit dem Tage von Tribur über sich ergehen lassen mußte, sein Herz mit Bitterkeit erfüllten; daß sie die edlen Regungen, die Gefühle der Freundschaft und Treue, der Großmut und Hingebung, in seiner Seele erstickten und dafür Mißtrauen, Verstellung und Rachsucht erzeugten. Seine hochbegabte und empfängliche Natur verdarb unter dem tödlichen Mehltau, den seine Leiter und Erzieher bald durch Schmeichelei und Nachgiebigkeit, bald durch Übermut und Trotz über sie ausgossen. Mit Ingrimm und Widerstreben beugte er sich unter den Zwang, den die Fürsten ihm auferlegten. Wir hören, daß er um Ostern zu Fritzlar von einer schweren Krankheit befallen ward, so daß die Ärzte für sein Leben fürchteten. Wieviel dazu die Gemütsaufregung beigetragen, ist ebensowenig nachzuweisen als zu leugnen. Er war noch nicht gar lange vom Krankenlager erstanden, so nötigte ihn der Fürstenrat, sich mit Bertha, jener ihm von seinem Vater in der Kindheit verlobten Tochter der Markgräfin Adelheid von Savoyen (Susa), zu vermählen. Die geistlichen und weltlichen Herren gedachten durch die Ehe mit einer jungen Fürstin den zahlreichen Liebschaften des Königs und dem Einfluß buhlerischer Frauen eine Schranke zu setzen. Die Chronikschreiber, namentlich der dem Frankenkönig so feindlich gesinnte Bruno, ergehen sich ausführlich in Schilderung der geschlechtlichen Ausschweifungen, denen sich Heinrich und seine mutwilligen Genossen hingegeben. In jenen Tagen der Extreme gingen Weltlust und Entsagung Hand in Hand; den Bußübungen der Anachoreten und Klosterleute standen die sinnlichen Freuden und Genüsse der Weltkinder gegenüber. Man darf also wohl annehmen, daß in dem jungen Heinrich das heiße Blut sich frühzeitig geregt und ihn für den Umgang mit schönen Frauen, für die Reize und Genüsse der Liebe, für die verfänglichen Künste buhlerischer Weiber

Heinrichs Vermählung mit Bertha v. Savoyen. 1066.

besonders empfänglich gemacht habe. Bei solcher Anlage und Richtung war es ein unglücklicher Gedanke, den sechzehnjährigen König zu einer Verbindung zu nötigen, die seinen Neigungen widerstrebte. Wie sehr auch die jugendliche Braut, die als wohlgebildet, sittsam und tugendreich geschildert wird, die ihrem Gatten mit unwandelbarer Liebe und Treue zugethan war und deren Familie zu den angesehensten Fürstengeschlechtern des obern Italiens gehörte, der hohen Stellung würdig war, zu der sie der Wille der Eltern berufen, Heinrich betrachtete sie als die Bundesgenossin seiner Gegner, die man ihm aufgedrängt habe, und wandte sein Herz von ihr ab. Er mußte zwar geschehen lassen, daß sie am 29. Juni in Würzburg zur Königin gewählt und gekrönt und vierzehn Tage später zu Tribur mit ihm vermählt ward, aber er begegnete ihr mit sichtbarer Abneigung. Es wird gemeldet, er habe nur den Thron mit ihr geteilt, dagegen jede eheliche Gemeinschaft mit ihr gemieden.

Verwirrung und Gesetzlosigkeit in Deutschland. Nun kamen böse Tage. Der König, verstimmt über den aufgezwungenen Fürstenrat, ließ sich die Regierungsgeschäfte wenig angelegen sein und folgte in der Wahl seiner Umgebung seiner Neigung. Junge Edelleute, die er an seinen Hof gezogen, bildeten seine tägliche Gesellschaft bei ritterlichen Abenteuern, bei Liebesanschlägen, bei verwegenen Jagden, bei mutwilligen Streichen, bei Gelagen und Lustbarkeit. Das schlaffe Regiment, das durch die Uneinigkeit des Königs und der fürstlichen Häupter herbeigeführt ward, brachte trübe Zeiten über Deutschland. Gesetz und Obrigkeit waren ohnmächtig, Frevel, Willkür und Gewaltthat regten sich ungescheut; die Leidenschaft durchbrach die Schranken der Ordnung, Rechtlosigkeit und Anarchie lagerten sich über die deutsche Erde.

1. Die Vorgänge in Trier. 1066. Anno selbst hatte bald diese Folgen ohnmächtiger Vielherrschaft zu beklagen. Als der erzbischöfliche Stuhl zu Trier in Erledigung kam, bewirkte er, daß sein Neffe Konrad von Pfullingen, bisher Dompropst in Köln, von dem König mit Ring und Stab belehnt ward, ohne daß die Trierer Geistlichkeit zur Wahl aufgefordert worden. Als nun der neue Erzbischof in Begleitung des Bischofs von Speier mit stattlichem Gefolge sich nach seinem Bestimmungsort begeben wollte, wurde er auf Anstiften des über die Verletzung der Wahlfreiheit erbitterten Klerus und Volkes von den Kriegsleuten des Stifts- und Burgvogts Dietrich in früher Morgendämmerung bei Bittburg in der
18. Mai. Nähe von Trier überfallen und, nachdem man ihn seiner Schätze beraubt, unter Hohn und Mißhandlungen nach der Burg Urzig an der Mosel geschleppt, wo ihn vier Ritter von einem Felsen in den Abgrund stürzten und ihm dann den Todesstoß mit dem Schwerte gaben. Sein geistlicher Begleiter wurde mit Schlägen von dem Heiligtume, wo er Schutz gesucht, weggetrieben und mußte halb entkleidet, mit nackten Füßen auf einem elenden Pferde heimkehren. Der Leichnam des Ermordeten blieb einige Zeit unbeerdigt liegen. Dann ließ ihn der Bischof von Verdun im Kloster Tholey bei Ottweiler beisetzen. Und diese Unthat blieb unbestraft. Die Trierer wußten den König zu beschwichtigen, indem sie den Domherrn Udo, einen Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg, der bei Heinrich in Gunst stand, zum Erzbischof wählten, und auch in Rom wirkte das deutsche Geld beschwichtigend. Selbst Graf Dietrich scheint in seinem Amte geblieben zu sein. Später soll er zur Sühnung seiner Schuld eine Wallfahrt nach Jerusalem angetreten und dabei durch Schiffbruch das Leben verloren haben.

Auch in andern Gegenden herrschten Frevel und Gewaltthat, am ärgsten in Thüringen und Sachsen. Dort erhob Markgraf Dedi von der Ostmark, der noch in alten Tagen sich mit der reichen, schönen und leidenschaftlichen Adela von Löwen vermählt hatte, mit mehreren sächsischen und fränkischen Rittern Aufruhr, um dem König und dem Mainzer Erzbischof die thüringischen Lehen, die Adelas erster Gemahl besessen, abzutrotzen. Ihre Anschläge, von Dedis eigenem Sohne gleichen Namens verraten, wurden durch Heinrichs rasches Einschreiten vereitelt. Die Schuldigen flehten reumütig um Gnade, die ihnen zu teil ward. Aber bald darauf fiel der junge Dedi, ein Jüngling von vortrefflichen Anlagen, wie Adam von Bremen versichert, durch die Hand eines Meuchelmörders, den die Rachgier seiner Stiefmutter wider ihn gedungen haben sollte. Zu gleicher Zeit wiederholten die Billunger, vor allen der junge tapfere Magnus, Ordulfs Sohn, ihre Angriffe wider das Erzstift Bremen. Sie verheerten das Land und trieben den von allen verlassenen Erzbischof Adalbert so sehr in die Enge, daß er sich nur durch nächtliche Flucht retten konnte. Von Kummer niedergebeugt, erkaufte sich der bedrängte Kirchenfürst endlich Frieden durch Abtretung von tausend dem Bremer Erzstift gehörigen Gehöften und Burgen. Dadurch sank das reiche Patriarchat des Nordens, „an dessen erträumter Herrlichkeit sich die Phantasie des stolzen Kirchenfürsten so gern weidete,“ in Trümmer. Die Mission, die er und der Abodritenfürst Gottschalk mit so großem Eifer und Erfolg betrieben, erlosch auf lange Zeit. 2. Raub- und Fehdeleben in Thüringen und Sachsen.

Von der Elbe bis zur Peene waren Kirchen erbaut, Klöster gegründet und Bistümer (zu Aldenburg in Wagrien, zu Ratzeburg und Mecklenburg) errichtet worden. Aber der Haß des Volkes gegen den fremden Kultus, gegen die hoffärtige Geistlichkeit, der es den Zehnten entrichten sollte, gegen die sächsischen Herren, welche die Bekehrung zur Unterjochung der slawischen Bauernschaften benutzten, wurzelte tief in den Gemütern und mußte bei erster Gelegenheit durchbrechen. Jetzt schien die Stunde geschlagen 1066. zu haben, um das verhaßte Joch abzuschütteln. Die Zerrüttung des Reiches schien den Erfolg zu sichern. Die Ermordung Gottschalks durch seinen heidnischen Schwager Plusso zu Lenzen gab das Zeichen zu einem großen Slawenaufstand. Die Abodriten und andere Wendenstämme erschlugen die Missionare und Priester und verbrannten die Kirchen und Klöster. Sie steinigten den Abt von Ratzeburg nebst achtundzwanzig Mönchen, töteten den Bischof Johannes von Mecklenburg unter Martern und brachten sein abgeschlagenes Haupt ihrem Götzen Radegast in Rhetra zum Opfer dar. Plusso fiel zwar einige Zeit nachher unter den Mordstreichen seiner eigenen Anhänger, aber Cruco, Fürst der Rugier, trat an seine Stelle und setzte das Werk der Verwüstung fort. Weder König Heinrich, noch der Sachsenherzog waren im stande, den Gewaltthaten der Heiden Einhalt zu thun oder ihnen die alte Zinspflicht wieder aufzulegen. Wohl drang 1067. Bischof Burkhard von Halberstadt bis nach Rhetra vor und entführte das heil. Pferd aus dem Tempel; aber weder dieser noch der im nächsten Jahre von Heinrich selbst 1068. gegen die Liutizen unternommene Feldzug über die gefrorene Elbe, auf welchem mehrere Burgen, Tempel und Götzenbilder zerstört wurden, hatte dauernde Resultate. Erzbischof Adalbert mußte noch kurz vor seinem Ende erleben, daß die Abodriten Hamburg überfielen und in Asche legten, Stormarn und Nordalbingien mit Schleswig in eine Wüstenei verwandelten und Lehnsleute der Bremer Kirche niedermachten und in Gefangenschaft fortschleppten. Buthue, Gottschalks ältester Sohn, wurde mit seinen Mannen in der Burg Plön durch Verrat gefangen genommen und nach Ablieferung der Waffen grausam niedergestoßen. Von der Zeit an war von einer Abhängigkeit und Zinspflicht 1071. der Wenden gegen die Sachsen und Deutschen keine Rede mehr. Das Christentum ging bis auf geringe Spuren verloren; die Bistümer im Wendenlande, Brandenburg, Havelberg und Aldenburg, wurden von ihren geistlichen Hirten verlassen und 3. Aufstand der Slawen.

bestanden nur noch dem Namen nach. Die Gestade der Ostsee entzogen sich mehrere Jahrzehnte lang dem Einfluß der Deutschen und dem Christenglauben; Wenden und Wikinger stritten um ihren Besitz und wetteiferten in Raubsucht und wilden Waffenthaten. Rügen zinste den Dänen. Die alte Sage von der untergegangenen Wendenstadt Vineta, von der man Sonntags die Glocken unter dem Wasser läuten höre, ist der poetische Widerschein des Zustandes der Kirche im Wendenlande in den Tagen der Sachsenkriege.

Der Thüringer Zehntenstreit und die königliche Ehescheidung.

Der Fall Adalberts und die Abneigung Heinrichs gegen Anno erfüllten den habgierigen Erzbischof Siegfried von Mainz mit der Hoffnung, die erste Stelle unter den Reichsfürsten zu gewinnen und zugleich die Einkünfte seines Erzstifts durch den Thüringer Zehnten zu mehren. Schon sein Vorgänger Luitpold hatte die Forderung gestellt, daß das Land Thüringen, das seit den Tagen des Bonifacius dem Metropolitanverbande von Mainz zugeteilt war, dem erzbischöflichen Stuhle zinsen müßte. Kaum hatte Siegfried die Abtei Fulda mit dem erzbischöflichen Sitz vertauscht (1059), so verlangte er, daß die beiden Klöster Fulda und Hersfeld, welche große Güter in Thüringen besaßen, von ihren Besitzungen den Zehnten entrichten sollten. Dasselbe Verlangen stellte er an den König und an alle Grundherren des Landes. Heinrich willfahrte ihm insoweit, daß er 120 Höfe mit allem Zubehör an Land und Leuten zur Ablösung der Zehnten für die königlichen Güter in Thüringen dem Mainzer Erzstift abtrat. Die Thüringer aber, die seit einem Jahrhundert keinen Zins entrichtet hatten, erklärten laut, daß sie lieber sterben als das Recht und die Freiheit ihrer Vorfahren aufgeben würden. Lange konnte der Erzbischof mit seinen Forderungen nicht durchdringen. Da eröffnete sich ihm eine unerwartete Aussicht. Es wurde früher erwähnt, wie verhaßt dem König der Ehebund mit einer Gemahlin war, welche er nicht liebte und die man ihm aufgedrungen hatte. Der mit den Jahren wachsende Hang zu Mutwillen, zur Ungebundenheit, zu geschlechtlichen Ausschweifungen machte ihm den Zwang immer unerträglicher, so daß er nichts sehnlicher wünschte, als durch eine Ehescheidung von dem verhaßten Joche befreit zu werden. Er trat deshalb insgeheim mit dem Erzbischof von Mainz in Unterhandlung. Dieser widerstand anfangs dem Ansinnen. Als ihm aber Heinrich versprach, daß er die Thüringer, und sei es auch mit Waffengewalt zur Entrichtung des Zehnten zwingen wolle, da vermochte Siegfrieds gierige Seele nicht
Juni 1069. länger zu widerstehen. Auf einem Fürstentage in Worms erklärte der König, daß er seine Gemahlin noch nicht berührt habe, daß ihn eine unüberwindliche Abneigung von ihr fern halte und daß eine Ehescheidung vorgenommen werden möge. Der Erzbischof war bereit, seinen Wünschen zu willfahren; auf einer neuen Versammlung, die nach Michaelis in Mainz zusammentreten sollte, wollte man die Sache zur Entscheidung bringen, nachdem man vorher die Meinung des heiligen Vaters in Rom eingeholt habe. Vorläufig wurden die Ehegatten getrennt. Bertha wartete im Kloster Lorsch den Ausgang ab. Den Thüringern wurde geboten dem Erzbischof den Zehnten zu entrichten; aber ehe noch mit

Zwang und Gewalt gegen die Zögernden eingeschritten werden konnte, nahm die Ehescheidungssache einen unerwarteten versöhnlichen Ausgang. Der Papst hatte den alten Einsiedler von Fonte Avellana, Petrus Damiani, den strengen Vorkämpfer der kirchlichen Reinheit, den Beichtvater der Kaiserin Agnes, mit scharfen Aufträgen nach Deutschland gesandt, und seinen ernsten Vorstellungen, denen die Androhung schwerer Kirchenstrafen gegen den Erzbischof wie gegen den König selbst Nachdruck verlieh, gelang es, das ungerechte Vorhaben, das bei hoch und niedrig allgemeinen Unwillen erregt hatte, zu hintertreiben. Als auch die Fürstenversammlung, aus Rücksicht auf die einflußreiche Stellung, welche Berthas Familie in Italien einnahm, sich gegen die Scheidung aussprach, stand Heinrich von seinem Vorsatz ab. Er nahm die edle Fürstin, die ihm das Schicksal aufs neue zur Lebensgefährtin bestimmt, freundlich in Goslar auf, versöhnte sich mit ihr und gab ihr, da er jeden Tag ihre trefflichen Eigenschaften, ihre aufopfernde Liebe und Hingebung mehr erkannte und schätzen lernte, alle Rechte einer Ehefrau. Sie gebar ihm mehrere Söhne und Töchter und blieb ihm ein treues Weib durch ihr ganzes Leben. Bald trat auch der Thüringer Zehntenstreit über den wichtigeren Ereignissen, von denen das Reich und der König betroffen wurden, in die alte Unentschiedenheit zurück. Ansprüche und Weigerung standen unausgeglichen einander gegenüber.

Diese Vorgänge hatten schlimme Folgen für die Macht und Ehre des Reichs jenseits der Alpen. Gerade um diese Zeit hatte das gute Einvernehmen zwischen Rom und den Normannen eine Störung erlitten, welche dem päpstlichen Hof die Erscheinung eines deutschen Heeres sehr erwünscht gemacht hätte. Aus Mißtrauen gegen Herzog Richard von Capua hatte sich nämlich der Papst mit dem kühnen, treulosen Eidam desselben, Wilh. Mastarola, der seine Gattin verstoßen und gegen den Schwiegervater die Waffen ergriffen hatte, in Verbindung eingelassen und ihn als Lehnsmann der Kirche angenommen. Einige Zeit nachher versöhnten sich jedoch die beiden Normannenfürsten wieder, und Wilhelm unterstützte nun Richard, als dieser einen Rachezug wider die Campagna unternahm und drohend bis vor die Mauern Roms rückte. Er strebte nach dem römischen Patriziat, welches ihm dann den Weg zur Kaiserwürde gebahnt hätte. In seiner Bedrängnis sandte der römische Hof Botschaften nach Deutschland, um den König zu einem Zug nach Italien aufzufordern. Selbst Agnes wirkte in diesem Sinne. Heinrich war nicht abgeneigt, die Romfahrt anzutreten und sich die Kaiserkrone zu holen. Er traf im Februar in Augsburg ein, ohne Zweifel in der Absicht, von dort aus die Alpen zu übersteigen. Allein auch diesmal kam der Plan nicht zur Ausführung. Herzog Gottfried, der den Zug geleiten sollte, versagte seine Unterstützung und kehrte allein nach Italien zurück. Er selbst wollte die Rolle eines gebieterischen Schiedsrichters noch ferner übernehmen. Er erschien mit einem Heer in Rom, begleitet von Mathilde, der Tochter seiner Gemahlin Beatrix aus ihrer ersten Ehe, jener frommen Gräfin, die in der Folge einen so wichtigen Einfluß auf den Gang der Weltbegebenheiten übte, drängte die Normannen über den Garigliano zurück und belagerte die von Mastarola und Richards Sohn Jordan verteidigte Stadt Aquino. Allein nach einem unglücklichen Gefechte unter den Mauern dieser Stadt schloß Gottfried einen Frieden, in dem zwar Richard den Lehnsvertrag mit Rom erneuerte und die Campagna zurückgab, aber in seiner drohenden Machtstellung verblieb. Im folgenden

Sinken des Reichs in Italien.

1067.

Mai 1067.

Anno und Siegfried in Rom. 1068. Frühjahr erschienen die zwei mächtigsten deutschen Fürsten, Anno von Köln und Otto von Bayern, begleitet von dem Bischof von Trient in Oberitalien, um die fast vergessenen Reichsrechte in Erinnerung zu bringen und zugleich die Versuche zur Beilegung der noch immer bestehenden Kirchenspaltung zu erneuern. Aber so wenig Anerkennung fanden ihre Bemühungen in Rom, daß Anno, weil die Gesandtschaft mit dem Lombardenpapst Cadalus und seinem Anhänger, dem Erzbischof von Ravenna, eine Zusammenkunft gehabt, bei seiner Anwesenheit in der heil. Stadt von Alexander II. zur Kirchenbuße gezwungen ward und noch andere Demütigungen über sich ergehen lassen mußte. Der Glanz des deutschen Kaisertums war in Italien erblichen. So stark fühlte sich die Kurie, daß sie die zwei ersten Kirchenfürsten, die Erzbischöfe von Mainz und Köln, samt dem Bischof Hermann von Bamberg um Ostern 1070 vor eine Synode in Rom lud, um sich gegen die Beschuldigung der Simonie zu rechtfertigen; und so mächtig kam der Zug der Zeit und die Zerknirschung der Gemüter den hohen Ansprüchen des Pontifikats entgegen, daß die drei Prälaten sich im Bewußtsein ihrer Schuld der Strafe fügten und Besserung gelobten. Anno entschloß sich sogar zur Herausgabe des Klosters Malmedy, als die Mönche von neuem, und diesmal mit größerem Erfolg, zu der Wunderkraft des heil. Remaclus ihre Zuflucht nahmen, und verweilte viel im Kreise der italienischen Mönche, die er aus dem strengen Kloster Fructuaria nach Siegburg berufen. Auch Siegfried und Hermann zeigten von der Zeit an mehr Eifer für Erweckung kirchlichen Lebens nach den Satzungen von Clugny. Auf des letzteren Betreiben wurde damals das berühmte Kloster Banz auf einer Anhöhe am Main von dem Markgrafen Hermann und seiner Gemahlin gegründet.

Tod Gottfrieds von Lothringen. 1069. Nicht wenig hatte Herzog Gottfried diese Machtstellung des apostolischen Stuhles befördert; dennoch wurde die Trauerbotschaft, daß der bedeutende Mann, der während seines thatenreichen Lebens so viele Glückswechsel erfahren, kurz vor Weihnachten gestorben sei, in Rom gern vernommen. Seine Persönlichkeit und seine Haltung waren im Lateran immer mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet worden. Als man hörte, daß er in Verdun, derselben Stadt, wo er einst die Kirche zerstört und dann wieder erbaut hatte, aus dem Leben geschieden sei, fühlte man sich frei. Nach seinem Tode kehrten die verwitwete Markgräfin Beatrix und ihre Tochter Mathilde nach Tuscien zurück, und ihre bekannte Hingebung an den apostolischen Stuhl und die kirchlichen Bestrebungen von Clugny versprachen der Hildebrandschen Partei glänzende Siege. Obwohl vermählt mit Gottfried dem Höckerigen von Niederlothringen, dem Sohne und Erben ihres Stiefvaters, einem geistig regsamen, energischen und mit feiner Redegabe ausgerüsteten Herrn, blieb Mathilde doch stets in Italien, nur selten aufgesucht von ihrem Gatten, welcher weder die religiöse Schwärmerei noch die römische Politik der Markgräfin teilte, sondern an seiner deutschen Heimat hing und treu zum König hielt.

Otto von Nordheim des Verrats angeklagt. 1070. Auch König Heinrich fühlte sich erleichtert bei der Nachricht von dem Hingange eines Mannes, der auf den Gang der Dinge bisher einen so entscheidenden Einfluß geübt und ihn selbst in der Freiheit seines Handelns so oft beschränkt hatte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er unter diesem Eindruck den Mut gewann, sich nun auch des anderen gefürchteten Mannes, der ihm im Wege

stand, Ottos von Nordheim, zu entledigen. Der sächsische Edelmann, der die Wohlthaten, womit ihn einst Agnes für das Königshaus zu gewinnen gesucht, mit Undank vergolten, der seit der Gewaltthat von Kaiserswerth stets zu Heinrichs Widersachern gehört hatte, von dessen Ehrgeiz und Verwegenheit alles zu fürchten war, während seine zweifelhafte Treue keine Bürgschaft für die Zukunft bot, war dem König schon längst ein Gegenstand des Hasses, des Mißtrauens und der Furcht geworden. Es fiel daher den zahlreichen Feinden desselben, besonders einigen schwäbischen Edelleuten aus der Umgebung des Hofes, nicht gar schwer, den König mit dem Verdachte zu füllen, als gehe der Herzog mit dem Plane um, Heinrich aus dem Wege zu schaffen und sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Manche zweideutige Handlung während der letzten Jahre schien das zu bestätigen. Da geschah es, daß ein gewisser Egino, von Geburt ein Freier, aber von schlimmem Rufe, mit der Anklage hervortrat, Otto habe ihn zu bewegen gesucht, den König zu ermorden; er wies sogar das Schwert vor, das ihm zu dem Zwecke überreicht worden. Heinrich berief einen Fürstentag nach Mainz. Hier wiederholte Egino die Aussage in Gegenwart des Herzogs und erbot sich, als der andere leugnete und den Kläger nie gesehen zu haben behauptete, die Wahrheit durch gerichtlichen Zweikampf zu erhärten. Darauf bestimmte der König dem Herzog eine Frist von sechs Wochen, vor deren Verlauf er sich in Goslar zu stellen habe, um dem Herkommen gemäß durch ein solches Gottesurteil seine Unschuld zu beweisen. Dieser Spruch, wonach einer der ersten Reichsfürsten einem Raufbold und Räuber gegenübertreten sollte, fand manchen Tadel. Otto erschien zwar innerhalb der bestimmten Zeit in der Nähe von Goslar, aber an der Spitze eines großen Gefolges und verlangte vor allem sicheres Geleit; würde ihm dieses zugestanden, so werde er sich jeder Gerichtshandlung unterziehen, welche die Fürsten bestimmen würden. Heinrich wies dieses Verlangen zurück, da bereits auf die Entscheidung durch Zweikampf erkannt sei. Darauf entfernte sich der Herzog mit seinen Leuten und stellte sich nicht zum Gericht. Nach Ablauf der Frist berief der König die sächsischen Großen zu einem Fürstentag. Hier wurde Otto des Hochverrats schuldig erkannt und infolge dieses Urteils mit der Reichsacht belegt und seines Herzogtums Bayern sowie seiner sämtlichen Reichslehen und Eigengüter beraubt. Nun fielen die zahlreichen Feinde des Herzogs und die beutegierige Ritterschaft der Umgegend über die Besitzungen des Verurteilten her, verwüsteten die Felder und Gehöfte, trieben die Herden weg und schleppten die Leibeigenen in Gefangenschaft. Um seinen Haß und sein Rachegefühl zu befriedigen, beteiligte sich Heinrich selbst an der Vollstreckung des Strafurteils. Er zerstörte Ottos Burg Hanstein an der Werra, nötigte die Besatzung der Desenburg an der Bode zur Übergabe, drang verheerend in die Besitzungen der Richenza, des Herzogs Gemahlin, ein und zwang dessen Verwandte und Freunde zur Geiselstellung und Bürgschaft. Das Herzogtum Bayern verlieh er dem jungen Welf, dem reichen Sohne des Mark-

Otto in Acht und Aufruhr. 1070. 1071.

2. Aug. 1070.

grafen Azzo von Este (S. 234), einem ebenso tapfern und kühnen, als treulosen und ehrsüchtigen Fürsten. Welf hatte Ottos Tochter Ethelinde als Gattin heimgeführt und solange zu dem Schwiegervater gehalten, als Glück und Ehre demselben winkten. Aber kaum bot sich ihm Aussicht, die Herzogswürde von Bayern zu gewinnen, so zerriß er die Bande des Bluts und der Freundschaft und schickte dem Geächteten die Tochter zurück. Erdrückt von dem Übermaß des Unglücks und tief verletzt über die Härte des Königs sann Otto von Nordheim auf Rache. Er zog sich in den Thüringer Wald und warb Kriegsvolk. Bei seinen hohen Gaben fiel es ihm nicht schwer, in kurzem eine große Schar verwegener Gesellen um sich zu sammeln. Die Aussicht auf Beute und die zerrütteten Zustände des Reichs führten viele streitbare Männer und Abenteurer unter seine Fahne. Bald konnte er mit 3000 Bewaffneten ins Feld rücken. Er fiel verheerend in Thüringen ein, plünderte und verbrannte die königlichen Kammergüter und die Besitzungen der geistlichen Herren, die zu Heinrich hielten, und verteilte den Raub unter seine Haufen. Bei Eschwege an der Werra stellten sich ihm die Thüringer unter Graf Ruotger entgegen, erlitten aber durch den kriegskundigen Feind eine
2. Sept. 1070. Niederlage, wobei 300 auf dem Platze blieben. Als die strengere Jahreszeit eintrat, entließ Otto einen Teil seiner Kriegsleute. Mit den übrigen zog er nach Sachsen, wo er sein Räuberleben fortsetzte, unterstützt von dem jungen Herzog Magnus dem Billungen. Der König fürchtete sogar für Goslar, und legte des-
1071. halb eine starke Besatzung dorthin. In den ersten Wochen des neuen Jahres zog Otto nach dem Habichtswalde, wo er auf dem Hasunger Berg am linken Ufer der Fulda ein verschanztes Lager errichtete. So dauerten die Feindseligkeiten noch eine Zeitlang fort. Da vermittelte Graf Eberhard von Nellenburg, der bei dem König damals viel vermochte, einen Ausgleich. Auf einem Fürstentage in Halberstadt demütigte sich Otto, erhielt seine Allodialgüter zurück und wurde von der Acht befreit. Zur Sicherheit wurde er sowie sein Bundesgenosse Magnus von Sachsen und andere Häupter der Empörer unter Aufsicht gestellt.

Ottos Ankläger Egino trieb sich noch zwei Jahre unstät als Räuber umher und mußte endlich, von Landleuten ergriffen und der Augen beraubt, sein Brot als Bettler suchen. Nach Lamberts Versicherung machte es großen Eindruck auf die Zeitgenossen, daß Luitpold von Mersburg, einer der ersten unter den „Räten des Königs" und der Hauptgegner Ottos, bald nachher bei dem Sturze seines Pferdes den Tod fand, durch dasselbe Schwert des Mars, das einst Otto aus Ungarn mitgebracht und dann dem jungen Dedi als Unterpfand unzertrennlicher Liebe zum Geschenk gemacht hatte, nach dessen Tod es der König seinem Günstling Luitpold verehrte. Die Anhänger deuteten den Vorfall als Gottesurteil für die Unschuld des Herzogs.

Rudolf von Schwaben u. Bertholb von Zähringen.

Noch ein anderer Fürst hatte an der Verschwörung zu Tribur teilgenommen — Heinrichs eigener Schwager, Rudolf von Schwaben. Auch von ihm gingen bereits Gerüchte um, als trage er sich mit hochverräterischen Plänen. Er wurde zur Verantwortung an den Hof geladen, leistete aber, das Schicksal Ottos fürchtend, der Vorladung keine Folge. Er mied die Nähe des leidenschaftlichen

Königs, bis es im nächsten Jahr der Kaiserin Agnes, welche mit einem großen Gefolge von Geistlichen und Mönchen aus Italien herbeigekommen, gelang, auf einer Zusammenkunft in Worms eine Versöhnung zu bewirken. Kaum war die 1072.
hohe Frau aber wieder in die Klosterzelle abgegangen, so kehrten auch Mißtrauen und Groll in die Gemüter der Schwäger zurück. Bertholb von Zähringen, der mit Rudolf, seinem ehemaligen Mitbewerber um das Herzogtum Schwaben, eine Verabredung zu gegenseitigem Beistande getroffen hatte, wurde von dem erzürnten Kaiser seines Herzogtums Kärnten, mit dem ihn Agnes belehnt hatte, entsetzt. Damals hing ein scharfes Schwert über den Nacken der deutschen Fürsten; denn Heinrich IV. war entschlossen, den widerspenstigen Geist der Großen mit starker Hand zu bändigen und die monarchische Gewalt, die während seiner Kindheit und Jugend so tief erniedrigt worden war, im Geiste seines Vaters wieder aufzurichten; er war entschlossen, den immer mehr hervortretenden Partikularismus der einzelnen Volksstämme zu unterdrücken und die Idee der Reichseinheit und des Erbkaisertums aufs neue fest zu begründen.

Um diese Zeit schied auch Adalbert von Bremen aus der Welt. Es war Adalberts Ausgang.
ihm noch einmal das Glück zu teil geworden, an den Hof zurückzukehren und 17. März 1072.
sich von neuem in der königlichen Gunst zu sonnen. Sobald Heinrich sich freier gefühlt, hatte er ihn wieder in seine Nähe gerufen, und an den harten Maßregeln gegen Otto von Nordheim wie an der Bedrückung der Sachsen, von der sogleich die Rede sein wird, war der Erzbischof nicht ohne Anteil. Er konnte sich den Triumph nicht versagen, an den Urhebern seiner Unfälle Rache zu nehmen. Aber der Glanz und die Herrlichkeit früherer Tage waren dahin. Mochte er auch noch einige Trümmer aus dem Schiffbruch retten, Bremen war verarmt; seine eigene Härte und Erpressungen wetteiferten mit den grausamen Verheerungen der christlichen und heidnischen Feinde, um die Einwohner an den Bettelstab zu bringen, sie in Elend und Verzweiflung zu stürzen. Kein Wunder, wenn die Freudigkeit aus seiner Seele wich und er oft von bitterer Reue gefoltert ward. Aber mit unermüdlicher Thätigkeit widmete er sich fort und fort den Staatsgeschäften und dem Dienste des Königs, dem er stets mit unwandelbarer Liebe und Treue zugethan war. Als er von einem schweren Ruhranfall ergriffen und bis auf die Knochen abgezehrt war, versichert der Mönch Adam, bekümmerte er sich noch um die Angelegenheiten des Reichs, und dem König allein war stets der Zutritt zu seinem Krankenlager gestattet.

Von demselben Schriftsteller lernen wir auch, mit wie trüben Empfindungen der Erzbischof endlich aus dem Leben ging: laut beklagte er, daß er seine Tage umsonst verlebt habe, und über der Erde Ruhm und Herrlichkeit, nach denen er so eifrig getrachtet, dachte er wie der Prophet Jesaja (40, 6): „Alles Fleisch ist Gras, und all seine Anmut wie des Feldes Blume“. Wie vieles man übrigens an ihm zu tadeln finden mochte, bemerkt Giesebrecht, ein Ruhm ist ihm stets geblieben: „Er war der Treueste dem Könige in einer Zeit, wo man nur in der Treulosigkeit zu wetteifern schien, und

hing mit unerschütterlicher Festigkeit an den Erinnerungen jener alten glanzvollen Kaiserzeit, deren lebendiges Gedächtnis, man kann es wohl sagen, mit ihm unterging."

c. Der Sachsenkrieg.

1. Heinrichs Erniedrigung.

Die Stellung Sachsens zu den fränkischen Herrschern.

Unter allen Ländern hatte sich nur in Sachsen das Stammesherzogtum unverändert in demselben Fürstenhause erhalten. Während in Bayern und Schwaben, in Kärnten und Lothringen die Herzogswürde von Hand zu Hand ging, behaupteten sich die Billunger in ihrer Stellung, so daß das herzogliche Amt in Sachsen als erblich angesehen ward und der Sohn gewöhnlich in die Stelle des Vaters eintrat, ohne daß eine neue Belehnung nachgesucht worden wäre. Nun wissen wir aber, daß schon lange eine große Eifersucht zwischen Franken und Sachsen obwaltete. Man hatte es hier nicht vergessen, daß die Kaiserwürde einst auf dem sächsischen Stamm ruhte, und blickte stets mit Neid und Mißgunst auf das salische Herrschergeschlecht. Diese Gesinnung war den fränkischen Königen kein Geheimnis geblieben, und es geschah wohl in der Absicht, diesen trotzigen Stammesgeist zu brechen und Adel und Volk in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten, daß der dritte Heinrich seinen Sitz vorzugsweise nach dem Norden verlegte und sein Sohn das Beispiel des Vaters nachahmte. Daß Adalbert von Bremen, obwohl von sächsischem Adel entsprossen, zu dem fränkischen Königshaus hielt, hat den Grund zu der bitteren Feindschaft zwischen dem Erzbischof und den Billungern gelegt. Wir haben gesehen, wie sie seine Erniedrigung zu Tribur zum Verderben des Erzstifts benutzten und den stolzen Bau seines Lebens, das nordische Patriarchat, in Trümmer schlugen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der beleidigte Kirchenfürst die Tage, da ihm die Gnade des Königs noch einmal lächelte, dazu angewendet habe, an dem sächsischen Herrscherhause Vergeltung zu üben. Es geschah wohl auf seinen Rat, daß Heinrich auf den Berghöhen Ostfalens, Thüringens und Sachsens zahlreiche Festen mit Brustwehren, Mauern und Türmen errichtete, nicht zum Schutze gegen äußere Feinde, wie ausgestreut ward, sondern zur Bewachung des starrsinnigen Sachsenvolks, um die Einwohner in Zucht und Gehorsam zu halten und den Großen die Möglichkeit eines Aufstandes zu benehmen. Auf diese Weise hatte ja der Kirchenfürst in den Tagen seines Glanzes auch das Erzstift Bremen zu schützen gesucht.

Der Burgenbau in Sachsen.

So erhoben sich nacheinander Volkenrode und Hasenburg im Eichsfelde, Spatenberg bei Sondershausen, Giebichenstein oder Wigantstein über dem Felsenufer der Saale bei Halle, Sassenburg, Heimburg und vor allen die Harzburg am Nordrande des Gebirges, von dem sie den Namen führte. Die Harzburg, die etwa eine Meile von Goslar inmitten schönbewaldeter Höhen und tiefer Thaleinschnitte unter der Leitung des baukundigen Bischofs Benno auf einem Bergrücken aufgeführt ward und mit ihren festen Mauern und Türmen wie ein bewaffneter Wächter weit über das Land schaute, war ein glänzender Königssitz. Neben der Pfalz befand sich eine mit

heiligen Reliquien geschmückte Kirche. In der Gruft ruhte der Leichnam von Heinrichs erstgebornem Söhnlein. Adel und Volk betrachteten diese Festen mit großem Haß. Jener sah darin die Zwingburgen der alten Freiheit; für dieses war der Bau eine Quelle vieler Drangsale und Bedrückung. Nicht nur, daß die umwohnende Bevölkerung zu Frohndiensten herbeigezogen ward, auch die Unterhaltung der Besatzungen fiel dem Lande zur Last und nicht selten hatten die Bewohner, besonders der freie Bauernstand, unter dem Übermut, den räuberischen Überfällen, den mutwilligen Streichen der königlichen Kriegsmannen zu leiden. Nun war aber der Stand freier Bauern in Sachsen viel zahlreicher als in den südlichen Gauen; um so schwerer ertrugen sie die ungewohnten Lasten und Kränkungen, worin sie die Anfänge der Knechtschaft, die Versuche zur Einführung der Leibeigenschaft erblickten.

Waren die Sachsen schon durch die Anlegung der königlichen Burgen in ihrem Lande gereizt und mißtrauisch, so wuchs ihr Argwohn noch, als Heinrich mit dem Dänenkönig Swend Esthridson in Bardewiek eine Zusammenkunft hielt. Daß auch dabei Adalbert die Hand im Spiele hatte, ist wahrscheinlich, wenigstens begleitete er den König noch nach jener Stadt. Die sächsischen Ritter und Herren waren überzeugt, daß die beiden Monarchen sich zu einem Bund vereinigt hätten, kraft dessen Swend gegen Überlassung einiger transalbingischer Territorien den deutschen König bei der Unterwerfung der Sachsen unterstützen sollte. In diesem Glauben wurden sie noch bestärkt, als Heinrich auf der Rückreise sich der Stadt Lüneburg, der Hauptfeste der Billunger, bemächtigte und sie durch eine fränkische Besatzung sicherte. Überall glaubte man den Rat und Einfluß des rachedürstenden Erzbischofs zu erkennen.

Heinrichs Bund mit dem Dänenkönig. Juli 1071.

Die Verschwörung Ottos von Nordheim, wirklich oder erfunden, bestärkte den König in dem Vorhaben, den trotzigen Geist des Sachsenvolks, das jedem feindlichen Unternehmen gegen das Königtum der Franken Vorschub zu leisten bereit war, zu brechen. Hatte doch Magnus und mit ihm viele vom sächsischen Adel mit den Empörern im Bunde gestanden. Darum hielt er auch diesen noch in Haft, als es der Fürsprache Annos bereits gelungen war, Ottos Freilassung zu erwirken. Die Ursache blieb niemand verborgen. Kurz vor der Zusammenkunft Heinrichs mit dem Dänen war der alte Herzog Ordulf gestorben. Nach dem Herkommen sollte nun sein Erstgeborner, eben der verhaftete Magnus, in des Vaters Erbe eintreten. Allein Heinrich erklärte, er würde ihn nur gegen Verzichtleistung auf die Herzogswürde in Freiheit setzen; und als der ritterliche Fürst sich standhaft weigerte, eine so ehrlose Bedingung einzugehen, wurde ihm die Belehnung und Freilassung versagt. Umsonst boten die Verwandten und Anhänger der Billunger, besonders des Verstorbenen Bruder Hermann, Güter und Geld für seine Befreiung; umsonst erklärte sich Otto von Nordheim bereit, als Bürge für den Waffenfreund einzutreten, ja sogar an seiner Statt in die Gefangenschaft zurückzukehren; Heinrich war entschlossen, das nationale Selbstgefühl der Sachsen zu brechen. Von diesem Vorhaben ließ er sich durch keine Verwendung und Fürbitte befreundeter Fürsten abbringen. Um sein

Herzog Magnus in Haft.

28. März 1071.

Die „Räte des Königs". Ziel, Herstellung der Kaisermacht und Reichseinheit, zu erreichen, schlug Heinrich auch sonst Wege ein, die als tyrannische Neuerung galten. Statt mit den geistlichen und weltlichen Fürsten, denen er wenig guten Willen zutraute und deren Interessen den seinen entgegengesetzt waren, die Angelegenheiten des Reichs zu beraten, folgte er seinen Leidenschaften, seiner heftigen Natur, seiner Neigung zu Willkür und Härte und zog nur solche Leute in sein Vertrauen, die ihm schmeichelten und gehorchten, die willfährige Diener und Vollstrecker seines Willens waren. Immer mehr sah man alle Macht und allen Einfluß an jene jüngeren Ritter und Edelleute von untergeordnetem Range und mäßigen Gütern übergehen, welche schon seit Jahren seine Gesellschaft bildeten, jene munteren Genossen aus schwäbischen und fränkischen Rittergeschlechtern, die ihn auf seinen Jagden und Waffengängen begleiteten, welche durch ihre heitere Laune die Sorgen und Verdrießlichkeiten aus seiner Seele scheuchten, die seine Gefährten waren in frohen und trüben Stunden, beim Mahle und bei Liebesabenteuern wie im Kampf und Kriegsspiel, auf deren Treue und Hingebung er sich verlassen konnte. Sie dienten seinen Launen und Begierden, standen ihm bei der Ausführung seiner Pläne und Entwürfe treu zur Seite und verdrängten unbequeme Mahner und Rater aus seiner Nähe. Heinrich war für solche Liebesdienste nicht undankbar. Er überhörte die Klagen, daß seine Günstlinge und ihre Dienstmannen im Übermut dem sächsischen Volke schwere Kränkungen zufügten, daß sie ihm drückende Lasten auflegten, daß sie mit den Frauen und Töchtern buhlten, daß Anno wieder um den König. sie mit Ämtern und Kirchenpfründen Wucher trieben. Wohl sah er sich genötigt, als einige Wochen nach Adalberts Hingang bei der Feier des Osterfestes zu Utrecht die Klagen über Druck und Gesetzlosigkeit immer lauter wurden, noch einmal den alten Erzbischof von Köln aus seinen Andachtsübungen im Kreise der Mönche an den Hof zu rufen und die Rechtspflege und Staatsverwaltung wieder in seine Hände zu legen; aber es geschah mit innerem Widerstreben.

Lambert versichert, daß Anno, als er nach wahrer oder verstellter Weigerung endlich den Bitten nachgab, sein Amt mit solcher Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit verwaltet habe, daß sich streiten ließ, ob er mehr zum Priester oder zum König befähigt war; er übte Recht und Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, er warf die Frevler in Ketten und Banden, er brach die Burgen der Übelthäter und Landesbeschädiger, er that dem Raub- und dem Fehdewesen Einhalt*). Aber des Königs Gunst konnte er

*) Vili selicliche diz riche alliz stuont,
Duo dis girihtis plag der heirre guot,
Duo her zo ci demi richi
Den jungen Heinriche.
Wilich rihtere her were,
Des quam witini mere;
Van Griechin unt Engelantin
Die kuninge imi gebi santin,
So dedde man von Denemarkin,
Van Vlanterin unti Riuzilanti.

(Gar glücklich stand das ganze Reich, da des Gerichtes der gute Herr pflog; da er für

nicht gewinnen; mochte auch das gute Beispiel auf Augenblicke den jungen Fürsten anregen, den Tugenden seines großen Vaters nachzustreben; die Eindrücke waren vorübergehend; der Hang zu Willkür und Gewalt, zu Thaten des Zorns und der Rache brach bald wieder mit Macht hervor. „Von Jugend auf übel geleitet, hatte er nicht gelernt, Herr seiner Leidenschaften zu werden und es mangelte ihm eine feste Grundlage seines Handelns. Er gab seiner Lust und jeder augenblicklichen Empfindung nach und ging, bewegt von heftiger Leidenschaftlichkeit, schnell von einem Äußersten zum andern über." Nur die Herstellung und feste Begründung der geschwächten Königsmacht im Auge, wählte er auch solche Mittel und Maßregeln, welche gegen Herkommen und alte Rechte verstießen.

Als Anno merkte, daß sein Einfluß nicht vermochte den König auf den Weg des Gesetzes und der Gerechtigkeit zu lenken, ihn von seinen „Räten" fern zu halten und zu bewegen mit Beirat und Mitwirkung der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten die Regierung zu führen, zog er sich wieder grollend von den Staatsgeschäften zurück. Der König ließ den strengen, mürrischen Kirchenfürsten, den er nie leiden mochte, gern ziehen. Um sich jedoch gegen dessen zahlreiche Anhänger, zu denen außer Otto von Nordheim besonders die Bischöfe von Halberstadt und Hildesheim und der Erzbischof von Magdeburg gehörten, zu stärken, näherte er sich nunmehr wieder dem Erzbischof Siegfried von Mainz. Er bewirkte durch seine Drohungen, daß die Synode zu Erfurt dem Erzstift Mainz den vielbestrittenen Zehnten von Thüringen zusprach, und erklärte dann, daß er die Widerspenstigen mit Waffengewalt zur Erfüllung ihrer Pflicht zwingen werde. Nun mußten auch die Äbte von Fulda und Hersfeld nachgeben und sich mit Siegfried vergleichen. Durch dieses Verfahren reizte Heinrich die auf ihre Zehntfreiheit eifersüchtigen Thüringer und trieb sie in das Heerlager seiner sächsischen Gegner.

März 1073.

So lag in den nördlichen Gauen ein reicher Zündstoff verborgen, der bald zur mächtigen Flamme des Aufruhrs emporschlug. Bei der Leidenschaftlichkeit und Parteilichkeit der Annalisten, besonders Brunos, ist es schwierig, Schuld und Fehler gerecht abzuwägen. Daß die Prinzipienfrage, ob die Macht des Königs oder die aristokratischen Gewalten künftig in Deutschland gelten sollten, die entscheidende Ursache des „sächsischen Krieges" war, unterliegt keinem Zweifel. „Er allein wollte herrschen," sagt Bruno, „außer ihm sollte es keinen Herrn im Reich geben." Wie viel aber von den Beschuldigungen, daß Heinrich in diesem Streben ein Regiment der Willkür und Tyrannei geführt habe, daß er mit dem Gedanken umgegangen sei, keinen Herzog mehr über Sachsen einzusetzen, die Güter des gefangenen Magnus unter seine Getreuen zu verteilen, die Edlen ihrer Freiheit zu berauben u. a. m., Wahrheit oder Verleumdung war, ist nicht zu entscheiden. Die Fürsten und Großen haßten die Zwingburgen in den Grenz-

Unzufriedenheit in Sachsen.

---

das Reich den jungen Heinrich erzog. Welch ein Richter er war, davon kam weithin der Ruf: Von den Griechen und England sandten ihm die Könige Gaben. So that man von Dänemark, von Flandern und Rußland.) Annolied.

marken ihrer Territorien; die Ritter und Freiherren fürchteten, der König möchte sie als Dienstmannen in Anspruch nehmen, die freie Bauernschaft lebte in Angst, in das Verhältnis der Hörigkeit und Leibeigenschaft gezwungen zu werden; das ganze sächsische Volk sah mit innerem Widerstreben, daß die fränkischen Könige ihren Herrschersitz dauernd in seiner Mitte aufschlagen zu wollen schienen. In allen Ständen herrschte Unzufriedenheit gegen die Herrschaft der Fremdlinge. Dieselbe wurde durch gehässige Einflüsterungen, durch „listiges Zureden" von den Häuptern der Malkontenten gesteigert.

Hermann der Billunge und Otto von Nordheim wollten die Befreiung des gefangenen Magnus erzwingen; Pfalzgraf Friedrich von Goseck zürnte, daß auf seinen Besitzungen die Burg Volkerode erbaut worden; der Erzbischof Wezel von Magdeburg, Annos Bruder, die Bischöfe von Halberstadt und Hildesheim, im Herzen ergrimmt über ihre Zurücksetzung, klagten über Wegnahme von Gütern und Höfen, der alte Markgraf Dedi von der Lausitz, von seinem ehrgeizigen Weibe aufgestiftet, und viele andere traten in die Reihen der Unzufriedenen. Offen wurde ausgesprochen, Heinrich wolle den Sachsen ihre ererbte Freiheit, ihre alten Rechte rauben, die königlichen Festen seien erbaut und mit Kriegsmannschaft ausgerüstet, um das freie Volk zu besteuern und zu knechten und seine fremden Günstlinge im Lande anzusiedeln. Eine allgemeine Aufregung unter Rittern und Bauern war die Wirkung dieser aufreizenden Reden.

Anfang des Aufruhrs. Juni 1073. Ausgedehnte Kriegsrüstungen, die der König um diese Zeit zu einem Feldzug wider den Polenherzog traf, welcher böhmisches Gebiet verwüstet hatte, wurden als die ersten Schritte zur gänzlichen Unterjochung des Sachsenvolkes gedeutet. Fürsten und Bischöfe benutzten diese Gelegenheit, um unter dem Vorwande, dem Aufgebote des Königs Folge zu leisten, zahlreiche Kriegsleute unter
29. Juni. ihre Fahnen zu sammeln. In Goslar wollte Heinrich mit den sächsischen Vasallen die nötigen Verabredungen zu dem polnischen Feldzug treffen: dahin begaben sich also viele geistliche und weltliche Herren. Aber vergebens warteten sie den ganzen Tag über auf die Ankunft des Königs. Erst am Abend meldete ein Herr vom Hofe, Heinrich sei nach der Harzburg geritten. Wahrscheinlich hatte er von dem Komplott der sächsischen Edelleute Kunde erhalten und sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, abermals eine Demütigung wie in Kaiserswerth und Tribur zu erleiden. Die versammelten Fürsten und Ritter aber erblickten darin eine ihnen absichtlich zugefügte Schmach und benutzten den allgemeinen Unwillen, um den längst beschlossenen Aufstand nun ins Werk zu setzen. Haldesleben (wahrscheinlich Wormsleben, am süßen See bei Eisleben) wurde als Sammelplatz der Aufständischen festgesetzt. Otto von Nordheim, auch hier wieder der Führer durch Wort und That, redete von einer Anhöhe herab zu den in großer Zahl versammelten Rittern und Freibauern und erinnerte sie, welches Elend sie schon erlitten hätten und was ihnen noch bevorstehe: „Ihr habt ertragen müssen, daß eure Habe in die Burgen geschleppt wurde, eure Frauen und Töchter Schmach litten; daß man eure Knechte zu ungerechtem Dienste zwang und selbst euren freien Schultern schimpfliche Lasten auflegte.

Und noch Schlimmeres steht euch bevor. Hat der König erst Burgen genug erbaut, so wird er eure Güter an Fremdlinge vergeben und euch nötigen, ihnen als Knechte zu dienen. Wollt ihr das dulden? Darum stehet auf und erhaltet euren Kindern das Erbe eurer Väter! Tragt ihr vielleicht Bedenken, dem König den Eid der Treue zu brechen? Dieser Eid verpflichtet euch nicht gegen einen Fürsten, der zum Tyrannen geworden ist.“ Auch die übrigen geistlichen und weltlichen Fürsten brachten ihre Beschwerden vor. Den größten Eindruck aber machten die Klagen zweier begüterter Freien, des Friedrich, genannt „vom Berge“, und seines Bruders Wilhelm, der wegen seines Reichtums und Wohllebens nach seinem Gut Lothesleben spottweise „König von Lothesleben“ hieß. Jener sagte aus, Heinrich habe seine freie Geburt nicht anerkannt, sondern ihn als Dienstmann in Anspruch genommen, dieser, er sei vom König mehrerer Güter beraubt worden. Ihre Aussagen regten die Menge mächtig auf. Was dieses Brüderpaar erlitten, Verlust der Freiheit und des Eigentums, drohte dem ganzen Stande. Die Häupter der Mißvergnügten erreichten daher ihren Zweck. Ritter und Bauern verpflichteten sich eidlich zum Waffenbund und zur Verteidigung ihrer Freiheit und ihres Eigentums. Schnell griff der Aufruhr um sich; in kurzem war ganz Sachsen und Thüringen in Bewegung. Auf 60,000 Streiter wird das Heer der Aufständischen angegeben. Heinrich empfing auf der Harzburg die Kunde, daß die Sachsen auf Goslar losrückten und daß Hermann, des verhafteten Magnus Oheim, sich der Feste Lüneburg bemächtigt und die königliche Besatzung zu Gefangenen gemacht habe. Bald erschien eine Gesandtschaft vor ihm mit der Forderung, ihnen die Heerfahrt gegen Polen zu erlassen, die Burgen zu räumen, seine Günstlinge zu entfernen und statt ihrer die Reichsfürsten zu den Regierungsgeschäften beizuziehen, den Herzog Magnus in Freiheit zu setzen. So drohend die Lage war, so konnte sich Heinrich doch nicht entschließen, ihrem Verlangen zu willfahren. Durch die Entlassung des gefangenen Herzogs hätte er den Aufständischen einen mächtigen und ergrimmten Führer gegeben und durch die Gewährung der andern Forderungen würde das königliche Ansehen und damit die monarchische Herrschaft, das Ziel seines Strebens, auf lange Zeit, wo nicht auf immer, vernichtet worden sein. Er suchte daher durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, bis er die Kriegsmannschaften, die sich im Süden zu sammeln begannen, an sich gezogen hätte. Er schickte den Herzog Berthold von Kärnten, der sich bei ihm eingefunden hatte, nebst dem Bischof von Münster und einem Kaplan in das feindliche Lager und ließ die Aufständischen auffordern, die Waffen niederzulegen und ihre Klagen einem Reichstage zur Entscheidung vorzutragen. Als aber Otto von Nordheim, in dessen Hände die Kriegsführung gelegt war, auf den früheren Forderungen bestand und das Urteil der andern deutschen Fürsten in ihren eigenen Angelegenheiten ablehnte, beschloß der König, sich durch die Flucht der Gewalt seiner Gegner zu entziehen. In der Nacht vom 8. auf den 9. August verließ Heinrich

Fortgang des Aufruhrs.

Anfang August.

Des Königs Flucht und Demütigung. Aug. 1073. in Begleitung Bertholds, der Bischöfe von Zeitz und Osnabrück und einiger andern Vertrauten die Harzburg und schlug den Weg nach Ostfranken ein. Da die Feinde die Burg von allen Seiten umstellt hatten, so mußte er verborgene Pfade wählen. Drei Tage lang zog er mit seinem Gefolge, geleitet von einem ortskundigen Jäger, durch die dichten Waldungen, die sich viele Meilen weit um die Harzburg ausdehnten und die er früher so oft mit seinen Jagdgenossen
12. Aug. in fröhlichem Weidwerk durchstreift hatte. Ermattet von Hunger, Wachen und Anstrengung gelangte er endlich nach Eschwege, wo er sich durch Speise und Schlaf erquickte, und begab sich dann nach Hersfeld. Während er hier zu einem Feldzug rüstete, schritten die Sachsen zur Belagerung der Harzburg, nahmen die königlichen Güter in Beschlag und schlossen mit den Thüringern ein Bündnis zu Schutz und Trutz. Die letzteren griffen die Burgen an, die Heinrich in ihrem Lande erbaut hatte, zerstörten einige derselben und zwangen den Erzbischof von Mainz, der sich gerade in Erfurt befand, zu dem Versprechen, nichts Feindseliges gegen sie zu unternehmen. Heinrich hoffte, die Kriegsmannschaften, die sich zum polnischen Feldzug in Schwaben, Franken und am Rhein gesammelt, sogleich gegen die Sachsen führen zu können. Allein die oberdeutschen Fürsten, besonders Rudolf von Rheinfelden, eilten nicht sehr, der Bedrängnis des Königs ein Ende zu machen. Wenn der ehrgeizige Herzog auch nicht, wie behauptet ward, in die Verschwörung der Sachsen eingeweiht war, so war doch das eigentliche Ziel derselben, Hebung der Fürstengewalt auf Kosten der Königsmacht, ganz nach seinem Sinn. Um den lieblosen Schwager und die übrigen Fürsten willfähriger zu machen, gewann Heinrich seinem stolzen Herzen neue Demütigungen
15. Aug. ab. Er gab Befehl, den in der Harzburg gefangen gehaltenen Herzog Magnus gegen die fränkische Besatzung, die bei der Einnahme von Lüneburg in Haft geraten war, auszutauschen und zu seinen Leuten zu entlassen; er flehte in Spießkappel bei Hersfeld die versammelten Fürsten fußfällig an, ihn in seiner jetzigen Not und Bedrängnis nicht zu verlassen, nicht zu dulden, daß das Reich, welches er durch den Willen seines Vaters und durch ihre gemeinsame Wahl empfangen, mit Schmach bedeckt werde. Die Versammlung, heißt es, war zu Thränen gerührt. Doch wurde geltend gemacht, daß das Aufgebot zu einem Feldzug gegen die streitbaren Sachsen ungenügend sei; erst in der Woche nach Michaeli wollten sie mit ihren Kriegsmannen zu Breitenbach an der Fulda sich einfinden. Wie wenig auch ein solcher Aufschub nach des Königs Sinn war, er mußte sich in die Umstände fügen. Mit um so größerer Thätigkeit war er selbst beflissen, die Zwischenzeit möglichst auszunutzen, bald indem er in eigener Person die Völker in Franken, Hessen und am Rhein für sich zu gewinnen trachtete, bald dadurch, daß er die Liutizen und Dänen wider die Sachsen in Waffen zu bringen versuchte, bald indem er durch die Erzbischöfe Siegfried und Anno und durch andere einflußreiche Männer die Häupter der Verschwörung zu einem friedlichen Austrag der Klagepunkte auf einem Fürstentag zu bestimmen bemüht war. Seine

Bestrebungen hatten jedoch geringen Fortgang: um so mehr war es wert, daß die rheinischen Städte zu Heinrich hielten.

Der Dänenkönig landete mit einer Flotte an der deutschen Küste, da aber die Mannschaft sich weigerte gegen die befreundeten Sachsen ins Feld zu rücken, sah er sich zu schleunigem Rückzug genötigt (V, 677). Bei den Liutizen entstand eine Spaltung, indem sich die einen von Heinrich, die andern von den Sachsen erkaufen ließen und darüber in einen Bürgerkrieg gerieten. Ebenso vergeblich waren Heinrichs Bemühungen, durch Bevollmächtigte eine Ausgleichung mit den Sachsen zu bewirken: die Häupter der Verschwörung benutzten die Fürstentage zu Korvey und Gerstungen und die Unterhandlungen mit Heinrichs Abgeordneten, um das Ansehen und die Ehre des Königs durch verleumderische Nachreden herabzusetzen und ihn des Thrones als unwürdig erscheinen zu lassen. Die abscheulichsten Laster und Frevel wurden ihm schuld gegeben. Nicht zufrieden mit dem alten Vorwurf, daß der König ein unchristliches Leben mit Beischläferinnen führe, bezichtigten sie ihn unnatürlicher Ausschweifungen und eines blutschänderischen Umganges mit der eigenen Schwester. Auf der Zusammenkunft in Gerstungen, wo die sächsischen Großen sich mit 14,000 Bewaffneten einfanden, beschworen sie die geistlichen und weltlichen Fürsten, welche der König von Würzburg aus zur Beilegung der Streitigkeiten dahin abgesandt hatte, auf den Knieen, doch einem solchen gottvergessenen Tyrannen nicht länger anzuhangen. Und um den unzuverlässigen und ehrgeizigen Rudolf, den sie durch die Aussicht auf den Thron zu gewinnen hofften, von dem Schwager abzuziehen und ihm einen Anlaß zum Abfall und zur Untreue zu geben, wurde dieselbe Geschichte, die einst gegen Otto von Nordheim gebraucht wurde, zum zweitenmal in Szene gesetzt und zwar diesmal gegen den König selbst. Wie damals Egino den bayrischen Herzog eines Mordanschlages wider Heinrich beschuldigt, so sagte jetzt ein gewisser Reginger, welcher bisher zu den Vertrauten des Hofes gehört hatte, aus, Heinrich habe ihn und einige andere aufgefordert, die Herzöge Rudolf und Berthold aus der Welt zu schaffen. Als auf diese Angaben hin, deren Wahrheit Reginger durch ein Gottesgericht zu beweisen sich erbot, die beiden Fürsten dem König die Erklärung zusandten, daß sie nach solchen Vorgängen den Eid der Treue, den sie ihm geleistet, nicht länger für verbindlich erachteten, geriet Heinrich, der bisher alle Vorschläge zu einem friedlichen Abkommen angenommen hatte, in solche Aufregung, daß er den Herzog Rudolf zu einem Zweikampf herausfordern wollte, um durch ein Gottesurteil das Lügengewebe zu zerreißen. Allein Udalrich von Godesheim, einer seiner Vertrauten, der von Reginger als Mitwisser des Mordplanes angegeben war, bewies ihm, daß eine solche Handlung sich mit der königlichen Würde nicht vertrüge, und erbot sich selbst gegen Reginger oder Rudolf in die Schranken zu treten. Die Forderung wurde weder angenommen, noch geradezu abgelehnt: der Herzog wolle die Entscheidung der übrigen Fürsten abwarten, lautete die Antwort.

Daß es auf eine Absetzung Heinrichs und auf eine neue Königswahl abgesehen war, stand außer Zweifel. Auf dem Fürstentag, den Erzbischof Siegfried auf Weihnachten nach Mainz berufen, mußte die Entscheidung getroffen werden. Heinrich begab sich deshalb im November an den Rhein. Aber schon in Ladenburg am Neckar warf die Aufregung ihn auf das Krankenlager. Sein Tod würde damals wenig Trauer erregt haben. Aber die Jugendkraft siegte und die Treue der Bürgerschaft von Worms, welche ihren feindlich gesinnten Bischof zur Flucht zwang und den König mit einem bewaffneten Ehrengeleite

Bessere Aussichten.

in ihre Stadt, in den Stammsitz seiner Ahnen, einführte und ihm treu zur Seite stand, war für den Genesenden ein stärkendes Heilmittel. Zum Dank gewährte der König den Wormsern Zollfreiheit an mehreren königlichen Zollstätten. Das Beispiel von Worms wirkte ebenso ermutigend auf die königliche Partei wie niederschlagend auf die Bischöfe. Der Mainzer Fürstentag wurde nur dürftig besucht und löste sich ohne Resultat auf. Mit den Heimziehenden hielt Heinrich eine Zusammenkunft in Oppenheim. Hier erinnerte er sie an ihren Eid, bat sie die begangenen Fehler seiner Jugend nachzusehen und versprach Besserung. Zugleich willigte er ein, daß zwischen Reginger und Udalrich von Godesheim auf einer Rheininsel, unfern Mainz, ein gerichtlicher Zweikampf stattfände. So wurde die beabsichtigte Königswahl vereitelt; und da kurz nachher sich die Kunde verbreitete, daß Reginger in Wahnsinn gefallen und eines schrecklichen Todes gestorben sei, somit Gott schon vor dem Zweikampf die Lügenhaftigkeit seiner Aussagen offenbar gemacht, so fand Heinrich im Süden und Westen
1074. wieder mehr Anhang. Wenigstens konnte er noch im Januar mit 6000 Kriegern, welche ihm mehrere Bischöfe und Reichsvasallen aus Franken, Schwaben und Bayern zuführten, wider die Sachsen ziehen, die von neuem zu den Waffen gegriffen hatten und seine Burgen umlagert hielten. Zwar verteidigten sich die Burgmannschaften mit großem Mute; durch unerwartete Ausfälle schlugen sie das in den Waffen wenig geübte sächsische Landvolk zurück und brachten oft reiche Beute heim. Aber bei dem Mangel an Zufuhr und Entsatz war ihr endlicher Fall unvermeidlich. Am kühnsten waren die Reisigen auf der Harzburg; sie wagten sich bis nach Goslar und raubten Herden und Lebensmittel, so daß endlich die ergrimmten Bauern der Umgegend auf dem nahen Hügel, der noch jetzt den Namen „Sachsenberg" führt, ein festes Bollwerk errichteten und alle Zugänge versperrten. Heinrich hoffte den bedrängten Burgmannschaften eine Erleichterung zu bringen. Aber die geringen Streitkräfte, die Beschwerden des Feldzuges in den strengen Wintertagen, die Schwierigkeiten der Verpflegung und die Unlust der Truppen vereitelten alle Unternehmungen. Er konnte es nicht verhindern, daß zwei seiner Burgen in die Hände der Feinde gerieten und in Flammen aufgingen. Als er an das Ufer der beeisten Werra kam, vernahm er, daß die Feinde die andere Flußseite mit weit überlegenen Streitkräften besetzt hielten Zugleich erfuhr er, daß die sächsischen Fürsten, erbittert, daß ihr Plan in Mainz gescheitert war, auf Mitte Februar einen neuen Fürstentag nach Fritzlar entboten hätten. Dort an der alten Wahlstätte des ersten Heinrich wollten sie ohne Zweifel die Absetzung des vierten Heinrich und die Wahl eines neuen Königs „nach dem Herzen aller" durchführen. Daß sie dabei nicht mehr Rudolf von Schwaben, sondern Otto von Nordheim im Auge hatten, war jedem klar. Er war das Haupt und der Führer der ganzen Bewegung, so daß die Bauern, welche schon längst über die Verschleppung des Krieges ungehalten waren und eine Entscheidung wünschten,

Die Feindseligkeiten in Sachsen.

ihn mit der dringenden Bitte angingen, er möchte doch das Regiment in die Hand nehmen und sie zur Schlacht führen.

Unter diesen Umständen blieb dem König nichts übrig, als neue Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Es waren harte Bedingungen, welche die Sachsen ihm stellten: Zerstörung der Burgen, Herstellung und Gewährleistung ihrer alten Rechte und Freiheiten, eigene Richter und Räte in eigener Sache, Rückerstattung des Herzogtums Bayern an Otto von Nordheim, Amnestie für alle, welche von ihm abgefallen waren. Heinrich sträubte sich anfangs die schmählichen Bedingungen einzugehen; als aber die Fürsten nicht zu bewegen waren, den ungleichen Kampf mit dem starken Gegner aufzunehmen, gab er den Bitten seiner treuesten Räte nach und gewährte in dem „Frieden von Gerstungen“, welchen die geistlichen und weltlichen Herren auf beiden Seiten abschlossen, die harten Forderungen. Die mißtrauischen Sachsen nahmen aber den königlichen Bevollmächtigten noch den Eid ab, daß im Falle Heinrich den Friedensvertrag nicht halte, er von allen als Meineidiger betrachtet und durch gemeinsame Anstrengung vom Thron gestoßen werden sollte.

Der Friede von Gerstungen. *2. Febr. 1074.*

Der Friede von Gerstungen war ein Sieg des Fürstentums über das Königtum, eine tiefere Demütigung als einst der Tag von Tribur. Es kostete dem Sohn Heinrichs III. große Überwindung, das stolze Machtgebäude, das der Vater geschaffen und an dem sich sein eigenes Herz so gern weidete, wie einen Traum zerrinnen zu sehen. Als er nach Goslar kam und ihm die Ritter der Harzburg von ihren Heldenthaten erzählten, da gereute ihn der Abschluß des Friedens; es war ihm ein Stich ins Herz, wenn er dachte, daß die Nachkommen in den Ruinen seiner Burgen das Denkmal seiner Erniedrigung erblicken sollten. Er suchte Ausflüchte; alle übrigen Bedingungen wolle er erfüllen und binnen Jahresfrist das Herzogtum Bayern an Otto zurückerstatten, nur die Burgen sollten sie ihm lassen. Aber die Häupter des sächsischen Adels bestanden auf der Ausführung; sie fürchteten den Zorn der Bauern und Bürger, denen die Festen ein Dorn im Auge waren; selbst als der König die Gegenbedingung stellte, daß das geraubte und entfremdete Krongut zurückgegeben und auch die Burgen, welche die Fürsten und Ritter innerhalb der letzten zwanzig Jahre in Sachsen und Thüringen errichtet hätten, niedergerissen werden sollten, wagten sie nicht, sich auf neue Unterhandlungen zur Milderung der Friedensbedingungen einzulassen, aus Furcht, die Wogen der Volkswut möchten über ihnen zusammenschlagen. Endlich gab der König, bewogen durch die dringenden Bitten und Vorstellungen einiger norddeutschen Bischöfe, die bei einem Bauernaufstand für sich selbst Gefahr fürchteten, seine Einwilligung zur Abtragung der Festen. Er selbst wollte jedoch nicht Augenzeuge sein. Nachdem er seinen Rittern die nötigen Aufträge erteilt, verließ er grollend das Land, das so lange der Herrschersitz der Franken gewesen und begab sich nach dem getreuen Worms. Gern hätten die Fürsten das Werk der Zerstörung selbst vollführt, aber die Reisigen des Königs

Zerstörung der Burgen. 1074.

ließen die Bauern Hand anlegen. So sanken denn in kurzer Zeit unter der wilden Wut des Volkes die Burgen und Schlösser, welche der König und die Fürsten auf den Höhen Sachsens und Thüringens errichtet hatten, in Schutt und Trümmer. Von der Harzburg sollten nur die Mauern und Festungswerke niedergerissen, das Münster dagegen und die kirchlichen Gebäude erhalten werden. Kaum aber war Heinrich in Worms angelangt, so kam die Nachricht, daß die Bauern in wilder Zerstörungswut das ganze herrliche Bauwerk vernichtet hätten. Der Haß über die Drangsale, die sie von dort aus erlitten, die Furcht, die kirchlichen Gebäude möchten zu neuen Ansiedelungen ritterlicher Bewohner und zum Wiederaufbau der halbzerstörten Mauern Veranlassung geben, erfüllte sie mit blinder Leidenschaftlichkeit. Sie drangen in die Kirche, raubten die Schätze und Kostbarkeiten, zerbrachen die Altäre und Reliquienschreine, durchwühlten die Gräber von Heinrichs kleinem Bruder und Sohne und warfen zuletzt die Brandfackel in das ganze Gebäude. Furchtbar wütete die Flamme in dem großenteils aus Holz aufgeführten Domstift, und was der Wirkung des Feuers widerstand, wurde noch nachträglich von den empörten Bauern dem Erdboden gleich gemacht. Mit unheimlichen Gefühlen mochten die Fürsten und Bischöfe auf das wilde Gebahren des rasenden Volkes blicken. Sie hatten die Leidenschaften geweckt, nun graute ihnen vor den Wirkungen. Wenn das Heilige die rohe Gewaltthat nicht mehr zu bändigen vermochte, wie sollte noch Gesetz und Eidschwur bestehen?

Fall der Harzburg.

Besorgnisse der Fürsten.

Und in der That hatten sie alle Ursache zu Furcht und Besorgnis. Es war nicht zu erwarten, daß der König den Bruch des Vertrages, die Schändung der königlichen Leichname ruhig hinnehmen werde; es war ebensowenig zu erwarten, daß der Papst, um dessen Gunst und Freundschaft sich Heinrich wie die sächsischen Großen mit gleichem Eifer beworben hatten, den Kirchenfrevel ungestraft lassen werde. Und wie mußte ihr Mut sinken, wenn sie nach Köln hinüberblickten, wo Erzbischof Anno, der hohe Gönner und Förderer ihrer Sache, der mit mehreren Häuptern der sächsischen Empörer durch Bande der Verwandtschaft oder Freundschaft verknüpft war, um dieselbe Zeit mit der Bürgerschaft von Köln in einen schweren Streit geraten war, der gleichfalls Szenen roher Verwilderung und grausamer Rachsucht zu Tage brachte, dem Erzstift und der Stadt gleich schwere Wunden schlug und die Macht und das Ansehen des stolzen herrschsüchtigen Kirchenfürsten tief erschütterte?

Aufruhr in Köln. 1074.

Es wurde erwähnt, daß die rheinischen Städte auf Seiten des Königs standen und daß das Beispiel von Worms einen sichtbaren Eindruck auf den gesamten Bürgerstand machte. Auch in Köln war man mit der Haltung des Erzbischofs, der sich durch seine Herrschsucht überhaupt viele Feinde gemacht hatte, höchst unzufrieden. Nun geschah es, daß Anno einst das Schiff eines reichen Kaufmanns eigenmächtig in Beschlag nahm, um den Bischof Friedrich von Münster, der die Osterzeit als Gast bei ihm zugebracht hatte, auf der Rückreise rheinabwärts führen zu lassen. Der Sohn des Eigentümers, ein mutiger und bei der Bürgerschaft angesehener Jüngling, setzte sich

zur Wehr. Es entstand ein Kampf zwischen den Leuten Annos und den Kölnern. Die letzteren drangen endlich in den Palast, als gerade der Erzbischof mit seinem Gaste an der Tafel saß, und nur mit Mühe entrann der Bedrohte den Händen der feindlichen Menge. Vielleicht war es auf sein Leben abgesehen; wenigstens versichert Lambert, daß einer seiner Leute, den man wegen einiger Ähnlichkeit für seinen Herrn gehalten, unter Schmach und Hohn getötet worden sei. Anno verbarg sich anfangs im Petersdom, dann rettete er sich durch ein kleines Pförtchen der Stadtmauer nach Neuß. Hier rief er seine Kriegsmannen unter die Fahne und rückte dann mit einem beträchtlichen Heer vor die Stadt, die seit seiner Flucht der Schauplatz wilder Auftritte war. Es fehlte nicht viel, so wären die Mönche von St. Pantaleon, welche der Regel von Clugny folgten, das Opfer der Volkswut geworden. Bedroht im Innern durch den rasenden Pöbel, von außen durch die bewaffneten Scharen des Erzbischofs, denen sich aus Begierde nach Beute viel Landvolk der Umgegend angeschlossen, verloren die Kölner den Mut. Sie sandten zu dem König um Hilfe und machten auch einige Anstalten, die Mauern und Thore zu verteidigen. Da aber Heinrich zu weit entfernt war und das in den Waffen wenig geübte und jeder Ordnung und Führung entbehrende Stadtvolk den erzbischöflichen Truppen keinen nachhaltigen Widerstand zu leisten hoffen konnte, so rief die Bürgerschaft die Gnade Annos an. Im wollenen Büßerkleid und barfuß naheten sich die Gesandten dem erzürnten Gebieter und flehten um Vergebung und Schonung für die reumütige Stadt. Mit Mühe schützte sie Anno vor der Wut seiner Reisigen; dann entließ er sie mit dem Bescheid, daß er das Kirchenrecht walten lassen werde. Aber in der Nacht vor seinem Einzug verließen 600 der angesehensten und reichsten Kaufleute aus Furcht vor dem bevorstehenden Strafgerichte die Stadt und flüchteten zu dem König. Als nun an den drei folgenden Tagen sich keine Bürger vor dem Richterstuhle einfanden, wurde die ganze Stadt schwer gezüchtigt. „Die Mannen des Erzbischofs," erzählt Lambert, „drangen in die Häuser, raubten alles Wertvolle, mordeten die Bewohner oder warfen sie in Ketten und Banden und übten das Werk der wenn auch gerechten Rache weit grausamer, als es dem Rufe eines so hohen Kirchenfürsten anstand." Mehrere, unter ihnen jener Kaufmannssohn, der das Volk zum Aufstand entflammt hatte, wurden der Augen beraubt, andere geschoren und mit Ruten gepeitscht; alle erlitten schwere Vermögensstrafen und mußten dem Erzbischof einen Eid leisten, daß sie die Stadt gegen jedermann verteidigen und die Flüchtigen als ihre ärgsten Feinde behandeln würden, bis sie Genugthuung geleistet. Unter solchen Umständen trugen die Ausgewanderten kein Verlangen, nach Köln zurückzukehren. Sie nahmen ihren Aufenthalt im Trierschen und in den mittelrheinischen Gegenden. „So wurde die Stadt," schließt Lambert seine Erzählung, „welche kurz zuvor so volkreich und nächst Mainz das Haupt und die Krone der Städte gewesen war, beinahe zur Einöde. Bisher faßten die Straßen kaum die Scharen der Fußgänger; jetzt läßt sich selten ein Mensch blicken. Schauriges Schweigen herrscht an den vormaligen Orten der Lust und Fröhlichkeit."

Durch flüchtige Kölner erfuhr der König diese Vorgänge. Zugleich verlautete, der Kirchenfürst habe mit König Wilhelm von England Verbindungen angeknüpft, um ihm den Besitz Niederlothringens mit der Kaiserstadt Aachen zu verschaffen. Da verschob Heinrich den beabsichtigten Kriegszug nach Ungarn, um seinen alten Widersacher zur Rechenschaft zu ziehen. Anno wußte, wie viele Veranlassung er dem König zum Mißtrauen und zur Unzufriedenheit gegeben und wie sehr der Haß des Volkes seit dem Kölner Blutgericht wider ihn gewachsen. Anno mit Heinrich ausgesöhnt.

Mochte er auch immerhin, wie wir von dem Hersfelder Mönch erfahren, die Welt glauben machen, die Kölner Unthaten seien ohne seinen Willen vollbracht worden, der Bannfluch, den er gegen die Ausgewanderten schleuderte und die unversöhnliche Rache, womit er sie in ihre geheimsten Aufenthaltsorte verfolgte, so daß er sogar den Arm des Trierer Erzbischofs wider sie aufbot, gab Zeugnis von der Größe seines Zorns und seiner Leidenschaft. Darum eilte er, als er vernahm, daß Heinrich in Mainz eingetroffen sei, durch eine Gesandtschaft sich gegen den Vorwurf des Landesverrates zu rechtfertigen und um eine persönliche Zusammenkunft nachzusuchen. Heinrich gewährte die Bitte.
1. Juli. Sie trafen sich in Andernach. Hier reinigte sich Anno durch einen Eid von der wider ihn ausgestreuten Beschuldigung; doch mußte er in Köln sich einer gerichtlichen Untersuchung vor dem König unterziehen. Dieser vergab ihm zwar und versöhnte sich mit ihm, um ihn von den Sachsen zu trennen, aber das stolze Selbstgefühl früherer Jahre war seitdem dahin. Die Kölner Vorgänge und der schwere Schlag, von dem bald nachher seine sächsischen Freunde betroffen wurden, waren der Nagel zu seinem Sarg. Von der Zeit an war Anno ein gebrochener Mann.

Der Feldzug nach Ungarn. Wie sehr auch Heinrich Verlangen trug, sein Schwert wider die empörten
1074. Sachsen zu kehren, er mußte zuvor an die Ostmarken ziehen, wo sein Schwager König Salomo von Ungarn seiner Hilfe harrte. Zehn Jahre lang hatte Salomo das Zepter in Ungarn geführt, aber in steter Furcht und Zwietracht mit den Söhnen Belas, denen er den dritten Teil des Landes als eigenes Herzogtum überlassen mußte. Angestiftet von einem treulosen Ratgeber hatte er endlich den Entschluß gefaßt, seinen Vetter Geisa, wenn er in den sumpfigen Wäldern seiner Gewohnheit gemäß dem Weidwerk obliegen würde, meuchlings ermorden zu lassen. Dieser war jedoch dem Anschlag entgangen, hatte sich empört und unter dem Beistande der unzufriedenen Magyaren und mährischer Hilfsvölker den
1074. König Salomo des Thrones beraubt und zur Flucht gezwungen. Damit war auch der Lehnsverband mit dem Deutschen Reiche zerrissen. Heinrich folgte dem Rufe des vertriebenen Monarchen und den Bitten der Schwester; aber von den Fürsten schwach unterstützt vermochte er nur ein geringes, größtenteils von
Sept. Söldnern gebildetes Heer an die untere Donau zu führen. So konnte er nichts Namhaftes ausrichten. Im Anfang Oktober kehrte er nach Worms zurück, begleitet von seiner Schwester Sophia. Salomo, nur noch auf einige feste Städte beschränkt, mußte seinem Schicksale überlassen bleiben. Im nächsten Jahr ließ sich Geisa mit der Krone des heiligen Stephan krönen und behauptete die Herrschaft bis zu seinem Tod (1077). So hatte die Zerrüttung des Reiches auch im Osten eine Schwächung der deutschen Macht zur Folge.

Salomo kam nie mehr zur Regierung. Nach mehreren vergeblichen Versuchen den Thron wieder zu erlangen, entschloß er sich endlich zu einer Übereinkunft mit Geisas

Bruder Ladislaus, infolgedessen dieser die Krone behielt, Salomo mit dem Königstitel und einem standesmäßigen Einkommen abgefunden ward (1081).

2. Umschlag und Sieg.

Solange der Frevel der Sachsen ungestraft blieb, konnte das gesunkene Ansehen des Königtums sich nicht wieder emporrichten. Darum ging Heinrichs ganzes Streben dahin, die erlittene Schmach an jenem trotzigen Volke zu rächen. Während des Winters 1074 auf 1075 trat in der Stimmung der Fürsten und in der Lage der Dinge eine Wendung zu Gunsten Heinrichs ein. Die sächsischen Großen, die mit Sorge auf die Ausschreitungen und die rohe Zerstörungswut des aufrührerischen Landvolkes blickten, verloren das Zutrauen in die Gerechtigkeit und den siegreichen Ausgang ihrer Sache und sahen ihre Reihen durch Zwietracht und Abfall geschwächt, während die süddeutschen Fürsten, vor allen Rudolf von Schwaben, im Bewußtsein ihres unloyalen Verhaltens im vorigen Jahre und erzürnt über den Gerstunger Frieden, sich durch Dienstbeflissenheit des Königs gute Meinung wieder zu gewinnen trachteten. Auch Siegfried von Mainz legte großen Eifer für den König an den Tag, denn nur dessen Sieg über die Sachsen konnte ihm zum Besitz des Thüringer Zehnten verhelfen; und Welf von Bayern verteidigte in des Königs Sache sein eigenes Herzogtum. Heinrichs Aufgebot zu einem neuen Feldzug fand daher eine ganz andere Bereitwilligkeit als früher, zumal da er um dieselbe Zeit große Geldsummen aus Rußland bezog, wo zwei hadernde Fürsten sich um seine Gunst und Hilfe bewarben. Als die Sachsen von den großen Kriegsrüstungen Kunde erhielten, gerieten sie in Bestürzung. Das ausgestreute Gerücht, daß ein neuer Feldzug nach Ungarn unternommen werden sollte, vermochte sie nicht zu täuschen. Gern hätten sie sich mit Heinrich ausgesöhnt, aber zu der Ergebung auf Gnade und Ungnade, welche der erzürnte Monarch forderte, konnten sie sich nicht entschließen. Nur dem Urteil eines Reichstages wollten sie sich fügen. Während dieser fruchtlosen Verhandlungen sammelten sich allmählich die Kriegsmannschaften des Königs in Breitenbach an der Fulda. Keiner von den großen Vasallen blieb zurück, selbst Anno, wenn er auch nicht persönlich erschien, schickte seine Kriegsleute; und sogar von den Sachsen stellten sich die Westfalen und Meißner, „durch des Königs Gold verlockt", sowie die meisten Bischöfe und manche weltliche Großen (wie Friedrich vom Berg und Wilhelm von Lothesleben, deren Klagen einst so große Aufregung hervorgerufen) unter die Reichsfahne. Den Sachsen entging es nicht, welche Gefahr ihnen drohte. Wenn Bruno von Zeichen und Wundern spricht, welche sich zugetragen, wenn erzählt wird, wie man durch werkheilige Handlungen, durch Fasten und Bittgesänge, durch Betfahrten in Bußgewändern und mit nackten Füßen den Beistand des Himmels erfleht, wie man durch feurige Reden verkündigt habe, daß es für freie Männer rühmlicher sei, mit den Waffen in der Hand zu fallen als das Sklavenjoch zu tragen, so zeugt dies alles von der

Erneuerung des Sachsenkriegs.

im Lande herrschenden Aufregung und Spannung der Gemüter. Den größten Kriegsmut zeigten die Bauern. Sie schufen ihre ländlichen Werkzeuge in Schwerter und Lanzen um und übten sich mit Eifer in der Handhabung der Waffen. Es war freilich ein sonderbarer Heerhaufen, welcher unter Otto von Nordheim, dem erfahrensten Feldherrn der Zeit, nach Thüringen zog. „Einige führten Schilde, einige Sturmhauben gleich den Reitern, andere Hüte von dreifachen Filzlagen; viele trugen nur Keulen von Eichenholz, mit Blei oder Eisen beschwert.“ Bei Hohenburg (Homburg) an der Unstrut, nicht weit von Langensalza, stießen die Heere aufeinander. In fünf Zügen, wie einst auf dem Lechfelde, rückte die königliche Streitmacht heran. Heinrich selbst hielt mit den Rheinfranken die Mitte, umgeben von einer auserwählten Ritterschar. „Durch hohen Wuchs ausgezeichnet,“ schildert ihn ein unbekannter lateinischer Dichter, „saß er hoch zu Roß, unter Tausenden sichtbar, von goldener Wehr umglänzt. Wie der Morgenstern unter den Gestirnen, so strahlte er unter den übrigen Fürsten hervor.“ Im Vordertreffen stand Rudolf mit den Schwaben; diese besaßen das Ehrenrecht, die Schlachten des Reichs zu beginnen; dann kamen die Bayern unter Herzog Welf; nach dem König folgten die Lothringer den Fahnen Gottfrieds; den Schluß bildeten die böhmischen Reiterscharen unter Wratislaws Führung. Die Sachsen, die noch keines Angriffs gewärtig waren, rückten rasch und nicht in der besten Ordnung zum Kampfe aus. Aber sobald sie ins Handgemenge kamen, bewährten sie ihre alte Kraft und Tapferkeit. Die Schwaben und Bayern gerieten ins Gedränge und erlitten schwere Verluste. Unter den gefallenen Edlen befanden sich zwei Söhne des Grafen Eberhard von Nellenburg, der so hoch in des Königs Gunst stand, und Markgraf Ernst von Österreich, der tapfere Bekämpfer der Ungarn. Herzog Rudolf hatte es nur seiner trefflichen Rüstung zu verdanken, daß er keine Wunde davontrug. Von den sächsischen Vornehmen fiel Graf Gebhard von Querfurt, der Vater des späteren Kaisers Lothar. Otto von Nordheim bewährte aufs neue sein ausgezeichnetes Kriegstalent. Umgeben von einer auserlesenen Schar junger Ritter war er stets dort zu sehen, wo die Gefahr am größten war; er ermunterte die Kämpfenden, er sammelte und ordnete die Zerstreuten. Seinen Anstrengungen war es zu danken, daß die Schlacht lange unentschieden blieb. Erst als der König selbst in den Kampf eingriff und Hermann von Gleiberg und die bambergische Ritterschaft den Feinden in die Flanken fiel, neigte sich der Sieg zu Heinrichs Vorteil. Von drei Seiten bedrängt, wandten sich die Sachsen zur Flucht. Furchtbar wütete nun das Schwert der Franken unter den fliehenden Scharen. Ritter und Herren retteten sich durch die Schnelligkeit ihrer Pferde; um so größer war die Niederlage der Bauern, die teils in ihrem Lager zusammengedrängt fast ohne Gegenwehr erschlagen wurden, teils in den Fluß gesprengt in den Wellen untergingen. 8000 rüstige Sachsen sollen auf der Wahlstatt, auf der Flucht oder im „tückischen Wasser“ der Unstrut ihren Tod gefunden haben. Selbst die Thüringer

Die Schlacht an der Unstrut. 9. Juni 1075.

wandten sich gegen die Fliehenden, teils aus Raubgier, teils in der Hoffnung, dadurch den Zorn des Königs von ihrem Lande abzuwenden. Diese Hoffnung sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Von ihrem Todfeinde, dem Erzbischof von Mainz, mit dem Kirchenbanne belegt, wurden gerade sie am ersten und schwersten gezüchtigt.

Nachdem das königliche Heer seine Gefallenen — ihre Zahl wird auf 1500 angegeben — bestattet und die reiche Beute aus dem sächsischen Lager an sich genommen, drang es verheerend in Thüringen und Sachsen ein. Schwer hatte das Land unter der Rache der erzürnten Krieger zu leiden. Dörfer und Gehöfte wurden ausgeplündert und niedergebrannt, Herden und Vorräte weggeführt und für die Bedürfnisse des Heeres verwendet, nicht einmal Kirchen und Kirchengüter geschont. Besonders werden den Böhmen arge Greuelthaten schuld gegeben: Mord, Raub und Kirchenschändung erfüllten das ganze Land; die Habgier durchwühlte selbst die Erde, um geheime Schätze zu entdecken. Die Bauern verbargen sich in Wäldern und Sümpfen, die Fürsten, die von dem Zorn des Königs am meisten zu fürchten hatten und darum die Unterwerfung auf Gnade und Ungnade verschmähten, wie die Billunger, Otto von Nordheim, Pfalzgraf Friedrich, Bischof Burkhard u. a. zogen sich nach Magdeburg, dessen Erzbischof Wezel dadurch gleichfalls bei den Aufständischen festgehalten ward. Nur der Entscheidung eines Fürstentages wollten sie sich fügen. Der König drang bis nach Goslar vor. Mit welchen Eindrücken wird er jetzt die Orte wieder betreten haben, aus denen er im vorhergehenden Jahre bei nächtlicher Weile auf heimlichen Pfaden entflohen war! Indessen konnte Heinrich bei der Schwierigkeit der Verpflegung vor der Ernte den Krieg nicht zu Ende führen. Er entließ daher den größten Teil des Heeres, nachdem er den Fürsten das Versprechen abgenommen, sich am 22. Oktober mit ihren Kriegsmannen aufs neue in Gerstungen zu stellen. Nur einen kleinen Teil, vor allen die Böhmen, behielt er um sich. Mit diesen zog er an die Elbe, bemächtigte sich der Stadt Meißen und der Ostmark, wo um diese Zeit der alte Markgraf Dedi starb, und übergab Land und Stadt nach schwerer Züchtigung dem Böhmenherzog, seinem Verbündeten, als Reichslehen, unbekümmert um den Grimm der übermütigen Adela, die vergeblich die Gnade des Königs durch Überlieferung ihres jungen Sohnes als Geisel zu erlangen gehofft hatte. Auch Graf Ekbert von Meißen, Adelas Schwiegersohn, hatte sich unterworfen, ohne seine Besitzungen retten zu können.

Folgen der Schlacht.

Diese Strenge schreckte die sächsischen Fürsten. Sie suchten sich daher auf alle Weise mit Heinrich zu versöhnen, ehe der zur Erneuerung des Kriegs bestimmte Zeitpunkt herankäme. Die Zwietracht in ihren eigenen Reihen, der Hader mit den treulosen Thüringern, die Abneigung des Volkes gegen einen neuen Feldzug hatte ihre Kräfte so sehr geschwächt, daß sie einen neuen Kampf nicht wagen konnten. Die Bauern, die sich früher so kampfbegierig gezeigt, verlangten jetzt verzweiflungsvoll den Frieden, damit nicht die Früchte ihrer Ernte von feindlichen Kriegsscharen vernichtet würden, und drohten, die Waffen gegen die eigenen Herren zu kehren, wenn sie sich nicht mit dem König aussöhnten.

Unterwerfung der Sachsen. 1075.

Die sächsischen Volkshäupter waren in bedrängter Lage. Umsonst suchten sie durch die dem König befreundeten Bischöfe Liemar von Bremen und Hezil von Hildesheim Unterhandlungen anzuknüpfen, um in Leben, Freiheit und Eigentum sicher gestellt zu werden; Heinrich ließ sich auf keine Bedingungen ein.

Die Pläne, die damals in ihren Versammlungen besprochen wurden, sich vom Reiche zu trennen und einen eigenen König aufzustellen, oder über die Elbe auszuwandern oder sich mit den Liutizen zu verbinden, beweisen, wie ratlos ihre Lage war und wie groß ihre Furcht vor Heinrichs Zorn. Als aber das königliche Heer, das trotz der Abwesenheit Rudolfs, Welfs und anderer Vasallen durch den großen Diensteifer Gottfrieds von Lothringen wieder sehr beträchtlich war, abermals drohend nach Thüringen vorrückte und bereits bei Spier in der Nähe von Sondershausen stand, mußten die Häupter des sächsischen Aufstands um jeden Preis mit dem König ihren Frieden machen. Unter Vermittelung mehrerer Bischöfe erlangte Heinrich endlich den ersehnten Triumph. Im Vertrauen auf die Versicherung der Gesandten, daß sie weder am Leben noch mit Verlust des Vermögens bestraft werden sollten, fügten sich die sächsischen Großen in die Notwendigkeit und ergaben sich „unter vielen Thränen und Seufzern" ohne alle Bedingung der Gnade des Königs. Es war ein freudiges Schauspiel für Heinrich und sein Gefolge, als die Häupter des sächsischen Aufstandes, Erzbischof Wezel von Magdeburg, Burkhard von Halberstadt, Otto von Nordheim, die Billunger Magnus und Hermann, Pfalzgraf Friedrich von Goseck, Graf Dietrich von Kattenburg und viele andere Edelleute von hoher Geburt und Lebensstellung ohne Waffen, barfuß und gesenkten Hauptes auf der weiten Ebene im Süden
26. Okt. 1075. von Sondershausen zwischen den in langen Reihen aufgestellten Kriegsleuten vor den König geführt wurden, der auf erhabenem Sitze inmitten der Fürsten und Würdenträger des Reiches ihre Unterwerfung entgegennahm. Sie wurden nach verschiedenen Gegenden Deutschlands, selbst nach Burgund und Italien, gebracht und in ritterlicher Haft gehalten; ihre Lehen und Würden kamen an des Königs getreue Vasallen; alle Flüchtigen und Ungehorsamen, die den zur Ergebung festgesetzten Tag nicht einhielten, wurden mit der Reichsacht belegt.

Heinrichs Triumph.

Heinrich war am Ziel. Er sah die Häupter des Aufruhrs gebeugt zu seinen Füßen, die Reichsfürsten in ehrfurchtsvoller Stellung. Die Welt bewunderte den fünfundzwanzigjährigen König, der in den schwierigen Verhältnissen ebensoviel Einsicht, Klugheit und Talent, als Kraft und Thätigkeit entfaltet hatte. Selbst der Papst sprach seinen Glückwunsch aus, „daß der Stolz der Sachsen, die ihm mit Unrecht widerstanden, durch Gottes Gericht zu Boden geworfen sei;" bat aber zugleich, daß Heinrich die gefangenen Bischöfe in Freiheit setzen möge. Und als sechs Wochen nachher ein Bote dem König die Nach-
4. Dez. 1075. richt brachte, daß auch der Erzbischof Anno von Köln, den er nie geliebt und stets gefürchtet hatte, nach vielen Schmerzen und Leiden ins Grab gesunken sei, da schien der Zeitpunkt gekommen, wo er den Traum seines Lebens, die Herrschaft des deutsch-römischen Kaisertums über Staat und Kirche, wie sie in den glänzenden Tagen seines Vaters bestanden, zur Erfüllung bringen konnte.

Darum eilte der König auch nicht, über das Schicksal der verhafteten Großen eine Entscheidung herbeizuführen. Wenn die vermittelnden Bischöfe einst den sächsischen

Herren, sei es im eigenen Namen, sei es mit Zustimmung des Königs, milde Behandlung und baldige Befreiung in Aussicht gestellt hatten, so gingen diese Verheißungen nicht in Erfüllung. Heinrich wollte jeden Widerstand in dem trotzigen Sachsenlande niederwerfen, das stolze Freiheitsgefühl unter seinen Fuß beugen, ehe er die Hand zum Frieden und zur Versöhnung bot. Nicht durch Vertrag und Übereinkunft, sondern durch einen Akt königlicher Gnade, durch einen unbeschränkten Herrscherwillen sollten seine Feinde und Widersacher wieder ihre Freiheit und frühere Stellung erlangen. Nur Otto von Nordheim fand Gnade, als er den stolzen Sinn vor dem Sieger beugte, seine beiden Söhne als Geiseln stellte und dem König sichere Bürgschaft seiner künftigen Treue gab. Und so sehr wußte er sich das Zutrauen Heinrichs zu gewinnen, daß ihm dieser sogar die Verwaltung des Herzogtums Sachsen und den Wiederaufbau der Harzburg übertrug. Wie sehr mußte Otto seinen Sinn geändert, seine ganze Vergangenheit verleugnet haben, daß ihn der König als Förderer seiner Pläne betrachten konnte! Und doch ging aus allem hervor, daß Heinrich die Vorteile seiner Lage zur Errichtung einer monarchischen Allgewalt zu nutzen entschlossen war. Er stellte die zerstörten Burgen wieder her und übergab sie der Obhut zuverlässiger Männer; er ließ sich von allen Edeln und Freien, von deren Treue er nicht vollkommen überzeugt war, Geiseln stellen; er behandelte Sachsen wie ein erobertes Land, um durch Strenge den trotzigen Sinn des Volkes für immer zu beugen. Die Befürchtung, daß von der herrschsüchtigen und eigenmächtigen Natur des Königs der deutschen Nation schwere Geschicke drohten, trübten die letzten Tage des Kölner Erzbischofs und machten, daß er kummervoll und niedergebeugt in die Grube fuhr. Der Ausruf, den man öfters aus seinem Munde vernahm: „Wehe der armen Welt!" gab Zeugnis von den düstern Ahnungen, die seine Seele füllten. Nicht die schweren Schicksalsschläge und bittern Erfahrungen seiner letzten Lebensjahre, der Aufstand der Kölner, denen er auf seinem Schmerzenslager Verzeihung und Rückkehr in die Heimat gewährte, der rasche Hingang geliebter Verwandten, schlugen seinem Herzen so tiefe Wunden, als die Unfälle seiner sächsischen Freunde und der vollständige Triumph des Königs, dessen Herrscherstolz, Menschenverachtung und Anlage zur Willkür und zum Despotismus niemand besser kannte als er. Anno und Heinrich besaßen manche verwandte Eigenschaft, daher sie sich sehr richtig beurteilten und sehr wenig liebten. Auch Anno war ein Mann von hohen Geistesgaben, durchgreifender Willenskraft und gewaltiger Herrschernatur. Die späteren Geschlechter feierten sein Andenken in Legenden, und die Kirche zählte ihn unter ihre Heiligen, aber den Zeitgenossen galt er als eigenmächtiger, gewaltthätiger Fürst, und die Kölner haßten und fürchteten in ihm den Tyrannen ihrer Stadt. Zu seinem Nachfolger ernannte Heinrich den Domherrn Hildolf von Goslar, den weder vornehme Geburt noch körperliche oder geistige Vorzüge zierten, von dem aber der König keinen Widerstand zu fürchten hatte. Die Kölner mußten sich nach einigem Sträuben dem Machtgebote fügen. *Annos Ende.*

Machtstellung des Königs. Die Anmaßung und der trotzige Übermut der Sachsen hatte den König in Deutschland zu einer Machtstellung geführt, die alle übrigen Gewalten tief in Schatten treten ließ: die sächsischen Großen lagen in Banden, der Nordheimer war aus einem Gegner ein Anhänger geworden, den Kölner hatte der Tod zu einem „stillen Mann" gemacht und seinen Sitz nahm ein willfähriger und abhängiger Prälat ein; das ganze Reich gehorchte stumm und demütig dem mächtigen Gebieter. Und gerade jetzt trat der Papst aus der bisher beobachteten rücksichtsvollen Haltung heraus und führte eine Sprache, die Heinrichs Zorn reizte und ihn auf den Gedanken führte, auch in Rom das königliche Ansehen

wieder aufzurichten, auch jenseits der Alpen die der päpstlichen Allmacht widerstrebenden Elemente in seiner Hand zusammenzufassen und mit ihrer Hilfe den Kirchenfürsten von seiner angemaßten Höhe herabzustürzen, das Papsttum und die Kirche wieder in die untergeordnete Stellung zu zwingen, die sie unter der Regierung seines Vaters innegehabt. Aber hier brach sich Heinrichs Wille an unberechenbaren Gewalten; hier sah er sich unerwartet in einen Kampf mit geistigen Mächten gezogen, deren Bedeutung und Umfang er nicht kannte, zu deren siegreicher Bewältigung ihm die Waffen abgingen. Die Schilderung dieses Kampfes und seiner Folgen führt uns von der deutschen Erde weg nach dem Lande jenseits der Berge.

d. Heinrich IV. und Gregor VII.

1. Hildebrand als Kardinal und die Anfänge seines Papsttums.

Siege des Papsttums und der Reform. 1. In der Lombardei.

Während dieser Vorgänge waren in Italien wichtige Ereignisse eingetreten, welche die Macht des römischen Stuhles in demselben Grade erhöhten, wie sie die königlichen Hoheitsrechte zu einem Schatten herabdrückten. Wir haben gesehen, welchen Einfluß in Mailand und in der ganzen Lombardei die Reformpartei der „Patarener“ mit Hilfe des Landvolks und der unteren Bürgerklassen in Kirche und Staat erlangt hatte. Erzbischof Guido, ein Mann von schwankendem Charakter, war nicht im stande, die Herrschaft des Adels und Klerus unter der Oberhoheit des deutschen Königs auf die Dauer gegen den Andrang der demokratischen Gewalten, welche unter dem geheimen und offenen Beistand Roms wider die herkömmlichen Gewohnheiten und Rechte ankämpften, mit Erfolg zu behaupten. Hatte die Pataria unter Landulfs und Arialds Führung bisher vorzugsweise kirchliche Ziele verfolgt, die Beendigung der Kirchenspaltung die Ausrottung der Priesterehe und der Simonie, so traten nun auch politische Zwecke hinzu, als nach Landulfs Tod sein Bruder Erlembald Cotta sich an die Spitze stellte. Erlembald, ein ritterlicher Mann aus vornehmem Geschlechte, hatte einst seine junge schöne Gattin in den Armen eines Priesters überrascht. Seitdem haßte er den üppigen Klerus seiner Vaterstadt. Von einer Pilgerfahrt zurückgekehrt, wollte er in ein Kloster eintreten; aber Ariald, sein Freund und Gesinnungsgenosse, brachte ihn von dem Vorsatze ab. „Laß uns die geknechtete Kirche befreien,“ sprach er zu ihm, „ich durch das Gesetz Gottes, du durch das Schwert.“ Der Kriegsmann folgte dem Rate; ein zweiter Judas Makkabäus beschloß er, mit den Waffen der Kirche zu dienen. Er wurde der weltliche Führer der Reformpartei und sein Anhang mehrte sich bald so sehr, daß er wie ein Herrscher auftreten konnte und der Erzbischof samt dem Adel und Klerus gegen ihn zurückstehen mußte. Auch in Cremona und Piacenza gewann die Pataria durch Erlembalds Kraft und Thätigkeit immer mehr Boden. Der unternehmende Parteiführer begab sich wiederholt nach Rom, um mit Papst

Alexander II., der aus Mailand stammte und seiner Familie befreundet war, und mit dem Kardinal Hildebrand Verabredung zu treffen und empfing dort Unterstützung durch Rat und Geld. Ritter und Mönch in einer Person verband er weltlichen Glanz mit kirchlicher Demut. Während er vor den Augen der Welt in prachtvollem Aufzug und Waffenschmuck auftrat, hüllte er sich im geheimen wie ein Eremit in ein härenes Bußhemd. Der heilige Vater erklärte ihn schon im Jahre 1066 im vollen Konsistorium zum „Ritter der Kirche", und übergab ihm ein weißes Banner mit rotem Kreuz. Nun nahm der Parteikampf in der Lombardei größere Dimensionen und blutigere Gestalt an. Während die Anhänger des Erzbischofs für die alten Vorrechte der Ambrosianischen Kirche, die Hoheit des deutschen Königtums und die ererbten Standesrechte die Waffen führten, suchten Erlembald und Ariald mit Hilfe der Pataria die Obmacht des römischen Stuhles, die Satzungen Clugnys, die bürgerliche Freiheit und Rechtsgleichheit unter der Stadtbevölkerung zu begründen. Blutige Straßenkämpfe waren tägliche Erscheinungen. In einem solchen fand Ariald einen gewaltsamen Tod. Dies steigerte den Fanatismus seiner Anhänger. Im Blute der Gegner wollten sie den Fall des „Märtyrers" rächen. Als Erzbischof Guido mit dem Kirchenbann belegt und müde des langen Streites die Absicht kund gab, seiner Würde zu entsagen, entbrannte die Parteiwut mit neuer Heftigkeit, indem die Römischgesinnten den von Guido und dem deutschen König aufgestellten Nachfolger Gottfried nicht anerkannten und Erlembald sogar mit bewaffneten Scharen wider ihn zu Felde zog. Noch war der Kampf nicht entschieden, als Guido starb. Nun brachte Erlembald mit seinen Anhängern eine neue Wahl zu 23. August 1071.
stande. Sie fiel auf einen jungen Geistlichen, Namens Atto, der erst die niederen Weihen empfangen hatte. Ergrimmt über die Erniedrigung des erzbischöflichen Stuhles erhob sich die Bürgerschaft gegen den Erwählten; von Drohungen und Schmähungen ging man zu Mißhandlungen über. Aber die Kurie erklärte die Wahl für eine kanonisch vollzogene und erkannte Atto als Erzbischof an, und als König Heinrich, der einsah, daß mit der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Mailand die Herrschaft über die Lombardei zusammenhing, mit Entschiedenheit sein Investiturrecht behauptete und die lombardischen Bischöfe zur Anerkennung des von ihm ernannten Metropoliten Gottfried aufforderte, sprach der Papst über das erwählte Kirchenhaupt und über mehrere Räte Heinrichs, denen er einen schlimmen Einfluß zuschrieb, den Kirchenbann aus.

Bald nach dem Mailänder Metropoliten starb auch sein Gesinnungsgenosse Heinrich von Ravenna und der Gegenpapst Cadalus in Parma, dem jene beiden Prälaten 1072.
am längsten angehangen. Dadurch erlangte Rom den vollständigen Sieg im obern Italien. Denn wenn auch die erledigten Bischofssitze durch königliche Ernennungen besetzt wurden, Parma mit dem von Anno empfohlenen Kölner Geistlichen Eberhard, Ravenna mit dem ehemaligen Kanzler Wibert, für den sich die Kaiserin Agnes verwendete, so waren doch damals beide bereits für die Sache Roms und der Kirchenreform gewonnen, so daß Hildebrand in ihnen keine Gegner zu fürchten hatte. Der

Treuschwur, den Wibert dem heiligen Stuhle leistete, machte der selbständigen Stellung, welche das Erzbistum Ravenna seit Jahrhunderten behauptet, für alle Zeit ein Ende. Mehr und mehr schwand nun die Opposition in den Reihen des lombardischen Klerus, und die Pataria, deren Haupt und Führer Erlembald gleich einem Fürsten in Mailand gebot, stritt in geschlossener Phalanx für die Herrschaft des Papsttums und für die kirchlichen Ideen Clugnys.

Fortschritte in Deutschland. Der hohe Klerus in Deutschland hatte das Streben Roms, die deutsche Königsmacht zu schwächen und Reich und Kirche in Knechtschaft zu bringen, in unbegreiflicher Verblendung auf alle Weise befördert. Wir haben gesehen, welche Demütigungen die ersten Erzbischöfe des Reichs und Bischof Hermann von Bamberg über sich ergehen ließen. Ähnliche Triumphe feierte Rom auch diesseits der Alpen. Als im Jahre 1069 das Bistum Konstanz erledigt ward, belehnte Heinrich einen Magdeburger Domherrn Karl mit demselben. Allein die Konstanzer, die einen Einheimischen begünstigten, beschuldigten den Erwählten der Simonie und bewirkten, daß
Aug. 1071. der Papst seine Einsetzung untersagte. Eine dreitägige Synode in Mainz, welcher Heinrich selbst anwohnte, nahm einen so ungünstigen Verlauf, daß Karl freiwillig Ring und Stab zurückgab und nach Magdeburg heimkehrte, wo er bald starb. Die ganze Schuld, welche zudem nicht einmal sicher erwiesen war, bestand in dem Vorwurf, daß er einigen Höflingen Geschenke gemacht habe, damit sie seine Bewerbung begünstigen sollten. Die Konstanzer erlangten indessen doch nicht, was sie begehrt hatten. Der Domherr Otto von Goslar erhielt das Bistum. — Bald darauf wurde der Abt Robert von Reichenau des gleichen Verbrechens der Simonie
1072. in Rom angeklagt und durch den päpstlichen Bann genötigt, den Hirtenstab abzugeben. Er erhielt einige Zeit nachher die kleine Abtei Gengenbach an der Kinzig, wo er im Streit mit einem Ministerialen erschlagen ward. Die Abtei Reichenau wurde nach langem Streit mit
1074. den weltlichen Lehnsrittern von dem Papst einem Mönch der strengsten Richtung übertragen. Nun schlug die Klosterreform, wie sie von Clugny und Rom aus betrieben ward, auch in Süddeutschland feste Wurzeln. In Hirschau und andern Klöstern Schwabens und des Schwarzwaldes herrschten bald die Ordnungen der Cluniacenser, wie sie Anno durch italische Mönche in Siegburg begründet hatte. Die Strömung der Zeit kam der Neuerung fördernd entgegen. Askese und Entsagung galten damals in den Augen der Welt für die sichersten Beweise der Frömmigkeit und Heiligkeit.

2. In Unteritalien. Nicht minder groß waren die Erfolge, welche Rom und die Reformpartei in andern Teilen Italiens errang. Wir wissen, daß die Siege der kriegskundigen Normannen in Apulien und Sizilien auch zugleich Siege des römischen Stuhls und des Kreuzes waren. Wie einst die Wikinger unter dem Schutze Wodans und Thors zu ihren verwegenen „Weitfahrten“ auszogen, so führten ihre christlichen Nachkommen in den Ländern des Südens ihre Waffen im Dienste des heiligen Petrus. Unter der geweihten Standarte des Nachfolgers des Apostelfürsten entrissen Robert Guiscard und Roger die Städte und Burgen Siziliens den Ungläubigen, verdrängten den Halbmond durch das Kreuz und erhoben die verfallenen christlichen Gotteshäuser zu neuem Glanze; unter der geweihten Standarte Roms eroberte der Normannenherzog Wilhelm in der Schlacht von Hastings das Königreich England; und während Erlembald und die Patarener Roms Herrschaft in Oberitalien mit den Waffen begründeten,
3. In Mittelitalien. legten in Mittelitalien zwei Fürstinnen von hervorragendem Geiste und Charakter das schöne, reiche etruskische Land nebst den herrlichen Städten Lucca,

Modena, Parma, Mantua, Ferrara, Piacenza voll religiöser Hingebung freiwillig dem heiligen Vater zu Füßen.

Es wurde schon öfters erwähnt, mit welchem Eifer die Markgräfin Beatrix, eine Nichte Heinrichs III., die Interessen der Kurie beförderte. Trotz ihrer deutschen Herkunft und ihrer Verwandtschaft mit dem Kaiserhause hielt sie bis an ihr Ende (1075) in allen Wechselfällen unerschütterlich zu Rom. Die Reformpartei verehrte in ihr die entschiedenste Vorfechterin; Simonie und Priesterehe waren in ihren Augen die höchsten Laster. Ihre Ansichten teilte ihre Tochter **Mathilde**, die einzige Erbin der großen Besitzungen des Hauses Canossa. Wie die Mutter vereinigte auch die Tochter mit einem männlichen Geiste die wärmste Hingebung an die Kirche und das Papsttum, und wenn schon Beatrix, wie es heißt, sich geflissentlich dem Ehebette und dem Familienleben entzogen, damit das reiche Erbe in Tuscien, am Golf von Genua, am unteren Po, dermaleinst dem römischen Stuhle zufallen möchte, und nur um einen Beschützer und Hüter ihrer Güter und Reichslehen zu gewinnen, den tapfern Herzog Gottfried von Lothringen zum zweiten Gatten gewählt hatte, ohne ihm die ehelichen Rechte zu gestatten, so wird dies noch mit größerer Bestimmtheit von der Tochter behauptet. Sowohl die Ehe mit Gottfried dem Höckerigen, ihrem Stiefbruder, als die spätere mit Welf von Bayern war nur eine Scheinehe, ein Bund geschlossen aus politischen Motiven und weltlichen Rücksichten. Sie lebte in klösterlicher Entsagung; ihr Herz scheint für die Freuden irdischer Liebe unempfänglich gewesen zu sein; nur für Hildebrands kirchliche Ideale war ihre Seele entzündet. Von Jugend auf der strengen Richtung von Clugny zugethan, bedurfte sie zu ihrem inneren Glück religiöser Erregungen, asketischer Übungen und des Glaubens an übernatürliche Wunder. Mathilde vereinigte in sich alle Tugenden einer Frau und Fürstin; mit Gerechtigkeit und standhaftem Mute verband sie Gottesfurcht und Mildthätigkeit, und die Reichtümer und Herrlichkeiten der Welt, die sie mitunter in fürstlichem Glanze zu entfalten liebte, machten sie nicht unempfänglich für die geistigen Güter und die Vorteile der Bildung, die sie durch eine sorgfältige Erziehung sich angeeignet. Sie besaß eine ansehnliche Büchersammlung, beförderte das Studium des römischen Rechts und unterhielt, „ihr eigener Kanzler", einen lebhaften brieflichen Verkehr in lateinischer, deutscher, italienischer und französischer Sprache. „Stets strahlte ihr Auge Wohlwollen," berichtet ihr Kaplan Donizo, „und nie trübte der Ausdruck der Leidenschaft ihre Züge. In welcher Lage sie sich auch befinden mochte, stets thronten Maß und ruhige Überlegung auf ihrer Stirne. Mit Milden verfuhr sie milde, Hochmütigen begegnete sie mit Strenge, Bösgesinnte wußte sie durch Schrecken zu zähmen." Über den Werken des Krieges, denen sie viele Jahre ihres Lebens im Dienste der Kirche und des apostolischen Stuhles widmete, vernachlässigte sie keineswegs die Pflichten einer Gesetzgeberin und Richterin, wie aus zahllosen Urkunden hervorgeht. „In allen Regierungsgeschäften erfahren," urteilt Stenzel, „unermüdlich thätig, zog sie durch ihre Länder, schuf und erhielt Ordnung. Unter ihrem Vorsitze im Gerichte wurde Recht gesprochen, unter ihrer Aufsicht für Waffenrüstung gesorgt, in den Krieg gezogen, Schlachten geschlagen, ihre Burgen erbaut, befestigt und verteidigt, feindliche belagert. Ihres glänzenden Hofes größte Zierde war sie selbst. Freigebig gegen Arme, hilfreich gegen Unglückliche und Vertriebene, erbaute und schmückte sie viele Kirchen und Klöster. Selbst die Stürme des Krieges unterbrachen ihre Andachtsübungen nicht. Sie fand im Unglücke, verlassen von ihren Vasallen, in ihrer Burg Canossa, bestürmt durch List und Gewalt noch Trost im Lesen der heiligen Schrift, welche sie besser kannte als viele Bischöfe ihrer Zeit." Bei dem Volke hieß sie die „große Gräfin", aber ihr Siegel trug den Wahl-

Die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde von Tuscien.

spruch: „Mathilde durch Gottes Gnaden, was sie ist, wenn sie etwas ist.“ Mit Recht hat ihr Papst Urban VIII. in St. Peter zu Rom ein Grabmal unter den Gräbern der Päpste errichtet und sie „die Verfechterin des apostolischen Stuhles“ genannt. Hildebrands mächtiger Geist kam über die hohe Frau und bannte sie mit unzerbrechlichen Fesseln in seinen Zauberkreis. „Sie bewirtete den Papst wie Martha und lauschte seinen Worten wie Maria.“

Machtstellung des römischen Stuhls. 1. Die geistliche. Seitdem durch den Tod des Cadalus und seiner mächtigsten Anhänger die Kirchenspaltung gehoben war und die Gegner Roms allmählich vom Schauplatz traten, brach für den päpstlichen Stuhl eine Zeit der Macht und Herrlichkeit an. Alexander II. und mehr noch der Kardinal-Diakon Hildebrand wußten die religiöse Richtung der Zeit, den Zug der Gemüter zum Göttlichen zur Verherrlichung des Apostelsitzes, zum Triumph der Kirche zu benutzen. Ertötung des Fleisches, Kampf gegen Sinnlichkeit und Weltlust, Andachtsübungen unterstützt durch Büßungen und Geißelungen, der Hang der Zeit zu Pilgerfahrten und äußerlichem Gottesdienst, das gläubige Verlangen nach Zeichen und Wundern, nach überirdischen Gnadenerweisungen, nach einer sichtbaren Gemeinschaft mit dem Heiligen und Ewigen bildeten den Zauberkreis, in den die damalige Menschheit gebannt war, der sie mit unwiderstehlicher Macht vor den Thron des Apostelfürsten, in dem sie den irdischen Abglanz der himmlischen Ordnung und Herrlichkeit erblickte, hinzog und niederwarf. Nur wer dieser Zeitströmung folgte, in diesen Vorstellungskreis eintrat, fand Geltung; alle widerstrebenden Richtungen und Kräfte wurden als Werke des Bösen, als sündige und verderbliche Erscheinungen unterdrückt und ausgerottet.

Hildebrand und Petrus Damiani. Von dieser geistigen Strömung wußte der kluge, willenskräftige Mann, der schon seit mehr als einem Jahrzehnt Rom lenkte, den rechten Gebrauch zu machen. Und so mächtig war sein Geist, daß er selbst solche Männer in seinen Gedankenkreis zwang und sich dienstbar machte, welche kein Herzenszug an ihn band. Wir wissen, mit welch innerem Widerstreben **Petrus Damiani**, der eifrigste und aufrichtigste Vorkämpfer der kirchlichen Reform, sich den Aufträgen Hildebrands fügte, wie er in Schriften und Epigrammen seinem Ärger Luft machte, und dennoch war er ein williges Werkzeug in seiner Hand, der unermüdliche Sendbote in seinen Geschäften. Hildebrand wußte seine Tugenden und Geistesgaben wohl zu nutzen; aber schwerlich hat er tiefe Trauer empfunden, als er die Kunde vernahm, daß der strenge Reformprediger auf der Rückreise von einer Mission nach seiner Vaterstadt in Faenza einem
23. Febr. 1072. hitzigen Fieber erlegen sei. Als treuer Arbeiter im Dienste der Kirche hat er mit den ihm verliehenen Gaben den Boden bestellt, auf dem die Allmacht des Papsttums emporwuchs; daß er auch der Herrschsucht Hildebrands auf dem päpstlichen Throne mit gleichem Eifer gedient hätte, war nach seiner Gesinnung nicht vorauszusetzen. Wie Petrus Damiani durch seine praktische Thätigkeit auf die Sitten und religiösen Ansichten seiner Zeit eine nachhaltige Wirkung geübt hat, so durch seine Schriften, „die ein genialischer Zug kennzeichnet“, auf die Litteratur des Mittelalters. Sein Nachfolger als Kardinal-Bischof von Ostia wurde ein Mönch aus Clugny. Selbst in die städtischen Ämter und Richterstellen suchte Hildebrand Anhänger der Kirchenreform zu bringen. Wenigstens wird gemeldet, daß der Stadtpräfekt Cencius in St. Peter öffentlich Bußpredigten gehalten und darüber mitunter die Rechtspflege vernachlässigt habe.

Vierzehn Monate nach Petrus Damiani starb Papst Alexander II. Wie 21. April 1073.
gewaltig hatten sich die Verhältnisse während seines zwölfjährigen Pontifikats verändert! Rom war nicht bloß der Herrschersitz der Kirche, es war auch der 2. Die politische.
Mittelpunkt für Italiens Politik geworden. Wie sehr auch die italienische Bewegung nach verschiedenen Richtungen auseinander ging, wie wenig die religiösen und politischen Kämpfe der Patarener und die schwärmerische Hingebung der tuscischen Markgräfinnen an den Apostelsitz mit den Waffenthaten der Normannen in Unteritalien und Sizilien gemein hatten, in Rom trafen doch alle Fäden zusammen: der Nachfolger des Apostelfürsten bestimmte allen Unternehmungen Ziel und Richtung, lenkte alle Handlungen religiöser Begeisterung zu einem gemeinsamen Endpunkt, gab allen Werken gläubiger Andacht Impuls und Nachdruck.

Bis nach Spanien, wo um diese Zeit die christlichen Streiter, unterstützt von 1. In Spanien.
französischen Rittern und Abenteurern immer mehr Boden gegen die Araber des Südens gewannen und jenen Glaubenskrieg des Kreuzes wider den Islam begannen, der allmählich das ganze Abendland durchdrang und in den Kreuzzügen seinen Höhepunkt erreichte, erstreckte sich die Autorität Roms, und die französische Ritterschaft so wie die Mönche von Clugny trugen Sorge, daß zugleich auch die strenge Sittenlehre unter der Geistlichkeit, die asketischen Satzungen in den Klöstern, die gottesdienstlichen Formen Roms und der Primat des heiligen Vaters bei der spanischen Christenheit Eingang fanden. In England gewann die römische Hierarchie einen vollständigen Sieg; 2. England.
und wenn auch Wilhelm der Eroberer selbst im Gefühle seiner Kraft dem apostolischen Stuhle gegenüber stets eine selbständige Haltung zu bewahren wußte, so wirkten die französischen und normännischen Geistlichen, die unter der geweihten Fahne über den Kanal zogen und dort die wichtigsten Kirchenämter in Besitz nahmen, um so eifriger für den päpstlichen Primat; auch die folgenreichen Verbindungen, welche der apostolische Stuhl mit Ungarn, Polen und Böhmen angeknüpft hatte, führten schließlich zur 3. Ungarn und Polen.
Anerkennung der Herrschaft Roms bei Slawen und Magyaren.

Unter Alexander II. waren durch Hildebrand die Fundamente zu der Welt- Grundlegung zu Roms Weltherrschaft.
herrschaft der römischen Kirche gelegt worden, welche an die Stelle der geschwächten und in ihren Grundfesten erschütterten Kaisermacht treten sollte. Es waren bereits alle Vorkehrungen getroffen, um das Zepter des christlichen Gottesreiches im Abendlande aus den Händen des deutsch-römischen Kaisers in die Hände des Kirchenhauptes zu legen. Das Weltregiment, welches bisher den Nachfolgern des Augustus beigewohnt, sollte nun an die Nachfolger des galiläischen Fischers übergehen. Das große Kirchenfest, welches bei Gelegenheit der Einweihung der neuerbauten Basilika in Monte Cassino in der ersten Oktober- Okt. 1071.
woche 1071 in Gegenwart des Papstes, des Archidiakon Hildebrand und zahlloser geistlicher und weltlicher Herren aus allen Teilen Italiens gefeiert ward, konnte als das politische und kirchliche Vereinigungs- und Siegesfest gelten. In diesem nationalen Bundesfest „feierten die Bestrebungen Hildebrands, wie in einem Symbol, die ersten Siege der neuen Epoche, die in der Geschichte der römischen Kirche angebrochen war“. Nur in Rom selbst und in dem Patrimo-

Gesetzlosigkeit in der Stadt und im Patrimonium Petri.

nium Petri standen dem Herrscher der abendländischen Christenheit noch feindliche Gewalten gegenüber. Wenn die Pilger aus allen Ländern nach Italien zogen, um ihre Opfergaben zu den Füßen des heiligen Vaters niederzulegen und seinen Segen zu empfangen, wenn die Boten aus den Königreichen des Nordens und Westens mit den Gaben der Frommen, dem Peterspfennige, voll Andacht und Ehrfurcht in die heilige Stadt einziehen wollten, wurden sie nicht selten überfallen, beraubt, mißhandelt. Jene frommen Scharen, welche die religiöse Inbrunst nach Rom trieb, mußten sich häufig erst mit dem Schwerte den Weg bahnen, ehe sie sich dem Oberhaupte der Christenheit zu Füßen werfen konnten.

In St. Peter hielten sich sechzig verheiratete Laien als „Tempelwächter" auf, welche als Kardinäle verkleidet für die fremden Pilger Messen übernahmen und bezahlen ließen und Opfergaben in Empfang nahmen. „Sie feierten Nachts Orgien im Dom, und die Stufen der Altäre wurden durch Wollust, Raub und Meuchelmord befleckt." Jener Cencius, des Präfekten Sohn, einst der eifrigste Führer der Partei des Cadalus, ein lasterhafter, blutbefleckter Mann, hielt die Hadriansbrücke durch einen Turm mit Bewaffneten besetzt und schatzte oder beraubte die Hinübergehenden, und in der Campagna lauerten in den zahlreichen Kastellen gewaltthätige Barone, füllten die Gegend mit Raub und Mord und spotteten der Landeshoheit des Papstes und der gerichtlichen Ladungen des Stadtpräfekten. Nur die Macht der deutschen Herrscher, und die Stärke ihrer Kriegshaufen konnte diesen Trotz bändigen. Aber diese Hilfe begehrte man in Rom jetzt nicht.

Hildebrands Kirchenreformen.

Hildebrand hatte unter sechs Päpsten gelebt und aus eigener Erfahrung alle Übel und Gebrechen kennen gelernt, von denen der apostolische Stuhl mehrere Menschenalter hindurch zu leiden gehabt. In den Jahren seiner aufstrebenden Jugend entehrte ein Wüstling den heiligen Sitz, den eine zuchtlose Adelsfaktion als ihr Eigentum ansah und mit unwürdigen Gliedern aus ihrer Mitte besetzte; später mußte er erleben, daß, als wohlverdiente Strafe für die Schändung des Heiligtums, ein fremder Machthaber den apostolischen Stuhl wie ein deutsches Bistum vergab und einen Oberpriester von achtungswürdigem Charakter und sittlichem Leben in der Verbannung sterben ließ. Aus diesen Banden konnte die Kirche nur durch innere Erhebung und Läuterung, nur durch einen Akt freiwilliger Selbsterneuerung gelöst werden; nur eine moralische Wiedergeburt konnte zur Freiheit und Herrschaft führen. Dieser Aufgabe unterzog sich Hildebrand nach seiner Rückkehr aus dem Kloster Clugny als Lenker der öffentlichen Angelegenheiten der Kurie unter Nikolaus und Alexander. Emanzipation der Kirche von der weltlichen Gewalt war das erste vornehmste Ziel seines Strebens. Dazu bedurfte es einer festen kanonischen Wahlordnung sowohl für das kirchliche Oberhaupt in Rom als für die übrigen Bistümer. Nur wer durch die Stimmen der Kardinäle auf den apostolischen Stuhl berufen würde, sollte als rechtmäßiger Papst gelten; nur wer durch die freie Wahl des Klerus einer Diözese, ohne weltliche Mittel, ohne Kauf, Wucher oder Bestechung auf einen Bischofsitz erhoben werde, sei als würdiger Hirte und Aufseher eines

1. Selbständigkeit der Kirche.

Kirchensprengels zu betrachten. Diese Selbstregierung der Kirche war jedoch nur dann sicher und dauerhaft, wenn der Klerus durch eine weite Kluft von der Welt geschieden und in den Augen der Menschen auf eine höhere Stufe der Heiligkeit gehoben ward; nur durch die Tugend der Entsagung und Selbstverleugnung ihrer Diener konnte die Kirche zur Herrschaft emporsteigen. Darum wurde mit dem Verbot der Simonie, an das sich folgerichtig das weitere Verbot der Besetzung der Bistümer und Abteien durch Laien anschloß, das Cölibat für alle Kleriker und die strenge Lebensordnung des Cluniacenser- 2. Cölibat. Ordens für alle Mönche und Nonnen verbunden. Wenn sich der Klerus durch Zerreißung aller Familienbande von den Interessen der Welt lossagte und freiwillig auf die Freuden und Genüsse des Lebens Verzicht that, wenn nicht mehr Weib und Kind mit allen Hoffnungen und Sorgen den Geistlichen an das Land seiner Geburt, an Haus, Familie und bürgerliche Verhältnisse fesselten und er weniger von der weltlichen Gewalt zu fürchten hatte, konnte die Kirche zum Sieg und zur Herrschaft emporsteigen. Es waren mächtige Anforderungen, die in diesen Vorschriften an die Menschennatur gestellt wurden. Hatte auch die Kirche sich von jeher schwierig gegen die Ehe gezeigt und namentlich dem Priesterstande die Ehelosigkeit als Zeichen besonderer Heiligkeit empfohlen, so hatte sie doch mit ihrer Forderung nicht durchdringen können; nur für die Bischöfe war das Cölibat als gemeingültige Bedingung ihres Standes, als ein Gebot der Sitte und des Anstandes angesehen worden, indes die niedere Geistlichkeit, besonders in Deutschland und der Lombardei, der Mehrzahl nach verheiratet war und die Landpriester allenthalben noch großenteils in der Ehe lebten. Nicht 3. Klosterreform. minder drückend war das Joch, das durch die Klosterreform den religiösen Genossenschaften auferlegt ward. Die Ordensregel von Clugny, welche den Mönchen nicht nur die strengste Entsagung allen Lebensgenüssen gegenüber und die Ertötung der Sinne durch eine grausame Asketik zur Pflicht machte, sondern auch durch das Gebot des Schweigens den Klosterbewohnern den Trost der Unterhaltung, die Erheiterung des geselligen Umganges raubte und jede persönliche Eigennatur durch das Joch eines blinden Gehorsams erstickte, wurde immer mehr das Vorbild für das gesamte Klosterwesen. Wir haben gesehen, wie eifrig die Kongregation von Clugny die Oberherrschaft Roms beförderte (V, 645 f.); die Befreiung von der Jurisdiktion der Landesbischöfe beseitigte die Schranken, die ihre Wirksamkeit hemmen konnten; die Cluniacenser waren die Jesuiten des Mittelalters, sie waren die geistliche Kriegsmannschaft im Dienste des Papsttums, der Gegenstand der Bewunderung und Verehrung des Volkes, dessen Herz sie durch Handlungen der Wohlthätigkeit und Christenliebe zu gewinnen, dessen Geist und Einbildungskraft sie durch Andachtsübungen und Wunderthätigkeit zu fesseln wußten, aber auch der Gegenstand der Furcht, des Neides und des Hasses für den übrigen Klerus. Vor ihrer heiligen Gewalt, die in der Gunst des apostolischen Stuhles, in der Richtung der Zeit, in der Hingebung der gläubigen

Gemüter ihre starken Wurzeln hatte, beugte sich die nach Erlösung dürstende Menschheit, verlor das alte Klosterwesen, das neben leichter Handarbeit und religiösen Übungen ein gemächliches Leben mit geselliger Unterhaltung und litterarischen und künstlerischen Beschäftigungen gewährte, seinen Wert und seine Bedeutung. Nie hat die Lehre: „Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich" eine größere praktische Geltung gefunden, als in dem Zeitalter, da die Menschheit sich anschickte, das heilige Grab zu gewinnen.

Hildebrand zum Papst gewählt. April 1073. Kaum war Alexander II. aus dem Leben geschieden, so traf der Archidiakon Hildebrand Vorkehrungen zu einer neuen Papstwahl nach der gesetzlichen Ordnung. Aber die Reformpartei, vor allen der Kardinal Hugo, der in früheren Jahren als päpstlicher Legat in Frankreich für die Erneuerung des religiösen Lebens thätig gewesen war, verschmähte diesen Weg. Im Sturm, wie durch göttliche Eingebung des Volkes, sollte der bisherige Lenker und Rater der Kirche auf den Herrschersitz erhoben werden. Noch war Alexanders Leiche nicht in die Gruft gesenkt, so riefen begeisterte Stimmen den Kardinal Hildebrand zum Papst aus, worauf die erregte Menge den Widerstrebenden halb mit Gewalt nach der Kirche St. Pietro in Vincoli zog und auf den apostolischen Stuhl setzte. Hier wurde er nun von den in der Eile versammelten Kardinälen gewählt und unter lautem Zuruf des zahlreich anwesenden Klerus und Volkes als Papst proklamiert. List und Bestechung, wie in der Folge seine Gegner behaupteten, um den Vorwurf der Simonie auf ihn zu laden, sind dabei nicht in Anwendung gekommen. Hildebrand hat die ordnungswidrige Erhebung weder gewünscht noch herbeigeführt. Doch nahm er die Wahl an, „wie ein Feldherr, den nach zwanzig gewonnenen Schlachten die Legionen als Imperator begrüßen". Er legte sich den Namen Gregor VII. bei, in Erinnerung an jenen unglücklichen Kirchenfürsten, den er einst in die Verbannung nach Deutschland begleitet hatte, und zeigte seine Thronbesteigung verschiedenen Fürsten und Kirchenhäuptern an, auch dem König Heinrich IV., ohne jedoch dessen Zustimmung ausdrücklich nachzusuchen. Daß in seinen Augen die Wahl gültig war und einer königlichen Bestätigung nicht bedurfte, gab er dadurch zu erkennen, daß er sogleich das ganze Kirchenregiment und die päpstliche Gerichtsbarkeit in die Hand nahm und schon am 29. April die Auflösung unkanonischer Ehen gebot. Doch hielt er mit der Weihe solange zurück, bis der König seine Ansicht und Absicht kundgegeben haben würde.

Heinrich IV. gibt seine Zustimmung. Es fehlte am königlichen Hofe nicht an Stimmen, welche rieten, die ordnungswidrige Wahl zu verwerfen; die rücksichtslose Durchführung der Reformen, die man von einem Manne wie Gregor erwarten mußte, schreckte die Bischöfe und Äbte, die in Beziehung auf Simonie sich nicht ganz rein wußten, und erfüllte alle verheirateten Priester mit Angst. Allein Heinrich IV. wagte es nicht, die schwierige Lage des Reichs und die in Sachsen herrschende Aufregung noch durch Erweckung eines neuen furchtbaren Feindes zu verschlimmern,

seinen zahlreichen Gegnern noch einen neuen Vorwand zur Empörung zu geben. Er ließ die Wahl unangefochten und begnügte sich damit, den Grafen Eberhard als Bevollmächtigten nach Rom zu senden, mit dem Auftrag, den Hergang zu untersuchen. Dies war lediglich eine Sache der Form und des Anstandes. Daher wurde nun auch die Weihe Gregors VII. in Gegenwart der Kaiserin Agnes, der Markgräfin Beatrix und des Kanzlers von Italien ohne Zögern vollzogen. 29. Juni.

Gregors Herrscherpläne.

Gleich nach seiner Wahl hatte Gregor kundgegeben, daß er entschlossen sei, die Ideen der Hierarchie und der Kirchenreform, die ihn als Kardinal geleitet, auch als Papst durchzuführen. Die Kirche von der weltlichen Gewalt zu emanzipieren und unter Roms Oberhoheit zu einigen, das Papsttum vom königlichen Patriziat zu befreien und über das Kaisertum und jede zeitliche Fürstenmacht zu erheben, den Klerus durch strenge Sittenzucht moralisch zu kräftigen und durch Losreißung von allen Familienbanden zur Herrschaft über die Welt zu führen, die Kirche durch das Verbot der Laien-Investitur von dem Lehnsverbande zu lösen, womit die feudalen Ordnungen dieselbe seit Jahrhunderten an den Staat geknüpft, kurz das christliche Rom zum Haupt- und Mittelpunkt einer neuen Weltherrschaft zu machen und das Papsttum an die Stelle der alten Imperatorenmacht zu rücken, dies waren die hohen Ziele, welche der toscanische Bauernsohn, wie ein zweiter Cäsar, ins Auge faßte und mit dem scharfen Blick eines Staatsmannes und der zähen Hartnäckigkeit eines Mönches nach und nach durchzusetzen bemüht war. Ohne die bisherigen Verhältnisse Roms und Deutschlands zu berücksichtigen, nahm er sogleich mit der ihm eigenen Energie eine gebieterische Stellung gegen König und Fürsten, gegen Klerus und Volk ein. Mit Erstaunen liest man die Briefe, worin er bald nach seiner Erhebung fremden Fürsten und Königen erklärt, daß ihre Kronen und Herrschaften Gnadengaben Christi wären, die sie durch dessen Stellvertreter, den heiligen Vater in Rom, zu Lehen erhalten und wofür sie Pflichten und Jahreszins zu leisten hätten.

„Gregor umfaßte mit seiner lebendigen Thätigkeit die ganze christliche Kirche, über sie hinaus die Welt," urteilt Stenzel. „Überall umher schickte er seine bevollmächtigten Legaten, in fernen Ländern sein Arm, sein Auge, um Synoden zu halten, zur Herstellung der verfallenen Zucht und Ordnung der Kirche, zur Abschaffung der Priesterehe und der Käuflichkeit geistlicher Würden und Ämter."

Hindernisse.

Gregors erstes Anliegen war, Roms Oberhoheit in Italien selbst fest zu begründen; denn während der Papst in weiter Ferne als Herr der Christenheit in Demut verehrt ward, versagte der Adel der Stadt und der Campagna ihm oft trotzig den Gehorsam. Nachdem er einen Teil der römischen Großen für seine Dienste gewonnen und das Patrimonium Petri in seinem früheren Umfang hergestellt und durch Vasallenheere geschützt hatte, begab er sich nach Unteritalien, um den Normannenfürsten den Lehnseid abzunehmen. Landulf von Benevent und Richard von Capua leisteten Huldigung und Treugelübde und verpflichteten sich zum Schutze der römischen Kirche; weniger willfährig zeigte sich Robert Guiscard, so daß der erzürnte Papst den Bann

Sommer 1073.

1. Bei den Normannen.

Beziehungen zu Heinrich IV. und dem Hofe von Byzanz. 1074. über ihn aussprach und Anstalten zu einem Krieg wider den ungehorsamen Sohn der Kirche traf. Die Furcht vor diesem klugen und unternehmenden Fürsten war wohl die Hauptursache, daß Gregor im nächsten Jahre so bereitwillig auf den Antrag eines Bündnisses mit dem byzantinischen Kaiser Michael VII. einging, als dieser im Gedränge vor den Seldschukken die Hilfe des Abendlandes anrief und dafür die Wiedervereinigung der beiden Kirchen in Aussicht stellte, und daß er zu der Herstellung eines versöhnlichen Verhältnisses mit Heinrich IV. gern die Hand bot, als dieser in seiner damaligen Bedrängnis gegen die aufrührerischen Reichsvasallen, in einem Schreiben voll Ergebenheit ein reuiges Bekenntnis seiner Sünden ablegte und dem heiligen Vater treue Unterstützung bei den kirchlichen Reformen verhieß. Sofort begab sich eine Ostern 1074. päpstliche Gesandtschaft über die Alpen, begleitet von der Kaiserin Agnes, die den Sohn wiederzusehen und ein gutes Einvernehmen zwischen Rom und Deutschland zu begründen wünschte. Aber beide Vorhaben führten nicht zu dem erstrebten Ziel. 2. In Deutschland. Heinrich, damals mit den Sachsen im offenen Krieg, zeigte zwar auch jetzt noch den besten Willen gegen die Kirche; um so mehr widerstrebten aber die deutschen Bischöfe den verlangten Reformen. Unter der Führung des mutigen und gebildeten Erzbischofs Liemar von Bremen widersetzten sie sich der Einberufung einer National-Synode durch die Legaten und retteten die Ehre der deutschen Kirche. Die Kardinäle mußten nach Okt. 1074. Rom zurückkehren, ohne eine Kirchenversammlung zustandegebracht zu haben. Als einige Monate nachher Siegfried von Mainz, um die Gunst des Papstes zu gewinnen und dadurch endlich in den Besitz des Thüringer Zehnten zu gelangen, den Priestern seines Sprengels zumutete, entweder ihren Ehen oder ihren Ämtern zu entsagen, entstand eine solche Aufregung, daß bewaffnete Dienstmannen zu seinem Schutze einschreiten mußten. Auch der beabsichtigte Kriegszug nach Unteritalien und über das Meer kam nicht zur Ausführung.

3. Die beabsichtigte Heerfahrt über das Meer vereitelt. Gregor hatte den kühnen Plan gefaßt, an der Spitze eines europäischen Heeres zuerst die südliche Halbinsel den Normannen zu entreißen, dann Byzanz vor den Mohammedanern zu retten und der römischen Kirche zu unterwerfen, ja das Kreuz in Jerusalem aufzupflanzen. Schon waren Aufgebote an die Fürsten Italiens und Südfrankreichs ergangen, ihre Mannschaften zu dem Glaubensheer zu stellen, mit dem er selbst gegen die Feinde der Kirche ins Feld ziehen wollte, und im Juni hielt er am Ciminischen Waldgebirge unweit Viterbo eine Musterung über die Scharen seiner Getreuen. Aber die Zahl der Streiter, die seinem Rufe Folge leisteten, entsprach nicht seinen Erwartungen. Selbst die Markgräfinnen, welche 30,000 Bewaffnete herzuführen sollten, waren durch einen Aufstand der Valvassoren im eigenen Lande zurückgehalten, und auch Erzbischof Wibert von Ravenna, dessen Freundschaft für Gregor bereits erkaltet war, hielt mit dem versprochenen Zuzug zurück. Der hochfliegende Plan mußte aufgegeben werden. Gregor empfand über das Mißlingen solchen Verdruß, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Statt den Byzantiner und den Normannen als Schützlinge zu seinen Füßen zu sehen, mußte er erleben, daß sich beide die Hände zum Bunde reichten. Von einem Kreuzzug und von einer Vereinigung der griechischen und römi- 4. Frankreich. schen Kirche war ferner keine Rede mehr. Auch in Frankreich, wo die hierarchischen Ideen durch die Thätigkeit der Cluniacenser am weitesten verbreitet waren und am tiefsten wurzelten, und wo eine fehdelustige, Abenteuer liebende Ritterschaft zu Kreuzzügen unter der Fahne der Religion am meisten Lust und Neigung zeigte, stieß Gregor auf Widerstand, als er den König mit Bann und Absetzung und das Land mit dem Interdikt bedrohte, wenn nicht seinen Forderungen und den römischen Kirchengeboten Genüge geschehe. Auch der gallikanische Klerus fühlte sich verletzt durch das anmaßende Auftreten des römischen Kirchenfürsten und seiner hochmütigen Legaten.

Weit entfernt jedoch, daß diese Hindernisse den Geist Gregors niedergebeugt hätten, bestärkten sie ihn nur in dem Vorsatze, die im Argen liegende und von den Banden des Bösen umstrickte Welt durch die gereinigte Kirche zu erlösen und zu beherrschen. Was er nicht im ersten Sturm zu erobern vermochte, suchte er durch Festigkeit und Ausdauer zu erreichen. Ausdauer und Ansprüche.

Die spanischen Fürsten vernahmen mit Erstaunen aus dem Munde des Legaten Hugo, daß der Papst dem französischen Grafen von Rouci alles Land, das er den Mauren entreißen würde, als Lehen des römischen Stuhles verliehen, und daß der spanische Klerus sich in allen Dingen nach den kanonischen Gesetzen und Vorschriften Roms zu richten habe. Swend Esthridson von Dänemark suchte Gregor in einem Briefe zu bestimmen, eine Anzahl zuverlässiger Kriegsmannen dem Dienste der Kirche zu weihen und stellte dafür einem seiner Söhne ein Lehnfürstentum in Sicilien in Aussicht. Als die Bischöfe von Prag und Olmütz über einige Burgen und Besitzungen in Streit gerieten, sandte er einen Legaten nach Böhmen. Dieser entsetzte den Bischof von Prag, Jaromir (Gebhard), einen Bruder des Herzogs, seiner Würde, und wie sehr sich auch dessen Metropolit, Siegfried von Mainz, für ihn verwendete, Gregor erklärte, „er werde das Schwert des apostolischen Zornes bis zu seiner Vernichtung ziehen", und gestattete die Wiederaufnahme erst, als Jaromir in Rom selbst Buße that und sich dem Schiedsspruch des Papstes, welcher die streitigen Besitzungen teilte, unterwarf. Wie in Böhmen, so mischte er sich auch in Ungarn und Polen in die Angelegenheiten des Staats und der Kirche und führte dabei eine Sprache, als ob jene Reiche dem heiligen Stuhle gehörten. Bis nach Rußland und Nordafrika erstreckte sich der Arm des gewaltigen Herrschers.

Vor allem war Gregor bemüht, in Deutschland und in der Lombardei die widerstrebenden Elemente niederzuwerfen und die neuen Kirchengesetze zur Geltung zu bringen. Auf der großen Synode, welche in der Fastenwoche in Rom abgehalten ward, wurde das Verbot der Simonie und Priesterehe in der strengsten Form ausgesprochen. Allen verehelichten Geistlichen wurde unter Androhung der Absetzung und Exkommunikation die Pflicht auferlegt, ihre Frauen von sich zu thun; Bischöfe und Äbte, die im Rufe standen, ihre Stellen durch Kauf oder Bestechung erworben zu haben, wurden zur Verantwortung nach Rom geladen und die Ungehorsamen mit Bann und Amtsentziehung bestraft oder bedroht; allem Volke wurde untersagt, bei beweibten oder simonistischen Klerikern Messe zu hören und kirchliche Handlungen verrichten zu lassen, und fünf der einflußreichsten Räte Heinrichs, die der Simonie Vorschub geleistet (wohl dieselben, die schon von Alexander II. exkommuniziert waren, S. 291), wurden aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Und um das Übel mit der Wurzel auszurotten, wurde auf derselben Synode das Verbot gegen jede Laien-Investitur, d. h. gegen die Besetzung der Kirchenämter durch die Landesfürsten vermittelst der Belehnung mit Ring und Stab, und jede Übertragung einer geistlichen Stelle durch Laienhand veröffentlicht und somit zwei Gesetze erlassen, welche tief in das gesellschaftliche und staatliche Leben einschnitten, welche den Klerus aufs engste an die Kirche knüpften, die weltlichen Gewalten und Hoheits- Die römische Synode. 1075. Ende Febr. 1075.

rechte im innersten Grunde erschütterten und schwächten und eine wuchernde Saat der Zwietracht und Parteiung unter allen Ständen ausstreuten.

Opposition gegen das Cölibatgesetz.

Das Gebot der gezwungenen Ehelosigkeit versetzte den Klerus in die größte Aufregung. In allen Ländern, besonders aber in der Lombardei und in Deutschland, rief die Verkündigung des Cölibatgesetzes stürmische Auftritte hervor. Nicht etwa solche Geistlichen, die durch ihren Wandel Anstoß gegeben, deren Ruf befleckt war, erhoben laut ihre Stimme gegen ein Kirchengebot, welches die Sittlichkeit zu untergraben und geheimen Lastern und Sünden Thür und Thor zu öffnen drohte; nein, gerade die unbescholtensten und rechtschaffensten Priester bekämpften ein Gesetz, das der menschlichen Natur widerstrebte, das weder in der heiligen Schrift noch in dem kirchlichen Herkommen eine Begründung hatte. In dem gesamten christlichen Abendlande sprach sich tiefe Entrüstung aus, so daß man von einer strengen Durchführung der Verordnung abstehen und sich auf Transaktionen und Kompromisse verschiedener Art einlassen mußte. In Spanien, in der Normandie, in England bestand die Priesterehe, selbst in den oberen Graden, noch über ein Jahrhundert; an manchen Orten beschränkte man das Verbot auf die jüngere Generation und machte das Cölibatgelübde zu einer Bedingung der Weihe. Dem Erzbischof von Mainz hätte, wie erwähnt, die Verkündigung der Forderung auf der Synode von Erfurt beinahe das Leben gekostet.

Durchführung desselben.

Gregor konnte oder wollte solche Abfindungen nicht verhindern; aber noch weniger ließ er sich durch die feindseligen Kundgebungen von seinem Vorhaben abbringen. Er hatte das Volk und die Richtung des Zeitalters auf seiner Seite, und wenn einerseits die Gründe der Vernunft und der Schrift gegen das Cölibat geltend gemacht wurden, so sprachen anderseits vielerlei Mißbräuche für dasselbe. In manchen Ländern waren die Kirchenämter Familiengut geworden, indem die Pfründen von Vater auf Sohn erbten, ja mitunter den Töchtern als Mitgift in die Ehe gegeben wurden; in Rom lebten viele Söhne von Priestern, die ebenfalls Geistliche geworden waren, mit ihren Frauen und Kindern von den Einkünften der kirchlichen Stellen, die ihnen die Väter hinterlassen hatten; in der Lombardei betrachteten die edlen Geschlechter die Bischofstühle und reichen Klosterpfründen als ihr Eigentum. Dazu kam, daß gar manche Ehen der gesetzlichen Ordnung entbehrten und nur als wilde Ehen gelten konnten. Auf solche Mißbräuche wiesen die Cluniacenser und Reformprediger hin, um Gregors Gesetz als eine fromme und heilsame Anordnung erscheinen zu lassen; und da er selbst und seine Anhänger durch sittlichen Wandel und asketische Tugenden hervorragten und somit durch ihre Persönlichkeit dem Gebote, das ohnedies dem Klerus den Charakter der Heiligkeit aufprägte, in den Augen der Welt eine höhere Weihe verliehen, so erhielt das Cölibat, das schlau ersonnene Werkzeug des Ehrgeizes und der Herrschsucht, mehr und mehr Geltung und gesetzliche Autorität. Die Natur unterlag und der Mönchsgeist blieb Sieger.

Das Investiturgesetz und der Lehnsverband.

Von nicht minder weitgreifender Wirksamkeit war das Verbot der Investitur durch Laienhand. Es wurde an verschiedenen Stellen dieses Werkes angeführt, wie sehr zu allen Zeiten die fromme Gläubigkeit und das Gefühl der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit beflissen waren, die

Kirche zu bereichern; wie Kaiser und Könige, Fürsten und Edle in Gründungen von Bischofsitzen und Abteien, Kirchen und Klöstern wetteiferten, wie selbst der gemeinfreie Mann sein Eigentum hingab, um es als Lehen der Kirche zurückzuerhalten und unter dem Krummstab von Lasten und Bedrückungen weniger beschwert zu sein; wie die Sorge für das Seelenheil, die religiöse Hingebung hochgestellter Personen, die Angst schuldbelasteter Gemüter vor den Schrecknissen der Hölle, die Furcht vor dem bevorstehenden Weltuntergange und jüngsten Gerichte der Kirche Schenkungen und Vermächtnisse von unschätzbarem Werte zuführten; wie Könige und Volkshäupter die Gerichtsbarkeit und Lehnsrechte, die sie anfangs durch eigene Grafen in den geistlichen Besitzungen ausübten, mehr und mehr auf die Bischöfe und Äbte übergehen ließen und den Wert dieser geistlichen Besitzungen noch durch Immunitäten aller Art, durch Befreiungen und Vorrechte erhöhten. So war es denn gekommen, daß die deutschen Erzbistümer und Bistümer Gebiete umfaßten, welche Königreichen und Herzogtümern an Umfang nicht nachstanden, daß sie Städte und feste Burgen besaßen und zahlreiche Vasallen mit bewaffneten Kriegsleuten unterhielten; daß manche Abtei und manches Kloster an Landbesitz und Einkünften Grafschaften und Fürstentümer übertraf; und an Metallgeld und Kunstgegenständen konnte kaum eine weltliche Herrschaft mit einem Bischofsitz oder einer der reicheren Abteien den Vergleich aushalten. Die Macht und Stärke des Reichs beruhte vorzugsweise auf dem Klerus; wir haben gesehen, wie Bischöfe und Klostervorsteher an der Spitze ihrer Mannen ins Feld zogen oder ihre Dienstleute unter dem Schirmvogt ausrücken ließen, wie die Geschäfte der Kanzlei fast ausschließlich ihren Händen anvertraut waren, wie die Kosten der Hofhaltung oder der Kriegszüge vorzugsweise von den geistlichen Herren aufgebracht wurden. Aus der ganzen Geschichte des Mittelalters geht hervor, daß die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte mit den Herzögen, Markgrafen und Grafen auf gleicher Linie standen, daß die geistlichen und weltlichen Reichsglieder den durch Bildung wie durch Reichtum und Grundbesitz hervorragenden Herrenstand bildeten, mit welchem der König oder Kaiser das Regiment führte, das Recht fand, die Grenzen schützte und ausdehnte. Durch den Lehnsverband waren geistliche und weltliche Reichsglieder so innig verbunden und in so gleichmäßige Verhältnisse zu dem Staatsoberhaupte gestellt, daß dieselben Gesetze und Rechtsformen auf beide ihre Anwendung fanden, daß die Belehnung der Geistlichen mit Ring und Stab der Übertragung weltlicher Fahnlehen gleichkam. Eine Scheidung des kirchlichen Hirtenamtes und der weltlichen Herrschaft war bis dahin noch unbekannt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die Investitur der Bischöfe und Äbte durch die Landesfürsten größeren Versuchungen und Mißbräuchen ausgesetzt war als die weltliche Belehnung: denn während hier oft Familienbande und verwandtschaftliche Ansprüche berücksichtigt werden mußten, gaben bei den geistlichen Stellen, die infolge der Ehelosigkeit der Bischöfe und Äbte einem öfteren Wechsel unterworfen waren, in

der Regel persönliche Motive den Ausschlag. Und wie sehr Heinrich II. und Konrad II. bei Besetzung der kirchlichen Ämter sich von zeitlichen Rücksichten leiten ließen, wie wenig die Wahl und der Wille der Geistlichkeit dabei in Anschlag kam, wie oft die Übertragung an die Abtretung von Gütern, Einkünften, Burgen und dgl., an die Entrichtung von Geldsummen oder andere Emolumente, an zeitliche Bedingungen verschiedener Art geknüpft war, und wie die Bischöfe dieselben Mittel, die sie mit Erfolg gebrauchten, auch ihrerseits wieder bei Besetzung der geringeren Pfründen in Anwendung brachten, ist in den obigen Blättern vielfach zu Tage getreten. Aber der Begriff der Simonie erhielt jetzt eine solche Ausdehnung, daß nur wenige Inhaber kirchlicher Stellen rein und vorwurfsfrei dastanden. Nicht nur Kaufverträge galten als Kirchenverbrechen, auch Geschenke und Gunstbewerbungen sollten die Schuldigen als Unwürdige bei den Stellenbesetzungen ausschließen. Und dieses alles war Jahrhunderte hindurch geübt worden, ohne daß Geber und Nehmer sich darüber Vorwürfe gemacht hätten. Nun sollten diese Mittel, die bisher ohne arge Gedanken angewendet worden, als Sünde gelten, welche von Amt und Würde, ja aus der Gemeinschaft der Kirche ausschloß; und das Schwert, das durch diese Bestimmung über allen Häuptern schwebte, wurde noch geschärft durch das Verbot der Investitur von Laienhand, infolgedessen aller rechtliche Besitz geistlicher Stellen in Frage gesetzt ward.

Es ist daher nicht zu verwundern wenn die römischen Synodalbeschlüsse die christliche Welt in die größte Aufregung brachten, wenn Klerus und Laien sich zum Kampfe rüsteten. Durch die Forderung, daß fortan kein Bischof oder Abt von Königen oder Kaisern, von Herzögen oder Grafen mit Ring und Stab belehnt werde, warf Gregor der gesamten weltlichen Macht den Fehdehandschuh hin; „der uralte, staatsrechtlich gewordene Lehnsverband zwischen Laien und Geistlichen sollte nun mit einem Mal zerrissen, der Klerus aus dem Feudalsystem völlig herausgenommen werden.“ Die Kirche sollte von jeder Abhängigkeit vom Staat befreit sein und doch im Besitz ihrer Reichsgüter verbleiben! Die Durchführung dieses Gesetzes hätte halb Europa dem Papste unterworfen, die reichsten Güter und Städte in kirchliche Lehen verwandelt.

Unausführbarkeit des Investiturverbots.

Gregor selbst mochte die Unausführbarkeit des Gesetzes gegen die Laieninvestitur einsehen. Wenigstens hielt er mit der Bekanntmachung desselben anfangs zurück. Er wollte es zunächst nur als Schreckbild gegen König Heinrich gebrauchen, damit dieser in Unterwürfigkeit gehalten würde und dem römischen Stuhl zum Siege in der Lombardei verhelfe. Ließ sich der kluge Kirchenfürst, der bei allem Reformeifer wohl erkannte, daß man den realen Verhältnissen, den herrschenden Gewohnheiten und bestehenden Rechten einige Rechnung tragen müsse, schon bei dem Gebote des Cölibats auf Konzessionen ein, so konnte er noch weniger daran denken, das Gesetz gegen die Laieninvestitur in seiner ganzen Folgerichtigkeit durchzuführen. Ohne das Recht, die Bischöfe und Äbte in ihre Reichslehen einzusetzen und sie dadurch zum Dienst und zur Treue gegen die Krone zu verpflichten, war das Ansehen und das Herrscherrecht des Königs in den geistlichen Territorien vernichtet, war die weltliche Macht in ihren Grundfesten erschüttert, in ihren innersten Fugen aufgelöst. Heinrich nahm daher

auch auf das neue Gebot keine Rücksicht, sondern fuhr fort, Bistümer und Abteien nach seinem Willen zu besetzen, ohne daß er von dem Papst, dem bei dem heftigen Widerstand gegen die römischen Synodalbeschlüsse ein behutsames Vorschreiten rätlich erscheinen mochte, gehindert worden wäre.

Wir haben gesehen, wie standhaft Heinrich in Mailand die Wahl Gottfrieds aufrecht erhielt, obwohl der Kirchenbann auf dessen Haupt ruhte, und wie er den Kölnern gegen ihren Willen einen Erzbischof aufdrängte. Noch in demselben Jahre 1075 ernannte er an die Stelle des vom Papste wegen Simonie und Ungehorsam exkommunizierten und entsetzten Hermann den Dompropst Ruprecht von Goslar zum Bischof von Bamberg und verlieh die wichtigen und reichen Abteien Fulda und Lorsch, die kurz zuvor zur Erledigung gekommen waren, zwei einfachen Mönchen. Gregor, damals von allen Seiten bedroht, wagte es nicht, dem deutschen König, dessen Machtstellung seit dem Siege an der Unstrut bedeutend gestiegen war, den Fehdehandschuh hinzuwerfen, zumal da bei diesen Investituren keine unkanonischen Mittel in Anwendung gekommen waren.

Denn gerade damals hatte sich in Italien selbst eine mächtige Opposition Aufruhr in Mailand.
gegen den Papst erhoben. In Mailand erlangten die Anhänger der alten 1075.
Ambrosianischen Kirchenordnung die Oberhand. Adel und Bürgerschaft, aufgebracht, daß der erzbischöfliche Sitz trotz der Doppelwahl so lange verwaist blieb, indem weder Gottfried, der noch immer in seiner festen Burg eingeschlossen war, noch Atto, der sich in Rom aufhielt, Macht und Anhang genug besaß, die Metropolitanrechte wider die Gegenpartei geltend zu machen, und erzürnt über das freche und übermütige Treiben Erlembalds und der Patarener, denen man den Brand zuschrieb, der damals den schönsten Teil der Stadt 1075.
in Asche legte, ergriffen die Waffen wider den Volksführer und die kirchlichen Neuerer. Es entbrannte ein heftiger Straßenkampf, in welchem Erlembald, als er das Banner St. Peters schwingend die Seinigen gegen die Feinde führte, sein blutiges Ende fand. Dies gab den Anstoß zu einem völligen Umschwung: die Ambrosianische Partei siegte über die Patarener; Erlembalds Gefährte, der Priester Liprand, wurde an Nase und Ohren verstümmelt; in allen Städten der Lombardei regten sich die Gegner Roms und Clugnys; die Anhänger des früheren Gegenpapstes Cadalus wagten sich wieder hervor; der ehrgeizige und staatskluge Wibert von Ravenna, der schon seit einiger Zeit mit dem Papste auf gespanntem Fuße lebte, sowie der Bischof Gregor von Vercelli traten an die Spitze der Opposition. König Heinrich wurde durch eine feierliche Gesandtschaft angegangen, dem langen Hader durch die Einsetzung eines neuen Erzbischofs ein Ende zu machen. Nicht minder drohend und mächtig war die Opposition gegen Parteikämpfe in Rom.
Gregor in Rom selbst. Alle Priester, die mit Frauen zusammen lebten oder die kirchlichen Einkünfte zu Privatzwecken mißbrauchten, waren ergrimmt über das neue Kirchenregiment, das ihnen die so lange genossenen Vorteile rücksichtslos entzog. Sie erhielten gewandte Führer in dem wankelmütigen Kardinal Hugo, der einst die Erhebung Hildebrands so eifrig betrieben, dann aber, weil er für

seine Dienste nicht den erwarteten Dank erhalten, sich in leidenschaftlichem Hasse von demselben gewandt hatte, und in jenem römischen Edelmanne Cencius, dessen gewaltthätigem Treiben Gregor ein Ende gemacht hatte.

Die Todesstrafe, zu der ihn das Gericht verurteilte, wurde diesem zwar auf Fürbitten der Markgräfin Mathilde erlassen; aber er mußte den Turm an der Engelsbrücke abtreten, der alsbald zerstört ward, und mußte Geiseln stellen für sein künftiges Wohlverhalten.

Es dauerte nicht lange, so reichten sich die Führer der Opposition in Oberitalien und in Rom die Hände zum Bunde gegen Gregor. Selbst den gebannten Herzog Robert Guiscard suchte der unermüdliche Hugo, den jetzt zum drittenmal der Fluch der Kirche traf, von Rom abzuwenden. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß der Papst dem König mit Rücksicht und Schonung begegnete und es übersah, wenn derselbe in Deutschland die Investitur nach altem Herkommen übte. Als aber Heinrich sich in die italienischen Händel mischte und die Gegenpartei unterstützte, als er die gebannten Räte in seiner Nähe behielt und einen derselben, Graf Eberhard von Nellenburg, nach Italien sandte, damit er in Verbindung mit den Bischöfen von Ravenna und Vercelli die Patarener vollends niederwerfe, als er einem Mailänder Geistlichen von vornehmer Familie, Namens Thedald, der einige Zeit bei ihm Kaplan gewesen, den erzbischöflichen Stuhl von Mailand verlieh und dabei weder auf den von Rom anerkannten Atto, noch auf den von ihm selbst früher aufgestellten, aber bei der Bürgerschaft wenig beliebten Gottfried Rücksicht nahm; als er sogar mit den Normannen Verbindungen anzuknüpfen suchte und in Spoleto und Fermo, auf welche der päpstliche Stuhl selbst Ansprüche geltend machte, die erledigten Bischofstühle besetzte, da glaubte Gregor mit größerem Ernst auftreten zu müssen. Bald nach Beendigung des Sachsenkriegs hatte Heinrich drei Gesandte nach Rom geschickt, um mit dem Papste wegen der Kaiserkrönung Verabredung zu treffen. Als diese im Dezember zurückkehrten, gab ihnen Gregor ein Schreiben mit, worin er dem König vorhielt, daß er gegen die Kirchengebote noch immer die Investitur übe und mit den gebannten Räten umgehe, und ihn an das Beispiel Sauls erinnerte, der verworfen worden sei, weil er die Mahnungen des Propheten nicht beachtet habe. Zugleich ließ er ihm durch die Gesandten mündlich vermelden, daß, wenn er nicht bis zur nächsten Fastensynode deutliche Beweise seiner Sinnesänderung gegeben und wegen der Laster, deren er allgemein angeklagt werde, Buße gethan hätte, der Papst sich genötigt sehen würde, ihn aus der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen.

Gregor gefangen und mißhandelt. 1057.

Die Gesandten waren mit ihrem inhaltschweren Schreiben noch nicht bei dem König angelangt, als Gregor in seiner eigenen Stadt durch eine unerhörte Frevelthat in die größte Lebensgefahr geriet. In der Christnacht hielt er am Altare der heiligen Krippe in Maria Maggiore die übliche Messe; da erhob sich plötzlich Geschrei und Waffenlärm und in die Kirche stürzt Cencius mit einer Rotte Verschworner. Die

Schwerter schwingend bahnten sie sich den Weg zum Hochaltar, rissen den Oberpriester an den Haaren zu Boden, daß das Blut von der Stirne rann, schleppten den Mißhandelten auf ein bereit stehendes Pferd und sprengten mit ihm unter strömendem Regen durch das nächtliche Rom nach der Burg des Cencius in einer entlegenen Gegend. Hier verbrachte Gregor mehrere Stunden unter Schmach und Hohn, bedroht von dem verwegenen Ritter, der mit dem Schwerte in der Hand ihm Kirchengüter abzutrotzen suchte. Indessen herrschte in der Stadt die furchtbarste Angst und Verwirrung; die Sturmglocken läuteten, die Thore wurden gesperrt, mit Fackeln durchzog die heulende Menge die Straßen. Als man am Morgen den Aufenthaltsort erfuhr, stürmte alles vor die Burg. Nun entsank dem verwegenen Edelmann der Mut; er flehte Gregors Verzeihung an und dieser schützte ihn vor der Volkswut. Er legte ihm zur Buße eine Wallfahrt auf und kehrte nach der Kirche zurück, um die unterbrochene Messe zu Ende zu führen. Durch den standhaften Mut und die würdevolle Haltung, welche Gregor in jener Nacht des Schreckens kundgegeben, hat er dem römischen Volke Ehrfurcht und Bewunderung eingeflößt. Die Häuser des Cencius und seiner Partei wurden zerstört, aber der Führer entkam mit seinem Weibe und seinen Kindern nach der Campagna, wo er in einem festen Kastell sich einschloß und Vasallen und Mißvergnügte um sich sammelnd die Feindseligkeiten gegen das Oberhaupt der Kirche fortsetzte und den Gegnern desselben im Süden und Norden die Hand reichte. Der Pilgerfahrt nach Jerusalem, zu der er sich in der Stunde der Not verpflichtet, wurde nicht weiter gedacht.

2. Bann und Buße.

Zu Anfang des neuen Jahres empfing König Heinrich am Hoflager in Goslar die Botschaft des Papstes und entbrannte darüber in heftigem Zorn. Er verbannte sogleich die Gesandten, die sich zu einem so unwürdigen Dienste hergegeben, aus seiner Nähe. In der Aufforderung, seinem Lasterleben zu entsagen und auf der nächsten römischen Synode Zeugnis abzulegen von seiner Buße und Besserung, sah er einen Beweis, daß Gregor den verleumderischen Aussagen seiner sächsischen Gegner Glauben geschenkt, daß er mit seinen Feinden in Verbindung stehen müsse. Denn wie hätte er sonst von diesen Nachreden Kunde erhalten können? Daher sei wohl auch die zärtliche Teilnahme des heiligen Vaters für die gefangenen Bischöfe und seine eifrige Verwendnng für ihre Freilassung zu erklären. Ein finsterer Argwohn, daß der Aufruhr, den er soeben mit dem Schwerte siegreich niedergeschlagen, nun durch Gregor von neuem angefacht werden könnte, zog in seine Brust ein und reizte seine Leidenschaften. Nun erschien ihm die Aufforderung, die Kirchengesetze über Simonie und Cölibat in Ausführung zu bringen und sich der Verleihung der Bistümer und Abteien zu enthalten, als eine unerträgliche Anmaßung, als ein Eingriff in die königlichen Hoheitsrechte. Und stand denn nicht die gesamte deutsche Kirche auf seiner Seite? Hatte sich nicht auf der Synode zu Mainz der hohe Klerus mit solcher Entschiedenheit gegen das Cölibat und die römischen Synodalbeschlüsse ausgesprochen, daß Erzbischof Siegfried den Gedanken an ihre Durchführung aufgeben mußte? War nicht der kirchlich gesinnte Bischof Altmann

Heinrich beschließt dem Papst entgegenzutreten. 1076.

von Passau in Gefahr geraten, von seinen eigenen Geistlichen ermordet zu werden, als er Gregors Dekrete mit Gewalt durchsetzen wollte? Und was er von der in der Lombardei herrschenden Gesinnung vernahm, wo trotz des päpstlichen Verbotes Thedald zum Erzbischof geweiht worden war und allgemein Anerkennung fand, was ihm von Cencius und seinem Anhange gemeldet ward und von Robert Guiscard, der seine Herrschaft bis zum See von Celano erweitert hatte und die Zinspflicht selbst über Länder und Städte ausdehnte, die zum Patrimonium Petri gerechnet wurden, mußte ihn in der Meinung bestärken, daß jetzt der günstige Augenblick gekommen sei, die erschütterte Königsmacht auch jenseits der Berge wieder aufzurichten, auch in Rom dem königlichen Patriziat den alten Glanz zu verleihen, auch die Kirche und das Papsttum der königlichen Oberhoheit unterzuordnen. War der Übermut der Sachsen an der eigenen Überhebung zusammengebrochen, sollte nicht auch das Pontifikat unter der eigenen Anmaßung erliegen? Heinrich wiegte sich in der stolzen Hoffnung, daß die gesamte abendländische Christenheit ihn als den höchsten Herrn und Gebieter ehren und anerkennen solle, daß er noch in höherem Maße wie einst sein großer Vater die Kaiserkrone über die geistlichen und weltlichen Gewalten emporrichten, die geistlichen und weltlichen Würdenträger um die Stufen des deutsch-römischen Kaiserthrons sammeln würde.

Das Wormser Konzil und Gregors Absetzung. 1076.

Hatte es den König verletzt, daß der Papst ihm ein sündiges, lasterhaftes Leben zum Vorwurfe gemacht, so erlangte er durch den Kardinal Hugo, der mit leidenschaftlicher Geschäftigkeit alle Gregor feindlichen Elemente in den Kampf führte, bald Gelegenheit, Vergeltung zu üben und den Lästerungen mit Lästerungen zu begegnen. Denn Hugo scheute sich nicht, die ärgsten Beschuldigungen auf den Kirchenfürsten zu häufen und vor allem ihn eines ehebrecherischen Umgangs mit der Markgräfin Mathilde zu bezichtigen, eine Beschuldigung, die auf den Herzog Gottfried von Lothringen, ihren Scheingemahl, nicht ohne Einwirkung blieb, da er schon lange mit Mißtrauen wahrnahm, wie Mathilde ihr Herz ausschließlich dem Papste zuwandte, während sie ihn selbst vom Ehebette fern hielt. So herrschte diesseits und jenseits der Alpen eine verbitterte Stimmung. Ein Kampf konnte nicht mehr ausbleiben; und Heinrich hatte allen Grund, den gegebenen Zeitpunkt für den zum Angriff günstigen Augenblick zu halten. Aber seine Rechnung erwies sich als unrichtig, weil er die schwärmerische Zeitrichtung und die wandelbare Treue der deutschen Fürsten nicht in Anschlag brachte. Die leidenschaftlich erbitterte Stimmung, die sich damals der Gemüter
1076. bemächtigt hatte, fand ihren Ausdruck in dem deutschen Nationalkonzil zu Worms, das am 24. Jan. in Gegenwart des Königs unter dem Vorsitz des Erzbischofs Siegfried von Mainz eröffnet ward und dem außer den genannten und dem Erzbischof Udo von Trier noch vierundzwanzig deutsche Bischöfe, viele Klostergeistliche und eine beträchtliche Zahl weltlicher Fürsten und Herren, an ihrer Spitze Herzog Gottfried von Lothringen, anwohnten. Hier trat Hugo, der

sich für einen Abgeordneten des römischen Klerus und Volkes ausgab, als Ankläger des Papstes auf, indem er denselben beschuldigte, daß er den päpstlichen Stuhl widerrechtlich bestiegen, zu eigenmächtigen und verderblichen Neuerungen mißbraucht und durch Verbrechen und Laster geschändet habe. Obwohl viele Mitglieder der Versammlung die volle Wahrheit der Anklage bezweifeln und einige der Aussagen für erlogen, andere für übertrieben halten mochten, so ging dennoch die allgemeine Stimmung dahin, daß ein Mann, der sein Leben mit solchen Frevelthaten und Schändlichkeiten befleckt habe, nicht würdig sei, ferner den apostolischen Stuhl zu besitzen und als Oberhaupt der Kirche zu gelten. Die wenigen Stimmen, welche Bedenken über die Rechtsgültigkeit des Verfahrens vorbrachten, wurden durch den Einfluß des Bischofs Wilhelm von Utrecht, eines hochfahrenden und am Hofe einflußreichen Prälaten, zum Schweigen gebracht. Wer hätte auch wagen mögen, dem Willen des Königs in diesem Augenblicke zu widerstreben? So beschloß denn die Synode die Absetzung Gregors. Ein von allen anwesenden Bischöfen unterzeichnetes Schreiben voll harter Beschuldigungen über seine ungesetzliche Inthronisation, über sein willkürliches Kirchenregiment, über seinen anstößigen Lebenswandel, über den „Weibersenat", durch den die gesamte Kirche geleitet werde, verkündete dem Papst den Beschluß der Versammlung, und der König fügte ein Begleitschreiben bei, das die Überschrift trug: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht Papst, sondern falschen Mönch", in den heftigsten und beleidigendsten Ausdrücken die Vorwürfe der Kirchenversammlung wiederholte und mit den Worten schloß: „Steige herab von dem apostolischen Stuhl, den du dir widerrechtlich angemaßt hast!"

„Die Vorsteher der Kirche," heißt es darin, „die Erzbischöfe, Bischöfe, Priester hast du wie Knechte mit Füßen getreten und dir damit die Gunst und den Beifall der Menge bereitet. Aus Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhl haben wir alles ertragen. Du aber hieltest unsere Demut für Furcht und scheutest dich nicht, auch gegen die königliche Gewalt, die uns von Gott verliehen, dich zu erheben und zu drohen, daß du sie uns nehmen wolltest, als ob Reich und Krone in deiner, nicht in Gottes Hand ständen. Und doch hat Christus der Herr uns zur Herrschaft, nicht aber dich zum Oberpriesteramt berufen. Durch List und Betrug bist du zu der Höhe emporgestiegen. Gegen dein Mönchsgelübde erwarbst du dir Geld, mit Geld Volksgunst, mit Volksgunst Waffen und mit Waffen den Stuhl des Friedens, von dem herab du den Frieden der Welt zerstörtest. Denn du bewaffnetest die Unterthanen gegen ihre Obrigkeit und lehrtest die von Gott berufenen Bischöfe verachten, indem du den Laien die Macht gabst, sie abzusetzen oder zu verdammen. Sogar gegen mich, den Gott zur Herrschaft berufen, hast du deine Hand ausgestreckt, während doch die heiligen Väter lehren, ein König könne nur von Gott gerichtet und dürfe aus keinem Grunde abgesetzt werden, es sei denn, daß er vom Glauben wiche. Petrus, ein Papst in Wahrheit, sagt: Fürchtet Gott, ehret den König. Du aber, weil du Gott nicht fürchtest, verunehrst in mir seine Ordnung. Und hat denn nicht Paulus gesagt, daß jedermann, der anders lehre als das Evangelium, und wäre er ein Engel vom Himmel, verflucht sein solle? (Galat. 1, 7.) Durch diesen Fluch und durch unser und unserer Bischöfe Urteil verdammt, steige herab von dem apostolischen Stuhl, den du dir angemaßt, daß ihn ein anderer besteige, der nicht Gewalt unter dem Deckmantel der Religion verhüllt, sondern

die unverfälschte Lehre Petri verkündet. Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, rufe dir mit allen unsern Bischöfen zu: steige herab! steige herab!"

Zugleich richtete Heinrich ein Schreiben an das Volk und den Klerus von Rom, worin er sie auffordert, Gregor, der ihm durch abscheuliche Ränke das italienische Reich habe entreißen wollen, nicht länger im Besitze des apostolischen Stuhles zu lassen, sondern einen andern, „der von uns nach eurem und aller Bischöfe Rat erwählt werden soll", als Papst anzunehmen. Doch sollten sie seines Lebens schonen.

Die römische Synode. Der König gebannt. Zwei deutsche Bischöfe, denen sich Graf Eberhard als Begleiter und Führer anschloß, brachten die Schriftstücke nach der Lombardei, von wo aus sie, nachdem eine Synode in Piacenza die Wormser Beschlüsse bestätigt und dem Papste den Gehorsam aufgekündigt, von einem Priester aus Parma, „der Werkstätte der Ungerechtigkeit", Namens Roland, und einem königlichen Ministerialen nach Rom getragen wurden. Am Tage nach ihrer Ankunft wurde im 22. Februar 1076. Lateran eine Synode gehalten, der viele Kardinäle, Bischöfe und Klostergeistliche aus Italien, wohl auch einige aus Frankreich und Burgund anwohnten. Nachdem die Sitzung mit einem Kirchengesang eröffnet war, trat Roland furchtlos vor den Papst und sprach: „Mein Herr, der König, und die deutschen und italischen Bischöfe gebieten dir, von dem Stuhle zu steigen, den du nicht nach dem Recht, sondern durch Raub erlangt hast; denn ohne ihren und des Kaisers Willen darf niemand zu solcher Würde sich erheben;" dann, zu dem versammelten Klerus gewendet, fuhr er fort: „Euch aber, ihr Brüder, fordere ich auf, Gesandte abzuschicken, um aus der Hand des Königs, der künftige Pfingsten nach Rom kommen wird, einen Papst zu empfangen; denn dieser hier ist kein Papst, sondern ein reißender Wolf!" Ein Schrei der Entrüstung folgte diesen dreisten Worten. „Greift ihn!" rief der Kardinal von Porto; der Stadtpräfekt stürzte mit dem Schwerte auf ihn los; mit Mühe rettete ihn Gregor aus den Händen der Wütenden; er deckte ihn mit seinem eigenen Leibe und ließ ihn zu seinen Füßen Platz nehmen. Wie in der Christnacht gegen Cencius, so bewahrte der Papst auch hier Würde und Ruhe. Schon am nächsten Tage trafen Botschaften von mehreren lombardischen und deutschen Bischöfen ein, welche sich reumütig von den in Worms und Piacenza gefaßten Beschlüssen lossagten. Erfreut über diese Vorboten eines glänzenden Triumphes, ließ Gregor in der zweiten Sitzung die Briefe vorlesen und fällte dann mit freudiger Zustimmung der Versammlung die Strafurteile. Der Erzbischof von Mainz wurde suspendiert und von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen, „weil er es gewagt, die Bischöfe und Äbte des Deutschen Reiches von der römischen Kirche, ihrer geistlichen Mutter, loszureißen"; dieselbe Strafe traf auch die lombardischen Bischöfe, „weil sie sich mit Verachtung der Kirchengesetze gegen den heiligen Petrus verschworen", und unter den deutschen diejenigen, welche aus freien Stücken die Wormser Dekrete unterzeichnet hatten und bei ihrem Ungehorsam verharrten, den übrigen wurde eine Frist bis zu Petri Kettenfeier (1. Aug.)

gesetzt, um dem apostolischen Stuhle ihre Reue zu bezeugen. Darauf belegte er den König selbst mit dem Banne, entsetzte ihn seiner Würde und entband alle seine Unterthanen von dem Eide der Treue.

Die feierliche Verkündigung geschah in Form eines Gebetes an den Apostel Petrus. „Kraft der von dir erhaltenen Macht," heißt es darin, „untersage ich dem König Heinrich, der sich mit unerhörtem Übermute gegen deine Kirche erhoben hat, die Regierung Deutschlands und Italiens, löse alle Christen von den Banden des Eides, welchen sie ihm geleistet haben oder leisten werden, und verbiete, daß ihm jemand diene als einem König. Denn es gebührt sich, daß wer die Würde deiner Kirche zu schwächen sucht, selbst die Würde verliert, die er besitzt. Und da er nicht als Christ gehorchen wollte, nicht zu dem Herrn, den er verlassen, zurückkehrte, sondern mit Gebannten Umgang pflog, meine Ermahnungen, die ich nur um seines Heiles willen an ihn richtete, mit Verachtung zurückwies und die Kirche zu spalten suchte: so binde ich ihn mit den Fesseln des Fluchs, auf daß alle Völker wissen mögen, daß du bist Petrus und auf diesen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes die Kirche gegründet hat, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden." Dieses Anathem wurde in Gegenwart der Kaiserin Agnes, die der Versammlung anwohnte, feierlich verkündigt, und wie sehr sie auch in den Glaubenskreis Gregors gebannt war, wird doch jedes Wort ein Schwert in ihr mütterliches Herz gewesen sein.

Der wider Heinrich geschleuderte Bannfluch, der wie ein Blitz die ganze Christenheit durchlief, war ein welterschütterndes Ereignis. Die Frage, wem die höchste Macht in der Christenheit zustehe, mußte nun ihre Entscheidung finden. Was einst dem falschen Isidor als Ideal vor der Seele geschwebt, was Gregor selbst in gehobenen Momenten gedacht oder geschrieben haben mochte, das wurde jetzt „in einer großen und verhängnisvollen Aktion" in die Geschichte eingeführt. Die Sätze, die man als die leitenden Ideen Gregors aufgezeichnet findet, sind von zweifelhafter Echtheit; aber der Vorgang im Lateran gibt den Beweis, daß die stolzen Worte: „Der Papst hat das Recht Kaiser abzusetzen; er kann die Unterthanen ihrer Treue gegen ungerechte Fürsten entbinden", der Ausdruck seiner wirklichen Überzeugung waren; in seinen Augen stand dem Bischof von Rom als dem Nachfolger des Apostelfürsten die höchste Gewalt in der Christenheit zu; nach seiner Auffassung hatte jede Herrschaft, jede weltliche und geistliche Obrigkeit ihre Rechtsquelle, ihren legitimen Ausgangspunkt in dem kirchlichen Oberhaupte, dem Statthalter Gottes auf Erden. „Kam denn, fragt er in einem Briefe an Bischof Hermann von Metz, das Hirtenamt, das einst Christus dem Petrus mit den Worten übertragen: „Weide meine Schafe!" kam denn die Macht zu lösen und zu binden nicht auch dem Nachfolger desselben im vollen Umfange über die gesamte Christenherde zu, oder sind die Könige etwa ausgenommen?" Sollte der Papst, dem Gewalt gegeben ist, den Himmel zu öffnen und zu schließen, nicht auch auf Erden das höchste Richteramt in geistlichen und weltlichen Dingen verwalten, nicht die Macht haben, die heilige Ordnung auch gegen Kaiser und Könige zu schirmen, wenn diese mit Frevelmut sich dawider erheben? Sollten Könige und zeitliche

Gregors Ansichten von der höchsten Gewalt.

Herrscher, deren Würde von solchen herrührt, die von Gott nichts wußten, sondern dem Fürsten dieser Welt dienten, nicht unterworfen sein der höchsten Macht und Autorität, welche der allmächtige Gott selbst zu seiner Ehre eingesetzt hat? Von solchen Rechtsansichten, wobei kein Unterschied zwischen der Person und dem Herrscher statuiert ward, nach welchen die gegen den König als Glied der Kirche geltenden Gebote auch auf dessen Würde übertragen wurden, war Gregor geleitet, als er die Exkommunikation über Heinrich aussprach. Aber es mochte ihm in stillen Stunden doch wohl um seine Gottähnlichkeit bange sein, er mochte wohl hier und da vor seiner eigenen Konsequenz erschrecken. Wohin mußte es führen, wenn Abfall und Meineid von der Kirche gebilligt, geheiligt, ja als religiöse Pflicht geboten ward? Wenn der römische König, dem im Deutschen Reiche wie in Italien, ja in Rom selbst die zeitlichen Gewalten untergeben waren, seiner Herrschaft, Macht und Ehre beraubt ward? Es ist daher ganz begreiflich, was ein italienischer Annalist schreibt, daß die ganze römische Welt auf die Kunde von dem Banne des Königs erzitterte, daß die gesamte Christenheit mit banger Erwartung der großen Entscheidung entgegensah, ob die Imperatorenmacht, die einst auf dem Kapitol gethront, nun auf den Nachfolger des galiläischen Fischers oder des Augustus und Trajan übergegangen sei. Der Ausgang des großartigen Kampfes war zugleich die entscheidende Antwort auf die Rechts- und Prinzipienfrage. Alles hing von dem Gange der Ereignisse ab.

Die Rechtsfrage. Daß König Heinrich den Streit mit unbegreiflicher Leichtfertigkeit auf eine gefährliche Höhe getrieben und seinen Gegner in unwürdiger Weise angegriffen habe, kann nicht geleugnet, kann höchstens durch die Reizbarkeit seiner Natur und durch die Derbheit und Rücksichtslosigkeit der Zeit entschuldigt werden. In diesem Punkte handelte Gregor mit mehr Würde und Besonnenheit, und wenn er die Angriffe mit den schärfsten Waffen zurückwies, so hatte er dafür die Entschuldigung der Notwehr. Aber auch nur von dieser einen Seite erscheint seine Haltung gerechtfertigt; von jeder andern Seite treten dunkle Schatten hervor. Wie einst in den Tagen Ottos des Großen stand ein älterer Fürst einem jüngeren von heftiger und leidenschaftlicher Natur gegenüber; aber Gregor hat nicht wie einst Otto geantwortet: Man muß mit seiner Jugend Nachsicht haben, das Beispiel tüchtiger Männer wird ihn bessern! (S. 83). Wenn in der Absendung zweier Gesandten von geringem Stande, die vielleicht durch die Aussicht auf großen Lohn zur Übernahme der gefährlichen Botschaft bewogen wurden, eine Mißachtung erblickt werden mag, so hat Gregor dafür schwere Rache genommen, indem er nach dem Konzil die beiden Abgeordneten in den Kerker werfen, foltern und unter dem Hohne des Volkes durch die Straßen der Stadt führen ließ. Und wenn man der Wormser Synode den Vorwurf eines unberechtigten und übereilten Verfahrens machte, weil eine bloß aus deutschen Bischöfen und Herren zusammengesetzte Versammlung das Oberhaupt der gesamten Kirche verdammte, ohne ihm Zeit und Gelegenheit zur Rechtfertigung wider die lügenhaften Anklagen eines Gegners eingeräumt zu haben, so waren auf der römischen Synode die gesetzlichen Formen wohl kaum strenger beobachtet. Einige französische und burgundische Bischöfe, die vielleicht zugegen waren, haben ihr den Charakter einer italienischen Versammlung nicht benommen, und eine

solche hatte doch wohl kein Recht, das Reichsoberhaupt seiner Ehre und Krone zu berauben.

Nicht dem größeren Rechte verdankte Gregor seinen Sieg, sondern seiner festeren Machtstellung, der religiösen Hingebung des Zeitalters und seiner Entschlossenheit und Energie. Heinrich hatte sich in zwiefacher Weise verrechnet. Nach den ihm zugegangenen Berichten hatte er die dem Papste feindlich gesinnte Partei überschätzt und seine eigene Stellung für gesicherter gehalten, als sie in Wirklichkeit war. Der Lehnstaat war ein schwaches Gebäude, dessen Teile nur durch die Treue, durch die Ehrfurcht vor den geschwornen Eiden zusammengehalten wurden. Als dieses Band durch den päpstlichen Bannfluch gelockert und gelöst und die Untreue im Namen der Religion geboten ward, traten die Leidenschaften des Eigennutzes, der Habgier, der Herrschsucht, der Rache, der persönlichen Feindschaft ohne Scheu zu Tage und suchten Befriedigung auf Kosten der nationalen Einheit und der monarchischen Gewalt. Die revolutionären Neigungen unter den Reichsvasallen und der Fanatismus und Aberglaube der Menge waren die Kräfte, von denen Gregors Triumphwagen gezogen ward, und die rasche, klug berechnete Politik, womit er in Italien alle nationalen und kirchlichen Kräfte um sich sammelte und als Heersäule wider den Gegner führte, mußte ihm den Sieg sichern. In Heinrichs eigenem Reiche wohnten die Dämonen und warteten nur des Rufes aus Rom, um die dünne Decke zu durchbrechen und den eigenen Gebieter zu den Füßen des Papstes zu schleppen, während in Italien die feindlichen Mächte mehr und mehr durch Gregors Klugheit und Umsicht gemindert oder versöhnt wurden.

Die Zeitverhältnisse und die Stellung beider Häupter.

Nachdem die Würfel gefallen waren, ergriff Gregor jedes Mittel zur Durchfechtung seiner Sache. Er mehrte die Truppen in Rom; er knüpfte mit Robert Guiscard und andern Normannenhäuptern aufs neue Verbindungen an; er suchte im Bunde mit Mathilde von Tuscien, welche um diese Zeit durch die Ermordung ihres lothringischen Gemahls Gottfried im fernen Friesenland (S. 238) und durch den Tod ihrer Mutter Beatrix die alleinige Herrschaft über das große Erbe erlangte und als „getreue Magd des heiligen Petrus" dem Papste aufs eifrigste zugethan war, in der Lombardei die niedergeworfene Pataria wieder zu neuem Leben zu erwecken. Mit gleicher Thätigkeit suchte er in Deutschland die Reihen der Gegner zu durchbrechen und seiner Sache Freunde zu gewinnen. Während in den südlichen Gauen schwärmerische Priester und Mönche der cluniacensischen Richtung in begeisterten Reden die göttliche Allmacht des apostolischen Stuhles verkündeten und das Volk gegen die simonistischen und beweibten Priester und ihre Beschützer aufwiegelten, während allenthalben inbrünstige Gebete für den Sieg der heiligen Sache angeordnet wurden und die Gemüter aufregten, erließ Gregor an die Bischöfe, Herzöge und Grafen und alle übrigen Gläubigen im Deutschen Reich, „welche für den Christenglauben streiten", ein Sendschreiben, worin er die hie und da laut gewordenen Zweifel über sein Verfahren niederzuschlagen und aus den vorangegangenen Streitigkeiten, die er jedoch einseitig und mit vielen Entstellungen des wahren Sachverhaltes darlegte, die Exkommunikation zu rechtfertigen suchte, zugleich aber auch die Wiederaufnahme des Königs in die kirchliche Gemeinschaft

26. Februar. 18. April.

ihrer eigenen Entscheidung anheimstellte und allen Reumütigen die Hand der Versöhnung darbot.

Unfälle und Verlegenheiten. Heinrich IV. befand sich mit seinen Getreuen in Utrecht, als die Kunde von dem Banne eintraf. Er hatte keine Ahnung von den Wirkungen dieser Maßregel. Von heftigem Zorn ergriffen, beschloß er, wie die Lombarden auf der Kirchenversammlung von Pavia gethan, dem Banne die feierliche Absetzung entgegenzustellen. Zu dem Zweck wurde auf nächste Pfingsten eine Reichssynode nach Worms ausgeschrieben, wo drei deutsche Bischöfe das Entsetzungsdekret verkündigen sollten. Aber einer derselben, Wilhelm von Utrecht, einer der treuesten Anhänger des Königs, wurde vor der festgesetzten Zeit plötzlich vom Tode hingerafft und, wie die päpstliche Partei versicherte, ohne Sakramente in die Hölle entführt; der zweite, Altwin von Brixen, wurde auf der Reise vom Grafen Hartmann von Dillingen überfallen und in Haft gehalten. Aber der härteste Verlust, der Heinrich treffen konnte, war der Tod des Herzogs Gottfried mit dem Höcker von Lothringen, seines einsichtsvollsten, thatkräftigsten und treuesten Bundesgenossen und Ratgebers. Er war der letzte seines Stammes. Es wurde früher erwähnt, daß sein Neffe Gottfried von Bouillon Verdun und die Stammgüter des Geschlechts nebst Antwerpen erlangte, die Herzogswürde dagegen von Heinrich seinem eigenen zweijährigen Söhnchen Konrad, dem er auch bereits die Königskrone bestimmt, verliehen wurde. Diese Erneuerung der alten Hauspolitik der Frankenkaiser füllte die weltlichen Großen mit Mißmut und Besorgnis und minderte die Zahl seiner Getreuen. Auf dem ausgeschriebenen Konzil zu Worms fanden sich so wenige Teilnehmer ein, daß man für ratsam hielt, dasselbe auf den 29. Juni zu vertagen. Es sollte in Mainz abgehalten werden, und die Einladungsschreiben des Königs verrieten durch den mehr bittenden als befehlenden Ton das schwindende Vertrauen. Allenthalben bemerkte man unruhige Bewegungen unter den geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren. Im Süden verständigten sich die Herzöge Rudolf, Welf und Berthold mit den Bischöfen von Salzburg, Würzburg und Passau, welche gleich anfangs die Wormser Beschlüsse bekämpft hatten, zu gemeinsamem Handeln und mieden den Umgang mit dem König und allen Gebannten; in Sachsen, wo das Volk mit Ingrimm die aufgelegten Steuern entrichtete, mit Unmut bei dem Wiederaufbau der Burgen Hand- und Spanndienste leistete, mit grollendem Herzen die wachsende Tyrannei des Königs empfand, erzeugte die Kunde von dem kirchlichen Bannfluche neue Bewegungen, die bald wieder die Flammen des Aufruhrs über das ganze Land verbreiteten. Die Steuereinnehmer wurden verjagt, die Anhänger des Königs, sofern sie nicht zur nationalen Partei übergingen, vertrieben und ihre Güter verheert, die Burgmannschaften zum Abzug gezwungen.

27. April 1076.

15. Mai 1076.

Bewegung in Sachsen.

Rückkehr der Verhafteten. Anfangs standen die Grafen Wilhelm und Dietrich aus einem vornehmen, aber wenig begüterten Geschlechte an der Spitze der Bewegung; aber bald kehrten die ge-

fangenen Fürsten und Bischöfe in die Heimat zurück; mit Jubel aufgenommen, brachten sie Plan, Ordnung und Einheit in die Empörung. Die einen wurden von den Fürsten und Bischöfen, unter deren Obhut sie standen, entlassen, wie Graf Hermann der Billunge und Dietrich von Katlenburg von dem Bischof von Metz; andere fanden in der Aufregung Gelegenheit zur Flucht, wie der unternehmende Bischof Burkhard, welcher auf einer Fahrt nach Ungarn mit Hilfe eines Freundes nach Halberstadt entkam, und die Söhne der Markgrafen Udo und Dedi, die sich bei einer Jagd von Frankfurt nach Mainz retteten. Die meisten wurden von Heinrich selbst in Freiheit gesetzt, wie Herzog Magnus, Pfalzgraf Friedrich, der Magdeburger Erzbischof und viele andere geistliche und weltliche Herren aus Sachsen und Thüringen, nachdem sie ihm Treue gelobt und thätige Beihilfe zur Herstellung des Friedens und Gehorsams unter den Sachsen, Zusagen, die sie nicht zu halten gewillt oder vermögend waren. Auch Otto von Nordheim, dessen Söhne gleichfalls aus der Geiselhaft entlassen wurden, trat nach einigem Zuwarten aufs neue zu den alten Waffengenossen über, des Königs Vertrauen und Milde mit Undank vergeltend, und von den Bischöfen, die bisher zu Heinrich gehalten, verließ einer nach dem andern die königliche Sache und suchte sich mit dem Papste zu versöhnen. Bischof Hermann von Metz, einer der angesehensten und gelehrtesten Kleriker seiner Zeit, trat, nachdem er die erwähnten Edelleute aus der Haft entlassen, auf die Seite der Reformpartei, der er von jeher zugethan war; Udo von Trier, der Bruder Eberhards von Nellenburg, stellte sich persönlich in Rom und erhielt Verzeihung, und selbst Siegfried von Mainz „entbrannte vom glühendsten Eifer für die Verbesserung der Zustände des Reichs“. Beginnender Abfall.

Knirschend und erbleichend sah Heinrich, wie der Herrscherstab, den er noch vor kurzem so kräftig geschwungen, seiner Hand entglitt, seitdem der Eidbruch vom Stuhle Petri geheiligt war und Verrat als fromme Gesinnung galt. „Wie der Schnee an der Sonne zerrann der Anhang des Königs.“ Zwar gelang es ihm noch einmal auf der schwach besuchten Reichssynode in Mainz die versammelten Bischöfe und Fürsten dahin zu bringen, daß sie die über Heinrich ausgesprochene Exkommunikation für ungerecht und ungültig erklärten und über den Papst den Reichsbann verhängten, aber eine neue Wahl, wie beabsichtigt war, kam nicht zu stande; was hätte sie auch genutzt, da dem König die Macht fehlte, der Wahl Nachdruck zu geben, aus der Uneinigkeit der Anwesenden auf den bevorstehenden Abfall der meisten geschlossen werden konnte und im Süden und Norden bereits die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt war! Umsonst versuchte der König durch sein persönliches Erscheinen die Gährung in Sachsen niederzuschlagen, indem er mit einem geringen Reiterheer durch Böhmen an die Grenze vorrückte und die Großen zu sich entbot; das sächsische Volk hatte sich bereits in solcher Einmütigkeit zum Aufstand erhoben, daß die Fürsten, auch wenn sie gewollt hätten, es nicht mehr wagen durften, sich dem König anzuschließen: die Bewaffneten rückten in so zahlreichen Heerhaufen heran, daß Heinrich seine Rettung nur den von Regengüssen angeschwollenen Fluten der Mulde zu danken hatte. Während er durch Böhmen und Bayern eilends nach Worms zurückkehrte, setzte der fünfzehnjährige Ekbert über den Fluß, vertrieb die böhmischen Besatzungen aus den Burgen und nahm wieder Besitz von dem Meißner Lande (S. 287).

Schlimme Lage des Königs.

29. Juni.

Die süddeutschen Fürsten und der Papst. Um dieselbe Zeit hielten die päpstlich gesinnten Fürsten und Bischöfe von Oberdeutschland in Ulm eine Zusammenkunft, um über die zu ergreifenden Maßregeln einen gemeinsamen Beschluß zu fassen. Da sie sich durch die Bannbulle ihres Eides gegen Heinrich für entbunden erachteten, so glaubten sie zur Wahl eines neuen Oberhauptes berechtigt zu sein. Sie traten deshalb mit Gregor in Unterhandlung. Dieser war dem Plane nicht entgegen, sofern der Gewählte die Bestätigung in Rom nachsuchen würde; doch wollte er lieber Heinrich auf dem Throne erhalten, aber unter Bedingungen, welche die Herrschaft der Kirche über das Kaisertum außer Frage stellen und das Schicksal des Königs in seine Hand geben würden.

Der König sollte reumütig die Lossprechung vom Banne erflehen, die exkommunizierten Räte entlassen und sich in Zukunft der Investitur enthalten. Dabei suchte sich Gregor die letzte Entscheidung zu wahren. Nur von ihm selbst, nicht von einem Landesbischof, sollte Heinrich wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen werden, oder im Falle einer neuen Wahl sollte nur derjenige als König bestätigt werden, der die Kirche als seine Herrin ehre, d. h. der die Oberherrlichkeit des apostolischen Stuhles anerkennen und sich zur Leistung eines Vasalleneides bereit zeigen würde. Noch eine andere Bedenklichkeit wurde durch Gregor gehoben. Die Fürsten hatten einst der Kaiserin Agnes geschworen, falls Heinrich vor ihr sterben sollte, keinen König ohne ihre Einwilligung zu wählen. Dieses Versprechen scheint einigen auf dem Gewissen gelastet zu haben. Doch Gregor erklärte, dieser Eid sei nicht bindend; komme es zu einer neuen Königswahl, so würde ja sowohl die Kaiserin wie er selbst dabei zu Rate gezogen werden; dann würde sie entweder dem Oberhaupte der Kirche zustimmen oder der apostolische Stuhl könne leicht jedes Hindernis hinwegräumen.

Der Fürstentag in Tribur. Okt. 1076. Darauf faßte man den Beschluß, Einladungen zu einem allgemeinen Fürstentag, welcher am 16. Oktober in Tribur „zur Herstellung des Friedens in der Kirche und im Reich“ abgehalten werden sollte, ergehen zu lassen, mit der dringenden Mahnung an alle, unfehlbar auf demselben zu erscheinen. Auch der Papst wurde um Beschickung desselben durch Legaten ersucht. Seine Wahl fiel auf die Bischöfe von Aquileja und Passau. Zur Schmach Deutschlands kam der Fürstentag von Tribur auf die festgesetzte Zeit zu stande und war so zahlreich besucht, daß dadurch die Wormser und Mainzer Versammlungen erst recht in Schatten gestellt wurden. Noch nie hatte man die Großen des Reichs im Süden und Norden so einig gesehen, als in der Stunde, wo die Macht und Ehre des Herrscherhauses in den Staub getreten, das Reich und das Königtum in die tiefste Erniedrigung gestürzt werden sollten! Mochten auch die Sachsen den Schwaben und Bayern den Tag an der Unstrut nicht vergessen haben, jetzt reichten sich doch Otto von Nordheim, Rudolf und Welf die Hände zum Bunde. Die gebannten Bischöfe, der wankelmütige, charakterlose Siegfried von Mainz an der Spitze, eilten zu den päpstlichen Legaten und flehten voll Reue und Bußfertigkeit um Absolution. Nur wenige bewahrten dem König, der während dieser Tage der Erregung und Schmach in Oppenheim, auf der linken Rheinseite, weilte, Treue und Anhänglichkeit. In Tribur, wo einst Karl der

Dicke seiner Krone und Ehren verlustig ging (V, 571), sollte auch Heinrich der Herrschaft entkleidet und eine neue Königswahl vorgenommen werden.

Die Verhandlungen dauerten sieben Tage und müssen sehr lebhaft gewesen sein. Die Prinzipienfrage, ob der Papst das Recht habe, Könige zu bannen und abzusetzen, scheint keinen Streit veranlaßt zu haben. Gregor hatte Sorge getragen, durch Sendschreiben und getreue Anhänger der päpstlichen Allgewalt die Gemüter empfänglich zu machen für die neue Lehre, „daß das Königtum, die Erfindung menschlichen Hochmutes, der von Gott stammenden Oberbischofswürde so weit nachstehe wie Blei dem Golde". Waren ja doch einige Laien, „die um Gotteswillen ihren Reichtümern entsagt und ein ärmliches und niedriges Leben gewählt hatten", vom Papste abgesandt worden, welche öffentlich bezeugten, daß König Heinrich aus gerechten Ursachen gebannt worden, und zugleich zur neuen Königswahl die apostolische Genehmigung überbrachten. Die Ängstlichkeit, womit diese jeden Umgang mit den Gebannten, mit Simonisten und verehelichten Geistlichen mieden, konnte als Beweis gelten, daß nur durch unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Papstes Versöhnung zu erlangen sei, daß somit die höchste schiedsrichterliche Gewalt im Reich dem apostolischen Stuhle zustehe. Um so heftiger entbrannten die Leidenschaften über die Frage, ob man einen neuen König wählen oder mit Heinrich sich auf Bedingungen vergleichen sollte. Rudolf und Otto waren für das erstere, teils in der Hoffnung, die Wahl würde auf einen von ihnen fallen, teils aus Furcht vor künftiger Rache, wenn Heinrich wieder zu Macht und Ansehen gelangt wäre. Auf ihrer Seite standen alle, welche ein Fürstenregiment der monarchischen Machtfülle, die ritterliche „Freiheit" der Herrschaft des Gesetzes vorzogen. Man beriet eifrig, meldet Lambert, wie das Staatsschiff vom drohenden Schiffbruch gerettet werden könne, und die Fürsten versäumten keine Gelegenheit, auf das Haupt des Königs Schmähungen und Vorwürfe zu häufen. Sein ganzes Leben wurde einer scharfen Prüfung unterworfen: der Verfall des Reiches, das er von seinem Vater so blühend empfangen, die Verderbnis in Kirche und Klöstern, die Unterdrückung der Schwachen und Hilflosen, die zunehmende Gesetzlosigkeit und sittliche Entartung, diese und andere Übel rührten nach der Ansicht der Edlen in Tribur einzig und allein von Heinrichs Lastern und Schandthaten her; habe er doch Leute von niedriger Herkunft in seinen Rat berufen und den Fürsten sein Vertrauen entzogen! Heinrich, ohne tiefere sittliche Grundlage, die allein im Unglück Kraft zum Ertragen oder Mut zur Rettung gibt, verlor alle Haltung und bewies sich nun ebenso kleinmütig, als er vorher leidenschaftlich und übermütig gewesen war. Die Wahrnehmung, daß die Zahl seiner Getreuen sich stets mindere, die der Gegner mit jedem Tage wachse, daß selbst solche, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte und für seine zuverlässigsten Anhänger gehalten, in der Stunde der Not ihn verließen, raubte ihm allen Mut. Aber vergebens sandte er täglich Abgeordnete an die Versammlung, versprach Besserung, Abstellung aller Beschwerden, Vergütung alles Schadens, Sühne alles Unrechts; vergebens erbot er sich, in Zukunft bei allen Unternehmungen ihre Zustimmung einzuholen, ja das Reichsregiment ganz in ihre Hände zu legen, wenn sie ihm nur den Königsnamen und die äußeren Zeichen der Würde lassen wollten; vergebens beschwor er sie, den Glanz des Reiches, der Jahrhunderte lang unbefleckt geblieben, nicht in den Staub zu ziehen; vergebens erklärte er sich bereit, seine Verheißungen durch Eid und Bürgschaft zu bekräftigen; die Fürsten trauten seinen Worten nicht mehr; sie wußten aus Erfahrung, daß er im Glück ein anderer sei als im Unglück.

Dennoch kam der Plan einer Absetzung nicht zur Ausführung. Eine Ausgang der Beratung.

Demütigung und Erniedrigung Heinrichs war mehr nach dem Sinne Gregors als eine neue Königswahl. Rücksichten auf die Kaiserin und auf Mathilde, die Verwandte des königlichen Hauses, sowie die Vermittelung des Abtes Hugo von Clugny, der einst Heinrich aus der Taufe gehoben hatte und damals in Tribur anwesend war, mögen dabei nicht ohne Einfluß gewesen sein. In dem Augenblicke, als man in großer Spannung der Entscheidung mit den Waffen entgegensah, als der Erzbischof von Mainz Schiffe am rechten Rheinufer zusammenzog und Heinrich sich anschickte mit den in und um Oppenheim gesammelten Mannschaften seine wankende Krone zu verteidigen, faßte die Versammlung in Tribur den Beschluß, vorerst den äußersten Schritt, die Neuwahl, aufzugeben, dem König aber so sehr die Hände zu binden, daß er ganz und gar in die Abhängigkeit vom Papste und den gegnerischen Fürsten käme, und es in ihrer Macht stände, ihn schließlich doch des Thrones zu entsetzen. Er sollte den Kelch der Schmach bis auf die Hefen leeren! Eine Gesandtschaft überbrachte dem König den Bescheid der Versammlung folgenden Inhalts: Obwohl er Recht und Gesetz nie geachtet und seine Schuld heller als das Sonnenlicht sei, so wollten sie doch die Entscheidung dem Erkenntnis des heiligen Vaters in Rom anheimstellen. Zu dem Ende sollte derselbe ersucht werden, an Mariä Reinigung nächsten Jahres (2. Febr. 1077) in Augsburg eine feierliche Reichssynode abzuhalten, wo unter seinem Vorsitz die Sache des Königs verhandelt und das Urteil gefällt werden würde. Bis dahin sollte Heinrich zu Speier in größter Zurückgezogenheit leben, sich aller Reichsgeschäfte und alles königlichen Glanzes enthalten und seine Kriegsmannen entlassen; auch sollte er die Stadt Worms dem vertriebenen Bischof zurückgeben. Würde er aber nicht binnen Jahresfrist von dem Bannfluche durch den Papst selbst gelöst sein oder eine dieser Bedingungen unerfüllt lassen, so würden sich die Fürsten jedes Eides und Gehorsams für entbunden halten und ihn nicht weiter als ihren König und Herrn ansehen.

Heinrichs Demütigung.

Wie tief auch diese schmachvollen Bedingungen in Heinrichs Herz einschnitten, er nahm dieselben an. Nicht nur, daß er die verlangten, mit dem Reichssiegel versehenen schriftlichen Urkunden seiner Unterwerfung ausstellte, daß er in dem Schreiben an den Papst die Wormser Beschlüsse verdammte und widerrief, für die dem heil. Vater zugefügten Beleidigungen Genugthuung versprach und dem Urteilsspruch desselben zu gehorchen sich verpflichtete, er gab auch den sächsischen Fürsten die Erklärung, daß er sie mit Unrecht verfolgt habe, er entließ alle Gebannten, unter ihnen seine treuesten Anhänger, aus seiner Nähe, er lieferte die treue Stadt Worms der Rache ihres Bischofs aus; und während die Gegner mit ihrem Gefolge heimzogen, ohne nur den König eines Abschiedes gewürdigt zu haben, nachdem sie noch vor ihrer Trennung sich gegenseitig Beistand für den Fall eines Angriffes zugesagt, begab sich Heinrich mit seiner Gemahlin nach Speier, wo er als Gebannter in stiller Zurückgezogenheit lebte. Nicht einmal die Kirche, in welcher seine Ahnen ruhten, durfte sein Fuß betreten. Wie hatten sich

die Dinge seit dem Tode seines Vaters geändert! Der Papst, früher von dem deutschen Kaiser abhängig und berufen, war jetzt als Schiedsrichter des Reichs, als Lehnsherr des Königs, als oberster Gewalthaber der Christenheit anerkannt, die deutschen Fürsten, sonst vom König frei ernannt und eingesetzt, sprachen nun die Teilnahme an der Regierung als erbliches Recht an und die geistlichen Würdenträger sollten in Zukunft gänzlich dem weltlichen Reichsoberhaupte entzogen sein! Wahrlich! Heinrich hatte alle Ursache zur Buße und Zerknirschung. Aber wie gelassen er sich dem auferlegten Zwang zu fügen schien, im stillen sann er darüber nach, wie er sich aus der unwürdigen Lage befreien, dem Trotz und Übermut der Fürsten entziehen möchte. Der Gedanke, in einigen Monaten zum zweitenmal einer unwürdigen Behandlung ausgesetzt zu sein, zum zweitenmal Schmach und Demütigung über sich ergehen lassen zu müssen, war ihm unerträglich. Wenn es ihm gelang, die Versammlung von Augsburg, wo der Bund zwischen dem Papsttum und Fürstentum zur Erniedrigung der Königsmacht besiegelt werden sollte, zu vereiteln, so konnte die Krone vor der tiefsten Schmach bewahrt bleiben. Darum war sein eifrigstes Trachten darauf gerichtet, vor dem 2. Febr. die Lossprechung vom Banne zu erlangen und dadurch die Zusammenkunft des Papstes mit den deutschen Großen zu verhindern. Er schickte sogleich den Erzbischof Udo von Trier über die Alpen; er sollte dem Papste das Schreiben überbringen, zu dem sich Heinrich in Oppenheim verpflichtet hatte und dabei dessen Vorhaben mitteilen, sich in Rom die Absolution zu holen. Udo wurde längere Zeit in Piacenza zurückgehalten, so daß die Gesandten der Fürsten mit der Einladung zu dem Reichstage in Augsburg fast gleichzeitig eintrafen.

Heinrich in Speier.

Mit stolzer Selbstbefriedigung vernahm Gregor den Ausgang der Oppenheimer Verhandlungen und die Aufträge der Botschafter. Nun war er ja durch die Deutschen selbst zum Schiedsrichter und Oberherrn aufgestellt und der König in seine Gewalt gegeben. Er wies daher den Wunsch Heinrichs, in Rom sich lossprechen zu lassen, zurück, zumal da das von Udo überbrachte Schreiben nicht ganz mit dem in Oppenheim aufgestellten und besiegelten Schriftstück übereinstimmte, das eigene Schuldbekenntnis abgeschwächt und auch der Papst zur Rechtfertigung aufgefordert war. Gregor schöpfte daraus neues Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit und Bußfertigkeit Heinrichs und entließ die Gesandten mit dem Versprechen, er werde sich an dem bestimmten Tage in Augsburg einfinden. Auch eine zweite Botschaft, welche gegen Lossprechung Heinrichs unbedingte Unterwerfung anbot, wurde streng zurückgewiesen. Gregor wollte dem Verlaufe der Dinge nicht vorgreifen, zumal da das Zuströmen der geistlichen und weltlichen Herren, die im Büßergewand um Absolution flehten, ihm die Vollständigkeit seines Sieges ankündigte und ihn einen sicheren Triumph erwarten ließ. Darunter befanden sich die treuesten Räte und Anhänger des Königs, die der Gedemütigte aus seiner Nähe entfernen mußte. Gegen Ende des Jahres brach Gregor von Rom auf, um sich über die Lombardei nach Deutschland zu

Gregors Haltung.

Heinrichs Bußfahrt über die Alpen. 1077. begeben. Als er aber im Januar unter dem Geleite der Gräfin Mathilde in Mantua ankam, erhielt er die Nachricht, daß Heinrich auf der Reise nach Italien sei. Um dem Augsburger Fürstentag zuvorzukommen, war der König in der Dez. 1076. strengsten Winterkälte mit seiner Gattin, seinem dreijährigen Sohne und einem einzigen treuen Diener von Speier aufgebrochen und, da die aus Deutschland nach Italien führenden Alpenpässe von Rudolf, Welf und Berthold gehütet wurden, über Besançon und Genf nach Savoyen geeilt. Hier wurde er von der Markgräfin Adelheid von Susa, seiner Schwiegermutter, und ihrem Sohne Amadeus ehrenvoll empfangen und bei seiner Reise über die winterlichen Eisfelder des Mont Cenis unterstützt und mit dem Notwendigen versehen. Doch mußte er die Hilfe durch Überlassung einer burgundischen Landschaft samt fünf Bistümern erkaufen. Nach unbeschreiblichen Mühen, Beschwerden und Gefahren erreichten die Reisenden unter dem Beistande ortskundiger Gebirgsbewohner die Höhe des Alpenpasses, um dann auf dem abschüssigen, spiegelglatt gefrornen Boden ins Thal hinabzusteigen.

Der schroffe Abhang des Berges, erzählt Lambert, war durch den eisigen Frost so schlüpfrig, daß er jedes Heruntergehen zu versagen schien. Hier mußten nun die Männer alle Gefahr mit ihren Kräften zu überwinden suchen; kriechend auf Händen und Füßen oder auf die Schultern ihrer Führer gestützt, bisweilen auch, wenn ihr Fuß auf dem schlüpfrigen Boden ausglitt, fallend und fortrollend kamen sie endlich in der Ebene an. Die Königin und ihre Dienerinnen wurden auf Rindshäuten hinabgezogen. Von den Pferden kamen die meisten um.

Heinrich in der Lombardei. Gregor in Canossa. Jan. 1077. In der Lombardei vernahmen die Gegner des Papstes mit freudiger Erregung die Ankunft des Königs, die sie schon so lange gewünscht und erwartet hatten. Sie glaubten, der Sohn Heinrichs III. käme, um Rache zu nehmen an ihrem gemeinschaftlichen Feinde und das alte Recht wieder aufzurichten, und stellten sich in großer Menge bei ihm ein, Hilfe und Beistand anbietend. Bald hatte Heinrich ein mächtiges Gefolge von Bischöfen und Grafen, von Kapitanen und Valvassoren zur Seite, und an bewaffneten Kriegshaufen hätte es ihm nicht gefehlt. Auch Gregor war der Meinung, Heinrich sei in der Absicht nach Italien geeilt, die versagte Absolution mit Gewalt zu erzwingen; deshalb hatte er sich auf die Kunde von der Annäherung desselben in die Burg Canossa geworfen, jene „weiße Feste", die im Gebiete von Modena den breiten Gipfel eines steilen Felsen krönte, das festeste Schloß der großen Gräfin, wo geräumige Wohngebäude, eine Kirche und ein Mönchskloster durch eine dreifache starke Ringmauer geschützt waren und alles zum Lebensunterhalt und zur Verteidigung Erforderliche sich in so reichem Maße vorfand, daß weder von einer Erstürmung noch von einer Umlagerung Gefahr zu fürchten war. Aber Heinrich hatte ganz andere Absichten. Der erste italienische Zug des Sohnes Heinrichs III., unter dessen eisernen Kriegsscharen die ganze Halbinsel erbebt hatte, sollte eine Bußfahrt sein. Nicht um den „Feind der Menschheit" von seinem Stuhl zu stoßen, war er in

Begleitung des treuen Weibes, das er einst verstieß und das nun liebevoll alle Gefahren mit ihm teilte, in der härtesten Winterkälte über die Alpen gezogen, sondern um als gebannter Flüchtling und zerknirschter Sünder die Kniee des Gegners zu umfassen, „der ihm staunend den Fuß auf den Nacken setzte". Er wies die Hilfe der Lombarden zurück und stürzte „wie ein vom Zauber Umfesselter" mit geringem Gefolge nach der Felsenburg Canossa, wo bereits die gebannten Bischöfe und Freunde des Königs von Gewissensangst gepeinigt mit nackten Füßen und in härenem Bußgewande der Absolution entgegenharrten, die Vorboten seiner eigenen Erniedrigung. Denn wie sie genötigt wurden, durch strenge Buße die Aufrichtigkeit ihrer Reue an den Tag zu legen, „da nur durch das Brenneisen kirchlicher Züchtigung der lange Ungehorsam und tief eingedrungene Rost der Sünde ausgeglüht werden könnte", so mußte auch er vor dem stolzen Priester, der hinter der dreifachen Mauer der steilen Felsenburg ohne Herzensregung und menschliche Rührung auf die gefallene Größe niederblickte, den Kelch der Erniedrigung bis auf den tiefsten Grund leeren.

Der Papst überzeugte sich bald, daß der König in aufrichtiger Reue genaht sei; dennoch weigerte er sich lange, dessen Buße und Unterwerfung anzunehmen, teils aus Besorgnis, durch eine vorzeitige Absolution den Bund mit den deutschen Fürsten zu lockern, teils weil er zu dem unbeständigen und leichtsinnigen Charakter des Königs kein Vertrauen hatte. Lambert versichert, Gregor habe dem Abte Hugo von Clugny und den fürstlichen Frauen in seiner Umgebung, welche Fürsprache für den Flehenden einlegten, geantwortet: „Wenn er seine Vergehungen aufrichtig bereut, so übergebe er die Krone und die übrigen Ehrenzeichen der Königswürde in meine Hand und erkläre sich des königlichen Namens und Herrscheramtes für unwürdig". Dies dünkte jenen zu hart, und sie lagen ihm lebhaft an, er möge doch das zerstoßene Rohr durch sein hartes Gericht nicht ganz zerbrechen. Da gab er endlich insoweit nach, daß er dem König gestattete, sich der Burg zu nahen. Aber erst als er innerhalb der zweiten Ringmauer ohne allen königlichen Schmuck im Büßergewande und mit entblößten Füßen drei Tage lang fastend vom Morgen bis zum Abend in strenger Kälte vor dem Burgthore auf Erhörung geharrt und mit Thränen das Mitleid des heiligen Vaters angerufen, gelang es den Bitten und Vorwürfen der Gräfin Mathilde und des Abtes, den starren Sinn des „tyrannischen" Kirchenfürsten zu erweichen. Nachdem Heinrich in Gegenwart mehrerer Zeugen geistlichen und weltlichen Standes durch Handschlag gelobt und Bürgen gestellt, daß er den Fürsten des Deutschen Reiches zu jeder Zeit, die der Papst festsetzen würde, nach dem Spruche des heiligen Vaters Genugthuung geben oder nach dessen Wunsch sich mit ihnen vergleichen wolle, und wenn der Papst für gut fände über die Alpen zu reisen, oder einen Gesandten zu schicken, ihm und dem Gefolge Sicherheit des Leibes und Lebens und Schutz und Beistand zu gewähren bereit sei, erlangte er mit einigen andern Gebannten Zutritt in den Saal, wo der Papst,

Heinrich in Canossa. Ende Januar 1077.

umgeben von mehreren Kardinälen und befreundeten Personen, die Büßer erwartete. Unter einem Strom von Thränen warfen sie sich zu Boden und bekannten mit ausgestreckten Armen, nach der Sitte der Zeit, ihre Schuld. In diesem erschütternden Momente mag auch Gregors hartes Herz von einigem Mitleid, von einem Gefühle der Wehmut über die Nichtigkeit aller Erdengröße ergriffen worden sein. Er hob die Reuigen auf, löste sie vom Banne und erteilte ihnen den apostolischen Segen. Darauf gingen sie in die Burgkirche, wo die ergreifende Handlung mit einer Messe geschlossen ward.

Die weitere Angabe einiger Chronisten, Gregor habe mit Heinrich das Abendmahl genommen und die Hostie zerbrechend die Worte gesprochen: „Wenn ich der wider mich erhobenen Anklagen schuldig bin, so werde mir der Genuß dieser Speise zum augenblicklichen Tod", worauf er, die andere Hälfte dem König reichend, die Oblate verzehrt habe, zur großen Freude der Anwesenden, Heinrich aber habe nicht gewagt sich einem gleichen Gottesurteil zu unterwerfen, scheint eine von den Gegnern des Königs erfundene und absichtlich als Beweis seines Schuldbewußtseins verbreitete Erzählung zu sein. Nicht mehr Glaubwürdigkeit verdient die weitere Angabe Lamberts, Heinrich habe versprechen müssen, bis zum Tage des Entscheids sich aller Regierungshandlungen und königlichen Abzeichen zu enthalten und den Eid der Treue, den ihm die Unterthanen geleistet, noch ferner als gelöst zu betrachten, mithin die Oppenheimer Beschlüsse auch nach der Absolution noch als bindend anzuerkennen. Durch eine solche Darstellung, mit welcher die Politik Gregors im Widerspruch steht, sollte für den nachfolgenden Abfall der Fürsten ein Rechtsboden geschaffen werden. Welche Bedeutung hätte dann Bann und Absolution gehabt, wenn die Wirkung dieselbe geblieben wäre?

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Bußaktes. Nachdem Heinrich und Gregor noch ein Frühmahl miteinander genommen, trennten sie sich. Beim Abschied ermahnte der Papst den scheidenden König mit ernsten Worten seiner Versprechungen eingedenk zu sein und allen Umgang mit Gebannten zu meiden, versicherte ihn seines Beistandes in jeder gerechten Sache und erteilte ihm noch einmal den apostolischen Segen. So endete die Szene von Canossa, der symbolische Ausdruck einer neuen Weltanschauung, wonach die höchste Gewalt über die abendländische Christenheit nicht mehr dem deutsch-römischen Kaiser, sondern dem Nachfolger des Apostels Petrus zustehen sollte, der Wendepunkt in dem geschichtlichen Lebensgange der mittelalterlichen Menschheit. Als König Heinrich im Büßerkleide vor dem Burgthore von Canossa um Einlaß flehte, „erblaßte der Glanz des deutschen Kaisertums und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofs". Nunmehr galt der apostolische Stuhl als Quelle und Ausfluß aller Macht in Kirche und Staat, der Oberpriester in Rom als der höchste Richter und Herrscher im ganzen christlichen Abendlande.

3. Die Jahre des Bürgerkrieges zwischen Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf.

Stimmung in der Lombardei. Nirgends empfand man über die Erniedrigung des Königs größeren Unwillen als in der Lombardei. Der Hersfelder Mönch Lambert schildert auf den

letzten Blättern seines Geschichtswerks in lebhaften Farben die tiefe Verstimmung, die sich bei der Rückkehr Heinrichs von dem Orte seiner Schmach in Stadt und Land kundgab. Die trotzigen Lombarden, noch unter Waffen, wandten sich mit Verachtung von einem Fürsten, „der einem mit allen Lastern befleckten Priester die königliche Majestät unterworfen, das Ansehen der Kirche und die Würde des Staats preisgegeben; vereint mit ihm hätten sie den gemeinsamen Feind bekämpfen wollen, nun habe er sie mitten in den Wogen der Verwirrung verlassen und verräterisch einen schimpflichen Frieden abgeschlossen". Die Bischöfe und Grafen wandten ihm den Rücken; die Städte versagten ihm die Herberge; vor ihren Mauern mußte der König sich lagern und zufrieden sein, wenn ihm die notwendigsten Lebensbedürfnisse zugeführt wurden. Offen sprachen sie aus, man solle den kleinen Konrad statt des unwürdigen Vaters zum König ausrufen, mit ihm nach Rom ziehen, ihn zum Kaiser krönen, Gregor verjagen und einen andern Papst erwählen. Heinrich suchte sie zu beschwichtigen; nur durch die äußerste Not gedrängt habe er die Lossprechung nachgesucht, bald werde die Zeit kommen, wo er alles Unrecht, das ihm und ihnen widerfahren sei, rächen könne. Damit gab er zu erkennen, daß er nur auf den günstigen Zeitpunkt harre, um sich wieder aufzurichten aus dem Staube der Schmach und Niedrigkeit, in den ihn Verrat und Übermut geworfen, daß er sich wieder als König fühle und die unwürdigen Fesseln, in die man ihn geschlagen, zu sprengen trachte. Es gelang ihm, die Lombarden zu versöhnen. Die Gleichheit der Interessen knüpfte bald ein Band der Freundschaft. Heinrich erteilte ihnen Privilegien, wodurch die junge Freiheit der Städte gestärkt ward; während sich Deutschland anschickte, ihm die Krone vom Haupte zu reißen, hielt Italien bis in die Romagna hinab fest zur königlichen Fahne und zur kirchlichen Opposition.

Heinrichs Haltung nach der Absolution.

— Der Bußakt in Canossa war kein Akt der Versöhnung; die Gefühle des Mißtrauens waren nicht geschwunden; politische Beweggründe hatten ihn hervorgerufen; er war ein Kompromiß, durch die Zeitumstände herbeigeführt. Heinrich hatte ihn ebenso sehr gewünscht, um dem Tage von Augsburg zu entgehen und die wankende Krone wieder fester auf sein Haupt zu drücken, als ihn Gregor gern vermieden hätte. Von ganz anderem Glanze wäre der Papst umstrahlt gewesen, wenn er auf dem Fürstentag als Schiedsrichter hätte auftreten und die Krone durch seinen Spruch geben oder nehmen können. Deshalb zögerte er solange mit der Absolution; aber der Vorwurf der Härte und Unbarmherzigkeit, den er sich dadurch zuzog, setzte seinen Charakter in den Augen der Welt in demselben Grade herab, wie er den des Königs hob. Ein solches Verhältnis konnte nicht dauerhaft sein: ein Abkommen ohne Aufrichtigkeit und Versöhnung, ohne guten Willen und offenes Vertrauen auf erzwungene Zusagen aufgebaut, kann nur solange auf Bestand rechnen, als die Lage der Dinge dieselbe bleibt. Der Papst hatte den Sieg, den er weniger der eigenen gerechten Sache verdankte als zufälligen Verwickelungen, in unrühmlicher Weise mißbraucht und verlor dadurch

die Früchte desselben. Die päpstliche Partei beschuldigte den König des Wortbruches; aber mit mehr Recht muß man die Gegner anklagen, daß sie die Dinge in eine Bahn gelenkt, wo die in Canossa gegebenen Versprechungen keine Anwendung mehr finden konnten. Hatte Heinrich dem Papste die Zusage gegeben, seine Streitigkeiten mit den deutschen Fürsten nach dem Schiedsspruche Gregors billig auszugleichen, so beraubten ihn diese durch ihren Abfall der Gelegenheit seinem Versprechen nachzukommen. Gregor hatte alle Ursache, dem König schlimme Gedanken beizumessen, als derselbe seinen Aufenthalt bei den Lombarden verlängerte, mit Wibert von Ravenna, mit Thedald von Mailand, mit andern Bischöfen und Edlen, ohne den auf ihnen lastenden Bann zu beachten, in Verkehr trat, als Cencius, der einst denselben Oberpriester, vor welchem Heinrich im Staub gelegen, an den Haaren aus der Kirche geschleppt, zu Pavia am königlichen Hoflager erschien; dennoch war Heinrich bedacht, den Schein des Wortbruchs zu meiden; Cencius starb plötzlich in Pavia, ohne vorgelassen worden zu sein; zwei römische Bischöfe, welche der römische Ritter gefangen mit sich geführt, wurden in Freiheit gesetzt, damit der Papst seine Einwilligung gebe, daß der gebannte Erzbischof von Mailand ihn zum König von Italien kröne. Aber die feindseligen Schritte der deutschen Fürsten zerrissen den Schleier, der bisher das schwache Gefüge des Vertrags von Canossa verhüllt hatte, und drängten zu einer voreiligen Entscheidung.

Rudolf zum Gegenkönig gewählt.

Nachdem die beabsichtigte Versammlung in Augsburg durch Heinrichs unerwartete Reise nach Italien vereitelt worden, hatten die Gegner noch im Februar einen Fürstentag in Ulm gehalten, der jedoch wegen geringer Beteiligung nichts weiter vornahm, als daß er eine neue Zusammenkunft festsetzte, welche am 13. März in Forchheim auf fränkischer Erde stattfinden sollte. Daß dort eine neue Königswahl vorgenommen werden sollte, blieb kein Geheimnis. Rudolf von Schwaben, der diese Versammlung aus naheliegenden Gründen am eifrigsten betrieb, ließ den Papst durch eine Gesandtschaft dazu einladen. Dieser forderte den König auf, ihn dem Vertrage gemäß nach Deutschland zu begleiten; aber Heinrich schützte unübersteigliche Hindernisse vor: er habe bei diesem seinem ersten Aufenthalt in Italien eine solche Menge von Reichsgeschäften zu besorgen, daß ihm jetzt die Abreise nicht möglich sei; zudem sei der Termin so kurz, daß er mit den schnellsten Pferden nicht mehr rechtzeitig eintreffen könne. Nun durfte auch der Papst nicht wagen, seine Felsenburg zu verlassen. Um jedoch die schiedsrichterliche Stellung, zu welcher ihn die deutschen Fürsten selbst erhoben, nicht einzubüßen, sandte er zwei Legaten über die Alpen, welche der Reichsversammlung anwohnen sollten. Die Instruktionen, die ihnen Gregor mitgab, waren derart, daß, wie auch die Entscheidung fallen mochte, dem Papst jedenfalls sein Einfluß gesichert blieb. „Die Fürsten sollten auf dem betretenen Wege beharren, womöglich die neue Königswahl noch verschieben, übrigens so handeln, wie es ihnen am zweckmäßigsten dünke, da sie ja am besten wissen

müßten, was zu ihrem Heile diene." In ihrer Gegenwart wurde Heinrich, nachdem die Versammlung sich in der gewohnten Weise über seine Laster und Verbrechen in ausführlichen Reden ergangen, des Thrones für unwürdig erklärt 15. März 1077. und auf den Antrag des Mainzer Erzbischofs Rudolf von Schwaben zum König gewählt. Dabei mußte er das Versprechen geben, jedem Bistum freie Wahl zu lassen und sich der Investitur zu enthalten, auch nie danach zu streben, die königliche Würde erblich zu machen und seinem Sohne die Nachfolge zu verschaffen. Rudolf schwankte einige Zeit. Wenn er bedachte, welch ein Kampf ihm bevorstehe und mit welchem Gegner, wie man die Minderung der Königsmacht durch Hingebung der Investitur und durch Verzichtleistung auf Erblichkeit dermaleinst beurteilen werde, mochte er wohl von schweren Zweifeln und Sorgen erfaßt werden. Endlich siegte der Ehrgeiz über alle Bedenken. „So geschieht es oft, daß selbst dem mutigen Manne, der durch alle Hindernisse ein glänzendes, gefährliches Ziel verfolgte, im Augenblicke, da er es erreicht hat, ein Gedanke, schnell wie das Leuchten des Blitzes, ringsum eine grauenvolle Zukunft erhellt, — er zögert; aber der Rückweg ist verschlossen, er kann nur noch vorwärts und ergreift mit kühner Hand sein Schicksal." Zehn Tage nach dem Fürstentag zu Forchheim wurde Rudolf zu Mainz von Erzbischof Siegfried in Gegenwart der päpstlichen Legaten und vieler geistlichen und weltlichen Fürsten als deutscher König geweiht und gekrönt. Mit diesem Tage schied er von seinem Glück. Schon in Forchheim drohte ein Kampf zwischen Otto von Nordheim und Welf um den Besitz des Herzogtums Bayern auszubrechen, der nur mühsam durch die Vermittelung der Legaten beschwichtigt ward, und in Mainz folgte dem Krönungsfest ein blutiges Nachspiel in einem heftigen Straßenkampf zwischen den Reisigen des Königs und der Bürgerschaft. Es waren die Vorboten schwerer Geschicke, die nun abermals über die deutsche Erde hereinbrachen.

Als Heinrich zitternd zwischen den Burgmauern von Canossa stand und Heinrichs Rückkehr nach Deutschland. April 1077. flehend um Erbarmen rang, da mochte er in seinem Innern „mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört", gelobt haben, daß er sich aufraffen wolle, um durch rühmliche Thaten die Schmach und Erniedrigung auszulöschen; und als er Kunde erhielt, daß die treulosen Fürsten zu Forchheim das Werk des Verrats und Aufruhrs zu Ende geführt, da mochte er den Ruf erkennen, die heilige Schuld zu zahlen. Konnten einst in Tribur die Fürsten Heinrichs Exkommunikation als Rechtsgrund geltend machen, daß er nicht mehr ihr König sein könne, welche Ursache lag jetzt nach erlangter Absolution vor, auf dem Wege der Rebellion vorzugehen? Sobald Heinrich durch die Lossprechung von der Schuld entbunden war, die ihn zum Herrschen unfähig machte, war er wieder rechtmäßiger König wie zuvor. Oder sollte dem Papst das Recht zustehen, auch Schuldlose der Krone zu berauben? Gregor erkannte die schwierige Lage; da ihm aber in dem ganzen Streithandel die eigene Herrschaft mehr am Herzen lag als die Rechtsfrage, so suchte er auch in der gegenwärtigen Situation einen

Standpunkt zu gewinnen, auf dem er sich über den Parteien halten könnte. Während seine Legaten der Sache Rudolfs allen möglichen Vorschub leisteten, wies er selbst die Aufforderung desselben, ihn als König anzuerkennen, von der Hand, weigerte sich aber auch, wie Heinrich verlangte, den Kirchenbann über denselben auszusprechen. Ehe er zur Strafe schreite, antwortete er, müsse er ihn hören. Nun gab Heinrich die fruchtlosen Unterhandlungen auf und ging zu Thaten über. Nachdem er sich von den Lombarden, die ihm bis Verona das Geleite gaben, verabschiedet und seinen kleinen Sohn Konrad dem Erzbischof April 1077. Thedald von Mailand in Obhut gegeben, zog er, begleitet von seiner Gemahlin, um die Osterzeit durch Kärnten nach Deutschland. Sein Gefolge war nicht zahlreich, aber er führte große Geldsummen bei sich, mit denen er schnell gewaffnete Scharen um sich sammelte. Der Jubel, womit er in Regensburg aufgenommen wurde, erhob seinen Mut. Von allen Seiten kamen Bischöfe und weltliche Große herbeigezogen und gelobten ihm Treue. Die Abneigung gegen den Papst war durch die Vorgänge in Canossa noch erhöht worden; alle Feinde Roms waren Heinrichs natürliche Bundesgenossen und Rudolfs Gegner; selbst aus den Kreisen der Verwandten und Vasallen des Schwabenherzogs erschienen Grafen und Ritter unter Heinrichs Banner.

Bürgerkrieg u. Anarchie. 1077. Nach einigen geringen Waffengängen an der obern Donau und am Neckar sah sich Rudolf genötigt, das südliche Deutschland zu verlassen und mit seinen Anhängern nach Sachsen zu ziehen. Darauf hielt Heinrich in Ulm einen Juni. Gerichtstag, auf welchem er die Herzöge von Schwaben, Bayern und Kärnten und die übrigen Großen der Gegend, die der Fahne des Gegenkönigs folgten, nach alemannischem Rechte verurteilte und ihre Würden, Güter und Lehen seinen Anhängern zuwendete. Dort setzte er sich auch wieder die Krone aufs Haupt, zum Zeichen, daß der Oppenheimer Vertrag durch die Buße von Canossa seine Erfüllung erhalten hätte. Bald raste nun in allen Gauen der deutschen Erde ein furchtbarer Bürgerkrieg*). Es war ein schreckliches Schauspiel, wie das Reich sich damals zerfleischte, urteilt Floto, um so schrecklicher als man fast nur niedere Leidenschaften im Kampfe sah: Habgier, Eigennutz, zuweilen Fanatismus. „Die Bande der Gesellschaft lösten sich völlig, keine Pflicht, kein Vertrag, kein Eid, keine Pietät hatte mehr Kraft. Vom Geringsten bis zum Höchsten waren alle der Habsucht ergeben, und es galt weder menschliches noch göttliches Recht.

*) Danach fing an der üble Streit,
Wodurch mancher Mann das Leben verlor,
Da dem vierten Heinrich
Das Reich verworren ward.
Mord, Raub und Brand
Verwüsteten Kirchen und Land,
Von Dänemark bis nach Apulien,
Von Frankreich (Karlingien) bis an Ungarn.—
Das ganze Reich kehrte seine Waffen
Gegen seine eignen Eingeweide,
Mit sieghafter Rechten
Überwand es sich selbst,
Daß die getauften Leichname
Unbegraben verworfen lagen,
Zum Fraße den bellenden,
Den grauen Waldhunden. Annolied.

So herrschte Trug, Lüge, Untreue, Unzucht und jede Verwilderung mehr denn seit Menschengedenken." Neben dem großen Kriege, der mit abwechselndem Erfolge von den beiden Königen und ihren Anhängern im Felde geführt ward, wüteten zahllose Raubfehden und Einzelkämpfe, welche noch tiefer und verheerender in das Eigentum und Leben der Bewohner einschnitten. „Der Starke fraß den Schwachen und jeder nahm so viel er rauben konnte." Rudolf hatte seinen festesten Halt in dem streitbaren Volke der Sachsen. Hier war der Haß gegen das fränkische Herrscherhaus zu tief eingewurzelt, hier waren seit Jahren durch den Mutwillen der königlichen Ritter und Günstlinge, durch den Übermut und Druck der Steuererheber, durch die Wehrmannschaften auf den Burgen zu viele Unthaten und Kränkungen verübt, unter allen Ständen zu viele innere und äußere Wunden geschlagen worden, als daß nicht der ganze Stamm, das herzogliche Haus der Billunger, die weltlichen Fürsten und die meisten Bischöfe an der Spitze, zu den Waffen gegriffen hätte, um jetzt mit frischer Kraft und mit mehr Aussicht auf Erfolg die früheren Kämpfe wieder aufzunehmen. Während in den übrigen Gauen, besonders in Schwaben und Bayern, die Spaltung das ganze Volk durchzog, also daß die Parteien einander das Gleichgewicht hielten, daß von den Fürstenhöfen und den Burgen der Ritter bis in die Hütte des Leibeignen, von den Bischofsitzen bis in die Klöster und zu der Landgeistlichkeit ein leidenschaftlicher Bürgerkrieg und Meinungskampf wütete, daß Gesetz und Recht schwiegen, die Stimme der Menschlichkeit und der Christenliebe ungehört verhallte und die Anarchie und das verheerende Fehdewesen ihre schreckliche Macht entfalteten, standen im Lande zwischen Weser und Elbe, zwischen dem Thüringer Wald und den deutschen Meeren im Norden Edle und Volk zusammen, um dem Frankenkönig für immer die Wiederkehr in ihr Land zu verwehren, und die meisten Bischöfe hielten zu ihnen. Es war nicht die Hingebung oder Begeisterung für Rudolf, nicht die Anhänglichkeit an die Sache des Papstes, welche die Billunger, welche Otto von Nordheim, den Bischof Burkhard von Halberstadt und so viele andere streitbare Herren unter die Fahne des Schwabenherzogs führte, es war der alte Stammeshaß der Sachsen gegen die Franken, der die Losung zu den Waffen gab. Die Streitkräfte waren nicht ungleich: hielten doch außer den sächsischen Rittern und Kriegsmannen noch mehrere der namhaftesten Fürsten und Bischöfe, wie Welf von Bayern, wie die Herzöge von Kärnten und Zähringen, wie die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Bischöfe von Passau, Würzburg u. a. m. zu dem Gegenkönig Rudolf, der somit die erprobtesten Kämpfer und Führer auf seiner Seite hatte. An Zahl mochte vielleicht das königliche Heer dem Gegner überlegen sein; aus Bayern und Schwaben, aus den Städten am Rhein und aus Franken folgten viele Bewaffnete seinem Ruf, und aus Lothringen führte Gottfried von Bouillon, der dem Papste grollte, weil er die von dem verstorbenen Herzog besessenen Lehen des Erzstifts Reims ihm zu entziehen und der Gräfin Mathilde zuzuwenden

Stellung und Stärke der Parteien. 1. Rudolf und die Sachsen.

2. Heinrichs Anhang.

gesucht, ein Fähnlein tapferer Krieger dem König zu, in der Hoffnung, sich durch diesen Beweis der Treue und Hingebung den Herzogshut zu erwerben, womit Heinrich einstweilen seinen jungen Sohn Konrad beschenkt hatte (S. 314); allein an Waffenübung und Einmütigkeit hatten die Aufständischen den Vorrang; die Böhmen, die Wratislaw als Bundesgenossen dem König zuführte, schändeten sich und die Sache, der sie dienten, durch Grausamkeit, Raubsucht und tierische Lust und waren nur zum verwüstenden Plünderungskrieg, nicht aber zur Feldschlacht brauchbar; den städtischen Bürgerwehren fehlte die Erfahrung und kriegerische Gewandtheit, und die aufgebotenen Mannschaften des Südens konnten nur auf kurze Zeitdauer ins Feld geführt werden. Aber diese Mängel wurden durch das Kriegstalent und die hervorragenden Eigenschaften, welche Heinrich in diesen Jahren entfaltete, reichlich aufgewogen. Die Leiden und Bitterkeiten des Lebens hatten ihn zum Manne geschmiedet. Die hohe stattliche Gestalt des siebenundzwanzigjährigen Fürsten, die dem Beschauenden das Bild des Vaters zurückrief, das feurige Auge, in dem sich das geistige Leben und die energische, mitunter leidenschaftliche Seelenthätigkeit abspiegelte, der Kriegsmut, die Tapferkeit und der angeborne Scharfblick des Feldherrn, die er im Kampfgewühl zeigte, seine liebenswürdige, gewinnende Persönlichkeit, welche Vertrauen und Anhänglichkeit erweckten, sein Sinn für Bildung und wissenschaftliche Bestrebungen, diese und andere edle Eigenschaften zogen die Menschen aller Stände, die nicht durch Vorurteile, Egoismus oder Aberglauben das richtige Urteil eingebüßt hatten, auf seine Seite. Daher zählte er auch die meisten und ergebensten Anhänger in den Reihen der mittleren und unteren Stände, bei den Einwohnern der Städte, besonders den Bürgerschaften von Worms, Mainz, Köln u. a., bei der Landgeistlichkeit, welche ihr eheliches und häusliches Leben gegen die päpstlichen Machtsprüche zu retten suchte, in der gedrückten Judenschaft, welche durch seine Milde und Gerechtigkeit Schutz gegen den Fanatismus und die Verfolgungssucht der Zeit und Begünstigung ihres Handels zu erlangen hoffte und ihn dafür gern mit ihren geheimen Reichtümern unterstützte.

Heinrichs Persönlichkeit.

Aber auch viele Bischöfe und Reichsäbte standen auf Heinrichs Seite. Schloß sich ja sogar der Patriarch von Aquileja, einst der Legat Gregors in Tribur, an ihn an, ebenso der Bischof Embricho von Augsburg. Dafür deuteten denn die Gegner den bald darauf erfolgten Tod beider als Gottesgericht. Auch Liemar von Bremen, der mit Heinrich in Canossa Buße gethan, bewahrte dem fränkischen Herrscherhaus die Treue als Tradition und Erbschaft des Erzstifts.

Charakter und Prinzip des Kriegs.

So kam es, daß, während die Heere einander mit den Waffen bekämpften, auch in der Kirche und auf den Kanzeln sich die Parteiwut in scharfen Reden kundgab, daß, während schwärmerische Priester und Mönche mit feurigen Zungen die Sache des Papstes und seines Schützlings empfahlen und die kirchlichen Reformen als den Weg zur Seligkeit priesen, die Mehrzahl der Landgeistlichen

für König Heinrich einstand, in dem sie den Schirmer der nationalen Ehre, des deutschen Rechts, der angestammten Freiheit und überlieferten Ordnung gegen Abfall und Willkür erblickten. Denn da der Papst, so sehr er auch mit seiner eigenen Ansicht zurückhielt und die Entscheidung, wer von den „beiden Königen" das meiste Recht auf die Krone habe, einer unter seinem eigenen Vorsitz abzuhaltenden Reichssynode überlassen wollte, die Sache Rudolfs begünstigte, so erhielt der Bürgerkrieg eine größere Tragweite und Bedeutung. Es handelte sich nicht bloß darum, welches von den beiden Häuptern sich in der Herrschaft behaupten würde; es handelte sich um die Frage, ob dem Papst die schiedsrichterliche Macht bei der deutschen Königswahl zustehe, ob das höchste Regiment dem apostolischen Stuhle oder dem deutsch-römischen Kaisertum innewohne; ob fernerhin dynastische Ansprüche und legitime Wahlrechte oder die Willkür des römischen Bischofs bei Besetzung des deutschen Herrscherthrons den Ausschlag geben sollten. In dem Streit zwischen Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf, dem „Pfaffenkönig", wie ihn das Volk nannte, kam somit ein wichtiges staatsrechtliches Prinzip zur Entscheidung. Das Losungswort „St. Peter", das Rudolfs Partei wählte, bezeichnete den Standpunkt.

Rudolf hatte gleich nach seiner Wahl von Würzburg aus sich an den Papst gewendet und seine Bestätigung nachgesucht. Gregor beauftragte nun seine Legaten, ihm von beiden Fürsten sicheres Geleite zu verschaffen, damit er in Deutschland selbst auf einem Reichstage die Entscheidung treffen möge. Mittlerweile sollten die Waffen ruhen. Ein eigenes Schreiben gab der deutschen Nation von diesem Entschluß des heil. Vaters Kunde. Da aber Heinrich alle Zuschriften des Papstes und seiner Bevollmächtigten ungelesen von sich wies und Rudolf nicht im stande war, das verlangte sichere Geleit zu gewähren, so verließ Gregor im September Oberitalien, ohne sein Urteil ausgesprochen zu haben. Bald darauf vernahm er, daß einer seiner Legaten, der Kardinal Bernhard, auf einer Fürstenversammlung in Goslar Heinrich abermals von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und der Reichsregierung entsetzt habe. Gregor war sich bewußt, daß er selbst Veranlassung dazu gegeben; denn er hatte seine Botschafter ermächtigt, denjenigen der streitenden Fürsten zu bannen, der seinen Befehlen nicht gehorchen würde. Dennoch erschrak er über den unerwarteten Schritt und statt das Verfahren des Legaten gutzuheißen, ließ er es auf sich beruhen, ohne weiter Notiz davon zu nehmen. Er wollte den Gang der Dinge abwarten, um sich schließlich für den zu erklären, der die meiste Aussicht auf Erfolg hätte und die Hoheit des apostolischen Stuhles anerkennen würde. Umsonst beschwerten sich die Sachsen in einem Sendschreiben, daß der Papst in seiner Botschaft von „zwei Königen" spreche, da sie doch nur Rudolf als den rechtmäßigen ansehen könnten, daß er, statt die Wahl durch seine Bestätigung einfach gutzuheißen und zu bestärken, noch erst eine Entscheidung treffen wolle, daß er durch seine zweideutige Haltung Zweifel in den Gemütern des Volkes

Gregors zurückhaltende Politik.

12. Nov. 1077.

erwecke und die Zerrüttung des Reiches, die Verödung der Kirchen und die Leiden des Bürgerkriegs mehre und verlängere; Gregor empfing das Schreiben aus den Händen der Pilger, die bei der herrschenden Unsicherheit damals allein den Verkehr zwischen Deutschland und Italien vermittelten, aber er ließ sich nicht aus seiner zurückhaltenden Politik herausdrängen. Er übersah es sogar, daß Heinrich nach wie vor die Investitur übte, daß er seinem Kaplan Siegfried den erledigten Bischofsitz von Augsburg verlieh, Ulrich, den Sohn des kurz zuvor mit dem Herzogtum Kärnten belehnten Markward, zum Abt von St. Gallen ernannte, und zwei Jahre später damit noch die Abtei Reichenau verband, die Patriarchenwürde von Aquileja einem andern seiner Kapläne zuwandte.

Die Lage der Dinge in Italien. 1. Rom. Diese schwankende und zuwartende Haltung hatte ihre Hauptursache in den schwierigen Verhältnissen, von denen sich Gregor in Italien umgeben sah. Wir kennen die feindselige Gesinnung der Lombarden; ihre Nähe war ihm so unheimlich, daß er darum hauptsächlich aus den Schlössern seiner Freundin, Canossa und Carpinetti, nach der ewigen Stadt zog. Hier wurde er zwar mit Jubel empfangen, da ja durch ihn Rom zum zweitenmal die Weltherrschaft erlangt hatte; aber die um dieselbe Zeit erfolgte Ermordung des frommen Stadtpräfekten Cinthius durch Stephan, den Bruder des Cencius, konnte ihm als Beweis dienen, wie wenig seine Feinde bezwungen waren. Und wenn er

Die Mathildische Schenkung. damals die Gräfin Mathilde dahin brachte, daß sie, zur Besiegelung ihres engen Bundes, alle ihre Güter und Lehen, die nach ihrem kinderlosen Tod dem Reiche und dem König, ihrem nächsten Verwandten, zufallen sollten, feierlich an die römische Kirche abtrat und damit dem Kirchenstaate eine glänzende Erweiterung in Aussicht stellte, so mußte er sich zugleich gestehen, daß diese Schenkung die Keime großer künftiger Kämpfe für den apostolischen Stuhl in sich trug.

„Im Lateran, in der Kapelle zum heiligen Kreuz, gab Mathilde dem heiligen Petrus alle ihre Güter diesseits wie jenseits der Berge zu eigen. Sie reichte dem Papst einen Getreidehalm, ein Stück Rasen, in welches ein Baumzweig gesteckt war, einen Handschuh und ein Messer — zum Zeichen, daß sie ihren Kornfluren und Wiesen, ihren Waldgründen und all ihrem Besitze entsagte."

2. Unteritalien. Zugleich zogen sich drohende Wolken in Unteritalien zusammen. Im Mai hatte Robert Guiscard durch die Eroberung von Salerno der letzten Langobardenherrschaft in Kampanien ein Ende gemacht und den Herzog Gisulf zur Flucht gezwungen. Gisulf nahm seinen Aufenthalt in Rom, wo ihm sein Freund Gregor das Gnadenbrot reichte. Nicht nur Benevent, der päpstliche Klientelstaat, wurde darauf von dem Normannen hart bedrängt, bis in die römische Campagna, bis nach Ankona und an die Küsten Tusciens streiften seine kühnen Kriegsscharen. Mit Ingrimm und Besorgnis blickte der Herrscher Roms auf die Fortschritte des Herzogs, an dessen eherner Brust der Bannstrahl wirkungslos abprallte. Endlich entschloß er sich zu dem schweren Schritt, den gefähr-

lichen Feind durch große Zugeständnisse zum Vasallen, aber auch zugleich zum Schirmherrn des apostolischen Stuhles zu gewinnen.

Wenn diese Zustände in Italien den Papst zur Vorsicht mahnten, so mochte auch die Rücksicht auf die in Rom weilende Kaiserin Agnes einigen Einfluß auf das schonende Verfahren gegen Heinrich üben. Aber noch vor Ende dieses ereignisvollen Jahres schied sie aus dem Leben, „aufgezehrt in dem Streite mütterlicher Natur, die sie zu dem Sohne hinzog, und der ängstlichen Frömmigkeit, die ihr an der Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes nicht zu zweifeln erlaubte". Gregor selbst stand betend an ihrem Sterbelager und ließ sie dann in St. Peter bestatten. Sie hatte alle ihre Habe der Kirche und den Armen vermacht. Tod der Kaiserin Agnes. 14. Dez. 1077.

Auch nach dem Tode der Kaiserin verharrte Gregor in der zuwartenden Stellung. Auf der Synode, welche im März zu Rom abgehalten ward, führten Heinrichs Abgesandte, die Bischöfe Benno von Osnabrück und Dietrich von Verdun, die Sache ihres Herrn mit so beredtem Munde, daß ein großer Teil der aus 70 Bischöfen bestehenden Versammlung ihrem Antrage, daß Rudolf und seine Anhänger wegen Treubruchs und Empörung gegen den rechtmäßigen König mit dem Banne belegt werden möchten, zustimmte. Allein Gregor setzte den Beschluß durch, daß abermals Legaten über die Alpen gesandt werden sollten mit dem Auftrage, die geistlichen und weltlichen Fürsten beider Parteien ohne die beiden Oberhäupter zu einer Reichsversammlung zu berufen, und von dieser untersuchen zu lassen, welcher von beiden Fürsten das meiste Recht auf die Krone habe. Dem sollte dann durch päpstliche Autorität die Herrschaft zugesprochen werden. Dieser Beschluß wurde bekräftigt durch ein feierliches Anathem gegen alle, welche die Legaten in ihrem Friedensgeschäfte hindern oder stören würden, worauf alle Anwesenden die brennenden Kerzen, die sie in Händen hielten, auf die Erde sinken ließen und auslöschten. 3. März 1078.

Alsbald zogen neue Legaten mit Briefen versehen in Begleitung der beiden deutschen Bischöfe über die Alpen. Um aber Rudolf und die Sachsen, welche gleichfalls Abgeordnete, jedoch von niedrigem Range, nach Rom geschickt hatten, nicht zu tief zu kränken, übersandte ihnen der Papst seine väterliche Liebe und seinen apostolischen Segen. Heinrich empfing die Legaten mit hoher Achtung; war doch ihre Ankunft ein deutlicher Beweis, daß die von dem Kardinallegaten Bernhard ausgesprochene Exkommunikation als ungültig und wirkungslos angesehen werde. Wenn er auch keineswegs gemeint war, sich der Entscheidung des Papstes zu unterwerfen, so suchte er doch mit der ihm eigenen Klugheit und Gewandtheit die Schuld des Scheiterns der Gegenpartei zuzuschieben, welche noch viel ungehaltener war, daß eine bereits entschiedene Sache immer von neuem in Frage gestellt und dadurch Gewissen und Eidschwüre verwirrt würden. Als zu Fritzlar ein Fürstentag anberaumt ward, erschienen von seiten des Königs keine Reichsfürsten ersten Ranges, sondern einige Hofleute und vertraute Bischöfe, welche dir Verhandlungen der römischen Synode so darstellten, als ob dort die Sache Rudolfs und der „Rebellen" verdammt worden wäre, daß jedoch der König aus Rücksicht für den Papst ihnen verzeihen wollte, wenn sie sich ihm sogleich unterwerfen würden. Die päpstliche Intervention ohne Resultat. 1078. April 1078.

Es fehlen genauere Nachrichten über den Verlauf der Versammlung in

Fortgang des Bürgerkriegs. Fritzlar. Nur so viel ist gewiß, daß die Sachsen die Verhandlungen abbrachen und daß der Bürgerkrieg nach kurzer Unterbrechung wieder in neuer Heftigkeit zu wüten begann. Bischof Hermann von Metz, einer der thätigsten Anhänger Rudolfs, wurde vertrieben und die Stadt durch königliche Besatzung gesichert. In Schwaben und Ostfranken, in Elsaß und am Rhein wüteten beide Parteien mit Raub, Mord und Brand; 12,000 fränkische Bauern, die Heinrich mit Ritterwaffen versehen, hüteten den Übergang über den Neckar, wurden jedoch von Berthold und Welf, welche mit ihren Mannen gen Thüringen zogen, nach tapferer Gegenwehr überwunden und teils getötet, teils verstümmelt. Im August kam es bei Melrichstadt an dem Flüßchen Streu zu einer blutigen Schlacht, die zwar unentschieden blieb, aber für beide Teile große Verluste zur Folge hatte.

Schlacht bei Melrichstadt. 7. August 1078. Es war ein Reitertreffen, in welchem Rudolf den linken, Otto von Nordheim den andern Flügel befehligte, Pfalzgraf Friedrich die Mitte. Kaum hatte die Schlacht begonnen, so geriet der linke Flügel, wo neben Rudolf die beiden Billunger, Magnus und Hermann, der päpstliche Legat und mehrere Bischöfe standen, in solche Verwirrung, daß sich alles, die Prälaten voran, zur Flucht wandte. Der Erzbischof von Magdeburg wurde von wendischen Bauern erschlagen, der Merseburger nackt ausgezogen und dann entlassen, die übrigen, wie Siegfried von Mainz, der Bischof von Worms, der Kardinallegat gerieten in Gefangenschaft und mit ihnen Magnus, Hermann und Graf Wilhelm von Kamburg. Aber auch der Führer der Gegenseite, der tapfere und dem König so treu ergebene Graf Eberhard von Nellenburg, bezahlte seinen Sieg mit dem Leben. Neben ihm deckten zwei Grafen von Lechsgemünd, ferner Graf Poppo von Henneberg u. a. die Walstatt. Anders erging es da, wo Otto von Nordheim und Pfalzgraf Friedrich dem König gegenüberstanden. Hier wurden Heinrichs Leute zurückgeschlagen und verfolgt. Aber so wenig Zusammenhang war in der ganzen Schlachtordnung, daß Otto von seinem Vorteil keinen Gebrauch machen konnte, sondern in der Meinung, die auf dem Schlachtfeld aufgestellten Kriegshaufen Friedrichs seien Feinde, den Rückzug nach Sachsen antrat. Heinrich wandte sich nun wieder südwärts und verwüstete die Erbgüter seiner Feinde Rudolf, Welf und Berthold mit Feuer und Schwert. Die Burgen wurden gebrochen, die Ortschaften in Brand gesetzt, Heiliges und Profanes mit gleicher Zerstörungswut heimgesucht. Besonders waren die Kirchen, wo die unglücklichen Bewohner ihre wertvollste Habe bargen und für ihr Leben Sicherheit suchten, der Schauplatz der Wut und Grausamkeit der raubgierigen Kriegsscharen. Als Herzog Berthold auf seiner Feste Lintberg auf der Schwäbischen Alp die Rauchsäulen seiner brennenden Güter aufsteigen sah, verfiel
Nov. 1078. er in Wahnsinn und starb. Bei der Belagerung der Burg Tübingen kam Erzbischof Udo von Trier, Bruder Eberhards von Nellenburg, ums Leben, ein schwerer Verlust für Heinrich, dem der ritterliche Mann von schöner Gestalt, großer Beredsamkeit und trefflichem Charakter stets treu angehangen. Im nächsten Jahr ging auch das Kloster zu Fritzlar, die alte Stiftung des Bonifacius, in Flammen auf.

Keine Entscheidung. Die Schlacht von Melrichstadt war ohne Einfluß auf die deutschen Dinge.
1079. Wie sehr auch die Sachsen und die übrigen Parteigenossen Rudolfs den Papst mit Botschaften und scharfen Sendschreiben bestürmten, wie nachdrücklich sie ihm die Not des Reichs, die Beraubung der Kirchen, die Vertreibung der päpstlich

gesinnten Bischöfe und Äbte in Franken, am Rhein, in Alemannien vor die Seele führten, wie dringend sie ihm vorstellten, daß die Ehre der Kirche und des apostolischen Stuhles es erheische, daß der Fluch, den der Legat Bernhard über das Haupt des Mannes, „durch dessen Hochmut so viele Tausende von Christen und das römische Reich zu Grunde gingen", ausgesprochen, den die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, der Bischof von Würzburg und mehrere andere Kirchenhäupter, deren Einkünfte Heinrich eingezogen und seinen Anhängern verliehen, durch ihre Exkommunikationen bestärkt hätten, von dem kirchlichen Oberhaupte bestätigt und erneuert würde, Gregor wagte nicht, durch einen entscheidenden Ausspruch Heinrich zu reizen und die Macht und Zahl der Feinde des römischen Stuhles zu mehren. So sehr er auch im Herzen der Sache der Aufständischen zugethan war, so nachsichtig er ihre Vorwürfe ertrug und ihren Schmerzensschrei mit Sündenvergebung und Segenssprüchen zu beschwichtigen suchte, er wußte auch im zweiten und dritten Jahre keine anderen Mittel in Anwendung zu bringen, als Synoden zur Anhörung von Klagen und Berichten aus dem zerrütteten, zwieträchtigen Deutschland, als Absendung neuer Legaten zur Beilegung der Streitigkeiten, als Anordnung von Fürstentagen, auf welchen ein endgültiger Beschluß gefaßt und seinem schiedsrichterlichen Spruche unterbreitet werden sollte.

So hören wir von zwei römischen Synoden im Herbst 1078 und im Frühjahr 19. Nov.
1079, auf welchen nur Nebendinge zur Entscheidung kamen, wie wenn alle Ritter, 11. Febr.
welche ohne den Willen der Bischöfe oder Äbte Kirchengüter vom König oder sonst einem Fürsten zu Lehen nähmen, mit dem Banne bedroht wurden oder der Patriarch von Aquileja genötigt ward, für die ihm von Heinrich verliehene Würde dem apostolischen Stuhl noch einen besonderen Treueid zu leisten, der eigentliche entscheidende Punkt aber, die Erneuerung des Bannes, umgangen ward. So hören wir von Reichstagen
in Fritzlar und Würzburg, wo in Gegenwart der Legaten, Ulrich von Padua und 10. Febr.
Petrus von Albano, genannt „Feuerpetrus", zweier dem König Heinrich ergebener 15. Aug.
Prälaten, über den Reichsfrieden erfolglose Unterhandlungen gepflogen wurden.

Wie sollte man zu einem ernstlichen Entschluß kommen, wo auf beiden Seiten der Wille dazu fehlte? Wer konnte einen Vergleich oder eine Versöhnung erwarten, wo der eine Teil nur von Unterwerfung hören und eine gnädige Verzeihung als das höchste Zugeständnis gelten lassen wollte, der andere die Sache als entschieden ansah und in jeder Verhandlung ein störendes Zwischenspiel erblickte, und endlich der dritte, der Papst, an der Forderung der Oberherrschaft über die Christenheit festhielt? So verging das ganze Jahr, klagt Bruno, ohne daß etwas Bemerkenswertes vorfiel, außer daß die päpstlichen Botschafter bald der einen, bald der andern Partei Verheißungen machten und „nach römischer Weise" von beiden sich Geld geben ließen. Es waren fruchtlose Bemühungen, die nur den einen Vorteil hatten, daß mitunter das wilde Waffenwerk eine kurze Unterbrechung erlitt. Im übrigen hatte der Kampf seinen Fortgang, und wenn auch keine Feldschlachten geliefert wurden, so wütete um so

schrecklicher der kleine Krieg, die Ritterfehde, das Raub- und Beutewesen, das rohe Faustrecht, der Krieg aller gegen alle.

Stimmung in Sachsen. In Sachsen hatte man sich einst gegen die Hofhaltung der Frankenkönige erhoben und ihre Entfernung erzwungen. Jetzt schlug Rudolf mit seinen Anhängern seinen Sitz daselbst auf und verlangte Unterhalt, Hof- und Kriegsdienste, und seine Anwesenheit drohte das Land zum Schauplatz fortwährenden Kriegs zu machen. Es ist begreiflich, wenn die Billunger und die sächsischen Großen mißmutig und unzufrieden auf die Lage der Dinge blickten. Nirgends stieg jedoch die Verwilderung auf Wechselfälle in Schwaben. solche Höhe und traten so erschütternde Wechselfälle ein als in Alemannien. Wir haben gesehen, welch tragisches Ende Berthold der Bärtige, der Stammvater des Zähringer Fürstenhauses, nahm. Um dieselbe Zeit sank auch Rudolfs Gattin, die Schwester der Königin Bertha, in die Gruft. Seitdem ihr Gemahl in den Kampf gezogen gegen den Schwager, hatte sie keine ruhige Stätte mehr gefundeu. Sie flüchtete von Burg zu Burg, bis sie endlich, aufgerieben von Mangel, Kummer und Beschwerden, auf der Feste Hohentwiel einem hitzigen Fieber erlag. In St. Blasien, im Schwarzwald, ruht ihre Leiche. Die Besitztümer der Abtei St. Gallen wurden von den Rittern auf Rudolfs Seite furchtbar verheert. Aber der tapfere Abt Ulrich nahm dafür Rache. Er eroberte in Gemeinschaft mit dem Grafen von Buchhorn die Burg Markdorf und brannte sie nieder, desgleichen Bregenz, die Stadt des Grafen Markwart; auch das Schloß Kiburg ließ er in Rauch aufgehen und machte den Grafen Friedrich von Hohenstaufen zum Herzog von Schwaben erhoben. Hartmann von Dillenburg zum Gefangenen. — Inmitten dieses Wirrsals wurde in Schwaben der Grund zu einer glanzvollen Zukunft gelegt. Während nämlich Rudolf sein bisheriges Herzogtum seinem unmündigen Sohne übertrug und Welf und die übrigen süddeutschen Parteigenossen denselben in Ulm feierlich in die Würde einführten, ernannte Heinrich den Grafen Friedrich, dessen Stammschloß Staufen oder Hohenstaufen auf der steilen Höhe eines vorspringenden Gebirgsarmes der Rauhen Alp emporstieg, zum Herzog von Schwaben und knüpfte den ritterlichen Mann, der im Felde durch Mut und Tapferkeit, im Rat durch Verstand und Einsicht glänzte und dem Frankenkönig große Treue und Hingebung bewiesen hatte, mit noch innigeren Banden an sein Haus, indem er ihm seine einzige Tochter Agnes, damals noch ein Kind, verlobte. Aber der hohe Preis konnte erst nach vielen heißen Kämpfen errungen werden. Welf und Rudolfs Tochtermann, Berthold II. von Zähringen, suchten das aufstrebende Geschlecht mit allen Kräften niederzuhalten.

Schlacht bei Flarchheim. Jan. 1080. In den ersten Tagen des neuen Jahres brach Heinrich mit einem nicht unbeträchtlichen Heere, das er zu Weihnachten in Mainz um sich gesammelt, nach Sachsen auf, vielleicht weil er von der herrschenden Verstimmung Kunde erhalten hatte, oder, wie Bruno meint, weil er hoffte, als Freunde des Friedens und der Ruhe würden die sächsischen Kriegsmannen nicht zahlreich ins Feld rücken. Und in der That hielten sich sowohl die Billunger, welche ihre Freiheit wiedererlangt hatten, als der ehrgeizige Markgraf Ekbert von Meißen, jetzt achtzehn Jahre alt, und viele Grafen und Ritter, wie Dietrich von Kamburg, Wiprecht von Groitsch, Wittekind u. a., vom Kampfe fern oder gingen zu der königlichen Partei über. In Thüringen stieß Heinrichs Heer, aus Süddeutschen, Burgundern und einer böhmischen Hilfsschar unter Wratislaws eigener Führung bestehend, auf die von Rudolf und dem Nordheimer befehligten Feinde. Bald

trennte sie nur noch ein nicht gar breiter, doch tiefer Bach mit steilen Ufern voneinander. Hier kam es bei dem Dorfe Flarchheim, südlich von Mühlhausen, zu einer Schlacht, die gleich der früheren ohne Entscheidung blieb, aber auch wie jene für beide Teile von großen Verlusten begleitet war. 27. Jan. 1080.

Otto hatte seine Mannschaft am Abhange der Höhen auf dem nördlichen Ufer so aufgestellt, daß er die Feinde, wenn sie den Übergang versuchen würden, leicht zurückwerfen konnte. Während er aber den Angriff in der Fronte erwartete, umging Heinrich, begünstigt von einem heftigen Sturmwind und Schneegestöber, die feindlichen Reihen und fiel ihnen plötzlich in den Rücken. Rudolf war in großer Gefahr. Er sandte Eilboten an Otto und beschwor ihn, doch sogleich, wie verabredet worden, zum Kampfe vorzugehen. Dieser antwortete aber: er könne seine Heerhaufen nicht sogleich in anderer Ordnung aufstellen; die Angegriffenen möchten den ersten Anprall tapfer aushalten, dann wolle er ihnen möglichst bald zu Hilfe kommen. Dies geschah, aber erst als schon viele tapfere Sachsen, darunter Burggraf Meginfried von Magdeburg, den Streichen der Süddeutschen erlegen und Rudolfs Königslanze in die Hände Wratislaws gefallen war. Als Otto mit dem Feldgeschrei: „St. Peter!" heranstürmte, wandte sich Heinrich bei anbrechender Nacht seinem Lager zu; aber die Rückziehenden fanden die Zelte geplündert und die zum Schutze aufgestellte Wachmannschaft erschlagen. Ein Teil der Sachsen hatte im Rücken der Königlichen das fast ganz ohne Bedeckung gelassene Lager überfallen und geplündert. Auf dem Rückzug griffen die Sachsen, welche die Wartburg, die damals zuerst genannt wird, besetzt hatten, Heinrich am Hörselpaß an und machten reiche Beute: namentlich kam das kostbare Gerät in ihre Hände, das der Patriarch von Aquileja mit sich führte.

Die Schlacht von Flarchheim brachte trotz ihrer Unentschiedenheit eine Wendung in den Gang der Dinge. Drei Jahre hatte der Bürgerkrieg gedauert und in allen Gauen zeugten Verwüstung und Elend von den schrecklichen Wirkungen des unseligen Bruderkampfes; war aber bisher hauptsächlich das südliche Deutschland der Schauplatz der Verheerung gewesen, so wurden jetzt auch die nördlichen Gaue heimgesucht, seitdem unter den sächsischen Großen gleichfalls eine Spaltung eingerissen und Rudolf den Markgraf Ekbert bekriegte und die Güter und Lehen seiner Gegner in zuverlässige Hände zu bringen suchte. Nun beschloß Gregor aus der Zurückhaltung herauszutreten und die Waffen der Exkommunikation, welche früher so große Wirkungen hervorgebracht, aufs neue zu schwingen. Sei es, daß die scharfen Worte der Sachsen, welche von Zeit zu Zeit einen neuen „Hahnenschrei" ertönen ließen, „um den unschlüssigen Petrus zur Standhaftigkeit zu mahnen", und sich bitter beklagten, daß sie zum Dank für ihren Gehorsam wie Schafe zur Schlachtbank geführt und der Schmach und dem Spotte der Welt preisgegeben würden, während die anderen, die wie reißende Wölfe mit offenem Grimm gegen die Herde des Herrn wüteten, sich der Langmut und schonenden Nachsicht des apostolischen Stuhles zu erfreuen hätten, das Gewissen des heiligen Vaters rührten, sei es, daß wahre oder entstellte Berichte über die Lage der Dinge in Deutschland die Meinung in ihm erzeugten, jetzt sei der günstige Zeitpunkt zum Handeln gekommen, auf einer Kirchenver- Erneuerung des Bannes. März 1080.

1080. sammlung, welche in den ersten Tagen des März in Rom abgehalten ward, trat eine so feindselige Gesinnung zu Tage, daß jedermann einen entscheidenden Schlag erwartete. Umsonst suchten Heinrichs Abgeordnete, an ihrer Spitze Erzbischof Liemar von Bremen, den König gegen die Anklagen der erbitterten Gegner zu rechtfertigen: Gregor hatte bereits den Entschluß gefaßt, Rudolf anzuerkennen und Heinrich zu verwerfen. Nachdem er den Verlauf der Streitigkeiten dargelegt und hervorgehoben, wie Rudolf dem römischen Stuhle sich stets gehorsam gezeigt, Heinrich dagegen alles gethan habe, um zu verhindern, daß die zur Entscheidung der streitigen Königswahl anberaumte Reichssynode zu stande käme, belegte er Heinrich, den „sogenannten König", und alle seine Anhänger mit dem Banne, entkleidete ihn abermals der königlichen Würde und Gewalt in Deutschland und Italien und erklärte die ihm geleisteten Eidschwüre für nichtig und unverbindlich; Rudolf dagegen, den die deutschen Fürsten frei gewählt, erkannte er als König an und erteilte allen, die ihm anhängen und gehorchen würden, Vergebung der Sünden und seinen apostolischen Segen*). Er schloß mit einem Anruf an die Apostel Petrus und Paulus, sie möchten der Welt zeigen, daß sie die Macht besäßen, nicht allein im Himmel zu binden und zu lösen, sondern auch auf Erden Königreiche, Fürstentümer, Grafschaften und jegliche Art von Gewalt und Besitztum zu geben und zu nehmen nach eines jeden Verdienst.

4. Heinrichs IV. Rachezug nach Italien und Gregors Ausgang.

Gregors Absetzung und Wahl eines Gegenpapstes. 1080.

Aber der zweite Bannstrahl hatte nicht die Wirkung des ersten. Der Pfeil prallte an Heinrichs Schilde ab. Der König feierte gerade mit seinen Getreuen in Bamberg das Osterfest, als die Kunde von der neuen Exkommunikation eintraf. Sie erklärten sofort einstimmig, daß sie Gregor nicht mehr als Oberhaupt
31. Mai. der Kirche anerkennen würden. Auf Heinrichs Ladung trat um Pfingsten eine Kirchenversammlung in Mainz zusammen, auf welcher neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe dem Papste zum zweitenmal den Gehorsam aufkündigten. An die Lombarden erging die Aufforderung, das Gleiche zu thun, und an Gregor erließ der Bischof von Speier ein offenes Sendschreiben voll heftiger Vorwürfe: er habe durch seinen Hochmut Kirche und Reich in Verwirrung gebracht, die gesetzliche Macht der Bischöfe vernichtet und alle Gewalt dem römischen Stuhle beigelegt, er habe im Widerspruch mit seinen früheren Eidschwüren ohne Zustimmung des deutsch-römischen Herrschers den päpstlichen Stuhl bestiegen und seinen Ruf durch vertraulichen Umgang mit der Gräfin Mathilde befleckt; um dieser Ursache willen würden sie ihn ferner nicht als kirchliches

*) Eine spätere Angabe berichtet, Gregor habe eine goldene Krone nach Deutschland gesandt mit der stolzen Umschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo, d. h. der Fels (Apost. Petr.) gab das Diadem (die Weltherrschaft) an Petrus (den Papst), Petrus (der Papst) an Rudolf.

Oberhaupt anerkennen. Der König begnügte sich jedoch nicht mit dem Mainzer Beschluß; wie Gregor ihn durch den Gegenkönig Rudolf bekämpfte, so stellte er ihm einen Gegenpapst auf. Der Bischof von Speier begab sich mit der Absetzungsurkunde über die Alpen, lud die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna mit ihren Suffraganen zu einer Kirchenversammlung nach Brixen ein und bewirkte, daß in Gegenwart des Königs, der sich ebenfalls dahin begeben hatte, die Anwesenden dem Mainzer Synodalbeschluß beitraten. Dreißig italische 25. Juni 1080. Bischöfe erklärten, daß Gregor nicht als rechtmäßiger Papst anzusehen sei, „weil er durch Bestechung und Gewalt den päpstlichen Stuhl bestiegen, die kirchlichen Ordnungen umgekehrt, das Reich durch Begünstigung des meineidigen Gegenkönigs Rudolf in Verwirrung gestürzt und sich der Zauberei schuldig gemacht“. Sie erwählten darauf Gregors alten Feind, Wibert von Ravenna, zum Papst, einen Prälaten, dem vornehme Geburt, Gelehrsamkeit, politischer Verstand und die frühere Selbständigkeit seines Erzstifts eine besondere Bedeutung gaben.

Wibert nahm nach einigem Bedenken die Wahl an und wartete ab, bis Heinrich ihn nach Rom führen würde, wo die Tiara und die Kaiserkrone zu gleicher Zeit errungen werden sollten. Auf Pfingsten wurde der Römerzug in Aussicht genommen; bis dahin hoffte Heinrich seine mächtigsten Gegner Rudolf und Welf, welche die Brixener Synode mit dem Kirchenbanne belegte, niedergeworfen zu haben. Er mochte wohl glauben, daß die Schwierigkeiten, die einem solchen Unternehmen noch immer im Wege standen, unerwartet schnell beseitigt werden würden und er sein Versprechen glänzend erfüllen könnte.

Bald nach seiner Rückkehr sammelte Heinrich ein beträchtliches Reiterheer, *Die Schlacht an der Elster und Rudolfs Ausgang. Herbst 1080.* und zog im Spätherbst gen Sachsen. Mittels einer jener Kriegslisten, wie sie seinem erfinderischen Geiste stets zu Gebote standen, wußte er die Feinde einige Zeit in der Gegend von Goslar festzuhalten, so daß er ungehindert in Thüringen einrücken konnte. Nachdem er die Stadt Erfurt ausgeplündert und verbrannt hatte, setzte er über die Saale und gelangte an das Ufer der Elster. Hier wurde er aber von Rudolf und Otto in einer ungünstigen, von Sümpfen 15. Oktbr. durchschnittenen Gegend zur Schlacht gezwungen. Doch wie sehr auch die Pferde vom Ritt und von dem schlimmen Boden ermattet waren, so brachte Heinrich dennoch die von Rudolf befehligte Abteilung zum Weichen, so daß die Bischöfe, die sich in großer Zahl bei ihm eingefunden, schon den Siegesgesang anstimmten. Da brach aber der Nordheimer plötzlich mit dem sächsischen Fußvolk in den verfolgenden und fast aufgelösten Reiterhaufen und setzte die Königlichen in solche Bestürzung, daß sie, als auch noch bei dem Fall des Grafen Rapoto das Geschrei: „Fliehet! Fliehet!“ einen panischen Schrecken verbreitete, in wilder Flucht über den Fluß setzten, ihr reiches Lager dem Feinde preisgebend. Viele fanden ihren Tod durch die Waffen, Beile und eisenbeschlagenen Kolben der erzürnten Bauern oder in den Wellen der Elster, und mancher vornehme

Ritter trauerte in Gefangenschaft oder irrte umher, von Hunger und Elend gepeinigt.

So wenig Zusammenhang war auch hier wieder zwischen den verschiedenen Heerabteilungen, daß der Pfalzgraf Heinrich von Laach, welcher den andern Flügel kommandierte, an dem Treffen keinen Teil hatte und bereits den Siegesgesang anstimmen ließ, als der Nordheimer plötzlich in seine Reihen eindrang und auch diese Abteilung in die Flucht schlug. Nun erst gestattete Otto den Sachsen die Plünderung des Lagers. Mit sichtbarer Freude zählt der Mönch Bruno die kostbaren Beutestücke auf, die herrlichen Gewänder, die goldenen und silbernen Gefäße, das geprägte Geld, die Waffen, Festkleider u. a., welche die sächsischen Bauern aus den Zelten der Bischöfe und der reichen weltlichen Herren wegtrugen.

Aber alle Verluste wurden weit überwogen durch den Tod des Gegenkönigs Rudolf. Als die Sieger in das Lager kamen, fanden sie ihren Herrn im Sterben. Ein Schwerthieb hatte ihm die rechte Hand abgehauen und ein Lanzenstoß ihm eine Wunde in den Unterleib gegeben. Später hieß es, Gottfried von Bouillon sei der Thäter gewesen. In den Augen der Welt galt der Vorfall als Gottesgericht, und Rudolf selbst scheint dieser Ansicht gewesen zu sein, indem er zu den Umstehenden sagte: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn und König die Treue geschworen. Nun lasse ich Reich und Leben. Ihr aber, auf deren Rat ich die Krone nahm, sehet wohl zu, ob ihr mich den rechten Weg geführt habt.“ Gregor hatte bei der Erneuerung des Bannes gegen Heinrich geweissagt: „In diesem Jahre wird der falsche König sterben.“ Nun lag sein eigener Erkorner auf der Bahre. Mußte dieser Ausgang nicht auch die Gemüter seiner Getreuen betroffen machen?

Rudolf wurde in der Merseburger Domkirche beigesetzt, wo man ihm ein herrliches Grabmal errichtete. Als einige Zeit nachher Heinrich dasselbe sah, fragte ihn einer seiner Begleiter, warum er gestatte, daß einer, der nicht König gewesen, ein königliches Grabmal habe? Er aber antwortete: „Wollte Gott, daß alle meine Feinde so ehrenvoll bestattet wären!“

Heinrich beschließt nach Italien zu ziehen. 1081.

Rudolfs Fall hatte nicht solchen Einfluß auf den Gang der Dinge als Heinrich gedacht haben mochte. Es handelte sich weniger um die Person des Königs als um die künftige Reichsverfassung und Reichsregierung. Als sich das Gerücht verbreitete, der König wolle das nächste Weihnachtsfest in Goslar feiern, rüsteten die Sachsen, ihn daran zu hindern. Ja, so groß war noch immer der Groll gegen das fränkische Herrschergeschlecht, daß sie Heinrichs Antrag, sie sollten seinen Sohn zum König wählen, dann wolle er ihnen schwören, nie wieder ihr Land zu betreten, entschieden zurückwiesen. „Von einem schlechten Rind fällt ein schlechtes Kalb,“ läßt Bruno dabei den Nordheimer spöttisch sich äußern. Da dem König jedoch die Rache an dem Papste mehr am Herzen lag als die Beilegung der deutschen Zerwürfnisse, so zog er nach Franken zurück. Gern hätte er durch einen Waffenstillstand seinen Gegnern die Hände gebunden, damit sie nicht, wenn er in der Ferne wäre, über die Länder und Besitzungen

seiner Anhänger herfielen; aber die Fürstenversammlung im Kaufunger Wald Febr. 1081.
an der Weser führte nicht zu der gewünschten Einigung; Otto von Nordheim, vielleicht in der Hoffnung, die Krone nunmehr für sich zu gewinnen, hinderte auch hier eine friedliche Übereinkunft. Doch ließ sich der König dadurch nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er mochte der Meinung sein, daß seine Freunde und Anhänger stark genug seien, den Kampf auf eigene Hand durchzuführen, zumal da Otto, Welf und Berthold nur durch die Bande des Eigennutzes verknüpft waren, die sich leicht lösen konnten. So trat denn Heinrich, nachdem er noch im Südosten seine Gegner, den Markgrafen Leopold von Österreich und die Bischöfe von Salzburg und Passau ihrer Würden und Lehen beraubt, Österreich dem Böhmenherzog Wratislaw und die beiden geistlichen Gebiete anderen Anhängern übertragen und den Herzog Friedrich von Hohenstaufen zum Führer im deutschen Kriege bestellt, seinen Zug über die Alpen an, März 1081.
nicht wie vor vier Jahren um durch Buße und Demütigung die Lossprechung vom Banne zu erwirken, sondern um Rache zu nehmen für die erlittene Schmach, um die Kaiserkrone zu gewinnen und um das gestörte Verhältnis zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wieder in Ordnung zu setzen.

Auf die Kunde von Rudolfs Fall suchten wohlmeinende Ratgeber den Heinrichs Romfahrt. 1081.
Papst zu bestimmen, mit Heinrich seinen Frieden zu machen; aber der strenge Kirchenfürst beharrte in seinem unversöhnlichen Groll gegen den Deutschen. Er zog es vor, damit nicht der Gebannte des Nordens mit dem Gebannten des Südens zum Verderben Roms gemeinsame Sache machte, sich den Normannen zu nähern. Auf einer Zusammenkunft mit dem streitbaren Herzog bei Aquino wurde eine Übereinkunft geschlossen, infolge deren Robert Guiscard vom Banne gelöst ward und Unteritalien als Lehen des apostolischen Stuhles empfing, gegen die Verpflichtung, einen jährlichen Tribut zu entrichten und als Vasall des apostolischen Stuhles Rom und alle seine Besitzungen zu verteidigen. Dadurch wurde wohl das Bündnis zwischen den Deutschen und den Normannen verhindert; allein in dem drohenden Augenblick, da Heinrich mit einem kleinen, aber ergebenen Heere über die Alpen in die Lombardei hinabstieg, konnte Gregor von seinem neuen Bundesgenossen keinen Beistand erwarten. Denn gerade damals setzte Robert über das Ionische Meer (V, 744), um dem byzantinischen Reich einen neuen Herrscher aufzudrängen und für sich selbst neue Besitzungen in Epirus, Thessalien und Griechenland zu erobern. Umsonst hatte ihn Gregor durch den Abt Desiderius von Monte Cassino an seine Lehnspflicht gemahnt und zur Hilfe aufgefordert; dem Normannen lag die eigene Macht mehr am Herzen als die Sicherheit des heil. Vaters. So fand Heinrich auf seinem Kriegszuge keinen Widerstand. Nur Mathildens Kriegsmannen standen dem Papste schirmend zur Seite. Während Gregor auf einer Synode in Rom den Bannfluch wiederholte und die deutschen Fürsten durch seinen getreuen Streitgenossen, Bischof Altmann von Passau, zum Ausharren im Kampfe aufmunterte und

ihnen die Erwählung eines neuen Königs empfahl, welcher dem apostolischen Stuhle ein gehorsamer und ergebener Lehnsmann wäre, ließ Heinrich durch
April 1081. eine nach Pavia entbotene Kirchenversammlung, welcher viele Bischöfe aus Italien und Deutschland anwohnten, die Wahl Wiberts von Ravenna zum Papst bestätigen und zog dann mit demselben, der sich den Namen Clemens III. beilegte, über die Apenninen, um in St. Peter die Kronen zu holen, die einer dem andern geben wollte. Wie in der Lombardei schlossen sich auch im mittleren Italien fast alle Städte und Bischöfe an den König an; selbst viele Vasallen der großen Gräfin fielen von dieser ab. Sie hatte sich durch Druck und Härte während ihrer Regierung viele Feinde gemacht. Desto standhafter hielt Mathilde selbst bei dem Papste aus; sie unterstützte ihn mit Geld und Mannschaft, ihre Schlösser dienten allen flüchtigen und verjagten Anhängern Gregors als Zufluchtsorte; die Besatzungen derselben erschwerten dem königlichen Heere den Durchzug. Dafür mußte sie geschehen lassen, daß ihre Dörfer und Meierhöfe in Flammen aufgingen, daß Lucca, Pisa und Siena für ihren Abfall mit Freiheiten, Privilegien und Rechten belohnt wurden. Um Pfingsten lagerte sich
21. Mai. Heinrich mit seinem Heere auf den Neronischen Wiesen in der Nähe des Vatikans. Er hatte gehofft, die Bürgerschaft Roms, die er durch eine Proklamation zu gewinnen gesucht, würde ihm mit flatternden Fahnen entgegenziehen und ihn, wie einst seine Vorgänger, mit Jubel in die Stadt einführen. Darin irrte er sich. Die Leostadt samt der Engelsburg und Peterskirche wurde durch die von früheren Päpsten angelegten Mauern und Wälle geschützt und durch die städtische Miliz in Verbindung mit tuscischen und normännischen Hilfsscharen verteidigt. Nur einige Unzufriedene von der Partei des Cadalus, sowie die Tusculaner und etliche Grafen aus der Campagna traten auf des Königs Seite; dagegen hielt die Stadt zu Gregor und wies Heinrichs Anträge zurück. Das Pfingstfest hatte der König in St. Peter zu feiern gedacht und mußte es nun im Lager zubringen, wo man die an den hohen Festtagen übliche Krönungszeremonie in der kläglichsten Weise zur Ausführung brachte, indem zwei Zelte die Stelle des Laterans und der Peterskirche vertraten.

Heinrich zum zweitenmal vor Rom. 1082.

Nach vierzig Tagen brachen die Deutschen ihre Zelte ab und zogen wieder nordwärts, das Gebiet der Gräfin Mathilde von neuem verheerend. In Ra-
Ende Juni. venna überwinterte Heinrich, dort schloß er mit dem von Robert Guiscard bedrängten griechischen Kaiser Alexius ein Bündnis und rückte dann im Früh-
1082. jahr, mit byzantinischen Hilfsgeldern ausgerüstet, zum zweitenmal vor Rom. Aber auch diesmal war er nicht vom Glück begünstigt. Nach einigen vergeblichen Angriffen auf die wohlverteidigte Leostadt zog er wieder ab. Er umging den Soracte, setzte über den Tiber und machte dann die reiche Abtei Farfa, deren Vorsteher von Roms Herrschsucht viel zu leiden hatten und darum mit dem Papste stets in Feindschaft lebten, zum Stützpunkt für weitere Unternehmungen in der Sabina. Freudig versorgten ihn die Mönche und Obern mit

Zufuhr und Geld. Bis nach Tibur (Tivoli) dehnte er seine Streifzüge aus, gewann, während in dieser altitalischen Stadt der Gegenpapst seinen Sitz aufschlug, mit griechischem Gelde immer mehr Verbündete und knüpfte mit den unzufriedenen Langobarden Unteritaliens, die das Normannenjoch ebenso schwer trugen wie die Angelsachsen in dem britischen Inselreiche, Verbindungen an. Jordan ließ sich von dem König mit dem Fürstentum Capua belehnen und hoffte den herzoglichen Stuhl von Apulien als Preis seiner Huldigung zu gewinnen. Immer enger zogen sich die Kreise um Rom und den Papst; und da zu gleicher Zeit vom Po bis zum Tiber ein politischer und religiöser Parteikampf wütete, so wurde die Lage Gregors immer schwieriger. Dennoch hielten die Römer standhaft zu ihm; selbst als Heinrich gegen Ende des Jahres zum drittenmal auf den Neronischen Feldern lagerte, verteidigten sie noch Monate lang die Mauern mit unermüdlicher Tapferkeit. Zuletzt jedoch ermatteten die Kräfte. Mailändische und deutsche Krieger erstiegen endlich die Mauer, machten die Wächter nieder und bemächtigten sich der Leostadt. Nach einem blutigen Kampfe fiel auch St. Peters Dom in die Hände der Stürmenden und Heinrich konnte mit seinen Bischöfen in den geweihten Räumen das Tedeum singen, während Gregor sich hinter den Mauern der nahen Engelsburg barg, wohin er sich bei dem Eindringen des Feindes geflüchtet. Einen großen Sieg hatte Heinrich errungen; aber er verlor darüber doch die größeren Ziele nicht aus dem Auge. Wenn Gregor dahin gebracht werden konnte, daß er Heinrich als rechtmäßigen König anerkannte, ihm die Kaiserkrone aufs Haupt setzte und durch Lösung des Kirchenbannes eingestand, daß er ihm Unrecht gethan, so war dies ein größerer Triumph, als wenn Heinrich ihn der Tiara beraubte und sie einem andern gab. Er trat daher mit der römischen Bürgerschaft, welche durch die lange Einschließung, Mangel und die Beschwerden des Belagerungskrieges erschöpft war, in Verbindung und bot einen billigen Vergleich an. Wenn Gregor den Bann zurücknähme und ihn zum Kaiser krönte, dann sollte eine Synode den schwebenden Streit entscheiden. Dadurch könnte der drohenden Kirchenspaltung vorgebeugt werden, da der König nicht auf der Anerkennung des ohnehin noch nicht geweihten Gegenpapstes bestehe. Durch diesen Vorschlag zog Heinrich das römische Volk auf seine Seite: gelang die Versöhnung nicht, so trennte er dasselbe doch von der Sache Gregors. Nun beschworen die Römer, Volk und Klerus, darunter die getreuesten Anhänger Gregors, den Papst auf den Knieen, sich mit dem König zu vertragen und dadurch Stadt und Land aus der verzweiflungsvollsten Lage zu befreien. Aber an der felsenharten Brust des Oberpriesters prallten alle Bitten und Vorstellungen ab: Heinrich sollte seine Würde niederlegen und sich dem Ausspruche des Papstes unterwerfen, wie es im Vertrag zu Canossa bestimmt worden, lautete der Bescheid. Gregor wollte lieber alles ertragen, als das errungene Übergewicht durch ein Kompromiß aufs Spiel setzen, als die Krönung sich abtrotzen lassen. Endlich vereinigte man sich zu einem Vertrag, worin

Heinrich in Rom, Gregor in der Engelsburg. 1083.

2. Juni 1083.

der Papst versprach, im November eine Synode zur Entscheidung in des Königs Sache zu versammeln, Heinrich allen Klerikern, die sich dahin begeben wollten, sicheres Geleite zusagte und die Römer sich insgeheim verpflichteten, dem deutschen König innerhalb einer bestimmten Frist die Kaiserkrönung zu verschaffen, sei es durch Gregor oder einen andern zu wählenden Papst. Heinrich war mit diesem Abkommen zufrieden. Nachdem er auf einer Anhöhe der Leonina eine verschanzte Feste errichtet und zur Bewachung 400 Ritter unter Ulrich von Godesheim hineingelegt hatte, zog er mit den zwanzig Geiseln, welche ihm die Römer übergeben, nach Toscana, um Mathildens Besitzungen abermals mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Als der Schmerzensschrei der Mißhandelten und die Bitten ihrer Freunde die hohe Frau bestürmten, sich dem König zu unterwerfen, und sogar die mächtige Markgräfin Adelheid, die Mutter der Königin Bertha, herbeieilte, um die Hand zur Vermittelung zu bieten, wankte Mathilde einen Augenblick; aber ermutigt durch den Zuspruch des Bischofs Anselm von Lucca und gestärkt durch das erhebende Vorbild ihres väterlichen Freundes, fand sie bald wieder die alte Festigkeit. Standhaft verweigerte auch sie jeden Vergleich mit dem König.

Heinrich und Mathilde.

Die Aussöhnungsversuche vereitelt. 1083.

In Rom hatte sich unter dem Klerus und Volk vielfach die Ansicht kundgegeben, Gregor sei in der Strenge gegen Heinrich zu weit gegangen. Die Synode sollte ihm Gelegenheit geben, sich von diesem Vorwurf zu reinigen, sein Verfahren zu rechtfertigen und alle Schuld auf Heinrichs Haupt zu wälzen. Wenigstens wiederholte er in dem Einladungsschreiben zur Synode die Versicherung, daß Rudolfs Wahl ohne seine Zustimmung erfolgt sei und das Doppelkönigtum nur darum so lange fortgedauert habe, weil Heinrich die Entscheidung durch einen Fürstentag stets verhindert. Daß es ihm aber nicht aufrichtig um eine Versöhnung mit Heinrich, sondern nur um Befriedigung seiner Herrschsucht zu thun war, ging daraus hervor, daß er nur „wahrhaft religiöse“ Kleriker, d. h. nur die Bekenner und Anhänger seiner Grundsätze und Person zu der Versammlung einlud, dagegen alle, die auf Seiten des gebannten Königs standen und durch den Umgang mit dem Fluchbeladenen sich der Mitschuld teilhaftig gemacht und befleckt waren, von jeder Teilnahme fern zu halten entschlossen war. Von einer Kirchenversammlung aber, der nur Partei- und Gesinnungsgenossen Gregors anwohnten, konnte Heinrich keinen gerechten Spruch erwarten: eine solche konnte nur eine Bestätigung und Gutheißung der Gregorianischen Prinzipien und Handlungsweise beschließen. Es war daher begreiflich, daß Heinrich sich nun auch seinerseits nicht durch das Versprechen des freien Geleites gebunden glaubte, sondern den Bischöfen, die er als seine entschiedenen Gegner kannte, wie Anselm von Lucca, Hugo von Lyon, Reginald von Como, den Weg verlegte und die Abgeordneten seiner deutschen Feinde aufheben ließ. So war das Novemberkonzil in Rom nur von wenigen Bischöfen aus Unteritalien und Frankreich besucht. Gregor war darüber so aufgebracht, daß er mit Mühe abge-

halten ward, den Fluch gegen Heinrich zu erneuern. Doch sprach er im allgemeinen die Exkommunikation gegen alle aus, welche Reisen nach Rom hinderten. Mehr als von der Synode, die unter solchen Umständen keine Änderung in der Sachlage bewirkte, hoffte Heinrich von dem geheimen Vertrag mit den Römern und von der Not und Bedrängnis der Stadt. Aber als er gegen Weihnachten abermals an das Tiberufer vordrang, fand er die Verhältnisse weniger günstig als bei seinem Abzug. Ulrich von Godesheim, dem er die Hut der festen Burg in Trastevere übertragen, war mit dem größten Teil der Besatzungsmannschaft dem römischen Fieber erlegen und die Burg selbst von den Römern, welche Gregor mit normännischem Golde noch einmal für sich gewonnen, erobert worden. Dennoch gerieten die Römer bei der Ankunft Heinrichs in Schrecken: denn es nahte der Tag, wo sie ihrem Versprechen gemäß den Papst zur Kaiserkrönung zwingen sollten. Sie entdeckten Gregor ihre Verlegenheit, und wenn es wahr ist, was der päpstlich gesinnte Chronist Bernold meldet, so fand dieser ein Mittel, die gewissenhaften Römer zu beruhigen. Sie erklärten nämlich dem König, der heilige Vater sei bereit ihm die Krone aufs Haupt zu setzen, und zwar, wenn er sich zuvor unterwerfe und Buße thue, in einem feierlichen Salbungs- und Krönungsakt, wenn er aber im Trotze beharre, wolle er sie an einem Stabe von der Engelsburg herab ihm zustellen, damit der Verheißung der Bürger Genüge geschehe. Natürlich ging Heinrich weder auf die Demütigung noch auf das Possenspiel ein. Schwerlich war es ihm auch je zu Sinne gekommen den Gegenpapst Clemens, der sein Schicksal an das seine geknüpft, fallen zu lassen und der Rache des erzürnten Priesters zu opfern! So wurden denn alle Friedensunterhandlungen abgebrochen und der König konnte mit Recht die Schuld des Scheiterns auf den halsstarrigen Papst und die treulosen Römer wälzen.

Aber rasch trat ein Umschwung in den Gemütern ein. Kaum hatte Heinrich in der Campagna die Verheerungen wieder begonnen, so rief ihn eine Botschaft nach Rom zurück. War es die Wirkung des byzantinischen Goldes, das er durch seine Agenten ausstreuen ließ, oder die Furcht vor neuen Kriegsleiden; genug, das römische Volk erklärte sich bereit, von Gregor abzufallen und den König samt dem Gegenpapst Clemens in seine Mauern aufzunehmen. Heinrich kehrte sogleich um. Am 21. März zog er durch das Johannesthor in Rom ein und nahm mit dem Gegenpapst seinen Sitz im Lateran, indes Gregor mit einem Haufen Getreuer sich in der Engelsburg behauptete und seine Anhänger die Brücken und Höhen der Stadt hüteten. Nach seinem Einzug berief der König eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen der Stadt und des Lagers nach St. Peter. Vor dieser sollte Gregor seine Rechtfertigung führen. Als er aber nicht erschien, wurde er abermals für abgesetzt erklärt und Wibert von Ravenna in aller Form als Papst anerkannt. Nachdem er von den Bischöfen von Modena und Arezzo als Clemens III. geweiht worden, vollzog er am Ostersonntag die Kaiserkrönung an Heinrich und Bertha. Zugleich über-

Clemens III. geweiht und Heinrich zum Kaiser gekrönt. 1084.

1084.

31. März.

trugen die Römer dem neuen Kaiser die patrizische Gewalt, worauf Heinrich und Clemens die weltliche und kirchliche Verwaltung ordneten und neue Beamte, Richter und Kardinäle einsetzten.

Der Papst in der Engelsburg belagert. Nun suchte der Kaiser die festen Punkte der Stadt in seine Gewalt zu bringen und dann den Feind in seiner letzten Burg anzugreifen. Er berannte das Septizonium Severi am Fuße des Palatinus, in dem der Neffe Gregors sich behauptete, und entriß die Türme des Kapitols dem Rittergeschlechte der Corsi; dann umstellte er die alte Adriansburg, hinter deren Mauern und Zinnen der Papst sorgenvolle Tage und Nächte verlebt haben mochte! Angstvoll blickte er nach Norden und Süden, ob nicht Mathilde oder Robert mit bewaffneten Heerhaufen zu seiner Rettung herbeieilten. Die Deutschen ziehen ab. Mai 1084. Endlich meldete der Abt Desiderius von Monte Cassino dem Papst, aber auch gleichzeitig dem Kaiser, die bevorstehende Ankunft eines Normannenheeres. Robert Guiscard hatte endlich den dringenden Bitten Gregors Gehör geschenkt; denn bei den freundlichen Beziehungen des Kaisers zu Jordan von Capua und andern Unzufriedenen mußte er von dessen vollständigem Siege Gefahr für sich selbst fürchten. Als er mit einem Heere von 6000 Reitern und 30,000 Mann zu Fuß auf Rom losrückte, konnte Heinrich, der nur geringe Mannschaften bei sich hatte und den wankelmütigen Römern nicht trauen durfte, nicht wagen den Kampf aufzunehmen. Er ließ die Türme auf dem Kapitol und die Mauern der Leonina einreißen und zog, nachdem er die bestürzten Römer zum Widerstand ermuntert und baldige Rückkehr verheißen, mit Clemens 21. Mai. auf dem Flaminischen Wege gen Norden. Drei Tage nach seinem Abmarsch erschienen die ersten Reiterscharen Roberts vor den Mauern. Rom von den Normannen erstürmt und geplündert. Die römische Bürgerwehr leistete tapfern Widerstand, aber die Gregorianer, die noch im Besitze einiger festen Orte waren, knüpften mit dem Herzog verräterische Unterhandlungen an. Im Vertrauen darauf erstiegen die normännischen Ritter in der Dämme- 28. Mai. rung das Lorenzothor, drangen, jeden Widerstand niederwerfend, unter dem Schlachtruf: Guiscard! Guiscard! über das von Flammen erleuchtete Marsfeld an die Tiberbrücke und entführten den Papst aus der Engelsburg nach dem Lateran. Freudig erteilte der befreite Kirchenfürst den vor ihm knieenden Rettern den apostolischen Segen. Schwer aber mußte Rom für die Herrscherträume des geistlichen Oberhaupts büßen. Die raubgierigen Normannen durchstreiften die Stadt und füllten drei Tage lang alles mit Plünderung und Greuel. Der Papst, erzürnt, daß das Volk ihn in der Not verlassen und sich dem Feinde zugewendet, schaute mitleidlos auf die Szenen der Roheit und Grausamkeit. Endlich erhoben sich die empörten Römer gegen die Zerstörer, fielen über die zerstreuten Normannen her und nahmen Rache für die erlittene Mißhandlung. Dadurch wurde aber das Maß ihrer Leiden noch vermehrt. Als der Kampf heftig wogte, gab Robert Befehl die Stadt in Brand zu setzen, damit die Bürger sich zur Rettung ihrer Habe zerstreuten. Zugleich rückte der jüngere Roger mit 1000 Reitern aus der Campagna dem heil. Vater zu Hilfe. Nun lag Rom

widerstandslos zu den Füßen des Siegers und erduldete alle Drangsale einer eroberten Stadt.

„Als sich Flamme und Kampfgewühl gestillt hatten," heißt es bei Gregorovius, „war die Stadt ein qualmender Schutthaufen; verbrannte Kirchen, Trümmer von Straßen, die Leichen der Römer waren tausend Ankläger gegen Gregor; er mußte sich abwenden, wenn er die Römer scharenweise, mit Stricken gebunden, von Moslems ins Lager fortschleppen sah. Die geschändeten Frauen, Männer, die sich Senatoren nannten, Kinder und Jünglinge wurden öffentlich wie das Vieh in die Sklaverei verkauft, andere, unter ihnen der kaiserliche Präfekt, als Staatsgefangene nach Kalabrien abgeführt!" Mehrere Tage dauerte das Rauben und Morden, bis endlich die Römer, den Strick und das entblößte Schwert am Hals, sich dem Herzog zu Füßen warfen und um Erbarmen flehten. Seit den Tagen der Vandalen und Goten hatte Rom kein so schweres Geschick erlitten. War schon der mehrjährige Krieg Heinrichs IV. vielen Denkmälern des Altertums verderblich geworden, so führte die Wut und Plünderungssucht der Normannen und die Brandfackel, die auf des Herzogs Geheiß zweimal in die Kirchen, Paläste und Wohnhäuser geschleudert wurde, die alten Stadtteile vollends dem Untergang entgegen. Wenn der erste Brand das Marsfeld mit seinen Säulenhallen und Monumenten zu Grunde richtete, so traf die zweite Zerstörung mehr die südliche Seite. „Das bisher dichtbewohnte Stadtviertel vom Lateran bis zum Kolosseum ging in Flammen auf und das Lateranensische Thor wurde seither das „verbrannte" genannt. Die alte Kirche der „Vier Gekrönten" sank in Asche, der Lateran und viele Kirchen mochten stark gelitten haben, das Kolosseum, die Triumphbogen, die Reste des Zirkus Maximus schwerlich verschont geblieben sein." Die Verwüstung Roms bleibt ein dunkler Flecken in der Geschichte Gregors. Wenn sein Name den Höhepunkt der kirchlichen und päpstlichen Macht bezeichnet, so ist an denselben auch der Brand der Monumente und der Verfall der alten Herrlichkeit geknüpft. „Gregors Laufbahn endete in den Trümmern Roms."

Gregors Flucht und Ende. 1084. 1085.

Juni 1084.

Bei dem Hasse der römischen Bürgerschaft gegen den Urheber der Zerstörung ihrer Stadt mußte der Papst fürchten, nach dem Abzug der Normannen der Rache zum Opfer zu fallen. Er folgte daher seinem Befreier, als dieser mit Beutewagen und Gefangenen und begleitet von den Geiseln, die er den Bürgern abgezwungen, Rom verließ, um seine Angriffe wider die feindlichen Burgen in der Campagna zu richten. Nur die Engelsburg sicherte er durch eine Besatzung. „Der Abzug dieses großen Papstes aus dem zerstörten Rom," bemerkt Gregorovius, „im Schwarm von Normannen und Sarazenen, gegen deren Glaubensgenossen er einst das Kreuz gepredigt hatte, seine traurige Fahrt nach Monte Cassino und Salerno, wo er das Brot des Exils von der Hand seines Freundes Desiderius zu essen ging, gibt dem erhabenen Drama seines Lebens einen tragischen Schluß, in welchem die ewige Gerechtigkeit, die alles Übergewaltige wieder ebnet, so herrlich triumphiert, wie in Napoleons einsamem Tode auf St. Helena." In Salerno, an der reizenden Meeresbucht, wo der Himmel so klar auf die Erde niederschaut und die warme, lebenspendende Sonne Natur und Menschenwelt mit Wonne füllt, verlebte Gregor noch fast ein Jahr, von körperlichen Leiden vielfach heimgesucht, aber mit unerbittlicher

Strenge den Bannfluch gegen Heinrich und Clemens erneuernd, bis er im Mai des nächsten Jahres im Grabe den Frieden fand, den er im Leben wenig gekannt hatte. Im Kreise ergebener Bischöfe und Kardinäle, die ihm gefolgt waren und denen er die Bewahrung und Durchführung seiner Herrscherpläne als heiliges Vermächtnis empfahl, schied er aus dem Leben unversöhnt mit seinen Gegnern und noch auf dem Sterbelager bindend und lösend. Seine letzten Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung!" geben Zeugnis, daß er mit dem Bewußtsein eines Märtyrers aus der Welt gegangen. Sein Leichnam wurde zu Salerno in der Matthäuskirche, die er selbst kurz zuvor eingeweiht hatte, beigesetzt. Nicht einmal seine Gebeine sollten in Rom ruhen. Zwei Monate nachher sank auch Robert Guiscard ins Grab.

25. Mai 1085.

Seine weltgeschichtliche Stellung.

Die Welt wird stets mit Erstaunen auf den merkwürdigen Mann blicken, der vom niedrigen Plebejerstande durch die Macht seines Geistes und die religiöse Gläubigkeit der Zeit zu solcher Höhe emporstieg, daß er die Herrschaft der Welt für den römischen Bischof in Anspruch nahm und erlangte, daß er seinen Fuß auf den Nacken der Könige und Beherrscher der Erde setzte, daß er in einer Zeit der Gewaltthaten, des Fehderechts, der rohen Leidenschaften die wilden Kräfte durch die Macht des Wortes und des Glaubens bändigte, der sittlichen Weltordnung den Sieg verlieh über die physischen Elemente. Aber wie ein ruheloser Eroberer opferte er seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht das Glück von Millionen, den Frieden der Welt. Es mag groß sein, einer Idee sein Leben zu weihen und für ihre Durchführung alle Kräfte einzusetzen; es mag groß sein zu sprechen: „Verflucht sei der Mensch, der das im heiligen Kampfe für die Herrschaft der Kirche gezückte Schwert hemmt, daß es nicht Blut vergieße." Aber es bleibt immer ein schreckliches Schauspiel, wenn einer oder einige sich vermessen, ihre Ideen als heilige Ordnung, als göttlichen Willen hinzustellen und über Leichen, über gebrochene Herzen und über zerstörtes Menschenglück zu ihrer Verwirklichung emporzusteigen, mag diese Idee als „Weltherrschaft" oder als „Freiheit und Gleichheit" auftreten. Bei allen jenen großen kalten Naturen, die als Eroberer und Gewaltherrscher oder als eigenmächtige und tyrannische Begründer selbstgeschaffener Ordnungen über die Häupter der Menschheit dahinschreiten, wird man an die Worte erinnert, welche Schiller dem Marquis Posa im Gespräch mit König Philipp in den Mund legt: Sie vergaßen, daß Sie selbst noch Mensch blieben, Mensch aus des Schöpfers Hand. Tyrannei und despotische Machtgebote bewahren stets ihren verhaßten Charakter, mag dafür der Rechtsgrund im Kreuz oder im Schwert, in einseitig und willkürlich gedeuteten Bibelstellen oder in aufgedrungenen Gesetzen und Doktrinen gesucht werden. Ein christliches Gottesreich, wie es bei der Erneuerung des römischen Kaisertums als Ideal einzelnen Geistern vorgeschwebt, war ein erhabener Gedanke; ein hierarchischer Priesterstaat dagegen mit einer Scheidung der Menschheit in Heilige

und Unheilige, wie er in Gregor und in den engherzigen Mönchen von Clugny sich ausbildete, war eine unnatürliche, entwürdigende Schöpfung, ein Dualismus ohne Versöhnung, ein kirchlicher Organismus gegründet auf die Herrschaft der „Auserwählten", die ihre bevorzugte Stellung mit dem Scheiden aus der Menschengesellschaft, mit der Aufopferung des Erdenglücks erkaufen sollten, und auf die Unfreiheit der Menge, die nur durch die Gnadenmittel der Kirche und die hilfreiche Hand des Klerus und ihres Hauptes von der Sünde entbunden und des ewigen Lebens teilhaftig werden könnten.

„Gregor war einer von den seltenen Männern," urteilt Stenzel, „deren, zum Glück für die Menschheit, nicht jedes Jahrhundert einen hervorbringt, nicht jedes bedarf. Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Haupttriebfedern seiner Handlungen, seiner Worte, seiner Gedanken. Er war zum Herrschen geboren, er herrschte als Priester, als Papst, vom Throne gestürzt, in der Verbannung, wie in der Fülle seiner Macht. Er hatte sich ein ungeheures Ziel gesetzt, die Welt beherrschen durch das Wort, schritt rasch darauf zu, verfolgte es mit aller Lebenskraft, mit jedem Opfer, selbst vom Tode bedroht, unbeugsam. Den ehrgeizigen Entwürfen mußte die Frage über die Sittlichkeit der Mittel zum Zweck, endlich des Zwecks selbst weichen. Was aber bei anderen Menschen gemeine Schlechtigkeit ist, erhält bei den ungewöhnlichen Geistern den Stempel der Größe, der selbst dem Verbrechen sich aufdrückt. Der Maßstab ist anders, denn das Außerordentliche läßt sich nur durch Außerordentliches bewirken. Seine ganze Seele war nur erfüllt von dem einen Gedanken der Herrschaft. Daher frug er nicht: Was wird geschehen, wenn ich nicht mehr bin? Wer wird an meine Stelle treten? Wer wird nach mir auf dem Throne der Welt sitzen können, den ich errichtet habe? Nie waren die, welche die Welt erschütterten, darum besorgt; wären sie es gewesen, sie würden die Welt in Frieden gelassen haben. Diese großen Räuber des Menschenglücks schreiten aufrecht vorwärts, sie sehen nicht, was sie niedertreten, immer liegt es hinter ihnen. Wie den höchsten Gipfel der Berge erleuchtet der Strahl der Sonne zuerst sie! zuletzt nur sie! die Welt unter ihnen liegt im Schatten. Daher sahen von je die Menschen mit grauenvoller Bewunderung, mit stummem Erstaunen solche fremde Wesen durch das Leben gehen. Ohne Freund, ohne Gleichen scheiden sie unbetrauert, und kaum hat der kleine Raum die Körper umfaßt, deren Geiste die Erde zu eng war, so tritt an die Stelle des großartigen, gewaltigen Strebens wieder das gemeine Treiben gewöhnlicher Menschen, der blutgedüngte Acker grünt wieder, die zerstörten Hütten erheben sich von neuem, Paläste und Throne werden aus dem Trümmerhaufen der Weltherrschaft zusammengesucht, der Fluch des Wortes weicht dem Segen der That und nur die Geschichte bringt in müßigen Stunden das Andenken an den großen Mann zurück. Der Geist hat sie getrieben und der ewige Geist der Geschichte richtet sie; denn frägt man, was durch Gregors Anstrengungen bewirkt wurde, so war gewiß das strenge Durchführen der Ehelosigkeit der Geistlichen sehr nachteilig. Die Rechte der Investitur gaben seine Nachfolger in den Hauptsachen auf, die freie Wahl der Bischöfe wie der Päpste war ohne Wirkung, denn Kardinäle wählten Johann XXIII. wie Alexander VI. und Kaiser Heinrich III. hatte Leo IX. eingesetzt. Wurden früher Könige bestochen, so wurden später die Kardinäle bestochen. Es zeigte sich, was ewig wahr und darum ewig erkannt ist, nicht die Form, der Geist lebt, nicht die besseren Gesetze, nicht die vollkommeneren Verfassungen, sondern die besseren, die vollkommeneren Menschen gründen das Glück."

„Die römische Kirche," bemerkt Giesebrecht, „ist sonst nicht undankbar gegen die Männer, welche zu ihrer Erhebung beigetragen haben, namentlich wenn sie zur Stadt selbst in naher Beziehung standen. Auffallend ist daher, daß dem Andenken Gregors solange die allgemeine Verehrung versagt blieb, welche er für alle wahren Nachfolger Petri in Anspruch

nahm. Die Päpste des 12. und 13. Jahrhunderts, die Gregors System zu verwirklichen suchten, haben wider Erwarten für seine Heiligsprechung keine Sorge getragen. Denn wenig wollte es besagen, wenn Anastasius IV. (1154) unter die Heiligenbilder in der Apsis der Nikolaikapelle auch das Gregors VII. anbringen ließ; wo Rom verherrlichen wollte, wußte es meist kenntlichere Ehren zu verleihen. War der Haß der Römer, der Gregor in das Exil trieb, auch nach Jahrhunderten noch nicht erloschen? Fürchteten die Päpste, wenn sie das Andenken ihres Vorgängers erneuerten, diesen Haß auch auf sich zu laden? — Nicht von Rom, sondern von dem Grabe in Salerno ging die Verehrung Gregors VII. aus. Johann von Procida war es, der zuerst die Gebeine des Papstes aus der Krypta in die lichten Hallen des Domes bringen und eine Kapelle über denselben bauen ließ. Als diese verfiel, errichtete der Erzbischof Mario Antonio Colonna 1577 an derselben Stelle ein glänzendes Monument mit einer prunkvollen Inschrift; sie erinnert noch heute an den berühmtesten Toten, der in diesen geweihten Räumen seine Ruhestätte gefunden hat. Erst sieben Jahre später nahm Gregor XIII. seinen Vorgänger, zu dessen Ehren er seinen Namen gewählt haben soll, in den römischen Heiligenkalender auf und Paul V. ordnete dann 1609 ein Fest für den neuen Heiligen an, nachdem die Gebeine desselben nun vor dem Hochaltar des Doms zu Salerno niedergelegt waren. Die Verehrung Gregors beschränkte sich jedoch lange meist auf diejenigen, welche zu seinem Grabe wallfahrteten. Das Fest desselben pflegte nur in dem Sprengel von Salerno gefeiert zu werden. Erst Benedikt XIII. befahl 1728 die Feier in der ganzen Christenheit und bestimmte für dieselbe Lektionen, welche den Namen, der schon so viel Streit erregt, noch einmal zum Feldgeschrei der Parteien machten."

Der Parteikampf und seine Wirkungen.

Wie tief der Streit zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. die Gemüter der Zeitgenossen erregte, geht aus den zahlreichen Streitschriften hervor, womit Anhänger beider Parteien ihr Recht zu erweisen, die Handlungen ihrer Häupter zu rechtfertigen und die ihrer Gegner zu widerlegen bemüht waren. Die Waffen, welche die schriftgelehrten Kleriker wider einander führten, schlugen nicht minder tiefe Wunden als die Schwerter und Lanzen der Reisigen. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß um dieselbe Zeit, da das christliche Abendland dem mohammedanischen Morgenlande als eine geschlossene Religionsgenossenschaft gegenübertrat, Deutschland und Italien unter dem Drucke kirchlicher Bannflüche lagen, daß vom Papst bis zum niedrigsten Klosterbruder, vom Kaiser bis zum geringen Waffenknecht kaum irgend eine Seele sich fand, die nicht entweder von dem Anathem mitbetroffen oder durch den Umgang mit Exkommunizierten von dem Makel des Bannes und Schismas angesteckt war. Je weniger dem großen Haufen der wahre Sachverhalt klar wurde, desto heftiger tobten Leidenschaften und Parteiwut, desto tiefer wurden Schmähungen und Beschimpfungen empfunden und vergolten, desto mehr verhallte die Stimme der Menschlichkeit, der Natur, des Rechts, unter den Einwirkungen des Fanatismus und Aberglaubens. Die Prinzipienkämpfe traten aus dem geistigen Gebiete in das reale und praktische Leben und nahmen da greifbare Gestalt an; hie Papst! hie König! ward die Losung; über dem Parteieifer verlor man die Rechts- und Prinzipienfrage aus dem Auge. Jedes Bistum, jedes Kloster, jeder Priester hatte seinen Parteistandpunkt, wobei äußerliche Rücksichten oder zufällige Veranlassungen häufig mehr Einfluß übten als Glaube und Gewissen. Oft stritten sich in der-

selben Diözese zwei Bischöfe um die Würde und Einkünfte und belegten sich gegenseitig mit dem Fluche und dem Brandmale eines Schismatikers. In allen Schriftwerken spiegelt sich die schroffe Spaltung zwischen Papsttum und Königtum ab; und es ist eine betrübende Wahrnehmung für jedes deutsche Gemüt, daß schon damals bei den meisten Schriftstellern, wie bei Lambert, Bruno, Bernold u. a., der vaterländische Sinn hinter den papistischen Sympathien zurücktritt, wie in der priesterlichen Seele kein Gefühl der Teilnahme und des Mitleids Raum findet für den unglücklichen König, der im Purpur geboren erst ohne Zucht, dann ohne Liebe heranwuchs, der jugendliche Verirrungen und Übereilungen mit seinem Lebensglück bezahlte!

Liegt es schon im Charakter religiöser Kämpfe, daß sich die Parteien mit feindseligen Waffen anfallen, so wird man in jenen Tagen der Erregtheit nicht Ruhe und Mäßigung erwarten. „Von beiden Seiten artete der Streit bis zur leidenschaftlichen Heftigkeit aus und man versteckte, verdrehte oder leugnete, was sich nicht verteidigen ließ, wie man den Gegner schmähte, die Thatsachen bis zur Unkenntlichkeit entstellte oder geradezu erlog." Zu den eifrigsten Verfechtern der Gregorianischen Sache gehörten die Mönche von St. Blasien, Schaffhausen und Hirschau (Bernold, sein Lehrer Bernard und sein Freund Bernhard), der erwähnte sächsische Klosterbruder Bruno, der Bischof Anselm von Lucca, Bonizo von Sutri, Placidus, Prior von Nonantula, und, in gemäßigterem Tone, Gebhard, Erzbischof von Salzburg. — Aber nicht minder gewichtige Stimmen erhoben sich gegen Gregor und seine übertriebenen Ansprüche. Ein unbekannter Geistlicher schildert das Verfahren gegen verheiratete Priester und die Folgen der gegen sie hervorgerufenen Volksaufregung in ebenso wahren als lebhaften Farben. Der Scholastikus Wenrich von Trier verfaßte im Auftrage des Bischofs Dietrich von Verdun ein Sendschreiben an Gregor, worin in würdiger Sprache die gewichtigen Einwürfe wider die päpstliche Ansicht vorgetragen werden, um daran die Bitte zu knüpfen, der Papst möge dieselben doch dem Verfasser, der sie nicht zu widerlegen vermöge, durch seine Belehrung zerstreuen. Neben diesem merkwürdigen Schriftstück, gegen welches der Priester Manegold aus Lautenbach im Elsaß eine erbitterte Polemik zur Rechtfertigung Gregors und voll Schmähungen gegen den König und seine Partei ergehen ließ, waren noch besonders die Schriften des Mönches Siegebert aus Gembloux († 1112), eines Klerikers von umfassender Gelehrsamkeit und sittenreinem Wandel, von großer Bedeutung. So aufrichtig dieser dem Klosterleben zugethan war, so wenig billigte er die Gewaltsamkeit, mit welcher Hildebrand seine Prinzipien durchsetzte, und die Mißachtung der geschichtlich und rechtlich begründeten kaiserlichen Autorität. Auch die „Apologie für Heinrich IV.", welche dem Bischof Walram von Naumburg zugeschrieben wird, und die Schrift Widos, nachherigen Bischofs von Osnabrück, gehören zu den gemäßigten, mit Sachkenntnis und Gelehrsamkeit verfaßten Arbeiten, wogegen der „Panegyrikus" des leidenschaftlichen Bischofs Benzo von Alba auf Heinrich IV. und die sogenannte Lebensbeschreibung Gregors VII. von Kardinal Benno, mit Schmähungen wider den Papst angefüllt sind und statt Gründe Verleumdungen und Klatschereien enthalten. Diese Schriften bewegen sich hauptsächlich um die Prinzipienfragen, die in den obigen Blättern erörtert worden sind: 1. Über Stellung und Verhältnis von Kirche und Staat, von Papsttum und Königtum, wobei besonders die Behauptung Gregors, daß nur die Kirche und ihr Oberhaupt göttlichen Ursprungs seien, nicht aber der Staat und die königliche Gewalt, manchen Widerspruch fand. In der Auffassung von der monarchischen Staatsgewalt gipfelte

Die polemische Litteratur der Zeit.

Die Prinzipienfragen. 1. Ursprung der Gewalten.

der ganze Streit. Ist die weltliche Obrigkeit gleich der geistlichen „von Gott verordnet“, ist dem König wie dem Papst durch die Weihe ein heiliger Charakter aufgedrückt, so ist das Anathem ungültig und ein Eingriff in die göttliche Ordnung: das kirchliche Oberhaupt mag die Person des Kaisers oder Königs aus der Gemeinschaft so lange ausschließen, bis er Kirchenbuße gethan; aber in keinem Fall hat der Papst das Recht, einem Monarchen und zumal dem höchsten Machthaber in der Christenheit die Krone vom Haupte zu nehmen und sie einem andern zu geben, die Völker vom Eide der Treue und des Gehorsams zu entbinden und die geistlichen Waffen mit den weltlichen zu vereinigen. 2. Ist aber der Kaiser oder König von Gottes Gnaden eingesetzt, so liegt auch kein Grund vor, ihm die Investitur der Bischöfe und Äbte zu entreißen. Wenn bei der Ausübung des Einsetzungsrechtes Mißbräuche vorgekommen sind und die gesetzmäßige Wahl durch Simonie und unheilige Motive befleckt ward, so können die Mißbräuche verdammt und untersagt werden, das Recht selbst aber wird dadurch nicht erschüttert. Es ist in Gesetz und Herkommen begründet, daß ein von der zuständigen Geistlichkeit frei gewählter Bischof oder Abt von dem Landesfürsten in seine zeitlichen Besitzungen und Lehen eingesetzt werde. Dabei traten denn bereits zwei neue Gesichtspunkte hervor, einmal, daß die Erwählung der Bischöfe und Äbte durch den Klerus nicht ein bloßer Schein, eine leere Form, sondern eine Wahrheit sei und die Ernennung durch den König nicht vor, sondern nach derselben zu geschehen habe, sodann daß das Geistliche und Weltliche in der Art geschieden werde, wie es in der Folge gesetzlich geschieden ward. Die geistliche Wahl und Weihe soll zum geistlichen Amt befähigen, die königliche Investitur sich nur auf die Temporalien beziehen. Wenn aber das Investiturrecht des Landesherrn in dieser Begrenzung bei Bischöfen und Äbten zuläßig ist, warum soll das alte Herkommen, wonach ein kanonisch gewählter Papst vermöge des Patriziusrechtes oder der Schutzvogtei von dem römisch-deutschen Kaiser oder König bestätigt und eingeführt wurde, nicht auch zu Recht bestehen? Können nicht die zwei höchsten Gewalten, die beiden Häupter der Christenheit mit gleicher Macht nebeneinander bestehen, also daß das geistliche Haupt dem weltlichen die göttliche Weihe verleiht und dafür von ihm in der Ausübung der Gerichtsbarkeit und der Regierung unterstützt und mit den Waffen gegen äußere Feinde geschützt wird? Können nicht beide ihren Ursprung und die Quelle ihres Rechts in der göttlichen Gnadenfülle suchen, ist nicht in Christus die königliche und hohepriesterliche Gewalt vereinigt? Nicht wie Sonne und Mond, sondern als zwei gleich große und von demselben Lichtglanze erfüllte Himmelslichter sollen beide das Weltall durchdringen. 3. Schwieriger fiel es den Freunden des Königs, die Rechtmäßigkeit der Absetzung des Papstes und der Aufstellung eines Gegenpapstes darzuthun. Aus der Geschichte ließ sich wohl leicht beweisen, daß die deutschen Kaiser oder Könige vermöge der Schutzvogtei wiederholt über den apostolischen Stuhl verfügt und durch willfährige Synoden Absetzungen und Einsetzungen angeordnet hatten; daß aber ein solches Verfahren mit der Würde des Papsttums sich nicht vertrüge und mit der veränderten Zeitbildung in Widerspruch stehe, konnte nicht geleugnet werden. Auf die verleumderischen Aussagen von Lastern und Verbrechen hat die würdigere Polemik kein Gewicht legen können, dergleichen Schmähungen und Lästerungen blieben den Fanatikern und zelotischen Mönchen überlassen. Man konnte nicht umhin, das erste feindselige Verfahren Heinrichs auf der Wormser Synode zu verdammen und die Exkommunikation als einen Akt der Notwehr zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Aber eine Exkommunikation von solcher Tragweite war ein unerhörtes Verfahren. Sie schlug den Mann und das Herrscheramt zugleich und dehnte die Wirkungen noch über die Absolution hinaus. Dieser Mißbrauch der apostolischen Gewalt, der durch kein späteres Einlenken gemildert ward,

2. Das Investiturrecht.

3. Exkommunikation u. Absetzung.

rechtfertigte die zweite Absetzung Gregors und die Erhebung des Gegenpapstes Clemens III. 4. Wenn aber auch nach Gregors Tode seine Anhänger noch fortfuhren dem königlichen Papste den Gehorsam zu versagen und ihm einen andern Oberpriester entgegenzustellen, so fiel die Schuld der Kirchenspaltung auf ihr eigenes Haupt, so war die königliche Partei nicht die Urheberin der herrschenden Verwirrung der Staaten und Gewissen. In dieser Verwirrung aber erblickten die Gegner Gregors mit Recht ein großes Unheil. War es zu billigen, daß fanatische Reformprediger die unteren Volksklassen gegen die Priester aufwiegelten, die ohne Arg und großenteils im guten Glauben mit Frauen ehelich zusammenlebten, daß man dieses Zusammenleben als Unzucht und Hurerei bezeichnete und dem Volke verbot, bei allen Geistlichen, die sich einer solchen Versündigung schuldig machten, Messe zu hören, somit sie den Insulten und Mißhandlungen der fanatisierten Menge preisgab? Wenn die großenteils wilden und wegen der Mißbilligung durch ältere Kirchengesetze mit bösem Gewissen geschlossenen Ehen des Klerus in den Augen des Papstes die Pflanzstätte der Unsittlichkeit waren, so hätte man dieser sicherer gesteuert, wenn man die Verehelichung gestattet und unter die Gesetze und Sittengebote der Kirche gestellt hätte. Aber freilich wäre ein in den Freuden und Sorgen des Familienlebens verflochtener Klerus ein minder dienstwilliges Werkzeug für die päpstliche Herrschsucht gewesen. 5. War es ferner zu billigen, daß die Kirche von dem Vorrechte der Exkommunikation einen so ausgedehnten Gebrauch machte, daß die gesamte abendländische Christenheit unter einem oder dem andern Bannfluche lag, daß Haß und Zwietracht geweckt und der Glaube an die Wirkung der Gnadenmittel erschüttert wurde? „Verflucht," sagt der Herr, „ist der, welcher einen Blinden irre leitet," das haben aber die gethan, welche die Ungebildeten und Unerfahrenen lehren, das heilige Sakrament, wenn es von den Händen eines verheirateten oder exkommunizierten Geistlichen gereicht wird, als befleckt anzusehen, „diese pestbringenden Verführer, durch welche das früher ruhige Volk zum Aufruhr gebracht worden ist". 6. War es endlich zu billigen, daß die Bande der Subordination und des Gehorsams gelöst wurden, indem man den Satz aufstellte, daß jeder Priester dem römischen Papste mehr zu gehorchen habe als dem Bischof seines Sprengels, seinem unmittelbaren Vorgesetzten? Durch diese Lehre im Sinne des falschen Isidor wurden die alten Ordnungen und konstitutiven Gewalten der Kirche zum Vorteile eines monarchischen Absolutismus aufgelöst.

4. Das Cölibat.

5. Schisma.

6. Päpstlicher Absolutismus.

e. Die zwei letzten Jahrzehnte des gebannten Kaisers.

1. Spaltung in Staat und Kirche.

Als Gregor mit Robert südwärts zog, war Heinrich auf dem Rückweg nach Deutschland, wo mittlerweile der Bürgerkrieg fortgedauert hatte und die zunehmende Verwirrung seine Anwesenheit dringend verlangte. Gleich nach Heinrichs Aufbruch luden die Sachsen alle deutschen Stämme zur Wahl eines neuen Königs ein. Für wen sich die Mehrheit entscheide, beteuerten sie, dem würden sie gehorchen, wenn es nur nicht des Königs Sohn wäre. Darauf zogen sie nach Ostfranken, wo sie sich nach Brunos Worten mit der Brandfackel eine breite Straße bahnten, und schritten vereint mit den Schwaben zu einer neuen Königswahl. Da die mächtigeren Häupter, wie Otto von Nordheim, wie der ebenso tapfere als treulose Markgraf Ekbert von Meißen, wie Herzog Welf von

Neue Königswahl. 1081.

Juni 1081.

9. Aug. Bayern, einander die Krone mißgönnten, so fiel die Wahl auf Graf Hermann von Salm, Sohn des Grafen Giselbert von Lützelburg, einen Mann, der zwar tapfer und reich, aber der schwierigen Aufgabe in keiner Weise gewachsen, sich nur dadurch empfahl, daß er keinen Anstand nahm, als päpstlicher Vasall zu gelten und den Fürsten, die ihn gewählt, stets zu Willen zu sein.

11. Aug. Umsonst hatte Friedrich von Staufen die Wahl zu hindern gesucht; zwei Tage nachher erlitt er bei Höchstädt an der oberen Donau durch die überlegene Streitmacht der Feinde eine Niederlage. Die Belagerung der Stadt Augsburg und die Verwüstung der Umgegend waren die ersten Anzeichen der schweren Kriegsleiden, von denen nunmehr das südliche Deutschland aufs neue heimgesucht ward. In Österreich lag der Herzog Wratislaw von Böhmen mit dem Markgrafen Leopold in Fehde, in Schwaben und Bayern führte Friedrich von Staufen mit den Herzögen Welf, Berthold II. von Zähringen und Berthold von Rheinfelden, Rudolfs Sohn, einen verheerenden Krieg. Übrigens scheint die Königswahl Zwiespalt unter der römischen Partei erzeugt zu haben; wenigstens berichtet Bruno, daß sich nicht nur die Billunger Hermann und Magnus vom Streite fern gehalten hätten, sondern daß auch Otto von Nordheim auf dem Punkte gestanden, sich mit den Königlichen zu versöhnen, aber ein Fall seines Pferdes, infolgedessen er vier Wochen auf das Krankenlager geworfen ward, sei als ein Wink des Himmels gedeutet worden, das Vorhaben aufzugeben. Um Weihnachten
26. Dez. wurde Hermann von Erzbischof Siegfried von Mainz in Goslar gesalbt und gekrönt; aber Macht und Ansehen vermochte ihm diese Handlung nicht zu verleihen: er war nur ein Spielball in der Hand der Parteihäupter, unter denen, außer den genannten, Bischof Burkhard von Halberstadt, dessen harten und trotzigen Sinn weder sein Alter noch sein gichtbrüchiger Körper zu beugen vermochte, und Erzbischof Hartwig von Magdeburg, ein volksbeliebter, thatkräftiger Mann, den ersten Rang einnahmen.

Trostlose Lage des Reichs.

Nun erhob die Anarchie schrecklicher als je ihr Haupt. Ehrgeizige und selbstsüchtige Fürsten durchzogen mit verwilderten Kriegsscharen das deutsche Land mit Mord, Raub und Verwüstung; Gesetz und Ordnung lagen danieder; Verrat und Tücke lauerten auf allen Wegen; Verwirrung und Fehde herrschten durch das ganze Reich. In einer Zeit, wo nur die That die That bändigte, nur das gezückte Schwert in des Kaisers Hand das Schwert der Fürsten in der Scheide hielt, fehlte die ordnende und gebietende Kraft eines unbestrittenen Oberhauptes. Keiner der Könige durfte die Gesetze streng handhaben, aus Furcht seine Anhänger zu verlieren. Eine Menge Raubburgen erhoben sich, wo Ritter mit ihren Kriegsmannen vom „Stegreif" lebten und den Waffendienst als einträgliches Gewerbe suchten. In den meisten Bistümern führten zwei geistliche Herren den bischöflichen Titel und bekämpften einander mit Waffen und Bannflüchen.

Unter dem Eindruck dieser Schrecknisse weihten viele ihre Habe Gott, bauten Klöster und lebten unter den Mönchen nach ihrer Regel. Die Gotteshäuser von St. Blasien, Hirschau und Schaffhausen, versichert Bernold, mußten durch neue Gebäude erweitert werden, um die große Zahl vornehmer Laien, Grafen und Ritter aufzunehmen, welche dort Zuflucht suchten und sich den niedrigsten Diensten der Haus- und Landwirtschaft unterzogen. Selbst Frauen widmeten sich solchen Arbeiten und viele Töchter

freier Bauern „entsagten der Welt und der Ehe und dienten den Priestern und Mönchen". Die Felder lagen öde; Herden waren nirgends zu sehen; in einer Gemeinde verbanden sich einst 68 Bauern zu gegenseitiger Hilfeleistung beim Feldbau in der Art, daß sie sich abwechselnd vor die Pflüge spannten. Augsburg, wo Bischof und Bürgerschaft zu König Heinrich hielten, fiel endlich nach langer Belagerung in die Hände des Herzogs Welf, welcher die verhaßte Stadt schwer strafte. Die Kirchenschätze wurden unter die Raubscharen verteilt, die Wohnungen der Domherren ausgeplündert, die heiligen Gebäude durch Ausschweifungen entweiht. Erst die Rückkehr Heinrichs aus Italien befreite Augsburg von den wilden Horden und gab den bischöflichen Stuhl dem Bischof Siegfried zurück. August 1084.

Seit der Ankunft des Kaisers auf deutscher Erde gab sich ein tiefes Verlangen nach Frieden kund. Manche der eifrigsten Gegner, wie Otto von Nordheim, Siegfried von Mainz, waren aus dem Leben geschieden; in Sachsen waren viele vom Adel und Volk des Streites müde; durch den Klerus ging eine tiefe Spaltung, und mehrere der gelehrtesten und angesehensten Bischöfe standen auf des Königs Seite. Daß die päpstliche Partei in Deutschland nicht an Kräften zugenommen hatte, trat bald zu Tage.

Sehnsucht nach Frieden. Jan. 1083. Febr. 1084.

Gregor hatte den Bischof Otto von Ostia nach Deutschland gesandt, um den Bann gegen Heinrich von neuem auszusprechen. In seiner Gegenwart hielten die Bischöfe beider Parteien bei **Gerstungen** an der Werra eine Zusammenkunft. Gebhard von Salzburg, der angesehenste und beredteste Wortführer der päpstlichen Sache, suchte darzuthun, daß man mit dem gebannten König keine Gemeinschaft haben dürfe, aber Bischof Konrad von Utrecht und Erzbischof Wezel von Mainz, die neben Liemar von Bremen, Sigwin von Köln u. a. auf Seiten des Kaisers standen, wußten ihn so treffend zu widerlegen und so klar zu beweisen, daß das Verfahren des Papstes gegen Heinrich wider Recht und Gesetz sei, daß die Versammlung ohne Beschluß auseinanderging und unter den Sachsen selbst sich einzelne Bedenklichkeiten regten. Man beschuldigte den Bischof Udo von Hildesheim, seinen Bruder Konrad und den Grafen Dietrich von Katlenburg, einen Schwager Ekberts von Meißen, des Einverständnisses mit Heinrich und des Landesverrats. Es kam zu stürmischen Auftritten. Graf Dietrich und ein Vetter gleichen Namens, der ihm zu Hilfe geeilt, wurden im Handgemenge erschlagen, der Bischof und sein Bruder flohen nach Fritzlar zu dem Kaiser. Dieser gab ihnen die eidliche Versicherung, daß er die alten Rechte der Sachsen nie antasten würde, worauf sie und viele andere ihrer Landsleute auf seine Seite traten. Der „**Gottesfrieden**", den, wie früher erwähnt (S. 214), Sigwin von Köln zwei Jahre zuvor in Deutschland zu begründen gesucht, kam den Bemühungen der sächsischen Friedenspartei fördernd entgegen. So gewann die Sache des Königs an Stärke und Anhang. Aber die Lage des Reichs war noch trostlos genug und immer noch wenig Aussicht zu einem dauernden Friedenszustand.

Zusammenkunft bei Gerstungen. Jan. 1085.

Zwei Synoden, welche fast um dieselbe Zeit tagten, die eine in **Quedlinburg** in Gegenwart Ottos von Ostia, die andere zu **Mainz**, auf Anregung der Legaten Clemens III., konnten als getreues Abbild der Parteilage gelten. Dort hatten sich um den Gegenkönig Hermann und seine Anhänger 15 Bischöfe versammelt. Der Legat Otto trug zuerst darauf an, daß Hermanns Ehe wegen zu naher Verwandtschaft getrennt und die eingezogenen Kirchengüter in Thüringen und Sachsen zurückerstattet werden sollten, wurde aber mit dem Bemerken zurückgewiesen, dazu sei jetzt die Zeit nicht geeignet. Alles, was er erreichen konnte, war die Erneuerung des Bannfluches

Synode von Quedlinburg. Ostern 1085.

Synode in Mainz. gegen Heinrich, den Gegenpapst Clemens und alle ihre Anhänger. Die Mainzer Synode, welcher außer den drei rheinischen Erzbischöfen zwanzig deutsche Bischöfe persönlich oder durch Stellvertreter anwohnten, sprach ihrerseits die Verdammung über die Mitglieder der Quedlinburger Versammlung aus und erklärte den Gegenkönig Hermann für einen Hochverräter und Feind der Kirche. Zugleich richteten sie, um den verderblichen Wirkungen des Bürgerkriegs wenigstens einigermaßen zu steuern, den Gottesfrieden auf, mit den früher erwähnten Bestimmungen einer Waffenruhe an den heiligen Tagen und Zeiten.

Fortgang des Kriegs. 1086. Bald nach der Synode von Mainz traf die Nachricht vom Tode Gregors in Deutschland ein, ein Ereignis ebenso erhebend für die einen als niederschlagend für die andern. Heinrich benutzte den günstigen Augenblick zu einem Einfall in Sachsen. Seine entschiedensten Gegner Burkhard und Hartwig von Magdeburg flohen mit ihrem König Hermann über die Elbe und suchten Schutz bei dem Auslande, bei Dänen und Polen. Andere heuchelten Unterwerfung. Am 10. Juli schlug Heinrich sein Lager auf den Wiesen vor Magdeburg auf. Um mit einer durchgreifenden Maßregel die bestürzte Gegenpartei vollends zu bezwingen und seinen eigenen Anhang zu verstärken, entsetzte er alle durch den Mainzer Synodalspruch verdammten Kirchenhäupter ihrer Würden und erhob andere ihm ergebene Geistliche an ihre Stelle. Es war natürlich, daß die ausgeschlossenen Prälaten alles aufboten, sich in ihren Bistümern zu behaupten und dem König möglichst viele Feinde zu erwecken. Sie erhielten einen energischen Ekbert von Meißen. Führer in Ekbert, dem Markgrafen von Meißen, der unter den verwildernden und entsittlichenden Bürgerkriegen herangewachsen, von Jugend auf an Abfall, Verrat und Meineid gewöhnt, nur den Eingebungen seiner Selbstsucht folgte und die Parteistellung stets nach persönlichem Vorteil wählte. Von der leidenschaftlichen Adele von Brabant, seiner Schwiegermutter, zum Haß gegen Heinrich aufgestachelt, hatte er sich doch zeitweise demselben genähert, wenn ihm Vorteile winkten. Jetzt mahnte er den Kaiser an die früher gemachte Zusage, den Geächteten ihre Güter zurückzugeben, und als er mit seiner Forderung nicht durchdrang, erhob er von neuem die Fahne des Aufruhrs, für die zersprengten Anhänger der römischen Partei und für alle Unzufriedenen ein gemeinsames Feldzeichen. Er wußte aus Erfahrung, was von Rittertreue und Vasalleneiden zu halten; „er sah, daß fast überall der nackte Eigennutz die Menschen leitete, und beschloß also, auch seinerseits die allgemeine Verwirrung auszubeuten“. Die Königskrone winkte als Kampfpreis; konnte der dreiundzwanzigjährige Ritter sie nicht auf sein Haupt setzen? Er hatte das Bewußtsein, daß er sie mit mehr Schlacht bei Pleichfeld. 1086. Februar. Kraft und Ehre tragen würde als Hermann. Nun entbrannte der Bürgerkrieg im Norden und Süden mit neuer Heftigkeit. Ekbert, auf einem Fürstentage in Thüringen von Heinrich als Reichsfeind verurteilt und seiner Güter und Lehen verlustig erklärt, verband sich mit Welf und mehreren geistlichen und weltlichen Großen in Bayern, welche gleichfalls von Heinrich abgefallen waren. Auch der Gegenkönig Hermann fand sich bei ihnen ein. Schon hatten die Aufständischen

Freising und Regensburg in ihre Gewalt gebracht und belagerten Friedrich von Staufen in Würzburg, als Heinrich vom Rhein, wo er auf einer Reichssynode April. zu Mainz die treuen Dienste des Herzogs Wratislaw von Böhmen mit dem Königstitel und der Unterordnung Mährens unter das Bistum Prag belohnt hatte, mit Heeresmacht herbeieilte. Die Verbündeten zogen ihm entgegen unter ihrem Hauptbanner, einem hohen Kreuze mit roter Fahne, die sie nach Art der Italiener auf einem Wagen mit sich führten. Bei Pleichfeld, zwei Meilen 11. Aug. 1086. nordwärts von Würzburg, trafen die Heere aufeinander. Heinrich kämpfte mit der größten Tapferkeit, so daß sein Leben in Gefahr schwebte; die von dem Feinde eroberte Königslanze gewann er mit eigener Hand zurück; aber gleich beim Beginn der Schlacht wichen die Kölner und Utrechter, sei es aus Feigheit oder aus Verrat, und brachten Verwirrung in die Reihen der Kaiserlichen; bald wandten sich die Ritter zur Flucht, so daß das Fußvolk, größtenteils aufgebotene Bauern aus den Rheinlanden, der feindlichen Übermacht nicht zu widerstehen vermochte.

Die Niederlage Heinrichs war vollständig. Würzburg mußte sich am nächsten Adalbero von Würzburg. Tag ergeben, worauf Bischof Adalbero nach zehnjähriger Abwesenheit wieder in die Stadt einzog. Aber dennoch erschien Heinrich schon nach wenigen Wochen mit frischer Kriegsmannschaft im Felde; Würzburg fiel wieder in seine Hände und der alte Bischof zog abermals in die Verbannung. Im Kloster Lambach in Österreich, das er selbst gestiftet und mit seinen Erbgütern reich begabt hatte, verlebte er den kurzen Rest seiner Tage: dort starb er einige Jahre nachher in treuer Anhänglichkeit an die päpstliche 1090. Partei, deren Hauptstütze er war. Meinhard, ein gelehrter und beredter Mann, nahm wieder den Würzburger Bischofsitz ein.

So schwankte das Kriegsglück hin und her; Bistümer, Erbgüter und Ausgang des Gegenkönigs Hermann. 1087. 1088. Reichslehen gingen von Hand zu Hand; alle Rechtstitel waren unsicher; Besitz und Eigentum hingen von den Erfolgen der Waffen ab. Bei der Lösung aller Bande des Staats und der Gesellschaft konnten weder die meist geringfügigen und unentschiedenen Fehden, noch einzelne Wechsel in der Parteistellung, noch die wenig aufrichtigen Versöhnungsversuche von Erfolg sein. Wenn die Häupter der römischen Partei auf den Fürstentagen von Oppenheim und Speier als Be- 1087. dingung ihrer Unterwerfung verlangten, Heinrich solle seinen Papst Clemens aufgeben, den von der Gregorianischen Partei aufgestellten Viktor III. anerkennen und die Lösung des Bannes nachsuchen, so erwarteten sie wohl selbst nicht, daß der Kaiser, der die Gültigkeit des Bannes überhaupt bestritt, sich diesen Forderungen fügen würde. Auch daß der Gegenkönig Hermann, müde der kläglichen Rolle eines Schattenkönigs und nicht gewillt, noch länger als Gegenstand des Spottes und der Verachtung aller Parteien zu dienen, der königlichen Würde entsagte und sich auf seine Güter zurückzog, wo er bald darauf in einer unbedeutenden Fehde durch einen Steinwurf den Tod fand, blieb ohne merklichen Ein- 1088. fluß auf den Gang der Ereignisse, da er ja doch nur das Werkzeug Welfs, Ekberts und anderer ehrgeiziger Großen gewesen war. Burkhard von Halber-

stadt und der Erzbischof von Magdeburg, bisher seine Hauptstützen, hatten sich von ihm losgesagt, um den Markgrafen Ekbert bei der Bewerbung um die Königskrone zu unterstützen und dadurch den treulosen Mann von dem beabsichtigten Anschluß an Heinrich abzubringen.

Burkhards blutiges Ende. 1088. Aber der neue Bund trug den Urhebern schlimme Früchte. Sie wurden das Opfer ihrer eigenen Falschheit und Hinterlist. Auf einer Zusammenkunft mehrerer sächsischen Großen in Goslar entstand ein Aufruhr. Die Bürger, die in dem starrsinnigen Bischof den Hauptstörer des von ihnen so heißersehnten Friedens erblicken mochten, gerieten mit dessen Dienstmannen in Streit. Ein nächtlicher Auflauf steigert sich zum blutigen Straßenkampf: bewaffnete Volkshaufen dringen in den Palast des Bischofs; umsonst birgt sich der Bedrohte in dem festesten Raume der Burg, die Decke wird zerbrochen und einer der Rasenden durchstößt den greisen Prälaten mit einer Lanze. Auf den Tod verwundet
6. April 1088. wurde er von seiner Dienstmannschaft in das Kloster Ilsenburg gebracht, wo er am folgenden Tage starb, ein Mann von Mut, Thatkraft und Charakterfestigkeit, ein ebenso beredter und einflußreicher Wortführer als ein gefürchteter Vorkämpfer im Feldstreit. Schade! daß er nicht einen edleren Wirkungskreis gesucht hat, als den, „Aufruhr zu erregen, Schlachten zu schlagen und sein Vaterland und sein Stift mit der Flamme des Bürgerkriegs zu erfüllen“.

Ekberts wildes Treiben und Tod. Ekbert von Meißen, bald der Bundesgenosse, bald der Gegner Burkhards, sollte ihn nicht lange überleben. Von Heinrich auf einem Fürstentag in Quedlinburg geächtet und abermals aller seiner Güter und Lehen verlustig erklärt, führte er mit seinen Kriegshaufen einen verheerenden Scharenkrieg. Gegen
24. Dezbr. 1088. Weihnachten, als Heinrich viele seiner Reisigen entlassen hatte, überfiel er vor der Burg Gleichen in Thüringen die kaiserliche Mannschaft und brachte ihr eine Niederlage bei. Liemar von Bremen, des Kaisers treuer Bundesgenosse, wurde gefangen, Burkhard, Bischof von Lausanne, „der Mann eines Weibes, wie der Apostel will, tapfer in vielen Schlachten, ließ nur sterbend das kaiserliche Banner, das seiner treuen Hand anvertraut war“. Darauf durchstürmte Ekbert, während Heinrich nach Regensburg flüchtete, „wie ein gewaltiger Sturmwind“ ganz Thüringen und Sachsen, mit Feuer und Schwert die Besitzungen seiner Widersacher verheerend. Aber im Kampfe gegen Markgraf Heinrich von der Lausitz, dem der Kaiser Meißen verliehen, überwunden, „geriet er in die Lage eines von allen Seiten verfolgten und gehetzten Raubritters“, gefürchtet und gehaßt von jedermann, bis er endlich, als er mit einigen Waffengefährten in einer Mühle rastete,
1089. von einer feindlichen Reiterschar überfallen und erschlagen ward. Er zählte erst 28 Jahre. Von papistisch gesinnten Chronisten wird Heinrichs Schwester, die Äbtissin von Quedlinburg, als Urheberin der blutigen That bezeichnet.

Stand der Parteien in Oberdeutschland. 1088. Mit Ekberts Tod erlosch der sächsische Krieg bis auf wenige Spuren. Dagegen wütete er im Süden, in Bayern und Schwaben, in der alten Weise fort. Dort verteidigte der tapfere Pfalzgraf Rapoto mit dem Bischof von Eichstätt und wenigen an-

dern Getreuen nur mühsam die kaiserliche Sache gegen die überlegenen Streitkräfte des Herzogs Welf, besonders seitdem es diesem gelungen war, sich durch Verrat abermals der Stadt Augsburg zu bemächtigen und den Bischof Siegfried in Haft zu nehmen und auf der Feste Ravensburg gefangen zu halten, bis er nach zwei Jahren gegen ein hohes Lösegeld wieder zur Freiheit und zu seiner Bischofswürde gelangte. In Schwaben hielt die kaiserliche Partei unter der Führung Friedrichs von Hohenstaufen und seiner Brüder sowie der Bischöfe von Straßburg, Basel, Chur, Lausanne, der römischen Partei, an deren Spitze die beiden Berthholde, der thatkräftige Bischof Gebhard von Konstanz, ein Bruder des Zähringers, und die Grafen von Nellenburg, Toggenburg, Montfort, Kiburg und im Elsaß Hugo von Egensheim standen, das Gleichgewicht; jene hatten im nördlichen, diese im südlichen Alemannien die Oberhand. Auch in Kärnten gewann der Kaiser einen neuen Vorkämpfer, als Herzog Liutold starb und sein Bruder Heinrich dessen Stelle einnahm. In Franken, in den Rheingegenden, in Niederlothringen, wo Gottfried von Bouillon als Herzog eingesetzt ward, und in Oberlothringen waren die Kaiserlichen gleichfalls im Vorteil, wenn auch in Metz und Worms zwei Geistliche den bischöflichen Titel führten und bald der eine bald der andere im Besitz des Bistums war.

12. April 1088. *1088.*

Das deutsche Volk forderte verzweiflungsvoll den Frieden und der Kaiser wäre nicht abgeneigt gewesen, unter gemäßigten Bedingungen seinen Gegnern die Hand zu reichen. Aber Parteiwut, Haß und Selbstsucht wurzelten zu tief, als daß eine Versöhnung hätte erzielt werden können: die Häupter waren nicht mehr frei in ihren Entschließungen, sie mußten sich nach dem Willen ihrer Anhänger richten, die sie auf der betretenen Bahn vorwärts drängten. Die gebannten Bischöfe, die mit Clemens III. standen und fielen, widerstrebten jedem Kompromiß. Es half nichts, daß der Tod die Reihen der Parteiführer lichtete; Haß und Fanatismus füllten immer wieder die Lücken; die Verführung drang mit ihrem Gifthauch sogar in die kaiserliche Familie ein, aus welcher Bertha kurz zuvor geschieden war. In einem Alter von 36 Jahren wurde sie in Mainz vom Tode hingerafft und in der Kaisergruft zu Speier beigesetzt. Heinrich sollte alle Wunden und Schläge erleiden, von denen das Menschenleben betroffen werden kann. Seine Hauptfeinde waren übrigens nicht in Deutschland, sondern jenseits der Alpen. Dort war der Herd, wo die Brandfackel des Bürgerkrieges fort und fort entzündet wurde.

27. Septbr. 1087.

Gregor VII. hatte auf dem Sterbebett vier Namen genannt, die würdig und fähig wären an seine Stelle zu treten und das begonnene Werk der Kirchenherrschaft und Kirchenreform siegreich durchzuführen, Desiderius von Monte Cassino, Anselm von Lucca, Otto von Ostia und Hugo von Lyon. Der erste vereinigte viele Eigenschaften, die ihn zum Nachfolger des großen Mannes, der unter seiner Pflege und auf seinem Besitztum die letzten Tage verlebte, besonders zu befähigen schienen: er war von vornehmer Herkunft, die normännischen Fürsten, Roger, Guiscards Sohn, und Jordan, waren ihm gewogen, die Markgräfin Mathilde ehrte ihn als den Freund des heimgegangenen Kirchenfürsten, die Reichtümer von Monte Cassino überhoben ihn der Gefahr einer bedrängten Lage. Zudem war er in Italien anwesend, während Otto und Hugo in der Ferne weilten. Ein Anhänger der Gregorianischen Ideen über Kirchenfreiheit und Kirchenreformen war er doch weniger herrschsüchtig und nahm mehr Rücksicht auf Zeitverhältnisse und Personen. In dem Konflikte zwischen Heinrich und Gregor

Schwierige Papstwahl.

hatte er sich mit großer Klugheit und Gewandtheit so zu halten gewußt, daß er auf keiner Seite Anstoß gab und sein Kloster, dessen Wohlfahrt ihm über alles ging, keinerlei Schaden nahm. Aber Desiderius scheute den Kampf, der dem Nachfolger Gregors unvermeidlich bevorstand. Er besaß nicht die starre Willenskraft, nicht den mächtigen Ehrgeiz, um mit geistlichen und zeitlichen Waffen einen Kaiser und einen Gegenpapst rücksichtslos zu bekriegen. Als ihn daher die Männer der Kirche, die Gregors Leiche umstanden und die Erben seiner Politik und seiner Grundsätze waren, zum Papst wählen wollten, widerstrebte er ihnen mit aller Macht. Sollte er das gemächliche Leben in Monte Cassino, die ruhigen, genußreichen Tage unter Studien und leichten Beschäftigungen aufgeben, um sein Alter im wilden Rom unter Stürmen und Gefahren zu verbringen? Hartnäckig lehnte er die Ehre von sich ab, zu der ihn die Kardinäle und seine hochgestellten Freunde erheben wollten. So bieten die nächsten zwei Jahre nach Gregors Tod „das Schauspiel eines Kampfes um die Papstkrone dar, nicht sie zu gewinnen, sondern ihr zu entfliehen".

Papst Viktor III. 1086—1087. Bis Ostern blieb der päpstliche Stuhl in den Augen der Gregorianer verwaist, eine Beute des schismatischen Gegenpapstes Wibert oder Clemens III. Endlich ließ 24. Mai 1086. sich Desiderius bewegen nach Rom zu gehen, um eine neue Papstwahl zu veranstalten. Da wurde er von den in St. Lucia am Septizonium versammelten Kardinälen und Großen selbst als Papst ausgerufen, und alles Volk der Gregorianischen Partei gab durch lauten Beifall seine Zustimmung. So wurde Desiderius als Viktor III. auf den apostolischen Stuhl erhoben; aber die „Wibertisten", an ihrer Spitze der Stadtpräfekt, waren so mächtig, daß die Weihe im Vatikan nicht vor sich gehen konnte. Wie ein Flüchtling verließ der neugewählte Papst nach einigen Tagen die Stadt und kehrte, nachdem er in Terracina die Zeichen seiner Würde abgelegt, in sein geliebtes Kloster zurück. Hier verweilte er fast ein ganzes Jahr, taub gegen alle Bitten und Vorstel- März 1087. lungen der Gregorianer. Erst als in der Fastenzeit des folgenden Jahres eine nach Capua entbotene Synode geistlicher und weltlicher Großen eine neue Papstwahl beriet und ein Teil der Anwesenden die Tiara auf das Haupt eines der beiden andern von Gregor empfohlenen Prälaten, Hugos von Lyon oder Ottos von Ostia, zu setzen Miene machte, da nahm Viktor III. plötzlich die Insignien wieder an und erklärte sich geneigt, unter dem Geleite der normännischen Fürsten Jordan und Gisulf nach Rom zu ziehen, um in St. Peter die Weihe zu empfangen. Neid und Mißgunst gegen seine Rivalen waren mächtiger bei ihm als die Scheu vor Stürmen und Kämpfen. Unter dem Schutze der Normannen, welche die von Clemens III. und seinen Kriegsleuten befestigte und verteidigte Peterskirche erstürmten, wurde Viktor III. wirklich als Papst 9. Mai. geweiht und gekrönt. Der Kardinalbischof von Ostia unterwarf sich ihm, Hugo von Lyon dagegen, der in einem Schreiben an Mathilde das frühere Leben des neuen Kirchenfürsten in das gehässigste Licht stellte, wurde mit dem Banne belegt. Da der größte Teil der Stadt und die Mehrzahl der Bürgerschaft zu Clemens hielt, so kehrte Viktor bald wieder nach Monte Cassino zurück. Aber kurz nachher bemächtigte sich die Markgräfin mit Gewalt der Tiberinsel und der Leostadt und rief den Papst abermals aus seinem Ruhesitz nach Rom. Nun erlebte die Christenheit wiederum das Schauspiel, daß sich zwei Päpste mit den Waffen bekämpften, die Kirchen in feste Kriegslager umgeschaffen und die Straßen und Plätze der ewigen Stadt mit blutigen Kämpfen erfüllt wurden. Müde dieser Stürme verließ der kranke Papst Rom zum drittenmal,

erneuerte auf einer Synode in Benevent den Bann gegen Clemens und ließ sich dann August 1087.
sterbend in sein Kloster tragen, wo er kurz nachher verschied, „ein tragisches Opfer des 16. Septbr.
Papsttums, dem zu entrinnen er vergebens gehofft hatte". Da Anselm von Lucca schon im vorhergehenden Jahre gestorben war und Hugo von Lyon im Banne lag, so war von den vier Klerikern, die Gregor zur Nachfolge empfohlen, nur noch Otto von Ostia, früher Legat in Deutschland, vorhanden. Auf diesen lenkte der sterbende Viktor die Blicke der Gregorianischen Parteigenossen; doch erst sechs Monate nach seinem Hingang wurde Otto auf einer Synode in Terracina von 40 Bischöfen, Kardinälen und Äbten zum Papst gewählt. Er nannte sich Urban II. Bis zum November verweilte er in Unteritalien, da erst wurde er durch normännische Waffen nach Rom geführt. Er nahm seinen Sitz auf der Tiberinsel, da der Gegenpapst Clemens III. noch immer die übrigen Stadtteile beherrschte. Nun wurde Rom wiederum der Kampfplatz zweier Päpste, „welche die Stadt straßenweise einander abkämpften, sich gegenseitig verfluchten und abwechselnd verjagten".

Otto von Ostia zum Papst gewählt. 1088. 8. März 1088. 1088.

2. Heinrich IV. in Italien und Papst Urban II.

Papst Urban II. 1088—1099.

Urban II., in der Nähe von Reims geboren, eine Zeitlang Mönch in Clugny, war kein unwürdiger Nachfolger Gregors, dessen Grundsätze und Ziele er teilte. Mit guter theologischer Bildung verband er große Beredsamkeit und einen durch Erfahrung gereiften Verstand. Als Legat in Deutschland hatte er tiefe Blicke in die Zustände jenes zerrütteten Landes geworfen und sich die diplomatische Gewandtheit angeeignet, die in schwierigen Verhältnissen oft größere Resultate erringt als rücksichtslose Strenge. In seinem Verfahren war er weniger schroff, in seiner Sprache weniger schneidend, und wenn er gleich an den Grundsätzen Gregors festhielt, so beobachtete er doch gegenüber den gekrönten Häuptern ein gemäßigteres rücksichtsvolleres Benehmen. Er zog den Weg kluger Unterhandlungen der Gewalt vor, und da er in Mitteln nicht wählerisch war und Ränke und Hinterlist mit Geschick anwandte, so sicherte er dem apostolischen Stuhl die Machtstellung, die Gregor als Erbteil des galiläischen Fischers in Anspruch genommen. Wenn er im Geiste der Gregorianischen Partei den Bann gegen den Kaiser und den Gegenpapst erneuerte und die entschiedenen Gegner Heinrichs, die Bischöfe Gebhard von Konstanz und Altmann von Passau, zu seinen Legaten in Deutschland ernannte, so suchte er dagegen durch Aufstellung verschiedener Grade der Exkommunikation die Reihen der Feinde zu trennen und den minder Schuldigen die Rückkehr zur kirchlichen Gemeinschaft zu erleichtern. Die von Simonisten erteilten Weihen sollten gültig sein, sofern bei ihrer Erteilung dieselbe Befleckung fern geblieben.

Er bewirkt die Verbindung Mathildens mit Welf V.

Urbans erste Sorge war, die bisherigen Anhänger und Verteidiger der Kirche festzuhalten und zu einträchtigem Handeln zu verbinden. Zu dem Zweck benutzte er seinen Aufenthalt in Unteritalien, um die hadernden Söhne Guiscards, Boemund und Roger, zu versöhnen. Aber als ein Meisterstück feiner Weltklugheit konnte es gelten, daß er eine Vermählung zwischen der dreiundvierzigjährigen Mathilde und dem achtzehnjährigen Welf, dem Sohne des Baiernherzogs, 1089.

zustandebrachte und dadurch die Gegner des Kaisers auf beiden Seiten der Alpen zu gleichen Interessen vereinigte und mit neuen Banden an den päpstlichen Stuhl knüpfte. Seit dem Tode Anselms von Lucca scheint die Markgräfin in ihrem Eifer für die Sache Roms etwas lässiger geworden zu sein; sie sehnte sich nach Frieden, war einem Abkommen mit dem Kaiser, dessen baldige Ankunft in Italien in Aussicht stand, nicht abgeneigt. Bei dem unzuverlässigen Charakter der Normannen und dem leidenschaftlichen Hasse der Langobarden wäre eine solche Versöhnung der Todesstoß für die Gregorianische Sache gewesen.

Aber auch diese zweite Verbindung war, gleich der ersten, nur eine Scheinehe. Der junge Fürst wurde das Opfer der Politik eines ländergierigen Vaters und eines arglistigen Priesters. Dem achtzehnjährigen Ehemann, der sich in Pilgerkleidern über die Alpen stahl, mochte es nicht sehr wohl sein an der Seite seiner „teuersten Gemahlin", doch hielt ihn die Hoffnung, dermaleinst der Erbe ihrer herrlichen Besitzungen zu werden, fünf Jahre bei ihr fest. Erst als er die Gewißheit erhielt, daß sie die reichen Städte und Länder schon seit Jahren dem Stuhle Petri zugewendet, trennte er sich von der mütterlichen Ehegenossin und kehrte nach Deutschland zurück.

Heinrich IV. in Oberitalien. 1090—1091. Die Verbindung der beiden mächtigsten Häupter der päpstlichen Partei erfüllte den Kaiser mit Besorgnis und bewog ihn, den beabsichtigten Zug nach Italien zu beschleunigen. Nachdem er die lothringischen Besitzungen der großen Gräfin an sich gebracht und unter seine Getreuen verteilt und den Pfalzgrafen
1090. Heinrich bei Rhein zum Reichsverweser ernannt, ging er im März über die Alpen. In seinem Gefolge befanden sich Friedrich von Hohenstaufen, sein Schwiegersohn, und dessen Bruder Konrad, der Pfalzgraf Rapoto von Bayern und mehrere Bischöfe mit ihren Kriegsleuten. Aber er stieß auf einen hartnäckigen und wohlgerüsteten Feind. Elf Monate lag er vor dem festen Mantua, wo die Hauptmacht der Markgräfin unter ihrem jugendlichen Gemahl vereinigt war. Erst gegen
1091. Ostern öffnete die Bürgerschaft, müde der Kriegsleiden, den Kaiserlichen die Thore. Mathildens Ritter und ihr Gemahl Welf entkamen.

Die kaiserliche Partei im Vorteil. 1091. Die Kunde von den Erfolgen der kaiserlichen Waffen in der Lombardei wirkte auf Schwaben zurück, wo um diese Zeit der junge Herzog Berthold, Rudolfs Sohn,
18. Mai 1090. starb und nun der Zähringer Berthold II. nach der Herzogswürde strebte. Manche geistliche und weltliche Herren traten jetzt auf des Kaisers Seite. Erschreckt über den Umschwung eilte der alte Herzog Welf nach Italien, um mit Heinrich Frieden zu
August 1091. schließen. Er bot auf einer Zusammenkunft in Verona seine Unterwerfung an, wenn der Kaiser ihm und seinem Sohne ihre Würden und Besitzungen lassen und den Gegenpapst aufgeben wolle. Als diese Forderungen zurückgewiesen wurden, ergriffen beide Teile mit neuer Erbitterung die Waffen. Hugo von Maine, Welfs Stiefbruder, welcher mit tausend auserlesenen Streitern des Mathildischen Heeres das untere Pogebiet hütete, wurde durch Heinrichs Kriegslisten umstrickt und getäuscht, so daß er bei dem plötzlichen Überfall von Tricontai im Paduanischen fast seine ganze Mannschaft verlor.

Das Waffenglück des Kaisers wirkte ebenso ermutigend auf die „Wiber-

Mathilde beharrt im Widerstand.

tisten" wie niederschlagend auf die Gregorianer. Urban II., der sich bisher machtlos und arm auf der Tiberinsel gehalten, mußte aufs neue nach Unteritalien flüchten und bei den Normannen Schutz suchen, während sein Gegner Clemens von den Römern, die ihn im vorhergehenden Jahre vertrieben, jetzt wieder aus dem Lager des Kaisers herbeigerufen ward. Auch Mathilde wurde besorgt, als Heinrich in das Gebiet von Modena und Bologna vordrang, mehrere Burgen wegnahm und Montevio (Montebello), eine ihrer Hauptfesten, belagerte. Die Vasallen murrten über den ewigen Krieg und drangen auf Versöhnung mit dem Kaiser. Mathilde berief eine Anzahl Geistlicher nach ihrer Burg Carpineto, um ihre Meinung zu vernehmen. Der Bischof von Reggio und mit ihm viele der Anwesenden waren der Ansicht, es sei geraten, Frieden zu machen mit dem Kaiser und Urban II. aufzugeben; aber Johannes, Abt von St. Apollonius in Canossa, sagte mit feuriger Beredsamkeit, ein solcher Friede sei wider Gott und vernichte alle bisherigen Anstrengungen; sie möge standhaft bleiben, dann würde ihr St. Peter den Sieg verleihen. Mathilde befolgte den Rat und brach die Unterhandlungen ab.

Glückswechsel. Unfall vor Canossa. 1092.

Nun begann der Krieg von neuem, und bald wandte sich das Glück von dem Kaiser. Die Belagerung von Montevio mußte aufgegeben werden, da es den Leuten der Gräfin gelang, bei einem Ausfall die Belagerungsmaschinen in Brand zu setzen; und als sich Heinrich gegen Canossa wandte, um die Feste, die einst Zeugin seiner Schmach und Erniedrigung gewesen, durch einen raschen Überfall in seine Gewalt zu bringen, wurde (Okt. 1092) er an einem nebligen Herbsttage unerwartet angegriffen und zurückgeschlagen. Das kaiserliche Banner fiel in die Hände der Feinde und wurde als Siegeszeichen in der Apolloniuskirche aufgestellt. Vor Canossa erbleichte somit zum zweitenmal der Stern des Kaisers. Die Vasallen Mathildens faßten neuen Mut, und da um dieselbe Zeit Heinrich noch von herberen Schlägen getroffen ward, so kam Mathilde in kurzem nicht nur wieder in den Besitz ihrer verlornen Städte und Burgen, sondern die ganze Lombardei, bisher die Hauptstütze der kaiserlichen Macht, neigte sich auf die päpstliche Seite und suchte sich mit der Kirche zu versöhnen. Die Hauptursache dieser unglücklichen Wendung in Heinrichs Geschick lag in dem Abfalle seines Sohnes Konrad und in den zerrütteten Familienverhältnissen.

Konrads Abfall. 1093.

Während der Kaiser gegen Mathilde im Felde stand, starb die mächtige Gräfin Adelheid von Susa, die Mutter der Kaiserin Bertha. Konrad, den der Vater schon vor mehreren Jahren zum Statthalter von Italien eingesetzt hatte, machte sich alsbald auf, um das schöne Erbe der Großmutter, das ein anderer Verwandter, Graf Friedrich von Mömpelgard, in Anspruch nahm, mit den Waffen zu erobern. Da wurde des Kaisers Herz plötzlich durch die Nachricht erschüttert, Konrad sei von ihm abgefallen und der päpstlichen Partei beigetreten. König Konrad, damals 19 Jahre alt, war ein stattlicher Jüngling von außerordentlicher Schönheit, kühnen und freien Sinnes. Streng gegen sich selbst,

nachsichtig und freundlich gegen andere, hatte er in Italien, wo er von früher Jugend an am meisten gelebt hatte, große Gunst gewonnen. Gern hätte man ihn mit der Krone vor wenigen Jahren dorthin zurückkehren sehen; auch in Deutschland erwartete man Großes von ihm, Tage des Friedens, die Beendigung der traurigen Wirren, unter denen man schon so lange seufzte. Denn Konrad stand den neuen Ideen nicht so feindlich gegenüber wie sein Vater. Die religiöse Bewegung hatte auch ihn ergriffen. Ein schwärmerischer Gemütszug hatte sich früh in ihm wie einst in dem Großvater entwickelt, wie er denn in allem Heinrich III. verwandten Geistes gewesen zu sein scheint. Über die Reform der Kirche, über die Stellung derselben zum Staate, über die Macht des apostolischen Stuhles hegte er andere Vorstellungen als der Vater, und vielleicht gerade deshalb, weil er mit den simonistischen Bischöfen der Lombardei so lange hatte verkehren müssen. Aber diese Spaltung wäre wohl niemals zum offenen Bruch gekommen, wenn nicht persönliche Zerwürfnisse der übelsten Art hinzugekommen wären. Niemals hat Konrad sich darüber aussprechen mögen, und so ist ein undurchdringlicher Schleier über dieselben gebreitet worden. Nur vermuten läßt sich, daß sie mit der zweiten, höchst unglücklichen Ehe des Kaisers in Verbindung standen. Heinrich hatte nämlich eine edle Russin, Eupraxia oder Adelheid, zwei Jahre nach dem Tode der Kaiserin Bertha geheiratet. Die junge Kaiserin sah sich bald von ihrem Gemahl mißachtet, er verweigerte ihr die gebührenden Ehren und hielt sie fast wie eine Gefangene. Der Kaiser scheint der ehelichen Treue der russischen Fürstin mißtraut und sogar ein verbrecherisches Verhältnis zwischen ihr und seinem Sohne besorgt zu haben. Wie dem auch sei, das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war vergiftet und Mathilde von Tuscien war es, die dann dem unglücklichen Jüngling weiter den Weg zum Verrat zeigte. Sie gewann das Vertrauen desselben und brachte ihn mit den aufständischen Städten Italiens, mit den Welfen und Papst Urban II. in Verbindung. Heinrich erhielt von dem Verrate des Sohnes Kunde und ließ ihn in Haft nehmen. Aber bald gewann Konrad die Freiheit wieder und trat nun offen auf die Seite der Feinde seines Vaters. Zu Ostern 1093, als er das Fest in Pavia beging, erhielt Heinrich die Kunde von dem offenen Verrat des Sohnes.

Heinrichs Lage verschlimmert sich.

Nun nahm die päpstliche Partei in der Lombardei einen mächtigen Aufschwung. Mailand, Lodi, Cremona und Piacenza schlossen mit Welf und Mathilde einen Bund; Erzbischof Anselm von Mailand verließ die kaiserliche Partei und krönte Konrad in Monza als König von Italien; der alte Welf, der in Schwaben und Bayern das Übergewicht hatte, besetzte die Alpenpässe und suchte durch Beförderung des Gottesfriedens in ganz Süddeutschland dem zerrütteten Reiche durch den Schutz der Kirche einige Erleichterung zu schaffen. Voll Gram und Schwermut zog sich Heinrich auf eine einsame Burg bei Verona zurück, und nur mit Mühe vermochten seine Getreuen ihn abzuhalten, daß er nicht verzweiflungsvoll sich das Schwert in die Brust bohrte.

Aber das Maß der Schmach war für Heinrich noch nicht erschöpft. Wie

seine Gegner eben den Sohn zum Verrat verführt, so benutzten sie jetzt sein Weib, um ihn vor der Welt zu vernichten. Die Lage der Kaiserin mochte um so unerträglicher geworden sein, je schuldiger sie sich wußte. Schamlos hat sie sich bald selbst des Ehebruchs angeklagt und sich nur damit zu rechtfertigen gesucht, daß sie der eigene Gemahl zu demselben verleitet habe. War diese Anklage gegründet, so ist für Heinrichs Verfahren kaum ein anderer Beweggrund denkbar, als daß er offenbare Beweise ihrer Schuld gewinnen wollte, um eine Scheidung zu erzwingen. Überall war Adelheid von Wächtern umgeben: dennoch fand sie Mittel eine Botschaft an die große Gräfin zu senden, um ihre Not derselben zu klagen und ihre Hilfe zu erbitten. „Da erkannte die neue Deborah, sagt Mathildens Biograph, daß der Herr Sissera in eines Weibes Hand übergeben". Ein Fluchtplan wurde gemacht und gelang. Aus der Haft entkommen, wurde Adelheid bei Verona von dem jungen Welf empfangen und sicher zu Mathilden geleitet, die sie mit den Ehren einer Kaiserin aufnahm. „Und nun schlug Jael dem großen Sissera den Nagel durch die Schläfe, daß er niedersank." Auf zwei Kirchenversammlungen, zu Konstanz und Piacenza, bekannte jetzt Adelheid, daß sie, durch ihren Gemahl gezwungen, Ehebruch auf Ehebruch gehäuft. Heinrichs Schuld wurde ohne Untersuchung geglaubt und Fluch auf Fluch auf ihn geschleudert: das schwere und eingestandene Verbrechen des treulosen Weibes wurde gerechtfertigt, ja man suchte sie sogar als eine Märtyrerin darzustellen. Später trat sie in ein Kloster zu Kiew und starb dort den 10. Juli 1109.

Der Kaiser von seiner zweiten Gemahlin angeklagt. 1094. 1095.

Um den jungen König Konrad noch fester an sich zu knüpfen, bewirkte die päpstliche Partei seine Vermählung mit der reichen Erbin Rogers von Sizilien. So vereinigten sich alle feindlichen Kräfte wider den Kaiser. Triumphierend kehrte Urban nach Rom zurück, während Clemens in Heinrichs Lager floh. Doch behaupteten die Gegner noch mehrere feste Stadtteile, und nur mit fremder Unterstützung und durch den Schutz der mächtigen Familie Frangipani vermochte der Papst sich im Lateran zu behaupten. Die Stadt war verödet, der Adel in Faktionen zerrissen, das Volk verwildert und verarmt, der Papst für seinen Unterhalt auf die Almosen der Frommen angewiesen.

Konrad vermählt. Lage in Rom.

„Konrads Abfall von seinem Vater war das grelle Symbol, in welchem das damalige Menschengeschlecht seinen eigenen Zustand erkannte. Denn es stand in der Welt Vater gegen Sohn, Bruder gegen Bruder, Fürst gegen Fürst, Bischof wider Bischof, Papst wider Papst. Eine Spaltung des Lebens so tief gehender Natur, wie sie nie zuvor in der Geschichte gesehen war, schien das Christentum selbst zu zerreißen und die ehrwürdige Macht seiner Mysterien zu vernichten." Aus diesem Wirrsal der Schuld und des Elends suchte die Menschheit Ruhe und Sühnung am Grabe des Erlösers. Wir werden später die großartige Völkerbewegung kennen lernen, welche um diese Zeit sich vorbereitete, eine Völkerbewegung, die ihre tiefsten Wurzeln in den zerrütteten Zuständen jener schrecklichen Zeit des Bürgerkrieges, der Kirchenspaltung, der

Zustände beim Ausbruch der Kreuzzüge. 1095. 1096.

gegenseitigen Verfluchung hatte, wo Menschenliebe, Sittlichkeit und christliche Tugend aus der Welt entschwunden waren und das Schuldbewußtsein und die Angst um das Heil der Seele zu Handlungen der Buße, der Zerknirschung, der gläubigen Hingebung an den Heiland und Mittler hindrängte, wo Kriegsnot, Hunger und Sterblichkeit sich über die Erde gelagert hatte und jedes Ereignis, das aus diesem Labyrinthe des Elends herausführte, als eine rettende That erscheinen ließ.

Heinrichs Haltung dabei. Heinrich weilte noch auf seiner einsamen Burg im nordöstlichen Italien, als auf den Feldern von Piacenza und Clermont die Kreuzzüge beschlossen wurden. Dort empfing auch Konrad, nachdem er dem heiligen Vater den Steigbügel gehalten und den Eid der Treue geschworen, den Segen der Kirche und die Versicherung der päpstlichen Unterstützung zur Erwerbung des Reichs und der Kaiserkrone, unter der Bedingung des Verzichts auf das Investiturrecht. Der Glanz, den diese wichtigen Kirchenversammlungen um das Haupt Urbans II. verbreiteten, stellte den kaiserlichen Papst Clemens III., gegen den in Piacenza nochmals der Kirchenfluch ausgesprochen ward, tief in Schatten, so daß er während der letzten Jahre nur noch einen schwachen Widerstand auf seinen Burgen leistete und zu Anfang des neuen Jahrhunderts, ein Jahr nach seinem Gegner Urban II., unbeachtet in Ravenna, seinem erzbischöflichen Sitze, ins Grab sank, ein Mann von großen Eigenschaften und persönlicher Würde, aber von maßlosem Ehrgeize, der sein Leben verbitterte. (Tod der beiden Päpste. Urban II. † 19. Juli 1099 und Clemens III. † Sept. 1100.)

3. Heinrichs Bemühungen für Herstellung des Friedens.

Lage der Dinge in Deutschland. 1095–1097. 1. Bayern und Schwaben mit dem Kaiser ausgesöhnt. Während Heinrich in Italien weilte, hatte sich in Deutschland vieles geändert: Herzog Welf und sein Sohn, die sich in der Hoffnung auf die Mathildischen Besitzungen getäuscht sahen, hatten die päpstliche Partei verlassen und sich dem Kaiser angeschlossen. Durch diesen, der nach siebenjähriger Abwesenheit wieder in Deutschland erschien, wurde ihnen nicht nur der Fortbesitz von Bayern bestätigt, sie hofften auch mit der Zeit noch die italischen Territorien, sowohl die der Gräfin als die des Markgrafen Azzo von Este, des hochbetagten Ahnherrn des Hauses, zu gewinnen. Vor der Habsucht verschwanden nun auf einmal alle religiösen Bedenken; und die Welt vernahm jetzt das Geständnis eines Fürsten, daß er seine Gattin nie berührt habe, ein Geständnis, das die Ehescheidung rechtfertigen und eine neue Verheiratung ermöglichen sollte. Die Verbindung mit dem mächtigen Hause der Welfen verschaffte dem Kaiser das Übergewicht in Süddeutschland. Adel und Volk in Schwaben, des Bürgerkrieges längst müde, suchten sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Der tapfere Berthold von Zähringen, der bisher das Herzogtum zu erkämpfen gesucht hatte, erkannte auf einem Fürstentag in Mainz des Kaisers Schwiegersohn Friedrich von Hohenstaufen als Herzog von Schwaben an, wurde aber dafür zugleich in seinem herzoglichen Titel und Fürstenrecht über seine ausgedehnten Besitzungen bestätigt und bekam als unmittelbares, vom hohenstaufischen Herzogtum unabhängiges Reichslehen den mittleren und westlichen Teil des helvetischen Landes mit dem Hauptort Zürich. (Dez. 1097.)

Von der Zeit an hielt Herzog Berthold treu zum Kaiser. Er und seine Nachkommen waren viele Jahre hindurch mächtige Herren im westlichen Schwaben, besonders im Breisgau, wo noch jetzt in der Nähe von Freiburg die Trümmer ihrer Stammburg von der Höhe in das freundliche Rheinthal herabschauen, geehrt als Väter des Volks, als Gründer von Städten, als Schützer des Bürgerstandes. Sein Bruder Gebhard von Konstanz aber, den auch Papst Paschalis II. zum päpstlichen Legaten für Deutschland ernannte, „damit er als helle Kerze in der Finsternis leuchte", beharrte im Widerstand gegen den gebannten Kaiser, bis es diesem gelang, ihn zu vertreiben und einen befreundeten Mann einzusetzen. Nun war die Ruhe in Oberdeutschland ziemlich hergestellt, und Herzog Friedrich fand Zeit mit Hilfe Bertholds und Welfs durch Verkündigung eines allgemeinen Landfriedens die tiefen Wunden, die der lange Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen. Als der alte Welf zu Anfang des neuen Jahrhunderts einen Kreuzzug unternahm, auf dem er auf der fernen Insel Cypern mit vielen 1101.
seiner Begleiter den Tod fand, erlangte sein Sohn das Herzogtum Bayern und blieb dem Kaiser ergeben.

Auch in Sachsen wurden die feindlichen Elemente vollends unterdrückt. *2. Sachsen beruhigt.* Heinrich, der Sohn Ottos von Nordheim, empfing die Mark Friesland, die einst der Kaiser dem Grafen Ekbert entrissen und dem Bistum Utrecht verliehen hatte, und Herzog Magnus und Markgraf Udo von der Nordmark fanden in den Kämpfen wider die Liutizen und andere wendische Völkerschaften ein ergiebiges Feld für Ruhm und Waffenthaten. Nur in dem Erzbischof Ruthard *3. Erzbischof Ruthard von Mainz gegen den Kaiser.* von Mainz, dem Nachfolger Siegfrieds, fand Heinrich einen unerwarteten Gegner. Der Kaiser hatte nach seiner Rückkehr die von den Kreuzfahrern verfolgten Juden in seinen Schutz genommen und allen, welche aus Zwang zum Christentum übergetreten waren, die Rückkehr zu dem Glauben ihrer Väter gestattet. Zugleich wurde eine Untersuchung über die Güter der Ermordeten angestellt, die nach dem Gesetze dem Reiche verfallen waren, und da mehrere Verwandte des Erzbischofs beschuldigt wurden, einen Teil des Raubes an sich gebracht zu haben, und Ruthard selbst des ungerechten Gewinnes verdächtig war, so entflohen sie aus Furcht vor dem drohenden Strafgericht nach den Mainzischen Besitzungen in Thüringen. Heinrich zerstörte ihre Burgen, verkaufte ihre Güter und zog die Einkünfte des Erzstifts ein.

Ruthard trat nun in seiner Burg Hardenberg im Eichsfelde mit den Feinden des Kaisers in Verbindung, als Ursache der Flucht angebend, daß er mit dem gebannten König keine Gemeinschaft haben könne. Und doch hatte er sich von demselben das Erzbistum übertragen lassen, ohne in seinem Gewissen sich beunruhigt zu fühlen, und hatte bisher zu ihm gehalten.

Der päpstlich gesinnte Mönch Bernold von St. Blasien bricht am Schlusse *Der Bannfluch verliert an Kraft.* seiner Chronik in die Klage aus, der Bann würde fast allenthalben mißachtet, selbst fromme Leute, die bisher voll Eifer gewesen, trügen keine Scheu mit Exkommunizierten zu verkehren und sich von ihnen befördern zu lassen. Vergebens suchte der neue Papst Paschalis II., ein Clugnischer Mönch aus Tuscien, den Gregor VII. zum Kardinal erhoben hatte, den geschwächten Parteieifer zu bele-

ben, indem er auf seiner ersten Synode den deutschen König, „weil er nicht aufhöre den Rock Christi zu zerreißen und die Kirche durch Raub, Brand, Meineid und Mord zu beflecken", abermals dem ewigen Verderben übergab; die verbrauchten Waffen aus der Rüstkammer des Laterans hatten ihre Schärfe verloren: die deutschen Fürsten und Bischöfe, die noch im Ungehorsam beharrten, ließen sich dadurch nicht abhalten, mit dem Kaiser sich zu vertragen, und die Anhänger wurden nicht wankend gemacht.

Der jüngere Heinrich zum Nachfolger eingesetzt. 1099.

Noch während des Kirchenstreits zwischen Urban und Clemens hatte Heinrich auf einer Reichssynode zu Köln (1098) die Fürsten zu dem Ausspruch vermocht, daß Konrad durch seinen Abfall das Anrecht auf die Krone verwirkt habe und daher die demselben früher zugesicherte Nachfolge im Reich auf den 6. Jan. 1099. jüngeren Sohn Heinrich zu übertragen sei. Am Dreikönigsfest des folgenden Jahres fand in Aachen die Krönung statt, wobei der junge Heinrich den Eid ablegte, daß er nie bei Lebzeiten seines Vaters nach dessen Herrschaft oder Besitz trachten wolle.

Fortdauernde Spaltung in Italien.

Weniger günstig war die Lage der Dinge in Italien. Dort wurde durch das Beharren auf der von Gregor betretenen Bahn die Versöhnung der Parteien und die Beilegung des Schismas fort und fort verhindert. Als Clemens aus dem Leben schied, war ein günstiger Zeitpunkt die klaffende Wunde der Kirche zu schließen und über dem wiedergewonnenen Grabe des Heilandes sich die Hand zum Frieden und zur Versöhnung zu reichen: aber der Römisch-Mathildische Anhang verwarf jeden Vertrag, solange nicht der König durch Bußfertigkeit und Unterwerfung die Herrschaft der Kirche anerkannt und der Besetzung der geistlichen Stellen entsagt hätte. Dieser Starrsinn reizte die kaiserliche Partei, die noch immer im Besitz von St. Peter war, zu gleicher Beharrlichkeit. Sie stellte mehrere Gegenpäpste auf, und wenn diese auch nicht im stande waren, den apostolischen Sitz zu behaupten, so hielten sie jdoch die religiöse Spaltung offen und nötigten den Nachfolger des Apostelfürsten zu kleinlichen Kämpfen mit den trotzigen Feudalherren in Rom und in der Campagna und zu unwürdiger Bestechung in einer Zeit, da die hochgehende religiöse Strömung ihn als das Haupt der Christenheit verehrte.

Das Adelsgeschlecht der Colonna, das auf den Latiner Bergen seine festen Burgen hatte, die Corsi, welche von St. Paul aus Raubzüge gegen Rom unternahmen, der schwäbische Markgraf Werner, der sich in jener an abenteuerlichen Unternehmungen so fruchtbaren Zeit im Gebiete von Spoleto und Ankona eine Herrschaft gegründet hatte, und viele andere Große standen auf Seiten des Kaisers und der Wibertisten und bewirkten, daß der Herr der Welt in seiner eigenen Stadt nicht sicher war und bald bei den Normannen, bald bei Mathilde Hilfe oder Zuflucht suchen mußte.

Konrads Ausgang. 1101.

Der Investiturstreit lag wie ein schwerer Fluch auf der damaligen Menschheit und ließ keine der hadernden Parteien zu dauerndem Glück und Sieg gelangen. König Konrad wurde seit seinem Abfalle von Gewissenszweifeln hin und

her gerissen, die seiner Seele den Frieden raubten und seine Jugendjahre vergifteten. Unzufrieden mit der päpstlichen Partei, die ihn nur als Werkzeug gebrauchte, ihm nicht nur das Investiturrecht und damit die Hauptquelle der königlichen Einkünfte entzog, sondern ihm auch in andern Dingen die Hände band, zog er sich zuletzt auf ein einsames Schloß am Po zurück, wo er, mit Mathilde entzweit, einsam düstere Tage verlebte, selbst dem Mangel preisgegeben. Von seinem Vater sprach er stets mit Ehrfurcht, nannte ihn seinen Kaiser und Herrn und gestattete nicht, daß man in seiner Gegenwart Übles von ihm redete. Mathilde fürchtete, er möchte ganz von ihrer Partei abfallen, und suchte ihn daher wieder zu versöhnen. Aber er starb bald darauf in Florenz in der 27. Juli 1101.
Blüte der Jahre. „Das unglückliche Schicksal des jungen Mannes, die Sanftheit und Reinheit seiner Sitten, lassen einen Schleier auf sein Verbrechen fallen, um desto strenger den Fanatismus der freilich rechtgläubigen Priester anzuklagen."

Daß auch das neue Jahrhundert die Christenheit noch unter dem Fluche Rom beharrt im Widerstand.
der Kirchenspaltung erseufzen sah, war nicht des Kaisers Schuld. In einem Briefe an den Abt Hugo von Clugny sprach er seine tiefe Reue aus, daß durch seine Sünde die christliche Religion so großen Schaden genommen, versicherte, daß er den Ratschlägen der Guten, welche ihn ermahnten, das Zerstreute wieder zu sammeln und die Kirche aus ihrem Verfalle wieder aufzurichten, nach besten Kräften nachkommen wolle, und gab ihm seinen Wunsch kund, nach befestigtem Frieden eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe nach Jerusalem anzutreten. Aber die Ausführung dieser löblichen Vorsätze wurde von der hierarchischen Partei gestört. Nicht genug, daß auf der Kirchenversammlung in 1102.
Rom der Fluch gegen den Kaiser in feierlichster Weise wiederholt, alle Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe erneuert, die Urheber und Teilnehmer der Kirchenspaltung durch eine strenge Exkommunikation von aller kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und die Kleriker durch einen Eid zum unbedingten Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl und alle Gebote desselben verpflichtet wurden; Graf Robert von Flandern, welcher den kaiserlich gesinnten Bischof von Cambrai mit verwüstendem Raubkrieg überzogen und so schrecklich gehaust hatte, „daß das Land ohne Bauern war und groß und klein im Elend bettelten", wurde von dem Papste aufgefordert, fortzufahren in seinen „Werken echter Ritterschaft", und auch den Bischof von Lüttich und alle Genossen des ketzerischen Königs, „der an heiliger Stätte das Götzenbild Simons aufgerichtet hat", in derselben Weise zu behandeln, „damit er das himmlische Jerusalem erreiche, wie er neulich das Jerusalem in Palästina erreicht habe". Robert befolgte den Rat; als aber Heinrich mit Heeresmacht seinen bedrängten Anhängern zu Hilfe zog und den Grafen in seinen Burgen an der Schelde hart bedrängte, flehte er auf den Rat seiner Freunde um Gnade, schwur auf einem Fürstentag zu Lüttich aufs Juni 1103.
neue Treue und Gehorsam und gelobte den Frieden nicht ferner zu stören.

Auch sonst sehen wir den Kaiser eifrigst bemüht, sein Herrscheramt mit Kraft und

Heinrichs Sorge für die Kirche. Umsicht zu verwalten und namentlich fähige und tüchtige Männer in die erledigten Bistümer zu erheben, damit nicht die kaiserlichen Bischöfe und Äbte an Würdigkeit hinter den päpstlichen zurückständen. Der in Wissenschaften und Künsten erfahrene Domherr Otto von Regensburg, früher eifriger Verbreiter des Christentums unter den Pommern und Polen, aus einem edlen, aber nicht sehr begüterten schwäbischen Geschlechte, den Heinrich unter seine Kapläne wählte, bei der Vollendung des Speierer Doms und bei allen wissenschaftlichen und geistlichen Dingen verwendete und endlich gegen seinen Willen zum Nachfolger des 1102 verstorbenen getreuen Bischofs Robert von Bamberg ernannte, erwarb sich trotz seiner treuen Anhänglichkeit an den Kaiser so sehr die allgemeine Achtung, daß er selbst von Paschalis bestätigt ward. In nicht minderer Verehrung standen andere Prälaten der kaiserlichen Partei, wie Liemar von Bremen, der kurz zuvor (1101) aus dem Leben geschieden, wie die Bischöfe Dietrich von Verdun, Pibo von Toul, Udo von Trier, Benno von Osnabrück u. a.

Der Kaiser richtet den Landfrieden auf. 1103. Dabei war Heinrich eifrigst beflissen, dem Fehdewesen und Faustrecht Schranken zu setzen, Recht und Ordnung zu schirmen und dem Übermut und der Willkür der Mächtigen zu wehren. Nicht nur, daß er, wie erwähnt (S. 214), den „Gottesfrieden“ auf alle Weise förderte und ihm Geltung zu verschaffen bemüht war, er verkündete auch einen allgemeinen Reichs- und Landes-
6. Jan. 1103. frieden, ließ denselben durch alle Fürsten auf vier Jahre beschwören und setzte schwere Strafen auf die Übertretung. Unter dem Schutze dieses Friedensgesetzes (bemerkt der Biograph Heinrichs IV.) fuhr der Schiffer wieder sicher auf dem Flusse, zog der Kaufmann wieder ruhig seine Straße, ohne Furcht vor Hinterhalt und Überfall. Dagegen zürnten die Räuber und Wegelagerer, daß ihnen ihr einträgliches Gewerbe gelegt war, daß, während der Landmann und Städter aufatmete und Scheunen und Warenhäuser sich füllten, der Kriegsmann in Not und Armut geriet, die goldenen Sporen mit eisernen, das prangende Purpurkleid mit einem unansehnlichen Mantel, das feurige Schlachtroß mit einem geringen Bauerngaul vertauschen mußte, und beklagten sich bitter über den Verlust der alten „Freiheit“.

4. Vater und Sohn im Kampf.

Die Feinde des Friedens in neuer Thätigkeit. Der Friedenszustand, den der Kaiser zu begründen suchte, war nicht nach aller Sinn. Viele Grafen und Ritter hatten ihre Erbgüter zu Lehen ausgethan, um ein zahlreiches Kriegsgefolge zu erlangen, mit dem sie während der bürgerlichen Unruhen Macht, Ansehen und Reichtümer erkämpften. Diesen versiegte während des Friedens die Quelle ihres Unterhalts und sie haßten den Kaiser, der sie in Armut und Niedrigkeit stieß. Noch weniger konnte sich die päpstliche Partei mit dem Gedanken befreunden, daß das Reich sich eines geordneten Friedens- und Rechtszustandes erfreuen sollte unter einem Regenten, der den Bann verachtete und die Unterwerfung unter die Kirche standhaft zurückwies. Der Papst setzte daher alle Mittel in Bewegung in Bayern und Schwaben seine Getreuen zum beharrlichen Widerstand zu ermuntern; sie sollten sich

um den Bischof Gebhard, seinen Legaten, scharen, den Gegenbischof Arnold, „der als ein faules Glied von der römischen Kirche abgeschnitten worden", vertreiben und dem verworfenen Reichsoberhaupte aus allen Kräften entgegenwirken. Diese Aufreizungen blieben nicht ohne Wirkung. Der dreißigjährige Bürgerkrieg hatte die Leidenschaften zu mächtig aufgewühlt, als daß nicht unter der leichten Friedensdecke noch feindliche Gefühle und schlimme Gedanken sich regen sollten. Ein tiefes Mißtrauen gegen den alten schlauen Herrscher wurzelte in vielen Gemütern; in allen Unthaten, welche die gesetzlose Zeit zu Tage brachte, sah man die Hand des Kaisers, erblickte man die Wirkungen seiner Rache, seines heimlichen Grolles.

Als der von Heinrich zum Markgrafen von Friesland eingesetzte älteste Sohn Ottos von Nordheim durch die freiheitliebenden Friesen, die er mit harter Botmäßigkeit drückte, vertrieben wurde und auf der Flucht in den Wellen einen gewaltsamen Tod fand, und einige Zeit nachher sein Bruder Konrad von Beichlingen, ein tapferer, gebildeter Ritter von anmutigen Sitten und liebenswürdigem Charakter auf einer Reise meuchlings ermordet ward, vielleicht auf Anstiften seines Schwiegersohnes Dietrich von Katlenburg, entstanden arge Gedanken in den Gemütern der sächsischen Großen und ein finsterer Verdacht keimte auf, als ob der Kaiser an den Söhnen die bösen Thaten und Anschläge des Vaters habe rächen wollen. Auch in Bayern, wo durch den heftigen Parteikampf die alten Ordnungen gestört und die Rechtsverhältnisse in Verwirrung geraten waren, wurde durch einen blutigen Vorfall die Saat finstern Argwohns unter den Großen ausgestreut. Als Heinrich im Jahre 1103 im Kreise vieler Fürsten das Weihnachtsfest in Regensburg feierte, wurden von den Insassen geistlicher Güter schwere Klagen über Bedrückungen der Vögte vor seinen Richterstuhl gebracht. Der Kaiser nahm sich der Bedrängten an und suchte durch Rechtsbestimmungen der Willkür der Kloster- und Kirchenvögte zu steuern. Waren die Edlen, aus deren Mitte diese Vögte hervorgingen, schon über dieses Vorgehen Heinrichs ergrimmt, also daß sie ihn einer Bevorzugung der Sachsen gegen die Bayern beschuldigten, so wurde ihr Groll noch gesteigert, als die Dienstmannen des Hochstifts Regensburg, welche sich während der Kriege zu der Macht und Bedeutung freier Rittersleute emporgeschwungen, den mächtigen Grafen **Sighard von Burghausen** anklagten, daß er als Vorsitzender des Pfalzgerichts ihre Rechte zu schmälern und zu beugen gesucht, und dann von Regensburger Bürgern unterstützt, unter den Augen des Kaisers einen Aufstand erregten, infolgedessen der Graf, der voreilig einen großen Teil seines Gefolges entlassen hatte, in seinem nach sechsstündiger Belagerung erstürmten Hause ermordet ward. Die zahlreichen und mächtigen Verwandten des Erschlagenen beschuldigten nun den Kaiser, daß er den Grafen, der ihm anfangs trotzig entgegengetreten, nicht habe retten wollen, und sprachen ihren Unwillen so laut aus, daß Heinrich sich in Regensburg nicht mehr für sicher hielt und nach dem Rhein zurückkehrte.

Die Söhne Ottos von Nordheim ermordet.

Unzufriedenheit in Bayern.

Graf Sighard erschlagen. 1104.

Überall lagen Brennstoffe verborgen und nur eines Funkens bedurfte es, um einen neuen Weltbrand zu entzünden. Wenn es gelang, die zerstreuten Elemente der Unzufriedenheit unter einheitliche Führung zu bringen, so konnte der Religions- und Bürgerkrieg wieder entflammt werden. Das Beispiel Konrads lehrte, daß die Bande zwischen Vater und Sohn nicht so fest geschlungen waren, daß nicht Verführung und Intrige, verbunden mit lockenden Aussichten für den

König Heinrich V. zum Abfall verleitet. 1104

Fall der Willigkeit, mit Gefahren für den Fall der Weigerung, dieselben zerreißen könnten. Was damals bei dem sanftmütigen Konrad der päpstlichen Partei gelungen war, sollte dies nicht bei dem von heftigeren Trieben und lebhafteren Begierden angefeuerten zweiten Sohn Heinrich mit gleichem oder größerem Erfolg noch einmal wiederholt werden können? Der unbekannte Biograph Heinrichs IV. hat mit wenigen Zügen angedeutet, wie die dem Kaiser feindselige oder mit dem Zustande der Dinge unzufriedene Faktion den jungen König umgarnte und sein Herz mit giftigen Reden und argen Gedanken füllte, um ihm den Abfall vom Vater als eine Pflicht gegen die Kirche, als eine Sache der Selbsterhaltung, als eine Notwendigkeit zur Wahrung und Sicherung seiner Erbrechte und Thronfolge erscheinen zu lassen. Viele kühne, waffenfrohe Männer aus den Reihen der Unzufriedenen drängten sich um die Person des jungen Königs, teilten mit ihm die Freuden der Jagd und der fröhlichen Gelage, zerstreuten ihn mit Spiel und Kurzweil und verleiteten ihn zu manchen mutwilligen Streichen, an denen die Jugend Gefallen findet. Nachdem sie sich durch solche Künste in sein Vertrauen und seine Freundschaft eingeschlichen, vereinigten sie sich mit ihm durch Schwur und Handschlag zu einem geheimen Bund und umstrickten ihn mit einem feingesponnenen Netz von Tücke und Verrat.

Sie lenkten das Gespräch auf den Kaiser. „Es sei doch sehr wunderbar, daß er, ein gekrönter König, sich von einem harten Vater, der alt und zum Herrschen unfähig sei, alles gefallen lasse und wie ein Knecht lebe. Würde er mit dem Regierungsantritt warten bis zum Tode des Vaters, so sei kein Zweifel, daß ein anderer ihm zuvorkommen und bei dem allgemeinen Haß und Unwillen gegen den Kaiser die Krone entreißen werde; würde er dagegen jetzt gleich die Zügel der Herrschaft in die Hand nehmen, so würde ihm alles zufallen. Ohnehin sei ja der Kaiser schon längst von der Kirche gebannt und von den Großen des Reiches verworfen; was aber den Eid betreffe, den er unvorsichtiger Weise geleistet, so möge er sich denselben nicht zu Herzen nehmen, was man einem Exkommunizierten schwöre, sei ungültig; er reinige sich vielmehr von einer Sünde, wenn er den Schwur breche."

Der Aufruhr im Wachsen. 1104. 1105. Der Kaiser hatte kein Arg über den Umgang seines Sohnes mit den Großen; er begünstigte denselben vielmehr in der Hoffnung, sie würden dem König dermaleinst, wenn er die Krone erlangte, um so treuer zur Seite stehen. Aber er sollte bald aus seinem Traume erwachen. Der Propst Hartwig, den der Kaiser zum Erzbischof von Magdeburg ernannt und mit Ring und Stab belehnt hatte, war auf Anstiften der Papisten, die einen andern aufgestellt hatten, von einem Grafen Theoderich auf der Reise überfallen und in Haft genommen worden. Auf die Kunde davon brach Heinrich mit Heeresmacht gen Sachsen auf, um den Gefangenen zu befreien. Als der Zug in Fritzlar Halt machte, verließ der junge König mit einigen vertrauten Rittern plötzlich das kaiserliche
12. Dez. 1104. Lager und begab sich nach Bayern, wo ihn die Verwandten des ermordeten Grafen Sighard und die übrigen unzufriedenen Großen mit offenen Armen aufnahmen. Umsonst erinnerte der Kaiser durch nachgesandte Boten den flüch-

tigen Sohn an den geleisteten Eid und beschwor ihn, von dem Vorhaben, das dem Vater Kummer und Herzeleid, ihm selbst aber die Verachtung der Welt bereiten würde, abzustehen: jener gab zur Antwort, er wolle mit einem Gebannten nichts mehr gemein haben. Dieselbe Antwort brachten auch die Fürsten zurück, welche der Kaiser nochmals zur Vermittelung einer Versöhnung an den Sohn nach Regensburg gesandt hatte, die Erzbischöfe von Köln und Trier, der Kanzler Erlung und Herzog Friedrich von Schwaben. Der jüngere Heinrich verweigerte jede Gemeinschaft, solange der Vater unter dem Banne liege. „So betrieb er unter dem Vorwande der Sache Gottes die eigene Sache.“

Heinrich V. von der päpstlichen Partei als Reichsoberhaupt anerkannt. 1105.

Während der Kaiser „von übergroßem Schmerz ergriffen“ über den Abfall seines Sohnes in Mainz trauerte, empfing Papst Paschalis II., der gerade von dem Gegenpapste Silvester IV. (dem Priester Maginolf) und seinem Beschützer, dem Grafen Werner, hart bedrängt wurde, mit Frohlocken die Kunde von dem ausgebrochenen Streite. In der Zuversicht, daß dieses Ereignis durch Gottes Fügung sich zugetragen, heißt es in den Jahrbüchern von Hildesheim, sandte der Papst durch den Bischof Gebhard von Konstanz dem Sohne seinen apostolischen Segen, sagte ihm Vergebung wegen seiner Empörung im künftigen Gerichte zu, wenn er ein gerechter König sein wolle und ein Leiter der Kirche, die durch seines Vaters Nachlässigkeit so sehr in Verfall geraten, und trug seinem Legaten auf, denselben wieder in den Schoß der Kirche aufzunehmen. So hatte nun die päpstliche Partei ein neues Haupt und sie säumte nicht den günstigen Zeitpunkt zur Sammlung und Einigung der zerstreuten Kräfte zu benutzen. Als der König auf die Einladung einiger Großen gegen Ostern über Erfurt nach Sachsen zog, wurde auf Betreiben des Mainzer Erzbischofs Ruthard der junge Fürst, der aus Frömmigkeit mit entblößten Füßen von Gernrode nach Quedlinburg pilgerte, von den meisten geistlichen und weltlichen Großen als Reichsoberhaupt anerkannt und dann auf einer Kirchenversammlung in Nordhausen, welcher eine große Anzahl von Bischöfen und Geistlichen, von Äbten und Mönchen „voll Verlangen nach der Einheit der Kirche“ zuströmte, der Beschluß gefaßt, die unrechtmäßigen Bischöfe zu entsetzen oder, wenn sie gestorben, ihre Leichen ausgraben zu lassen und die Priesterehe von neuem zu verbieten. Wieder wußte der König durch Demut und Bescheidenheit die Männer der Kirche für sich zu gewinnen. Zugleich beteuerte er unter Thränen, daß er nicht aus Herrschsucht wider den Vater aufgestanden und nicht dessen Absetzung wünsche; er trage nur Sorge über dessen Starrsinn und Unfolgsamkeit; würde der Kaiser sich dem heiligen Petrus unterwerfen, so würde auch er sogleich zum Gehorsam zurückkehren.

20. Mai.

Der Kaiser verraten. Aug. 1105.

Zu einem solchen Schritt konnte sich der alte gebannte Heinrich nicht entschließen: er war bereit, mit dem Sohne die Herrschaft zu teilen, aber vor der Tiara die Knie zu beugen, dazu war er nicht zu bewegen. So wurden denn zur Freude der kriegslustigen Raubritter die Schwerter von neuem zum blutigen Kampf gezogen, von neuem ging die Nation in verschiedene Heerlager auseinander. Nach einigen Feindseligkeiten am Rhein und in Franken trafen sich die Heere am Fluß Regen. Unter der Fahne des Kaisers bildeten die rheinischen und fränkischen Vasallen nebst den böhmischen und österreichischen Kriegsmannen, jene unter Herzog Boriwoi II., diese unter Markgraf Leopold III. die Hauptmacht, auf des Sohnes Seite stritt besonders die bayrische und schwäbi-

sche Ritterschaft. Nach mehreren kleinen Gefechten sollte eine Entscheidungsschlacht geliefert werden. Aber die Fürsten beider Parteien überlegten, daß zu einem solchen blutigen Unternehmen kein genügender Grund vorhanden und eine vater- und brudermörderische Schlacht auf alle Weise zu vermeiden sei. Der König gab dieser Ansicht seine Zustimmung, indem er nochmals wiederholte, er wolle nicht den Vater verdrängen, sondern nur nötigen, sich der Kirche zu unterwerfen.

Als der alte Herrscher seine Anordnungen zur Schlacht treffen wollte, traten Boriwoi und Leopold in sein Zelt und erklärten ihm, daß die Fürsten sich weigerten, gegen den König zu streiten. Umsonst bat Heinrich, daß doch sie ihm ihre Hilfe nicht versagen möchten; sie entfernten sich ohne Antwort. In der folgenden Nacht trat ein Bote des Sohnes vor ihn mit der vertraulichen Meldung, der Kaiser sei von Verschwornen umgeben, die sich seiner Person bemächtigen wollten. Die dem verräterischen Plane zu Grunde liegende Absicht, ihn von seinem Heere zu trennen, wurde erreicht. Noch in derselben Nacht brach der Alte mit einem kleinen Gefolge getreuer Dienstmannen auf und schlug den Weg nach dem Böhmerwald ein, während seine zurückgelassene Mannschaft sich auflöste und der Heimat zueilte. In Böhmen wurde der Kaiser von Boriwoi achtungsvoll aufgenommen und zu seinem Schwiegersohne, dem Grafen Wipracht von Groitzsch, geleitet, der ihn dann nach Mainz brachte. Regensburg mußte sich dem König ergeben und Leopold von Österreich erhielt als Preis seines Verrats die Hand der Kaisertochter Agnes, deren Gemahl Friedrich in demselben Jahr gestorben war.

Die Vorgänge am Rhein. 1105. Nachdem der König in Regensburg und Würzburg die kaiserlichen Bischöfe verjagt und andere eingesetzt hatte, zog er mit seinem Heere, das sich in demselben Grade mehrte, wie der Anhang seines Vaters abnahm, an den Rhein. Er bemächtigte sich durch Verrat der Stadt Speier, setzte den Abt Gebhard von Hirschau, einen heftigen Gegner des Kaisers, zum Bischof ein und rückte dann auf Mainz, dessen Bürgerschaft treu zu dem alten Herrscher hielt. Als aber der jüngere Heinrich sich der Stadt näherte, wagte der Vater, der noch Sept., Okt. einmal vergebens durch Dietrich von St. Alban auf des Sohnes Herz zu wirken gesucht, der überlegenen Streitmacht nicht zu widerstehen. Er floh nach Schloß Hammerstein, und nachdem er hier die Reichsinsignien geborgen, nach Köln, wo, wie in allen rheinischen Städten, das Volk auf seiner Seite stand. Der König zog darauf in Mainz ein, gab dem Erzbischof Ruthard den verwaisten Metropolitansitz zurück und traf Verabredung über einen Reichstag, der daselbst nächste Weihnachten in Anwesenheit des päpstlichen Legaten abgehalten werden sollte. Der alte Kaiser fürchtete eine Wiederholung der Vorgänge in Tribur und Oppenheim und beschloß, an der Spitze seiner Anhänger sich ebenfalls in der rheinischen Stadt einzufinden, um seine Sache mit Nachdruck zu führen. Zu dem Zwecke rückte ein kaiserliches Heer unter dem Pfalzgrafen Siegfried und dem Rheingrafen Wilhelm auf dem linken Ufer stromaufwärts bis zur Mündung der Mosel.

Den Aufständischen kam dieses Vorhaben sehr ungelegen. Wenn der

Kaiser mit einer Schar Getreuer in einer ihm ergebenen Stadt erschien, um sein Recht gegen Verräter und Abtrünnige geltend zu machen, war da nicht zu fürchten, daß sich die Volksmeinung zu Gunsten des schwer Gekränkten aussprechen und ihre eigene Sache in ein schlimmes Licht treten würde? Die Fürsten gaben daher dem König den Rat, abermals zu List und Betrug seine Zuflucht zu nehmen. Er zog sofort stromabwärts dem kaiserlichen Heere entgegen. Als die Mannschaften an der Mosel einander nahe kamen, schickte der jüngere Heinrich Boten in das feindliche Heerlager und ersuchte seinen Vater um eine Zusammenkunft. Die Bitte wurde gewährt, und nun erfolgte in Koblenz eine ergreifende Szene des Wiedersehens. Der Vater wurde beim Anblick des Sohnes von seinen Empfindungen so überwältigt, daß er demselben zu Füßen sank und ihn bei seinem Eide und seinem Seelenheil beschwor, von dem ungerechten Kriege abzustehen und nicht seiner Ehre und seinem Namen einen Schandflecken anzuheften: „Muß ich um meiner Sünden willen von Gott gezüchtigt werden," sprach er, „so verpflichtet doch kein göttliches Gebot den Sohn, als Rächer der Schuld seines Vaters aufzutreten." Auch der Sohn schien gerührt. Er fiel neben dem Vater nieder, bat ihn mit Thränen um Verzeihung, schob die Schuld seines Abfalls auf fremde Verführung und beteuerte, er würde ihm künftig gehorsam sein wie seinem Vater und Herrn; nur möchte er sich mit dem apostolischen Stuhle aussöhnen. Der Kaiser zeigte sich bereit und erklärte, daß er sich in allem dem Urteile des Sohnes und der Fürsten fügen wolle, worauf dieser ihm vorschlug, sie sollten gemeinschaftlich nach Mainz zu dem bevorstehenden Fürstentag ziehen; dort wolle er bewirken, daß der Kaiser mit dem Papst versöhnt werde und das Reich zurückerhalte; mittlerweile möchten beide ihre Heere entlassen, da es genüge, wenn jeder mit 300 Rittern in Mainz einzöge. Zugleich schwur er, daß er den Vater in Frieden und Sicherheit zurückgeleiten werde.

Zusammenkunft in Koblenz. 1105.

Der Kaiser freute sich über diesen Ausgang, „wie der Vater im Evangelium über die Wiederkehr des verlornen Sohnes". Er entließ sein Heer bis auf 300 Reisige, mit denen er hinter dem Sohne auf dem Wege gen Mainz hinzog. Wenn irgend ein Mißtrauen sich regte oder die warnenden Worte der Freunde den Alten nachdenklich machten, so wußte der Sohn durch neue Versicherungen seiner Treue und Redlichkeit schnell jeden Verdacht zu zerstreuen. In Bingen brachten sie die Nacht unter herzlichen Gesprächen und innigen Freundschaftsbezeugungen zu. „Der Kaiser ahnte nicht, daß dies seine letzte, frohe Nacht sein sollte." Als sie am andern Morgen aufbrechen wollten, sagte der König zu seinem Vater, er habe soeben vernommen, daß viele Schwaben und Bayern in Mainz eingetroffen seien und daß sich der Erzbischof Ruthard weigere, den gebannten Kaiser mit seinem Gefolge in der Stadt aufzunehmen, er möge daher die nahe Burg Böckelheim (im Nahethal bei Kreuznach) beziehen und daselbst ruhig Weihnachten feiern; unterdessen wolle er alles so ordnen,

Heinrich IV. in Gefangenschaft.

wie es für sie beide am zweckmäßigsten sei. „Deine Sache," schloß er, „ist ja die meinige." Der Alte fing an, Verdacht zu schöpfen; er sagte: „Mein Sohn, Gott ist Zeuge und Richter unserer Reden und Zusagen! Er weiß auch, wie viele Sorgen, Unruhen und Feindschaften ich mir zugezogen, nur um dir die Nachfolge im Reich zu sichern." Der König aber beteuerte zum drittenmal, daß ihm kein Leids widerfahren würde, und setzte seinen Kopf dafür zum Pfande. Der Kaiser that, wie der Sohn ihm riet, heißt es in Heinrichs Lebensbeschreibung, ohne die tückische Schlinge zu ahnen, die der Schein erlogener Treue gelegt hatte. Kaum war er aber mit einigen Begleitern eingetreten, als das Thor geschlossen und dem Gefolge der Eintritt versagt ward. Nun kam die Lüge an den Tag. Als Herr war er aufgenommen worden, als Gefangener ward er behandelt.

Der strengen Aufsicht des ihm feindlich gesinnten Bischofs Gebhard von Speier unterstellt, mußte der alte Kaiser viele Schmach und Kränkungen über sich ergehen lassen. Er selbst schreibt in einem Briefe, daß er Hunger und Durst habe leiden, jeder geistlichen Zusprache entbehren, den Hohn und die Drohungen übermütiger und schadenfroher Gegner ertragen müssen, daß er sich nicht waschen, nicht seinen Bart abnehmen durfte. Der Besatzung der Feste Hammerstein mußte er den Befehl erteilen, die dort aufbewahrten Reichsinsignien, Krone, Zepter, Kreuz und Lanze auszuliefern.

Heinrichs IV. Thronentsagung in Ingelheim. 13. Dez.

Die Kunde von diesen Vorgängen brachte unter der Mainzer Bürgerschaft eine große Aufregung hervor. Die Versicherungen, daß der Kaiser aus freiem Willen in der Naheburg weile, fand wenig Glauben. Daher hielten es die Großen des Reichs, die sich mittlerweile in Mainz eingefunden und aus dem Munde der päpstlichen Legaten vernommen, daß der Bannfluch wider Heinrich erneuert worden, nicht für ratsam, den alten gebeugten Herrn, der sich zu allem bereit erklärte, was die Fürsten über ihn beschließen würden, in der Stadt selbst dem Akte der Erniedrigung, den sie vorhatten, zu unterwerfen. Leicht konnte das Mitleid mit der gefallenen Größe des so schnöde behandelten Herrschers das Volk unter die Waffen führen. Darum wurde Ingelheim, die alte Pfalz am Rhein, wo einst Karl der Große in Macht und Herrlichkeit gewaltet und alle folgenden Kaiser ihren Glanz gezeigt, zum Schauplatz für das Trauerspiel der Abdankung ausersehen. Vor einer Versammlung, in welcher der ungetreue Sohn den Vorsitz führte und die mahnende Stimme seines Gewissens unter harten Worten und finstern Geberden zu verbergen suchte, bei welcher zwei entschiedene Gegner Heinrichs, Gebhard von Konstanz und der Bischof von Albano, als päpstliche Bevollmächtigte den größten Einfluß übten, an welcher viele geistliche und weltliche Große von zweideutiger Gesinnung und wandelbarer Treue teilnahmen und eine verdächtige Vergangenheit durch einen zur Schau gestellten Eifer in Vergessenheit zu bringen bemüht waren und in pharisäischer Selbstgerechtigkeit die Darlegung aller Sünden und Vergehen, deren sich Heinrich seit den Tagen seiner Jugend gegen Kirche und Reich schuldig gemacht,

mit Entrüstung aus dem Munde der Legaten vernahmen, vor einer solchen Versammlung mußte der alte, tief gebeugte Herrscher den Kelch der Demütigung und Erniedrigung abermals bis auf die Neige leeren. Er wurde genötigt, seine Schlösser, sein Erbe, sein Reich und alles, was er besaß, hinzugeben und sich selbst der Regierung für unwürdig zu erklären.

Die verlangte Thronentsagung auszusprechen, die von Schloß Hammerstein herbeigeholten Reichsinsignien dem Sohne abzutreten, fiel dem Alten nicht gar schwer. „Er fühle die Schwäche des Alters“, sprach er, „und trage kein Verlangen nach einer Würde, die, wie er aus Erfahrung wisse, ihrem Besitzer mehr Mühe als Glück brächte; für ihn wäre es Zeit, irdische Ehren und Lasten abzuwerfen und für die Seele Sorge zu tragen.“ Auch seine Burgen und Besitzungen gab er hin. Um so standhafter weigerte er sich das Bekenntnis abzulegen, daß er mit Unrecht Hildebrand verfolgt und Wibert an dessen Stelle gesetzt und daß er die Kirche bedrückt und widerrechtlich behandelt habe; er flehte auf den Knieen, man möge ihm Zeit und Ort zu seiner Rechtfertigung gestatten, er sei bereit, sich vor dem Papst und den Reichsfürsten gegen alle wider ihn erhobenen Anklagen zu verteidigen: der Kardinal-Legat antwortete, es müsse hier alles sogleich beendigt werden; und als Heinrich weiter fragte, ob er ihn dann vom Banne lösen würde, erklärte der andere, das stehe nicht in seiner Macht, nur wenn der Kaiser nach Rom gehe und vor dem Papste Buße thue, könne er die Absolution erlangen. Damit schloß der Fürstentag, ohne daß der alte Herrscher ein Schuldbekenntnis in der verlangten Weise und Ausdehnung abgelegt hätte. Viele Fürsten waren zu Thränen gerührt, nur der König blickte finster vor sich hin und wagte nicht den Vater anzusehen. Mit der Bitte an alle Anwesende, ihm zu verzeihen, wenn er einem oder dem anderen von ihnen Unrecht gethan, verließ Heinrich IV. die Versammlung, die sich sofort auflöste.

Heinrich V. in Mainz. *6. Januar 1106.*

Der Kaiser blieb in der Pfalz zu Ingelheim zurück, um hier als Privatmann seine Tage zu beschließen und für das Heil seiner Seele Sorge zu tragen. Die Fürsten aber begaben sich nach Mainz, wo Erzbischof Ruthard am Dreikönigstage dem aufs neue gewählten König Heinrich V. die Reichsinsignien mit den Worten überreichte: „Wenn er nicht ein gerechter Beherrscher des Reichs und Beschützer der Kirche Gottes sein würde, möge es ihm wie dem Vater ergehen.“ Darauf wurde eine stattliche Gesandtschaft aufgestellt, bestehend aus den angesehensten Prälaten und einigen Herren aus dem Laienstande, welche sich nach Rom begeben sollten, um die völlige Aussöhnung des Reiches und der Kirche zu bewirken und den Papst zu einer Reise nach Deutschland zu bewegen.

5. Heinrichs IV. letztes Ringen, Ausgang und Persönlichkeit.

Heinrich IV. entflieht nach Lüttich. 1106.

Aber das Schicksal des alten Kaisers war noch nicht erfüllt. Die Kunde von den Vorgängen in Mainz und Ingelheim erregte allgemeinen Unwillen. Die Gesandten wurden auf ihrem Weg nach Rom in Trient beraubt und festgehalten, bis Herzog Welf V. von Bayern ihnen die Freiheit verschaffte. Doch zogen sie die Rückkehr nach Deutschland vor. Besonders waren die Bürgerschaften der rheinischen Städte über die unwürdige Behandlung des Kaisers empört.

Die Anzeichen dieser Volksstimmung traten dem König selbst gleich bei seiner ersten Reise nach dem Elsaß entgegen. Als er in dem volkreichen Orte Ruffach Herberge nahm, entstand zwischen seinem Gefolge, das sich Gewaltthätigkeiten erlaubte, und den Einwohnern ein Streit, der sich zum Aufruhr und Straßenkampf steigerte; sogar die Reichsinsignien fielen in die Hände der triumphierenden Menge. Auch an andern Orten traten Symptome bevorstehender Stürme zu Tage. Erschreckt über diese Kundgebungen ging der König mit dem Gedanken um, seinen Vater unter Aufsicht zu stellen. Dieser kam jedoch, gewarnt durch einige getreue Anhänger, dem Anschlag zuvor, indem er auf einem Schiffe nach Köln und von da nach kurzem Aufenthalte zu dem ihm befreundeten Bischof Otbert von Lüttich entfloh, wo er Aufnahme und Schutz fand. Hier schrieb er mehrere Briefe an seinen Sohn, an den Papst, an den Abt von Clugny, an den König von Frankreich, worin er in ruhigem und würdigem Tone sich über die ihm widerfahrenen Kränkungen beschwerte und den Wunsch aussprach, sich mit der Kirche und dem apostolischen Stuhl zu versöhnen und in Frieden seine letzten Tage zu verleben. Umsonst suchte der jüngere Heinrich die Wirkung dieser Erklärungen durch ein Manifest zu entkräften, worin er die Abdankung als eine freiwillige darstellte; man glaubte dem Vater mehr als dem Sohne: allenthalben traten die Bürger der rheinischen Städte Bonn, Köln, Jülich u. a. unter die Waffen, um den alten Kaiser zu verteidigen.

Das Gefecht an der Maas. 1106. Bei dieser Lage der Dinge nahm der König abermals seine Zuflucht zu Trug und Heuchelei. Als ob nichts vorgefallen wäre und völlige Eintracht zwischen den beiden Herrschern obwaltete, sprach er die Absicht aus, in Lüttich gemeinschaftlich mit dem Vater Ostern zu feiern und zog mit einem ansehnlichen Gefolge von Reisigen den Rhein hinab. Umsonst hielt der Kaiser in einem eindringlichen Schreiben dem Sohne sein unnatürliches Verfahren vor und beschwor ihn, Mitleid mit seinem Unglück zu haben und ihn nicht bis in das Haus des Mannes, der ihn an der äußersten Grenze des Reichs edelmütig als Gast aufgenommen, zu verfolgen; Heinrich V. beharrte bei seinem Vorsatz. Er war bereits über Köln nach Aachen gekommen, und der Kaiser dachte schon auf neue Flucht, aber der Bischof und der Herzog Heinrich von Niederlothringen (Limburg), der seine Mannen zur Verteidigung des verfolgten Fürsten aufgeboten hatte, erklärten, „sie könnten nicht dulden, daß er am hohen Feste aus den Wohnungen der Menschen in Wälder und in die Höhlen wilder Tiere verstoßen werde, das Reich habe man ihm ohne sein Verschulden genommen, aber nicht die Liebe seiner Freunde", und versprachen ihm Schutz und Sicherheit. Bei Wiset, zwischen Lüttich und Maastricht waren die Ufer der Maas durch eine Brücke verbunden. Dort entspann sich aus einem Wettkampfe zwischen lothringischen und königlichen Rittern ein Gefecht, welches durch die Kriegslist des Herzogs den Leuten Heinrichs V. einen blutigen Ausgang brachte. Von einem plötzlich hervorbrechenden Hinterhalt zurückgeschlagen, kamen viele

ums Leben, die einen fielen auf der Flucht durch das Schwert, die andern fanden, da die Brücke unter der Last der flüchtigen Reiter zusammenbrach, in den Fluten ihren Tod. Eilig zog nun Heinrich zurück, feierte in Bonn das Osterfest in aller Stille und hielt um Pfingsten einen Fürstentag zu Worms, wo er den lothringischen Herzog ächtete und seines Amtes entsetzte und zugleich das Reich zu einem Rachezug aufbot. Dies bewog den Kaiser, der sich bisher standhaft geweigert hatte, seine erzwungene Thronentsagung zu widerrufen, dem Andringen seiner Freunde wenigstens insoweit nachzugeben, daß er dem Krieg wider den König durch seinen Namen und seine Beteiligung einen legitimen Charakter verlieh. In Verbindung mit den Lothringern und den ihm ergebenen Bürgern von Lüttich, Köln u. a. O. rüstete er zur Verteidigung wider das Reichsheer, das anfangs Juli sich in Würzburg sammelte, ließ die Stadt Köln zweckmäßig befestigen und weckte den Kriegseifer. Die Kölner nahmen den Bischof Burkhard von Münster in Neuß gefangen und lieferten ihn nach Lüttich in Haft. Als in den Julitagen das königliche Heer Köln zu bekriegen anfing, entfaltete der alte Kaiser noch einmal sein fruchtbares Talent, indem er die Bürger bestimmte, sich auf den Belagerungskrieg zu beschränken und eine Feldschlacht zu meiden, wodurch die Feinde aus Mangel an Lebensmitteln bald zum Abzug genötigt wurden. Zugleich stellte er in verschiedenen Sendschreiben seine Sache als gerechte Notwehr dar und sprach noch einmal seine Bereitwilligkeit aus, sich zu rechtfertigen und mit dem Papste und den Reichsfürsten sich zu verständigen und zu versöhnen. Die Erwiderung des Königs und der Großen war in gereiztem Tone und steigerte die Erbitterung und Parteiwut. Ein neuer Bürgerkrieg drohte die deutsche Nation abermals zu zerfleischen: schon war Heinrich V. in Lothringen eingerückt und näherte sich der Reichsstadt Aachen, da erscholl die Nachricht, Kaiser Heinrich IV. habe in Lüttich sein vielgeprüftes Leben beschlossen, eine Nachricht, welche Freude auf der einen, Trauer und Niedergeschlagenheit auf der andern Seite erzeugte. Die Aufregungen in den letzten Wochen und die geistigen und körperlichen Anstrengungen hatten sein Ende beschleunigt. Im Heerlager des Königs zweifelte man noch an der Wahrheit. Da erschien Erkenbald, des Kaisers treuer Kämmerer, begleitet von dem in Freiheit gesetzten Bischof von Münster, übergab dem König des Vaters Ring und Schwert und verkündete dessen letzte Aufträge: er möge allen, die dem Verstorbenen in seiner Bedrängnis beigestanden, verzeihen und die Leiche in der Kaisergruft zu Speier bei seinen Ahnen bestatten.

König Heinrich vor Köln.

Tod des Kaisers. August 1106.

Aus dem Lebensabriß, den eine befreundete Hand bald nach dem Hingang des Kaisers in kurzen, aber edeln Zügen hinwarf, erfahren wir, wie tief und allgemein die Trauer um den Verstorbenen war, wie namentlich die Armen und Bedrückten, die Witwen und Waisen den Tod eines Herrschers, der stets ein Vater der Hilflosen und Notleidenden gewesen, mit Thränen und Wehklagen betrauerten, wie das Volk sich zu der geliebten Leiche hindrängte und

Trauer und Klage.

als der Bischof sie in der Kirche des heiligen Lambert in Lüttich beisetzen ließ, noch Tag und Nacht auf dem Grabe weilte. Ihn selbst, den Verblichenen, preist der Freund glücklich, daß er nun eine Krone trage, die ihm kein Erbe entreißen, kein Widersacher beneiden wird; aber wie groß das Leid war, von dem die Getreuen betroffen wurden, davon gibt der klagende Nachruf Zeugnis, indem der Biograph mit Worten des Propheten Jeremias die Lebensskizze einleitet: „Wer wird meinen Augen den Thränenquell geben, daß ich beweinen möge nicht die Zerstörung der Stadt, nicht die Wegführung des Volkes, nicht den Verlust der Habe, sondern den Tod Heinrichs, des kaiserlichen Herrn, der meine Hoffnung und mein Trost, der, um von mir zu schweigen, der Stolz Roms, die Zierde des Reichs, die Leuchte der Welt gewesen. Wird noch ein Tag, eine Stunde meines ganzen ferneren Lebens ohne Zähren sein? Siehe, während ich niederschreibe, was der heftige Schmerz mir eingibt, strömen meine Thränen, benetzt sich die Schrift vom Weinen, und was die Hand schreibt, löscht das Auge aus."

Schicksal der kaiserlichen Leiche. Aber selbst im Tode hielt der Fanatismus seinen Raub noch fest. Die Bischöfe der päpstlichen Partei erklärten, daß die Kirche auch im Tode mit denen keine Gemeinschaft haben könne, die sie bei ihren Lebzeiten ausgestoßen. Demgemäß wurde der Leichnam wieder ausgegraben und auf eine kleine Insel der Maas gebracht, wo ein von Jerusalem heimgekehrter Mönch Tag und Nacht neben dem Sarge Bußpsalmen sang, bis endlich Erkenbald im Auftrage des Königs den toten Herrn in einem steinernen Sarkophage nach Speier brachte. Klerus und Volk bereiteten den letzten Resten des Kaisers, der ihren Dom zu einem der bewunderungswürdigsten Bauwerke gemacht und so herrlich mit künstlicher Bildnerei geschmückt und mit Gold, Silber und edlen Gesteinen be-
3. Sept. reichert hatte, einen feierlichen Empfang und wollten sie in der Kathedrale, dem Ehrendenkmal des Herrscherhauses, beisetzen; darüber geriet der Bischof, der sich schon während Heinrichs Haft auf Burg Böckelheim als dessen Todfeind gezeigt, in heftigen Zorn. Er legte den Teilnehmern des Leichenbegängnisses eine Buße auf und ließ den Sarg in eine noch ungeweihte Kapelle außer der Kirche bringen, zum großen Kummer der Bürger, die dem wohlwollenden Herrn, der so manche trübe Stunde in ihrer Mitte verlebt, in Liebe zugethan waren. Dort stand der Sarg mit der Leiche fünf Jahre über der Erde, von den Einwohnern in teilnehmender Liebe häufig besucht, bis endlich die heilige Wut besänftigt war und die Beisetzung in der Kaisergruft zu der Asche der Vorfahren gestattet wurde.

„Ein solches Ende nahm Heinrich IV.", so schließt Stenzel die Geschichte dieses Kaisers, „einer der ausgezeichnetsten Fürsten, die Deutschland je besaß. Als dreijähriges Kind gekrönt, als sechsjähriger Knabe verwaist, der zärtlichen Mutter, die ihn verzog, durch niedrige List gewaltsam entrissen von dem strengen Anno, gelockt durch den schmeichelnden Adalbert, dann wieder in der Hand der herrischen Großen. Umringt

von Eigennutz, Habsucht und Herrschgier seiner Erzieher, vom Verrate der Sachsen und seiner nächsten Verwandten, konnte sich in dem kräftigen, kühnen, talentvollen und leidenschaftlichen Jüngling nicht die große, sittliche Idee des wahren Königtums entwickeln, weil er nicht sich selbst beherrschen gelernt hatte. Er fröhnte seinen heftigen Begierden, that was ihn gelüstete, Gutes, natürlich, Böses, wenn sein stolzer Sinn gereizt war, war fahrlässig und nachgiebig gegen seine Freunde. Er rächte Beleidigungen so leicht als er großmütig seinen Feinden verzieh, wenn sie sich unterwarfen. Meuchelmörder, welche im Augenblicke der Ausführung gefangen, den Anschlag gestanden, entließ er ungestraft."

Heinrich IV. war eine edle, hochbegabte Natur voll herrlicher Anlagen und Eigenschaften. Der Verfasser des erwähnten Lebensabrisses rühmt die majestätische Gestalt, die über alle Fürsten hervorragte, die ehrfurchtgebietende Würde und Hoheit seiner Persönlichkeit, den durchdringenden Feuerblick, der forschend in das Innere der Menschen drang, um die Gesinnungen und Gefühle zu erraten, den Scharfsinn und die Urteilskraft, die im Rate und bei Gerichte ihn stets das Richtige und Zuträgliche finden ließen, das großmütige, freigebige Wesen, das besonders gegen alle Mühseligen und Beladenen, gegen Arme, Kranke und Hilfsbedürftige sich kundgab. „Ihr Armen!" ruft er aus, „ihr habt die größte Ursache zur Klage, denn ihr habt euren Tröster und Wohlthäter verloren. Er hat euch gespeist, er hat euch mit eigenen Händen gewaschen, er hat eure Blöße bedeckt. Nicht vor seiner Pforte, sondern an seiner Tafel lag Lazarus und wurde nicht mit Brosamen, sondern mit guten Bissen genährt. In seinem Schlafgemache lagen Blinde, Lahme und Kranke." Die Liebe und Treue, die in den schlimmsten Tagen des Abfalls, der Treulosigkeit, des Verrats viele ausgezeichnete Männer ihm bewahrten und bewährten, wie Liemar von Bremen, Dietrich von Verdun, Otbert von Lüttich, Pfalzgraf Rapoto von Bayern und viele andere, können als Zeugnis dienen seiner hingebenden Freundschaft, Vertrauen erweckenden Persönlichkeit, seiner für alle menschliche Empfindungen empfänglichen Seele; und wenn auch wohl mit Recht gerügt ward, daß er furchtbar im Zorn, schnell zur Rache und mitunter streng bis zur Härte gewesen, so treten doch die Züge der Versöhnlichkeit, Milde und Großmut in den Vordergrund. Dabei war er tapfer und kriegskundig. In zweiundsechzig Schlachten hat er während seiner langen Regierung als Feldherr und Krieger gefochten, und so oft er geschlagen ward, immer erschien er nach kürzester Zeit wieder mit frischen Kräften im Feld; unerschöpflich an Hilfsmitteln, an List und Erfindungskraft setzte er durch die rasche Kampfbereitschaft nicht selten seine siegreichen Feinde in Verwunderung und Verlegenheit.

Heinrichs IV. Charakter und Persönlichkeit.

Und doch war bei allen diesen herrlichen Gaben Heinrichs IV. Regierung ein weites Grab, das viele edle Keime und Früchte verschlang. Die Einheit des Reichs und die kaiserliche Machtfülle, die Errungenschaften der großen Vorgänger, erlagen den Sonderbestrebungen der Reichsfürsten und dem Partikula-

Resultate seiner Regierung.

rismus der Stämme und Landschaften; das auf die edlen Tugenden der Treue und Pietät gegründete Lehnsverhältnis offenbarte seine ganze Gebrechlichkeit und Haltlosigkeit und erwies sich als ein schlaffes Band, das die ungestümen Triebe der Selbstsucht, des Eigennutzes, des Standes- und Familieninteresses nicht zu bändigen vermochte; der Lehnseid, der die „Getreuen" an den Herrscherthron knüpfen und zu jeder Zeit unter die Fahne des Kriegsherrn versammeln sollte, wurde zum Meineid und zur Heuchelei, seitdem die Kirche die Lösbarkeit und Unverbindlichkeit desselben ausgesprochen; das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit wich allmählich dem Stammesgeiste und den Sonderinteressen. Auch der Klerus wurde von der weltlichen Reichsgewalt mehr und mehr getrennt, seitdem die Wahl und Einsetzung der Bischöfe und Äbte ausschließlich für die Kirche in Anspruch genommen und der Krone das wichtige Recht der Investitur streitig gemacht ward. Viele Bischöfe und Klostervorsteher erkannten die Gefahren, die aus dieser Absonderung des Klerus von der weltlichen Herrschermacht und aus der unmittelbaren Unterordnung unter den päpstlichen Stuhl für die eigene Freiheit, Selbständigkeit und Sicherheit ihres Besitzes erwuchsen, und sie bildeten daher die wahrhaft „Getreuen", die um den Thron geschart den König unterstützten in seinem Kampfe gegen die Allgewalt Roms, wie gegen den selbstsüchtigen Trotz und Übermut der Reichsvasallen, viele andere aber standen auf der Gegenseite und halfen teils aus persönlichen Motiven, aus Leidenschaft und Vorurteil, teils fortgerissen von der religiösen Zeitströmung und dem Geiste der Hierarchie die Ketten schmieden, welche die deutsche Kirche an den apostolischen Stuhl fesselten. Aber während die Macht und das Ansehen des Königtums sank, während die Reichsfürsten und Feudalherren ihre Lehen und Eigengüter zu selbständigen Territorien zu erheben bemüht waren und über diesen Bestrebungen Vaterlandsliebe und Loyalität vergaßen, während der Klerus durch die neuen Kirchengesetze sich in Dienstbarkeit und Abhängigkeit vom Papsttum begab, erstanden dem Reichsoberhaupte in den Bürgerschaften der Städte tapfere, waffengeübte, freiheitliebende Streiter. Sie fühlten mit sicherem Instinkte, daß ihr eigenes Interesse, ihre Größe, ihr Wachstum, ihre Freiheit mit der monarchischen Reichsgewalt aufs innigste verflochten seien, daher sie auch standhaft unter allen Verhältnissen zum Kaiser hielten, der ihnen dafür mancherlei Rechte, Handfesten und Privilegien verlieh, sie in ihrem Handel und Einkommen schützte und bei Erweiterung und Befestigung ihrer Städte ihnen mit Rat und Unterstützung beistand.

„Das Ziel, wohin Heinrich strebte," sagt Giesebrecht, „liegt offen da. Die ererbte Macht herzustellen und neu zu befestigen, eine wahrhaft kaiserliche Gewalt, wie sie ihm vom Vater hinterlassen war, zu üben und seinem Sohn dereinst zu überliefern, darauf allein waren seine Gedanken gerichtet. Kein neues Recht hat er verlangt, aber jedes überkommene Recht gegen Rom und die Fürsten, welches seine Mutter und die Reichsverweser hatten ruhen lassen, rücksichtslos, sobald er selbst die Regierung ergriff, in Erinnerung gebracht und nach Kräften geübt. Eine vollständige Restauration des alten Kaisertums in seiner ganzen Machtfülle trotz

der Verbreitung der neuen kirchlichen Ideen, trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins der fürstlichen Herren, sah er als die Aufgabe seines Lebens an. Ihre Lösung überstieg seine Kräfte: die neuen Mächte waren kräftiger als die Erinnerungen der alten Zeit."

C. Heinrich V. und die Ausgleichung des Investiturstreits.

a. Heinrich sammelt die Kräfte des Reichs.

Lage des Reichs und Heinrichs Persönlichkeit.

Bei dem Regierungsantritt des fünften Heinrich war das Deutsche Reich in trauriger Verfassung. „Die königliche Gewalt war in dem dreißigjährigen Sturme fast in Trümmer zerfallen, Güter und Einkünfte verschenkt, genommen, jedenfalls entfremdet; die Großen an Bürgerkrieg und Verrat gewöhnt und trotzig." Unter solchen Verhältnissen war es hohe Zeit, daß das Zepter in die Hand eines Fürsten gelegt ward, welcher die Kraft und den Willen besaß, die Ordnung im Innern wieder aufzurichten, der Krone von neuem Macht und Ansehen zu verleihen, die widerspenstigen Großen zum Gehorsam zu zwingen und dem Reichsoberhaupte das Recht der Belehnung der Bischöfe und Äbte zu erhalten. Denn so sehr man das Verfahren des Sohnes gegen den Vater zu tadeln berechtigt war, als Herrscher hat Heinrich V. mit solchem Nachdruck, mit solcher klaren Entschiedenheit gehandelt, daß man gern über die unrühmlichen Mittel und Wege, durch die er vor der Zeit zum Throne gelangen wollte, einen Schleier zieht. Herangewachsen unter blutigen Bürgerkriegen voll Untreue und Verrat ist er in der harten Lebensschule frühe zum Manne gereift. Die Eigenschaften, die er im Kampfe gegen den Vater kundgegeben, Herrschsucht, Verstellung und Hang zu Intrigen hat er sein lebenlang bewahrt und geübt, aber sie waren getragen und gestützt durch politischen Scharfblick, durch praktischen Verstand, durch Kriegsmut und Tapferkeit. Wenn er in den schweren Kämpfen, von denen auch seine Regierung angefüllt war, mitunter einen harten Sinn zeigte, mitunter gegen Recht und Gerechtigkeit verstieß, mitunter große Begierde nach Geld und Geschenken an den Tag legte, so darf man dabei nicht vergessen, in wie schwierigen Lagen er das Regiment antrat, wie wankend und unsicher alle Verhältnisse geworden waren, wie viele feindliche Gewalten ihm gegenüberstanden, die bald mit Eisen, bald mit Gold bezwungen werden mußten. Die Regungen der Milde, des Mitleids, des Wohlwollens, die der Vater unter allen Stürmen des Lebens in der Brust bewahrt hatte, waren dem Sohne fremd, aber an politischem Verstand, an folgerichtigem Handeln ragte er weit hervor; und mit diesen Gaben hat er aus dem Schiffbruche, dem das Reich entgegensteuerte, noch manches wertvolle Gut gerettet und würde noch mehr gerettet haben, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen. Ein kräftiger, verschlagener, herrischer Fürst war Heinrich V., weit entfernt, eine Minderung der kaiserlichen Rechte zu gestatten. Paschalis II. und die „Söhne der Braut Christi" überzeugten sich bald, daß sie den Dornbusch zum König eingesetzt. Daß

Der Herzog von Lothringen und die Kölner. politische Berechnung mehr bei Heinrich V. vermochte als Rücksichten der Pietät, bewies er durch seine ersten Regierungshandlungen. Die Bitte des verstorbenen Vaters, seinen Angehörigen zu verzeihen, wurde nicht erfüllt. Heinrich von Limburg kam nicht wieder zum Besitze des Herzogtums Niederlothringen, mit welchem vielmehr Gottfried von Löwen belehnt ward, und die Kölner wurden so lange bekriegt, bis sie des Königs Gnade durch eine Geldbuße von 6000 Pfund Silbers erkauften. Doch willigte er erst in das Abkommen, als ihre tapfere und mutvolle Haltung ihn überzeugt hatte, daß er nur durch einen längeren Krieg das mannhafte Bürgerheer zur Unterwerfung bringen könne.

Kirchenversammlung zu Guastalla und Chalons. 1106. 1107. Das wichtigste Anliegen der Zeit war der Investiturstreit, der noch immer die Lebensgeister der Völker wie im Starrkrampf gefesselt hielt. Der Tod des gebannten Kaisers hatte die päpstliche Partei mit stolzen Hoffnungen erfüllt, doch erfuhren diese bald eine Enttäuschung. Zwar wurde auf der Kirchenversammlung zu Guastalla in Gegenwart der Gräfin Mathilde das Erzbistum (Okt. 1106.) Ravenna für seine Opposition durch die Abtrennung von fünf Bistümern bestraft und das Verbot der Investitur durch Laienhand erneuert, doch mit einiger Schonung gegen die bereits eingesetzten Bischöfe, sofern sie sich keiner Simonie schuldig gemacht, durch Wandel und Bildung sich als würdige Männer gezeigt und mit der Kirche sich aufrichtig versöhnen würden; aber die Erklärung, die Heinrich durch seinen Botschafter Bruno von Trier abgeben ließ: „er wolle die Kirche wie seine Mutter, den Papst wie seinen Vater behandeln", war nicht sehr ermutigend und die an Paschalis II. gerichtete Einladung, der heil. Vater möge über die Alpen kommen, um dort mit dem König und den Fürsten alle Streitpunkte persönlich auszutragen, machte die beabsichtigte sofortige Verhandlung und einseitige Entscheidung dieser wichtigsten Frage unmöglich. Der Papst sagte sein Erscheinen zu und Heinrich ging zu seinem Empfang nach Augsburg, dann nach Regensburg; aber auf die Warnung, daß es nicht ratsam sei, sich in die Gewalt eines jungen, heftigen Königs zu geben, zumal die deutschen Fürsten dem Investiturverbote gar nicht geneigt seien, änderte Paschalis seinen Sinn. Da aber auch in Rom die Stimmung gegen ihn war, so begab er sich mit vielen Kardinälen nach Frankreich, um unter dem Schutze des getreuesten Sohnes der Kirche die Ausgleichung des Streites vorzunehmen. Aber aus dem ganzen Verfahren Heinrichs konnte er den Schluß ziehen, daß er seine Ansprüche herabstimmen oder den Kampf aufs neue beginnen müsse: die erledigten Bistümer und Abteien wurden ohne weiteres besetzt, und im nächsten Frühjahr traten die bei ihm in (April 1107.) Chalons erscheinenden Gesandten Heinrichs, der feine, geschäftsgewandte Erzbischof Bruno von Trier und der wohlbeleibte, großsprecherische Herzog Welf von Bayern, der sich stets ein bloßes Schwert vortragen ließ, in einer Weise auf, die deutlich zeigte, sie seien nicht als Flehende, als demütige Diener der Kirche gekommen, sondern als Vertreter des höchsten weltlichen Herrschers, um mit dem kirchlichen Oberhaupte auf Grund herkömmlicher Rechte und Gewohn-

heiten zu verhandeln und Frieden zu machen. Aber wie klar und eindringlich der geistliche Staatsmann von Trier den wahren Sachverhalt entwickelte, daß bei der Investiturfrage zwischen geistlichen und weltlichen Interessen zu scheiden sei, daß die Wahl und Weihe der Bischöfe und Äbte der Kirche gebühre und von der Geistlichkeit frei geübt werden solle, die Einsetzung in die zeitlichen Besitzungen dagegen dem Staatsoberhaupte zukomme und der kirchliche Würdenträger so gut wie der weltliche Fürst nur durch rechtliche Belehnung und Übertragung in den Besitz der Regalien, der Städte, Burgen, Märkte, Zölle u. dgl. gelangen könne, der Papst und seine Umgebung beharrten bei ihrer einseitigen Auffassung, „die Kirche sei durch Jesu Blut erlöst und frei geworden, und dürfe nicht wieder zur Magd werden, die Belehnung mit Ring und Stab durch der Laien blutige Hände thue ihrer Würde und Weihe Abbruch". Unwillig und mit der Drohung, daß der Streit in Rom selbst durch das Schwert entschieden werden solle, zogen die Gesandten ab; Paschalis aber hielt eine Synode in Troyes, Mai 1107. welche das Verbot der Belehnung mit Ring und Stab durch Laienhand erneute. Freilich war kein deutscher Bischof zugegen.

Mit derselben Entschiedenheit suchte Heinrich V. auch in den Grenzlanden, Heinrich V. in den östlichen Grenzlanden. 1108—1110. die durch den langen Bürgerkrieg in Vergessenheit geratenen Reichsrechte herzustellen. Nachdem er den Grafen Robert von Flandern, welcher Cambrai und Lüttich mit Krieg bedrohte, unterworfen, wandte er sich nach Osten, um Ungarn, Böhmen und Polen wieder unter die Hoheit des Reiches zu beugen und ihnen die alte Tributpflicht in Erinnerung zu bringen. Die Thronkämpfe und bürgerlichen Unruhen, von denen diese Länder damals heimgesucht waren, ließen einen günstigen Ausgang erwarten. Bei dem Mangel eines Erbfolgerechtes wurde die slawische Ostwelt häufig durch Teilungen geschwächt, indem die verschiedenen Glieder des herrschenden Geschlechts einzelne Landschaften als Erbteile ihrer Geburt ansprachen und erlangten und sie als selbständige Teilfürstentümer regierten. Dies war die Quelle endloser Kämpfe und Parteiungen. Zwar wurde der allzugroßen Zerstückelung dadurch eine Grenze gesetzt und der Begriff nationaler Einheit und Zusammengehörigkeit noch einigermaßen gerettet, daß bei dem Tode des Fürsten der Älteste des Geschlechts als der eigentliche Landesherr aufgestellt ward, dessen Oberhoheit die übrigen Teilfürsten anerkennen sollten. So geschah es in Böhmen durch Bretislaws Gesetz über die Alterserbfolge (S. 206). Aber diese oberherrliche Würde fand nicht immer Geltung, und da sich jeder für gleichberechtigt ansah, so war sie häufig der Preis glücklicher Empörungen. Boriwoi, der zweite Sohn des Herzogs Wratislaw, des treuen Bundesgenossen Böhmen. Heinrichs IV., wurde von seinem leidenschaftlichen, kriegerischen Vetter Swatopluk von Olmütz der Herrschaft beraubt und verjagt. Heinrich V. nahm sich seiner an, aber Swatopluk wußte durch große Geldsummen und Versprechungen den König auf seine Seite zu ziehen und sich aufs neue den böhmischen Herzogsstuhl zu verschaffen. Um dieselbe Zeit wurde Almus, der zweite Sohn Königs

Geisa von Ungarn, von seinem Bruder Koloman (Kalmany) seiner Besitzungen in Kroatien am Adriatischen Meer beraubt; und da er von dem strengen Magyarenfürsten auch Gefahr fürchtete, so flüchtete er sich zu Heinrich und rief dessen Beistand an. Der deutsche König ergriff begierig die Gelegenheit zu einem Feldzug nach Ungarn. Während er selbst die Donau hinabzog und Preßburg belagerte, drang sein Bundesgenosse Swatopluk von Mähren aus in das Land ein. Diesen Augenblick benutzten Borivoi und der Polenherzog Boleslaw, sein Verwandter, zu einem Einfall in das böhmische Gebiet, in doppelter Absicht, Böhmen zu gewinnen und dem Magyarenkönig, ihrem Bundesgenossen, durch diese Diversion eine Erleichterung zu verschaffen. Auf die Nachricht davon eilte Swatopluk zur Verteidigung seines Herzogtums nach Böhmen, verjagte das polnische Heer und nahm an seinen Widersachern, besonders der mächtigen Adelsfamilie der Wrissowicz, die sich zweideutig benommen hatte, blutige Rache. Das ganze Geschlecht wurde ausgerottet, selbst die Kinder in den Armen der Mütter nicht geschont. Seine Güter wurden eingezogen und seinen Feinden zugeteilt. Nach Swatopluks Abzug vermochte auch Heinrich nicht den Krieg in Ungarn fortzusetzen. Er hob die Belagerung von Preßburg auf und kehrte an den Rhein zurück, voll Groll gegen die Polen, die ihn um die Früchte des Feldzugs gebracht. Kaum hatte daher Swatopluk die in Mähren eingefallenen Ungarn zurückgeschlagen, so vereinigten sich beide Herrscher zu einem Rachezug gegen das pol-
1109. nische Schlesien. Auch Boleslaws flüchtiger Halbbruder Zbigniew schloß sich an. Aber das Unternehmen mißglückte. Die Schwierigkeit der Verpflegung in dem von Wäldern und Sümpfen durchzogenen Lande, sowie die Tapferkeit der Bewohner, besonders der Glogauer, und die Kriegskunst des Polenherzogs nötigten den deutschen König zum Abzug. Swatopluk aber fiel in der Nähe seines Lagers unter dem Wurfspeer eines Ritters, den einer der überlebenden Wrissowicier wider ihn gedungen. In Böhmen erreichte nun die Verwirrung den höchsten Grad, indem drei Glieder des herzoglichen Hauses: Otto, Swatopluks Bruder, und die zwei Söhne des Herzogs Wratislaw, Borivoi und Wladislaw, sich um
1110. die Herrschaft stritten. König Heinrich erklärte sich auf dem Gerichtstage von Rokycan für Wladislaw und führte Borivoi als Gefangenen weg; aber Ruhe und geordnete Zustände kehrten darum noch lange nicht wieder in dem böhmischen Lande ein.

Polen und das Wendenland. Im nächsten Jahr kam zwischen Boleslaw und Wladislaw ein Friede zu stande, infolgedessen auch Zbigniew in sein Vaterland zurückkehren durfte und einen Teil des väterlichen Erbes erhielt. Aber er vergalt die Milde des Bruders mit Übermut und Trotz, und es ging die Rede, er trachte demselben nach dem Leben. Da ließ Boleslaw den unverbesserlichen Mann in Haft setzen und der Augen berauben. In diesem Zustande starb Zbigniew, ob ermordet oder infolge der Verstümmelung, ist ungewiß. Von der Zeit an traten ruhigere Zustände in Polen ein. Aber aus Boleslaws Seele war der Frieden verschwunden. „Die Reue über die Ermordung des Bruders ergriff den Fürsten und trieb ihn nach dem Geiste der Zeit zur Übernahme der

strengsten kirchlichen Bußen. Täglich ließ er Messen zur Vergebung der Sünden lesen und Psalmen singen, nahm sich eifrig und freigebig der Armut an, fastete, kasteiete den Leib und wallfahrtete endlich in der strengsten Pilgerweise zu den Gräbern der Heiligen und des Märtyrers Adalbert". Erst mit der Zeit erwachte sein alter Kriegsmut wieder. Er nahm den Kampf gegen die Pommern wieder auf, eroberte Stettin und zwang den Fürsten zur Zinspflicht und zur Anerkennung der polnischen Ober- 1120.
hoheit. Zugleich wirkte er für Verbreitung des Christentums in dem Odergebiet, wobei er von ähnlichen Bemühungen, die um dieselbe Zeit von Westen her wieder aufgenommen wurden, unterstützt ward. An der Niederelbe nämlich und an den Küsten der Ostsee hatte Heinrich, der jüngere Sohn des erschlagenen Gottschalk (S. 265), den alten Fürsten Cruco bei einem Gelage ermorden lassen, sich mit dessen jugendlicher Gattin vermählt und dann die Herrschaft über die Abodriten gewonnen und durch sein gutes Schwert behauptet. Mit Hilfe des Sachsenherzogs, dessen Oberlehnsherrlichkeit er anerkannte, dehnte er sein Reich bald nach allen Seiten aus, so daß es von der Westgrenze Pommerns bis nach Holstein und bis zur Havel reichte, und suchte zugleich die schlummernden Keime des Christentums zu neuem Leben zu erwecken. — In seinem Streben für Verbreitung des Christenglaubens unter den Pommern fand Boleslaw einen mutigen, fähigen und gottbegeisterten Helfer in jenem Bischof Otto von Bamberg, der schon bei seinem Vater eine so erfolgreiche Wirksamkeit geübt hatte und der jetzt, der polnischen Sprache mächtig und die Willigen mit Geschenken belohnend, an der Ostsee eine so segensreiche Thätigkeit entfaltete, daß er sich den Beinamen eines 1124.
„Apostels der Pommern" verdiente. In Stettin, Julin, Belgard u. a. O. wurden die Götzenbilder und heidnischen Tempel zerstört, hölzerne Kirchen und Kreuze aufgerichtet und in dem ganzen Lande ostwärts der Oder das Christentum gepflanzt.

Rückblicke und Ausführungen.

1. Polen.

In Polen hatte zwei Jahre nach Heinrichs III. Tod **Boleslaw Smialy**, d. i. der Kühne, der älteste Sohn Kasimirs, den Thron bestiegen und, begünstigt durch die Zerrüttung des Deutschen Reichs, bald in die Bahnen Boleslaws Chrobrys eingelenkt. Er drang als Bun- 1. Polen. Boleslaw Smialy. 1058—1081.
desgenosse des vertriebenen russischen Großfürsten **Isäslaw** nach Kiew vor und hielt ein ganzes Jahr lang diese reiche Handelsstadt in harter Botmäßigkeit; er mischte sich in die ungarischen Thronkämpfe ein und unterstützte die nationale Partei gegen die deutsche (S. 241); er drängte die Pommern zurück und überzog Wratislaw, Heinrichs IV. treuen Waffengefährten, wiederholt mit Krieg. Stolz auf diese Erfolge, zerriß er das Band mit dem Deutschen Reich, verachtete die Lehnspflicht seiner Vorgänger und ließ sich am Weihnachtsfest 1076 von den Bischöfen seines Landes zum **König** weihen. Aber durch seine Gewaltthätigkeiten gegen den Adel und die Geistlichkeit machte er sich so verhaßt, daß, als er einst (wie die Legende meldet) den Bischof Stanislaus von Krakau vom Altare wegriß und eigenhändig ermordete, eine Empörung ausbrach, in deren Folge er aus dem Lande vertrieben ward und 1079.
bald darauf in Ungarn seinen Tod fand. — Sein Bruder und Nachfolger **Wladislaw** 1081.
Hermann war von sanfterem Charakter. Gewarnt durch das Beispiel Boleslaws versöhnte Wladislaw Hermann.
er sich mit dem Adel und dem Klerus, indem er beiden Ständen die früheren Rechte und Frei- 1081—1102.
heiten zurückerstattete und mit neuen mehrte, und hielt Frieden mit den Nachbarn. Er gab den Königstitel auf und trat mit dem Deutschen Reich wieder in nähere Beziehung, indem er unter Vermittelung jenes schwäbischen Priesters Otto, den Heinrich IV. zum Bischof von Bamberg ernannte (S. 368), die Schwester des Kaisers, Judith oder Sophia, welche früher mit König Salomo von Ungarn vermählt gewesen war, in die Ehe nahm. Otto verweilte

längere Zeit am polnischen Fürstenhofe, wirkte eifrig für das Christentum wie für die Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und erwarb sich in der Folge, wie oben erwähnt, durch seine Missionsthätigkeit in Pommern hohe Verdienste, so daß er von den Zeitgenossen als „Apostel der Pommern" geehrt ward. Auf diese Weise geschah es, daß Wladislaw Hermann längere Zeit eine glückliche Regierung führte. Aber die späteren Jahre waren gleichfalls durch Krieg und Aufruhr verwirrt. Die Pommern, die gleich ihren wendischen Nachbarn weder Frieden halten noch die Aufrichtung der Christuslehre unter sich dulden wollten, mußten wiederholt bekämpft werden, ohne daß es gelang die Herrschaft der Polen dauernd zwischen der Weichsel und der unteren Oder zu begründen. Blutige Schlachten und die Verwüstung des Landes durch Feuer und Schwert dienten nur dazu, den Nachbarhaß und die feindseligen Gesinnungen zu mehren und der Barbarei und dem rohen Götzendienst längere Dauer zu verleihen. An der Spitze der polnischen Kriegsheere und der Reichsverwaltung stand der Pfalzgraf (Palatin) Sieciech, ein Mann von großer Kraft und Klugheit, aber befleckt durch Habsucht. Um sich zu bereichern, häufte er Frevel und Ungerechtigkeiten, so daß sich endlich der Adel Breslaus empörte und sich um Zbigniew, einen natürlichen Sohn Wladislaws, den der Vater zum geistlichen Stande bestimmt hatte, scharte, als dieser seine Geburtsrechte mit dem Schwerte geltend zu machen suchte. Der Herzog mußte ihn auch wirklich als Sohn anerkennen. Bald gelang es jedoch dem schlauen Sieciech einen Teil des Adels auf seine Seite zu ziehen und mit dessen Hilfe Zbigniew wieder aus Schlesien zu vertreiben. Derselbe wandte sich nach dem eigentlichen Polen, wurde aber endlich unterworfen und auf einer Burg Sieciechs in Masovien gefangen gehalten. Diese Verwirrungen machte sich Bre-
1093. tislaw von Böhmen zu nutze, um Schlesien mit einem verheerenden Kriege heimzusuchen und den Polenherzog zu zwingen, sich den friedlichen Besitz des Landes gegen die Zusicherung eines jährlichen Tributes zn erkaufen. Nach einiger Zeit versöhnte sich Wladislaw Hermann mit Zbigniew und traf, um den von allen Seiten andrängenden Feinden besser Widerstand leisten zu können, die Anordnung, daß während er die vorzüglichsten Städte des Landes sich selbst vorbehielt, seine beiden Söhne die den Feinden am meisten ausgesetzten Landschaften verwalten und nach seinem Tode als erbliche Fürstentümer besitzen sollten, nämlich Zbigniew Masovien und der echte Sohn Boleslaw (Krzywousty), ein mannhafter, kräftiger Jüngling, Breslau, Krakau und Sandomir. Doch den Palatin Sieciech ließ der Ehrgeiz nicht ruhen. Er suchte die beiden Fürstensöhne aus dem Wege zu räumen, um sich selbst die Herrschaft über Polen zu verschaffen. Zu dem Ende erfüllte er den Vater mit Mißtrauen gegen die Söhne, übergab die wichtigsten Burgen und Festungen seinen Vertrauten zur Bewachung und trachtete endlich auf einem Feldzug wider die Böhmen dem jüngeren offen nach dem Leben. Aber das verräterische Vorhaben wurde vereitelt. Um sich zu rächen und den Vater von dem unwürdigen Günstling zu trennen, griffen die Söhne und ein großer Teil des Adels zu den Waffen. Im Gedränge gab Wladislaw nach und entfernte Sieciech aus seiner bisherigen Stellung; so mächtig war jedoch der Einfluß des Pfalzgrafen, daß er bei der ersten Gelegenheit sich wieder mit dem Günstling vereinigte. Nun entstand ein Bürgerkrieg zwischen Vater und Söhnen. Er entschied zu Gunsten der letzteren und hatte die Folge, daß der übermütige Günstling das polnische Land verlassen mußte. Von der Zeit an wurde die Eintracht in der herzoglichen Familie nicht ferner gestört und Boleslaw hatte Gelegenheit sein Schwert gegen die Feinde im Osten und Westen, die Russen und Pommern, zu kehren und sich noch bei Lebzeiten Wladislaws Ehre und Ruhm zu erwerben. So lange der Vater lebte, hielt die Furcht vor einer Rückkehr
1102. Sieciechs die Brüder einträchtig: kaum aber war Wladislaw Hermann gestorben und in der Domkirche zu Plock beigesetzt worden, als sie zu streiten anfingen über die Teilung des Reichs und der fürstlichen Schätze. Zbigniew fühlte sich verletzt, daß er, der Erstgeborne und durch den Vater von dem Makel der Illegitimität befreit, dem jüngeren Bruder nachgestellt war, daß, während er sich mit dem Fürstentum Masovien begnügen sollte, Boleslaw III. Krzy-

wousty (Schiefmund) als eigentlicher Gebieter des polnischen Reiches galt. Zu schwach oder zu feig, um den tapfern Bruder, der in der Blüte der Jugend stehend durch sein ritterliches Wesen und seine Großthaten die Herzen des polnischen Adels gewonnen hatte, offen zu bekämpfen, unterhielt er verräterische Verbindungen mit den Landesfeinden, den Böhmen und Pommern, warnte sie vor den Anschlägen des Herzogs und hemmte auf alle Weise die kriegerischen Erfolge der Polen. Und gerade damals strengte die polnische Ritterschaft unter ihrem tapfern Fürsten alle Kräfte an, von Pommern dauernden Besitz zu nehmen und das Volk zum Christentum zu bekehren. Derselbe religiöse Eifer, der das südliche und westliche Europa nach dem Morgenlande, nach der Grabesstätte des Erlösers führte, hatte auch den polnischen Adel ergriffen. Der Krieg gegen die heidnischen Pommern war eine ähnliche Episode der großen religiösen Völkerbewegung, wie die Kämpfe der spanischen Christen gegen die Araber des Südens. Aber wie oft auch die Ufer der Netze und Persante bis nach Belgard und Kolberg mit Blut getränkt und mit wildem Waffengetöse erfüllt, wie viele Burgen gebrochen und den Flammen übergeben wurden, bei der inneren Parteiung zwischen den Brüdern konnte eine vollständige Unterwerfung der Pommern nicht erzwungen werden. Erst als Boleslaw den treulosen Zbigniew in seinem Fürstentum Masovien besiegt und zur Flucht genötigt und dann 1108.
bei der festen Burg Nakel ein pommersches Heer aufs Haupt geschlagen hatte, standen größere 1109.
Erfolge in Aussicht. Allein gerade um diese Zeit traf König Heinrich V. Anstalten, in den Ostländern die Tributpflichtigkeit, die während der Bürgerkriege unter Heinrich IV. gelöst oder wenigstens nicht eingehalten worden war, wieder herzustellen. Es wurde oben erwähnt, auf welche Weise der Feldzug, den Heinrich V. in Verbindung mit Swatopluk und mit dem flüchtigen Magyarenfürsten Almus wider Ungarn unternahm, scheiterte, und daß deshalb der deutsche Herrscher beschloß, unterstützt von Swatopluk und Zbigniew seine Waffen wider Boleslaw, den Urheber des Fehlschlagens, zu kehren.

Boleslaw III. „Schiefmund". 1102—1139.

Boleslaw Krzywousty stand im Begriff seinen Sieg über die Pommern weiter zu verfolgen, als Heinrich ihn unter Kriegsdrohungen aufforderte, seinem vertriebenen Bruder Zbigniew die Hälfte des Landes abzutreten und dem König selbst jährlich einen Tribut von 300 Mark Silbers zu entrichten, oder die gleiche Anzahl Ritter zum Römerzuge zu stellen. Als beide Forderungen abgelehnt wurden, rückte Heinrich mit deutschem und böhmischem Kriegsvolk in Niederschlesien ein. Aber er überzeugte sich bald, daß die Versicherung seiner Verbündeten, bei seinem Erscheinen würde die Mehrzahl der Polen von Boleslaw abfallen, erlogen sei. Zeigte schon die Besatzung von Beuthen, welche mit ihren geringen Waffen den vorüberziehenden gepanzerten Kriegsscharen schwere Verluste zufügten, daß die Eroberung des von Burgen beschützten, von Wäldern, Sümpfen und Einöden angefüllten Landes kein leichtes Werk sei; so erregte die mutige und tapfere Verteidigung der Glogauer Bürgerschaft seine höchste Bewunderung. Trotz aller Anstrengung vermochte er nicht die Stadt zu erobern. Unter großen Beschwerden zog das deutsche Heer nach Breslau, unter steten Angriffen der verfolgenden Polen; und Heinrich wagte nicht noch länger in dem unheimlichen Lande zu weilen und trat den Rückzug an, zufrieden nicht verfolgt zu werden. Nach dem Abzug der Deutschen wandte sich Boleslaw abermals gegen die Pommern und zwang die Bewohner des nordöstlichen Teiles bis zur Weichsel und Ostsee zur Unterwerfung. Sie mußten die Oberhoheit Polens anerkennen, Tribut bezahlen, Kriegsdienste leisten und versprechen, die Verbreitung des Christentums nicht ferner zu hindern. Doch blieben sie unter der Herrschaft ihrer eingebornen Dynasten. Die weiteren Ereignisse seiner Regierung nach der Ermordung Zbigniews und die erfolgreiche Missionsthätigkeit Ottos von Bamberg haben wir oben kennen gelernt.

Heinrich V. in Schlesien. 1109.

2. Böhmen.

In Böhmen stellte, wie früher (S. 206) erwähnt, der Przemyslide Bretislaw die erste pragmatische Erbfolgeordnung auf, indem er festsetzte, daß aus dem Fürstengeschlecht der

2. Böhmen. Bretislaw. 1037—1055.

1054. Älteste den herzoglichen Stuhl in Prag einnehmen, die übrigen mit Landschaften in Mähren abgefunden werden und dem „Großherzog" zum Gehorsam verpflichtet sein sollten. Demgemäß
10. Jan. 1055. Spithiniew II. 1055–1061. bestieg bei Bretislaws frühem Hinscheiden sein Erstgeborner Spithiniew II., den wir oben als Gegner der Deutschen kennen gelernt, den Fürstenstuhl, während die drei anderen Söhne Herrschaften in Mähren erlangten. Als aber Wratislaw von Olmütz sich unabhängig machen wollte und seine Brüder ihm darin nachahmten, nötigte ihn Spithiniew zur Flucht, führte die jüngeren Brüder nach Prag, wo sie mit Hofämtern versorgt wurden, und vereinigte Mähren wieder mit Böhmen zu einem einzigen Herzogtum. Aber Spithiniew, „der Vater des Klerus
1061. und Schirmer der Witwen", starb schon am 28. Jan. 1061 im dreißigsten Lebensjahre und nun
Wratislaw. 1061–1092. wurde derselbe Wratislaw II. von Olmütz sein Nachfolger. Wir haben gesehen, mit welcher Treue dieser Fürst stets zu Heinrich IV. gehalten. Dafür empfing er von demselben manche
1063. Beweise von Huld und Gnade. In Olmütz wurde ein eigenes Bistum für Mähren gegründet und mit Gütern und Einkünften reich ausgestattet; der jüngste Bruder des Herzogs, Jaromir, ein trotz seiner geistlichen Erziehung mehr zu Waffendienst und zu weltlichen Geschäften und Lustbarkeit geneigter Prälat, wurde von König Heinrich zu Mainz unter dem Namen
1068. Gebhard zum Bischof von Prag eingesetzt und von Erzbischof Siegfried geweiht. Es wurde auch erwähnt, wie der Streit zwischen Prag und Olmütz über einige Burgen und Besitzungen in Mähren durch Gregors VII. Machtspruch beigelegt ward. Wenn Wratislaw durch seinen Bund mit Heinrich IV. die Freundschaft des Papstes verscherzte, so wurde er dafür von Heinrich mit der Königskrone geschmückt. Auch wissen wir, daß der Kaiser seine Dienste noch durch Übertragung der an Böhmen grenzenden Markgrafschaften (Meißen, der Ostmark, der Mark Österreich) belohnte, doch konnten diese Erwerbungen nicht behauptet werden. Böhmische Hilfsscharen stritten in allen Schlachten auf des Kaisers Seite, und es wurde erwähnt, wie sehr sie wegen ihrer Grausamkeit und Raubsucht gefürchtet waren. Auch nach Italien begleitete den Kaiser eine böhmische Schar unter des Herzogs jungem Sohne Boriwoi, dem der tapfere Ritter Wiprecht von Groitzsch als Führer und Ratgeber zur Seite stand. Nach der Rückkehr erhielt Wiprecht von Wratislaw die Hand seiner Tochter Jutta und die Länder Niseni (mit der nachmaligen Hauptstadt Dresden) und Budissin zur Mitgift. Während der Kirchenspaltung nach Gregors Tod wurde im Auftrage Heinrichs IV. und nach dem Beschluß der
15. Juni 1086. Mainzer Reichssynode Wratislaw mit seiner Gemahlin Swatawa von dem Erzbischof Egilbert von Trier in der St. Veitkirche zu Prag als König gesalbt und gekrönt und zugleich das Bistum Olmütz wieder mit Prag vereinigt, so daß Böhmen und Mähren in politischer und kirchlicher Beziehung ein Ganzes bildeten. Auch scheint damals die Entrichtung eines Tributs in Geld dem böhmischen Herrscher erlassen worden zu sein, gegen die Verpflichtung, dem deutschen Kaiser bei jedem Römerzug 300 Reisige zu stellen. Wenige Jahre nachher wurde jedoch das Bistum Olmütz wieder hergestellt und von Prag getrennt. Aus Verdruß darüber verließ Jaromir das Land und begab sich zu König Ladislaus von Ungarn, wo er bald darauf starb (26. Juni 1089). Auch Wratislaws Erstgeborner, Bretislaw, der sich gegen die jüngeren Brüder zurückgesetzt glaubte und sich gegen den Vater empört hatte, floh im nächsten Jahre
1090. mit 2000 Waffengenossen nach Ungarn. Als aber König Wratislaw durch einen Sturz mit dem Pferde auf der Jagd umgekommen und in der von ihm gegründeten Stiftskirche auf dem
14. Jan. 1092. Wyšehrad beigesetzt war und sein Bruder Konrad ihm wenige Monate nachher in die Gruft
Bretislaw. 1092–1100. nachfolgte, kehrte Bretislaw zurück und nahm, von den Einwohnern Prags freudig empfangen, Besitz von dem herzoglichen Stuhl in Böhmen. Er war ein kräftiger Fürst, welcher durch einen glücklichen, aber von großen Verheerungen begleiteten Krieg in Schlesien den Polenherzog zwang, die alte Lehnspflicht für dieses Land anzuerkennen und wieder Tribut nach Prag zu senden. Vor allem wendete Bretislaw den kirchlichen Angelegenheiten seine Sorgfalt zu. Er unterdrückte mit Strenge die letzten Reste des Heidentums und verbot abergläubische Gebräuche, Zauberkünste und Wahrsagerei, er untersagte den slowenischen Kultus, von dem

sich seit den Tagen des Methodius noch einige Spuren erhalten hatten und räumte das Kloster zu Sazawa, die letzte Zufluchtsstätte des abweichenden Ritus, lateinischen Mönchen ein. Aber seine Regierung war von kurzer Dauer. Als er einst Abends mit seinem Jagdgefolge durch einen Wald ritt, fiel er durch den Lanzenstich eines Meuchelmörders. Gegen die Erbfolge- 21. Dez. 1100.
bestimmung hatte er bei Heinrich IV. durch reiche Geschenke bewirkt, daß er auf dem Reichstag von Regensburg (1099) seinen Bruder Boriwoi mit der herzoglichen Fahne Böhmens Boriwoi. 1100—1107.
belehnte. Darüber entbrannten innere Kämpfe mit den mährischen Vettern Ulrich von Brünn † 1124.
und Swatopluk von Olmütz, welche durch die Einmischung der Polen Ungarn und Deutschen größere Dimensionen annahmen. Bald nachdem Boriwoi aus dem kaiserlichen Lager am Regen in sein Land zurückgekehrt war (S. 371), sah er sich von Swatopluk, einem unternehmenden 1105.
Fürsten, in seiner eigenen Hauptstadt belagert. Mehr durch Verrat und Ränke als durch die Waffen untergrub Swatopluk die Macht seines herzoglichen Vetters, so daß dieser das Land verließ und zuerst bei seinem Schwager Wiprecht von Groitsch, dann bei König Heinrich V. 1107.
Schutz suchte. Der deutsche Herrscher, durch reiche Geschenke gewonnen, nahm sich des Flüchtigen an. Er lud Swatopluk vor sein Gericht, und als dieser sich einstellte, hielt er ihn in Haft und gab dadurch dem Herzog Boriwoi wieder Gelegenheit zur Rückkehr nach Prag. Gegen eine Loskaufsumme von 10,000 Mark wurde jedoch auch Swatopluk bald wieder in Swatopluk. 1107—1109.
Freiheit gesetzt. Er kehrte nach Olmütz zurück, wo er durch Erpressungen die hohe Summe zusammenzubringen suchte. Er nahm das Gold und Silber aus den Kirchen und den Schmuck der Frauen; er zwang hoch und niedrig zu Abgaben und Beisteuer, nötigte die Juden zu Geschenken und Darlehen. So erwarb er die Summe von 7000 Mark, für den Rest stellte er Geiseln. Aber Heinrich erließ ihm denselben, schloß einen Bund mit ihm und hob seinen Knaben aus der Taufe. Swatopluk sollte das deutsche Heer auf dem beabsichtigten Feldzuge gegen Ungarn unterstützen. Es wurde oben erwähnt, wie Boriwoi und der Polenfürst Boleslaw die Abwesenheit Swatopluks zu einem verheerenden Kriegszug wider die böhmischen Grenzlande benutzten, dadurch aber dem kriegerischen Vetter Rache und Kriegsruhm zugleich verschafften. Von Böhmen eilte der energische Swatopluk nach Mähren, um den Ungarnkönig zurückzuschlagen. Als er durch einen Wald stürmte, drang ihm ein spitziger Ast ins Auge, so daß er dasselbe einbüßte. Kaum war er geheilt, so eilte er zu Heinrich V. nach Schlesien. Dort erreichte ihn aber der Tod durch Mörderhand. Sein Hingang führte einen neuen Thron- und Bürgerkrieg herbei. Während von dem größten Teil der Böhmen Wladislaw I., der Wladislaw I. 1109—1125.
jüngere Sohn Wratislaws, als Herzog anerkannt und von dem deutschen Herrscher bestätigt ward, bemächtigte sich der ältere Boriwoi mit Hilfe der Polen und seines Schwagers Wiprecht von Groitzsch abermals der Hauptstadt samt der Burg Wyschrad. Nun entbrannte ein greuelvoller Krieg unter den Mauern Prags, der nach einigen Monaten durch die Dazwischenkunft des deutschen Königs sein Ende erreichte. Heinrich lud die hadernden Fürsten vor sein Gericht Jan. 1110.
zu Rokycan. Hier nahm er Boriwoi samt seinem Neffen Wenzel, dem Sohn Wiprechts von Groitzsch, ohne Verhör gefangen und ließ sie mit Ketten belastet nach der Burg Hammerstein am Rhein führen und belehnte dann Wladislaw mit der böhmischen Herzogsfahne, wofür sich dieser zur Stellung von 300 wohlbewaffneten Rittern für den bevorstehenden Römerzug verpflichtete. Nun nahm sich aber der Polenherzog Boleslaw des gefangenen Boriwoi an und machte, begleitet von dem jüngeren Bruder desselben, Sobeslaw, einen Einfall in das böhmische Gebiet. Wladislaw, an dessen Hof sich der flüchtige Zbigniew befand, rückte dem Feinde entgegen. Nach einem kurzen Grenzstreit versöhnte man sich jedoch. Wladislaw behielt den böhmischen Thron, und die Schwester seiner deutschen Gemahlin reichte dem Polenherzog die Hand zum zweiten Ehebund. Den Bemühungen der beiden Frauen gelang es einen dauernden Frieden zwischen den Nachbarvölkern zu begründen. Die vertriebenen Fürsten Sobeslaw und 1111.
Zbigniew kehrten in die Heimat zurück und wurden in ihre Rechte und Besitzungen wieder eingesetzt. Aber zwischen Wladislaw und Sobeslaw dauerte das Mißtrauen fort. Der letztere

1113. ermordete den mächtigen Grafen Wacek, den Günstling des „Großherzogs", und floh zuerst nach Deutschland, dann wieder nach Polen. Unter Vermittelung Boleslaws kam jedoch zwei
1115. Jahre später eine neue Aussöhnung zu stande. Sobeslaw durfte zurückkehren und empfing
1116. von seinem Bruder große Besitzungen in Mähren. Auch Borivoi erhielt die Freiheit wieder, und so sehr war Wladislaw beflissen, jeden Haß aus dem Hause der Przemysliden zu tilgen, daß er einige Zeit mit dem Bruder die Herrschaft teilte, ja sich ihm in allen Dingen unterordnete. Borivois Schwager, Markgraf Leopold von Österreich, scheint die Versöhnung vermittelt zu haben, damit sie mit vereinten Kräften um so nachdrücklicher den feindlichen Angriffen der Ungarn, die wiederholt in Mähren und Österreich einfielen, begegnen könnten. Nach einigen Jahren löste sich jedoch das gute Verhältnis wieder, ohne daß die Ursache gemel-
2. Febr. 1124. det wird. Borivoi floh abermals aus dem Lande und starb im Exil in Ungarn. Sein Stamm scheint früh erloschen zu sein. Auch Sobeslaw geriet von neuem mit dem Bruder in Streit und mußte mehrere Jahre in der Verbannung zubringen. Erst als er hörte, daß Wladislaw in Wyschrad auf dem Sterbelager liege, eilte er zurück und erlangte unter Vermittelung seiner
16. April 1125. Mutter der Bruders Verzeihung und Einsetzung in seine Fürstenrechte. Bald darauf starb Wladislaw, ein hochherziger, tapferer und humaner Herrscher; und vier Tage später bestieg
Sobeslaw. 1125—1140. Sobeslaw den Fürstenstuhl in Prag. In der Schule des Unglücks und der Erfahrung war er zum Manne gereift, daher seine Regierung durch Kraft und Weisheit nicht minder ausgezeichnet war wie die seines Bruders. Doch mußte er die Herrschaft erst mit dem Schwerte erringen, als sein Vetter Ulrich aus dem mährischen Stamme Ansprüche erhob und von
1140. König Lothar Unterstützung erhielt. Bei Sobeslaws Tod erlangte seines Bruders Sohn, Wladislaw II., die herzogliche Würde. Er ist der Ahnherr des späteren Königstammes der Przemysliden.

3. Ungarn.

3. Ungarn. Ladislaus. 1077—1095. Zu derselben Zeit wurde auch Ungarn durch Thronkämpfe und Bürgerkriege verwirrt. König Salomo (S. 241) konnte den Verlust der Herrschaft nicht verschmerzen. Er flüchtete sich
1083. zuerst nach Deutschland, um von dem Kaiserhofe, wo seine Gemahlin weilte, Hilfe zur Wiedererlangung seiner Krone zu erbitten. Da aber bei der Lage des Deutschen Reichs keine Aussicht dazu vorhanden war und seine Gemahlin Judith (Sophie) ihn mit Abneigung behandelte, zog er wieder ab und gelangte nach vielem Umherirren in die Moldau zu dem kunischen Fürsten Kutesk. Diesen gewann er zu einem Kriegszug gegen Ungarn. Kutesk drang verheerend bis Munkacs vor, erlitt aber durch König Ladislaus bei Ungvar eine solche Niederlage, daß
1087. er mit den Trümmern seines Heeres eilends zurückkehrte. Salomo flüchtete nun zu den Petschenegen und verschwindet seitdem aus der Geschichte. Zwei Jahre später, als Ladislaus
1089. gerade mit der Unterdrückung eines Aufstandes in Kroatien beschäftigt war, erneuerten die Kunen ihren Einfall, zogen plündernd und verwüstend durch Ungarn und Siebenbürgen, erlitten aber von dem rasch herbeieilenden Ladislaus eine zweite Niederlage an der Temes. Was nicht fiel, wurde in Knechtschaft geführt; ein großer Teil derselben, der sich zur Annahme des Christentums bereit zeigte, wurde zwischen Theiß und Jazyba, im heutigen Jazygien angesiedelt. Ein zweiter Sieg des Königs über die in der Heimat zurückgebliebenen Kunen an der unteren Donau befreite Ungarn auf längere Zeit vor den Einfällen des wilden Volks.
1091. Darauf brachte Ladislaus die Kroaten zur Unterwerfung, nötigte sie zur Annahme der ungarischen Verfassung und Gesetzgebung, setzte seinen Neffen Almus als Statthalter ein und gründete zur Befestigung des Christentums das Bistum Agram. Auch in Ungarn war Ladislaus bemüht, das Heidentum vollends auszurotten. Dabei verfuhr er mit solchem Ernst, daß
1095. man ihm den Namen des „Heiligen" beilegte und daß die Kirchenversammlung von Piacenza ihn zum Anführer des christlichen Kreuzheeres ausersah, das nach Jerusalem ziehen sollte. An der Ausführung dieses ehrenvollen Auftrages wurde Ladislaus jedoch durch den Tod verhindert. Lange trauerte das ungarische Volk über diesen im Frieden und Krieg gleich ausge-

zeichneten gütigen und gerechten Fürsten. Sein Nachfolger **Koloman** (Kalmany), Geisas ältester Sohn, war, wenn auch körperlich mißgestaltet, ein Mann von Geist und Energie, der die Königsmacht durch zweckmäßige Verordnungen hob, das Gerichtswesen verbesserte, das Erbrecht und die königlichen Einkünfte ordnete und den Eingriffen Roms gegenüber das Recht der Krone über den Klerus wahrte. Koloman war gerade damit beschäftigt, Ungarns Herrschaft über Kroatien bis an das Adriatische Meer auszubreiten, als die Kreuzfahrer an der Donau erschienen und Durchzug begehrten. Er gewährte ihnen denselben, unter der Bedingung, daß sie sich alles Plünderns und jeder Gewaltthätigkeit enthielten. Wir werden später sehen, wie wenig diese Bedingung gehalten wurde und in welche Kämpfe und schwierige Lagen Ungarn und die Donauländer versetzt wurden. Ein Streit mit Herzog Almus, seinem Bruder, verwickelte Koloman in einen Krieg mit König Heinrich V., der sich des Flüchtlings annahm. 1108.
Aber nach der erfolglosen Belagerung von Preßburg zog Heinrich wieder ab, um seine Waffen gegen das polnische Schlesien zu tragen. Almus unternahm eine Pilgerfahrt nach Palästina; als er aber nach seiner Rückkehr eine weitverzweigte Verschwörung gegen Koloman anstiftete, 1112.
ließ ihn dieser nebst seinem jungen Sohne Bela blenden und in ein Kloster einschließen. Zwei Jahre später starb Koloman, ein kräftiger, aufgeklärter Fürst von heftiger Natur, der aber die Selbständigkeit des Reichs und die Macht der Krone gegen äußere und innere Feinde zu wahren verstand. Sein Sohn **Stephan II.**, ein Knabe von 13 Jahren, wurde sein Nachfolger. Als dieser nach einer vormundschaftlichen Regierung von mehreren Jahren das Zepter in die eigene Hand nahm, kamen schlimme Zeiten über das Land.

(Koloman. 1095–1114.) (Stephan II. 1114–1131.)

b. Die Jahre der Krisis.

Bald nach seiner Rückkehr aus Schlesien traf Heinrich großartige Anstalten zu einem Römerzug. Die Drohung seiner Gesandten in Chalons, daß der Investiturstreit in Rom entschieden werden würde, sollte in Erfüllung gehen. Doch suchte der König das gute Einvernehmen mit dem Papste solange als möglich zu erhalten. Zu dem Zweck schickte er vor seinem Aufbruch eine stattliche Gesandtschaft, an ihrer Spitze die Erzbischöfe von Köln und Trier und den 1109.
königlichen Kanzler Adalbert, nach Italien, um die Stimmung des Landes zu erforschen und den heiligen Vater für die Kaiserkrönung günstig zu stimmen. Sie fanden allenthalben eine freundliche Aufnahme und kehrten mit Geschenken und günstigen Zusagen zurück. Wenn sich der König als Sohn und Beschützer 1110.
der Kirche bewähren würde, lautete die Antwort des Papstes, so solle ihm die römische Krone zu teil werden. Die Berichte der Gesandten bestärkten Heinrich in seinem Vorhaben. Nachdem er um Ostern in Utrecht seine Verlobung mit Mathilde, der kaum fünfjährigen Tochter des englisch-normännischen Königs Heinrich I., gefeiert und die junge Braut durch den Erzbischof von Köln zur Königin hatte weihen lassen, betrieb er eifrig die Rüstungen, so daß er schon im August den Zug beginnen konnte. Noch nie hatte ein deutscher Herrscher solche Heeresmacht nach Italien geführt. Aus allen Gegenden des Reichs hatten sich die geistlichen und weltlichen Fürsten mit ihren Reisigen eingefunden; die Zahl der Ritter ohne das Fußvolk und die Knechte wird auf 30,000 angegeben. Auch gesetzeskundige Männer und Schreiber, unter ihnen der schottische (irische) Mönch **David**, dessen Geschichte jedoch nicht erhalten ist, begleiteten den Zug, um des

(Der Zug nach Italien. 1110.)

Königs Rechte mit juristischen und historischen Beweisgründen zu verfechten und seine Thaten zu verewigen. Während Heinrich selbst den großen St. Bernhard überstieg und von Westen her die lombardische Ebene durchschritt, den gutgesinnten und fügsamen Städten und Edlen ihre Freiheiten und Gerechtsame bestätigend, die widerspenstigen zum Gehorsam zwingend, drang ein anderer Zug

Okt. 1110. unter Bretislaw von Böhmen über den Brenner vor. Am Po vereinigten sich

Heinrich in Oberitalien. beide und lagerten, durch Zuzüge aus Italien verstärkt, in den Ronkalischen Feldern bei Piacenza. In unübersehbarer Weite dehnte sich das glänzende Heerlager über die Ebene hin, und wenn des Nachts die Fackeln leuchteten, die jeder Ritter auf des Königs Befehl vor seinem Zelte anzündete, mögen die Italiener mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt worden sein über die Macht und Größe eines Reiches, das nach einem mehr als dreißigjährigen Bürgerkriege solche Heerscharen ins Feld zu stellen vermochte! Die Städte des oberen Italiens hatten sich während der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst und der in Klerus und Adel herrschenden Zwietracht zu bürgerlicher Freiheit aufgeschwungen; ein stolzes Gefühl republikanischer Unabhängigkeit fing bereits an sich zu regen und seine Kräfte zu prüfen. Als sie aber die Macht des Königs sahen und der Brand von Novara zeigte, welches Schicksal dem Ungehorsamen bevorstehe, beugten sie sich und erkauften sich die Gunst des Gewaltigen durch dienstfertiges Entgegenkommen und durch Darbringung der gebotenen Lieferungen. Nur Mailand beobachtete ein zurückhaltendes Benehmen; es beeilte sich nicht, durch Dienstbeflissenheit dem deutschen Machthaber sich gefällig zu zeigen. Auch die Fürsten und Edlen des oberen Italiens brachten dem König ihre Huldigungen dar. Heinrich nahm sie gnädig auf, aber sein Hauptbestreben, die Markgräfin Mathilde auf seine Seite zu ziehen, die treueste Beschützerin des Papstes zur Bundesgenossin zu gewinnen, wurde nur unvollkommen erreicht. Die große Gräfin schickte zwar Boten mit Geschenken und Worten des Friedens, allein die schützenden Mauern des festen Canossa verließ sie nicht und lehnte eine persönliche Zusammenkunft mit dem König ab. Offenbar hegte Mathilde den lebhaften Wunsch, ihre alten Tage in Ruhe und Frieden zu verbringen, konnte sich aber nicht zu einem Bund entschließen, der möglicherweise gegen den Papst gerichtet war und sie am Abend ihres Lebens leicht zu einer ihrer ganzen Vergangenheit widersprechenden Politik führen konnte. Sie verharrte daher in einer zuwartenden neutralen Stellung und versprach alle Lehnspflichten zu erfüllen, nur nicht gegen den Papst. Viele deutsche Fürsten besuchten die hohe Frau in Canossa und kehrten voll Bewunderung zurück.

Heinrich V. und Paschalis II. Paschalis bemerkte nicht ohne Sorge das Nahen des Königs und sein festes und sicheres Auftreten. Die rauhe Jahreszeit hielt denselben nicht ab, die Apenninen zu übersteigen, um auch die etruskischen Städte auf seine Seite zu ziehen oder zu unterwerfen. Nachdem er das Weihnachtsfest in Florenz gefeiert, zog er über Perugia nach Arezzo. Von hier aus schickte er zu Anfang des neuen

Jahres eine ansehnliche Gesandtschaft nach Rom, um mit der Bürgerschaft wegen seines Einzuges, mit dem Papste wegen der Kaiserkrönung zu verhandeln und rückte selbst in langsamen Märschen bis Sutri, zwei Tage von Rom, vor. Der Papst war in schlimmer Lage. Da nahmen die Verhandlungen in Rom eine völlig überraschende Wendung. Paschalis II. sah, daß Heinrich entschlossen war mit Waffengewalt das volle Investiturrecht zu fordern: bei der Neutralität Mathildens von Tuscien, der Unthätigkeit der Normannen und der Unzuverlässigkeit des römischen Adels und Volkes befand sich der Papst in der peinvollsten Verlegenheit. Es blieb nur ein Ausweg: entweder mußte er das Investiturrecht dem König überlassen und damit die äußersten Forderungen der kaiserlichen Partei erfüllen oder aber den sonst unhaltbar gewordenen kirchlichen Standpunkt im Prinzipe dadurch wahren, daß er die kirchlichen Würdenträger zur Aufgabe der Regalien nötigte, in denen das Königsrecht beruhte. Der Gedanke war nicht absolut neu: denn was die politische Not des Augenblicks dem hilflosen Papste nahe legte, war vom dogmatischen Standpunkte und durch häretische Sekten schon lebhaft verfochten und die Forderung der apostolischen Armut war durch Wanderprediger schon in weiten Kreisen zur Anerkennung gebracht worden. Wenn aber jetzt Paschalis II. den königlichen Gesandten die überraschende Erklärung gab, der König möge die Regalien behalten, die Diener der Kirche sollten sich mit Zehnten und Opfern begnügen, ihr Amt fordere keine fürstlichen Rechte, so bedingte doch die Durchführung dieses Programmes eine vollständige Revolution. Denn die päpstlichen Fürstentümer waren die Säulen, auf denen nicht bloß das Kaisertum, sondern alle kirchlichen und weltlichen Zustände des Abendlandes, ja das Papsttum selbst beruhte. Es handelte sich hier also nicht um einen Bruch mit den Prinzipien eines Menschenalters, sondern mit der Tradition dreier Jahrhunderte, mit welcher alles Bestehende untrennbar verbunden schien. Selbst wenn es Paschalis II. mit der Durchführung dieses Programmes ganz und unbedingt Ernst war, so machten die kaiserlichen Gesandten doch mit vollem Recht die Unausführbarkeit desselben sofort geltend; denn es sei alsbald eine Erhebung der Kirche gegen ihr Oberhaupt zu fürchten. Zudem bestand ein großer Unterschied zwischen den Verhältnissen Deutschlands und denen Italiens: die italienischen Bischöfe hatten die ihnen zustehenden Hoheitsrechte im Laufe des Investiturstreits thatsächlich schon verloren, sie büßten nichts mehr ein. Die deutschen Bischöfe aber konnten sich gutwillig der Forderung des Papstes nicht fügen: konnte der Papst darauf rechnen sie zu zwingen? Dazu war um so weniger Aussicht, als Paschalis II., indem er eine so unerwartete Wendung machte, doch nicht handelte in Konsequenz eines großen Prinzips, im Dienste einer von der Kirche vertretenen großen Reformidee, sondern sich zu einer von früheren Päpsten und Konzilien wiederholt verworfenen ketzerischen Idee bekannte, — bekannte aus Verzweiflung, weil er ohne alle Mittel war, sich der drohenden Vergewaltigung durch den König zu entziehen. So kam am 4. Februar

4. Febr. 1111 ein Vertrag zu Stande, wonach Heinrich V. sich verpflichtete am Tage der Kaiserkrönung der Investitur für alle Zeit feierlich zu entsagen, Paschalis II. dagegen verhieß dem Reiche alles Kirchengut herauszugeben, die sich dessen weigernden Bischöfe zu bannen und dann Heinrich zum Kaiser zu krönen. Ohne Frage konnte man diesen Zugeständnissen zunächst nur einen theoretischen Werth beimessen; aber sie enthielten doch immerhin eine wichtige Annäherung zwischen bisher völlig unvereinbaren Gegensätzen. Zunächst gab damit das Königtum von seinem extremen Standpunkt in etwas nach. Bisher war nämlich von seiten der Kaiserlichen unter Kirchengut, das sie zuerst in ihren Streitschriften scharf von dem päpstlichen Amte geschieden hatten, alles den Kirchen Gehörige verstanden worden, mit alleiniger Ausnahme des Gotteshauses selbst und seiner Altäre, also nicht bloß die Immobilien, sondern auch die Oblationen, Zehnten und Privatschenkungen: in diesem Vertrage zuerst wurden die letzteren, d. h. die Mobilien als unmittelbares Kirchengut anerkannt und als solches bezeichnet, das demzufolge nicht zurückgegeben werden sollte. Auch das Papsttum that einen Schritt zurück, indem es den früher geleugneten Unterschied zwischen mittelbarem und unmittelbarem Kirchengut anerkannte und die Reichslehen dem ersteren zurechnete. Unfraglich war damit eine brauchbare Grundlage zu künftiger Verständigung gewonnen; zur Zeit aber war ein solcher Vertrag noch unausführbar, was namentlich auf Seiten des Königs klar erkannt worden zu sein scheint. Nachdem Heinrich in Sutri den Vertrag angenommen und beschworen (jedoch mit dem Vorbehalt, daß alle Bischöfe und Fürsten des Reichs ihre Zustimmung erteilten) und dann feierlich gelobt hatte, den Papst weder gefangen zu nehmen noch an Leib und Leben zu gefährden, zog er vor die Thore Roms und lagerte am Monte Mario. Die Vorsicht, womit man sich von beiden Seiten

11. Febr. 1111. gegen Verrat sicher zu stellen suchte, ist ein sprechendes Zeugnis von dem tiefwurzelnden Mißtrauen in den Gemütern. Wie zwei feindliche Mächte stehen sich Papst und König gegenüber: durch Eidschwüre, Bürgschaften und Geiseln suchen sie einander die Hände zu binden, daß nicht während der Friedensverhandlungen Arglist, Betrug oder Gewaltthat hereinbreche. Welche Verwilderung mußten die langjährigen Feindseligkeiten erzeugt haben, wenn man das weltliche Oberhaupt des Abendlandes schwören ließ, „den Oberpriester der Christenheit weder hinterlistig gefangen zu nehmen, noch am Leib zu verstümmeln oder zu ermorden!" Auch die römische Bürgerschaft argwohnte Verrat, als Heinrich die Gesetze Roms nur in deutscher Sprache beschwor.

Die Vorgänge in St. Peter. Dennoch wurde der König am 12. Februar von den Körperschaften und Schulen, von Geistlichen und Mönchen mit brennenden Kerzen und Kreuzen, von der Bürgerwehr mit ihren Feldzeichen und von einer mit Blumen und

12. Febr. Palmen geschmückten Volksmenge feierlich eingeholt und nach St. Peter geführt, wo ihn Paschalis, umgeben von vielen Kardinälen, Bischöfen und Hofbeamten, empfing und der König dem heiligen Vater beim Absteigen den Bügel hielt.

Wegen angeblichen Verrats der Römer aber betrat Heinrich die Kirche nicht eher, als bis dieselbe samt den umgebenden Befestigungen durch deutsche Ritter besetzt war. Ehe man dann zu der Krönung schritt, sollten die Verträge beschworen und ausgewechselt werden. Der König erklärte, daß es nicht in seiner Absicht gelegen, der Kirche die Regalien zu entziehen, daß er dazu durch die verlangte Verzichtleistung auf die Investitur gezwungen worden sei und somit die Schuld der Übereinkunft nicht ihm, sondern dem Papste zur Last falle. Paschalis dagegen verlas die Vertragsurkunde, kraft welcher die bisherige Laieninvestitur, die den höheren Klerus in weltliche Geschäfte, in Hof- und Kriegsdienste verflechte und darum auf mehreren Kirchenversammlungen untersagt worden sei, als unverträglich mit dem geistlichen Amt und Beruf in Zukunft aufzuhören habe, und daß dafür alle Rechte, Güter, Herrschaften und Besitzungen, welche seit Karl dem Großen vom Reiche der Kirche verliehen worden, demselben wieder zurückgegeben werden sollten. Nur diejenigen Gaben, Rechte und Güter, welche nicht zum Reiche gehörten, sollten der Kirche verbleiben. Kaum begriffen aber die Anwesenden die Tragweite dieses Vertrags, so erhob sich ein solcher Tumult und lautes Murren, daß der Papst nicht zu Ende lesen konnte. Der König hatte die Weigerung der Bischöfe vorausgesehen und deshalb die Verantwortlichkeit auf den Papst geschoben, zugleich aber die Gültigkeit seines Verzichts von deren Zustimmung abhängig gemacht, damit er nicht seinerseits die Investitur aus der Hand gebe und die Bischöfe und Äbte die Regalien dennoch festhielten. Daß der Papst an die Ausführung eines solchen Kompromisses geglaubt hat, ist schwer anzunehmen. Der an Macht und Glanz gewohnte Klerus sollte den Reichsgütern, den Städten und Burgen, den Zoll-, Markt- und Münzrechten, dem gräflichen Gerichtsbann und so vielen andern Hoheitsrechten, womit die Könige und Kaiser ihn im Laufe der Jahre reichlich ausgestattet, entsagen, damit die Kirche unabhängig von der weltlichen Macht dastehe und desto ungehemmter die geistigen und religiösen Güter pflegen könne! Eine solche Auffassung setzt einen idealen Standpunkt voraus, wie er nur in wenigen Auserwählten wohnt, dem aber die große Mehrheit auch damals fremd war. Gregor VII. hatte seine ganze Lebenskraft eingesetzt, der Kirche mit der Freiheit und inneren Erhebung auch die Herrschaft über die Welt und ihre Gewalten zu verleihen, und sein Nachfolger Paschalis hätte ein Prinzip durchführen sollen, welches der Kirche zwar eine höhere sittliche Macht verliehen, sie aber zugleich in Abhängigkeit von den ungezügelten Kräften und Leidenschaften eines rohen Zeitalters gebracht hätte? Zwar wäre ja auch nach der Herausgabe der Krongüter die Kirche noch nicht zur apostolischen Armut herabgestiegen, die Bistümer und Abteien besaßen noch beträchtliche Eigengüter, und die Zehnten und Opfergaben waren ergiebige Einnahmsquellen. Aber der fürstliche Rang, die politische Machtstellung, der Einfluß bei Hof und im Krieg wäre verloren gewesen. Und wie hätte der Klerus in jener Zeit des Faustrechts und der Selbst-

Bedenken gegen die Verträge.

hilfe ohne weltliche Mittel, ohne Kriegsmannschaften und Vasallen den feindlichen Gewalten, den ritterlichen Raubscharen widerstehen können? Diese Verhältnisse traten den in der Peterskirche versammelten geistlichen Würdenträgern alsbald vor die Seele und erfüllten sie mit Ingrimm gegen einen Papst, der sie durch eine unüberlegte Übereinkunft in eine so bedrängte Lage setzte, der während er mit landesväterlicher Sorgfalt für das Erbe des heiligen Petrus bedacht war und diesem die Gültigkeit aller Schenkungen vorbehielt, auf ihre Kosten Großmut und Entsagung übte, der Kriegsdienste und weltliche Geschäfte für unvereinbar mit dem geistlichen Stand erklärte, dem apostolischen Stuhl aber das zeitliche Regiment sorgfältig zu wahren suchte. Und ebensowenig wollten davon Ritter und Fürsten wissen, die in ihren reichen Kirchenlehen bedroht waren.

Verhaftung des Papstes.

Der Sturm des Unwillens unterbrach die Verlesung der Verträge und machte die Beschwörung derselben unausführbar. Von ihr war königlicherseits thatsächlich auch nicht mehr die Rede. Vielmehr zog sich Heinrich mit den Fürsten angeblich zu einer Beratung zurück, Paschalis aber, der seinen Verpflichtungen nachgekommen zu sein meinte, verlangte nun den Verzicht des Königs auf die Investitur. Während der Verhandlungen darüber erklärten etliche deutsche Bischöfe die verlesene päpstliche Urkunde geradezu für unkirchlich und forderten ihre Rücknahme. Paschalis verteidigte sie: es herrschte ein wirres Durcheinander und Streiten. Von den Kardinälen rieten einige zur Nachgiebigkeit und zum Vollzug der Kaiserkrönung, denn inzwischen brach bereits die Abenddämmerung herein. Davon aber wollten die Bischöfe nichts wissen, ehe nicht die anstößige Urkunde vernichtet sei. Von dem in Aussicht genommenen Eide des Königs vor der Krönung war so überhaupt nicht mehr die Rede. Als Paschalis die von neuem geforderte Krönung aber entschieden verweigerte, da ließ der König, aufgereizt von einigen heftigen deutschen Prälaten, den Hochaltar mit Bewaffneten umstellen und den Papst in Haft nehmen. Ein furchtbarer Tumult folgte diesem Auftritt: Angstgeschrei, Waffengetöse und wilde Verwirrung füllten den heiligen Raum. Schon brach die Nacht herein, als man den Papst in ein nahes Hospiz brachte und dem Patriarchen von Aquileja zur Bewachung übergab. Auch viele der anwesenden Kardinäle und Geistlichen wurden gefangen weggeführt. Auf Norbert, den Kaplan des Kaisers, machte der Vorgang einen solchen Eindruck, daß er sich in der Kirche vor dem Papste auf die Knie warf und dann seinen Schmerz in einer Wildnis verbarg. Er wurde in der Folge der Gründer des Prämonstratenserordens.

Der Kampf vor St. Peter.

Als durch zwei flüchtige Kardinäle die Kunde von dem Geschehenen unter den Bürgern verbreitet wurde, entstand eine furchtbare Aufregung. Noch während
13. Februar. der Nacht wurden einzelne Deutsche, die sich in die Stadt gewagt hatten, ermordet. Mit Anbruch des Tages stürzte das Volk in die Leostadt, die Gefangenen zu befreien. Da warf sich der König noch kaum angekleidet auf sein Roß und sprengte die Marmorstufen hinab in das Kampfgewühl. Fünf Römer

erlagen unter den Stößen seiner Lanze, da fiel er selbst verwundet vom Pferde und wäre umgekommen, hätte nicht ein Mailänder Graf ihn mit Aufopferung seines eigenen Lebens gerettet. Nun entbrannte ein furchtbarer Kampf; nie stritten die Römer mit solchem Mute; nur der Zuruf des verwundeten Königs hemmte die beginnende Flucht der Deutschen. Den ganzen Tag über dauerte das Gefecht; erst als frische Truppen aus dem Lager herbeikamen, neigte sich gegen Abend der Sieg auf die Seite der Deutschen. Unter dem Schutze der Engelsburg, welche nicht erobert werden konnte, flüchteten sich die Geschlagenen über die Tiberbrücke nach der Stadt; aber groß war die Zahl der Leichen, welche den Platz vor St. Peter bedeckten oder den Fluß hinuntertrieben.

Heinrich in der Campagna. Hilflose Lage des Papstes.

Noch zwei Tage blieben die Kaiserlichen unter den Waffen; als sich aber Heinrich überzeugte, daß er die von dem Kardinal von Tuskulum zum Kampf begeisterten Römer weder bezwingen, noch zur Übergabe der Stadt nötigen könne, ließ er in der Nacht vom 15. zum 16. Februar die Zelte abbrechen und zog in das Sabinische, den Papst und 16 Kardinäle mit sich fortführend. Die Chronisten ergehen sich in Schilderungen über die Grausamkeit der Deutschen, welche Priester und edle Römer an Stricken hinter sich hergezogen hätten, von ihren Rossen herab die Säumigen mit ihren Lanzenschäften zum eiligen Fortschreiten auf den kotigen Straßen antreibend! — So vergalt der fünfte Heinrich, den einst die päpstliche Partei zu ihrem Rüstzeug gegen den Vater erkoren, die Schmach von Canossa mit einem gleich entehrenden Gegenschlag. Es war die Nemesis der Geschichte, welche jede Überhebung straft. Die Christenheit sah ruhig zu, wie der deutsche Herrscher das kirchliche Oberhaupt von Burg zu Burg schleppte, wie er in Verbindung mit den tuskulanischen Grafen zwei Monate lang das Patrimonium Petri mit Feuer und Schwert verheerte. Die Gräfin Mathilde mochte kummervolle Tage auf ihren Burgen verleben, aber sie traf keine Anstalten zur Erlösung der Kirche aus den Banden der Knechtschaft; Boten auf Boten eilten nach Apulien, um die normännischen Fürsten an ihre Lehnspflichten zu erinnern und zum Schutze des Stuhles Petri herbeizurufen; der plötzliche Tod des Herzogs Roger und seines Bruders Boemund erfüllte die Normannen mit Bestürzung und lähmte ihren Arm; wenn die langobardische Bevölkerung Unteritaliens sich gegen ihre Unterdrücker erhob und von dem Kaiser und seinen Verbündeten unterstützt ward, konnte die Fremdherrschaft leicht gestürzt werden. Darum kehrten die 300 Ritter, welche Robert von Capua, um den Schein der Dienstpflicht zu retten, ins Feld gesandt hatte, schnell wieder um, und normännische Gesandte eilten in des Königs Lager mit Freundschafts- und Friedensversicherungen. Ja der Papst selbst hatte so sehr alles Vertrauen in seine Sache verloren, daß er sich mit ruhiger Resignation in sein Schicksal ergab und den schweren Frevel, der in seiner Person dem apostolischen Stuhl und der gesamten Christenheit zugefügt worden, nicht einmal mit dem Bannfluche auf das schuldige Haupt ahndete.

Vergleich und Krönung. Umsonst hatte indessen Heinrich gehofft, die Römer würden durch die Verwüstung ihres Gebietes auf andere Gedanken gebracht werden; sie widerstanden seinem Golde wie seinem Eisen; erst wenn der Papst und die Kardinäle in Freiheit gesetzt wären, sollten ihm die Thore geöffnet werden. Auch Paschalis wollte von keiner Nachgiebigkeit hören. Der König kam in Verlegenheit; im Zorne soll er allen Gefangenen den Tod gedroht haben. Endlich aber wurde der Widerstand des Papstes doch gebrochen. Bestürmt von den geistlichen und weltlichen Großen und von den Bürgern der Stadt, hinsichtlich der Investitur mit den Regalien nachzugeben, rief er endlich seufzend aus: „Für den Frieden und die Freiheit der Kirche muß ich thun, was ich um meines Lebens willen niemals gethan hätte." Am Anio, der das deutsche Heerlager von den Römern
11. April 1111. schied, kam ein Vergleich zu stande. Der Papst versprach, die Einsetzung der frei und ohne Anwendung von Bestechung oder Drohung gewählten Bischöfe und Äbte durch den König zu gestatten, das erlittene Unrecht zu vergeben, Heinrich nie mit dem Banne zu belegen, ihn in herkömmlicher Weise zum Kaiser zu krönen und ihm im Reich und Patriziat Beistand zu leisten. Dafür gelobte der König, den Papst und alle Gefangenen und Geiseln zur bestimmten Zeit freizulassen und nach Trastevere zu geleiten, die päpstlich Gesinnten nicht zu schädigen, der Stadt und Umgegend Frieden und Sicherheit zu gewähren und der Kirche ihre Güter zurückzustellen. Vierzehn Bevollmächtigte beschworen auf beiden Seiten die Erfüllungen des Vertrags. So hatte denn Heinrich eine Urkunde in Händen, welche alle bisherigen Investiturverbote umstieß. Er eilte nun mit dem Papste, welchen er, wie der Erzvater Jakob den mit ihm ringenden Engel, nicht eher losließ bis er ihm den Segen erteilt, abermals nach der Leostadt, wo er
13. April 1111. alsbald mit der Kaiserkrone und mit den Insignien des Patriziats geschmückt ward. Aber die Feier entbehrte der freudigen Erhebung, die sonst mit dieser Zeremonie verbunden war. Die Römer hielten die Thore verschlossen und gestatteten dem Gebieter nicht den Einzug in ihre Stadt. Während Paschalis in den Lateran zurückkehrte, von dem jubelnden Volke als Märtyrer gefeiert, zog Heinrich mit dem erzwungenen Investiturvertrag und den römischen Geiseln nach Tuscien ab und trat dann, nachdem er noch der Gräfin Mathilde auf ihrer Burg Bianello bei Canossa einen Besuch abgestattet und voll Bewunderung über ihre Würde und Weisheit von ihr geschieden, über Verona den Rückzug nach Deutschland an.

Große Erfolge hatte Heinrich während seiner neunmonatlichen Anwesenheit in Italien gewonnen: aber die Rücksichtslosigkeit seines Auftretens hatte den Italienern die Fremdherrschaft auch recht fühlbar gemacht. Die Rechte Roms hatte Heinrich deutsch beschworen, mit Mathilde von Tuscien deutsch gesprochen, deutsche Bischöfe besorgten die italienische Kanzlei. Italien war behandelt wie eine eroberte Provinz. Aber es herrschte allgemeiner Gehorsam: Bischöfe, die sich dessen bisher geweigert, nahmen aus Heinrichs Hand die Investitur, Klöster der strengsten kirchlichen Richtung erbaten von ihm die Bestätigung ihrer Privilegien, durchweg wurden die kirchlichen Angelegenheiten nach dem Willen des Kaisers und zum Vorteil des

Reiches geordnet. Auch in Deutschland herrschten infolgedessen endlich Ruhe und Frieden: im Gefühle der Sicherheit atmete man wieder auf und ein neues Erblühen schien zu hoffen. Doch hatte das noch keinen langen Bestand. Denn nur der Papst war besiegt, nicht die hierarchische Partei und nicht der Gregorianismus: dieser erhob sich ohne, ja zum Teil gegen den Papst von neuem, zunächst in Italien, dann in Burgund.

Kaum fühlte sich Rom frei, so änderte sich die Stimmung. Die strenge Partei, an ihrer Spitze Bruno von Segni, Abt von Monte Cassino, und die Kardinäle, die nicht mit in der Gefangenschaft gewesen, überschüttete den Papst mit Vorwürfen, daß er die Rechte der Kirche preisgegeben, beschuldigte ihn der Ketzerei und verlangte den Widerruf des Vertrags und die Exkommunikation des Kaisers, des Räubers und Unterdrückers der Kirche. Als Paschalis und sein Anhang den Forderungen der Zeloten nicht willfahrten, stieg die Erbitterung auf solche Höhe, daß eine neue Kirchenspaltung auszubrechen drohte. Der unglückliche Papst, dem die Willenskraft Gregors fehlte, beklagte sein Geschick in der Einsamkeit und suchte reuevoll nach einem Ausweg aus der bedrängten Lage. Er wünschte die verlorne Investitur der Kirche wieder zu gewinnen, wie sollte er aber ohne Treubruch über den feierlich beschwornen Vertrag wegkommen? Die kirchlichen Eiferer fanden jedoch Mittel und Wege. Sie überzeugten ihn, daß der Kaiser ihm Gewalt angethan und daß ein erzwungener Eid keine Gültigkeit habe. Paschalis ließ sich überreden. Er schickte einen Legaten nach Deutschland mit der Aufforderung an Heinrich, der Kirche ihr Recht zurückzugeben. Als dieser mit Unwillen abgewiesen ward, berief der Papst eine Kirchenversammlung (18. März 1112.) in den Lateran. Hier schilderte er die Umstände, durch welche er zum Abschluß des Vertrags gebracht worden sei, erklärte die Zulassung der Laien-Investitur für eine verwerfliche That, bekannte sich zu den Grundsätzen, welche Gregor VII. und Urban II. darüber festgesetzt, und stellte es schließlich, da er, durch den geleisteten Eid gebunden, selbst den Kaiser weder bannen, noch wegen Besetzung der Bischofstühle belästigen werde, der Versammlung anheim, welche Entscheidung sie treffen wolle. Diese erklärte das abgedrungene Investiturrecht für ungültig, da es von der Kirche schon mehrmals verworfen worden sei. Der Papst ließ die Bischöfe gewähren, so demütigend es auch für ihn sein mußte, die Entscheidung in einer so wichtigen Angelegenheit in die Hände der Synode zu legen.

Aber diese passive Haltung stellte die hierarchische Partei nicht zufrieden. Im (Parteiung in der Kirche.) ganzen christlichen Abendlande erhoben sich Stimmen des Unwillens über die schlaffe Disziplin. Erzbischof Guido von Vienne, der päpstliche Legat in Gallien, (Okt. 1112.) ließ durch einen Konzilbeschluß die Investitur durch Laienhand als Häresie erklären, belegte Heinrich V. als „zweiten Judas" mit dem Anathem und verlangte von Paschalis die Bestätigung dieser Beschlüsse, sonst würde er ihm den Gehorsam verweigern. Als der byzantinische Kaiser, Alexius der Komnene, dem Papst und den Römern sein Beileid über die erlittene Schmach bezeugen ließ, ergriffen die Eiferer begierig die Gelegenheit zu einer Demonstration, indem

sie durch eine feierliche Gesandtschaft die alten Gelüste der Griechen nach der römischen Kaiserkrone wieder zu beleben suchten. So haderten in der Kirche Haupt und Glieder. Nur der Besonnenheit der Gemäßigten war es zu verdanken, daß die Zwietracht und Parteiwut nicht wieder die Höhe erreichte wie unter Heinrich IV. und noch eine Pforte der Verständigung offen blieb.

Aufruhr im Reich. Sieg des Kaisers. 1113. Auch in Deutschland herrschten wieder Aufruhr und Bürgerkrieg; wenn es gelang, den religiösen Fanatismus gegen Heinrich V. zu entflammen, so war die Wiederkehr der alten Anarchie und des wilden Fehde- und Faustrechts unvermeidlich. In Sachsen und Thüringen nämlich hatte sich der Kaiser durch rücksichtsloses Eingreifen in die Erbverhältnisse einiger Fürstengeschlechter und durch strenge Geltendmachung der Reichs- und Königsrechte viele Feinde zugezogen. Nicht nur Lothar von Supplinburg, der Sohn des in der Schlacht bei Hohenburg gefallenen Gebhard (S. 286), ein durch Reichtum, Bildung und Rechtschaffenheit ausgezeichneter Fürst, dem Heinrich V. beim Erlöschen des Mannsstammes der Billunger durch das kinderlose Absterben des Herzogs Magnus im August 1106 das Herzogtum Sachsen verliehen hatte, sondern auch die Verwandten Ulrichs von Weimar, des letzten Sprößlings des Orlamündischen Grafenhauses, insbesondere Pfalzgraf Siegfried bei Rhein, Sohn Albrechts von Ballenstedt, Wipprecht von Groitzsch und Ludwig von Thüringen, erhoben die Waffen gegen den Kaiser und waren erfreut, in der römischen und französischen Geistlichkeit eine mächtige Bundesgenossenschaft und in dem Bannfluch der Vienner Synode einen Vorwand zum feindlichen Angriff zu finden. Machte doch derselbe auf den kaiserlichen Kanzler und vertrauten Ratgeber Adalbert, den Heinrich aus der Niedrigkeit erhoben und durch Ring und Stab mit dem Erzstift Mainz belehnt hatte, solchen Eindruck, daß er von seinem Freund und Wohlthäter abfiel und mit dessen deutschen und italienischen Gegnern in Verbindung trat, bis er auf Schloß Trifels in Gewahrsam gebracht ward. Der Sieg,
21. Febr. 1113. welchen Heinrichs trefflicher Feldherr Hoyer von Mansfeld bei Warnstädt, unweit Quedlinburg, davontrug, zersprengte zwar den feindlichen Waffenbund auf einige Zeit, indem er die meisten der verbündeten Fürsten in die Gewalt des Kaisers lieferte und den Pfalzgrafen Siegfried ins Grab stürzte; aber die Härte und Rücksichtslosigkeit, womit der strenge Gebieter seine Widersacher behandelte, führte zu neuen Schilderhebungen und mehrte und stärkte den Widerstand. Als
7. Jan. 1114. Heinrich im Januar in Mainz seine Vermählung mit der englischen Königstochter mit einer bis dahin nie gesehenen Pracht feierte, konnte sich sein stolzes Herz an der Dienstbeflissenheit der Fürsten und Herren erfreuen, die sich in großer Menge einfanden, um ihre Huldigungen darzubringen. Lothar warf
Feinde ringsum. sich als Büßender vor ihm nieder und flehte um Gnade. Aber schon im Juli,
1114. 1115. als der Kaiser zu einer Heerfahrt wider die seeräuberischen Friesen rüstete, empörten sich aufs neue mehrere unzufriedene Fürsten geistlichen und weltlichen Standes, vor allen der habsüchtige Erzbischof Friedrich von Köln, der wilde

Graf Friedrich von Arnsberg, Gottfried von Löwen, derselbe, dem einst der König das Herzogtum Niederlothringen übergeben, sowie jener Heinrich von Limburg, dem er es entrissen hatte. Ein wechselvoller Krieg, in dem besonders die Kölner Bürgerwehr durch Mut und Tapferkeit hervorleuchtete, durchtobte wieder die schönen Fluren des Rheins. Die Kölner führten des Königs Verbündeten, Herzog Berthold von Zähringen, gefangen in ihre Stadt. Bald verbreitete sich der Aufruhr auch über Sachsen, wo Lothar mit den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt, mit dem Sohne Wiprechts von Groitzsch und mit anderen Fürsten und Rittern einen neuen Bund gegen den Kaiser geschlossen und sich mit den rheinischen Aufständischen vereinigt hatte. Heinrich zog alsbald wider 1115. sie aus. Er verwüstete Halberstadt, eroberte Braunschweig, das Erbe von Lothars Gattin, und traf bereits Anstalten ganz Sachsen zu unterwerfen, als das kriegerische Ungestüm seines Feldhauptmanns Hoyer von Mansfeld ihn um alle Vorteile brachte. Begierig, den herzoglichen Stuhl in Sachsen, den der Kaiser ihm zugesagt, zu verdienen, stürzte sich der tapfere Graf an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft in die Reihen der Feinde, erlag aber am Welfs- 11. Febr. 1115. holze bei Mansfeld dem Schwerte des jüngeren Wiprecht von Groitzsch. Viele tapfere Ritter teilten sein Schicksal. Dieser Unfall hob den Mut der Aufständischen. Der Bann, den der päpstliche Legat in Frankreich wiederholt und sogar in der Kirche des heil. Gereon zu Köln verkündet hatte, führte viele Bischöfe und weltliche Herren auf ihre Seite und von neuem sah man das Reich gespalten in eine kaiserliche und päpstliche Partei. Als Heinrich, gedrängt von der Mainzer Geistlichkeit und Ritterschaft, den gefangenen Erzbischof Adalbert in Freiheit setzte, erhielt die Gegenpartei einheitliche Leitung durch diesen klugen und unternehmenden Mann, der „die Hölle im Herzen, den Himmel im Munde führte", der einst des Kaisers volles Vertrauen besessen und ihn nun mit seinen eigenen Waffen bekämpfte. Nur wenige Fürsten, unter ihnen das Hohenstaufische Brüderpaar Konrad und Friedrich und Herzog Welf von Bayern, hielten treu bei dem Kaiser aus. Aber seine eigene Energie und durchgreifende Persönlichkeit war die stärkste Wehr und Waffe.

c. Das Wormser Konkordat und Heinrichs V. Ausgang.

Noch war der Streit nicht ausgetragen, so warf der Tod der großen Die Mathildische Erbschaft. 24. Juli 1115. Gräfin Mathilde einen neuen Zündstoff in die gährende Masse. Sie hatte die Schenkungsakte, wodurch sie zur Zeit Gregors VII. ihre Güter dem römischen Stuhle zugewandt, im Jahre 1102 zu Canossa erneuert. Da aber in der Urkunde jede genauere Begrenzung fehlte, so erhob sich jetzt die Streitfrage, was von ihren Besitzungen Reichslehen, was Allodialgut sei. Die Güter waren so lange in denselben Händen vereinigt gewesen, daß die Abgrenzung sehr schwierig war. Kaiser und Papst nahmen daher das Ganze in Anspruch, bis festgestellt sein würde, was dem Reiche und was dem römischen Stuhle gehöre. Die Ent-

scheidung war von der größten Wichtigkeit. „Wenn die Päpste, welche Süditalien zu einem Fahnenlehen St. Peters gemacht hatten, sich auch in Besitz der Güter Mathildens setzten, vielleicht auch ihre Reichslehen sich übertragen ließen, so leistete ihnen wirklich fast ganz Italien Vasallenpflicht und das märchenhafte Geschenk Konstantins wurde fast zur Wirklichkeit.“

Heinrich V. und Paschalis II. 1116. Unter diesen Umständen beschloß Heinrich abermals über die Alpen zu ziehen. Er übertrug die deutschen Angelegenheiten den Hohenstaufischen Brüdern und begab sich mit seiner Gattin und einem Gefolge von Fürsten und Bischöfen nach Venedig, wo er bei dem Herzog Ordelaffo Faletro, seinem Bundesgenossen, ehrenvolle Aufnahme fand. Um zunächst den Papst und das römische Volk zu versöhnen, ließ er durch eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze Abt Pontius von Clugny stand, dem heil. Vater sein Bedauern aussprechen, daß ihm der Vertrag so viele Unannehmlichkeiten bereitet. Paschalis beharrte auf März 1116. der befolgten Politik der Zurückhaltung. Auf einer Synode im Lateran verdammte er noch einmal das dem Kaiser erteilte Privilegium der Investitur mit einem feierlichen Anathem wider alle, die es für gültig halten würden, weigerte sich aber standhaft, Heinrich zu bannen, trat jedoch der Exkommunikation seiner Legaten nicht entgegen und duldete, daß Erzbischof Jordan von Mailand den Bann gegen den Kaiser in der Hauptkirche seiner Stadt verkündigte. Er verlangte, daß sich der Kaiser dem Urteil eines Konzils unterwerfe. Allein Heinrich wußte, daß er von einer Versammlung italienischer Kleriker keinen günstigen Bescheid zu erwarten hätte. Aufstände in Rom. 1116. 1117. Wie aber so häufig in Rom, wurde auch diesmal die vorsichtige Politik des Papstes durch einen Volksaufstand durchkreuzt. Als kurz vor Ostern der Stadtpräfekt Petrus starb, wollte Paschalis das wichtige Amt einem Sohne des Pier Leone, eines reichen Mannes von jüdischer Abstammung, übertragen; dem widerstrebte aber das römische Volk, das den übermütigen Emporkömmling haßte, und stellte den jungen Sohn des Verstorbenen als Präfekten auf. Der Parteikampf wuchs mit jedem Tag; das Osterfest wurde durch Straßentumulte und Szenen roher Ausgelassenheit entweiht; der Turm des Pier Leone in der Nähe des Marcellustheaters wurde gebrochen. Der Graf von Tuskulum, Bruder des Präfekten Petrus, nahm sich seines Neffen an und ein großer Teil des Landadels der Campagna trat auf dessen Seite. Der Papst sah sich mehrmals genötigt Rom zu verlassen. Fast ein ganzes Jahr dauerte der Faktionskrieg; Paschalis, „einem rastlos gejagten Wilde gleich“, war bald im Lateran, bald auf der Flucht.

Der Kaiser in Rom. 1117. Kaiser Heinrich, von dieser Lage der Dinge unterrichtet, glaubte, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, durch sein persönliches Auftreten in Rom den Papst noch einmal zu seinem Willen zu zwingen. Er brach daher von Oberitalien auf und gelangte gegen Ostern in die Nähe von Rom. Allein wie sehr er sich das Ansehen zu geben suchte, daß er nicht als Feind der Kirche komme, sondern um in Demut eine Ausgleichung des Investiturstreits zu suchen, Paschalis wollte

nicht zum zweitenmal sich der Gefahr einer Gefangennehmung aussetzen. Er floh nach Monte Cassino und Benevent unter den Schutz der Normannen. Die Römer empfingen den Kaiser mit Jubel und festlichen Aufzügen, an denen sich jedoch kein Kardinal oder Bischof beteiligte. Heinrich feierte Ostern mit großer Pracht, nachdem der ehrgeizige Burdinus, Erzbischof von Braga in Portugal, als päpstlicher Legat sich hatte bereit finden lassen, die herkömmliche Kaiserkrönung zum Fest in St. Peter zu vollziehen, und suchte dann durch Geld und Gunsterweisungen Volk und Adel zu gewinnen. Er bestätigte den jungen Peter im Amt, gab dem Grafen Ptolemäus von Tuskulum seine natürliche Tochter Bertha in die Ehe und beschenkte ihn und sein ganzes Geschlecht mit Gütern und Ehren. Dagegen gelang es ihm nicht, den hohen Klerus zu versöhnen. Wie sehr er in einer Versammlung, der auch einige Kardinäle anwohnten, in hochtönenden Worten den Segen der Eintracht zwischen Kirche und Staat pries und die Wirkungen schilderte, welche ein dauernder Friede der beiden Häupter der Christenheit für die ganze Welt zur Folge haben würde, da er sich weigerte, das Privilegium der Investitur aufzugeben, so kam kein Vergleich zu stande. Als der Kaiser gegen Pfingsten nach Toscana zog, gelang es dem Papste unter dem Beistande einiger Normannenscharen und der befreundeten Familie Colonna wieder in Rom einzuziehen. Er schloß den Erzbischof Burdinus von der kirchlichen Gemeinschaft aus und traf bereits Anstalten, den Präfekten und die Häupter der kaiserlichen Partei in St. Peter zu belagern, als der Tod seinem wechselvollen Leben ein Ende machte. Mit der Ermahnung an die Kardinäle, einträchtig zu bleiben und den „Anmaßungen" der Deutschen zu widerstehen, schied Paschalis II. aus der Welt. Da der Vatikan sich noch in der Gewalt der Gegner befand, so wurde er im Lateran beigesetzt. Gleich nach seiner Beerdigung versammelten sich die Kardinäle in einem Benediktinerkloster auf dem Palatin und wählten heimlich, um die Wahlfreiheit vor jeder Einmischung des Kaisers und seiner Partei zu wahren, den Kardinal Johannes von Gaeta, einen Geistlichen von erlauchter Familie und wissenschaftlicher Bildung. Er hatte sich in der Benediktinerschule zu Monte Cassino Beredsamkeit und einen eleganten Stil und mancherlei Kenntnisse erworben, so daß er von Urban II. und Paschalis, denen er in guten und schlimmen Tagen in Treue zugethan war, mit wichtigen Kirchenämtern betraut worden war. Er wurde als Gelasius II. einstimmig zum Papst ausgerufen, nahm aber nur mit Widerstreben die Tiara an, die seit dem Tode Gregors VII. zur Dornenkrone geworden war. Kaum hörte Frangipani, einer der mächtigsten Führer der kaiserlichen Partei, was in der Nähe seiner Wohnung vorgefallen, so brach er mit Bewaffneten in die Klosterkirche ein, wo die Kardinäle im Konklave versammelt waren. Während er selbst den Greis bei der Kehle faßt, ihn zu Boden wirft und nach rohen Mißhandlungen in sein Haus schleppt, dringen seine Begleiter auf die Kardinäle ein, binden sie mit Stricken und setzen den Fliehenden nach. Die Kunde von dieser

Tod Paschalis II. 21. Jan. 1118.

Neue Papstwahl.

Frevelthat rief Volk und Adel unter die Waffen. Die Milizen der zwölf Regionen zogen unter Führung des Präfekten vor das Haus Frangipanis, erzwangen die Freilassung des Gefangenen und führten ihn unter allgemeinem Jubel in den Lateran, wo er die Huldigungen des Volkes empfing.

Gelasius in Gaeta. Burdinus Gegenpapst.

Aber Gelasius sollte bald alle Bitterkeiten empfinden, die damals mit der Ehre des Papsttums verbunden waren. Als die Boten Frangipanis die Nachricht in das kaiserliche Lager am Po brachten, daß Paschalis gestorben und ein neuer Papst gewählt sei, brach Heinrich, dem alles darauf ankam, gerade jetzt das kaiserliche Bestätigungsrecht der Papstwahl zu behaupten, in Eilmärschen nach Rom auf, so daß er schon in der Nacht des 2. März vor den Mauern der Stadt eintraf. Der neue Kirchenfürst, der schon einmal als Schicksalsgefährte des Paschalis die Leiden der Gefangenschaft erduldet, wollte sich nicht zum zweitenmal derselben Gefahr aussetzen. Er entfloh mit den Kardinälen und vielen Bischöfen auf zwei Schiffen stromabwärts, um sich hinter den schützenden Mauern seiner Vaterstadt Gaeta zu bergen; aber nur mit Mühe und Not entgingen die Flüchtigen den Stürmen und Gefahren einer aufgeregten Natur und den Wurfgeschossen der Deutschen, die am Ufer den Galeeren nachsetzten. In Gaeta, wo viele Bischöfe und Grafen aus Unteritalien sich ehrfurchtsvoll um das bedrängte Kirchenhaupt scharten, faßte Gelasius neuen Mut. Er lehnte die Aufforderung Heinrichs, sich mit seiner Zustimmung in St. Peter weihen zu lassen, ab mit der Erklärung, er werde zur Entscheidung des schwebenden Streites auf nächsten Herbst ein Konzil nach Mailand oder Cremona einberufen, zwei Städte, die damals dem Kaiser feindlich gesinnt waren. Diese Antwort erregte nicht minder den Unwillen der Römer, welche darin die Absicht erkannten, den Sitz des Papsttums nach der Lombardei zu verlegen, als sie den Kaiser zum Zorn reizte. Die kaiserlichen Rechtsgelehrten, an ihrer Spitze der gefeierte Werner oder Irnerius von Bologna, legten die Konstitutionen über die Papstwahl in der alten Weise aus, wonach dem Kaiser eine Mitwirkung und Bestätigung zustand. Gestützt auf diesen Ausspruch wurde jener Erzbischof Burdinus von Braga, der schon früher zur deutschen Partei gehalten, als Gregor VIII. zum Papst gewählt und geweiht und von Heinrich nach dem Lateran geführt.

10. März 1118.

Neue Spaltung in Kirche und Reich.

Gelasius II. erklärte auf einer Kirchenversammlung zu Capua diese Wahl für ungültig, sprach über Heinrich und Gregor VIII. den Kirchenbann aus und machte dies in einem Sendschreiben voller Schmähungen und ungerechter Vorwürfe der gesamten Christenheit bekannt. Zugleich schickte er sich an, mit normännischen Hilfstruppen seine Gegner aus Rom zu vertreiben. So war denn Reich und Kirche aufs neue gespalten, und die trüben Tage Heinrichs IV. schienen wiederzukehren. Aber die Persönlichkeiten waren verschieden. Gelasius besaß nicht den Herrschergeist seines großen Vorgängers, während Heinrich V. an Klugheit, Energie und Entschlossenheit dem Vater überlegen war. Die nor-

männischen Fürsten trugen keine Lust, den Kampf Robert Guiscards wieder aufzunehmen. Sie geleiteten ihren geistlichen Lehnsherrn nur bis Monte Cassino und kehrten dann um. Bald riefen auch den Kaiser die deutschen Angelegenheiten ab. Nachdem er noch Pfingsten in Rom gefeiert und in Tuscien einen neuen Markgrafen eingesetzt, trat er den Rückzug über die Alpen an. Jetzt erst schlich sich Gelasius als ärmlicher Pilger durch die Campagna und nahm, da der Gegenpapst und die kaiserliche Partei den größten Teil der Stadt und des Volkes für sich hatten, seinen Sitz in einem abgelegenen Quartier unter dem Schutze einiger befreundeten Großen. Und nun erlebte Rom wiederum das Schauspiel zweier Päpste, die sich gegenseitig verfluchten und bekämpften, „von denen der eine den andern in der derben Sprache jener Zeit nur ein Plasma, eine mit blutigen Händen zusammengeknetete Statue, ein thönernes Götzenbild und ein apokalyptisches Thier nannte".

Aber das Pontifikat des Gelasius sollte nur ein kurzes Martyrium sein. Ausgang des Gelasius.
Als er in St. Paul die Messe feierte, stürzten bewaffnete Scharen der kaiser- 1118. 1119. 21. Juli.
lichen Partei unter der Führung der Frangipani („Brotbrecher") in die Kirche und erfüllten den heiligen Raum mit Waffengetöse. Unter dem Tumult entfloh der Papst und wurde von einigen mitleidigen Frauen im nahen Felde verborgen. Da beschloß er das treulose, wankelmütige Rom zu verlassen. Er bestieg mit einigen Kardinälen und befreundeten Edlen ein Schiff und segelte über Pisa, wo er feierlich empfangen wurde und den herrlichen Dom einweihte, nach Genua und von da nach Frankreich, um in einem Lande, wo die religiöse Begeisterung und die Ehrfurcht vor dem Oberhirten der Seelen noch lebendig war, seine letzten Tage zu vertrauern. In dürftigem Aufzuge durchwanderte er die Städte an der Rhone, das zuströmende Volk segnend und barg dann
seinen müden Leib in dem Kloster von Clugny. Dort starb er am 29. Januar, 1119.
umringt von Mönchen, Kardinälen und Bischöfen, in ärmlicher Kutte auf dem nackten Boden ausgestreckt. „Nur ein Jahr und vier Tage dauerte sein Pontifikat, und in diese Spanne Zeit hatten sich die Leiden eines ganzen Lebens zu-
sammengedrängt." Die Kardinäle, die dem Geschiedenen ins Exil gefolgt waren, Calixtus II. zum Papst gewählt. 1119.
traten alsbald zu einer neuen Papstwahl zusammen. Ort und Umstände geboten eine besondere Rücksichtnahme auf Frankreich. So vereinigten sich denn die Stimmen auf den Erzbischof Guido von Vienne, einen fürstlichen Mann aus dem alten burgundischen Königshause, der mit den mächtigsten Familien, selbst mit dem Kaiser verwandt war und die für die schwierigen Verhältnisse erforderliche Klugheit und Festigkeit besaß. Als in Rom Klerus, Adel und Volk der Mehrzahl nach die Wahl des hochgestellten und reichen Prälaten, von dem sie
sich glänzende Vorteile versprachen, beifällig begrüßten, empfing Guido in März 1119.
Clugny die Weihe und nahm den Namen Calixtus II. an.

Die Erhebung dieses bedeutenden Prälaten, der den Kaiser einst mit dem Aufruhr und Bürgerkrieg in Deutschland.
Banne belegt hatte, auf den apostolischen Stuhl verlieh der päpstlichen Partei

in Deutschland und Italien neue Kraft und trieb die Flamme des Bürgerkriegs höher empor. Während Heinrichs Abwesenheit nämlich hatte der Parteikampf in Deutschland ohne Unterbrechung fortgedauert. Der rachsüchtige Erzbischof Adalbert von Mainz strengte alle Kräfte an, dem Kaiser, dessen Vertrauen er einst genossen, das Schicksal seines Vaters zu bereiten. Im Bunde mit den Erzbischöfen von Köln, Magdeburg und Salzburg, mit Herzog Lothar und mit den sächsischen und thüringischen Großen bekämpfte er Heinrich und seine Anhänger mit geistlichen und weltlichen Waffen. Es wäre eine ermüdende Wiederholung früherer Darstellungen, wollten wir die Greuel der Verwüstung beschreiben, die abermals über das deutsche Land hereinbrachen und die besonders den Städten und Burgen am Rhein von Speier bis Köln hinab Unheil und Verderben brachten. Die Bischöfe und Herren ärgerten sich, daß die Städte dem Sohne dieselbe Ergebenheit und Anhänglichkeit bewiesen, wie einst dem Vater und fügten ihnen allen möglichen Schaden zu. Diese aber, vor allen Worms und Speier, hielten standhaft zu dem Kaiser, der ihnen mancherlei Rechte und Vorteile zuwendete, und unterstützten die Unternehmungen der Hohenstaufischen Brüder, denen Heinrich die Reichsverweserschaft übertragen, und ihres Waffengenossen, des Pfalzgrafen Gottfried bei Rhein. Wieder herrschten Raub, Mord und Verheerung, genährt durch Fanatismus und Habsucht, im unglücklichen Vaterlande. Der heilige Gottesfriede wurde gebrochen, die höchsten Festtage durch Waffengetöse entweiht und nicht einmal die kirchlichen Gebäude verschont. Graf Berthold, Vogt des reichen Klosters Lorsch, zerstörte die Burg Weinheim an der Bergstraße und zwang den Abt zur Flucht; nur mit Mühe wurde die Abtei Limburg, das stolze Denkmal Konrads II., vor der Zerstörung durch Lothars feindliche Scharen gerettet. Dafür setzte Herzog Friedrich die dem Erzstift Mainz gehörige Stadt Oppenheim in Brand, wobei 1200 Menschen ihren Tod in den Flammen fanden. In Lüttich trennte eine streitige Bischofswahl
Juli 1118. Klerus und Laien in zwei Heerlager. Eine nach Köln entbotene Kirchenversammlung schloß die Hohenstaufischen Brüder und den Pfalzgrafen Gottfried von der Kirchengemeinschaft aus; in Fritzlar wurde unter dem Legaten des Papstes der Bann über den Kaiser selbst ausgesprochen; schon drohte man mit einem zweiten Tribur, mit einer neuen Königswahl. Calixtus II. wurde auch in Deutschland als rechtmäßiger Papst anerkannt, der Gegenpapst Burdinus (Gregor VIII.) aufgegeben.

Verhandlungen und Täuschungen.

Aber der lange Streit hatte in die schwierigen Fragen der Investitur und des Lehnrechts größere Klarheit gebracht. Rechtskundige Gelehrte, vor allen der berühmte Ivo, Bischof von Chartres, und sein Freund Hugo von Fleury, bestimmten den Begriff und das Wesen der Belehnung und die Rechte des Reichs und der Kirche genauer und fanden, daß die Übertragung geistlicher Herrschaften durch Ring und Stab nicht als Ketzerei angesehen werden könne, da sie nicht gegen die Glaubenslehren der Kirche sei. Man fing an auf Grund

einer Scheidung des Weltlichen und Geistlichen, einer Theilung der in den hohen Kirchenämtern vereinigten Gewalten über einen Frieden zu unterhandeln, nach dem sich die ganze Christenheit sehnte. Gewandte Bevollmächtigte suchten eine Ausgleichung zu vermitteln. Aber wie sehr auch beide Teile eine Beilegung des langen Haders wünschten; das gegenseitige Mißtrauen ließ keine aufrichtige Vereinbarung aufkommen. Für den Oktober 1119 schrieb Calixtus II. ein Konzil nach Reims aus, auf welchem er einen der Kirche günstigen Vergleich herbeizuführen hoffte. Noch vorher erschienen zu Straßburg vor dem Kaiser der Abt von Clugny und der französische Bischof von Chalons, um denselben durch den Hinweis auf die Unbekanntschaft der Investitur in Frankreich, wo trotzdem die Bischöfe dem Könige leisteten, was sie schuldig seien, zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Der Kaiser soll dies Argument anerkannt und sich bereit erklärt haben auf die Investitur zu verzichten, wenn auch dem Reiche alle seine Rechte den Bischöfen gegenüber gewahrt blieben. Auf die Meldung hiervon schickte Calixtus II. Bevollmächtigte an den Kaiser, welche diesen in der Nähe von Metz, bei Mouzon, trafen. Es kam auch wirklich zu einer Einigung, die Vertragsurkunden wurden entworfen und sollten am 24. Oktober zwischen Papst und Kaiser persönlich ausgewechselt werden. Inzwischen eröffnete Calixtus das Konzil 20. Okt. 1119.
zu Reims in Gegenwart von 15 Erzbischöfen und mehr als 200 Bischöfen unter allgemeinen Hoffnungen auf einen baldigen Frieden. Dann eilte er selbst zu der geplanten Zusammenkunft in Mouzon, hielt aber ein auf die Kunde, daß der Kaiser dort mit 30,000 Mann bereit stehe. Voll Mißtrauen begann man die Vertragsentwürfe nochmals durchzugehen und fand sie nun unklar und vieldeutig. Die päpstlicherseits aufgesetzte Erklärung aber verwarf der Kaiser: dergleichen, lautete sein Bescheid, habe er niemals zugesagt. Nach zweitägigem Hin- und Herreden wurden die Verhandlungen abgebrochen, ohne daß man sich geeinigt hätte. Calixtus II. eilte nach Reims zurück, erneuerte auf der Reimser Bann und Krieg.
Synode die Gebote gegen Simonie und Laieninvestitur, jedoch nur in bezug 1119. 1120.
auf Bistümer und Abteien, also in wesentlich milderer Form als bisher, und sprach am folgenden Tage die Exkommunikation über Heinrich V. und den Gegenpapst aus, wobei alle Bischöfe und Äbte, 424 an Zahl, die brennenden Kerzen aus ihren Händen auf den Boden sinken und verlöschen ließen. So drohte denn der unselige Streit zwischen den höchsten Häuptern der Christenheit wieder in neue Flammen auszuschlagen; das Band der Lehnstreue war von neuem zerrissen, Abfall, Treubruch und Verrat von neuem von der Kirche gerechtfertigt und geheiligt. Aber die religiöse Aufregung der Geister hatte sich doch gelegt; weltliche Rücksichten und Erwägungen ermöglichten eine ruhigere Anschauungsweise; vielfach fand man das Verfahren des Papstes zu schroff und des Kaisers Bedenken gerechtfertigt. Zwar gelang es der rastlosen Thätigkeit Adalberts von Mainz, Lothar und die sächsischen Fürsten noch einmal unter die Waffen zu rufen; als aber der Kaiser Adalbert selbst und dann die ungehorsamen Bischöfe

von Straßburg, Speier und Worms von ihren Sitzen jagte, Friedrich von Köln und Erlung von Würzburg durch weltliche Vorteile auf seine Seite zog, den kühnen Grafen von Arnsberg, der von dem steilen Felsenschloß Wiflisburg aus die Gegend von Paderborn und das westfälische Land unsicher machte, für seine Sache gewann, da regte sich der Wunsch nach Frieden und geordneten Zu-
Juni 1121. ständen immer mehr in den Gemütern der deutschen Fürsten. Als im Sommer beide Heere in der Gegend von Mainz einander kampfbereit gegenüberstanden, trat die allgemeine Abneigung gegen weiteres Blutvergießen offen zu Tage. Man kam überein, auf einem Reichstage, der zu Michaeli in Würzburg tagen sollte, die Herstellung des Friedens nach dem Urteile der Fürsten zu bewirken. Nachdem der Kaiser seine Zustimmung gegeben und beide Teile mit Handschlag einen Waffenstillstand gelobt, gingen die Heere friedlich auseinander.

Calixtus II. in Rom. Ausgang Gregors VIII. 1120. 1121. Zu dieser Nachgiebigkeit wurde Heinrich auch durch die Nachrichten aus Italien bestimmt. Im Frühjahr war nämlich Calixtus II. aus Frankreich aufgebrochen, um den Sitz St. Peters in der Hauptstadt einzunehmen. In der Lombardei und in Tuscien wurde er mit freudigem Jubel empfangen. In Rom hielt sich Gregor VIII. noch einige Zeit mit Hilfe der kaiserlichen Partei, besonders der Frangipani, in Trastevere, aber das Eisen einer normännischen Hilfsschar und das französische Gold des Kirchenfürsten brachten bald die ganze Stadt in seine Gewalt. Während Calixtus unter dem Geleite des Volkes, des Adels, der Geistlichkeit wie ein Triumphator auf weißem Zelter durch die festlich geschmückten Straßen nach dem Lateran zog, suchte sein Gegner Burdinus Zuflucht hinter den festen Mauern von Sutri. Als der französische Kirchenfürst die Huldigungen der Römer entgegengenommen, begab er sich nach Süden, verweilte längere Zeit in Monte Cassino und erneuerte in Benevent die Lehns-
1121. pflicht der Normannen. Gegen Ostern kehrte er nach dem Kirchenstaat zurück, um sich mit verstärkter Macht wider den portugiesischen Prälaten, der sich die Tiara angemaßt, zu wenden. Nach kurzer Belagerung lieferten die Bürger Sutris den Flüchtling seinem zürnenden Gegner aus, der dem Unglücklichen ein schmachvolles Schicksal aussann. „Gregor VIII., in ein zottiges Bocksfell gesteckt, verkehrt auf dem Küchenkamel des Papstes reitend, wurde unter Geißelschlägen und Steinwürfen wie ein wildes Tier durch das pöbelhafte Rom geführt, ins Septizonium eingekerkert, dann zum ewigen Exil verdammt und hin und her in die Türme Kampaniens, nach Passerano, nach der Burg Janula bei S. Germano, nach dem Kloster La Cava geschleppt, bis er dort oder in Fumone sein Ende fand. Dies waren die brutalen Triumphzüge des Mittel-
Der Würzburger Reichsfriede. Sept. 1121. alters in Rom." Dieser tragische Ausgang des kaiserlichen Papstes, dem die Unterwerfung der Frangipani und der ganzen deutschen Partei auf dem Fuße nachfolgte, übte eine mächtige Rückwirkung auf Deutschland und stimmte die Ansprüche des Kaisers herab. Daher hatten auch die Friedensbestrebungen der Fürsten in Würzburg einen günstigeren Erfolg als alle bisherigen Versuche.

Die allgemeine Sehnsucht nach einem geordneten Rechtszustand hatte sich aller Gemüter bemächtigt. Auf Grund der Vorschläge, welche ein bei Mainz gewählter Fürstenausschuß machte, wurde in Würzburg ein Reichsfriede aufgerichtet, der zugleich den Austrag des Investiturstreits in Aussicht nahm.

Die wesentlichen Punkte der Würzburger Übereinkunft lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen: „Ein allgemeiner Reichsfriede wird aufgerichtet mit Todesstrafe gegen den Friedensbrecher. Die königlichen Reichsrechte und Einkünfte verbleiben dem Reiche, die kirchlichen Rechte und Güter der Kirche. Entrissene Güter und Erbe werden dem Eigentümer zurückgestellt; jedem Stande bleibt sein Recht. Gegen Räuber und Diebe wird nach altem Recht oder nach einer zu erlassenden königlichen Verordnung verfahren. Der Kaiser verspricht dem Papste Gehorsam und wird unter dem Rate und Beistand der Fürsten einen Frieden mit ihm schließen, wonach Reich und Kirche behalten, was ihnen gehört. Die rechtmäßig gewählten und geweihten Bischöfe besitzen ihre Stellen in Frieden bis zur Ankunft des Papstes in Deutschland. Den Bischöfen von Worms und Speier werden ihre Bistümer zurückgegeben, die Stadt Worms jedoch verbleibt dem Kaiser. Geiseln und Gefangene werden von beiden Seiten in Freiheit gesetzt. Den Streit über die Investitur werden unparteiische Fürsten ohne Hinterlist und Betrug so beizulegen suchen, daß das Reich seine Würde behaupte, bis dahin können alle Bischöfe ohne Gefahr mit dem Kaiser Gemeinschaft haben und dieser wird nie wegen des vergangenen an irgend jemand Rache nehmen."

Dieses Abkommen, das, vom Kaiser angenommen, im ganzen Reiche zur Geltung kam und als ein Segen empfunden wurde, war das Werk der Fürsten, welche sich zu einer schiedsrichterlichen Mittelmacht emporgeschwungen hatten und bei einem Vergleich zwischen Kaiser und Papst mehr gewannen, als wenn einer von beiden vollständig über den andern gesiegt hätte. Daher waren sie auch eifrig bemüht, eine billige Übereinkunft mit Rom zu vermitteln. Der Bischof von Speier und der Abt von Fulda begaben sich alsbald nach Italien, um dem Papste die Würzburger Beschlüsse mitzuteilen und ihn zu ersuchen, durch eine allgemeine Kirchenversammlung den Streit über die geistlichen Angelegenheiten zu beendigen. Calixtus II., „ein fürstlicher Mann von weiterem Horizont als seine mönchisch beschränkten Vorgänger", ging gern auf das Vermittelungswerk ein. Ohne die Exkommunikation des Kaisers, welche die Versammlung in Würzburg schon thatsächlich beseitigt hatte, weiter zu berücksichtigen, schrieb er an Heinrich in versöhnlichem Sinne. Nachdem er ihm zu Gemüte geführt, daß sie als die Häupter der Christenheit und als Blutsverwandte alle Ursache hätten einander zu lieben, versichert er ihn, daß die Kirche nichts von den kaiserlichen Rechten beanspruche, daß wenn der Kaiser der Kirche geben wolle, was Christi sei, er auch behalten solle, was dem Reiche gebühre. Jeder Teil solle zufrieden sein mit seinem Amte und die gegenseitige Eifersucht verschwinden. Darauf schickte er den Bischof Lambert von Ostia als päpstlichen Legaten über die Alpen, damit er im Vereine mit dem Kaiser und den deutschen Fürsten den Frieden zwischen Reich und Kirche auf gerechten Grundlagen aufrichte. Dieser lud die geistlichen und weltlichen Fürsten zu einer Reichssynode

Das Wormser Konkordat. Sept. 1122.

Febr. 1122.

nach Mainz. Hier wurde im September zwischen den Bevollmächtigten des Papstes und der Versammlung eine Vereinbarung getroffen, kraft deren der Kaiser auf die Vergebung der Kirchenämter durch Ring und Stab verzichtete, die freie Wahl der Geistlichen gestattete und sich zur Herstellung aller Kirchengüter verpflichtete; der Papst dagegen genehmigte, daß die Wahl der Bischöfe und Äbte im Reich in Gegenwart des Kaisers oder seiner Stellvertreter vor sich gehe, jedoch ohne Bestechung und Gewalt, daß der Erwählte in Deutschland durch das Zepter mit dem Krongut und den fürstlichen Rechten beliehen werde und dafür dem Kaiser leiste, was er ihm rechtmäßig schuldig sei, und dann erst geweiht werden dürfe, daß in andern Teilen des Reichs erst die Weihe geschehen und dann (innerhalb sechs Monaten) die Übertragung der Regalien mittels des Zepters nachgesucht werden sollte. Dabei versprachen beide Teile Frieden zu
23. Sept. 1122. halten und einander Hilfe und Unterstützung zu leisten. Nachdem in der weiten Ebene bei Worms an den Gestaden des Rheines vor einer unzählbaren Volksmenge die einzelnen Punkte verlesen und von dem Kaiser und den Legaten feierlich beschworen worden, schloß das wichtige Friedenswerk, das durch das „Wormser Konkordat“ dem Religions- und Bürgerkrieg ein Ende machte, mit einem allgemeinen Sühn- und Versöhnungsakte, wobei der Kaiser wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen, die Treue durch Handschlag befestigt und über das Vergangene Vergebung und Vergessenheit ausgesprochen wurde.

Ausgang des Investiturstreites. So endigte der Investiturstreit, der über ein halbes Jahrhundert das christliche Abendland gespalten und zerrissen, der Deutschland und Italien mit unsäglichem Jammer erfüllt, die gesetzlichen Ordnungen des Reichs und der Kirche erschüttert und der Verwilderung und rohen Leidenschaft einen weiten Spielraum gewährt hatte. Die gesamte Menschheit feierte daher ein Freuden-
März 1123. fest, als im nächsten März Calixtus auf dem großen Lateranischen Konzil das Wormser Konkordat bestätigte und verkündigte und dadurch dem Weltkampfe
Bedeutung und Folgen desselben. ein Ende bereitete. Man kann mit Recht fragen, ob die Resultate, die aus dem Investiturstreite wie aus den gleichzeitigen Kreuzzügen hervorgingen, den Opfern und Anstrengungen, die sie gekostet, auch nur von fern entsprachen, ob das Wormser Kompromiß, welches die natürliche Scheidung der geistlichen und weltlichen Gewalten im Episkopat begreiflich machte und zur Geltung brachte, ein Ersatz war für das Elend der Bürgerkriege und Kirchenspaltung, für die Verwirrung des Reiches und der Gewissen, für die Thaten der Gewalt, des Frevels, des Treubruchs. Man kann in ähnlicher Weise fragen, ob der Westfälische Friede ein entsprechender Ersatz war für die Leiden des Dreißigjährigen Krieges, und wird in beiden Fällen dieselbe Antwort erhalten. Es war dem Scheine nach eine geringfügige Errungenschaft, welche die Menschheit aus dem großen Weltkampfe davontrug, und dazu noch eine Errungenschaft, die viele Schäden und Schattenseiten an sich trug; und dennoch hat das Wormser Konkordat wie der Westfälische Friede die christliche Welt vor großem Unheil bewahrt. Die Fort-

schritte in der Weltgeschichte erscheinen vom philosophischen Standpunkt aus betrachtet langsam, geringfügig, oft problematisch und in der Regel des hohen Kampfpreises eines langjährigen blutigen Krieges nicht wert; aber es liegt nun einmal in der Menschennatur, daß jedes geistige Gut mit Schweiß und Arbeit errungen werden muß und daß über dem Ringen selbst oft manches andere wertvolle Besitztum verloren wird. Dennoch geht die Menschheit aus keiner mächtigen Bewegung und Kraftanstrengung ganz leer hervor; und so ist auch das Wormser Konkordat einer jener Abschnitte in der Weltgeschichte, wo die Verluste auf politischem Gebiete durch den Gewinn auf dem geistigen kompensiert werden müssen. Die monarchische Machtfülle des deutsch-römischen Kaisertums hat durch den Investiturkrieg eine schwere Einbuße erlitten: während die Vorgänger des vierten Heinrich Kirche und Staat unter ihr Herrscher- und Richteramt beugten, den apostolischen Stuhl in Rom, wie die Bischofssitze und Abteien in allen Teilen des Reichs nach freiem Ermessen vergaben, war jetzt die Papstwahl dem Kardinalkollegium anheimgefallen und das kaiserliche Patriziat in Rom eine bedeutungslose Ehre, wurden kraft des Konkordats die geistlichen Ämter von der Kirche selbst besetzt und somit dem Kaiser die Macht entzogen, durch Beförderung ergebener und befreundeter Geistlichen auf die hohen Stellen in dem Klerus sich einen zuverlässigen Anhang zu verschaffen, hatten die Fürsten eine so unabhängige Stellung erlangt, daß das Reichsregiment ihrer Mitwirkung nicht mehr entbehren konnte, ja daß sie einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der öffentlichen Dinge übten. Erwägt man aber, daß ohne den energischen Widerstand der fränkischen Herrscher das Pontifikat die exorbitante Machtstellung, wie sie dem Stolze eines Gregor VII. vorschwebte, bei der religiösen Zeitströmung leicht erlangt haben würde, daß eine Theokratie ins Leben getreten wäre, welche das Verhältnis von Kirche und Staat wie das von Seele und Leib auffaßte, die das Reich aufgelöst, der weltlichen Obrigkeit alle geistlichen Güter entzogen, Könige und Fürsten zu Vasallen des Papstes gemacht hätte, so wird man die Resultate des Wormser Konkordats, wodurch das Auseinandergehen des Reichs verhindert ward, welches die Kluft zwischen Klerus und Kaisertum minderte, welches verhinderte, daß die einem fremden Oberhaupte unterworfene Geistlichkeit auch noch in den Vollgenuß der zeitlichen Güter kam, die geistliche Macht auch noch mit der weltlichen Gewalt verstärkte, für die christliche Menschheit des Mittelalters nicht allzuniedrig anschlagen dürfen. Durch den Investiturstreit und das Wormser Konkordat entging die abendländische Christenheit der Gefahr einer geistigen Knechtschaft, eines priesterlichen Geistesdruckes, wie er im alten Indien und Ägypten bestanden; und wenn der Klerus einerseits durch die geistliche Selbstwahl und Unabhängigkeit dem Kaisertum und Reiche mehr entfremdet und gewissermaßen ein leibeigener Stand der Kirche ward, so wurde doch durch die Bestimmung, daß die Bischöfe und Äbte von dem Kaiser mit ihren zeitlichen Besitzungen und Rechten belehnt, nur durch das Zepter in

den Genuß der Regalien gesetzt werden könnten, das Band, das ihn an den Lehnstaat knüpfte, nicht ganz zerrissen, so wurde doch noch einiges Interesse für die historische und nationale Entwickelung lebendig erhalten. Was aber vor allem in Anschlag zu bringen ist: der Investiturstreit hat den Gedankenkreis und die Anschauungsweise des Klerus aufgehellt und erweitert. Wir haben gesehen, wie der forschende Geist sich von der kirchlichen Autorität zu emanzipieren und die Berechtigung des Papstes zu seinem Verfahren gegen Kaiser und Reich zu prüfen wagte, wie man anfing das römische Recht zu studieren, um daraus einen Rechtsboden für das Kaisertum zu finden. Und während die Kirche sich anstrengte, den Lehnsverband zu lockern, der den Klerus an das Reichsoberhaupt knüpfte, bewirkte sie zugleich, daß die Städte zum Bewußtsein ihrer Kraft und Selbständigkeit gelangten und ein von der bischöflichen Jurisdiktion und Administration getrenntes Staatsleben zu gründen begannen, daß die republikanische Gemeindefreiheit erblühte und die bürgerliche Gesellschaft in neue, menschlich mildere Lebensformen einlenkte.

Ausgang des Papstes und Kaisers. 1124. 1125.

Es schien, als ob mit dem Wormser Konkordat die Lebensaufgabe beider Häupter der Christenheit gelöst sei. Wenigstens überlebten sie den Abschluß

1124. nicht lange. Am 13. Dezember des nächsten Jahres starb Calixtus II. und fand sein Grab neben dem des Paschalis, „der Friedensstifter neben dem Opfer des Kampfes“; und fünf Monate später wurde auch der Kaiser neben dem Sarge seines schwer geprüften Vaters in der Kaisergruft zu Speier eingesenkt, nur von wenigen betrauert. Doch konnte der fünfte Heinrich so wenig als sein Vorgänger in Frieden dahinscheiden. Während Calixtus II. seine letzte Lebenszeit in Ruhe verbrachte, gefeiert von dem Volke, geehrt und gefürchtet von den Großen und seinen Namen verherrlichend durch Herstellung zerstörter Kirchen und Denkmäler, durfte der deutsche Kaiser bis an sein Ende nie das Schwert aus der Hand legen. Die sächsischen Fürsten, Herzog Lothar an der Spitze, konnten nie ihren Groll, ihre Eifersucht und ihr Mißtrauen gegen die fränkischen Herrscher verwinden. Bald gaben Aufstände in Holland, wo Lothars Schwester Gertrude für ihren Sohn Dietrich VI. die Grafenrechte übte, ohne dem Kaiser die Lehnspflicht zu leisten, bald streitige Erbansprüche auf die Marken Niederlausitz und Meißen, Anlaß zu neuen Fehden und Waffengängen. Nach manchen Wechselfällen wurde der Streit über das Gebiet an der Elbe dahin entschieden, daß Konrad von Wettin die Mark Meißen erhielt und der Gründer der Macht des sächsischen Herrscherhauses ward, die Niederlausitz dem Grafen Albrecht von Ballenstedt zufiel, einem tapfern und verständigen Manne, der in der Folge durch die Eroberung des Landes Brandenburg und den sorgfältigen Anbau dieser unwirtlichen Gegenden den Namen des Hauses Anhalt zu Ehren brachte. Noch zuckte das Reich von den Nachwehen des Krieges, als Heinrich V. unter mancherlei Entwürfen zur Wiedergewinnung der verlornen Reichsrechte und Reichsgüter und zur Mehrung der Kroneinkünfte durch eine

allgemeine Reichssteuer in Utrecht von einer krebsartigen Krankheit ohne Leibeserben dahingerafft wurde. In ihm erlosch das fränkische Herrscherhaus, das an Kraft, Talenten und Waffenthaten keinem andern nachstand. „Mit Konrads Klugheit hat des Hauses wachsende Macht begonnen, sie stieg zu einer an keinem deutschen Kaiser gesehenen Höhe durch die kraftvolle Weisheit Heinrichs III., kämpfte unter dem unermüdlichen, kühnen und schlauen Heinrich IV. gegen Glück und Unglück und ging nach fast fünfzigjähriger Doppelfehde gegen Papst und Fürsten durch des fünften Heinrichs Tapferkeit, List und Beharrlichkeit aus ihren Trümmern immer noch groß genug hervor, um der Hohenstaufen hundertjährigen Kampf gegen den römischen Stuhl zu begründen.“ 23. Mai 1125.

D. Das Reich und der Bildungsstand unter den fränkischen Kaisern.

Die Zeit der fränkischen Kaiser bietet wenig erhebende und erfreuende Ergebnisse. Wurde auch der Umfang des Reiches nicht vermindert, ja durch die Erwerbung des burgundischen Landes im südlichen Westen nicht unbedeutend gemehrt; standen auch die salischen Kaiser an persönlicher Bedeutsamkeit, an Kriegsmut, Herrscherkraft und königlicher Würde den sächsischen in keiner Weise nach, so sank dennoch das Ansehen und die Macht der Krone, die aristokratischen Gewalten überwucherten den Königssitz, der monarchische Einheitsstaat, das Ziel der kräftigsten Herrscher, ging mehr und mehr in die Formen des losen Lehnstaats über; die Glieder des Feudalverbandes entzogen sich durch die faktisch zugestandene Erblichkeit immer mehr der Einwirkung des Königs. Wohl waren die äußeren Formen in dem Zeitraum der Frankenkaiser noch dieselben wie unter den sächsischen Herrschern, so daß man in der Ausbildung der aristokratischen Gewalten nur die naturgemäße Entwickelung der gegebenen Elemente erblicken könnte: noch walteten Herzöge und Markgrafen in den Stamm- und Grenzgebieten; noch fanden Pfalzgrafen und ihre Bevollmächtigte das Recht bei den einzelnen Stämmen und wachten über die königlichen Einkünfte; noch standen Grafen in größeren oder kleineren Bezirken dem Gerichts- und Heerbann vor; noch vereinigten die Bischöfe und Reichsäbte weltliche und geistliche Gewalt in ihrer Hand und setzten zu Gehilfen bei ihren zeitlichen Geschäften und Obliegenheiten Schutz- und Kastvögte ein, die freilich oft die Dränger und Peiniger ihrer Schutzbefohlenen wurden. Aber die alten Formen enthalten Ansätze, welche diesen Instituten einen andern Charakter, den Namen eine andere Bedeutung verliehen. Gerade als das Fürstentum durch die starke Hand Heinrichs III. dem Königtum unterworfen worden, kam dieses an einen unmündigen Knaben, welcher die väterlichen Errungenschaften gegen die wachsende Opposition nicht zu bewahren vermochte. Die Versammlungen der geistlichen und weltlichen Fürsten nahmen mehr und mehr den Charakter gesetzgebender Reichstage an, deren Beschlüsse auch für den König verbindlich waren; die Ordnungen u. Zustände.

Gauverbände lösten sich allmählich auf; die ungeschriebenen, auf Herkommen und Überlieferung beruhenden Land- und Hofrechte wurden durch „Willküren", durch fürstliche und bischöfliche Satzungen, durch Weistümer und Rechtsbücher der Bauernschaften und Städte erweitert, ausgebildet oder verdrängt; bei der Aufstellung eines Gegenkönigs wurde der Versuch, die Krone in einem bestimmten Geschlechte erblich zu machen, als Rechtsverletzung verdammt, indes anderseits die Vergabung und Übertragung der Lehnsgüter und Reichsämter an die nächsten männlichen Verwandten zur Regel wurde; und während bisher die Bistümer und Abteien von den Königen an befreundete und ergebene Kleriker nach freiem Ermessen verliehen worden, oft zum Nutzen der königlichen Kasse, stets zum Vorteil der königlichen Macht, schied das Wormser Konkordat die geistliche und weltliche Seite des Kirchenamtes und gab den Bischöfen und Reichsäbten eine Stellung, durch welche sie zu dem Kaiser in ein ähnliches Verhältnis gesetzt wurden, wie die weltlichen Fürsten durch die Erblichkeit ihrer Lehen. Auch die Heer- und Kriegsordnung nahm in der Frankenzeit eine neue Gestalt an. Wenn unter den Ottonen noch ein freies Fußvolk dem Aufgebote zum Heerbann folgte, der gemeine Mann, sofern er auf eigner Hufe saß, noch mit der väterlichen Waffe unter der Reichsfahne ins Feld zog, so gestaltete sich unter den Saliern der Heerdienst ganz zum Reiterdienst, so folgten nur noch geharnischte Ritter und Dienstmannen den fürstlichen Fähnlein über die Alpen und an die bedrohten Grenzen des Reichs. Der schwergerüstete Reitersmann sah mit Verachtung auf den Fußkämpfer herab, und wo er, wie in den Sachsenkriegen, mit ihm in Gemeinschaft treten mußte, geschah es mit innerem Widerstreben. Es machte ihm wenig Kummer, wenn, wie in der Schlacht an der Unstrut, die Bauern von dem berittenen Feinde scharenweise niedergemacht oder zertreten wurden, während er selbst auf raschem Rosse davonjagte, und ohne Mitleid mordete und verstümmelte er die niedrige Kriegsmannschaft in den feindlichen Heeren zu Hunderten und Tausenden (S. 286, 332). Nur wer in den Reihen der ritterlichen Heere eine Stelle fand, war geehrt und geachtet; die ganze Nation vom König bis zum einfachen Besitzer einer Freihufe war in sieben Heerschilde geteilt; wer außer diesen Gliederungen stand, die große Menge der gutshörigen oder eigenen Leute, wurde kaum einer Beachtung gewürdigt. Nur allmählich und mühsam erwarben sich die Bürger der Städte ein Recht und die Ehre der Waffenführung, aber nicht als Ebenbürtige, sondern als Wehr- und Schutzmannschaften bei Belagerungskriegen und bürgerlichen Fehden. Die Folge dieser aristokratischen Bildungen war eine strenge Scheidung der Nation in Berechtigte und Unberechtigte, in Freie und Unfreie, in Adel und Volk. Während die Fürstenmacht immer mehr emporstieg, immer mehr Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens gewann und mit dem erblichen Grundbesitz ihre Hoheitsrechte mehrte; während die Ritterschaft immer mehr die Entscheidung der Dinge von ihrem Schwerte abhängig machte und in der Regel der Sache diente, bei

welcher der größte Vorteil winkte; während der Stand der Ministerialen die Zerrüttung des Reichs und die Wandelung des Kriegswesens und der Verwaltung zu seiner Erhebung benutzte und sich aus den untergeordneten Dienstverhältnissen zu Freiheit, Ehre und Vermögen aufschwang, wurde die Lage des geringen Mannes immer drückender, wurde seine Stellung in der Gesellschaft immer rechtloser, wurde die Freiheit immer mehr ein Vorrecht des Starken und Mächtigen, bis die ummauerten Städte ihr ein schützendes Asyl boten. Nur dem der deutschen Nation angebornen Rechtsgefühle und der Wahrung alten Herkommens hatte es der unfreie Mann zu danken, wenn seine Lage noch hier und da eine erträgliche war. Zugleich sank die königliche Gewalt von ihrer Höhe herab. Während früher der deutsche Kaiserthron der schirmende Hort für alle edlen Güter und Bestrebungen war und Recht und Kraft, Friede und Religion in ihm ihre Quelle hatten, gingen die zwei größten Erscheinungen des elften Jahrhunderts, der Gottesfriede und die Kreuzzüge, von der Kirche aus. Das Kaisertum verlor die Leitung der weltgeschichtlichen und weltgestaltenden Entwickelung; statt dem Strome die Richtung zu geben, ließ es sich zögernd von demselben treiben; statt mit starker Hand Frieden und Ordnung aufzurichten, mußte es die fremde Schöpfung zu seiner Hilfe aufrufen, und statt die hochgehende religiöse Erregung nach einem praktischen Ziele zu lenken, mußte es seine Kräfte in einem unfruchtbaren Kampfe vergeuden und die welterschütternde Bewegung ohne Teilnahme an sich vorüberbrausen lassen. Und doch waren die Träger dieser Gewalt mächtige und großartige Persönlichkeiten und ihr Sinn keineswegs den hohen Gütern der Menschheit abgewendet. Nicht auf ihr Haupt fällt die Schuld, daß der Glanz der Kaiserkrone erblich, daß die königliche Macht zersplittert, der stolze Baum geknickt und in seinem Wachstum gehemmt ward; die größere Schuld lastet auf dem Haupte eines herrschsüchtigen Priesters und auf der Treulosigkeit und Unbotmäßigkeit eines selbstsüchtigen eigennützigen Herrenstandes.

1. Unter den fränkischen Herrschern hatte das deutsche Kaiserreich seine höchste Macht und Ausdehnung. Es war das Reich der Mitte, das allen angrenzenden Ländern und Völkern als Halt diente, an das alle Nachbarvölker sich freiwillig oder gezwungen anlehnten, welches das gebietende Wort in der abendländischen Christenwelt führte. Im Norden bildete die Eider die Grenzmarke gegen die Dänen, die, seitdem das Christentum bei ihnen Eingang gefunden und eine dänische Fürstentochter die Gattin des dritten Heinrich geworden, mit dem Reiche und dem fränkischen Herrscherhause stets in friedlichen und freundlichen Beziehungen standen. Die Landschaften nordwärts und ostwärts der Niederelbe wurden von Grafen verwaltet, welche die Herzöge von Sachsen als ihre Lehnsherren ehrten. Die slawisch-wendische Welt, die in verschiedene Stämme und Völkerschaften gespalten in den weiten Gebieten der oberen und mittleren Elbe, der Mulde und Saale, der Spree und Havel seßhaft war, verharrte zwar noch im Widerstande gegen die christlichen Ordnungen des Reiches und gegen die „Wirtschaft nach deutschem Recht", die sie als die Unterdrückung ihrer Nationalität verfluchte, und fand unter den bürgerlichen Kämpfen, welche die Regierungsjahre des vierten und fünften Heinrich verwirrten, Gelegenheit manche verlorne

1. Größe und Umfang des Reichs.

Territorien wieder zu gewinnen und ihre Unabhängigkeit mit dem Schwerte gegen die durch ihre Härte und Habsucht verhaßten Billunger zu behaupten; doch bildeten die Markgrafschaften von Meißen und von der Niederlausitz und die Nordmark im Brandenburgischen vorgeschobene Posten, um welche sich deutsche Kriegsmänner sammelten, an welchen deutsche Mönche und Kaufleute eine Stütze fanden, wo der deutsche Name und die deutsche Kraft in der Verborgenheit fortlebten, bis ruhigere Zeiten und günstigere Verhältnisse die Wiederaufnahme des Bekehrungs- und Eroberungswerkes mit besserem Erfolge möglich machten. In Polen konnte die Hoheit des Reiches mit der daran geknüpften Tributpflichtigkeit nur vorübergehend, wenn die Ansprüche durch innere Streitigkeiten unterstützt wurden, aufrecht erhalten werden, dagegen wurde Deutschland weniger als unter Heinrich II. von polnischen Waffen angefallen, und als Herzog Boleslaw die Unterwerfung und Bekehrung der Pommern an der unteren Oder und an der Küste der Ostsee mit Eifer angriff, gewann auch das deutsche Missionswerk wieder neue Lebenskraft. Von Böhmen wurde der frühere Tribut seit Heinrich IV. nicht mehr gefordert; aber durch die Verpflichtung, den Kaiser mit einer bewaffneten Hilfsschar zu unterstützen, traten die Herzöge von Prag zu dem Reiche in das Verhältnis der Bundesgenossenschaft. In Ungarn siegte die magyarische Nationalität über die deutschen Sympathien einiger Könige und wies die Hoheitsansprüche des Reichs mit dem Schwerte zurück; doch hüteten deutsche Männer unter den tapferen Markgrafen von Österreich die Grenzmark bis zur Leitha; und südwärts davon bis zu den Karnischen und Julischen Alpen herrschten die Herzöge von Kärnten über die reizenden Thäler an der Mur und Drau, an der Save und Kulpa und schützten die Verbindungswege nach Italien, das von dem Fuße der Alpen bis zur Grenze der Normannenstaaten ebenfalls der Lehnsherrlichkeit des Kaisers unterworfen war. Der schönste und bedeutendste Gewinn, den das Reich der Kraft des ersten Frankenkaisers verdankte, war das königliche Burgund oder Arelat, das reizende Alpenland vom Ursprung bis zur Mündung der Rhone, mit den fruchtbaren Abhängen am Jura und an der Saone und mit den großartigen Landschaften und Thalungen, die sich von den Gletschern und Schneebergen des Montblanc und des großen St. Bernhard allmählich bis zur Küste des Mittelmeers hinabziehen. Der ganze Südosten des heutigen Frankreichs bis zur Quelle der Loire erkannte die Hoheit der Heinriche an, und die herrlichen Landschaften, die sich vom St. Gotthard und dem Lemanischen See an der Reuß und Aar zum Oberrhein ausdehnen, ehrten den Kaiser als Kriegsherrn und obersten Richter. Die Alpenländer Hohenrätiens an den Quellen des Rheins, am oberen Inn und an der Salzach waren Teile der Herzogtümer Allemannien und Bayern, und im Westen war das alte austrasische Land an der Mosel und Maas, vom Ursprung der Saone an der burgundischen Grenze bis zu den Mündungen der Schelde und des Rheins mit dem Sumpf- und Wasserlande, das von dem Buschwerk auf der Maasinsel den Namen Holtland (Holzland) oder Holland erhielt, den beiden Herzögen von Ober- und Niederlothringen als Reichslehen zugeteilt. Auch die friesischen Bewohner an der Küste der Nordsee und der Zuidersee waren Unterthanen des Reiches, mußten aber öfters mit dem Schwerte an ihre Pflichten erinnert werden. Das eigentliche Frankreich bildete zwar ein selbständiges Königreich, war aber zur Zeit des dritten Heinrich so sehr auf allen Seiten eingeengt und von den gewaltigen Armen des Kaisertums umschlungen, daß es von einem Klientel- oder Vasallenstaat nicht sehr verschieden war, daß es, wenn auch nicht staatsrechtlich, so doch moralisch durch die Macht der realen Verhältnisse in einer untergeordneten Stellung zum deutsch-römischen Kaisertum stand.

2. An der Spitze dieses Reiches stand der von den geistlichen und weltlichen

Fürsten auf fränkischer Erde gewählte, in Aachen gekrönte König. Wir haben in den obigen Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten den bei der Königswahl und Krönung gebräuchlichen Hergang kennen gelernt. Die Wahl war in den meisten Fällen nur eine Form, eine durch das Herkommen geheiligte Handlung, durch welche der schon vorher zum Thron bestimmte Fürst im Angesichte des Volkes und mit Zustimmung aller Freien feierlich in sein Herrscheramt eingesetzt ward. Der Wahl- und Krönungsakt wäre noch mehr zu einer bloßen Form, zu einem freudigen, aber bedeutungslosen Volksfest geworden, wäre der natürliche Übergang vom Vater auf den Sohn nicht so oft durchbrochen worden. So aber erlangte das Wahlrecht der Fürsten mit dem beistimmenden Zuruf des wehrhaften freien Volkes von Zeit zu Zeit eine größere Bedeutung, wie bei der Erhebung Konrads II., der Übergang zur Erbmonarchie wurde gehemmt, der Prozeß mußte von neuem beginnen, bis die wachsende Fürstenmacht das Wahlrecht über die erbliche Berechtigung stellte. Der entscheidende Schritt zu dem Sieg des Wahlkönigtums geschah bei der Erhebung des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben, der sich verpflichten mußte, die Krone nicht erblich zu machen. Zwar war die Achtung vor dem Herkommen mächtig genug, den Zug zum reinen Wahlkönigtum noch über ein Jahrhundert niederzuhalten, aber mit dem Erlöschen des Hohenstaufischen Geschlechtes erlag die königliche Einherrschaft völlig der fürstlichen Vielherrschaft. Und als in der Folge die Kaiserkrone wieder einen erblichen Charakter annahm, war ihre Macht entschwunden, war sie nur noch ein bedeutungsloser Schmuck. Daß der deutsche König, der nach erlangter Krönung in Rom den Titel „römischer Kaiser" führte, auch zugleich die lombardische Krone, mit oder ohne besondere Krönung in Mailand, zu tragen berechtigt war und daß ihm, infolge einer Überreichung der Insignien des Patriziats durch das römische Volk, die Schutzherrschaft über Rom und den apostolischen Stuhl zustand, nachdem er geschworen, die Rechte der Stadt zu wahren und der Kirche getreu und gehorsam zu sein, ist in der obigen Darstellung mehrfach erwähnt worden. Als Kriegsherrn und oberstem Richter lag ihm die Pflicht ob, das Reich zu wahren und zu mehren, den inneren Frieden zu erhalten, die Kirche und Geistlichkeit zu verteidigen, das Recht zu handhaben, Witwen und Waisen und alle Bedrängten zu schirmen. An den Ehren der Krönung wie an der Reichsregierung nahm die Königin teil. Ihren Hofstaat bestritt sie aus den Einkünften der ihr überwiesenen Besitzungen, unter denen die reiche Abtei St. Maximin bei Trier in erster Linie stand. — Die Regierung und Rechtspflege behielt unter den fränkischen Kaisern noch denselben Charakter bei, den wir unter den Ottonen kennen gelernt, nur daß die Hof- und Reichstage größere Bedeutung gewannen und ihre Mitwirkung sich mehr und mehr über das gesamte öffentliche Leben erstreckte. Noch führten die Kaiser ein Wanderleben, ohne einen bestimmten Herrschersitz oder Reichsmittelpunkt. Allenthalben befanden sich königliche Burgen oder Pfalzen, wo der Hof abwechselnd seinen Aufenthalt nahm. Die Ansätze zu einer dauernden Residenz in Goslar führten nicht zum Ziele. Die hohen Kirchenfeste wurden wie zur Zeit Ottos I. (S. 53) gewöhnlich in einer der größeren Städte gefeiert. Bei solchen Gelegenheiten versammelte sich alles, was groß, mächtig und angesehen war, an dem kaiserlichen Hoflager, um die heilige Zeit im Kreise der kaiserlichen Familie mit Andacht und fürstlicher Festfreude zu begehen. Zu der religiösen Andacht gesellte sich dann die Kurzweil einer glänzenden Hofhaltung, Waffenspiele, Musik, Tanz und fröhliche Mahlzeiten an reichbesetzter Tafel und Unterhaltung aller Art; der Kaiser aber benutzte diese festliche Zeit, um mit seinen Räten wichtige Staatsgeschäfte abzuthun, Gesandtschaften zu empfangen, Streitigkeiten der Fürsten auszugleichen, Berichte anzuhören, Huldigungen entgegenzunehmen, Reichsversammlungen abzuhalten, Gesetze und Verordnungen zu erlassen. Der König war oberster Richter aller; während seiner Anwesenheit

2. Das Königtum und der Hof.

ruhte die Gewalt des ordentlichen Richters; auch über die Fürsten hielt er Gericht nach altem Herkommen, jedoch nur unter Mitwirkung von Standesgenossen, die unter seinem Vorsitz als Schöffen das Recht fanden und wiesen. Wenn, wie wir bei Heinrich IV. gesehen haben, die Fürsten sogar über den König selbst zu Gericht saßen, oder wenn unter Heinrich V. der Reichstag zu Würzburg eigenmächtig die Friedenspunktationen aufstellte, so lag die Berechtigung zu einem derartigen Verfahren wohl mehr in den außerordentlichen Zuständen und in dem gesunkenen Ansehen des Königtums als in Recht und Gesetz. Des Königs Stellvertreter im Richteramte war der Pfalzgraf bei Rhein.

3. Reichsämter und Kroneinkünfte.

3. Die Verwaltung des Reichs übte der König selbständig; er erteilte Gnaden, Rechte und Immunitäten nach freiem Ermessen; die hohen Reichsämter der Herzöge, der Pfalz-, Mark- und Gaugrafen gingen durch seine Hand, wobei jedoch häufig auf Erbrecht, noch häufiger auf die herkömmlichen Freiheiten und Gerechtsame der Volksstämme Rücksicht genommen werden mußte. Die ersten Hofwürden hatten die rheinischen Erzbischöfe als Reichs-Erzkanzler, der Erzbischof von Mainz für Deutschland, der von Köln für Italien, der von Trier für Burgund. Sie ließen sich durch Kanzler vertreten, welche beständig in der Nähe des Hofes waren und die Urkunden ausfertigten. Bis zum Wormser Konkordat wurden auch die Bistümer und Reichsabteien von dem König vergeben, häufig eigenmächtig, hie und da mit Rücksicht auf vorausgegangene Wahlen oder Wünsche des beteiligten Klerus. Wie unter den Karolingern und den sächsischen Kaisern wurden auch jetzt noch die geistlichen Würdenträger am liebsten aus der königlichen Kapelle gewählt. Auch die andern hohen Reichsämter, der Truchseß, Marschall, Kämmerer und Schenk, bestanden schon in ihren Anfängen, wenn sie auch noch nicht fest an bestimmte Herzogtümer geknüpft waren. Daß noch außerdem ein großes Hof- und Dienstpersonal sich im Gefolge des Königs befand, und daß eine Menge wohldienender und um Gunst und Beförderung buhlender Edlen sich andrängte, ist bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt worden. Ihr Einfluß auf Heinrich IV. war die Hauptursache der Zwietracht zwischen diesem König und den Reichsfürsten. Die Einkünfte der Krone waren mannigfacher Art, wie wir früher gesehen haben (V, 380 f. VI, 53 f.). Die Haupteinnahmen flossen aus den über das ganze Reich zerstreut liegenden königlichen Gütern und Höfen, die, wie sehr auch ihre Zahl durch Schenkungen an die Kirche und an weltliche Große, deren Dienste man belohnen, deren Treue man gewinnen wollte, oder durch Entfremdungen, die man nicht wieder einfordern konnte, gemindert worden, noch immer sehr beträchtlich waren. Die Lieferungen und Abgaben von den Erzeugnissen des Bodens, von den Herden, von den Arbeiten der Dienstleute, welche unter der Aufsicht der Pfalzgrafen durch eigene Vögte von den einzelnen Meierhöfen eingebracht wurden, waren die wichtigsten Hilfsquellen für den Aufwand der Hofhaltung. Daß daneben die geistlichen und weltlichen Fürsten und die Klöster noch zu Gaben und Beiträgen verpflichtet waren und daß man erwartete und forderte, daß niemand mit leeren Händen sich dem Herrscherfitz nahte, ist öfters erwähnt worden, daher die Anwesenheit des Hofes für die Umgegend häufig eine drückende Last war, besonders da sich die ritterlichen Hofleute nicht selten Gewaltthätigkeiten und Eingriffe in fremdes Eigentum gestatteten. Die Verminderung der Reichsgüter und der Naturalbezüge wurde einigermaßen ersetzt durch den höheren Ertrag der Zölle bei der wachsenden Bedeutung des Handels, durch die Abgaben und Gefälle der königlichen Städte, durch den Zins der Juden und aller unter dem Schutzrechte des Königs stehenden Leute. Der Ertrag der Bergwerke, unter denen die Silbergruben des Rammelsberges im Harz obenan standen, und der Fischereien, die ebenfalls zum Reichsbesitz gehörten, wird nicht gar groß gewesen sein und die königlichen Waldungen,

wie ausgedehnt sie auch sein mochten, dienten hauptsächlich nur der Jagdlust der Könige. Auch die gerichtlichen Strafgefälle fielen dem Reichsoberhaupte zu, doch wurden die wegen Hochverrats eingezogenen Güter meistens der Kirche überlassen.

4. Unter den Reichsfürsten nahmen die Herzöge, die von dem König einzelnen Völkerschaften oder Stämmen, den Sachsen, Schwaben, Bayern, den Kärntnern, Ober- und Niederlothringern, vorgesetzt wurden, den ersten Rang ein; der König selbst gehörte als Herzog von Franken in ihre Reihe. Obwohl vom König eingesetzt, übte der Herzog doch zugleich die dem Stamme von alters her zukommenden Hoheitsrechte mit selbständiger Gewalt. Alle Versuche der fränkischen Könige, die Herzogswürde mit der Krone zu verbinden, scheiterten schließlich an dem Sondergeiste der Stämme. Diese sahen in dem Aufhören der herzoglichen Würde eine Gefahr für ihre alte Verfassung und Selbständigkeit. Da die Herzöge in der Regel den im Lande seßhaften vornehmen und reichen Geschlechtern entstammten oder verschwägert waren, so gewann das Bestreben, die Würde erblich zu machen, immer mehr Boden. Um die Zeit, da in Sachsen das Haus der Billunger, das fast zwei Jahrhunderte den herzoglichen Stuhl innehatte, erlosch, legten in Schwaben die Hohenstaufen, in Bayern die Welfen, im Breisgau die Zähringer den Grund zu ihrer erblichen Herrschaft. Die Hauptobliegenheit der Herzöge war die Erhaltung des Landfriedens und der öffentlichen Ordnung, die Stellung und Rüstung der Mannschaft zum Reichsheer und die Führung derselben im Felde. Sie versammelten auf Landtagen die Großen ihres Landes und trafen mit deren Beirat und Zustimmung gesetzliche Einrichtungen.

4. Fürsten und Stände. a. Herzöge.

Den Herzögen am nächsten standen die Markgrafen, denen die Verteidigung der Grenzländer oblag, mit einer der herzoglichen nahe kommenden Macht, doch insofern derselben untergeordnet, als sie unter dem herzoglichen Banner dem Reichsheer folgten. Von den Markgrafschaften an der Elbe, die dem Herzogtum Sachsen untergeordnet waren, ist bereits die Rede gewesen. Außer diesen war die Markgrafschaft Österreich, welche das südliche Ostland gegen die Magyaren zu verteidigen hatte, von der größten Wichtigkeit, besonders seitdem das tapfere Geschlecht der Babenberger sie innehatte und als Erbgut des Hauses fortführte. Um dem Kampf gegen Ungarn mehr Nachdruck zu geben, schied Heinrich III. aus dem Herzogtum Kärnten das östliche Gebirgsland als steierische Mark (Steiermark) aus. Trug die Markgrafenwürde vorzugsweise einen kriegerischen Charakter, so befaßten sich die Pfalzgrafen mehr mit den Geschäften des Friedens. Die Wahrnehmung der königlichen Rechte, die Verwaltung und Beaufsichtigung der Kammergüter und Reichseinkünfte bei den einzelnen Stämmen und die Gerichtsbarkeit über alle dem Reiche unmittelbar unterworfenen Gemeinden waren die wichtigsten Befugnisse ihres Amtes. Daher standen die Pfalzgrafen mit den Herzögen öfters auf gespanntem Fuße und wurden im Laufe der Zeit fast allenthalben durch die aufsteigende Herzogsgewalt verdrängt. Nur in Aachen, wo seit Otto I. eine Pfalzgrafschaft bestand, erhielt sich die Würde und erlangte als Pfalzgrafschaft bei Rhein herzogliche Stellung. Die in den einzelnen Pfalzen und Gemeinden aufgestellten Vögte waren ihnen untergeordnet.

b. Markgrafen und Pfalzgrafen.

Eine ähnliche Fortbildung erfuhr das Grafenamt, dem die Gerichtsbarkeit in den Gauen und das Aufgebot und die Führung der zum Reichsheer zu stellenden Mannschaft unter dem Banner des Herzogs zustand. Alle diese amtlichen Gewalten aber stiegen mehr zu selbständiger Macht empor und hemmten das Königtum im freien Handeln. Zwar war die Erblichkeit dieser Ämter noch keineswegs gesetzlich anerkannt, aber sie erlangten mehr und mehr einen erblichen Charakter und kamen in den ausschließlichen Besitz gewisser hervorragender Häuser. So betrachteten die Grafen von Weimar, Braunschweig, Nordheim, Stade und viele andere schon frühzeitig die

c. Grafen.

Reichswürden als Familienerbe. Auch in Flandern, Holland und in den Rheingegenden erbten die Grafenrechte nebst den daraus fließenden Einkünften und gutsherrlichen Gewalten von Hand zu Hand; und damit die Macht des Hauses nicht verringert würde, suchte man frühzeitig durch Hausgesetze der Zersplitterung des Familiengutes vorzubeugen. Die Könige ließen bei diesem Amte die Erblichkeit eher zu, weil sie von den Grafen weniger Widerstand erfuhren als von den Herzögen und Markvorstehern. Da manche Grafschaften mehrere Gaue umfaßten oder in größeren Gaugebieten mehrere Grafen wohnten, auch die Bischöfe und Reichsäbte oft die Grafenrechte mit ihren kirchlichen Stellen verbanden und viele Städte und Ortschaften von der Grafengewalt befreit wurden, so geriet die alte Gauverfassung mehr und mehr in Verfall, Grafschaften und Gaue waren keine Begriffe mehr, die sich deckten. Die Grafen nannten sich nach den Hauptsitzen ihrer Gebiete, nach ihren Erbgütern oder Burgen. Wo die Gaugrafschaft noch fortbestand, kam der Titel „Landgraf" auf, die Vorsteher einzelner Ortschaften wurden „Burggrafen" genannt. Auch die „Centgrafen" erlangten größeres Ansehen und eine erweiterte Gerichtsbarkeit.

d. Dienstleute und Freie. (Deutsches Städtewesen.) Es wurde schon früher erwähnt (V, 628 VI, 128), wie die gemeine Freiheit auch auf deutscher Erde immer seltener ward, wie bei dem Streben der Fürsten nach Ausdehnung ihrer Gewalt, bei der Kostspieligkeit des Kriegsdienstes, der nun fast durchgängig Reiterdienst geworden war, bei der Unsicherheit des Lebens und Eigentums ohne kräftigen Schutz die gemeinen Freien von kleinem Eigentum nach und nach fast alle in die Vasallen- und Dienstmannschaft des Königs, des hohen Adels oder der Kirche eintraten. Nur in Sachsen erhielt sich noch der Stand der Freibauern; in den andern Landschaften suchten sich die freien Grundbesitzer dem kostspieligen Kriegsdienst dadurch zu entziehen, daß sie sich unter die Hut eines mächtigen Schutzherrn stellten, der gegen Entschädigung oder Ablösung für sie den Heerdienst leistete. Der Stand der gemeinen Freien wäre gänzlich untergegangen, besonders als die unter Heinrich IV. herrschende Gesetzlosigkeit den geringen Mann jeder Gewaltthätigkeit preisgab und das Waffenrecht mehr und mehr in den ausschließlichen Besitz der Ritter und der ritterlichen Dienstmannschaft kam, hätten nicht die Kaiser sie auf den Reichsgütern geschützt und, in Körperschaften geeinigt, eigenen königlichen Vögten unterstellt, und hätten nicht insbesondere die aufblühenden Städte der gefährdeten Freiheit ein Asyl gewährt. „So aber fanden sie einen Zufluchtsort in den Städten, wo sie, geschirmt durch Graben, Wall, Mauer und Turm, ihre Freiheit behaupteten; hier wurden sie durch Betriebsamkeit und Handel reich, ohne die Waffen ganz wegzulegen, welche vorzüglich die rittermäßigen Bürger zu Roß führten, während die übrigen Einwohner als Fußvolk stritten und die Verteidigungsmaschinen bedienten. Treu standen sie stets auf Seiten ihres Kaisers gegen die ungetreuen Fürsten." Wir haben gesehen, wie sehr die rheinischen Städte für ihre Dienste und Anhänglichkeit von dem vierten und fünften Heinrich begünstigt und belohnt wurden. Wir werden in einem späteren Abschnitte einen passenderen Ort finden, den Ursprung und Entwickelungsgang des deutschen Städtewesens darzustellen. Unter den fränkischen Kaisern begannen die Bewohner, Freie, Halbfreie und Unfreie, welche sich um die Bischofssitze und Klöster, um die Pfalzen der Könige oder die Burgen einzelner Fürsten allmählich gesammelt, sich als Gemeinwesen zu fühlen, ihre Rechte zu mehren und sich zur Freiheit heranzubilden. Aber aus dem raschen und gesunden Wachstum, aus dem klar bewußten Entwickelungsgange vom gräflichen und bischöflichen Hof- und Dienstrechte zu Gemeindeorganisationen mit Stadtrechten, mit bürgerlichen Gliederungen nach dem verschiedenen Maße der Freiheit der Bewohner, mit einer Gemeindevertretung, die aus Wächtern und Aufsehern der Marktordnungen allmählich zu einem angesehenen Stadtrat, zu

einem Kollegium freier Ratsmannen sich heranbildete, ließ sich bereits erkennen, welches Wachstum die noch zarte Pflanze in kurzem nehmen würde. Diese Entwickelung der Städte zu freiem Gemeindeleben gehört zu den Lichtblicken in dieser dunkeln Zeit des Mittelalters. Sie „führte zur Auflösung des unkräftigen Lehnsstaates und zur Blüte eines vielgestaltigen, auf kleinere Kreise beschlossenen politischen Lebens, welches zugleich die Keime einer unabsehbar fortschreitenden Kultur in sich trug und den kommenden Zeiten zur weiteren Ausbildung überlieferte". Die Mauern der Städte boten dem Gewerbfleiß Schutz; das genossenschaftliche Leben der Bürger erweckte Eifer und Vertrauen für ihre gemeinschaftlichen Unternehmungen; der gegenseitige Schutz erhöhte ihre Kraft. Das Stadtrecht, das Herzog Berthold III. von Zähringen, welcher längere Zeit bei den Kölnern in Gefangenschaft war, der zu einem „Markt- und Handelsplatz" erhobenen neugegründeten Stadt Freiburg im Breisgau verlieh (1119), ist ein schätzbares Zeugnis von dem gesunden Entwickelungsgang, in dem die städtischen Bildungen zur Zeit der Frankenkaiser begriffen waren. Wie bei Freiburg, so scheint Köln damals auch bei andern Stadteinrichtungen zunächst in allen privatrechtlichen Dingen, dann auch in Verwaltung und Rechtspflege als Vorbild gedient zu haben.

Den größten Einfluß auf die Staatsverwaltung und Rechtspflege übten die Geistlichen, die schon durch ihre höhere Bildung zu den Staatsgeschäften am meisten befähigt waren. Die Bischöfe und Äbte waren die ersten Räte des Kaisers, die Erzieher und Vormünder minderjähriger Fürstensöhne; unter ihnen stand die Kanzlei des Reichs. Dabei waren sie mächtige Lehnsfürsten, die dem Kaiser gerüstete Mannschaft stellten, auch wohl selbst den Waffendienst versahen. Unter den fränkischen Kaisern gab es sechs Erzstifte: Mainz, Köln, Trier, Magdeburg, Bremen, Salzburg, denen 35 Bistümer untergeordnet waren*). Die Erzbischöfe erhielten gegen eine beträchtliche Abgabe das Pallium von Rom und durften erst nach dessen Empfang Bischöfe weihen. Der Erzbischof von Mainz galt als Stellvertreter des Papstes in Deutschland. Die Kaiser begünstigten die Erhöhung der Bischöfe, um dem Ehrgeiz der weltlichen Fürsten und dem Sondertrieb der Stämme entgegenzuwirken; daher vereinigten die deutschen Prälaten das geistliche und weltliche Schwert, sprachen Bluturteile, führten Kriege und verwalteten zugleich das Hirtenamt. Von Jahr zu Jahr wuchsen ihre Immunitäten, in die schon zur Zeit der Ottonen ganze Grafschaften e. Der Klerus.

*) Unter dem Erzbischof von Mainz standen die Bistümer von Bamberg (S. 140), Würzburg, Speier, Straßburg, Konstanz, Worms, Augsburg, Paderborn, Hildesheim, Eichstätt, Chur, Halberstadt, Verden, Prag, und, nachdem dieses abermals 1091 geteilt worden war, auch Olmütz; unter Köln die Bistümer Lüttich, Münster, Minden, Osnabrück und Utrecht; unter Trier Metz, Toul und Verdun; unter Magdeburg Meißen, Merseburg, Zeitz (von Konrad II. nach Naumburg verlegt), Brandenburg und Havelberg; unter Bremen Ratzeburg, Mecklenburg (später in Schwerin), Oldenburg (später in Lübeck). Das Hochstift Bremen hob der Erzbischof Adalbert anfänglich sehr, indem sein Sprengel sich auch über Dänemark und Schweden ausdehnte und er die Bistümer Schleswig, Ripen und Aarhus besetzte. Nach seinem Tode wurden diese Länder von Bremen getrennt, weil der Erzbischof Liemar für Heinrich IV. war. Die Bistümer Oldenburg, Mecklenburg, Ratzeburg, Brandenburg und Havelberg in den Ländern der Liutizen und Abodriten bestanden seit langer Zeit fast nur noch dem Namen nach und wurden erst später so gut als neu gegründet. Salzburg war den Bistümern Regensburg, Passau, Freising, Brixen und dem 1073 gestifteten Gurk vorgesetzt. Cambrai stand unter Reims, so daß im ganzen dreiundvierzig Sprengel im Reiche waren. Hierzu kamen mit Burgund noch die Metropolen von Vienne, Aix, Tarantaise, Embrun, Arles, Lyon und Besançon, unter dieser standen Lausanne und Basel.

aufgingen. Wie staunte jener lombardische Bischof, der einst im Zwiegespräch mit Christian von Mainz auf seine Frage, ob er wohl alle Seelen seines Bistums kenne, von dem deutschen Prälaten zur Antwort bekam, sein Sprengel sei so groß wie die ganze Lombardei. Unaufhörlich erhielten sie neue Privilegien und neue Schenkungen; mit verschwenderischer Gunst teilten die Kaiser die Regalien an sie aus. Sie besaßen nicht nur die Grafenrechte über die Güter und Einwohner der Kirche, über die ihnen zugehörigen Städte, ja über ganze Gaue; die rheinischen Erzbischöfe und die meisten Bischöfe und Reichsäbte waren sogar von aller, selbst der herzoglichen Gewalt über die Güter ihrer Kirchen befreit, und der Bischof von Würzburg übte die Grafengewalt in allen Gauen seines Sprengels. Doch vergalten sie nicht immer die Gunstbezeugungen der Kaiser durch Treue und Anhänglichkeit. Das zeitliche Wohl ihrer Kirchen stand ihnen meistens höher als das Interesse des Reichs. Seit dem Wormser Konkordat änderte sich die Stellung des Klerus zum Reichsoberhaupt. Während bisher die Bistümer und Reichsabteien unmittelbar, höchstens nach einer vorausgegangenen Scheinwahl von den Kaisern besetzt worden waren, wodurch diese Gelegenheit hatten, treue und ergebene Anhänger in die wichtigen Stellen zu bringen, mußte jetzt die freie Wahl durch den Klerus vorausgehen und die Bestätigung in Rom eingeholt werden. Dadurch kamen die geistlichen Fürstentümer zu dem Kaiser in eine ähnliche Stellung, wie die weltlichen Großen durch die Erblichkeit der Lehen: die Macht der Krone wurde geschwächt und die aristokratischen Elemente erlangten nun auch in der Kirche eine größere Macht.

5. Heerschilde.

5. Wie die Reichsämter, so waren auch die von der Form des Reichsheeres herstammenden Abstufungen aller Edlen und Freien in sieben Abteilungen oder **Heerschilde** schon unter den fränkischen Kaisern in ihren Anfängen vorhanden, wenngleich die förmliche Ausbildung der Ordnungen erst einer späteren Zeit angehört. Den ersten Heerschild, heißt es bei Stenzel, hob der König, den zweiten die geistlichen Fürsten, weil sie nur des Königs Dienstmannen sind; den dritten die weltlichen Fürsten, weil sie ihrer Würde unbeschadet, der Bischöfe Lehnsleute sein konnten; den vierten die Grafen und alle freien Besitzer eines adligen Gutes mit eigener Gerichtsbarkeit, die aber auch Dienstleute der Fürsten sein konnten, denen sie sonst ihrem Geburtsstande und Wergeld nach gleich waren. Diese vier Heerschilde machten den hohen Adel aus; den fünften hielten die Mittelfreien oder Bannerherren, welche ihrer Geburt nach nicht zum hohen Adel gehörten, aber ein freies Eigengut besaßen und Freie zu Mannen haben konnten; den sechsten die Vasallen der Mittelfreien oder die gemeine Ritterschaft, welche keine Mannen hatten und im Dienste eines Herrn standen; den siebenten jeder Freie, d. h. der nicht eigen war und von ehelicher Geburt. Die letzte Klasse, der freie Bauernstand, wurde jedoch nur in Fällen äußerster Not als Landsturm unter die Waffen gerufen und sank mehr und mehr in Verachtung, bis er endlich das Waffenrecht gänzlich verlor. Die Masse des Heeres bildeten der fünfte und sechste Schild, die Ritter und ritterbürtigen Dienstmannen.

Kultur und Sitten.

Unter den fränkischen Kaisern fanden die Wissenschaften geringe Pflege. Mochten auch die Mönche in St. Gallen und Reichenau die von den Vorgängern eingeschlagenen Bahnen verfolgen, mochten auch in den Klöstern des südöstlichen Deutschlands, des Schwarzwaldes und des Niederrheins einzelne Priester und Konventualen religiöse Stoffe in deutschen Liedern und dichterischen Werken behandeln, mochten auch, wie wir gesehen haben, die großen Zeitfragen und Kämpfe zu gelehrten Forschungen, zu historischen Aufzeichnungen, zu herben

Parteischriften anregen, im allgemeinen standen Litteratur und geistiges Leben hinter der Ottonenzeit zurück, wurden auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft wenige Fortschritte gemacht. Nicht als ob die Herrscher des salischen Hauses keinen Sinn für geistige Güter gehabt hätten: wir wissen, daß der dritte und vierte Heinrich für Kunst und Bildung ein reges Interesse besaßen, daß der fünfte Heinrich auf seinem Römerzug schriftkundige Männer in seinem Gefolge hatte, und daß namentlich die kaiserlichen Frauen Gisela und Agnes die geistliche Litteratur liebten und förderten, daß die erstere die Übersetzungen und Erklärungen der Psalmen und anderer biblischer und klassischer Werke des gelehrten Notker Labeo von St. Gallen abschreiben ließ (S. 167), und daß die letztere aus ihrer gallischen Heimat Liebe für feinere Geselligkeit und litterarische Studien an den Kaiserhof mitbrachte, welche erst in ihren späteren Jahren der asketischen Richtung wich; wir wissen ferner, daß die kaiserliche Kapelle stets eine Anzahl ausgezeichneter Männer von wissenschaftlicher Bildung vereinigte, und an der Blüte der Baukunst, die sich aus dem altchristlichen Basilikensystem (IV, 607) allmählich zu dem romanischen oder, wie er noch genannt wird, dem byzantinischen Stil entwickelte, mit erhöhten Chören, mit Krypten und Kreuzgewölben und mit Wänden, die, auf Pfeilern oder kurzen Säulen ruhend, die Seitenschiffe von dem Hauptschiffe trennten, wie er in den Kirchen- und Klostergebäuden der Rheingegenden, in Speier, Worms, Mainz, Laach, Köln u. a. O. seinen vollendetsten Ausdruck fand, hatten die fränkischen Herrscher nicht geringeren Anteil als die Häupter der Kirche. Allein unter den aufregenden Kämpfen des Investiturstreites verstummten die Musen, fanden die stillen Arbeiten des Denkens und Schreibens keine Anerkennung, keine Aufmunterung, keine ruhige Zufluchtstätte, gerieten die Werke der Kunst ins Stocken. Viele Klöster wurden zerstört oder durch Parteiung, Hader und Wahlkämpfe in Unordnung gebracht, viele Mönche und Geistlichen irrten flüchtig umher, die kirchlichen Bannflüche verwirrten die Geister und Gewissen und verhinderten das friedliche Zusammenleben des Klerus. Und wie sah es erst um die Bildung der weltlichen Stände aus! Wenn zur Zeit der Ottonen auch in den hohen Adel einige Strahlen geistigen Lebens gedrungen waren, so zeigte jetzt der Ritterstand nur Sinn und Empfänglichkeit für Krieg und Waffenthaten. Wird es doch als etwas Außerordentliches gerühmt, daß Pfalzgraf Friedrich von Sachsen († 1088) die Briefe, die für ihn anlangten, selbst lesen und verstehen konnte. Die alte Volksdichtung, einst das Eigentum der gesamten Nation, der Edlen wie der Bauern, geriet in Verfall und Vergessenheit oder sank zu den niedern Schichten der Gesellschaft hinab, so daß der Verfasser der Quedlinburger Chronik bei dem Gotenkönig Theoderich bemerken konnte, daß dies derselbe Dietrich von Bern sei, von dem er einst in seiner Jugend die Bauern habe singen hören. Die Spielleute und Bänkelsänger, die sich bei Heinrichs III. Hochzeitsfest eingefunden, wurden unbeschenkt entlassen (S. 211), und selbst

Adalbert von Bremen, sonst ein Gönner und Freund fröhlicher Lust, wendete sich von den fahrenden Leuten, von den Zitherspielern und Sängern ab. Für den volkstümlichen Lieder- und Sagenschatz fehlte dem damaligen Geschlechte Sinn und Empfänglichkeit. Die strenge Scheidung des Adels und Bauernstandes und die Verachtung, mit welcher die Ritter und Kriegsmannen auf die unteren Volksklassen herabsahen, übten ihre Wirkungen auch auf die alte Volksdichtung aus. Nur unter dem niederdeutschen Bauernstand, der in allen Dingen noch mehr an den herkömmlichen Sitten und Gebräuchen, an den Überlieferungen und Gewohnheiten der Altvordern festhielt, scheint sich die Saga Didriks Konungs af Berne in plattdeutscher Mundart erhalten zu haben.

Wir haben schon früher den Investiturstreit mit dem Dreißigjährigen Kriege verglichen. Dieser Vergleich trifft auch in der Litteratur und in manchen Zügen des gesellschaftlichen Lebens zu. Wie alle ereignisvollen Zeitläufe, wo Wechselfälle und rasche Übergänge einander drängen, eine zwiefache Gemütsrichtung hervorbringen, religiöse und kontemplative Vertiefung und als Gegensatz Weltlichkeit und sinnliche Genußsucht, so sehen wir auch in der Zeit des Investiturstreits eine geistliche Litteratur, die sich mit Vorliebe in die Mysterien des Glaubens, in die letzten Dinge, in die Schrecknisse der Hölle und die Angst des jüngsten Tages versenkt, neben leichtfertigen Sitten, neben Gefallsucht und Weltlust einhergehen. Wir wissen, welchen Anstoß man an Heinrichs IV. Frauenverkehr genommen, wie selbst der sonst so fromme und für religiöse Erregungen empfängliche Heinrich III. der Frauengunst begierig nachstrebte. Daß dieser Weltsinn auch in den trüben und ernsten Zeiten des Investiturstreits zu Tage trat, daß er sich namentlich bei dem weiblichen Geschlechte kundgab und selbst in den geistlichen Stand Eingang fand, lernen wir aus der Lehrdichtung eines österreichischen Schriftstellers der Laienwelt, „der arme Knecht Heinrich" genannt. Nachdem er die Hoffart und Üppigkeit der Pfaffen gerügt, „die da wähnten das Himmelreich mit herrlicher Speise, mit wohlgesträhltem Barte und hochgeschornem Haar erwerben zu können und durch ihr böses Beispiel die Laien verleiteten, so daß der Blinde den Blinden in die Grube führe", wendet er sich gegen die Frauen, „die einhergehen in langen Gewanden, daß der Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem hoffärtigen Gange desto besser stehe, die mit fremder Farbe auf der Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand wegstreben" und tadelt endlich die Ritter wegen ihrer schlimmen Sitten, „daß sie den Armen nichts geben und in ihrer Unterhaltung nur buhlerische Reden führten und sich des Bösen rühmten, das sie gethan". In einem andern Gedichte „vom Pfaffenleben", das wohl demselben Verfasser angehört, wird mit scharfen Worten gerügt, „wie sich die Geistlichen in das neue gehobene Leben des Ritterstandes einmischen, wie sie Becher reichen, auf weichen Polstern manches Spiel beginnen, von Minne reden, davon sie viel schreiben hören, und von dem Umgang mit wohlgethanen Weibern wohl gern die Laien

ausschlössen, da sie doch keine um sich dulden sollten als Mutter oder Schwester". Während somit das Gedicht dem Cölibat das Wort redet, gibt es zugleich den Beweis, daß durch den Einfluß der Kreuzzüge und der zunehmenden Marienverehrung die Minne und der Frauendienst in die Dichtung eindrang und daß die Ritter anfingen, die Geistlichen aus dem Besitz der Poesie zu drängen und ihnen die Tugenden der Keuschheit, der Wohlthätigkeit, der Beschützung der Witwen und Waisen als die Pflichten ihres Standes hinzustellen. Damit beginnt eine neue Periode der Litteratur und zugleich der Übergang von der althochdeutschen Sprache in die mittelhochdeutsche.

1. Deutsche Litteratur. Daß bei der dem Vaterländischen abgewandten Zeitrichtung unter den fränkischen Kaisern die deutsche Dichtung und Litteratur nur spärliche Knospen trieb, war ebenso begreiflich, als daß in der religiös und kirchlich so sehr erregten Zeit des Investiturstreits und der beginnenden Kreuzzüge diese Erzeugnisse vorzugsweise geistlichen Inhalts waren. Notker Labeo, ein Schüler und Neffe des bekannten Eckehart I., welcher in alle Wissenschaften seiner Zeit eingeweiht war und vier Sprachen verstand, ist hauptsächlich durch seine Übertragung biblischer Schriften bekannt geworden, obwohl er seine Thätigkeit, die ihm bei den Genossen den Beinamen des „Deutschen" verschaffte, auch dem römischen und griechischen Altertum zuwandte. „Seine zum Schulunterricht verfaßten Schriften," bemerkt Gervinus, „sind lauter „Expositionen", wo lateinischer und deutscher Text gemischt ineinanderlaufen zum Zweck der gegenseitigen Verdeutlichung. Seiner großen Betriebsamkeit machte die Pest 1022 ein Ende, die ihn mit andern seiner Brüder hinwegraffte, an dem Tage, wo er seinen Hiob vollendet hatte." Dieses Buch, sowie die Übersetzung von Vergils' Georgica, der Andria des Terenz u. a. W. sind verloren; dagegen haben sich außer den Psalmen noch die Bearbeitung des Boethius „von der Tröstung der Philosophie", Aristoteles' Organon, ein kleines Lehrbuch der Rhetorik u. a. erhalten. „Wo die deutsche Abfassung überwiegt," urteilt Wackernagel, „da fließt die Rede leicht und gewandt und mit einer bisher noch unvernommenen Gefälligkeit dahin, da ist die Übersetzung wahrhaft deutsch und selbst die lateinisch ausgesprochenen Worte werden deutsch gedacht." Von Notker angeregt schrieb Williram, Mönch von Fulda, der seine Schule in Paris gemacht hatte und später Abt von Ebersberg in Bayern wurde († 1085), eine symbolische Auslegung des hohen Liedes, ein im Mittelalter weit verbreitetes und vielgelesenes Werk. „Er beklagt es selbst, daß in seinen Tagen Gelehrsamkeit und Bildung herabgesunken sei, und gibt in diesem Werke den lebendigen Beweis davon; er ist geschmacklos genug, die barbarische Mischung lateinischer und deutscher Sätze und Verse nicht, wie die St. Galler, zum Zweck des Unterrichts, sondern um des Schmucks und des gelehrten Prunks willen beizubehalten." Auch die Mischung des Reims in die Prosa, sowohl in lateinischen als in deutschen Werken, kann als Beweis der geschmacklosen Redeweise dieser Zeit gelten. Das älteste Beispiel dieser Reimprosa hat sich in dem Bruchstücke einer Weltbeschreibung, dem „Merigarto" aus dem Anfange des elften Jahrhunderts erhalten, sowie in einer geistlichen Rede, worin die Freuden des Himmels und die Schrecken der Hölle in schwungreicher Rede und mit einer Fülle sinnlich ausmalender Poesie geschildert sind. Von größerer Bedeutung sind drei geistliche Werke dieser Art aus der zweiten Hälfte des elften Jahrh.: Das Lied „von den Wundern Christi", das der Mönch Ezzo verfaßte, „ein weiser und gelehrter Mann", welcher den Bischof Günther von Bamberg auf der großen Pilgerfahrt nach Jerusalem begleitete (1065), und wozu ein anderer,

1. Deutsche Litteratur. Übersetzungen.

Notker Labeo.

Williram.

Reimprosa.

Merigarto.

Ezzo.

Namens Willo, die Weise fand, ein Gedicht von solcher Wirkung, daß viele, die es hörten, „eilten sich zu münchen" (in den Mönchstand einzutreten). 2. Das Buch „von der Schöpfung", eine kleine, durch Inhalt und Sprache hervorragende Dichtung, die Arbeit eines ernsten und gehobenen Geistes, eine sinnbildliche Darstellung der Schöpfung und Erlösung, der Geburt und Wiedergeburt der Menschheit, womit „der Kern der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, die Einschärfung der selbstlosen Liebe zu Gott und Menschen und die Zuversicht des Christus" verknüpft ist. 3. Die „vier Evangelien" oder das ältere Gedicht „von dem Anegenge", eine ausführlichere „Rede", die wohl denselben Mönch Ezzo zum Verfasser hatte und der das erwähnte Lied „von den Wundern Christi" als Einleitung diente. Wie die beiden ersten enthält auch das Buch von den vier Evangelien ein kurzes Leben Christi mit Hinzufügung der Vorbildlichkeiten aus der Geschichte des Alten Bundes, anhebend (den ersten Worten des Evangeliums Johannes gemäß) mit der Schöpfung der Welt und des Menschen und darum „von dem Anegenge" genannt. In demselben wird das Verhältnis zwischen Schöpfung und Erlösung, zwischen dem alten und neuen Bunde in bildlicher Sprache vorgeführt und daran die Mahnung geknüpft, „im Vertrauen auf den guten Führer den Kampf mit dem Bösen um unser Erbteil zu kämpfen, unter dem Segel des Glaubens auf dem Meere dieser Welt zum Himmel, unserer Heimat, zu steuern". Denselben Gegenstand behandelt auch das jüngere „Anegenge" aus dem zwölften Jahrhundert, aber mit weniger Schwung und gesuchter Rhetorik. Vielleicht sind diese Dichtungen des Franken Ezzo durch Bischof Altmann von Passau, der jenen Pilgerzug mitgemacht und den wir oben als päpstlichen Legaten im Investiturstreit kennen gelernt (S. 316), nach dem südöstlichen Deutschland gebracht worden, wo sie sich erhalten haben. Durch den Eifer Altmanns und seines Gesinnungsgenossen Gebhard von Salzburg (1060 bis 1088) für Verbesserung und Mehrung der Klöster und für Hebung der geistlichen Zucht und Bildung, ein Bestreben, das von den Babenberger Herzögen gefördert ward, blühte in jenen Gegenden „ein Nachsommer der geistlichen und geistlich-dichterischen Bildung" auf, welcher die öde und unfruchtbare Zeit der Zerrüttung überdauerte und das Interesse für Dichtkunst lebendig erhielt, bis günstigere Jahre eintraten und ein empfänglicheres Geschlecht den glimmenden Funken deutscher Poesie wieder stärker anfachte. Auch das „Lob Salomons", die „Judith" und die „Bücher Moses" (beide in einer älteren und jüngeren Bearbeitung) aus dem elften und dem Anfange des zwölften Jahrhunderts gehören dieser Gegend und demselben religiösen Vorstellungskreis an. „Die Deutung und Beziehung der alttestamentlichen Thatsachen und Verkündigungen auf die Mysterien des neuen Bundes bilden den eigentlichen Mittelpunkt eines großen Teils dieser Dichtungen." Dagegen verweilt das „Leben Jesu" von einer Frau Ava, die als Klausnerin in Göttweih lebte und 1127 starb, „mit wohlthuender Sinnigkeit" ausschließlich bei den Erzählungen des N. Testaments. Die „Görlitzer Evangelienharmonie" ist eine mit der Geschichte des Täufers Johannes vermehrte Überarbeitung des Lebens Jesu von Frau Ava. Es ist ein sprechendes Zeugnis von der religiösen Aufregung jener Zeit und von dem ähnlichen Gedanken- und Empfindungskreise der geistlichen Schriftsteller, daß die ganze litterarische Thätigkeit sich solchen biblischen Stoffen zuwandte und daß trotz der kleinen Eigenheiten der Sprache, der Verse, des Vortrags im großen Ganzen alle Dichtungen und „Reden" in Reimprosa die geistige und landsgenössische Verwandtschaft andeuten, daß sie alle „in dem einfach-strengen und trockenen Stil aller anfänglichen heiligen Kunst gehalten sind, die des Schmuckes entbehren kann um ihres Inhalts willen". Neben den dichterischen Erzählungen aus dem Leben Jesu (wie der „Urstende", einer legendarischen Erzählung von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, die von einigen dem Konrad von Fussesbrunnen aus

Marginalien: Das Buch von der Schöpfung. — Anegenge. — Lob Salomons. Bücher Moses. — Leben Jesu. — Andere religiöse Dichtungen und Lehrstücke.

Niederösterreich zugeschrieben wird u. a. m.) gaben die prophetischen Aussprüche vom „Antichrist“, von dem jüngsten Gericht und von der Welt Untergang, die in der „sündbewußten Zerknirschung“ jenes Geschlechts einen Anhalt fanden, den Stoff zu vielen Dichtungen des elften und zwölften Jahrhunderts. Damit hingen dann die dichterischen Lobpreisungen auf die Himmelskönigin Maria zusammen, in der man sich die kräftigste Fürsprecherin der Menschen bei dem letzten Gerichte dachte und deren Kultus zu jener Zeit vor jedem andern verherrlicht ward. Und nicht nur in solchen freieren Schöpfungen gab sich die religiöse Zeitrichtung kund, selbst die kirchlichen Handlungen und Lehren, Beichte, Gebet, Bekenntnis und Predigt, soweit sie in deutscher Sprache vorgenommen wurden, kleidete man in dichterisches Gewand. Von solchen gereimten „Reden“ und Lehrstücken, die zunächst die christliche Glaubens- und Sittenlehre behandeln, dann aber auch gelegentlich über den biblischen Stoff hinausgreifen und sich in scharfen Mahnungen und satirischen Bemerkungen über den Verfall der Sitten, über das üppige Leben der Ritterschaft wie des geistlichen Standes, über die Hoffart und Kleiderpracht der Frauen ergehen, haben sich mehrere aus dem zwölften Jahrhundert erhalten. Ein Hartmann, der sich selbst „den armen“ nennt, umschrieb ausführlich und mit fließender Redefülle den „Glauben“, nachdem er schon früher vom jüngsten Tag gedichtet. Der Thüringer Werner von Elmendorf gab in seiner „Tugendlehre“ eine Menge Vorschriften und Sentenzen, die zum Teil aus römischen Schriftstellern entlehnt waren. Ein österreichischer Dichter („der arme Knecht Heinrich“), weltlichen Standes, schilderte in seiner Todesmahnung („von des Todes Gehügede“) mit dem Ingrimm eines Laien die Entartung des Klerus. Wenn derselbe Heinrich auch der Verfasser des „gemeinen Lebens“ ist, so hat er jenen Schilderungen die Schrecken des Todes und die Eitelkeiten dieser Welt als Kehrseite gegenüberstellen wollen. In dem obenerwähnten „Pfaffenleben“ wird ein ähnlicher Ton wie in der Todesmahnung angeschlagen. Diese Dichtung bezeichnet bereits die Grenzscheide, wo die Poesie in die Hände der Ritter überging und nach Inhalt und Sprache eine neue Richtung einschlug. Doch begegnet man noch im dreizehnten Jahrhundert solchen poetischen Reden, in denen geistliche Dichter im tadelnden Gegensatz gegen die herrschende Weltlust auf die Lehren der Religion und das dauernde Glück im Jenseits hinweisen. Die meisten dieser geistlichen Dichtungen entstanden, wie gesagt, im südöstlichen Deutschland, wo auch die von Rom ausgehenden kirchlichen Reformen die standhaftesten Verfechter hatten. Aber gleichzeitig gewahrt man eine ähnliche dichterische Thätigkeit in den niederrheinischen Klöstern. Wir haben früher gesehen, wie oft während der bürgerlichen Unruhen die Mönche aus ihren Klöstern fliehen mußten. Manche mögen bei dieser Gelegenheit die poetischen Erzeugnisse mit sich gebracht oder zu ähnlichen Arbeiten Beispiel und Anregung gegeben haben. Und warum sollte nicht der fromme Trieb, der in den östlichen Landen jene religiösen Dichtungen erzeugte, auch an anderen Orten gleiche Wirkungen hervorgebracht haben! So entstanden denn am Niederrhein und in Flandern ähnliche Evangelienharmonien und Werke über das Leben Jesu wie im Südosten, und in den „christlichen Tugenden“ und in der „Girheit“ (Habgier und Geiz) eines Werner vom Niederrhein wird in derselben Weise, wie in den lehrreichen Reden Hartmanns und Heinrichs das weltliche Treiben bekämpft. *Litterarische Thätigkeit am Niederrhein.*

Weniger als die deutsche Dichtkunst litt die lateinische Litteratur unter der Ungunst der Zeiten, ja die größere Übung und die schriftstellerische Regsamkeit während des Investiturstreits hat sichtlich auf die Ausbildung und sichere Handhabung der lateinischen Sprache im elften Jahrhundert einen günstigen Einfluß geübt. Denn obgleich der Brauch, Worte und Ausdrücke, ja *2. Lateinische Litteratur.*

ganze Sätze und Stellen aus römischen Schriftstellern zu entlehnen und in den eigenen Text zu verflechten, noch fortdauerte und die Verbindung dieser entlehnten Stücke mit dem den geistlichen Schriftstellern geläufigen Bibel- und Kirchenlatein wenig geeignet war, einen freien und gewandten Stil zu erzeugen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß eine tiefere Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache in weitere Kreise eingedrungen ist. Je mehr sich das Zeitalter von den vaterländischen Studien abwandte, desto mehr wurde das Latein die Geschäfts- und Schriftsprache der Geistlichen, in deren Händen die geistigen und litterarischen Arbeiten fast ausschließlich lagen. Daß der Gebrauch der lateinischen Sprache bei den kirchlichen Verrichtungen auf die Entwickelung und Gestaltung der Schriftsprache großen Einfluß übte, war natürlich: „nicht nur finden wir überall die Ausdrücke der Bibel und der Kirchenväter angewandt, sondern man erkennt auch nicht selten den Chorgesang wieder in dem rhythmischen Gang der Prosa". Die ebenerwähnte geschmacklose Entartung, ganze Satzteile mit Endreimen zu versehen, die sich bei sehr vielen Schriftstellern dieser Periode findet und aus den lateinischen Werken ihren Eingang in die deutschen „Reimreden" genommen hat, ist vielleicht dieser Einwirkung des Kirchengesanges zuzuschreiben. Doch gibt sich auch vielfach eine eingehendere Bekanntschaft mit den klassischen Schriftstellern des Altertums und der christlichen Urzeit zu erkennen. Wenn in der deutschen Dichtung die Mönche des Südostens eine hervorragende Rolle spielten, so trat in der lateinischen Litteratur, der historischen wie der theologischen, die Geistlichkeit des Westens in den Vorgrund. Es wurde früher erwähnt, welchen Anteil der lothringische, flandrische und französische Klerus an der Polemik nahm, die der große Krieg zwischen Kaisertum und Papsttum hervorrief; eine ähnliche Thätigkeit gab sich auch in den historischen Aufzeichnungen, in den Chroniken, Heiligengeschichten und biographischen Schriften kund, wenn schon die hervorragendsten Historiker des Zeitalters, ein Wipo, Lambert, Hermann, dem fränkischen und alemannischen oder wie Adam von Bremen dem sächsischen Lande angehören. In Lüttich, wo unter Wazo und Otbert eine treffliche Domschule bestand, in Gembloux, wo der gelehrte und freisinnige Sigebert († 1112) eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit auf dem Felde der Polemik und der Geschichtschreibung entfaltete, in Verdun, wo Hugo von Flavigny seine „Weltchronik" schrieb, in Cambrai, wo die treffliche Bistumsgeschichte eines unbekannten Verfassers (Baldreich?) entstand, welche über das zehnte und elfte Jahrhundert manche wertvolle und zuverlässige Nachrichten enthält, wurden die Studien auch in den schlimmsten Zeiten gepflegt und geistige Interessen in verschiedenen Gebieten der Litteratur wach erhalten. Auch in Fulda und Mainz feierten die Wissenschaften nicht gänzlich. Wenigstens hat unter Erzbischof Siegfried der irische Mönch Marianus Scotus († c. 1082), der sich in einer Zelle einmauern ließ, um ungestörter seinen Studien und Andachtsübungen obliegen zu können,

eine Chronik in drei Büchern verfaßt, welche wegen ihrer chronologischen Untersuchungen sehr geschätzt war. — Daß in den westlichen Gegenden des Reichs sowohl der Klerus als die Städte auf Seiten des Kaisers standen und sich durch die gesamte Klosterlitteratur eine bittere, oft mit scharfer Satire gewürzte Opposition gegen Rom hindurchzog, wurde mehrmals angedeutet. Nur aus einer solchen gemeinsamen Richtung und Seelenbestimmung läßt sich die Entstehung und Bearbeitung der Tiersage vom Reineke Fuchs mit den anzüglichen Bemerkungen gegen Rom und den gesamten Klerus in deutscher und lateinischer Sprache in den niederländischen Klöstern erklären.

Zu den bedeutenderen Historikern der Frankenzeit gehört Wipo, Kaplan Konrads II., ein würdiger, auch als Dichter gefeierter Priester, wahrscheinlich aus Burgund. Mit der klassischen Litteratur vertraut, behandelte er die Sprache der damaligen Zeit mit großer Leichtigkeit und Sicherheit. Er bemühte sich den großen römischen Mustern, welche ihm vorschwebten, in der Haltung seiner Darstellung und in der Sprache nachzustreben, wobei freilich durch Einmischung der Art, wie die Kirchenväter christliche Gedanken ausdrücken, oft ein seltsamer Kontrast entsteht. Eine besondere Vorliebe hatte er für rhythmische gereimte Dichtung im Geschmacke der Zeit. Manches davon ist verloren; erhalten sind seine um 1027 oder 1028 für Heinrich III. verfaßten Denksprüche (Proverbia), welche eine Menge vortrefflicher Regeln der Tugend, Religion und Weisheit enthalten, und der 1041 zu Ehren desselben Königs verfaßte „Tetralogus" in Hexametern, bei denen sich gewöhnlich das Wort der Haupt-Cäsur in der Mitte mit dem Endworte jedes Verses reimt. Wipo.

Den vier Personen und personifizierten Begriffen, die darin auftreten, werden Lobpreisungen des Königs und gute Ermahnungen in den Mund gelegt. Unter anderm wird Heinrich darin aufgefordert, die Großen anzuhalten, ihre Söhne in den Wissenschaften, im Recht und Gesetz unterrichten zu lassen. Denn Recht und Gesetz seien die wahren Grundlagen des Thrones. Er dachte wohl, daß bei vermehrtem Rechtsstudium auch die gesetzgeberische Gewalt wieder in die Hände des Königs zurückkehren würde. Auch das schöne Trauergedicht auf den Tod Konrads rührt ohne Zweifel von Wipo her.

Wipos größtes und wichtigstes Werk ist das „Leben Konrads II.", worin er die Regierung des verständigen und tüchtigen Begründers der salischen Dynastie mit frischen kräftigen Zügen in einer dem Sallust nachgebildeten Sprache beschrieben und dem Sohne Heinrich III., an dessen Hof er die gleiche Stellung hatte, um das Jahr 1048 oder 1049 überreicht hat. Er schrieb es, „damit nicht die ausgezeichneten Thaten des Vaters über den größeren des Sohnes vergessen würden, und damit er selbst dem Müßiggange, dem Feinde der Seele, entgehe". Da er nach seiner eigenen Versicherung durch Krankheit oft vom Hofe ferngehalten war, so ist er nicht in allen Dingen gleich gut unterrichtet, auch hatte er nicht die Absicht alles, was er von Konrads Leben erfahren, mitzuteilen, sondern nur das wichtigste. Im ganzen berichtet er die Begebenheiten nach der Zeitfolge, ohne jedoch in die abgerissene Form der Jahrzeitbücher zu geraten. An seiner Glaubwürdigkeit ist nicht zu zweifeln. Wenn er auch aus warmer Liebe für seinen Helden die Schwächen und Fehler des Kaisers nur schonend berührt, so ist er doch weit entfernt, ein bloßer Lobredner zu sein. „Obwohl die Anordnung streng annalistisch ist," sagt Giesebrecht, „erhebt er sich doch über die Trockenheit der Annalen und erfaßt seinen Stoff mit lebendiger Phantasie; nicht selten mischt er Verse ein, und selbst seine Prosa hat häufig rhythmischen Fall und Reim."

Annalen von Altaich. (Godehard.) In dem bayrischen Kloster Nieder-Altaich blühte unter der segensreichen Wirksamkeit des Abtes Godehard (996—1022) eine gute Schule und die Mönche wurden zu wissenschaftlicher Thätigkeit angehalten. Dafür geben die bis zum Jahre 1073 reichenden „Annalen von Altaich" (A. Altahenses) einen Beleg. Doch ist diese wichtige Quellenschrift, die über die ersten Jahre Heinrichs IV. treffliche Angaben enthält, nicht vollständig erhalten. Godehard erwarb sich solchen Ruf, daß auch die Klöster Tegernsee und Hersfeld seiner Leitung anvertraut wurden. Als er im Jahr 1022 zum Bischof von Hildesheim erwählt ward, entfaltete er auch dort bis zu seinem Tod 1038 eine segensreiche Thätigkeit im Geiste seines Vorgängers Bernward. Jener Mönch Günther, den wir als Eremit im Böhmerwald kennen gelernt (S. 205), empfing von ihm die religiöse Anregung. Von der Lebensbeschreibung Godehards durch seinen Schüler Wolfher, welche für die Sitten- und Bildungsgeschichte der Zeit wichtige Mitteilungen enthält, sowie von den weiteren Schicksalen der Hildesheimer Schule und Annalen ist früher (S. 173) die Rede gewesen. Auch wurde dort bereits erwähnt, daß diese Schule, nachdem sie unter dem unwissenden dänischen Bischof Thietmar in Verfall geraten (S. 193 f.), wieder durch Benno, den geschickten Architekten Heinrichs IV., von dem er im Jahre 1067 zum Bischof von Osnabrück erhoben ward, einen der gebildetsten und kenntnisreichsten Kleriker seiner Zeit, den alten Glanz erhalten habe. Auch Bennos Leben von Norbert, Abt des von Benno gestifteten Klosters Iburg in Westfalen, ist ein wichtiger Beitrag zur inneren Geschichte Deutschlands während der Zeit des Investiturstreites. Wir erhalten darin manchen Aufschluß sowohl über den Bildungsstand und das Schulwesen der Zeit, als auch über die vielseitige Thätigkeit des höheren Klerus. Benno war als Vertrauter Heinrichs IV. in alle öffentlichen Angelegenheiten verflochten, er leitete den Bau der königlichen Burgen und war dabei für Hebung der Landwirtschaft, für Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse, sowie für Beförderung der wissenschaftlichen Studien an allen Orten, wo er weilte, äußerst thätig. Nicht von Seiten der Gelehrsamkeit und Kunstliebe, wohl aber von Seiten praktischen Schaffens und Ordnens kann neben Benno ein anderer Kleriker, gleichfalls ein Zögling der Hildesheimer Schule, Bischof Meinwerk von Paderborn gestellt werden. Es ist eine bekannte Erzählung, wie einst König Heinrich II. heimlich in dem Meßbuche des Bischofs aus den Worten famulis et famulabus das fa auslöschen ließ und Meinwerk dann wirklich pro mulis et mulabus tuis sang. Desto eifriger war er auf die Hebung des Wohlstands der Stiftsbauern, auf gute Zucht unter den Mönchen und Geistlichen, auf Stiftung von Klöstern bedacht und trotz seiner eigenen mangelhaften Bildung gelangte dennoch das Schulwesen unter seiner Fürsorge zu hoher Blüte; daher auch seine um 1155 von einem unbekannten Mönch verfaßte Biographie nicht ohne mancherlei Belehrung über innere Zustände ist.

Hildesheim. (Benno.) (Meinwerk.)

Hermann Contractus. Der gelehrteste und bedeutendste Schriftsteller des elften Jahrhunderts war Hermann, der Sohn des schwäbischen Grafen Wolverad, gewöhnlich wegen seines lahmen und gichtbrüchigen Körpers Hermannus Contractus genannt. Er war Mönch in dem reichen und anmutig gelegenen Kloster Reichenau, wohin lernbegierige Jünglinge aus allen Ländern gezogen kamen, um aus dem Munde des sanften und wohlwollenden Mannes, der die ganze Gelehrsamkeit seiner Zeit mit einem lebhaften, scharfsinnigen Geist verband, die Lehren der Weisheit zu vernehmen. „So schwer ihm das Sprechen wurde, hingen seine Jünger doch an seinen Lippen und priesen ihn als den besten aller Lehrer." Ausgezeichnet als Philosoph, Rhetor, Astronom, Musiker und Dichter und der griechischen, lateinischen und arabischen Sprache mächtig, hat Hermann eine Menge gelehrter Werke, Kirchengesänge u. dgl. m. verfaßt. Aber sein

Hauptwerk ist die in gutem Latein und mit Benutzung der frühern christlichen Geschichtschreiber bearbeitete Chronik in sechs Zeitaltern mit chronologischer Ordnung und verständiger Kritik und Auswahl. Sie beginnt mit Christi Geburt und ist die erste der großen Weltchroniken der Zeit. Wo der Verfasser sich seiner eigenen Zeit nähert, wird er ausführlicher und erhebt sich vom Jahre 1039 an zu einer Quelle ersten Ranges bis zu seinem Todesjahr 1054. „Aus vielen Quellen mosaikartig zusammengesetzt, ist sie ein Denkmal seines großen Fleißes, seiner außerordentlichen Belesenheit und seiner sorgfältigen Genauigkeit.“ Auch was ihm durch mündliche Mitteilung zufloß, hat er mit der größten Besonnenheit behandelt. Durch seinen gebrechlichen Körper an das Studierzimmer gebannt, war er nirgends Augenzeuge, und dennoch berichtet er überall mit gleicher Zuverlässigkeit, wie ein Mann, der mitten in den großen Weltverhältnissen lebt. Hermann erlebte nicht mehr den verhängnisvollen Streit zwischen Heinrich IV. und Papst Gregor VII., der gerade in Alemannien die tiefste Zerrüttung erzeugte. Wir haben früher gesehen, wie eifrig der Bischof von Konstanz und die Klöster im Schwarzwalde und in der heutigen Schweiz, besonders Hirschau, wo zuerst die Regel von Clugny eingeführt ward, und St. Blasien, das bis nach Bayern und Österreich Verbindungen hatte, die Sache des Papstes verfochten. „In den Klöstern des Schwarzwaldes verkehrten die Legaten und Gegenkönige, hier feierten sie ihre Feste, hier suchten sie und ihre Anhänger Zuflucht in Zeiten der Not.“ Wenn der Zähringer Gebhard von seinen Feinden aus Konstanz verdrängt ward, flüchtete er zu den Mönchen von St. Blasien. Von dieser Gesinnung geben die Streitschriften wie die geschichtlichen Arbeiten, die von dort ausgingen, das sprechendste Zeugnis. Die beiden früher erwähnten Chroniken, sowohl die des Mönchs Bernold von St. Blasien, der mit dem Gegenkönig Hermann ins Feld zog und in der Schlacht bei Pleichfeld (1086) zugegen war, als die des Berthold von Reichenau, eines Schülers von Hermann und Fortsetzers seiner Chronik, sind in päpstlichem Sinne geschrieben. An die früheren Werke sich anlehnend werden beide erst für den Zeitraum von 1073 bis 1100 wichtige Quellenschriftsteller. Es fehlt beiden nicht an Sinn für historische Wahrheit, aber die Sache des Papstes gilt ihnen als die Sache Gottes, während der Kaiser und seine Anhänger dem bösen Feinde dienen. Von diesem Standpunkte aus sind Personen und Ereignisse aufgefaßt und dargestellt. Auch Abt Egino und sein Biograph und Lobredner Udalschalk, Verfasser mehrerer Legenden, Kirchengesänge und anderer Schriften, gehörten den päpstlichen Kreisen Süddeutschlands an.

Hirschau und St. Blasien.

Bernold.

Berthold.

Wenn die geistlichen Geschichtschreiber des südlichen Deutschlands fast ohne Ausnahme auf der gregorianischen Seite standen, so hat der Norden wenigstens einen Schriftsteller aufzuweisen, welcher die Ansichten der Erzbischöfe Adalbert und Liemar teilte, den öfters erwähnten Adam von Bremen. Freilich berührt seine „Hamburgische Kirchengeschichte“ in vier Büchern, die mit dem Tode Adalberts (1072) abschließt und im vierten nur von der Geschichte des Nordens handelt, die Zeiten des Investiturstreits nicht mehr. Adam, ums Jahr 1040 oder etwas früher in der Markgrafschaft Meißen geboren und wahrscheinlich in der Domschule zu Magdeburg gebildet, wurde von Adalbert nach Bremen gezogen, wo er das Amt eines Domscholasters erhielt. Bei der Zusammenkunft Heinrichs IV. mit dem Dänenkönig Swen Esthridson war er als Begleiter des Erzbischofs zugegen und hier mag er wohl aus dem Munde des nordischen Königs, „der alle Begebenheiten der Barbaren in seinem Gedächtnisse, wie in einem geschriebenen Buche bewahrte“, sowie aus Berichten reisender Geistlichen und Kaufleute jene Nachrichten über die Völker des Nordens, die Dänen, Nordmannen, Schweden, Slawen geschöpft haben, welche seinem Werke einen so hohen Wert verleihen

Adam von Bremen.

und allen späteren Schriftstellern als Quelle gedient haben. Von seinen Lebensumständen ist uns sonst nichts überliefert worden; desto deutlicher sind in seinem eigenen Werke die Zeugnisse seiner geistigen Thätigkeit und seiner Studien enthalten. Daß er mit den römischen Klassikern, mit Vergil, Horaz, Lucan u. a. vertraut war, geht aus seiner Neigung, sich auf einzelne Verse und Wendungen zu beziehen, klar hervor. Zu seinem besonderen Vorbilde wählte er den Sallust, welchem er ganze Sätze entlehnte und nachbildete. Daneben finden sich viele Stellen aus den biblischen Schriften und den Kirchenvätern. Seine Angaben über die älteren Zeiten schöpfte er besonders aus den Fuldaer und Corveier Jahrbüchern, aus Einhard, aus den Biographien Ansgars und seiner Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle und aus andern zum Teil verlornen Quellen. Durch die sorgsame Benutzung der Aussagen der glaubwürdigsten Zeugen war es ihm beschieden ein Werk zusammenzutragen, „ohne welches unsere zuverlässige Kenntnis und lebendige Anschauung des nördlichen Deutschlands und des ganzen Nordens kaum vor dem dreizehnten Jahrhundert beginnen würde, während jetzt durch dasselbe für die reiche Sagenwelt jener Länder uns die wichtigsten historischen Standpunkte gegeben sind und zugleich die vereinzelt dastehenden Urkunden eine lebendige Verbindung erhalten". Das dritte Buch ist der Darstellung der Wirksamkeit und wechselvollen Lebensgeschicke des Erzbischofs Adalbert gewidmet, und wir haben gesehen, wie er diesem bei allen Fehlern so bedeutsamen Prälaten stets eine liebevolle Anhänglichkeit bewahrte, ohne sich dadurch verblenden oder zum Verdecken der Schwächen des Mannes verleiten zu lassen. Seine Darstellung ist hier voll Wärme und Leben und die Wahrhaftigkeit derselben unbezweifelt.

Saxo Grammaticus. Etwa hundert Jahre nach Adam von Bremen verfaßte ein Däne, Namens Saxo, ein Seeländer von ritterlicher Abkunft, den man um seiner Gelehrsamkeit willen den „Grammatiker" nannte, auf Anregung des berühmten Bischofs Absalon (Axel) von Roeskilde und Erzbischofs von Lund, zu dessen Schreibern er gehörte, die erste dänische Geschichte in 16 Büchern von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1186 in einem, wenn auch rhetorisch gezierten, doch korrekten und fließenden Latein. Die 9 ersten Bücher, die Vorzeit Dänemarks, entnahm er aus alten Liedern, die im Volke umgingen und aus Erzählungen der Isländer. Sie enthalten lebensvolle Bilder aus den alten Heldensagen, poetische Schilderungen der Kämpfe und Abenteuer, der alten Zustände und Sitten, aber ohne geschichtliche Zuverlässigkeit, ohne Zeitrechnung und Stammtafeln. Geschichtlichen Wert haben erst die sieben letzten Bücher, worin Saxo berichtet, was er am Hofe des Bischofs aus dem Munde kundiger Männer erfahren oder was er selbst erlebt hat. Für die große Zeit der Dänen unter dem ersten Waldemar, die wir später kennen lernen werden, ist er der wichtigste Quellenschriftsteller.

Wenn Adam von Bremen mit christlicher Milde und Humanität über Personen und Ereignisse urteilt und in den großen Tageskämpfen einen gerechten und unparteiischen Standpunkt zu gewinnen sucht, so steht der sächsische Mönch Bruno oder Brun, ein dem Erzbischof Werner von Magdeburg, Annos Bruder, und dem gleichgesinnten Bischof Werner von Merseburg befreundeter Kleriker, ganz auf päpstlicher Seite. Auch Bischof Herrand (oder Stephan) von Halberstadt, der Nachfolger des leidenschaftlichen Burkhard, dessen Leben und tragisches Ende (S. 356) er beschrieben hat, teilte diese Richtung. Indessen ist Bruno nur insoweit Anhänger des Papstes, als dieser mit den Sachsen verbunden ist; der sächsische Partikularismus leuchtet überall hervor. Brunos „Geschichte des Sachsenkrieges" ist eine scharfe Parteischrift aus der Mitte der sächsischen Fürsten und ihres Anhanges, in der Absicht geschrieben, den Krieg als rechtmäßig und die Empörung wider den König als eine Sache der Notwehr hinzustellen. Zu dem Zweck mußte natürlich das Verfahren Heinrichs IV. in Sachsen im

schwärzesten Lichte geschildert werden. Der böse Leumund, in dem der fränkische König bei der Nachwelt steht, ist zum großen Teil Brun zuzuschreiben, der einseitig und leidenschaftlich alles Böse und Schändliche, das ihm zu Ohren kam, als wahr hinstellte und noch mit Übertreibungen und Entstellungen vermehrte. „Brunos Wahrhaftigkeit," bemerkt Wattenbach, „ist völlig verblendet durch die Leidenschaft der politischen Parteiung; man hat in bezug auf ihn zu wählen zwischen dem Vorwurf bewußter Lüge und grenzenloser Leichtgläubigkeit." Doch gilt dieses harte Urteil nur von der Darstellung des Charakters und der Handlungsweise des Königs, in anderen Dingen, in der Erzählung der Kriegsereignisse, der inneren Zwistigkeiten der Sachsen, der Verhandlungen zwischen diesen, dem Papste und dem Könige, wozu er auch viele Aktenstücke einrückt, und endlich der Wahl Rudolfs und Hermanns verdient er Glauben. „Im allgemeinen aber," so schließt Wattenbach sein Gesamturteil, „können wir diese Schrift nur betrachten und schätzen als eine Stimme aus Sachsen, die uns zeigt, was man sich dort von Heinrich IV., von seinen Anhängern und von den Vorfällen des Krieges erzählte. Die Zeit spiegelt sich darin wieder, und bei der Ausführlichkeit der Erzählung läßt sich manches über die Zustände und Verhältnisse Sachsens daraus entnehmen." Das Werk vom Sachsenkrieg ist dem Bischof Werner von Merseburg gewidmet.

Die metrische Geschichte v. Sachsenkrieg und das „Leben Heinrichs IV."

Einen merkwürdigen Gegensatz zu Bruno bilden zwei unbekannte Schriftsteller, die im Lobe des Königs ebenso überschwänglich sind als der sächsische Mönch in Tadel und Schmähungen — der Verfasser der metrischen Erzählung vom Sachsenkrieg und der früher erwähnte Biograph Heinrichs IV., in dem manche den Bischof Otbert von Lüttich erkennen wollten. Unmittelbar nach dem Siege des Königs über die Sachsen bei Hohenburg (S. 286) hat ein unbekannter Dichter von guter klassischer Bildung es unternommen, den Krieg von seinem Ursprunge an in entschieden royalistischer Auffassung zu schildern und er hat diese Aufgabe mit vielem Geschick durchgeführt. „Hexameter von bemerkenswerter Reinheit," versichert Wattenbach, „wenngleich mit manchen damals üblichen Freiheiten und häufig leoninisch gereimt, fließen ihm mit Leichtigkeit, und die Darstellung ist so lebendig und spannend, daß man ihr mit Vergnügen bis ans Ende folgt." Die Kriegsbegebenheiten werden mit großer Anschaulichkeit geschildert. — Über den unmittelbar nach Heinrichs IV. Tod von einem begeisterten Anhänger desselben verfaßten Lebensabriß, dem in betracht der Form wenige Erzeugnisse der mittelalterlichen Historiographie an die Seite gesetzt werden dürften, urteilt Jaffé, der Übersetzer desselben: „Den hervorragenden Platz, welchen die Schrift einnimmt, begründet sowohl das ungemeine Geschick, mit dem die Hauptmomente der Regierungsgeschichte Heinrichs in gedrängten, wirkungsreichen Zügen hingestellt sind, wie der kunstvolle, an der Antike gebildete Vortrag, der lebendig, lichtvoll, beredt und selbst nicht ohne dichterische Erhebung die Begebenheiten sowie den sie begleitenden leidenschaftlichen Anteil des Erzählers zur Anschauung bringt. Der litterarische Wert ist unschätzbar, ihr historischer hingegen unterliegt mehrfachen Begrenzungen." Den größten Wert hat die Darstellung der letzten Jahre, wobei die Motive der Gegner mit der größten Schärfe und wohl auch der Wahrheit gemäß aufgedeckt werden. Es ist die rührende Todenklage, die der mit ganzer Seele dem Verstorbenen ergebene Verfasser in einem Sendschreiben an einen gleichgesinnten Freund ausspricht, in einem Zeitpunkt, wo das eigene Parteibanner bereits unrettbar verloren, und die „Wahrheit schreiben gefährlich war". Jaffé ist eher geneigt, in dem Verfasser den Abt Dietrich vom St. Albanskloster in Mainz zu vermuten.

Eckeharts Weltchronik.

Auch ein anderer reichhaltiger Schriftsteller, der Abt Eckehart vom Kloster Aura, gehörte anfangs zu den Anhängern Heinrichs IV., wandte sich dann aber der

siegreichen päpstlichen Partei zu und trat in nahe Beziehungen zu Heinrich V., dem er das höchste Lob zollt. Jener Bischof Otto von Bamberg, den wir oben als thätigen Glaubensboten in Pommern kennen gelernt (S. 368. 385) und von dem sich drei Lebensbeschreibungen mehr oder minder vollständig und umfassend erhalten haben, hatte das Kloster Aura in Franken gestiftet und den gelehrten Mönch Eckehart als Abt eingesetzt. Hier verfaßte dieser mit Benutzung der älteren Werke, die ihm die Bamberger Bibliothek darbot, und nach eigenen Erfahrungen und Anschauungen, eine Reihe historischer Schriften, die er schließlich zu einer großen „Weltchronik" in fünf Büchern zusammenfaßte und wiederholt überarbeitete. Der herrschenden Vorstellung von den sechs Weltaltern und den großen Monarchien folgend, faßt er in diesen weiten Rahmen die gesamte alte Geschichte, sowie die Geschichte der deutschen Volksstämme, besonders der Franken, und führt das Ganze bis zum Jahre 1125. Die Geschichte des ersten Kreuzzuges, für die er auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem an Ort und Stelle authentische Nachrichten gesammelt hatte, zeichnet sich durch Wahrheitsliebe und Nüchternheit vorteilhaft aus. „Eckeharts Weltchronik," urteilt Wattenbach, „dürfen wir wohl unbedingt für das vollendetste Werk dieser Art erklären. Die Sprache ist rein und einfach, die Erzählung klar und übersichtlich, die Auffassung verständig und gemäßigt." Nach seiner Darstellung, worin der gesamte weltgeschichtliche Stoff geläutert und geordnet vorlag, war nur noch eine mehr philosophische Bearbeitung, wie sie später Otto von Freising versuchte, oder Auszüge und Kompilationen aus seinem Werke möglich. Mehrere andere geschichtliche Aufzeichnungen, wie die Erfurter und Würzburger Annalen, die Ursperger Chronik, der sächsische Annalist u. a. m. waren nur Fortsetzungen oder Überarbeitungen von Eckeharts Weltchronik.

Lambert von Hersfeld.

Das vorzüglichste Geschichtswerk des elften Jahrhunderts sind die „Jahrbücher Lamberts von Hersfeld". Von seinem Leben wissen wir wenig. Nachdem er den Studien in der Hersfelder Schule obgelegen, wurde er nach seinem eigenen Zeugnis im Jahre 1058 zu Aschaffenburg von dem Erzbischof von Mainz zum Priester geweiht (daher er auch früher gewöhnlich „Lambert von Aschaffenburg" genannt ward), trat dann sogleich eine Pilgerreise nach Jerusalem an, und zwar ohne Wissen seines Abtes Meginher, worüber er sich schwere Vorwürfe machte. Er war daher sehr beruhigt, als er bei seiner Rückkehr im Jahre 1059 den Abt noch am Leben fand und Verzeihung erhielt. Von der Zeit an lebte er als Mönch im Kloster Hersfeld. Nachdem er eine metrische Geschichte seiner Zeit und eine Geschichte des Klosters Hersfeld verfaßt, die aber nicht erhalten sind, begann er die Ausarbeitung der Annalen, die nach einem kurzen chronologischen Abriß der früheren Weltbegebenheiten aus bekannten Quellen mit dem Jahre 1040 reichhaltiger und mit der Regierungszeit Heinrichs IV. immer vollständiger werden, so daß die Erzählung wie ein mächtiger breiter Strom ruhig dahinfließt, bis der Verfasser bei der Wahl des Gegenkönigs Rudolf im Jahre 1077 abbricht, „ermattet und überwältigt von der Last des unermeßlichen Stoffes", wie er selbst sagt. Lambert behält im ganzen die annalistische Form bei, bindet sich aber nicht streng daran, und bei der Fülle der Ereignisse und der Ausführlichkeit der Darstellung macht sich diese Form kaum noch bemerklich. Auch faßt er zuweilen, um die Erzählung nicht zu zerstückeln, die Begebenheiten eines längeren Zeitraums an einer Stelle zusammen. Durch die günstige Lage seines Klosters in der Nähe des Hauptschauplatzes der Begebenheiten und durch die geschichtliche Bedeutung desselben war Lambert in den Stand gesetzt, sich sichere Nachrichten zu verschaffen. Auch verkehrte er häufig mit den handelnden Personen. Seine Darstellung ist ruhig und objektiv; er schildert die Verwickelungen der Zeit, den Kampf zwischen Königtum und Fürstenmacht, zwischen Kaisertum und Hierarchie mit einem über den Streitfragen stehenden

Geist und mit warmem Mitgefühl mit der leidenden Menschheit. „Die Sprache selbst ist klar und deutlich," sagt Wattenbach, „gebildet nach dem Muster der alten heidnischen und kirchlichen Schriftsteller, aber frei von der affektierten Gelehrsamkeit, welche überall mit fremden Brocken prunkt." Mit seinem Herzen steht er freilich auf der päpstlichen Seite, und die sehr ungünstige Beurteilung, welche Heinrich IV. beinahe durchgängig in der Geschichte erfahren hat, rührt ebensowohl von Lambert wie von Bruno her. Mit Recht bemerken Ranke und Wattenbach, daß man seine Darstellung um so sorgfältiger prüfen muß, je mehr sie durch die Mäßigung und Würde des Ausdrucks, durch die Schönheit der Form und die Folgerichtigkeit der Verknüpfung unser Urteil besticht. Auch Lambert ist nicht frei von der Gesinnung, welche fast die gesamte Klostergeistlichkeit in dem Streite zwischen Kaiser und Papst hegte, nur daß er auch die Fehler und Vergehen der andern nicht verschweigt und selbst die Sünden und Gebrechen des geistlichen Standes ohne Rückhalt und Schonung aufdeckt. Der Erhebung der Städte, die ihm als eine Auflehnung gegen die Obrigkeit erscheint, ist er nicht gewogen, und doch hat er sie so vortrefflich geschildert, „daß kein Anhänger des Städtewesens es besser in die Geschichte hätte einführen können".

Das Deutsche Reich war der Mittelpunkt der europäischen Geschichte und Politik, wo alle Fäden des öffentlichen Lebens zusammenliefen. Es war daher ebenso natürlich und notwendig, daß die deutschen Geschichtswerke sich über die anderen Staaten verbreiteten, als daß die Chroniken der Nachbarvölker sich wesentlich mit den Vorgängen des großen Mittelreiches befaßten. Dies gilt sowohl von den nichtdeutschen Ländern im Osten, als von den französischen und italienischen Geschichtsbüchern. Unter den slawischen Werken ist, wenn man von einigen Legenden und den dürftigen Prager und Krakauer Annalen absieht, das älteste und bedeutendste die Chronik des böhmischen Priesters Kosmas, eines Zöglings der Lütticher Schule, von vornehmer polnischer Abkunft († 11. Okt. 1125). In drei Büchern behandelt er die allgemeine Geschichte und die Geschichte der böhmischen Nation bis auf seine Zeit, die früheren Jahrhunderte nach den vorhandenen älteren Chroniken und nach einheimischen Legenden, Sagen und Märchen, die spätere Zeit nach eigenen Erfahrungen, die er sich auf vielen Reisen in mancherlei Staatsgeschäften erworben, und nach Mitteilungen von Augenzeugen. Das Buch von Kosmas ist eine wahre Volksgeschichte nach Art des Paulus und Widukind, daher man ihn mit Recht den „Vater der böhmischen Geschichte" genannt hat. Nach dem Vorbilde des Sallust liebt er es, seine Geschichtsbücher mit künstlichen Reden zu schmücken und ergeht sich gern in wortreichen Erzählungen und Beschreibungen. Auch teilt er die Liebhaberei der deutschen Geschichtschreiber der Frankenzeit, einzelne Verse einzumischen und seine lateinische Prosa durch ähnlich lautende Schlußwörter am Ende der Satzteile gereimter Dichtung anzunähern. „Man gewinnt den alten Herrn mit seiner etwas pedantischen Gelehrsamkeit, seiner Geschwätzigkeit und Vorsicht lieb, wenn man sein Werk liest, man muß seine wackere und wohlwollende Gesinnung achten und fühlt sich sowenig, wie bei Widukind berechtigt, den Vater der böhmischen Geschichte nach den strengen Regeln höherer historischer Kunst zu beurteilen." Wie groß das Ansehen und die Bedeutung des Kosmas war, ersieht man aus den zahlreichen Fortsetzungen, welche die Chronik desselben in den folgenden Jahrhunderten erfahren hat. Von weit geringerem Werte ist die polnische Chronik des Martinus Gallus, eines Fremden, vielleicht eines Italieners, der am Hofe Boleslaws III. gelebt und die Verherrlichung dieses Herzogs sich zur Hauptaufgabe gestellt hat. Seine Sprache ist schwülstig und fast durchgehends rhythmisch gereimt. Die Vorgeschichte Polens im ersten Buch hat er mündlichen Erzählungen nachgeschrieben. In Ungarn bestehen die ältesten geschichtlichen Aufzeichnungen in

Die fremden Länder.

Die böhmische Chronik des Kosmas.

Martinus Gallus.

Ungarn.

Legenden über den heiligen Stephan und über den italienischen Bischof und Märtyrer Gerhard von Csanad und aus den Chroniken, welche auf König Kolomans Wunsch der Bischof Hartwich und ein ungenannter Verfasser, der sich König Belas Notar nennt, zusammengestellt haben.

Frankreich. So groß der Einfluß war, den Frankreich im elften und zwölften Jahrhundert auf die gesamte Bildung ausübte, sowenig können die französischen Annalisten vor den Kreuzzügen an Wert und Bedeutung mit den deutschen verglichen werden. Wie viele belehrende Mitteilungen über die Vorgänge in Aquitanien und in andern Teilen Frankreichs die „Geschichte der Franken" von Ademar von Chabannais, einem Priester aus Angouleme (c. 1028), und die fünf Bücher Geschichten des Mönchs Rodulf Glaber von Clugny über die Ereignisse von 1000 bis 1044 enthalten mögen, sie sind ohne festen Plan und ohne chronologische und geschichtliche Genauigkeit. Von größerer Wichtigkeit sind die Arbeiten Hugos von Fleury, sowohl seine Schrift „über die Königsgewalt und Priesterwürde", in welcher er „mit bemerkenswerter Kühnheit und Klarheit der priesterlichen Überhebung gegenüber die Berechtigung der königlichen Autorität vertrat und in Übereinstimmung mit seinem Freunde Ivo von Chartres auf die Scheidung und Versöhnung der beiderseitigen Ansprüche ausging" (S. 406), als seine mit großem Fleiß und viel Gelehrsamkeit verfaßte „Kirchengeschichte" und seine „Geschichte der Franken", von Karl dem Kahlen bis auf Ludwig VII., die er der Kaiserin Mathilde von England, Heinrichs V. Gemahlin, widmete. Doch kommt er weder an Kenntnis der Vergangenheit, noch an Genauigkeit dem Eckehart gleich. — Auch in der Geschichte der englischen Könige und der englischen Kirche von Wilhelm von Malmesbury (vor 1143), einem Werke echten Benediktinerfleißes, das trotz seiner rhetorischen Färbung wegen der Wahrhaftigkeit und der Reichhaltigkeit des Inhalts zu den bedeutendsten Geschichtsbüchern des zwölften Jahrhunderts gehört, sind viele gute Nachrichten über den Streit Heinrichs V. und Paschalis II. enthalten. Es umfaßt 1) eine Geschichte Englands von der Ankunft der Sachsen bis auf König Heinrich I. (449—1126) in fünf Büchern; 2) eine Fortsetzung unter dem Namen historia novella bis 1142; 3) Geschichte mehrerer englischen Bischöfe und Klöster. — Von geringerem Wert ist die aus Beda und ältern Chronisten kompilierte „Englische Geschichte" von Heinrich von Huntingdon (vor 1123) in acht Büchern.

Ademar und Rodulf Glaber. Hugo von Fleury. England. Wilhelm von Malmesbury.

Italien. Am engsten war Italien mit dem Deutschen Reiche verknüpft, aber die Geschichtschreibung teilte den allgemeinen Verfall der Wissenschaften, der während dieser Periode in der apenninischen Halbinsel und vor allem in Rom zu Tage tritt. Zwar bieten die geschichtlichen Werke des Abtes Hugo von Farfa über die Schicksale seines Klosters und das römische Pontifikale nebst den Biographien einzelner Päpste, unter denen das Leben Leos IX. durch den Archidiakon Wibert von Toul und Gregors VII. durch den deutschen in Rom lebenden Mönch Paul von Bernried besonders hervorragen, manche wichtige historische Belehrung, aber hinsichtlich der Darstellung, der Sprache und der künstlerischen Bewältigung des Stoffes sind sie von untergeordneter Bedeutung. Wir haben gesehen, mit welcher Leidenschaftlichkeit der Partei- und Prinzipienkampf zwischen Kaiser und Papst und der Streit über die Investitur durch Laienhand und über das Cölibat in allen Ländern, zumeist jedoch in Italien geführt worden. Diese Leidenschaftlichkeit tritt auch in der historischen Litteratur zu Tage: während Bonizo, welcher nicht, wie vielfach angenommen ward, bei dem Aufstande in Piacenza 1089 ermordet wurde, sondern am 14. Juli 1091 als Bischof von Sutri gestorben ist, in seinem an einen Freund gerichteten Buche „über die Verfolgung der Kirche" als unbedingter Anhänger Gregors VII. und der

Hugo von Farfa. Papstgeschichten. Bonizo.

Gräfin Mathilde erscheint und alle Bedrückungen, welche die Kirche von jeher durch die weltliche Macht erfahren hat, freilich mit vielen Irrtümern, Ungenauigkeiten und Entstellungen untermischt, zusammenfaßt, und Bardo, ein treuer Diener des Bischofs Bardo.
Anselm von Lucca, den wir früher als ergebenen Anhänger und Ratgeber Mathildens kennen gelernt, das wunderthätige Leben dieses Vorkämpfers der hierarchischen Interessen voll Andacht und Bewunderung beschrieben hat, ist die Lobschrift des Bischofs Benzo Benzo.
von Alba (am Tanaro) auf Kaiser Heinrich IV., in gereimter, rhythmischer Prosa und mit schwülstiger Rhetorik verfaßt, eine heftige und leidenschaftliche Polemik gegen die gesamte Hildebrandsche Partei und ihre kirchlichen Ansichten und Ziele. Ein hitziger Feind der Pataria, suchte Benzo mit poetischen Briefen, Pamphleten und Schmähschriften der verschiedensten Art den Mut seiner Partei zu beleben, den Zorn seiner Gegner zu reizen. Erst im späten Alter sammelte er diese Streitschriften, arbeitete sie um, bereicherte sie mit neuen Aufsätzen und bestimmte dann das Werk für Heinrich IV., von dem er dafür große Belohnung erwartete. Das Buch ist für den Kulturstand Italiens merkwürdig, aber durch die Übertreibung, Parteiwut und Entstellung für die Geschichte unzuverlässig. Von ähnlicher Art und Gesinnung ist das früher erwähnte Leben der Gräfin Mathilde von dem Benediktinermönch Donizo von Donizo.
Canossa. Es war für Mathilde selbst bestimmt und wurde daher mit prächtigen Miniaturen geschmückt; aber ehe es überreicht werden konnte, starb die Gräfin (24. Juli 1115), worauf der Verfasser noch eine Klage über ihren Tod hinzufügte. Beide Lobschriften müssen mit großer Vorsicht benutzt werden. Dasselbe gilt von der als „Leben Gregors VII." bezeichneten Schmähschrift des Kardinals Benno, einem Buch voll Benno.
lügenhafter Angaben, Verleumdungen und Irrtümern aller Art. Auch in der Lombardei gab sich der Parteikampf zwischen der Pataria und der Hierarchie, zwischen der neuen und alten Richtung, der im politischen und kirchlichen Leben das ganze Volk in zwei Heerlager teilte, nicht minder scharf in der Litteratur, besonders in den Mailänder Schriftstellern Arnulf und Landulf, kund. Während der letztere als leiden- Landulf.
schaftlicher Gegner der Pataria und der Hildebrandschen Partei auftritt und in blinder Wut allen Sinn für geschichtliche Wahrheit verliert, geht Arnulf, obwohl als Abkömm- Arnulf.
ling eines vornehmen Mailänder Geschlechts ein geborner Gegner der Pataria, mehr und mehr auf die andere Seite über; doch bewahrte er stets Maß, Würde und Haltung. Auch „das Leben Arialds", des Märtyrers der Patarener (S. 290 f.), von einem seiner Anhänger, ist eine stark gefärbte Parteischrift. Eine neue Wendung erhielt die polemisch-geschichtliche Litteratur durch die Anwendung des römischen Rechts zur Verfechtung der kaiserlichen Autorität gegenüber der päpstlichen Anmaßung. Solche mit juristischen Beweisführungen ausgerüsteten Schriften rühren von Petrus Crassus Petrus Crassus und
und von Guido, Bischof von Ferrara, her. Von jenem wurde auf dem Konzil zu Guido.
Brixen (1080) von der kaiserlichen Partei Gebrauch gemacht. — In Unteritalien, wo sich der Streit zwischen Kaisertum und Papsttum weniger fühlbar machte, tritt auch der Parteistandpunkt in der Geschichtschreibung weniger hervor. Die beiden Kloster- Die Klostergeschichten
geschichten der wichtigen Reichsabtei Monte Cassino, von Leo, zuerst Mönch unter Abt von Monte Cassino.
Desiderius, dann Kardinal von Ostia, einem eifrigen Gegner Heinrichs V. (†c. 1116), und von Petrus Diaconus von Tuskulum, sowie die Geschichte der Normännischen Eroberung des Amatus von Salerno, eines Zeitgenossen von Leo, be- Amatus.
schäftigten sich mehr mit der Vergangenheit und den speziellen Interessen, als mit den allgemeinen Welt- und Zeitfragen, wobei Leo von Ostia sich ebenso vorteilhaft durch Genauigkeit, Sorgfalt und Fleiß auszeichnet, als Petrus sich aus Eitelkeit zu Erdichtungen und unwahren Angaben verleiten läßt. Über das treffliche Werk des Amatus urteilt Giesebrecht: „Es sind nicht nüchterne und einsilbige Annalen, welche uns

Amatus hinterlassen hat, sondern wir erhalten eine ausführliche Darstellung der Eroberung mit dem anziehendsten Detail, welches er mit liebenswürdiger Naivität vorzutragen weiß." Auch das historische Gedicht über die Thaten Robert Guiscards von Wilh. von Apulien. Wilhelm von Apulien in guten Versen und reiner Sprache, zu dem der Verfasser von Urban II. angeregt ward, sowie die Verherrlichung der Großthaten der Pisaner gegen die Sarazenen in Afrika und bei der Eroberung von Majorca (1114, 1115) durch einen patriotischen Schriftsteller in rhythmisch gereimten Versen, stehen außerhalb der Kämpfe, welche die übrige Welt damals erfüllten und bewegten.

II. Das Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen.

Litteratur. A. Zu der Litteratur über die Geschichte des Morgenlandes im zehnten, elften und zwölften Jahrhundert sind den in Bd. V, S. 1 und S. 229 angeführten Quellen- und Hilfsschriftstellern beizufügen: 1) Über das byzantinische Reich: Gg. Finlay, History of the Byzantine and Greek empires from 716 to 1453. 2 voll. Lond. 1854; J. Ph. Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. Stuttgart und Tübingen 1830 und Geschichte des Kaisertums Trapezunt. München 1827; Krause, Die Byzantiner des Mittelalters. Halle 1864; G. F. Hertzberg, Geschichte Griechenlands, Bd. I. und II. Gotha 1877 (Heeren-Ukert, Staatengesch.) und namentlich K. Hopf in Bd. 85 der Encyklopädie von Ersch u. Gruber. — 2) Zur Geschichte der mohammedanischen Reiche: G. Weil, Die Assassinen (in Histor. Zeitschrift von Sybel. Bd. 9); Wüstenfeld, Die Akademien der Araber und ihre Lehrer. Göttingen 1857; Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Berlin 1864, II. 2; H. Steiner, Die Mutaziliten oder die Freidenker im Islam. Leipzig 1865. — B. Über die Zeiten des Kampfes zwischen Morgenland und Abendland: 1) In der pyrenäischen Halbinsel: J. C. Murphy, The history of the Mahometan empire in Spain. London 1816; J. Aschbach, Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. Frankf. 1833. 2 Bde.; H. Schäfer, Geschichte von Portugal. Hamburg 1836; F. W. Schirrmacher, Geschichte Kastiliens im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Gotha 1881 (Geschichte der europ. Staaten von Heeren und Ukert); E. Alex. Schmidt, Geschichte Aragoniens im Mittelalter. Leipzig 1828; A. F. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien. Berlin 1865. 2 Bde., 2. Aufl. 1881. — 2) Für die Kreuzzüge sind die zuerst von Bongars, Gesta Dei per Francos (Hanau 1610) veröffentlichten Quellen nunmehr in dem von der französischen Akademie veranlaßten Recueil des historiens des croisades gedruckt und finden durch die von der Société de l'Orient latin herausgegebenen Archives de l'Orient latin fortwährend Ergänzung. F. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge nach abendländischen und morgenländischen Berichten. Leipzig 1807—32. 7 Bde.; Michaud, Hist. des croisades. Paris 1817—22. 7 Bde. nebst einer Bibliothèque des croisades. 4 Bde., ebend. 1829; v. Sybel, Geschichte der ersten Kreuzzüge. Düsseldorf 1841, 2. Aufl. Leipzig 1881 und desselben Abhandlungen über das Königreich Jerusalem 1100—1131 und den zweiten Kreuzzug in A. Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Bd. 3 u. 4; Peyré, Histoire de la première croisade. 2 Bde.; R. Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. 2 Bde. Berlin 1874—78; Hagenmeyer, Peter der Eremite. Leipz. 1879; Riant, Pélérinages des Scandinaves en Terre Sainte. Paris 1865; Mas Latrie, histoire de Chypre. Paris 1861 ff.; B. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge. Berl. 1882 und H. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin 1883. Über die geistlichen Ritterorden s. ferner: Vertot, Histoire de l'Ordre de S. Jean. Paris 1741—48, 6 Bde.; F. Wilcke, Gesch. d. Tempelherrenordens.

2 Bde., 2. Aufl. Halle 1861; H. Prutz, Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherrenordens. Berlin 1879; J. Voigt, Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien. Berlin 1857—59. 2 Bde.; H. Prutz, Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Land. Leipzig 1877; Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. 2 Bde. Stuttg. 1879. — C. Für die Geschichte des Abendlandes s. die Bd. V, 275 ff. und VI, 1 f. angeführte Litteratur. Für die Geschichte Deutschlands geben auch für diesen Zeitraum die chronologische Grundlage Böhmers Regesta chronologico-diplomatica in der neuen Bearbeitung 1198—1254. Stuttgart 1849 und wertvolle Ergänzungen dazu die aus Böhmers Nachlaß von J. Ficker herausgegebenen Acta imperii selecta. Innsbruck 1866/67, sowie Winkelmann, Acta inedita. Ebend. 1880. Vgl. K. F. Stumpf, Die Reichskanzler vornehmlich im zehnten, elften und zwölften Jahrhundert. Innsbruck. 1866. — D. Quellen für das Zeitalter der Hohenstaufen sind Monumenta Germaniae historica, Scriptores XVI ff. publiziert. Aus der sehr reichen Litteratur sind hervorzuheben folgende Werke: F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Leipzig 1856—58. 3. Aufl.; K. W. Nitzsch, Ministerialität und Bürgertum im elften und zwölften Jahrhundert. Leipzig 1859; Bernhardys Jahrbücher der deutschen Geschichte unter Lothar von Sachsen. Leipzig 1879; Ph. Jaffé, Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III. Berlin 1845; H. Prutz, Kaiser Friedrich I. Danzig 1871—74; P. Scheffer-Boichorst, Kaiser Friedrichs I. letzter Streit mit der römischen Kurie. Berlin 1868; H. Reuter, Papst Alexander III. und die Kirche seiner Zeit. 2. Aufl. Leipzig 1860, 3 Bde.; Heinrich der Löwe von H. Prutz. Leipzig 1865, M. Philippson. Ebend. 1867/68, 2 Bde.; L. Weiland, Das sächsische Herzogtum unter Lothar und Heinrich dem Löwen. Greifsw. 1866; v. Heinemann, Albrecht der Bär. Darmstadt 1864; Toeche, Kaiser Heinrich VI. Leipzig 1867; O. Abel, König Philipp der Hohenstaufe. Berlin 1832 und König Otto IV. und Kaiser Friedrich II. (1208—12). Ebend. 1856; Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. 2 Bde. Leipzig 1873—78; F. W. Schirrmacher, Kaiser Friedrich II. 4 Bde. Göttingen 1859—68 und die letzten Hohenstaufen. Ebend. 1871; Winkelmann, Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche 1212—50. Berlin 1863 und Reval 1865, die sämtlich auf den von J. L. A. Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici II. Paris 1859—61, 6 Thle. in 10 Bänden veröffentlichten Materialien beruhen; Hurter, Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. 4 Bde. Hamburg 1834 (Bd. 1 u. 2 in 2. Aufl. 1838). — Vgl. ferner: Winter, Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Berlin 1864 und desselben, Die Cistercienser. 2 Bde. und Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter. 2 Bde. Berlin 1875—77.

A. Die Weltlage im Morgenland.

1. Das byzantinische Reich unter dem makedonischen Kaiserhaus und den Komnenen.

Hofleben. Was wir im vorigen Band (S. 262 ff.) von den Zuständen des byzantinischen Reiches im achten und neunten Jahrhundert gemeldet haben, gilt auch im ganzen von dem Zeitraum, den die folgenden Blätter vorführen. Ein üppiger Hof, wo sittenlose Weiber und ränkevolle Eunuchen einen verderblichen Einfluß auf Regierung und Rechtspflege üben, durch Leidenschaften und Intrigen Reich,

Hauptstadt und Palast verwirren und zur Befriedigung ihrer Herrschsucht, ihrer Habgier und ihrer Sinnlichkeit vor keiner Bosheit, keinem Laster, keinem Verbrechen zurückschrecken; wo ein äußerlicher Prunk, ein aufs feinste zugespitztes Zeremoniell, eine durch das Übermaß von Titeln, Ehrenzeichen und Rangstufen genährte Hoffart und Eitelkeit, eine steife Etikette mit orientalisch-phantastischen Formen jedes Freiheitsgefühl ersticken, der Tugend und dem Verdienste den Weg verschließen und Schmeichelei und Kriecherei als die löblichsten Eigenschaften erscheinen lassen; wo unter einer glänzenden Außenseite Mord und Verschwörung lauern und der jähe Übergang von den Herrlichkeiten des Lebens in das Elend der Blindheit, des Kerkers, der Verbannung, von abgöttischer Verehrung im Prunksaal zur unwürdigsten Mißhandlung und Verstümmelung zu alltäglichen Erscheinungen gehören, bildete auch unter der makedonischen Dynastie und unter den Komnenen den Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens. Während die Entfaltung unerhörter Pracht die Augen der Welt blendete und raffinierter Luxus stets neue Genüsse ersann, verschwand jedes freie Wort, jede Aufrichtigkeit, jedes vertrauliche Gespräch aus dem Verkehr, erlagen die Provinzen dem Druck der Erpressung, den Drangsalen des Krieges und der Empörung, dem Fluch des Ämterverkaufs, der Münzverschlechterung, des Kornwuchers; minderten sich immer mehr die Reihen der Wohlhabenden, bis den Gliedern und Verwandten der Fürstenhäuser, den aristokratischen Familien der Hauptstadt, dem Heere der Höflinge und Beamten ein verarmtes, besitzloses Proletariat gegenüberstand. Der Staat nahm immer mehr die Formen orientalischer Despotien an, die Senatorenwürde sank zu einem Titel herab, Senatsbeschlüsse wurden nur gestattet oder begehrt, wenn es galt, eine Palastrevolution oder einen Staatsstreich gutzuheißen; von Kommunalverwaltung oder städtischer Rechtspflege ist kaum die Rede.

Die Stütze, aber auch die Geißel des absoluten Thrones bildete das Heer. Heerwesen. Die streitbaren Feinde, welche das Reich von allen Seiten bedrängten, machten den byzantinischern Herrschern die Sorge für eine hinreichende Kriegsmacht zu einer Pflicht der Selbsterhaltung und Notwehr. Aber die Reihen derselben wurden mehr und mehr von fremden Söldnern gefüllt, die ohne Liebe zu der Sache, der sie dienten, nur ihren Vorteil im Auge hatten, mit Verachtung auf das Volk herabsahen und jederzeit bereit waren, ehrgeizigen Bestrebungen ihrer Führer ihr Schwert zu leihen und mit deren Erhebung ihre eigne Lage zu verbessern. Die zahlreiche Leibwache, welcher die Sicherheit des Kaisers und des Palastes anvertraut war, bestand größtenteils aus Fremden, aus Franken und Varangern (V, 684 f., 744f.), jenen gefürchteten „Barbaren aus Thule“ mit ihren zweischneidigen Streitäxten. Selbst Türken (Turkopulen) kämpften unter den griechischen Feldzeichen. Die Griechen haßten die ausländischen Kriegsscharen, die mit Trotz und Übermut auftraten und sich Vorrechte und Reichtümer erwarben, und beugten sich nur mit geheimem Ingrimm der Notwendigkeit. Die einheimischen

Krieger, die in Makedonien und Thessalien, in Thrakien und Kappadokien den kaiserlichen Aufgeboten Folge leisteten, betrugen nur einige Tausend Mann. Mit Hilfe der waffengeübten Söldner führten einzelne Kaiser, welche die Beschwerden in Lager und Feld der Üppigkeit in den Prunkgemächern des Palastes vorzogen, im Felde Kriegsthaten aus, die an die Heldenzeit und militärische Tugend des alten Roms erinnerten. So unter den Makedoniern Nikephorus, Tzimisces und Basilius II., unter den Komnenen Johannes und Manuel.

Umfang des Reichs.

Dennoch wurden die Reichsgrenzen immer enger gezogen, bis zuletzt, nachdem die Türken in Kleinasien, die Bulgaren und ihre slawischen Nachbarvölker in den Donaugegenden sich feste Sitze errungen, die byzantinische Herrschaft auf Thrakien, Makedonien und Griechenland beschränkt war. Zwar umfaßten die „Themen" oder Militärbezirke, in welche das Reich statt der alten Präfekturen, Diözesen und Provinzen seit Leo III. geteilt war, in den statistischen Aufstellungen noch alle die Landschaften, die einst das oströmische Kaiserreich gebildet hatten; aber thatsächlich waren große Ländergebiete in fremde Hände geraten, und die um sie geführten Kriege hatten mehr die Erhaltung der noch vorhandenen Besitzungen als die Wiedergewinnung der verlornen zum Zweck, ja zeitweise war das Reich auf den Umfang des Lagers beschränkt. Namentlich aus dem Norden kamen stets neue Barbarenschwärme an die Küsten des Schwarzen Meeres, an die Ufer des Don und Dnjepr und durch die Thäler des thrakischen Gebirgszuges bis in die Ebene von Adrianopel, ja bis vor die Mauern der Hauptstadt und waren der Gegenstand steter Furcht des byzantinischen Hofes. Wir haben die wilden Hirtenvölker, die den Spuren der Hunnen, Avaren und Ungarn folgend die weiten Steppenländer im Westen der Wolga nach und nach besetzten, die Chazaren, Petschenegen (Petzinaken) u. a. bereits kennen gelernt (V, 754); bald drangen andere barbarische Volksstämme Uzen, Kumanen u. a. an die Reichsgrenzen vor, abwechselnd die Geißel und die Bundesgenossen der Byzantiner. Aber noch furchtbarere Feinde lauerten in der Nähe. Jene Volksstämme, welche seit drei Jahrhunderten das illyrisch-thrakische Ländergebiet zwischen der Adria und dem Schwarzen Meere, und von der Save und Donau bis zur Südspitze des Peloponnes in Besitz genommen, die Bulgaren, Serben, Kroaten, Walachen und andere Völkerschaften verschiedener Abkunft, die von den skythischen Horden, welche vor ihnen sich daselbst niedergelassen, alle slawische Sprachidiome und slawisches Wesen angenommen und im Laufe des neunten Jahrhunderts größtenteils der griechisch-katholischen Kirche beigetreten waren, erhoben sich allmählich aus dem Zustande kriegerischer Nomadenvölker zu geordneteren Zuständen. Unter gewählten oder erblichen Stammhäuptern, die seit ihrer Bekehrung gern den Namen Könige führten, lebten sie in ruhmloser Einförmigkeit dahin, bald den Herrschern von Byzanz zinspflichtig und bundesfreundlich, bald unabhängig und in trotziger Selbständigkeit denselben entgegentretend. Wenn das Christentum, dessen Mysterien das wilde Volk

Die Bulgaren und ihre Nachbarstämme.

mit Staunen erfüllten, auch in einzelnen Gemütern Regungen der Menschlichkeit und Nächstenliebe erzeugte und bei den kriegerischen Wanderhirten dem Ackerbau, dem Handel und den Künsten des Friedens Eingang verschaffte, so war doch die Waffenlust der vorherrschende Trieb der rauhen Männer, und stets zogen diese den leichten Erwerb durch Raub und Krieg dem mühsamen Gewinn durch Arbeit vor. Trotz wiederholter Versuche einzelner Bulgarenfürsten, mit Rom in Verbindung zu treten und das römische Kirchenwesen einzuführen, blieb doch der griechische Ritus der herrschende. Von Kaiser Basilius II. 1014—19 zur Unterwerfung und Zinspflicht gezwungen, gehorchten die Bulgarenfürsten von Achrida (Lychnidus) den byzantinischen Machthabern, bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts der Steuerdruck eine Empörung hervorrief, infolge deren die Bulgaren unter einheimischen Fürsten sich erhoben und, verbunden mit den Walachen, das Joch abwarfen und ein unabhängiges bulgarisch-walachisches Reich gründeten.

Serben und Kroaten.

Wie die Bulgaren erlangten auch die Serben und Kroaten (Chrobaten, Chorwaten) erst nach langen Kämpfen mit den Avaren die Wohnsitze am südlichen Ufer der Donau und an der Save bis zur Küste der Adria. Die Serben setzten sich in dem alten Mösien fest, erkannten meistens die Oberhoheit des byzantinischen Kaisers an, ohne daß dieser sie dauernd vor dem Joche der Bulgaren schützte. Auch die Serben gehorchten einzelnen Volkshäuptern, über denen ein allgemeines Oberhaupt oder König die Wehrkraft des Volkes zur Verteidigung oder Eroberung lenkte und die Regierungsgeschäfte besorgte. Die slawischen Bewohner Bosniens an der Save und Drina standen bald unter serbischer, bald unter kroatischer Botmäßigkeit. Nachdem die Kroaten Jahrhunderte lang unter eingebornen Stammesältesten (Zupanen) dem byzantinischen Hofe Zinspflicht geleistet und als Grenzwächter gegen die Avaren gedient, vorübergehend auch die Oberhoheit der Frankenkaiser anerkannt und das ihnen von römischen Glaubensboten verkündigte Christentum angenommen hatten, gründeten sie zur Zeit des Kaisers Leo aus dem makedonischen Hause ein selbständiges Königreich, das unter Crescimir I. und II. und unter des letzteren Sohn Dircislaw im zehnten Jahrhundert sich über das dalmatische Küstenland bis nach Ragusa erstreckte. Die lange hafen- und buchtenreiche Küste, durch eine davorliegende Inselreihe gedeckt, fast im Angesicht der italienischen Gestade, lud zur Schiffahrt und zum Seeraub ein, der seit den Tagen des Altertums in jenen Gewässern heimisch war. Unter Crescimir II. besaßen die Kroaten eine Flotte von 180 Schiffen oder Ruderkähnen, mit denen sie, wie einst die Liburner, das Adriatische Meer beherrschten, und ein Landheer von 60,000 Reitern und 100,000 Mann Fußvolk. Damit erwarben sie die Schutzherrschaft über die griechischen Städte und fingen allmählich an, den Seeraub mit dem rühmlicheren Geschäfte des Handels, der Gewerbthätigkeit und des Ackerbaus zu vertauschen. Sie bauten Städte, Dörfer und Weiler, trieben Küstenhandel bis nach Venedig, wurden reich und mächtig und behaupteten ihre Selbständigkeit gegen die von Osten vordringenden Bulgarenfürsten. Zur Zeit des ersten Kreuzzuges aber mußten sie die Herrschaft zu Land an die Ungarn, die Seeherrschaft auf der Adria den Venetianern überlassen. Doch wahrten sie ihre Selbständigkeit und nationale Eigentümlichkeiten. Als die Kroaten nach dem Erlöschen ihres eingebornen Herrscherhauses den König von Ungarn, Koloman, als ihren Souverän anerkannten, mußte dieser schwören, ihre Rechte und Freiheiten zu ehren. Eine eigene Hofkanzlei wurde für die

kroatischen Angelegenheiten errichtet, so daß das Königreich an die Krone des h. Stephan nur durch Personal-Union geknüpft war und das Land seine eigene Verwaltung besaß. — Auch die südlichen Landschaften, Thessalien, Hellas und Peloponnes, empfingen slawische Bevölkerung. Nachdem das Land Jahrhunderte lang von feindlichen Scharen verwüstet worden und durch innere Stürme während des Bilderstreits, durch Erdbeben und die furchtbare Pest um 746 und 747 den größten Teil seiner hellenisch-romanischen Einwohner eingebüßt hatte, ließen sich in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts slawische Ansiedler in den verödeten Gegenden nieder, gründeten Dorfschaften und belegten Berge und Flüsse, Thäler und Landschaften mit fremden, unhellenischen Namen. Doch blieben die Seestädte, nach der Landseite meist gut befestigt, im Besitz der alten Einwohner, wogegen das innere Land, die Ebenen und Thäler und mit der Zeit auch die alten Binnenstädte allmählich von slawischen Stämmen besetzt wurden. Unter diesen Kämpfen erstarkte die Kraft der Slawen und ihr Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, so daß sie die Oberhoheit der oströmischen Kaiser abwarfen und nach eigenen Gesetzen lebten. Aber unter der Kaiserin Theodora erlagen sie dem Feldherrn Theoktistus und gerieten wieder in Abhängigkeit. „Mit dem Verluste der politischen Selbständigkeit schwand aber nicht allein der alte Freiheitssinn der Slawen, sondern auch Sitte und Brauch, Sprache und Religion der Väter wurden nach und nach umgewandelt unter dem überwiegenden Einfluß byzantinisch-hellenischer Eigentümlichkeit." Die Bekehrung zum Christentum, die dann unter Basilius dem Makedonier und seinen Nachfolgern von byzantinischen Priestern und Mönchen unternommen ward und nicht bloß den Götzendienst der Slawen, sondern auch den althellenischen Volksglauben der Mainoten in den Bergschluchten und Thälern des Eurotas zu Fall brachte, befestigte die byzantinische Herrschaft in der Halbinsel. Diese Umwandlung scheint eine neue Epoche in dem Entwickelungsgang der peloponnesischen Bevölkerung begründet zu haben. Wenigstens finden wir im Laufe des neunten Jahrhunderts in einzelnen Teilen des slawisierten Griechenlands Spuren von Wohlstand, Reichtum und selbst Luxus, wie wir sie in jedem andern Teile des byzantinischen Reiches um damalige Zeit wahrscheinlich vergebens suchen würden. Wenn man auch in der Beschreibung des Konstantin Porphyrogennetos von der Reise, dem Aufwand und den Geschenken der reichen Witwe Danilis von Patras, der Gönnerin des ersten Basilius (V, 259 f.), einige Übertreibung annehmen mag, so gibt sie jedenfalls einen hohen Begriff von dem Reichtum einzelner Familien. Seidenweberei, Purpurfärberei und Seehandel blühten sowohl bei den Christen als bei den zahlreichen Juden, die sich in Hellas und Morea ansiedelten. In den griechischen Geschichtsbüchern wurde der alte Name Peloponnes noch fortgeführt, dagegen wurde im Abendland mehr und mehr der Name „Morea" herrschend, sei es, daß die Maulbeerbäume, die dort wegen der Seidenkultur häufig gepflanzt wurden, zu der Benennung Veranlassung gaben, oder daß der Name slawischen Ursprungs ist und „Küstenland", „Seeland", „Litorale" bedeutet.

Hellas und Peloponnes im Mittelalter.

Seemacht.

Weniger als das Landheer wurde die Seemacht durch die byzantinischen Kaiser begünstigt. Das mächtige Reich war weder im stande, die schönen Besitzungen in Unteritalien und Sizilien zu schützen, die, wie wir gesehen haben, zuerst den Arabern und Langobarden, dann den Normannen zufielen, noch vermochte es die Inseln und Küstenstädte im Ägäischen Meer, in Griechenland und Makedonien gegen die Seeräuber mit Nachdruck zu verteidigen. Die Araber suchten sich überall festzusetzen, wo die Schwäche der Bewohner der Übermacht ihrer Waffen weichen mußte. Arabische Piratenschiffe landeten im Peloponnes

und auf Euböa, füllten Samos und Lemnos mit Raub und Verwüstung, fuhren durch den Hellespont und bedrohten Konstantinopel. Zwar wurde, als durch innere Parteiung die Sarazenenmacht zu sinken begann, Kreta (Kandia) 961 durch kühne Anstrengung dem Reiche zurückerobert, aber der Besitz war schwankend und nicht von Dauer, und während der Kreuzzüge kam sowohl diese Insel wie das benachbarte Cypern in die Gewalt abenteuernder Ritter des Abendlandes.

Handel und Industrie.

Der Verfall der Seemacht hatte auch den Verfall des Handels zur Folge. Wir wissen, mit welcher Klugheit, Umsicht und Energie die Küstenstädte Italiens, vor allen Venedig, dann aber auch Genua, Pisa, Amalfi u. a. sich die Kriege der Byzantiner mit den Arabern, den Langobarden und den Normannen zu nutze machten, um den Handel im Mittelmeer an sich zu bringen. Sie legten in den bedeutenderen Hafenplätzen der Levante Faktoreien an, sicherten sich durch Verträge Vorrechte und erlangten bald solches Übergewicht, daß sie, begünstigt durch die Kreuzzüge, das von Handelsbeschränkungen und von den mannigfachen Eingriffen und Bedrückungen eines despotischen Hofes benachteiligte Industrie- und Verkehrsleben der Byzantiner weit überflügelten. Selbst in der Hauptstadt des oströmischen Reiches wußten sich die Venetianer Niederlassungsrecht, Zollfreiheit und andere Vorteile zu verschaffen. Fortan war der griechische Handel hauptsächlich auf die Küstenländer des Schwarzen Meeres gewiesen, sowie auf die Ufer der Flüsse, welche aus den weiten und noch wenig bekannten Wohnsitzen der Russen nach Süden strömten, und auf die untere Donau, wo streitbare Hirtenvölker in ewiger Bewegung auf- und niederwogten. Aber wie sehr die Regsamkeit des Abendlandes der griechischen Welt das Feld der Thätigkeit beschränkte, in solchen Fertigkeiten, die an das Gebiet der Kunst streiften, wie die feinen Gespinste und Webereien in Seide und andern Stoffen, der Purpurfärberei, der Pergamentbereitung, der Goldstickerei u. dgl. m. blieben die Griechen noch lange die Meister und machten sie zur ergiebigen Einnahmsquelle. Dieses stille Walten der Industrie und des Handels an einigen durch Natur und Lage begünstigten Orten, wie im Peloponnes, in der altgriechischen Handelsstadt Cherson auf der taurischen Halbinsel u. a. O., bildet den glänzendsten Lichtblick in dem weiten Bereich hinwelkender Herrlichkeiten, absterbender Kräfte, hohler Formen.

Das geistige Leben.

Selbst das einzige Gebiet, das unter den Trümmern einer sinkenden Kulturwelt noch am längsten einige Wurzeln treiben, einige Blüten entkeimen läßt, das Gebiet der geistigen Thätigkeit war unfruchtbar an lebenspendenden Erzeugnissen.

Kirche.

Die Kirche, die um die Mitte des elften Jahrhunderts für immer von der lateinischen geschieden ward, teilte mit ihrer Schwester im Abendlande die Gier nach Gütererwerb und Lastenbefreiung, den Aberglauben und die Ketzerverfolgungen, die Vorliebe für äußerlichen Pomp, für Reliquien und Wundererweisungen, entehrte sich obenein aber noch durch knechtische Unterwürfigkeit unter die Wünsche des Hofes und bequemte sogar ihre Lehren den Umständen der Zeit

und der Willensmeinung der despotischen Herrscher an, von deren Gnade und Ungnade sie abhing. Wurde doch sogar die Patriarchenwürde vom Hof vergeben, bisweilen mit Umgehung der kanonischen Vorschriften. Von Zeit zu Zeit suchten einzelne Kaiser durch Verordnungen die Mehrung der Kirchengüter und der Klostergebäude zu beschränken, versöhnten dann aber die Geistlichkeit wieder durch strenge Andachtsübungen, durch demütige Unterwerfung unter die Glaubenssätze und kirchlichen Gebräuche und durch fromme Werkheiligkeit. Und selbst das Feld, das die abendländische Geistlichkeit vom zehnten bis zwölften Jahrhundert ausschließlich inne hatte und kultivierte, Wissenschaft und Gelehrsamkeit, überließ die griechische Kirche zum großen Teil den Kaisern und ihrer Umgebung, den Gliedern der höheren Gesellschaft. Wir kennen jenen „weisen Leo", jenen in Purpur gebornen Konstantin, welche mit bienenartiger Emsigkeit die geistigen Errungenschaften vergangener Zeiten in sich aufnahmen und Staat und Leben, ja sogar die Hofgebräuche und Zeremonienordnung in Systeme brachten (V, 270). Unter den Komnenen, welche das gebrechliche Reich inmitten großer Gefahren glücklich bewahrten und dem Throne durch die Pflege der Wissenschaften und der Schulen noch einigen Glanz verliehen, werden wir dieselben Erscheinungen wiederkehren sehen: Romanus III., Konstantin Dukas, Michael VII. vernachlässigten nicht selten über ihren Studien die Geschäfte des Staats und des Kriegs, und kaiserliche Frauen wie Eudokia (Eudoxia) und Anna Komnena haben sich durch ihre schriftstellerischen Arbeiten bei der Nachwelt ein rühmlicheres Denkmal gesetzt als durch ihr Leben bei den Zeitgenossen. Auch die übrigen byzantinischen Schriftsteller dieser Periode, wie Mich. Psellus, ein das gesamte Wissen der Zeit beherrschender Polyhistor, der Geschichtschreiber Zonaras, welcher die wichtigsten Quellen für eine Weltgeschichte auszog, aber den Stoff mit wenig Urteil verarbeitete, und viele andere pflegten die Studien unter dem Schirme der Hofgunst. Aber nur wenige Geistliche besaßen, wie Leo Diakonus so viel Interesse für menschliche Dinge, daß sie den geschäftigen Müßiggang ihres Berufes mit litterarischen Arbeiten ausfüllten. Den Charakter dieser gelehrten Studien haben wir oben (V, 263 ff.) bezeichnet; was dort gesagt ist, gilt auch von der gegenwärtigen Periode: die altgriechische Litteratur wurde mit Eifer betrieben und die klassischen Werke im ganzen (wie Homer durch den Bischof Eustathius) oder in einzelnen Stellen durch die sogenannte „Schedographie" oder fragmentarische Unterweisung erklärt; in den Rhetoren- und Philosophenschulen wurde an der Hand des Aristoteles der jugendliche Geist in den Künsten der Dialektik geübt. Man zehrte von den Schätzen der Vergangenheit, verfaßte Auszüge, Sammlungen, Grammatiken und Wörterbücher; ordnete die vorhandenen Kenntnisse in bestimmte Fächer, ohne jedoch den Vorrat durch neues Forschen zu berichtigen oder zu mehren. Der Geist war ohne Triebkraft und produktives Vermögen, die Bildung bestand in einem toten Wissen, ein poetischer oder künstlerischer Aufschwung war nirgends wahrzunehmen. Die

Wissenschaft u. Litteratur.

dichterische Fähigkeit erhob sich selten über ein Rätsel oder Epigramm, ein Lobgedicht oder eine Erzählung; sie setzte sich sogar über die Regeln der Metrik und Prosodie weg und verzettelte endlich ihre letzte Würde in den sogenannten „politischen Versen". Der Geist des Menschen ist eine Blume, die sich in der Atmosphäre der Knechtschaft unmöglich in voller Kraft und Majestät entfalten kann. Der freie Blick war durch kindischen Aberglauben, durch Sterndeuterei und Wahrsagerkünste und durch dogmatische Streitigkeiten verdunkelt und irre geleitet. In der Kunst suchte man die fehlende Kraft des geistigen Schaffens durch Kostbarkeit der Stoffe, durch Farbenpracht und Verzierungen, durch reichen Goldschmuck und künstliche Musivarbeit zu ersetzen. Selbst die gesetzgeberische Thätigkeit, die sich in dem griechischen Rechtsbuche der „Basiliken", der gepriesensten Schöpfung der makedonischen Kaiser, kund gibt, schuf doch nur eine dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Übersetzung, Verkürzung und Umgestaltung des Justinianeischen Gesetzbuches. Doch hielt es den Sinn für die Rechtsstudien wach, wie denn überhaupt das größte Verdienst der Byzantiner durch das ganze Mittelalter darin bestand, daß sie als Wall und Grenzmauer gegen die mohammedanische Welt im Osten und gegen die Barbaren des Nordens die geistigen Errungenschaften des Altertums so lange pflegten und bewahrten, bis das christliche Abendland zur befruchtenden Aufnahme reif genug war, und daß sie den barbarischen Volksstämmen, die sich in den nördlichen Grenzländern niederließen und selbst nach Hellas und in den Peloponnes vordrangen, die Anfänge der Kultur, des kirchlichen Lebens, die Keime der Industrie und Kunst mitteilten und sie für ein friedliches Handels- und Verkehrsleben empfänglich machten.

a. Die makedonischen Kaiser.

Basilius der Makedonier, aus einer gräzisierten Slawenfamilie, ein Mann voll Kraft und Klugheit, der sich die Gunst des Kaisers Michael III. und durch dessen Ermordung im Schlafgemach den Thron erworben (V, 261), wußte, nach einem Leben voll Gefahren und Abenteuern zur Herrschaft emporgestiegen, sich auf der erhabenen Stelle durch Verstand, Umsicht und Herrschergaben so zu befestigen, daß er das Reich, das bei seinem Regierungsantritt durch äußere Feinde geschwächt, durch innere Schäden zerrüttet, durch Laster und Entartung geschändet war, in gekräftigtem Zustande seinen Nachkommen hinterließ und der Stammvater eines Geschlechtes ward, unter welchem das byzantinische Volk wieder ruhige und glänzende Tage erlebte. Basilius strebte weniger nach der Ehre eines Feldherrn und Kriegers als nach dem Ruhme eines weisen und verständigen Herrschers. Doch entbehrte seine Regierung auch nicht des Waffenglanzes. Die Paulicianer, eine religiöse Sekte in Armenien, welche von den Dogmen der Kirche abwich, den Bilder- und Reliquiendienst verachtete und unter dem Einfluß persischer und mohammedanischer Anschauungen eine einfachere Glaubens- und Sittenlehre ausgebildet hatte, war durch die grausamste Verfolgung, welche der byzantinische Hof besonders zur Zeit der Kaiserin Theodora über sie verhängte, zum Aufruhr getrieben worden. Mit den Sarazenen im Bunde machten die Paulicianer, welche Tephrika im östlichen Grenzgebirge zu ihrer befestigten

Basilius I. 867–886.

Krieg mit den Paulicianern.

Hauptstadt erhoben, unter kriegskundigen Führern, wie Karbeas, einem kaiserlichen Heerführer, welcher am Reich einen Vater zu rächen hatte, und seinem Nachfolger Chrysochares, verheerende Einfälle in das oströmische Reich, schlugen wiederholt die kaiserlichen Heere zurück und durchstreiften Kleinasien bis nach Ephesus. Basilius versuchte zuerst die Mittel der Unterhandlung; als aber der trotzige Führer die übertriebensten Forderungen stellte, führte der Kaiser sein durch Zucht und Übung gestärktes Heer wider die aufständischen Häretiker. Die Paulicianer wurden zurückgedrängt, alles Land bis zum Euphrat wiedergewonnen und die erlittenen Drangsale an den Bewohnern des offenen Landes vergolten. Selbst über den Euphrat drang der unermüdliche Kaiser und stellte im rühmlichen Kampfe gegen die Mohammedaner, die Bundesgenossen der Paulicianer, die römische Kriegsehre in Mesopotamien wieder her. Doch widerstanden die Mauern von Tephrika allen Angriffen. Erst als einige Zeit nachher Chrysochares bei einem neuen Einfall getötet ward und der Kaiser das Haupt des verhaßten Führers, was er als höchste Gnade täglich vom Himmel erbeten, mit drei Pfeilen
873. durchbohrt hatte, wurde Tephrika eingenommen und zerstört. Ein Teil der Paulicianer flehte die Gnade des Siegers an; die übrigen zogen sich in die Gebirge zurück, wo sie noch über ein Jahrhundert ihre Freiheit und ihren Glauben bewahrten.

Im zehnten Jahrhundert wurde die Kolonie der Paulicianer, welche früher in den Thälern des Hämus angesiedelt worden war, durch neue Scharen verstärkt, welche Johannes Tzimisces, um ihre Verbindung mit den Arabern zu brechen, aus den Gebirgen Armeniens dahin verpflanzte, damit sie als tapfere Grenzwächter mit ihrem Schwerte das thrakische Land gegen die Bulgaren beschützten. Von dort aus verbreiteten sich ihre Lehren über die Donaugegenden bis an das Adriatische Meer, ja bis in die Alpenthäler und nach dem südlichen Frankreich. Die eifrigen Bekehrungsversuche des Kaisers Alexius, der selbst seinen Aufenthalt in ihrer Mitte zu Philippopel aufschlug, waren ohne dauernde Erfolge, wenn er gleich der Kraft seiner belehrenden Beredsamkeit durch Gold und irdische Mittel Nachdruck verlieh.

Auch gegen die Sarazenen wurde zu Land und zur See, an der Ostgrenze des Reichs, wie in Unteritalien, Sizilien und im Adriatischen Meere nicht unrühmlich gestritten; doch bestanden die Hauptverdienste des Basilius in seiner inneren Verwaltung, in der Ordnung des Staatshaushalts und der Besteuerung und in der gesetzgeberischen Thätigkeit. Die für den Wohlstand der Bevölkerung so verderbliche Besteuerungsweise, kraft deren die Grundsteuer, welche wegen Verarmung der Güterbesitzer nicht mehr erhoben werden konnte, auf die Vermögenderen gelegt ward, bis auch diese den Lasten erlagen, gab Basilius auf, wußte aber durch Sparsamkeit den Staatshaushalt in solchen Stand zu setzen, daß er, ohne die Eigentümer übermäßig zu belasten, die Kosten der Landesverteidigung aufbrachte und noch große Summen für Bauwerke zur Verschönerung der Stadt, zum Nutzen des Landes, zur Verherrlichung der Religion aufwenden konnte. Hundert Kirchen soll er erbaut haben, und sein Enkel Konstantin kann nicht genug rühmen, wie sehr durch die Baulust des Kaisers der Kunstsinn gefördert, die Gewerbthätigkeit belebt, der Wohlstand der Bevölkerung gehoben, der Verkehr erleichtert worden. Große Sorgfalt verwendete Basilius auf die Rechtspflege; und wie streng er gegen Verbrecher und Übelthäter verfuhr, so erwarb er sich doch den Ruf eines unparteiischen, gerechten und milden Herrschers. Nie ließ er sich zur Rache oder Grausamkeit hinreißen. Die Urheber einer weit verbreiteten Verschwörung, unter ihnen hochgestellte Beamte und Leibwächter, bestrafte er mit Güterverlust und Verbannung. Von den unter Basilius begonnenen, unter seinen beiden Nachfolgern vollendeten **Basiliken**, der zeitgemäßen Umarbeitung des Justinianeischen Rechtsbuches in griechischer Sprache, ist früher die Rede gewesen (V, 264). In sechzig Bücher über sechs Teile ver-

Innere Verwaltung.

Rechtspflege.

teilt umfaßt das Gesetzbuch in übersichtlicher Ordnung das im byzantinischen Reiche geltende weltliche und geistliche Recht. Nach einer langen ruhmreichen Regierung, die nur durch die früher erwähnten kirchlichen Streitigkeiten zwischen Photius und Ignatius und die dadurch herbeigeführte Spaltung der griechischen und römischen Kirche (V, 525. 539), sowie durch das sittenlose Leben seiner Gattin Eudoxia und seiner Schwester Thekla getrübt ward, starb Basilius infolge eines Unfalls, der ihn auf der Jagd betroffen. Aug. 886.

Von den vier Söhnen des Basilius war der älteste, Konstantin, sein Liebling, vor dem Vater gestorben, der jüngste, Stephan, begnügte sich mit der Ehre eines Patriarchen, die beiden andern, Leo und Alexander, wurden mit dem Purpur bekleidet, doch lag die Regierungsgewalt allein in den Händen des ältern. Leo VI., der Zögling des gelehrten Photius, wurde wie Mark Aurel mit dem Beinamen des „Philosophen" geschmückt, doch hat er sich dieser Auszeichnung weniger würdig gezeigt als sein Vorgänger in Rom. Zwar war er an Kenntnissen und gelehrtem Wissen seinem Vater und den meisten seiner Zeitgenossen überlegen, hat sich sein lebenlang mit Eifer den Studien gewidmet und nicht nur das erwähnte Rechtsbuch gefördert und neue „Konstitutionen" erlassen, sondern auch Werke über Kriegskunst und Falkenjagd geschrieben, geistliche und weltliche Gedichte und Reden verfaßt und den mohammedanischen Fürsten Omar in einem Sendschreiben von der Wahrheit der christlichen Religion und den Irrtümern des Islam zu überzeugen gesucht; aber die Studien und Wissenschaften schützten ihn nicht vor Sinnlichkeit und Laster, nicht vor dem Aberglauben an die Macht der Gestirne, der Orakel und Himmelszeichen; seine Sorge für Gesetzgebung hinderte ihn nicht, gegen seine eigenen Verordnungen, wie gegen die Kirchengebote sich viermal zu verheiraten, und als die Geistlichkeit bei seiner Vermählung mit der bisherigen Beischläferin, der schlauen und schönen Griechin Zoë, die ihm allein nach drei unfruchtbaren Ehen einen Erben geboren, über diese Verachtung der kirchlichen und weltlichen Gesetze ihre tadelnde Stimme erhob, suchte er sie durch Schrecken und Strafen zum Schweigen zu bringen. Photius, schon lange mit Leo entzweit, wurde in ein Kloster gebracht (886), welches fünf Jahre nachher (891) sein Grab ward; Santabarenus, ein bei Basilius hoch angesehener Bischof, wurde eingekerkert, geblendet, verbannt; der Patriarch Nikolaus, welcher den Kaiser wegen fortdauernder Ehegemeinschaft mit Zoë mit dem Fluch der Kirche belegte, wurde des Reiches verwiesen.

Leo VI., der Philosoph. 886–913.

Studien und Sitten.

Nach dem Tode Leos wurde Nikolaus aus dem Exil zurückgerufen und Leos Sohn Konstantin verdammte durch ein Gesetz für die Zukunft das Ärgernis vierter Heiraten und drückte somit seiner eigenen Geburt einen Makel auf.

Ebensowenig waren die wissenschaftlichen Studien Leos über das Kriegswesen im stande, dem Reiche den alten Waffenruhm zurückzugeben und die von den Bulgaren und Arabern bedrängten oder entrissenen Provinzen zu schützen oder zu retten. In Unteritalien wurden die byzantinischen Besitzungen nach und nach die Beute der Langobarden und Sarazenen, Sizilien geriet in feindliche Hände. Ähnliche Unfälle ereigneten sich an andern Orten. Leos zwieträchtige, von Neid und Mißgunst aufeinander erfüllte Feldherren und Flottenführer waren nicht im stande, das Ägäische und Mittelländische Meer gegen die Araber zu behaupten. Sarazenische Seeräuber plünderten die Inseln des Archipel, wagten sich in den Hellespont und landeten wiederholt an den Küsten von Thrakien und Griechenland, alles mit Raub und Verwüstung füllend. Selbst Thessalonich, die zweite Stadt des Reichs, wurde von dem Renegaten Leo aus dem syrischen Tripoli, welcher mit 54 Schiffen vor den Mauern erschien, nach tapferer Verteidigung erobert und den entsetzlichsten Mißhandlungen preisgegeben. Neun Tage 901.

Unglückliche Kriege.

dauerte das Rauben und Morden; dann verließ die Flotte, mit Beute und Gefangenen beladen, die verwüstete Stadt, um andern Küstenstädten das gleiche Los zu bereiten.

Die Raubzüge der Araber im Süden wurden nicht selten unterstützt durch die kriegerischen Einfälle der Donauvölker im Norden. Als Kaiser Leo die Handelsvorrechte,
890. welche er im Anfang seiner Regierung den Bulgaren vertragsweise zugestanden, einseitig verkürzte, fiel ihr König Simeon, welcher in Konstantinopel seine Erziehung erhalten hatte, in das oströmische Gebiet ein und gewann eine Schlacht, in welcher die beiden feindlichen Heerführer das Leben verloren. Nun wandte sich der Kaiser an die Ungarn, welche damals in dem Lande der Avaren jenseits der Donau ihre Wohnsitze aufschlugen (V, 584 ff.), und beredete sie zu einem Angriff wider die Bulgaren. Jene siegten und verkauften die Kriegsgefangenen nach Konstantinopel. Aber Simeon rächte die Schmach. Er schlug die Ungarn zurück und verlangte dann drohend die Rückgabe seiner gefangenen Landsleute. Da der erzürnte Bulgarenfürst nur unter dieser Bedingung den von den Byzantinern so sehnlich begehrten Frieden gewähren wollte, so willigte der Kaiser endlich in die Auslieferung ohne Entgelt. Auch die benachbarten Serben, deren Oberhaupt, Peter, ein Anhänger der Byzantiner war, wurden von dem waffenkundigen Simeon zur Unterwerfung gebracht, der König in Gefangenschaft geführt und von dem Sieger ein anderer an dessen Stelle gesetzt.

Konstantin VII. Porphyrogennetos. 913–959. Leos Sohn, Konstantin VII., den die schöne „schwarzäugige" Zoë im Purpurzimmer geboren, wovon er den Beinamen „Porphyrogennetos" führte, besaß als Erbteil seiner Familie Bildung, Gelehrsamkeit und Kunstsinn, erlangte aber über seinen Studien weder Charakterstärke noch Selbständigkeit. Wir haben früher (V, 270) die Werke kennen gelernt, womit der kaiserliche Gelehrte die Litteratur seiner Zeit bereichert hat; aber diese Studien fesselten seinen Geist so sehr, daß er die Regierung andern überließ und sich mit einer untergeordneten Stellung begnügte. „Er war stets der Sklave derjenigen, welche seine Schwäche unterdrückten oder sein Vertrauen miß-
(Alexander.) 913. brauchten." Zuerst führte sein Oheim Alexander, welcher schon zu Leos Zeit den Titel eines „Augustus" besessen hatte, die Regierung für den minderjährigen Neffen. Ein Mann von lasterhaften Sitten, der nur an schwelgerischen Gelagen und an den Freuden der Jagd und der Rennbahn sich ergötzte und Frivolität mit Aberglauben verband, ging Alexander mit dem Gedanken um, seinen Neffen zu verstümmeln, um einem seiner unwürdigen Lustgenossen den Weg zum Throne zu bahnen, als ein durch
913. das Übermaß der Sinnengenüsse herbeigeführter plötzlicher Tod ihn dahinraffte. Der Versuch des Befehlshabers der Haustruppen, mittels einer Palastrevolution sich zum Gebieter aufzuschwingen, schlug fehl und brachte dem Urheber den Tod durch Ent-
(Zoë.) 913–919. hauptung. Nun bemächtigte sich Zoë der vormundschaftlichen Regierung und herrschte mit Hilfe ihrer Verwandten und Günstlinge willkürlich und ungerecht. Ränke und Leidenschaften verwirrten das Reich, indes die Bulgaren und andere barbarische Völker bis in die Nähe der Hauptstadt drangen und die Araber ihr seeräuberisches Unwesen
919. ungestört fortsetzten. Endlich riß Romanus Lekapenus, der sich von geringer
(Romanus.) 920–944. Herkunft zum Oberbefehlshaber der Flotte aufgeschwungen und in den Jahren der Zerrüttung sich die Achtung der Nation erworben, die höchste Macht an sich, verbannte die Kaiserin-Mutter nebst ihrem Anhange vom Hof, vermählte Konstantin, der nach erlangter Mündigkeit die Selbstregierung angetreten, mit seiner Tochter Helena und beherrschte den Staat als „Kaiservater" im Namen seines Eidams, dann aber als Cäsar und Augustus im eigenen Namen, während Konstantin, ein harmloser, gutmütiger Fürst, sich mit Büchern, Musik und Malerei beschäftigte. Dieser freiwilligen Selbstentäußerung oder auch der von Grausamkeit freien Natur des Romanus hatte Konstantin sein Leben zu danken. Mehr auf die Sicherung seiner Herrschaft gegen die

zahlreichen Verschwörungen, auf Lebensgenuß und Andachtsübungen als auf die Wohlfahrt des Reiches bedacht, blieb Romanus ruhig in seiner Hauptstadt im Umgang mit Geistlichen und Mönchen, bereicherte Kirchen und Klöster und mehrte die Reliquienschätze, während die Feinde auf allen Seiten die Grenzen bedrohten. Die Eroberungen seines tapfern Feldherrn Kurkuas am Euphrat und Tigris gab er preis gegen das Schweißtuch von Edessa (V, 166) und den angeblichen Briefwechsel zwischen Christus und Abgarus, und wenn die Bulgaren von ihren verheerenden Kriegszügen abließen, so wurde diese Wendung weder durch die Waffen oder das Gold der Griechen bewirkt, noch durch das heilige Gewand der Mutter Gottes, mit welchem Romanus in das Lager der Barbaren ging, um einen Frieden zu erbetteln, sondern durch die Reize der Maria, des Romanus Enkelin, welche dem Bulgarenkönig Peter die Hand reichte und, mit großer Mitgift ausgerüstet, dem Gemahl in seine Heimat folgte. Darauf wurde das Freundschaftsbündnis zwischen beiden Reichen erneuert und der Stolz der Bulgaren durch Rang und Ehrenauszeichnungen befriedigt. — Die Verschwörer hatte Romanus durch Kerker oder Hinrichtung, durch Verbannung oder Verstümmelung aus dem Wege geschafft und den verwegensten derselben, Basilius „mit der eisernen Hand", den Flammen übergeben; dagegen brachten ihm seine eigenen Söhne Not und Verderben und führten den Fall des Hauses herbei. Nach dem Tode Christophs, des Erstgebornen, gerieten die beiden jüngeren Söhne, Stephan und Konstantin, mit dem Vater in Streit und verschworen sich gegen denselben. Sie drangen mit einer bewaffneten 944.
Schar in den Kaiserpalast und entführten Romanus, in eine Mönchskutte gehüllt, nach einer kleinen von Klostergeistlichen bewohnten Insel der Propontis. Aber den treulosen Söhnen brachte ihr Verbrechen bösen Lohn. Ihre Schwester Helena, erbittert über die Frevelthat der Brüder und die Entwürdigung ihres Gemahls, beschuldigte sie eines Anschlags auf das Leben des kaiserlichen Schwagers und bewirkte ihren Sturz. Sie wurden bei dem Mahle verhaftet, ihres Purpurs entkleidet und nach derselben Insel gebracht, wo ihr Vater unter den Mönchen weilte. Sie endigten in der Verbannung. Stephans Sohn wurde verstümmelt und über die Anhänger der Verwiesenen, welche Pläne zu ihrer Rückführung schmiedeten, harte und entehrende Strafen ver- 945.
hängt. Nun erst gelangte der Purpurgeborne zum Herrscherthron. Aber das Reich gewann wenig bei dem Tausch. Durch sein zurückgezogenes Leben und durch seinen Hang zu Studien und gelehrten Grübeleien war er für alle Regierungsgeschäfte unfähig. Dabei war er der Schwelgerei und den Tafelgenüssen im Übermaße zugethan, wobei die natürliche Arbeitsscheu noch gesteigert ward, so daß die ganze Regierungsgewalt in die Hände der Kaiserin Helena und der zahlreichen, meistens unwürdigen Höflinge geriet, die ihre wandelbare Gunst und Laune in raschem Wechsel an die Spitze der Geschäfte stellte. Wie wenig auch der gelehrte Kaiser im stande war, den Posten, auf den ihn die Geburt geführt, mit Würde zu behaupten, so war er doch wegen seiner Gutherzigkeit und Mildthätigkeit bei dem Volke beliebt, und die Jahre seiner Scheinregierung, durch keine besonderen Unfälle getrübt und durch den Glanz der Bekehrung der russischen Großfürstin Olga (V, 755) verherrlicht, blieben in gutem Andenken. Dies trat besonders bei seinem Tode zu Tage. Er hatte die Regierung vernachlässigt, um seinen Sohn **Romanus** in der Kunst derselben gut zu unterrichten, aber dieser vergalt die väterliche Liebe mit Undank. Wenigstens ruhte der Verdacht auf ihm, daß er auf Anstiften seines herrschsüchtigen Weibes die Tage des kranken Vaters durch Gift verkürzt habe. Als die Leiche in unendlichem Zuge von 959.
dem Palaste nach der Gruft getragen wurde und der Herold die Worte rief: „Erhebe dich, o König der Welt, und gehorche dem Rufe des Königs der Könige!" begleitete das Volk die Feier mit ungeheuchelten Thränen. — **Romanus II.**, ein junger

Konstantins selbständige Regierung u. Ausgang.

Romanus II. 959—963.

Mann von 20 Jahren, schön von Gestalt und Angesicht, aber trägen Geistes und unbekümmert um Ruhm und Ehre, folgte dem Vater. Nur auf Zerstreuung und Genüsse bedacht, verbrachte Romanus seine Zeit mit Ballspiel, Jagd und Tafelfreuden, während seine Gemahlin Theophano, ein schönes, stolzes Weib von niederer spartanischer Herkunft, von männlichem Geiste und ausschweifenden Sitten, in Verbindung mit dem Eunuchen Joseph Bringas die Regierung führte, und das tapfere Brüderpaar Nikephorus und Leo Phokas über die Sarazenen glänzende Siege erfocht. Sie eroberten die Insel Kreta durch eine kühne Waffenthat und zerstörten daselbst den
960. 961. Piratenstaat (V, 149); sie erfochten über die Hamadaniden in Syrien und Mesopotamien eine Reihe glänzender Siege, nahmen Aleppo und sechzig andere Städte und Burgen und erfreuten die Hauptstadt mit Beute und Gefangenen. Theophano war nicht unempfindlich für den Ruhm der griechischen Waffen; an der Seite des heldenmütigen Nikephorus Phokas, des Überwinders der Mohammedaner, versprach sie sich
963. mehr Befriedigung ihres stolzen Herrschersinnes. Als daher Romanus plötzlich in der Blüte der Jahre ins Grab sank, lag der Verdacht nahe, daß sie dem Gemahle denselben Todestrank gereicht, den sie einst dem Vater desselben bereitet. Sie hatte zwei
Theophano. Töchter, Theophano und Anna, und zwei Söhne von unmündigem Alter, Basilius und Konstantin. Die ältere Tochter Theophano war jene griechische Fürstin, die wir in der Geschichte der jüngeren Ottonen kennen gelernt, die jüngere Anna reichte ihre Hand dem Großfürsten Wladimir von Rußland (V, 757). Als Vormünderin ihrer zum Throne berufenen Söhne übernahm die Kaiserin die Regentschaft; um aber unter dem Schutze eines gefürchteten Feldherrn mehr Macht und Ansehen zu erlangen, trat sie mit dem Sieger des Ostens in Verbindung. Sie bewirkte, daß Nikephorus zum unumschränkten Befehlshaber der Heere des Orients ernannt wurde. Er erschien in der Hauptstadt, fesselte die Augen des Volkes durch einen glänzenden Triumphzug und füllte die Staatskasse mit erbeuteten Schätzen. Dann kehrte er, nachdem er sich mit Theophano verständigt, nach dem Osten zurück, aber nur, um sich von dem Heere zum Kaiser ausrufen zu lassen und an der Spitze seiner Krieger aufs neue in Konstantinopel einzurücken, den mächtigen Joseph Bringas, der ihm Nachstellungen bereitet, in die Verbannung zu jagen und mit der Hand der Kaiserin die Herrschaft und die vor-
Nikephorus. 963–969. mundschaftlichen Rechte zu gewinnen. Der Patriarch krönte den tapfern Feldherrn, der mit dem Ruhme eines Helden aufrichtige oder erheuchelte Frömmigkeit verband, und willigte sogar in die anfangs bestrittene Vermählung, als Nikephorus durch einen Eid die Einwendung geistlicher Verwandtschaft beseitigte. Der neue Herrscher bewahrte auch auf dem Thron die Eigenschaften, durch die er als Feldherr geglänzt hatte. Nicht seine körperlichen Vorzüge hatten Theophano vermögen können, den fünfzigjährigen Nikephorus zum Nachfolger des jungen schönen Romanus auf dem Throne und im Ehebette zu wählen: er wird geschildert als ein wenig einnehmender Mann von untersetzter Gestalt und dunkler Gesichtsfarbe, dem die langen schwarzen Haare und die dunkeln träumerischen Augen mit buschigen Augenbrauen ein finsteres, schreckbares Ansehen gaben. Dagegen war er ein Fürst von Kraft und Energie, streng gegen sich selbst wie gegen andere, ein Feind alles Prunkes und aller Weichlichkeit und sparsam bis zum Geize. Alle Kräfte des Reiches wurden zusammengefaßt, um eine achtunggebietende Kriegsmacht zu schaffen. Die Sarazenen wurden in mehreren Treffen besiegt, die festen Städte Mopsvestia und Tarsus und mehr als hundert Burgen und Ortschaften in Cilicien und Syrien erobert. Als eine bulgarische Gesandtschaft die gewohnten Jahresgeschenke in Konstantinopel holen wollte, fuhr sie Nikephorus heftig an und schickte sie mit Schmach zurück. Darüber brach ein Krieg aus, in welchem er sich mit Erfolg die Hilfe des russischen Großfürsten Swätoslaw erkaufte (V, 755 f.),

Auch gegen Otto I. behauptete er die Ehre des Reichs, und auf Sizilien hatten die griechischen Waffen anfangs guten Fortgang gegen die Araber, wenn schon spätere Unfälle den Verlust der Inseln herbeiführten. Dieselbe Energie bewies Nikephorus auch nach innen; er erhöhte die Steuern, wobei selbst die Güter der Geistlichkeit sich keiner Ausnahme erfreuten, und unterdrückte jede Ungerechtigkeit und Willkür der Richter und Beamten. Dabei legte er eine große Strenge in den Gebräuchen der Kirche zu Tage. „Er fastete viel, trug ein härenes Kleid, sein Mund strömte von frommen Worten über, und willig unterwarf er sich selbst den strengsten Kirchenbußen." Aber trotz der zur Schau getragenen Kirchlichkeit zog er sich den Haß des Klerus zu, als er den Bau neuer Kirchen und Hospitäler verbot, der Häufung der Güter in toter Hand durch die Beschränkung der Vermächtnisse an die Kirche entgegentrat und bei jeder Bischofswahl die kaiserliche Genehmigung einzuholen gebot. Das Volk seufzte unter den erhöhten Auflagen, unter den willkürlichen Münzveränderungen, unter dem Druck der Kriegsnot, unter dem Kornwucher des kaiserlichen Oberbeamten. Eine allgemeine Gährung herrschte in der Hauptstadt und erfüllte seine zahlreichen Feinde und vor allen seine lastervolle Gemahlin Theophano, die über das Selbstregiment des Kaisers und über die Zurücksetzung ihrer Söhne erster Ehe schon längst erbittert war, mit dem Gedanken, sich seiner durch Mord zu entledigen. Der tapfere Feldher Johannes Tzimisces aus Armenien, der für seine Siege im Orient nicht die erwartete Anerkennung gefunden und auf seine Beschwerden mit Zurücksetzung und Verbannung bestraft worden war, diente ihr als Werkzeug gegen Nikephorus, wie einst dieser gegen Romanus. In einer stürmischen Winternacht wurden Tzimisces und seine Vertrauten von Theophano in den Palast eingelassen. Von ihren Händen wurde Nikephorus in seinem 11. Dez. 969.
Schlafgemache ermordet und sein Leichnam über die Schloßmauer in den Schnee geworfen. Darauf begab sich Tzimisces in das kaiserliche Prunkgemach, setzte sich auf den Thron und nahm Besitz von dem Reiche. Das Volk vernahm ruhig die Botschaft, daß Nikephorus tot sei und Tzimisces mit den Söhnen des Romanus die Regierung angetreten. Doch vollzog der Patriarch Polyeuctes die Krönung nur unter der Bedingung, daß Tzimisces die Dekrete gegen die Kirche aufhebe, Theophano vom Hofe entferne und die Mörder des Nikephorus bestrafe. Der neue Kaiser willfahrte ihm. Auf Johannes Tzimisces.
dunkeln Verbrecherpfaden war Tzimisces zur Herrschaft gelangt; aber durch den Glanz 969–976.
seiner Regierung brachte er die schwere Schuld in Vergessenheit. An glorreichen Waffenthaten dem Vorgänger gleich, war er in allen andern Dingen von demselben verschieden. Wenn auch klein von Gestalt, besaß er die Seele eines Helden und die körperliche Gewandtheit eines Kriegers. Im Reiten, Bogenschießen und Speerwerfen war er allen überlegen. Dabei war er von schönem Angesichte, von freundlichem, wohlwollendem Wesen, und seine an Verschwendung grenzende Freigebigkeit bildete einen ebenso auffallenden Gegensatz zu der Kargheit des Nikephorus, wie sein Hang zum Wein, zu den Freuden der Tafel, zur Wollust gegen dessen strenge, einfache Lebensgewohnheiten. Ohne diese Fehler und ohne die dunkeln Schatten, die seine Thronbesteigung umhüllten, würde Tzimisces den ruhmvollsten Fürsten beizuzählen sein. Sein mildes, edelmütiges Benehmen entzückte alle, die in seine Nähe kamen, seine Gerechtigkeitsliebe erweckte Schrecken und Vertrauen, und seine Kriegsthaten und Tapferkeit machten den römischen Namen am Tigris und an der Donau gefürchtet. Der größte Teil seiner Regierung verging im Lager und im Felde. Durch siegreiche Kämpfe in Syrien und im Orient, wo er die ersten und schönsten Lorbeeren gebrochen, erweiterte er die Ostgrenze, vernichtete die Macht der Hamadaniden und bereicherte die Hauptstadt mit Schätzen und Reliquien. Er überwand in einer blutigen Schlacht die Bulgaren, führte den König Boris mit Weib und Kind in Gefangenschaft und gab

das Land einheimischen Großen unter byzantinischer Oberhoheit zur Verwaltung. Wie glücklich und erfolgreich er mit Hilfe des Räubervolks der Petschenegen den russischen Großfürsten Swätoslaw bekriegte, wurde früher gemeldet (V, 756). Auf seinem Rückzuge aus Syrien bemerkte er mit Verdruß, daß die fruchtbarsten Ländereien sich in den Händen einiger Eunuchen befanden. Er sprach seinen Unwillen in scharfen Worten aus. Dies trug ihm schlimme Früchte. Krank kam er in der Hauptstadt an
10. Jan. 976. und starb bald darauf mit Zeichen der Vergiftung. Während der Regierung des Nikephorus und Tzimisces, die beide ohne Leibeserben aus der Welt schieden, waren die
Basilius II. 976—1025. rechtmäßigen Kaiser Basilius II. und Konstantin VIII. in der Stille zum Alter der
Konstantin VIII. bis 1028. Mannbarkeit herangereift. Da man sie aber von allen Regierungsgeschäften fern gehalten hatte, so besaßen sie auch jetzt noch nicht die nötigen Herrschergaben, um das Zepter mit eigner Hand zu führen. So geschah es, daß der Oberkammerherr Basilius zwölf Jahre lang das Reich verwaltete und den Gebietern die Vergnügungen und das weichliche Leben des Palastes als das Feld ihrer ruhmlosen Thätigkeit anwies. Während dieser Zeit kamen die Landschaften Asiens in den Besitz zweier Feldherren, Phokas und Sklerus, welche aus Neid gegen den allmächtigen Eunuchen und um sich vor dessen Nachstellungen zu sichern, den Kaisertitel annahmen und unter wechselvollen Geschicken, die sie bald auf die Flucht und in den Kerker, bald an die Spitze von Heeren und Provinzen führten, ihre Unabhängigkeit behaupteten, bis der ältere der Kaiserbrüder, Basilius, aus dem Traum zur Thätigkeit erwachte, den Eunuchen verbannte und dann, während der jüngere, Konstantin, im „seidenen Gewebe" der Wollust verstrickt blieb, das Schwert gegen die Usurpatoren zog. Bei Abydos traf er auf die Heere des Phokas;
989. aber kaum hatte die Schlacht begonnen, so stürzte der Empörer tot vom Pferde, sei es von einem Pfeil durchbohrt oder an den Wirkungen eines Giftes, das ihm sein Mundschenk vor dem Treffen gereicht. Führer und Truppen kehrten darauf zu ihrer Pflicht zurück. Erschreckt durch diesen Ausgang, flehte der andere, Sklerus, welcher zweimal mit Ketten beladen worden und zweimal den Purpur getragen hatte, die Gnade des Kaisers an und dieser gestattete dem gebrochenen Greis, den Rest seiner Tage in Frieden zuzubringen. Nachdem Basilius dem Reiche Ruhe gegeben, betrat er die kriegerische Bahn, die ihm Nikephorus und Tzimisces gewiesen. Die langen und häufigen Feldzüge gegen die Sarazenen brachten der Nation mehr Ruhm als Vorteil, dagegen endigte der energische Krieg gegen die **Bulgaren**, die wieder abgefallen waren und unter ihrem streitbaren Fürsten Samuel verheerende Einfälle in das Gebiet von Thessalonich, in Griechenland und Morea unternommen hatten, mit der vollständigen Unterwerfung der Donauländer und mit der Befestigung der byzantinischen Zinspflicht sowohl über die Bulgaren als über die Serben und Kroaten. Freilich verfuhr dabei der strenge Bruder der deutschen Kaiserin Theophano mit solcher Grausam-
Der „Bulgarentöter". keit, daß er sich den Namen „des Bulgarentöters" erwarb. Es wird erzählt, daß er die in mehreren Schlachten gefangenen Bulgaren blenden ließ und in Abteilungen von je hundert unter Führern, denen ein Auge gelassen wurde, dem König Samuel zurückschickte, der bei dem Anblick von solchem Schrecken ergriffen worden, daß er zwei
1014. Tage nachher in Schmerz starb. Seine Nachfolger Gabriel und Johannes trugen das Mißgeschick ihres Volkes mit Würde; als aber der letztere in einem Treffen bei Durazzo
1018. fiel, übergab seine Witwe die Hauptstadt Achrida an den Kaiser. Basilius zog siegreich in diese ein, bemächtigte sich der Schätze und führte die letzten Sprößlinge des Herrscherstammes als Gefangene hinweg. Durch solche Unfälle gebeugt fügten sich die Bulgaren und ihre Nachbarn der byzantinischen Obermacht, aber sie trugen das Joch mit großem Ingrimm und lauerten mit Begierde auf den Zeitpunkt der Befreiung. — So glorreich die Regierung des zweiten Basilius nach außen war, so große Schatten

hatte sie im Innern. Die Unterhaltung einer großen Land- und Seemacht nötigte ihn, dem Volke eine schwere Steuerlast aufzulegen. Dabei besaß er von der Liebe zur Kunst und Wissenschaft, dem Erbteile seiner Familie, keine Spur, nur die Richtung der Zeit für Aberglauben und kirchliche Askretik teilte er in vollem Maße. Er trug das Mönchsgewand unter Purpur und Rüstung, unterzog sich strengen Bußübungen und übte sich in der Tugend der Enthaltsamkeit. Als Basilius über den Zurüstungen einer Expedition gegen die Sarazenen auf Sizilien „mit den Segnungen der Geistlichkeit und den Verwünschungen des Volks" kinderlos aus der Welt schied, genoß sein Bruder Konstantin VIII. noch drei Jahre allein die Ehren und Freuden der kaiserlichen Herrschaft. Da auch er keine Söhne, sondern nur drei schon bejahrte Töchter hatte, so war sein eifrigstes Anliegen, die Ordnung der Thronfolge zu bestimmen. Zu dem Ende bewog er durch Verheißungen und Drohungen den Romanus Argyrus, einen Patrizier von anmutiger Person und gutem Ruf, der zweiten Kaisertochter Zoë seine Hand zu reichen, nachdem die eigene Gattin durch ihren freiwilligen Eintritt in das Kloster das Ehehindernis beseitigt hatte. Bald darauf starb Konstantin, der 68 Jahre den Augustustitel geführt, und Romanus III. folgte ihm auf dem Throne. Seine neunjährige Regierung war keine gesegnete. Er zeigte sich bei den Aufständen, die seine Schwägerin Theodora wider ihn erregte, unentschlossen und im Kampfe gegen die Araber erlitt er eine große Niederlage und würde ohne die Tapferkeit und Klugheit seines Feldherrn Georg Maniakes die Eroberungen seiner Vorgänger wieder eingebüßt haben. Auch am Hofe benahm er sich ohne Kraft und Energie. Über Studien und gelehrten Liebhabereien übersah er es, daß seine Gattin Zoë, die sich in ihren vorgerückten Jahren für die Entbehrungen der Jugend entschädigen wollte, in den Armen des schönen Paphlagoniers Michael, den sein Bruder, der mächtige Eunuche Johannes, an den Hof gebracht und zu Geldgeschäften verwendet hatte, auf den Untergang ihres Gatten sann. Ein schleichendes Gift zerstörte die Gesundheit des Romanus, und kaum war er verschieden, so erfolgte Zoës Vermählung mit Michael dem Paphlagonier und dessen Thronbesteigung. Aber der frühere Geldwechsler besaß weder Kraft noch Fähigkeit zu der erhabenen Stelle. Während er zur Heilung seines epileptischen Körpers mit Ärzten verkehrte und Gesundbrunnen aufsuchte und, von Reue und Gewissensangst gefoltert, an den Gräbern der Heiligen betete oder in Sack und Asche stöhnte, lag alle Gewalt in den Händen seines verschnittenen Bruders Johannes, des Haupturhebers des schwarzen Verbrechens, welcher über die Gewissensqualen Michaels lächelnd seine Machtstellung zur Befriedigung seiner Habgier benutzte und die Kaiserin selbst wie eine Gefangene bewachte. Als der unglückliche Michael zuletzt in Geistesschwäche verfiel und in einem Kloster einem baldigen Tod entgegenreifte, nötigte der Eunuche die Kaiserin Zoë, seinen Neffen, der gleichfalls Michael hieß und von dem Gewerbe seines Vaters, eines Schiffsreeders, den Beinamen Kalafates führte, an Kindesstatt anzunehmen und in Gegenwart des Senats und der Geistlichkeit mit dem Purpur und dem Titel eines Cäsars zu schmücken. Aber Michael V. vergalt die empfangene Wohlthat mit Undank. Er verbannte seinen Oheim, den Eunuchen, vom Hof und sandte die Kaiserin ins Kloster. Über die Ungnade des ersteren freute sich das Volk; aber die Verdrängung der im Purpur gebornen Fürstin durch den Sohn eines Handwerkers erregte Unwillen und Erbitterung. Es entstand eine Empörung, infolge deren Michael des Augenlichts beraubt und in den Kerker geworfen wurde, Zoë aber und ihre Schwester Theodora aus der Klosterhaft in den Kaiserpalast zurückkehrten. Auch Johannes wurde geblendet und starb. Zwei Monate sah nun die griechische Welt das wunderliche Schauspiel einer weiblichen Doppelregierung; da jedoch die beiden Fürstinnen einander heimlich entgegen waren, so entschloß sich die unermüdliche Zoë.

Romanus III. 1025—1034.

Michael IV. 1034—1041.

Michael V. 1041—1042.

obwohl sie bereits den Sechzigen nahe war, die Umarmungen eines dritten Gatten und die Strafen der griechischen Kirche auszuhalten. Sie reichte die Hand einem Verwandten
Konstantin IX. (Monomachus). 1042—1054. des kaiserlichen Hauses, dem „Einzelkämpfer" (Monomachus) Konstantin IX., der von Johannes auf die Insel Lesbos verbannt worden war. Der neue Herrscher war weder durch Tugenden noch durch Laster hervorragend. Verriet es wenig Sinn für Ehre und Anstand, daß er eine schöne Witwe, die sein Exil in Mitylene geteilt hatte, auch nach seiner Erhebung und Vermählung bei sich behielt, sie mit dem Titel einer Augusta ehrte und die Kaiserin Zoë nötigte, neben ihren eigenen Gemächern im Palaste der Beischläferin ihre Wohnung anzuweisen, so mochte eine solche Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit ihre Entschuldigung in der Entartung der Nation finden. Aber Konstantin besaß auch sonst keine von den Eigenschaften, welche zur Beherrschung des durch äußere Feinde und innere Aufstände bedrängten Reiches erforderlich waren. Nicht genug, daß während der auf Basilius II. folgenden Jahre der Verwirrung die Bulgaren und ihre Nachbarn, die Serben und Kroaten, sich der griechischen Botmäßigkeit wieder entzogen und ihre früheren Raubzüge erneuert hatten, daß die Russen auf zahllosen Kähnen, oft nur ausgehöhlten Baumstämmen, längs der Nordküste des Schwarzen Meeres hinsegelten und durch ihre Erscheinung im Bosporus die Hauptstadt in Angst und Schrecken setzten; daß die räuberischen Petschenegen die Provinzen an der Donau durch Einfälle heimsuchten und die zur Verteidigung herbeieilenden Söldnertruppen in einer mörderischen Schlacht zurückschlugen; in Asien erstand den Griechen ein neuer furchtbarer Feind in den Seldschukken, und im Abendland suchte sich der unternehmende Georg Maniakes, der, von den Normannen unterstützt, auf einige Zeit die Insel Sizilien wieder der byzantinischen Herrschaft unterworfen, dann aber, durch Hofränke in seinen Unternehmungen gehemmt und zuletzt einem feigen Günstling untergeordnet, dem Kaiser den Gehorsam verweigert hatte, mit Hilfe derselben Normannen zum Herrn von Sizilien und Neapel aufzuschwingen. Zwar wurde sein Vorhaben durch den von den Griechen gewonnenen Parteigänger Argyros in der Schlacht von Bari vereitelt (1043) und Maniakes zur Flucht über das Meer gezwungen, wo er bald nachher seinen Wunden erlag, aber sein Abfall erleichterte und beschleunigte die Eroberung der byzantinischen Besitzungen in Italien durch die Normannen. Mittlerweile war Zoë gestorben und Konstantin, schon lange gichtleidend, zog sich in ein von
30. Nov. 1054. ihm gestiftetes Kloster zurück, wo er starb. Vor seinem Tod hatte er sich bemüht, dem Oberbefehlshaber von Bulgarien, Nikephorus, die Nachfolge zu verschaffen. Aber
Theodora 1054—1056. Theodora vereitelte den Plan und trat dann selbst unter allgemeiner Zustimmung den Besitz des Reiches an, das sie zwei Jahre mit Kraft und Verstand regierte. Die Ratgeber ihres Vorgängers wurden verbannt und ihrer Güter und Ämter beraubt. An ihre Stelle traten vier Eunuchen, die das Vertrauen der Kaiserin besaßen und nicht mißbrauchten; aber mehr auf die Fortdauer ihres Einflusses als auf die Wohlfahrt
Michael VI. Stratiotikus. 1056—1057. des Reiches bedacht, beredeten sie die greise Fürstin, einen bejahrten Feldherrn, Michael Stratiotikus, zu ihrem Nachfolger einzusetzen. Mit Theodora erlosch die von Basilius I. gegründete makedonische Dynastie, die nach rühmlichen Anfängen schnell entartet war.

b. Das Haus der Komnenen.

Isaak Komnenus. 1057—1059. Die Erhebung Michaels VI., welche die Herrschaft der Eunuchen zu verlängern drohte, erfüllte das östliche Heer, das schon lange die unwürdige Herrschaft unwillig ertragen hatte, mit Entrüstung. Sollte das Zepter den unfähigen Händen eines altersschwachen Fürsten anvertraut werden, während seine verdienten Feldherren Isaak Komnenus und Katakalon, die des Reiches Ehre und Grenzen geschützt, übergangen

wurden? Die Unzufriedenheit steigerte sich zur Empörung, die sich bald der Hauptstadt mitteilte. In dem Bezirke von Kastamon im Süden des Schwarzen Meeres, wo die Stammgüter des Hauses der Komnenen lagen, versammelten sich viele angesehene Führer und riefen den tapfern Feldherrn Isaak Komnenus, den Sohn des berühmten Manuel, der unter Basilius II. sich durch Kraft und Verstand hervorgethan hatte, zum Kaiser aus. Katakalon begünstigte die Wahl, und seinem Sieg über Michaels 8. Jan. 1057.
Truppen in der Nähe von Nicäa hatte Isaak hauptsächlich den Thron zu verdanken. Verlassen und verraten legte der alte Kaiser die Herrschaft nieder und vertauschte den Thron mit dem Kloster, worauf Isaak Komnenus, der den Ruhm seiner Abkunft und fürstlichen Vermählung durch eigene Verdienste und Tugenden erhöht hatte, von dem Patriarchen gekrönt wurde. Mit ihm gelangte das Geschlecht der Komnenen auf den 1. September 1057.
byzantinischen Thron, „und die Nacht der Sklaverei begann wieder durch einige Lichtstrahlen erleuchtet zu werden". Isaak selbst waren nur wenige Jahre der Herrschaft beschieden, die er indessen verständig anwendete, um die Grenzen des Reiches durch Verträge mit den Petschenegen zu sichern, den Staatshaushalt zu ordnen und der Mehrung der Güter in den Händen der Geistlichen zu steuern. Da er von schwacher Gesundheit war und seine Kräfte zu schwinden begannen, wünschte er seinem Bruder Johann, einem gebildeten und tapfern Kriegsmann und Vater von fünf Söhnen, die Nachfolge zu sichern. Dieser lehnte jedoch die Ehre ab, worauf Isaak die Regierung einem Verwandten des Hauses, **Konstantin Dukas**, der den Ruf eines erfahrenen, kenntnisreichen Staatsmannes besaß, überließ und sich in ein Kloster begab, wo er sich den niedrigen Diensten eines Pförtners unterzog, häufig erfreut von den ehrfurchtsvollen Besuchen seines Nachfolgers, der ihn als Wohlthäter und Heiligen verehrte.
Zwei Jahre später starb Isaak. Konstantin X. entsprach nicht ganz den Erwartungen, Konstantin X. Dukas.
die man von ihm gehegt hatte. Über den Studien, die von ihm und seiner Gemah- 1059—1067.
lin Eudoxia (Eudokia) eifrig gepflegt wurden und von deren Ausdehnung und Mannigfaltigkeit wir in dem Polyhistor **Psellus** ein anschauliches Bild besitzen, vernachlässigte er nicht selten die Pflichten eines Herrschers und strebte mehr nach dem Ruhme eines Redners und Richters als dem eines Kriegers. Im Osten drangen die Seldschukken vor, durchstreiften Mesopotamien und Armenien und nahmen den größten Teil von Kleinasien in Besitz. Von Norden her setzten die Petschenegen und Uzen, 60,000 Mann stark, über die Donau, durchbrachen die Schutzlinien und verheerten Thrakien 1065.
und Makedonien bis nach Thessalonich. Mit Fasten und Beten rief man den Beistand des Himmels an, und als im nächsten Jahr Hunger und Pest die wilden Gäste zum Abzug nötigten, erblickte der fromme Glaube in der unerwarteten Rettung ein göttliches Wunder. — Konstantins ganzes Trachten war dahin gerichtet, seinen drei Söhnen, die schon im zarten Alter mit dem Augustustitel geschmückt wurden, die Nachfolge zu sichern. Zu dem Ende nahm er, als er den Tod nahen fühlte, seiner Gattin das Versprechen ab, keine zweite Ehe einzugehen, und vertraute die Urkunde den Händen des Patriarchen Xiphilin an. Aber Eudoxia, welche den Witwenstand nicht lange zu ertragen vermochte, wußte den ehrgeizigen Prälaten zur Herausgabe des Schriftstücks zu bereden und gab dann ihre Hand und mit ihr die Herrschaft dem schönen und tapfern Feldherrn **Romanus Diogenes**, der kurz zuvor wegen ver- Romanus IV. Diogenes.
suchten Hochverrats dem Gerichte verfallen, aber durch die Gnade der Kaiserin mit 1068—1071.
einer leichten Verbannung bestraft worden war, bis ihn jetzt die wortbrüchige Fürstin an ihre Seite rief. Die kaiserlichen Söhne murrten über die Zurücksetzung, und die fremdländischen Leibwächter waren bereit, mit ihren Streitäxten die Rechte des Hauses Dukas zu verteidigen; allein Eudoxia bewirkte durch ihre Thränen und durch die feierliche Versicherung, Romanus werde die Pflichten eines Vormunds treu erfüllen,

daß sich die Fürsten beruhigten und in ihr Schicksal ergaben. Und in der That zeigte sich Romanus nicht unwürdig des hohen Ranges; aber seine Herrschaft war nur ein kurzer Traum voll tragischer Geschicke. In einem Krieg mit den Seldschukken erlitt er eine schwere Niederlage und fiel verwundet in Gefangenschaft. Zwar löste der Sultan großmütig die Ketten des tapfern Gegners und entließ den Genesenen in sein Reich. Aber inzwischen hatten die Anhänger des Hauses Dukas, gestützt auf das Gesetz, wonach ein in Gefangenschaft des Feindes Geratener seiner bürgerlichen Rechte verlustig gehe und einem Toten gleich zu achten sei, die Kaiserin Eudoxia in ein Kloster eingeschlossen und den erstgebornen der kaiserlichen Söhne, Michael, mit dem Purpur bekleidet. Umsonst suchte der tapfere Romanus mit dem Schwerte sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen; in zwei Schlachten besiegt, schloß er einen Vertrag und ergab sich gegen die Zusage ehrenhafter Behandlung in die Hände der Feinde. Diese kannten jedoch weder Treue noch Menschlichkeit. Sie rissen ihm die Augen aus und ließen die Wunden eitern, bis der Tod seinen Leiden ein Ende machte. Michael VII., welcher nunmehr die Regierung führte, während seine Brüder nur auf die Ehre des Purpurs beschränkt blieben, führt in der Geschichte den Beinamen „Parapinaces“ (Vierlingsabzwacker), weil er im Bunde mit einem habgierigen Günstling den Preis des Getreides steigerte und das Maß verminderte, ein Beiname, der sowohl seinen verächtlichen Charakter als den Haß des Volkes andeutet. Unter der Leitung seiner Mutter und im Umgang mit Psellus hatte er eine wissenschaftliche Bildung und Sinn für Studien empfangen; aber während er sich abmühte, nach dem Vorbild des gelehrten Hofmannes eine Masse toten Wissens in sich aufzunehmen, geriet das Kriegswesen in Verfall, so daß die Normannen, die Donauvölker und die Seldschukken ihre Eroberungen immer weiter ausdehnten und das byzantinische Reich, von allen Seiten von Feinden umschlossen, sich wie im Belagerungszustand befand. Normännische Abenteurer, Varanger und asiatische Söldnerscharen beschützten die Person des Kaisers und verteidigten die Grenzen gegen die Barbaren. Der Haß und die Verachtung, die sich der grübelnde Gelehrte auf dem Thron bei dem über das Eunuchenregiment erbitterten Volke zuzog, ermutigte zwei Feldherren, die beide den Namen Nikephorus führten und an der Spitze der europäischen und der asiatischen Legionen standen, fast gleichzeitig den Purpur zu nehmen, der eine, mit dem Beinamen Bryennius in Hadrianopel, der andere, Nikephorus Botoniates, in Nicäa. Beide erschienen mit Heeresmacht im Angesichte der Hauptstadt; aber die Einwohner, empört über die Niederbrennung einer Vorstadt durch die Truppen des Bryennius, gaben dem asiatischen Bewerber den Vorzug. Während Bryennius durch einen Ausfall zurückgeschlagen wurde, faßten die in der Sophienkirche versammelten Geistlichen und Senatoren den Beschluß, dem in Chalkedon weilenden Nikephorus Botoniates die Kaiserwürde zu übertragen. Michael nahm ohne Widerstand das Mönchsgewand und vertauschte den Palast mit dem Kloster. Der bejahrte Nikephorus Botoniates wurde von der zahlreichen Familie der Komnenen als Herrscher anerkannt, und Alexius, einer der Söhne jenes Johannes, welcher einst die von dem kaiserlichen Bruder angebotene Würde abgelehnt hatte, widmete sein Schwert dem Dienste desselben. Er überwand durch eine Kriegslist den Bryennius und führte ihn in Ketten nach Konstantinopel; er vereitelte durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit mehrere Aufstände und sicherte die Ruhe des Reiches; er erwarb sich durch die ausgezeichneten Gaben, die ihm die Natur verliehen, und die eine sorgfältige Erziehung und die erfahrungsreiche Schule des Unglücks während der Verbannung auf einer Insel der Propontis ausgebildet hatten, große Verdienste um Verwaltung und Kriegswesen. Aber gerade diese Verdienste erregten die Eifersucht und den Argwohn des Kaisers; die Verdächtigungen der Günstlinge und

Michael VII. Parapinaces. 1071–1078.

Nikephorus Botoniates. 1078–1081.

Hofschranzen mehrten das Mißtrauen. Die Komnenen wurden um ihre Sicherheit besorgt und beschlossen, den Anschlägen ihrer Gegner zuvorzukommen. Alexius entfloh zum Heer, bei welchem sowohl er selbst und seine Familie, als das verwandte Haus der Dukas, dem er durch seine Gattin Irene angehörte, viele Anhänger zählte. Hier nahm er mit Zustimmung seiner Brüder und Freunde den Titel und die Abzeichen der kaiserlichen Würde an und zog vor die Thore Konstantinopels. Nach kurzem Kampf wurde die Stadt durch Verräterei eingenommen und dem aus verschiedenen Völkerschaften gemischten Heer zum Lohn eine Plünderung gestattet, eine Unthat, welche die spätere Reue und Buße nicht auszulöschen vermochte. Während Alexius „auf rauchenden Trümmern" den Thron der Komnenen von neuem aufrichtete, verschwand sein greiser Nebenbuhler im Kloster. Siebenunddreißig Jahre besaß Alexius den byzantinischen Thron und obwohl alle Drangsale, von denen ein sinkendes Reich heimgesucht werden kann, „durch die Gerechtigkeit des Himmels und die Laster seiner Vorgänger" auf seine Regierung gehäuft waren, so behauptete er sich dennoch mit Würde, Kraft und Klugheit. Im Westen gewannen die ungestüm vordringenden Normannen immer mehr Boden; und wenn Alexius auch den Verlust der italischen und sizilischen Besitzungen nicht mehr abwehren konnte, so waren doch die Eroberungen, die Robert Guiscard und Boemund in Griechenland und Epirus machten (V, 745), nicht von Dauer und der oströmische Herrscher sah seine gefürchtetsten Gegner ins Grab sinken. Im Osten hatten die Seldschukken den Koran und den Halbmond bis an die Küste des Hellespont getragen, so daß man von der Sophienkirche und vom Kaiserpalast ihre Zelte erblicken konnte; aber durch einen Vertrag hemmte Alexius den Lauf ihrer Eroberungen so lange, bis die Ankunft der Kreuzfahrer ihre Macht auf längere Zeit niederwarf. Von Norden kamen über die Donau immer neue Schwärme kriegerischer Barbaren in die Länder des Hämus; die Petschenegen dehnten ihre Raubzüge wiederholt bis in die Gegend von Hadrianopel aus und machten die Bewohner der byzantinischen Hauptstadt erzittern; endlich aber schloß Alexius ein Bündnis mit den Kumanen und erlangte ein Hilfsheer von 40,000 Mann. Dadurch kamen die Petschenegen zwischen zwei feindliche Kriegslager und erlitten eine blutige Niederlage, die ihren Einfällen auf längere Zeit ein Ende machte. Auch zur See drohten dem Reiche manche Gefahren, und während die Grenzen von offenen Feinden angegriffen wurden, zerrütteten Verschwörungen und Verrat den Palast, die Hauptstadt, die Provinzen. Selbst aus der nächsten Umgebung und aus seiner Familie drohten dem Kaiser Nachstellungen. Alexius begegnete allen diesen Schwierigkeiten mit Mut und Klugheit. Tapfer und kühn an der Spitze der Heere stellte er durch sein Beispiel wie durch Gesetze und Einrichtungen Kriegszucht und Ordnung im Lager und Felddienst her und belebte den Sinn für Ruhm und Waffenthaten bei den Truppen; im Verkehr mit den Fürsten und Rittern des Abendlandes entfaltete er eine kluge überlegene Politik; und in Bestrafung der Aufrührer und Verschwörer gab er der Stimme der Menschlichkeit Gehör. Oft begnügte er sich mit Verbannung und Gütereinziehung und schonte der Augen und des Lebens der Schuldigen. Er führte Ordnung in die Verwaltung zurück, brachte den zerrütteten Staatshaushalt in bessern Stand, achtete und pflegte die Wissenschaften und regelte das Hofleben durch gesetzliche Bestimmungen über Rangverhältnisse und Hofetikette. Besonders erfreute sich die Geistlichkeit seiner Gnade; denn im Morgenlande wie im Abendlande waren damals die Geister auf das Religiöse gerichtet. Aber neben manchen Lichtseiten war seine Regierung und sein Charakter von häßlichen Flecken entstellt, die sich selbst in der schmeichelnden Lebensgeschichte dieses Kaisers von seiner Tochter Anna Komnena erkennen lassen. Denn wenn Alexius auch Tapferkeit und Kriegsmut besaß, so zog er doch Hinterlist und die Künste der Täuschung,

Alexius Komnenus. 1081–1118.

1091.

der Verstellung und des Betrugs dem offenen Kampfe vor und brach Eide und Verträge, wenn es ihm Vorteil brachte; um die Staatskasse zu füllen, trieb er das verderbliche System der Monopole auf die Spitze, untergrub durch schlechte Münzprägung das Vertrauen in Handel und Wandel und drückte das Volk durch harte Steuern. Wenn er den großen Schwierigkeiten, von denen er bei seiner Thronbesteigung umgeben war, mit Umsicht und Geschicklichkeit begegnete, so ist dabei auch nicht zu übersehen, daß seine ganze Thätigkeit nur darauf gerichtet war, diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu schaffen, ohne die Quelle, woraus sie flossen, zu verschütten. Keine dauernde Schöpfung, keine epochemachende That, keine lebenskräftige Einrichtung entsprang seiner Regierung; als er gehaßt und geschmäht vom Volke und von seiner eigenen Gattin als Heuchler gebrandmarkt aus der Welt ging, war das Reich in demselben Zustande des Verfalls, wie bei seiner Thronbesteigung, nur daß der Schatz der aus ältern Schriftstellern in geistloser Weise zusammengetragenen Litteratur durch einige Sammelwerke vermehrt und der Prunk und das Zeremonienwesen des Hofes noch durch neue Titel, Rangordnungen und Vorschriften peinlicher Etikette gesteigert worden war. Selbst die Geistlichkeit zürnte ihm, weil er die Steuerfreiheit der Kirchengüter antastete, so sehr sie sonst seinem religiösen Eifer, den er sowohl in der Verfolgung und Bekehrung der **Paulicianer** und der verwandten Sekte der **Bogumilen** als durch seine orthodoxe Gläubigkeit und seine Ehrfurcht vor den Satzungen der Kirche an den Tag legte, ihren Beifall zollte.

Johannes Komnenus. 1118–1143.

Als Alexius dem Tode nahe war, suchte ihn seine Gattin Irene zu bereden, daß er die Thronfolge seiner Tochter **Anna Komnena** zuwende; aber er starb, ohne eine feste Bestimmung getroffen zu haben, und die Herrschaft kam somit kraft des Gesetzes an den Erstgebornen, Johannes. Die ehrgeizige Schwester konnte indessen die getäuschte Hoffnung nicht verwinden. Sie trachtete ihrem Bruder nach dem Leben und zürnte sehr, als ihr Gatte Bryennius nicht auf den Plan der Rache und der Ehrsucht einging. Die Natur habe die beiden Geschlechter verwechselt, meinte sie, und Bryennius die Seele eines Weibes gegeben. Die Entdeckung ihrer verbrecherischen Absichten legte ihr Leben und Gut in die Hände des Kaisers; aber der milde Herrscher schonte nicht nur ihres Lebens, sondern ließ sie auch, gerührt durch die Fürbitte eines edlen Freundes türkischer Abkunft, Namens **Axuchos**, im Besitze ihres Vermögens. Auch gegen seinen Bruder Isaak, den er gleich anfangs durch den Titel „Sebastokrator" der kaiserlichen Würde möglichst nahe gerückt, hat er in der Folge, als sich derselbe nebst andern Gliedern des Hauses in verräterische Umtriebe eingelassen, Milde und Versöhnung walten lassen. Überhaupt war Johannes eine der edelsten Herrschergestalten in einer verderbten Zeit, unter einem entarteten Geschlecht. Wenn ihn die Zeitgenossen den „schönen" Johannes (Kalojohannes) nannten, so konnte dieser Beiname, sofern er auf den Körper bezogen ward, nur ironisch gedeutet werden; denn seine Gestalt war klein, seine Gesichtsfarbe dunkel, seine Züge unfein. Um so treffender bezeichnete er die Beschaffenheit seines Inneren, er besaß eine schöne Seele, sein höchster Schmuck waren seine Tugenden, die ihm als Mensch, Herrscher und Ritter eine rühmliche Stelle anwiesen. „Er war fleckenlos in seinem Privatleben," urteilt Finlay, „offen, milde, großmütig, verständig, thätig und tapfer, sparsam ohne Geiz und fromm ohne Aberglauben." Einfach in seinen Sitten beschränkte er den übermäßigen Prunk des Hofes, er übte Gerechtigkeit mit Milde, so daß während seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung keiner seiner Unterthanen zum Tod oder zur Verstümmelung verurteilt ward, er bekämpfte die Feinde mit Kraft und Erfolg. Der Sultan von Ikonium wurde auf seine Hauptstadt beschränkt, die Barbaren wurden in die Berge gejagt, die Küstenländer von Asien wurden befreit, die Kreuzfahrer und Pilger geschützt. Wir werden seine Beziehungen zu

den Lateinern im heil. Lande später kennen lernen. Er trug sich mit dem stolzen Gedanken, Syrien und Palästina wiederzugewinnen und die Stromländer am Euphrat und Tigris seinem Zepter zu unterwerfen, da wurde durch einen Unfall auf der Jagd 8. Apr. 1143. plötzlich sein Lebensfaden zerschnitten. Er hatte seinen jüngsten Sohn Manuel, der Manuel. 1143—1180. unter seinen Augen Proben ausgezeichneten Mutes abgelegt, zum Nachfolger bestimmt, und der Treue und Gewandtheit des Axuchos gelang es, dem letzten Willen des geliebten Herrschers in der Hauptstadt und bei der Geistlichkeit Geltung zu verschaffen. Sein älterer Bruder Isaak begnügte sich mit dem Ehrenrang eines „Sebastokrator". Manuels Name glänzt in den Jahrbüchern kriegerischer Großthaten wie kaum ein anderer. In einer Zeit, wo ritterlicher Mut, persönliche Tapferkeit, Kraft des Armes und körperliche Gewandtheit sehr hoch in Ansehen standen, ragte er unter allen Zeitgenossen des Abendlandes und Morgenlandes, christlichen wie mohammedanischen Glaubens weit hervor. Wie bei seinem Zeitgenossen Richard Löwenherz ist auch über Manuels Person der Glanz der Romantik ausgegossen. In der Schlacht und im Handgemenge, wie auf dem Marsche, im Turnier und im ritterlichen Zweikampfe, wie auf der Jagd, im Lager und im wilden Reitergefechte wie im Seekriege auf dem Verdecke des wogenden Schiffes kam ihm kein bewaffneter Mann gleich an kühnem Wagen, an Stärke und Gewandtheit, an Mut und Ausdauer. Sein Schild war so schwer, daß Raimund von Antiochien, der den Beinamen des antiochenischen Herkules führte, denselben nicht zu regieren vermochte. Die Waffenthaten, welche die griechischen Schriftsteller von dem kaiserlichen Kämpfer mit der hohen Gestalt und den sehnigen Armen melden, gleichen mehr den Schilderungen eines Ritterromans als den Erscheinungen des wirklichen Lebens. Dennoch blieb sein Name nicht in so ehrenvollem und gesegnetem Andenken wie der seines Vaters. Den größten Teil seiner Regierung füllten Kriege mit den alten Feinden des Reichs, den Türken im Osten und den barbarischen Horden jenseits der Donau, mit den Normannen und Venetianern in Griechenland und auf den Inseln und Meeren des Westens, mit den Kreuzfahrern von Antiochien, mit den Ungarn in den breiten Ebenen ihres Landes und mit den Arabern an der Küste von Ägypten. Aber diese Kriege, so sehr sie auch das Ansehen des byzantinischen Reiches nach außen hoben, mehrten die Not und beschleunigten den Verfall. Der Kaiser selbst besaß nur die Tapferkeit eines Soldaten, keineswegs aber die Klugheit eines Feldherrn; seine Feldzüge stillten nur seinen Durst nach ritterlichem Ruhme, erzielten aber keine dauernde Eroberung, und seine Niederlage durch die Seldschukken bei Myriokephalon warf auf das Ende seiner kriegerischen Laufbahn einen düstern Schatten. Während er eine Ehre darein setzte, die Ritter und Barone des Abendlandes, welche die Kreuzzüge nach Konstantinopel, Kleinasien und Syrien führten, an Waffenthaten und ritterlichem Schaugepränge zu überbieten und durch den Glanz seiner Hofhaltung zu blenden, geriet das Kriegs- und Seewesen in Verfall. Scharen fremder Söldner, Türken und Barbaren, Franken, Normannen und Varanger füllten die Legionen; und um ihre Unterhaltung von der Staatskasse abzuwälzen, wurden sie im Frieden in die Städte verteilt und bei den Bürgern einquartiert. Die Kriegskosten, verbunden mit der Verschwendung am Hofe, mit den Apanagen der zahlreichen Glieder des kaiserlichen Hauses, erschöpften den Schatz und nötigten Manuel die Einkünfte mit allen Mitteln zu mehren. Wenn die Ritter des Abendlandes, die der byzantinische Kaiser gern um sich sammelte, über die Pracht des Hofes, über den Glanz der Feste erstaunten, sahen sie nicht die Erpressung der Steuererhebung, nicht die Masse der Monopole, wodurch das Volk verarmte und einige wenige Begünstigte bereichert wurden. In Manuels Natur lagen die beiden Gegensätze: Anstrengung und Trägheit, Abhärtung und Weichlichkeit unvermittelt nebeneinander. „Im Krieg schien er den Frieden nicht

zu kennen, im Frieden schien er des Krieges unfähig. Im Felde schlief er in der Sonne oder auf dem Schnee, ermüdete durch die angestrengtesten Märsche die Kraft seiner Leute und Pferde und teilte lächelnd die Entbehrung oder die Kost des Lagers. Kaum war er aber nach Konstantinopel zurückgekehrt, so überließ er sich den Künsten und Freuden eines Lebens der Üppigkeit: der Aufwand seines Anzuges, der Tafel, des Palastes übertraf das Maß seiner Vorgänger, und ganze Sommertage verbrachte er müßig auf den wonnevollen Inseln der Propontis und genoß der blutschänderischen Liebe mit seiner Nichte Theodora." Nach dem Tode seiner ersten Gattin Bertha von Sulzbach oder, wie sie bei den Griechen hieß, Irene, einer Schwester der Gemahlin Konrads III., vermählte sich Manuel mit der schönen Maria, einer französischen Fürstentochter von Antiochien. Raimund von Tripoli, der sich mit der Hoffnung getragen, der Kaiser werde seine Schwester Melisenda heimführen, geriet darüber in solchen Zorn, daß er einen Rachezug gegen die Inseln des Archipel unternahm und Greuel der Verwüstung und der Grausamkeit beging, welche die Raubzüge der Sarazenen in Schatten stellten. Maria gab ihrem kaiserlichen Gemahl einen Sohn, Alexius, der dem Vater auf dem Thron folgte. Der Ungarnfürst Bela, der des Kaisers Tochter aus erster Ehe zur Gemahlin und damit die Anwartschaft auf das Reich erhalten sollte, wurde nunmehr aus Konstantinopel, wo er seine Erziehung erhalten hatte, in seine Heimat zurückgesandt. Dort hat er in der Folge sich durch große Eigenschaften ausgezeichnet. An gelehrten Kenntnissen und an geistiger Bildung war Manuel den Lateinern überlegen; er kannte und übte die Arzneiwissenschaft und in religiösen Dingen war er wie alle griechischen Kaiser wohlerfahren. Obwohl ein eifriger Bekenner des griechischen Glaubens, war er doch duldsam gegen andere. Die Hinneigung zu astrologischem Aberglauben teilte er mit vielen seiner Zeitgenossen. Als er von einer Krankheit befallen wurde und den nahenden Tod fühlte, hüllte er seine Glieder in eine Mönchskutte,
24. Sept. 1180. um in dem Gewande der Demut aus dem Leben zu scheiden. — Mit Manuels Hingang begann für das byzantinische Reich eine Periode von Verwirrung, Greuel und wechselvollen Leiden, wie die Weltgeschichte kaum eine zweite aufzuweisen hat. Seinem
Alexius II. 1180—1183. dreizehnjährigen Sohne Alexius II. und dessen schöner schwacher Mutter Maria war nach einem kurzen Traum der Herrschaft ein tragisches Ende beschieden. Dem jungen Fürsten stand kein Mann von Tugend und Wohlwollen zur Seite, wie einst Axuchos dem Vater. Maria, welche nach kurzer Witwentrauer im Kloster die vormundschaftliche Regierung übernahm, war dem Volke fremd und wegen ihrer lateinischen Herkunft verhaßt. Bald entstand das Gerücht, sie stehe in Liebesverhältnissen mit dem Protosebastus Alexius, einem Angehörigen des Kaiserhauses, der alles über sie vermochte, und gehe mit dem Gedanken um, ihren Sohn seiner Rechte zu berauben, um sie dem Günstling zuzuwenden. Bald füllte sich der Palast mit Kabalen und Nachstellungen, die Stadt mit Aufruhr und Parteiwut. Diese Verwirrung benutzte Manuels Vetter **Andronikos**, ein ebenso kühner und unternehmender als ruchloser Mann, um aus der Verbannung herbeizueilen und mit Zustimmung des Volkes, das in ihm den einzigen fähigen und kraftvollen Verwandten des Herrscherhauses erblickte, die Leitung der Dinge in die Hand zu nehmen.

Das Abenteuerleben des Andronikos. Jener Isaak Sebastokrator, Bruder des Kaisers Johannes, hatte zwei Söhne, die durch ihr abenteuerreiches Leben reichlichen Stoff zu Romanen geben könnten. Der eine, Johannes, fühlte sich durch eine wirkliche oder eingebildete Beschimpfung seines kaiserlichen Oheims so beleidigt, daß er in das türkische Lager floh, seinen Glauben abschwor und für seinen doppelten Verrat mit der Hand einer Tochter des Sultans belohnt ward, der andere, Andronikos, ebenso hervorragend durch Körperkraft, männliche Schönheit, verwegenen Mut und einnehmendes Wesen, wie durch Treulosigkeit, Lasterhaftigkeit und geniale Sinnlichkeit, führte ein Leben

voll Abenteuer und wunderbarer Schicksalswechsel, die das kühnste Spiel romantischer Einbildungskraft übertreffen. Lange mit seinem Vetter Manuel vereinigt und an kühnen und verwegenen Thaten mit ihm wetteifernd, erregte er, nachdem er einige Zeit in türkischer Gefangenschaft gelebt und die türkische Sprache gelernt, die Eifersucht und das Mißtrauen des Kaisers und mußte zwölf Jahre in einem Turm in Konstantinopel schmachten, bis er auf wunderbare Weise mit Hilfe seiner Geliebten Eudoxia, einer Schwester der erwähnten kaiserlichen Nichte Theodora, entkam. Er floh nach Kiew zu den Russen, wo er sich durch seine Kraft und Tapferkeit die Bewunderung und das Vertrauen des Großfürsten erwarb, einen Vertrag mit Byzanz vermittelte und dadurch wieder die Verzeihung und Gunst Manuels gewann. Aber bald regte sich in des Kaisers Herzen neues Mißtrauen. Andronikos wurde aufs neue verbannt, erhielt aber die Verwaltung samt den Einkünften von Cypern. Hier kämpfte er siegreich wider die Armenier; allein ein Liebesverhältnis mit der schönen Philippine, Tochter Raimunds von Poitou in Antiochien und Schwester der Kaiserin Maria, reizte Manuels Zorn und zwang Andronikos zur Flucht nach Jerusalem. Dort gewann er sich das Zutrauen der Geistlichkeit und des Königs, so daß er mit dem Fürstentum Beirut belehnt ward und sich als eifrigen Kämpfer für das Kreuz Christi zeigte. In der Nachbarschaft wohnte Theodora, Witwe Balduins III., Königs von Jerusalem, aus dem Stamme der Komnenen. Seine Schönheit, sein ritterliches Wesen, seine gewinnenden Manieren machten Eindruck auf ihr Herz und Theodora wurde das dritte Opfer seiner liebeglühenden Verführung. Von des Kaisers Nachstellungen bedroht floh er mit seiner Geliebten, die ihm zwei Kinder gebar, zu Nureddin nach Damaskus und ließ sich dann unter den Türken Kleinasiens, den Erbfeinden seines Hauses, nieder, die ihn gastfreundlich aufnahmen. Von hier machte er Einfälle in das griechische Gebiet von Trapezunt, weshalb er durch einen Beschluß der Kirche von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen ward. Als aber Theodora auf einem dieser Streifzüge mit ihren Kindern in die Gewalt des Statthalters von Trapezunt fiel und von diesem nach Konstantinopel ausgeliefert ward, flehte er Manuels Gnade an und erlangte durch demütige Reue und Buße die Verzeihung des Kaisers und der Kirche. Doch sollte er nicht in Konstantinopel weilen; Manuel wies ihm Önoë an der Küste des Schwarzen Meeres, in einer anmutigen Gegend, von Weinbergen umgeben, zum Aufenthaltsort an. Andronikos war mäßig und enthaltsam im Essen und Trinken; ein Stück Brot und Fleisch und ein Becher Wein waren sein einziges Mahl am Tag; seine einzige Leidenschaft waren Frauenliebe und Ehrgeiz. Kein Gefühl von Pflicht, kein Band der Dankbarkeit vermochte ihn in dem Streben nach Macht zurückzuhalten, und wenn er von Lust entflammt war, verachtete er alle Gebote der Moral und Religion. Nicht nur, daß er mit seinem kaiserlichen Vetter das Laster der Blutschande teilte, neben seiner Gattin und den zwei königlichen Frauen, die ihm ihre Ehre opferten, bildete noch ein Schwarm von Schauspielerinnen und Tänzerinnen den Umgang des genialen Wüstlings.

So war der Mann beschaffen, den jetzt die Volksstimme aus seiner Einsamkeit in Önoë auf den byzantinischen Thron rief. Seine Herrschaft dauerte nur zwei Jahre, aber sie war eine ununterbrochene Reihe der verruchtesten Thaten. Mit heuchlerischen Beteuerungen, daß er nur dem Rufe des Vaterlandes folge und die Rechte des jungen Kaisers ehren werde, nahm er Besitz von dem Palaste. Kaum fühlte er sich aber fest in der Macht, so wurde die Kaiserin-Mutter Maria, nachdem man ihre Ehre befleckt, wegen hochverräterischen Einverständnisses mit dem König von Ungarn zum Tode verurteilt und ihre Leiche ins Meer geworfen. Darauf wurde ihr Sohn Alexius mit einer Bogensehne erdrosselt und noch im Tode mit Schmähungen und Fußtritten beschimpft. Seine junge Braut Agnes, die Tochter Ludwigs VII. von Frankreich, wurde dem siebzigjährigen Lüstling angetraut. Diesem Anfang entsprach der Fortgang seiner Regierung. Wohl offenbarte sich in einzelnen Handlungen der Gesetzgebung, der

Andronikos. 1183–1185.

Rechtspflege und der Verwaltung sein überlegener Geist, das Strandrecht wurde beseitigt, der Steuerdruck erleichtert, der Ämterverkauf beschränkt und mancher eingewurzelte Mißbrauch abgeschafft; aber die Grausamkeit, womit er alle Verwandten, Freunde und Anhänger der gestürzten Herrscherfamilie, alle, die ihm während seines Abenteurerlebens jemals im Wege gestanden, verfolgte, machte ihn zum Gegenstand des allgemeinen Hasses. Die Opfer seiner Rache waren zahllos, über allen Häuptern schwebte das Tyrannenschwert. Scharen von Flüchtigen bevölkerten die Küsten von Kleinasien und die Inseln und suchten durch Aufstände das despotische Joch zu brechen; aber die Kriegskunst des Kaisers vereitelte ihre Unternehmungen und vermehrte die Leiden. Alexius Komnenus, Manuels Neffe, rief die Hilfe des Normannenkönigs Wilhelm II. an; die sizilische Flotte führte jedoch nur die Verheerung Griechenlands und die Plünderung von Thessalonich herbei. Endlich aber war das Maß erfüllt. Isaak Angelus, in weiblicher Linie ein Nachkomme des großen Alexius, erschlug den Henker, der ihm das Leben nehmen sollte und entfloh in die Sophienkirche. Hier versammelte sich bald eine Schar von Menschen um ihn, die in seinem Schicksal ihr eigenes vorahnte. Ihre Menge flößte ihnen Mut ein. Die Kerker wurden erbrochen und Isaak 12. Sept. 1185. Angelus zum Kaiser ausgerufen. Andronikos sah sich verlassen. Er wollte zu Schiff nach dem asiatischen Ufer entfliehen; aber die kaiserliche Galere wurde eingeholt und der Tyrann in Ketten zu den Füßen des neuen Herrschers geschleppt. Ein gewöhnlicher Tod genügte der Wut seiner Feinde nicht. Andronikos sollte alle Bitterkeiten eines langsamen Sterbens empfinden. Unter den unmenschlichsten Martern eines rasenden Volkshaufens hauchte er seine Seele aus. „O Herr, habe Barmherzigkeit mit mir! warum willst du ein zerbrochenes Rohr zerknicken!“ waren seine einzigen Worte wäh- Isaak Angelus. 1185–1195. rend des langen und schmerzlichen Todeskampfes. Das byzantinische Reich gewann wenig bei dem Thronwechsel. Wenn Andronikos durch seine Grausamkeit und Zügellosigkeit Haß und Verachtung auf sich geladen, so hatte er doch auch wieder durch seine Kraft und Klugheit Furcht eingeflößt und die Provinzen geschützt. Isaak Angelus dagegen war ein charakterloser Schwächling, welcher die Regierung Günstlingen und Eunuchen überließ; und wenn die Geißel, die er über die gestürzte Partei schwang, weniger scharf war, als die seines Vorgängers, so zierte ihn auch keine einzige Tugend, kein einziges Verdienst. Feig und wollüstig verbrachte er seine Tage im Palast, umgeben von Komödianten, Possenreißern und Buhlerinnen, und während die Provinzen unter der Last der Erpressung in Elend und Armut sanken und Aufruhr und Empörung mit den Feinden wetteiferten das Reich der Auflösung entgegenzuführen, verschwendete der Kaiser in Schwelgerei mit den Genossen seiner Lust unerhörte Summen und trieb in Luxus, in Bauwerken und glänzenden Aufzügen einen Aufwand, der alle Einkünfte verschlang und Steuerdruck und Erpressung auf den höchsten Gipfel brachte. Die einzige glückliche Unternehmung während seiner zehnjährigen Regierung, den Sieg des Feldherrn Alexis Branas über das sizilische Heer in der Gegend des alten Amphipolis, schändete der Kaiser durch Grausamkeit. Der gefangene Prinz Alexius wurde seiner Augen beraubt und 4000 Gefangene mußten in schrecklichen Kerkern unmenschliche Drangsale erleiden. Aber wie unbedeutend war dieser Sieg im Vergleich zu dem Gründung des bulgarisch-walachischen Königreichs. Abfall und der Empörung der Bulgaren? Seit den Tagen des Bulgarentöters Basilius II. hatten die Bewohner der Donauländer das byzantinische Joch erduldet; jedoch die kaiserliche Regierung hatte keine Sorge getragen, die wilden Stämme durch Gesetze und Sitten heranzubilden; nur Tribut und Kriegsdienst brachte ihnen die lockere Fremdherrschaft. Als nun auf Isaaks Befehl die Rinder- und Lämmerherden, ihr einziger Unterhalt, weggetrieben wurden, um den Aufwand einer kaiserlichen Vermählung zu bestreiten, griffen die Bulgaren in Verbindung mit den Walachen zum

Schwert, um sich zu befreien. Unter der Führung zweier Häuptlinge, Peter und Asan, die ihre Abstammung von den alten Bulgarenkönigen herleiteten, fielen sie verheerend in die thrakischen und makedonischen Gebirgsländer ein. Zu der Rachsucht gesellte sich noch der Fanatismus, als der Glaube verbreitet ward, ihr verehrter Schutzheiliger Demetrius habe die Sache der Griechen für immer verlassen und seinen Sitz aus Thessalonich in die Mitte seines Volkes verlegt. Ein wechselvoller, blutiger Krieg füllte viele Jahre hindurch alles Land von der Donau bis Hadrianopel und Thessalonich. Alexis Branas, der mit einem Heer gegen die Empörer geschickt ward, wollte die Gelegenheit zu seiner eigenen Erhebung benutzen. Schon bedrohte er die Mauern der Hauptstadt, als er durch den tapfern Kreuzfahrer Konrad von Monferrat, der sich gerade in Konstantinopel befand, besiegt und getötet ward. Nach dem Tode der beiden bulgarischen Häuptlinge trat der dritte Bruder Johann (Joannice) an die Spitze der kriegerischen Hirtenvölker, erhielt von Papst Innocenz III. den Königstitel und einen lateinischen Erzbischof und wurde der Gründer des zweiten bulgarischen Königreiches, das der Ehre des byzantinischen Reiches und der Sicherheit der Hauptstadt schwere Wunden schlug. — Noch war der Bulgarenkrieg im vollen Gang, so brachte der dritte Kreuzzug dem unwürdigen Kaiser neue Gefahren. Aus Haß gegen die Lateiner knüpfte Isaak Verbindungen mit Saladin, dem Feinde des christlichen Namens, an, konnte aber weder die Verwüstung seines Landes durch Friedrich Barbarossa, noch den Verlust der Insel Cypern durch Richard Löwenherz verhindern. Isaak Angelus hatte viel Unheil über sein Reich gebracht; es bedurfte daher nur eines schwachen Anstoßes, nur einiger Aussicht auf eine erfolgreiche Empörung, um die Bewohner der Hauptstadt wider ihn zu waffnen. Als er einst in den thrakischen Wäldern den Freuden der Jagd oblag, gelang es seinem Bruder Alexius die Truppen für sich zu gewinnen. Er wurde zum Kaiser ausgerufen und die Wahl von Klerus und Volk gebilligt. Auf die Kunde von diesen Vorgängen floh Isaak Angelus nach Stagira in Makedonien, aber verlassen und verraten wurde er als Gefangener nach Konstantinopel zurückgeführt, der Augen beraubt und in einen einsamen Turm eingeschlossen, wo er bei Wasser und Brot über die Wechselfälle des Geschickes nachsinnen konnte. Bei der Darstellung des vierten Kreuzzuges werden wir erfahren, wie seiner Erlösung aus den Kerkerbanden auch bald seine Befreiung aus dem Elende des Daseins folgte.

Bietet auch das byzantinische Reich ein trauriges Bild des Verfalls, der Überbildung, der Entartung dar, so erregten doch die glänzenden Formen, die überlieferten Ordnungen, das zeremonielle Hofleben, der vornehme Anstrich des Staats- und Privatlebens die Bewunderung des Abendlandes und machten auf die Zeitgenossen einen großen Eindruck. Man blickte auf das oströmische Reich mit einer gewissen Ehrfurcht. Die byzantinische Kunst war mehrere Jahrhunderte lang das Vorbild für das Abendland. Auch die mittelgriechische Litteratur war nicht ohne Einfluß auf die lateinischen Studien, und daß dieser Einfluß nicht noch bedeutender hervortrat, lag nur an der geringen Kenntnis, welche das Abendland von der griechischen Sprache hatte. Wir haben den Charakter dieser griechischen Litteratur im Mittelalter früher kennen gelernt. Die ganze Thätigkeit war auf Sammeln, Erklären und Exzerpieren der Werke des Altertums gerichtet. Diesen Schöpfungen gegenüber wagte man kaum die eigene Kraft zu versuchen. Als Repräsentant dieser vielgeschäftigen litterarischen Thätigkeit, die am Hofe ihren Sitz hatte, kann Michael Psellus d. Jüngere gelten, der, nachdem er von Konstantin Monomachus an bei mehreren Kaisern eine einflußreiche Stellung behauptet und auf den Gang der Regierung oft bestimmend eingewirkt hatte, die Jahre seiner

Wissenschaft u. Litteratur.

Michael Psellus geb. 1020.

Ungnade unter Nikephorus Botoniates und die letzte Lebenszeit im Kloster verbrachte, wo er im Anfang des zwölften Jahrhunderts starb. Psellus war nicht nur Kenner der Philosophie und Theologie, in welchen Wissenschaften er seine namhaftesten Schriften, vor allen seine dem Michael Dukas gewidmete „Encyklopädie" in 193 Fragen und Antworten über alle Gegenstände des menschlichen Wissens und Forschens, verfaßt hat; er war auch Historiker, Mathematiker, Redner und Arzt, und seine Gedichte, obwohl nur metrische Prosa über Politik und Gesetzgebung, wurden von andern nachgeahmt.

Joh. Italus. Sein Schüler und Nebenbuhler Johannes Italus war wie in den höfischen Ehrenstellen, so auch in philosophischen und rhetorischen Werken sein Nachfolger.

Verfall der Poesie und Sprache. Die Dichtung sank mehr und mehr zu einer metrischen Behandlung der fremdartigsten Gegenstände herab, selbst versifizierte Chroniken, wie wir sie auch im Abendlande kennen gelernt, blieben nicht aus. „Sieht man aber auf den unmittelbaren Erguß der damaligen Muse," sagt Bernhardy, „welche Darstellungen der Moral, persönliche Lebensbilder und den byzantinischen Roman begreift, so verkünden sie in der kläglichsten Weise die unheilbare Zerrüttung einer Nation, welche bei so vielen Kenntnissen und Erinnerungen des Altertums, wie sie noch immer durchschimmern, so geringe Lebensweisheit und Würde, ja kaum einen Begriff von dem Leben und seinen Leidenschaften, so gar keinen Geschmack und Sinn für klare logische Diktion besaß, sondern die Armut an Empfindung und Gedanken durch ein wildes Bilderspiel mühsam verhüllt und zum wirren Gemisch aus altem und plattem Griechisch, aus mißgestalteten Wörtern des Pöbels und der eigenen Erfindung herabgesunken war."

Geschichtschreibung. Am eifrigsten wurde die Geschichtschreibung gepflegt, wozu die großen Weltbegebenheiten, deren Schauplatz das byzantinische Reich war, von selbst aufforderten. Wir haben oben (V, 272) die vier größeren Geschichtschreiber, Zonaras, Niketas, Nikephorus und Chalkondylas erwähnt, von denen wir eine vollständige Geschichte des oströmischen Reiches besitzen. — Zonaras, kaiserlicher Geheimschreiber, der im Jahre 1118 als Mönch auf dem Berge Athos starb, verfaßte Annalen, die bis zu seinem Todesjahr herabgeführt, in den älteren Teilen mancherlei Nachrichten aus verlornen Schriftstellern enthalten, während sie in den späteren als gleichzeitige, ziemlich unparteiische Quelle dienen. „Wenn ihm gleich kritischer Scharfblick abgeht, so hat ihn doch seine gesunde Einsicht geleitet, daß er die Auszüge aus älteren Schriftstellern nicht umarbeitete, sondern nur durch kurze Übergänge miteinander verknüpfte." —

Niketas. Niketas Akominatus aus Chonä oder Kolossä in Phrygien, gewöhnlich Choniates genannt, ein angesehener Staatsbeamter in Konstantinopel zur Zeit der fränkischen Eroberung, schrieb eine Geschichte der byzantinischen Kaiser in 21 Büchern von 1118—1206, ein Werk von großer Bedeutung für die Geschichte seiner Zeit. „Niketas ist ein feingebildeter, geistreicher Schriftsteller; man würde ihn mit Wohlgefallen lesen, wenn er nicht durch einen Hang zur Satire, durch deklamatorischen Ton und künstlich poetische Schreibart mißfiele. Das Unglück des Reiches, welches auch ihn persönlich betraf, erzeugte in seinem Charakter eine gewisse Bitterkeit, und er galt für einen der Schriftsteller, welche den Haß zwischen den Griechen und Lateinern unterhielten und nährten. Doch wird man seine Schilderung des Unheils, welches er selbst erlebte, nicht übertrieben finden, wenn man sie mit der Geschichte Villehardouins vergleicht, der viele derselben Ereignisse, jedoch als kalter Zuschauer, berichtet." Niketas, dessen Leben oder Klagerede über seinen Tod sein Bruder Michael verfaßt hat, starb in Nicäa im Jahre 1216. —

Nikephorus. Nikephorus Gregoras von Heraklea, unter Kaiser Andronikos als Gesandter verwendet, von dem Patriarchen Kallistus im Jahre 1351 wegen abweichender Lehrmeinungen seines Kirchenamtes entsetzt und in ein Kloster eingeschlossen, wo er starb, schrieb eine „Römische Geschichte" in 38 Büchern, vom

Jahre 1204 bis 1359, wovon aber nur die 24 ersten bis zum Jahre 1331 gedruckt sind. „Gregoras ist eitel, eingenommen und parteiisch; sein Stil ist affektiert, mit Figuren und besonders Hyperbeln überhäuft, und voll von Wiederholungen." — Laonikus (Nikolaus) Chalkondylas von Athen war der Verfasser einer „Geschichte der Türken und des Unterganges der griechischen Herrschaft" von 1297 bis 1462 in 10 Büchern in einer gehaltreichen Erzählung, in der sich aber bisweilen eine große Leichtgläubigkeit erkennen läßt. Chalkondylas.

Neben diesen ausführlicheren Werken fanden die großen geschichtlichen Begebenheiten, die sich unter den Komnenen zutrugen, einige Darsteller, in denen sich noch Spuren historischer Kunst und antiker Bildung erkennen lassen. Dies gilt weniger von den Büchern, in welchen Leo Diakonus die Geschichte der Kaiser Romanus II., Nikephorus und Tzimisces und der erwähnte Mich. Psellus die der Nachfolger bis auf Konstantin Dukas nach dem Muster des Prokopius dargestellt haben, als von den Schriften einiger in die Mitte des handelnden Lebens gestellten Persönlichkeiten, wie von den „historischen Materialien" des Nikephorus Bryennius über Isaak und Alexius und der Ergänzung derselben durch das biographische Geschichtsbuch, worin seine Gemahlin Anna Komnena in ihrem Alter während ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit die Regierung und Kriegsthaten ihres Vaters dargestellt hat, ein Denkmal ihrer hohen Talente und Bildung wie ihrer Ehrsucht, Eitelkeit und Schwäche. Denn statt, wie sie behauptet, die Wahrheit in einfacher Rede und Erzählung zu berichten, verrät „eine mühsame Erkünstelung von Beredsamkeit und Wissen" auf jeder Seite die Selbstgefälligkeit der Schriftstellerin. „Der echte Charakter des Alexius geht in einer nebeligen Zusammenstellung von Tugenden verloren, und die ununterbrochene Lobrednerei und Rechtfertigung erzeugt Argwohn und erregt Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Verfasserin und dem Verdienste des Helden." Auch die Fortsetzung dieses Geschichtsbuches durch den kaiserlichen Notarius Johannes Cinnamus bis zum Jahre 1176 und die „Chronographie" des oströmischen Reiches während der Herrschaft der Franken von dem kaiserlichen Verwandten Georgius Akropolita († 1282) geben Zeugnis von dem letzten Aufschwung der Kultur und Litteratur unter den kunstliebenden Komnenen und dem verwandten Zweige der Dukas, aber auch von der geistigen Befangenheit, von der rhetorischen Künstlichkeit, von dem eiteln Prunken mit toter Gelehrsamkeit und von dem gänzlichen Mangel an Wahrheitssinn und Unparteilichkeit in diesen letzten Sprößlingen einer einst hochgebildeten Nation. Leo Diakonus. Nikephorus Bryennius. Anna Komnena. Johannes Cinnamus. Georgius Akropolita.

2. Die mohammedanischen Reiche.

a. Das Kalifat von Bagdad und die Reiche im Osten.

Wir haben im vorigen Bande erzählt, wie der Islam, getragen von der religiösen Begeisterung eines kräftigen, streitbaren Wüstenvolkes mit reißender Schnelligkeit sich über die meisten Länder der alten Welt verbreitete, wie der Kalifensitz von Medina nach Damaskus, von Damaskus nach Bagdad verlegt ward, wie durch den Streit der Aliden, Omejjaden und Abbassiden eine religiöse Spaltung in zwei größere Glaubensgenossenschaften und in viele Sekten mit mehr oder minder schwärmerischen Dogmen und Gebräuchen herbeigeführt wurde, welche wieder Veranlassung zu zahlreichen politischen Staatenbildungen gab, wie endlich aus dem Schoße der Ismaeliten die Dynastie der Fatimiden hervor- Entwickelungsgang der moslemischen Welt.

ging, welche der Herrschaft der Abbassiden in Afrika ein Ende machte und durch offenen Kampf wie durch geheime Gesellschaften und Missionen auch in Asien deren Macht zu untergraben bemüht war. — Im zehnten und elften Jahrhundert diente man in Spanien und Nordafrika, auf vielen Inseln und Küstenstädten des Mittelmeers und in den unermeßlichen Ländern, die sich von den Grenzen Ägyptens und des byzantinischen Reichs bis nach Indien, Sibirien und die Mongolei erstrecken, mit Inbrunst und Ergebenheit dem alleinigen Gott, der sich durch Mohammed geoffenbaret; aber außer der Ehrfurcht vor der heiligen Persönlichkeit des Propheten und den durch ihn selbst aufgestellten Grundlehren, Geboten und Einrichtungen war nur der feindliche Gegensatz gegen das Christentum das einigende Band, das alle umschlang; im übrigen herrschte eine große Verschiedenheit und Sektenspaltung. Auch in dem gegenwärtigen Zeitraum sehen wir die mohammedanische Welt in zwei Hauptrichtungen auseinander gehen, in die der Sunniten, welche in dem Kalifat von Bagdad ihren Vereinigungspunkt haben und zu dem die spanischen Omejjaden, wenn auch räumlich und politisch getrennt und unabhängig, doch in einem verwandtschaftlichen Verhältnis stehen, und in die der Schiiten, welche mit Ausnahme einiger fanatischer Sekten mit priesterlich-prophetischen Stammfürsten, wie der ismaelitischen Assassinen in Persien und auf den Berghöhen Syriens, den Kalifen von Ägypten als geistliches Oberhaupt und die Fatimiden als die gläubigen Heerscharen desselben betrachteten. Wenn auch die schwarze Fahne der Abbassiden eine größere Menge von Gläubigen um sich sammelte, so war doch die Macht des Kalifen von Bagdad nicht größer als die des Inhabers der weißen Fahne in Großkairo; vielmehr verlor der „Beherrscher der Gläubigen" im Osten noch früher alle weltliche Macht als sein schiitischer Rivale. Wir wissen bereits, wie die Anführer der Leibwache, die Emire Alumara (Al Omra) alle Gewalt in Bagdad an sich rissen und dem Kalifen nur das Recht der Münzprägung, die Ernennung oder Bestätigung bei gewissen Ämtern und die Ehre des Kirchengebets (Chutba) ließen, ja daß die Bujiden, die noch überdies im Herzen den schiitischen Religionsvorstellungen huldigten, selbst diese Rechte noch beschränkten und das geistliche Oberhaupt in einer knechtischen Unterordnung hielten und einige Dynastien im Osten, wie die Soffariden und Samaniden, sich eigenmächtig das Recht der Münzprägung beilegten. Aber sowenig Macht und Einfluß die Kalifen von Bagdad in ihrer eignen Hauptstadt besaßen, wo sie die Gefangenen und Sklaven ihrer Emire Alumara waren, welche als höchste Beamte das Zepter führten, so geehrt war ihr heiliges Amt bei den entfernten Stämmen und Herrscherfamilien, die von der Südküste des Kaspischen Meeres bis an den Fuß des Himalaya Reiche gründeten, dort im Namen des geistlichen Oberhauptes Recht sprachen und das Regiment führten und ihre Verehrung durch Geschenke aus den edelsten Produkten des Landes kundgaben. Es waltete hier ein ähnliches Verhältnis ob, wie in der christlichen Welt, wo

der Papst nicht die Macht hatte, die Dynasten Italiens und der Campagna niederzuhalten, während Könige und Kaiser seinen Geboten gehorchten und sich in Ehrfurcht vor ihm niederwarfen. Das organisatorische Talent, große Gebiete und verschiedenartige Völkerstämme durch allgemeine Gesetze zu einem Ganzen zu vereinigen und durch Erweckung gemeinsamer Interessen das Nationalgefühl zu beleben, fehlte der ganzen Zeit und fehlte vor allem dem Morgenlande. So kam es, daß sich eine Menge Herrschaften und Staaten bildeten, die durch das Schwert gewonnen nur solange Bestand hatten, als in der Dynastie die Kraft vorhanden war, die widerstrebenden Elemente niederzuhalten und die willfährigen dienstbar zu machen und zu benutzen. Solche Staatengründungen durch einzelne glückliche Eroberer hat die mohammedanische Welt schon in den früheren Perioden zustandegebracht; in dem gegenwärtigen Zeitraum treten ähnliche Erscheinungen zu Tage. Während die Bujiden durch innere Kriege ihre Kraft zersplitterten und durch Schwächung der Kalifenmacht den Rechtgläubigen Ärgernis gaben, erhob sich auf den Trümmern der Samanidenherrschaft das mächtige Reich der Gasnaviden, das den Islam über den Indus trug und die Pagoden plünderte und zerstörte. Aber auch der glänzende Prachtbau des Gasnaviden Mahmud ging bald seinem Verfall entgegen, und nun sah man die rohen Hirtenstämme der Turkmenen unter der Fahne eines sieggekrönten Häuptlings, Seldschuk (Seldjuk), und seiner Nachkommen ein Reich gründen, das sich allmählich vom Indus bis zum Mittelländischen Meer und Hellespont, vom Pontus und dem Kaspischen See bis nach Syrien und an die Grenzen Ägyptens ausbreitete, sofern man eine Vereinigung von Ländern, die nur durch ein höchst schwaches und unsicheres Band zusammengehalten wurden, ein Reich nennen mag. Denn wenn auch einzelne gewaltige Herrschernaturen, wie Alp Arslan und Melikschah, Kraft genug besaßen, die Statthalter, Emire und Stammhäupter der einzelnen Provinzen in einer gewissen Unterordnung zu halten und zur Entrichtung eines Tributs zu zwingen, so wurde doch dieses Klientelverhältnis nur solange anerkannt, als ein starker Arm ihm Nachdruck verlieh. Als nach Melikschahs Tod das Herrschergeschlecht der Seldschukken durch Bürgerkriege und Familienfehden geschwächt ward, löste sich das große Reich in eine Menge unabhängiger Herrschaften auf, deren Kriege untereinander und wider die Kreuzfahrer den Inhalt der Geschichte des Morgenlandes ausmachen. Die meisten dieser Klientelfürsten gehörten dem seldschukkischen Herrscherhause an, da Melikschah die Kriegszüge seiner Verwandten in feindliche oder uneroberte Länder begünstigte und beförderte, um die Macht und den Ruhm des Geschlechts zu vermehren. Ihrem Beispiele folgten jedoch bald andere Häuptlinge türkischer Stämme, und auch Araber und Perser gründeten Dynastien von größerem oder kleinerem Umfang, von kürzerer oder längerer Dauer. Zwischen und neben ihnen bestanden noch christliche Herrschaften unter armenischen Fürsten, bald unabhängig, bald unter byzantinischem oder türkischem

Schutze, und an der pontischen Küste hemmte die feste, von Schluchten und Burgen geschützte Griechenstadt Trapezunt den Lauf der Sieger. Diese Zerbröckelung der mohammedanischen Welt wurde durch die Art der Kriegführung wesentlich erleichtert. Wir werden in den folgenden Blättern einer Menge kühner Scharenführer begegnen, welche gleich den italienischen Condottieri des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts an der Spitze streitbarer Horden verschiedener Abstammung und Sprache, aber alle dem mohammedanischen Glauben angehörend, in die Dienste irgend eines ehrgeizigen, herrschsüchtigen oder fehdelustigen Emirs oder Statthalters traten und dessen Unternehmungen so lange unterstützten, bis sich ihnen eine günstige Gelegenheit zur eigenen Erhebung darbot. Die Geschichte Asiens vor der Ankunft der Kreuzfahrer ist ein trauriges Gemälde ununterbrochener Kriege und wilder Empörungen, in das nur die Dichtkunst und die wissenschaftliche Thätigkeit, die an einzelnen Höfen gepflegt ward, einige Blumen flocht. Nicht bloß die arabischen und persischen Dynastien ahmten das von den Kalifen gegebene Beispiel der Beförderung der Künste und litterarischen Studien nach, selbst die Häuptlinge der Turkmenenhorden, die mit ihren abgehärteten Hirtenvölkern aus den Steppen Mittelasiens zur Gründung neuer Reiche auszogen, wurden großmütige Gönner der Dichter und Gelehrten, errichteten Lehranstalten und Sternwarten und suchten die rauhen Sitten ihrer Kriegsvölker durch die Güter und Gaben des Geistes, durch die Früchte des Nachdenkens, durch die Schöpfungen der Phantasie zu bilden und zu veredeln. In Bochara, Samarkand und Nischabur entstanden Schulen und Akademien, die mit den ältern Anstalten in Damaskus und Bagdad, in Kairo und Cordova an Ruhm der Gelehrsamkeit, an Eifer für geistliche und weltliche Wissenschaft wetteiferten, und die Sultane des Ostens und ihre Wesire waren nicht minder wie die Kalifen bemüht, die größten Dichter und Gelehrten in ihre Nähe zu ziehen und dadurch ihren Höfen einen höheren Glanz zu verleihen. Unter den Gasnaviden lebten Dichter wie Firdusi, Gelehrte wie Avicenna (Ibn Sina), deren Licht bis in die abendländische Welt drang. In Bagdad und Bassora wurden noch immer die mathematischen, medizinischen und philologischen Studien gepflegt, die Werke der Griechen übersetzt und erläutert und durch Algazel die aristotelische Philosophie zuerst gelehrt und dann mit den daraus gewonnenen Waffen bekämpft, indes die Freidenker (Mutazeliten) und die mystisch-philosophische Schule der Ssufi, gleich den christlichen Rationalisten und Mystikern, die Religion selbst zum Gegenstand ihres Denkens machten. Zugleich gelangte dort um die Zeit des ersten Kreuzzugs die arabische Makamendichtung, jene eigentümliche, aus gereimter Prosa und Versen gemischte Poesie der scherzhaften, witzigen Unterhaltung durch Hariri zu ihrer höchsten Ausbildung. Auch die Schiiten in Ägypten und Afrika beteiligten sich an dem geistigen Leben. An der Schule in Marokko lehrte der größte arabische Philosoph und erste Übersetzer des Aristoteles, Ibn Roschd (Averrhoes), in Fes wurden poetische Wett-

kämpfe gehalten und in Ägypten befand sich die größte arabische Büchersammlung. Von der hohen Bildung der spanischen Moslems wird später die Rede sein. Zwar ging die Kulturblüte der Mohammedaner bald vorüber, da der orientalischen Natur die ausdauernde Kraft der Selbsterhaltung und Fortentwickelung gebrach; dennoch bleiben die Resultate ihrer geistigen Thätigkeit und die wissenschaftlichen Bestrebungen ein „glänzendes Zeugnis für das Schaffen eines begabten jugendlichen Volkes, das in der kurzen Zeit von 150 Jahren aus der Wüste in die Reihe der Kulturvölker getreten ist“.

Auf diese Entwickelung in Asien übte das geistliche Oberhaupt keinerlei Einfluß. Das „Schatten-Kalifat“ von Bagdad war nur eine ehrwürdige Ruine, ein geheiligter Name. Die Entscheidung lag in den Händen gewaltiger Befehlshaber, die sich der geistlichen Hoheit entzogen hatten und die moralische Macht, die in den Augen der Gläubigen noch an die heilige Würde geknüpft war, als Schild und Wehr für ihre eigene Herrschsucht benutzten. Bei dem schiitischen Kalifate in Ägypten, das unter Muiz und Aziz noch die alte Stellung behauptete, war länger als in Bagdad mit dem geistlichen Ansehen auch noch weltliche Macht verbunden, die in dem großen Reichtum des Landes eine kräftige Unterlage hatte, und Hakem, das dritte Oberhaupt der ägyptischen Fatimiden, entzündete noch einmal die politisch-kriegerische Energie an der Fackel des religiösen Fanatismus; aber die krankhafte Überreizung schlug bald in Erschlaffung um, so daß die späteren Kalifen in Kairo nicht minder die Geschöpfe und Werkzeuge der Befehlshaber ihrer Söldnertruppen wurden wie die Abbassiden in Bagdad, und daß auch sie den Abfall der afrikanischen Stämme und die Bildung unabhängiger Staaten und Dynastien, wie der Badisiden in Kairawan, der Zereiden in Fes u. a. nicht zu hindern vermochten. Um die Zeit, da das geistliche Oberhaupt der Christenheit durch sein Wort große Kriegsscharen zu einem Kampf um ideale Güter in unbekannte Länder zu treiben vermochte, war in der mohammedanischen Welt, deren erster mächtiger Impuls aus der Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht floß, die Entscheidung der großen menschlichen Anliegen lediglich in die Hände streitbarer Kriegsfürsten gelegt, die keinen andern Rechtsgrund für ihre Herrschaft geltend machen konnten als die Stärke ihres Arms und ihr Schwert. Im syrischen Lande begegneten sich die geistlichen und weltlichen Gewalten beider Religionsgenossenschaften zum mächtigen Weltkampfe, und hier entfaltete auch die erwähnte Sekte der Assassinen, welche der ismaelitische Missionar Hasan kurz vor dem ersten Kreuzzuge in Persien gegründet hatte, ihre furchtbare Thätigkeit. Ausgehend von der Burg Alamut im Bezirke Rudbar, nördlich von Kaswin, wo Hasan seinen Stammsitz hatte, verbreiteten die Assassinen durch schwärmerische Jünglinge, Fedai genannt, ihre fanatischen Lehren nach allen Seiten, mit religiösem Wahnsinn ihre Märtyrerdolche gegen Seldschukken und Abbassiden wie gegen Christen schwingend.

1. Die Zeit der Bujidenherrschaft.

Die Bujiden. 946—1063. Über hundert Jahre regierte das Haus der aus Deilem stammenden Bujiden in verschiedenen Linien über die Reiche des Ostens, über Tabaristan und Djordjan, über Irak und Ispahan, über Fars und Chusistan und endlich über das Flußgebiet des Euphrat und Tigris und die Kalifenstädte Bagdad, Bassora u. a. Muiz mit dem Beinamen Abdaulah (Verherrlicher des Reichs), den alle Häupter des Geschlechts als Ehrentitel führten, bediente sich nach seinem Einzug in Bagdad des Kalifen
Almuti. 946—974. Almuti, den er wie einen Gefangenen behandelte und auf allen seinen Feldzügen mit sich führte, um unter der schwarzen Fahne der Abbassiden die übrigen Stammfürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen. Er überwand die Hamdaniden in Mosul (V, 164), die unter dem Brüderpaar Naßir und Seif „Abdaulah" so manche Schlacht wider die Byzantiner gefochten, aber durch häusliche Zwietracht geschwächt waren, und befestigte seine Herrschaft über die nördlichen Ufer des Euphrat und Tigris, indes seine älteren Brüder die persischen Landschaften verwalteten. Allein das bujidische Herrscherhaus litt an schweren Gebrechen. Während die Emire äußerlich als Beschützer und Träger der sunnitischen Glaubensrichtung auftraten, waren sie im Inneren der schiitischen Lehre zugethan und gaben diese Überzeugung durch manche Handlungen kund. Dadurch reizten sie die Rechtgläubigen im Volke und im Heer, gaben den türkischen Truppen und ihren Führern, welche ihre Verdrängung und Zurücksetzung durch die Deilemiten schwer ertrugen, Gelegenheit zu Umtrieben und Empörungen und schwächten ihre Macht durch Spaltungen, so daß die Byzantiner, bei denen gerade durch Nikephorus und Tzimisces der Kriegsmut neu erweckt worden war, in Syrien und Mesopotamien viele verlorne Landschaften und Städte ihrem Reiche zurückgewannen. Zugleich ging auch die Eintracht der Brüder und Verwandten, welchen das Haus seine Größe hauptsächlich zu danken hatte, im zweiten Geschlechte unter.
Attaji. 974—992. Zwei Jahre nachdem der Kalife Muti aus der Welt geschieden und Attaji die machtlose Würde eines geistlichen Oberhauptes erhalten hatte, wurde Muiz' Sohn Bacht-
976. jar Abdaulah von seinem Vetter Adhud Abdaulah verdrängt und nach einem unglücklichen Versuch, unter dem Beistande der Hamdaniden sich des Herrschersitzes in
978. Bagdad wieder zu bemeistern, besiegt und enthauptet. Nun herrschte Adhud Abdaulah als Emir Alumara über den Kalifen, mit dem er sogar die Ehre des Kanzelgebetes teilte, und über Bagdad, sich im Gefühle seiner Größe als „König der Könige" (Schahin Schah) bezeichnend. Durch erfolgreiche Kriege gegen die verwandten Fürsten im Osten gewann er ein Reich, das vom Kaspischen See bis zum Persischen Meerbusen und von Ispahan bis an die Ostgrenze von Syrien reichte. Und nicht nur als Eroberer war Adhud Abdaulah groß, er beförderte auch die Wissenschaften, die während dieser Zeit des Verfalles in Bagdad wie in Konstantinopel mit Eifer gepflegt wurden, und sorgte, daß jedermann im Volke sein gutes Recht erhielt. Von epileptischen Anfällen entkräftet starb er am 26. März 983, von seinen Unterthanen tief betrauert. Seinem Tode folgten neue bürgerliche Unruhen, herbeigeführt durch den Ehrgeiz der Söhne und anderer Familienglieder, bis endlich Scheref Abdaulah über die Brüder den Sieg davontrug und von dem Kalifen in der Würde eines Emir Alumara mit dem väterlichen Titel anerkannt ward. Seine Herrschaft war jedoch von kurzer Dauer. Nach einem unglücklichen Feldzug gegen die Kurden starb er bereits im Jahre 989. Sein Tod brachte neue Verwirrung über das Reich, neue Fehden in das Geschlecht der Bujiden. Während Beha Abdaulah sich in Bagdad behauptete, an die Stelle des Kalifen Attaji, nach dessen Gütern ihn gelüstete, einen andern erhob, welcher sich den
992. Beinamen „Alkadir" (der Mächtige) beilegte, nahmen andere Glieder des Hauses

Besitz von Fars, Chusistan, Irak und die Hamdaniden suchten sich wieder in Mosul festzusetzen, fanden jedoch nach vielen wechselvollen Geschicken größtenteils ihren Untergang oder verloren sich in der Dunkelheit. Auf diese Weise untergruben die Bujiden ihre Macht mit eigener Hand und förderten dadurch die Entstehung neuer unabhängiger Staaten. Da sie selbst dem Kalifate den letzten Rest von Gewalt geraubt hatten und mit ihrem Herzen sogar außerhalb des orthodoxen Glaubenskreises standen, als dessen Oberhaupt der abbassidische Statthalter in Bagdad verehrt ward, hatte ihre Machtstellung kein anderes Fundament als ihr Schwert und ihre überlegene Kraft. Es konnte daher auch nicht an Versuchen fehlen, sich ihrer Gewaltherrschaft zu entziehen und unabhängige Reiche zu gründen. Der Zug der individuellen Sonderung und staatlichen Zerbröckelung, der die gesamte mittelalterliche Menschheit durchzieht, wurzelte besonders tief in der mohammedanischen Welt und wurde noch wesentlich dadurch gefördert, daß dort nicht wie in der christlichen Menschheit das Kaisertum und die einheitliche Kirche über den zeitlichen Gewalten standen und das Schwert durch das Wort, die physische Kraft durch die ethische bändigten, daß vielmehr jede Obrigkeit als eine berechtigte und von Gott verordnete angesehen ward, so lange ihr die Gewalt beiwohnte. Während also die Bujiden sich durch Familienfehden selbst schwächten, erhoben sich, begünstigt durch die Eifersucht der Türken und Perser in den Heeren, nahe und fern unabhängige Fürstentümer, gelangte das Gasnavidenreich auf den Gipfel seiner Blüte und Größe, wurde der Grundstein zum Reiche der Seldschukken gelegt, behaupteten die kriegerischen Stämme in Syrien und Mesopotamien ihre Selbständigkeit und wilde Freiheit. Wohl wurden die Benu Ukeil in Mosul, wo Abu Dsuwad die Emirwürde erlangte und auf seine Söhne Ali und Mukallad übertrug, gezwungen, die Oberherrlichkeit des Bujidenfürsten in Bagdad anzuerkennen, als aber Mukallad von den türkischen Mameluken in Anbar ermordet ward, suchte sein Sohn Kirwasch das Band wieder mit dem Schwerte zu zerhauen. Auch an anderen Orten saßen unabhängige Stämme allezeit kampfbereit und begierig nach Raub. So die Benu Merwan, die im Besitze von Dijarbekr waren, die Benu Maziad, die westlich von Bagdad von Hillah bis Hit ihre Sitze hatten, die Benu Dubeis, denen die Städte Korkub und Tib mit dem größten Teile des Landes zwischen Wasit und Schuser gehörte, die Benu Kilab oder Mirdas, welche Haleb erobert hatten, und die Benu Numeir, welche Edessa beherrschten. Alle diese um streitbare Emire gescharten Stämme lagen untereinander oder gegen die Bujiden und ihre Statthalter in ewigen Fehden. Nach Beha, welcher am 12. Dez. 1012 starb, erhielt sein Sohn Abu Schadja die väterliche Würde eines Sultan Addaulah und eines obersten Emir von Irak und Fars. Aber seine ganze Regierung war mit Kämpfen gegen seine Brüder erfüllt, welche die Statthalterwürde, die ihnen der Sultan in den persischen Distrikten übertragen, in unabhängige Herrschaften zu verwandeln strebten. Durch Waffenglück behauptete der Sultan Addaulah seine oberherrliche Würde; aber kaum war er aus dem Leben geschieden, so erhoben die Verwandten das Schwert gegen seinen Sohn Abu Kalindjar, die einen, um sich selbständige Herrschaften zu erkämpfen, die andern, um die Würde eines Emir Alumara in ihre Gewalt zu bekommen. Schon damals wären die östlichen Provinzen des Bujidenreichs eine Beute des Gasnaviden Mahmud geworden, der als eifriger Anhänger des sunnitischen Glaubensbekenntnisses dem Kalifen wert und teuer war, so daß er dessen Siege von der Kanzel verkündigen ließ. Nur die Großmut des Sultans, welche die Mutter des minderjährigen Medjid Addaulah von Irak und Nordpersien anrief, und die indischen Feldzüge desselben sicherten die Bujidenherrschaft noch auf einige Jahrzehnte. — Die Kämpfe und Familienfehden dauerten auch nach dem Tode des Kalifen Alkadir (29. Nov. 1031) unter

Marginalia: Alkadir. 992–1031. — 1002.

Alkaim. 1031–1075. seinem Sohne und Nachfolger Alkaim noch fort. Erst als Djelal Addaulah, der heftigste Gegner Abu Kalindjars um die Würde eines Emir Alumara, gestorben war (1044), gelangte der letztere zum dauernden Besitz der wichtigen Stellung, die er noch vier Jahre behauptete. Allein während dieser Kämpfe der Bujidenhäupter, die sich beide den Titel eines „Königs der Könige" erteilen ließen und nur in dem Bestreben einig waren, den Statthalter des Propheten immer mehr zu erniedrigen und in seinen Einkünften zu beschränken, geriet das Kalifenreich in Bagdad in den größten Verfall. In der Hauptstadt der abbassidischen Rechtgläubigkeit führten die Schiiten, die sich der Begünstigung der bujidischen Emire zu erfreuen hatten, mit den Sunniten blutige Straßenkämpfe, so daß endlich die Bevölkerung sich in zwei Heerlager schied. Allenthalben lauerten Räuberhorden, begierig über die Pilger und Kaufleute herzufallen und die Verarmung und die Notstände, die unter dem Elende der Kriege und Parteiungen in alle Schichten des Volkes eindrangen und unter denen selbst das geistliche und das weltliche Staatsoberhaupt zu leiden hatten, mehrten die Zahl der Bettler und Räuber. Die gelehrten Studien wurden wohl noch betrieben, aber die bedeutendsten Schriftsteller und Dichter nahmen ihren Aufenthalt nicht mehr in Bagdad, sondern in andern Herrschersitzen, wo mehr Geld und Ehre zu verdienen war, wo reichere Fürsten mit großmütiger Hand die Arbeiten des Geistes, die Werke der Kunst und Gelehrsamkeit lohnten und blühende Lehranstalten der geistigen Gymnastik einen geeigneten Übungsplatz boten. Der Sektenstreit drang auch in die theologische Litteratur ein. Wir haben früher (V, 79 ff.) die verschiedenen Richtungen kennen gelernt, in welche die Bekenner des Islam auseinander gingen; nun kämpfte man nicht bloß mehr über die Heiligkeit der ersten Verkündiger des Glaubens und über den Ursprung und die Beschaffenheit des Koran, jetzt trat bereits neben dem Fanatismus der Orthodoxen und der Mystik der Schwärmer der Rationalismus der Mutazeliten und der Skeptizismus der Philosophen als religiöse Glaubens- und Denkform in die Erscheinung und forderte Berechtigung und Geltung. Während Abu Kalindjars Söhne, Abu Manßur Fulad Sutun in Schiras und Abu Naßr Chosru mit dem Titel Almelik Arrahim („der gnädige König") in Irak ihre Waffen wieder gegeneinander kehrten, drangen die Seldschukken, mit denen der erstere ein Bündnis geschlossen, immer weiter nach Westen vor, eroberten Hamadan und Ispahan und machten endlich der Herrschaft Almelik Arrahims in Bagdad ein Ende. Bald nachher wurde auch der Bruder Abu Manßur zur Flucht genötigt. An die Stelle der Bujiden traten nunmehr die mächtigen Seldschukken als die weltlichen Gebieter von Bagdad, die streitbaren Scharen türkischer Abkunft, welche von ihrem Oberhaupt Seldschuk den Namen führten, welcher sie einst unter seine Fahne gesammelt und zum Islam bekehrt, aus Söldnern zu Machthabern der östlichen Reiche erhoben hatte. Als Seldschuks Enkel Toghrilbey von dem Kalifen Alkaim die Würde eines Emir Alumara und den Ehrentitel „König des Ostens und des Westens" erhielt, lag das Schicksal von Asien
1063. in ihrer Hand und die Bujiden verschwanden unter der Menge. Der Ursprung dieser glücklichen Abenteurer ist mit den Schicksalen der östlichen Reiche und Dynastien verflochten, auf die wir jetzt den Blick wenden müssen.

Innere Zustände in Bagdad.

2. Das Gasnavidenreich.

Blüte des Samanidenreichs in Bochara. Unter den ersten Nachfolgern Ismails und Ahmeds, besonders unter des letzteren Sohn Naßr, „dem glücklichen Fürsten", hatte das Reich der Samaniden (V, 156 f.) in den fruchtbaren Ländern am Oxus und in dem nordöstlichen Iran, wo schon in Urzeiten ein kräftiges Kulturleben geblüht (I, 356 ff.), einen hohen Grad von Macht

und Bildung erlangt. Die Hauptstädte des großen Samanidenreiches, das in verschiedene Statthalterschaften geteilt von der Süd- und Ostküste des Kaspischen Meeres bis an das Ufer des mittleren Indus sich erstreckte, besonders Bochara, Samarkand, Balch, Herat, waren die Sitze des Welthandels, wo die Kaufleute und Karavanenzüge aus allen Ländern Asiens zusammenströmten und die Erzeugnisse aller Länder und Klimate austauschten. Von Bochara aus führten große Handelsstraßen nach Indien und China, nach Bagdad und nach Maßenderan am Kaspischen Meer, und was Natur und Kunst Wertvolles hervorbrachte, die Seidengewebe Chinas, die Gewürze und Luxuswaren aus Indien, Moschus und Pelzwerk aus dem Norden, schöne oder kunstfertige Sklaven aus Persien, war in den Bazars ausgestellt. Ackerbau und Industrie standen in höchster Blüte, und noch jetzt geben die Reste von Wasserleitungen, Kanälen und Straßen Zeugnis von dem regen Leben, das in jenen volkreichen Städten und Landschaften einst zur Entfaltung kam. Zugleich fanden die Künste und Wissenschaften Pflege und Aufmunterung an den Herrschersitzen der Samaniden: in Bochara und Samarkand wurden Sternwarten und gelehrte Anstalten errichtet, welche mit Alexandrien und Damaskus in Verbindung standen; der Dichter Ustad Abul Hassan, genannt Rudeki, d. i. der Saitenspieler, war der Freund und Gesellschafter Naßrs, dessen Großmut, Frömmigkeit und Tapferkeit er pries. Die arabische, persische und indische Litteratur hatte in den Samanidenstädten ihren Vereinigungspunkt; die Fabeln des Bidpai (I, 342, IV, 830 f.) wurden von Rudeki und andern Dichtern in Versen und ungebundener Rede übersetzt und die Arbeiter von dem großmütigen Emir reichlich belohnt.

Aber nach Naßrs Tod (943) welkte die Blüte des Samanidenreichs. Feindliche Angriffe von außen, wie die der Ziaden und Bujiden von Deilem, der Türken und anderer Stämme, und innere Streitigkeiten und Empörungen zerrütteten die Länder. Naßrs Nachfolger Nuh († 22. Aug. 954) wurde durch einen Aufstand zur Flucht aus Bochara gezwungen und konnte das Schwert nicht aus der Hand legen. Noch größer wurde die Verwirrung, als nach dem frühen Tode von Nuhs Erstgebornem Abdal Melik (961) dessen unmündiger Bruder Mansur den Herrscherstuhl von Bochara bestieg. Während die Bujiden das Samanidenreich von Süd, West und Nord bedrängten und große Landstrecken davon losrissen, zog der Türke Alptekin, der vom Freigelassenen sich zum Statthalter von Chorasan aufgeschwungen, aus Verdruß, daß Manßur gegen seinen Rat zum Padischah in Bochara ausgerufen wurde, mit den ihm ergebenen Truppen über den Hindukusch, bemächtigte sich der Stadt 962 ff.
Gasna oder Ghizni im jetzigen Kabul und wurde, indem er durch Tapferkeit und Kriegskunst die Angriffe der Samaniden zurückschlug und sein Gebiet nach allen Seiten erweiterte, der Gründer des Herrscherhauses der Gasnaviden, das bald alle anderen Dynastien überstrahlte. Nach dem Tode Alptekins und seines jungen Sohnes Abu 976.
Ischak wurde sein Eidam Sebuktekin, der Sohn eines türkischen Sklaven, zum Fürsten von Gasna erhoben. Er unternahm alsbald Eroberungszüge gegen Sejestan und das Gebirgsland der Balutschen, besiegte die indischen Fürsten, die aus Furcht über die kriegerischen Fortschritte des Mohammedaners sich zu einem Kriegsbund unter sich und mit den stammverwandten Chilidja und Afghanen vereinigt, in mehreren Treffen und machte den Indus zur Ostgrenze. Mit den Schätzen der ausgeplünderten Tempel bereicherte er sein beutegieriges Söldnerheer. Bald nachher geriet das Samanidenreich unter Manßurs jugendlichem Sohne Nuh II., welcher im Jahre 976 unter der Vormundschaft seiner Mutter die Regierung überkam, in immer größere Verwirrung, so daß endlich Nuh, unfähig zugleich den Angriffen von außen und den Aufständen im Innern zu begegnen, den Gasnavidenherrscher zu Hilfe rief. Sebuktekin

Verfall des Samanidenreichs.

Gründung des Reiches von Gasna.

ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seine Macht auch gen Norden auszudehnen und den Samanidenherrscher zu einem Klientelfürsten zu machen. Nachdem er die Aufrührer im Felde besiegt, hielt er den einen, Abu Ali, den er durch List in seine Gewalt gebracht, bis an sein Ende im Kerker, mit dem anderen, Faik, und seinem Bundesgenossen Ilek Chan, schloß er einen Friedensvertrag, infolge dessen die Provinzen des Samanidenreiches unter die streitenden Heerfürsten geteilt wurden und Nuh auf Bochara und die Umgebung beschränkt blieb. Dort verlebte er den Rest seiner Tage
997. in feiger Ruhe bis zum Juli 997. Um dieselbe Zeit starb auch Sebuktekin, der den Ehrennamen Naßir Eddin „Beschützer des Glaubens" erhalten, im Vorgefühl der kommenden Größe seines Geschlechts.

Größe des Gasnavidenreichs unter Sultan Mahmud. 998—1030.

a) Er gewinnt die Länder am Oxus.

Sebuktekins Erstgeborner, Mahmud (Mohammed), der Chorasan als Statthalter verwaltet und in gute Ordnung gebracht hatte, so daß ihm der Samanide den Titel Jemin Addaulah, „Rechte des Reichs", verliehen, war der rechtmäßige Erbe. Aber die Truppen in Gasna erklärten sich für den jüngeren Sohn Ismail, in der Hoffnung, der junge unerfahrene Fürst werde ihre Habgier bereitwilliger befriedigen. Mahmuds Entschlossenheit und Kraft machte jedoch den Umtrieben schnell ein Ende.
998. Nach einer siegreichen Schlacht nahm er Besitz von Gasna und erhob als Sultan das Reich der Gasnaviden auf den Höhepunkt der Macht und Blüte, den Bruder jedoch mit Schonung behandelnd. Der herrschsüchtige Faik, der durch den Teilungsvertrag mit Sebuktekin die Landschaften um Samarkand erlangt hatte, glaubte in dem Bruderkrieg eine günstige Gelegenheit zur Schwächung der Gasnavidenmacht zu erkennen. Er drang mit bewaffneter Hand in Bochara ein und nötigte den schwachen Nachfolger Nuhs, Manßur II., dem Heerführer Bektuzun, einst seines Vaters Sklaven, die Statthalterschaft von Chorasan zu übertragen. Mahmud versuchte anfangs den Samanidenherrscher von dem Vorhaben abzubringen, als aber die Gegner, aus Besorgnis, der schwache Manßur möchte schwankend werden, denselben unter dem Vorwande einer Besprechung gefangen nahmen und blendeten und dann seinen Bruder
999. Abdul Melik II., einen Knaben, auf den Thron erhoben, zog er mit Heeresmacht gegen die Verräter und brachte ihnen eine Niederlage bei. Faik starb bald darauf, Bektuzun dagegen behauptete sich noch kurze Zeit in Bochara, während Mahmud sich wieder Chorasan unterwarf und seinen Bruder Naßr als Statthalter einsetzte. In seiner Abwesenheit brach Ilek Chan aus Turkistan gegen Bochara auf, unter dem Vorgeben die Herrscherfamilie gegen ihre Unterdrücker zu schützen, besiegte Bektuzun in einer Feldschlacht und machte, indem er ohne Widerstand in die Hauptstadt einzog und den blinden Manßur, seine Brüder und Verwandten nebst vielen Großen in Banden legte,
1000. der Samanidenherrschaft ein Ende. Muntaßir, der Sohn Nuhs, entkam zwar in Frauentracht der Gefangenschaft und versuchte es, das väterliche Reich wieder zu erobern, fand aber nach vielen Wechselfällen und Abenteuern endlich einen gewaltsamen Tod durch einen arabischen Häuptling, der ihn mit einer Räuberhorde in seinem Zelte
Dez. 1004. überfiel und erschlug. Mahmud bestrafte die schwarze That durch die Hinrichtung des Verbrechers. Zwei Jahre nachher benutzte Ilek Chan die Gelegenheit, als Mahmud gegen die abtrünnigen Fürsten Sedschestans und der indischen Landschaften im Westen des Grenzflusses und am Kabulstrom zu Felde lag und über den Indus setzend den Herrscher von Multan bedrohte, um Chorasan an sich zu reißen. Auf die Kunde davon eilte Mahmud mit einem buntgemischten Heere von den Ufern des Indus herbei und
1006. schlug in der furchtbaren Schlacht bei Balch die zahllosen tatarischen Horden, die der feindliche Heerführer aus Turkistan und der Bucharei über den Oxus geführt hatte. Durch diesen Sieg sicherte Mahmud seine Herrschaft über Transoxania und machte die Bewohner Turkistans zinspflichtig.

Nun erst konnte der Sultan seinen Siegeslauf nach Osten von neuem antreten b) Mahmuds Siegeszug in Indien.
und damit zugleich die Verbreitung des Islams verbinden. Die unermeßlichen Schätze, die er schon auf den früheren Feldzügen aus Kabul und Peschawer und aus einigen Teilen des Pendschab gewonnen, machten ihn und seine habgierigen Truppen nach neuer Beute lüstern. Der Abfall der früher unterworfenen Fürsten (Rajahs) und die Zurückhaltung des Tributs bot einen willkommenen Anlaß zu weiterem Vordringen. Mahmud setzte abermals über den Indus, bezwang die Beherrscher von Lahore, Multan, Delhi, plünderte und zerstörte die festen indischen Tempel (Pagoden), damit der Islam leichter Wurzel schlage, drang in das paradiesische Land Kaschmirien und in die Thäler des Himalaya vor und erbeutete unendliche Schätze. Wie groß auch die Kriegsheere und die Elefantenscharen waren, welche die indischen Fürsten und Kriegsobersten ins Feld führten, wie viele Hindernisse und Mühseligkeiten die reißenden Ströme, das heiße Klima, das schluchtenreiche Gebirge, die dürren Sandwüsten den fremden Eroberern bereiteten, das Ungestüm und die überlegene Kraft der abgehärteten Moslems überwand alle Schwierigkeiten. Umsonst stürzte sich der Rajah von Lahore in die Opferflamme, um den Beistand der Landesgötter mit seinem Leben zu erkaufen, Brahma und die alten Naturmächte erlagen dem Gotte, der sich durch Mohammed geoffenbart; die Inder vermochten den Dienern des Allah nicht zu widerstehen: die Götzenbilder wurden umgestürzt, die Pagoden ihrer Schätze und Heiligtümer beraubt, welche der fromme Glaube seit Jahrhunderten daselbst angehäuft hatte, und dem bilderlosen Gottesdienste Bethäuser und Andachtsstätten errichtet. Umsonst verbanden sich viele Fürsten und Völkerschaften in den Ländern zwischen Indus und Ganges, in Delhi, Gwalior, Udschain und allen jenen Gegenden, welche jetzt dem indobritischen Gebiete von Allahabad angehören, um durch einen Hauptschlag den Glauben der Väter gegen den Fanatismus der Mohammedaner, die Schätze und Kostbarkeiten gegen die Raubgier der wilden Horden zu retten und das Joch drückender Zinspflicht
abzuschütteln; eine einzige blutige Feldschlacht vernichtete alle ihre Anstrengungen und 1009.
entschied über das Schicksal der Länder von Kabul bis Kanodsch, vom Fuß des Himalaya bis in die Schluchten des Vindjahgebirges. Mehrere Fürsten und Heerführer gaben sich selbst den Tod, die Völker fügten sich dem gewaltigen Kriegshelden und erkauften den Frieden durch Schätze und Zinspflicht. Unermeßlich war die Beute an Gold und Silber, an Edelsteinen und Perlen und an andern wertvollen Gütern, welche der Sieger nach seiner Hauptstadt Gasna entführte. Nachdem Mahmud auch noch die wilden und räuberischen Bewohner von Ghor, zwischen Kabul und Herat nordwärts vom Hilmend, welche die Karawanenzüge aus Indien nach Bochara und Chorasan
überfielen, zur Unterwerfung gebracht und den Islam daselbst eingeführt, vollendete 1011.
er in den folgenden Jahren die Eroberung des nördlichen Indiens. Er durchzog die Gegenden, wo einst der makedonische Heldenkönig die Heere des mächtigen Poros (Puru) überwunden und brachte die altindischen Tempelorte an der Yamuna und am Ganges zu Fall. Kanodsch (Palibothra [I, 327]), die reiche Residenz des Rajah Puru, wo die Türme von tausend Pagoden und eines wunderbar großen und schönen
Herrscherpalastes die mohammedanischen Krieger mit Erstaunen erfüllten, fiel nach 1018.
kurzem Kampfe in die Hände des Gasnaviden. Der feige Fürst war über den Ganges entflohen, von den Besatzungstruppen der Tempel ergaben sich die meisten, manche stürzten sich über die Mauern ihres Heiligtums oder bohrten sich die Schwerter in die Brust. Seit den Tagen des großen Alexander war kein Heldenname so gefeiert als der des Herrschers Mahmud von Gasna. Vom Ganges bis an den Nil erscholl der Ruhm seiner Thaten; und als er auf seinem letzten indischen Feldzug noch den berühmten
Tempel und Wallfahrtsort des „großen Gottes“ (Mahadeva) Siwa in der festen, vom 1024.

Meer und von der Wüste geschützten Burg Somnath in der schwer zugänglichen Halbinsel Guzurat erstürmte und das riesige Götzenbild, für dessen Kultus 2000 Ortschaften steuerten und 2000 Brahmanen nebst 500 Bajaderen und 300 Spielleuten unterhalten wurden, zu Falle brachte und zerstörte und aus dem hohlen Leibe der Statue eine unermeßliche Beute an Perlen und Diamanten erbeutete, da schwand allmählich der Glaube an die altindischen Götter und der Islam fand gläubige Verehrer.

c) Größe und Blüte des Gasnavidenreiches.

Nun vereinigte Mahmud, nachdem er noch einen treulosen Fürsten von Chowaresmien, der den rechtmäßigen Gebieter ermordet hatte, besiegt und über dem Grabe des Getöteten an einem Baume aufgeknüpft und sein Gebiet unterworfen, alle Länder auf beiden Seiten des Indus, die Reiche des Fünfstromlandes bis nach Kaschmir und die altiranischen Landschaften mit dem Gebiete der Samaniden um Bochara und Samarkand, mit Chowaresmien und Chorasan im Südosten des Kaspischen Meeres zu einem glänzenden Weltreiche, dem die Völker von der turkmenischen Steppe bis zu den Grenzen von Kerman dienstpflichtig waren, dem ferne Fürsten und Völker Zins und Schoß darbrachten, wo Handel und Industrie, Wissenschaften und Poesie blühten. Denn wie unbarmherzig auch das Schwert des Eroberers, der die Ausbreitung des Islam als die wichtigste Aufgabe seines Lebens ansah, die indischen Götzendiener niederwarf, und wie sehr sein Herz an den unermeßlichen Schätzen hing, die er in Gasna anhäufte, so war doch seine Seele nicht unempfänglich gegen die Gefühle der Großmut und Menschlichkeit, gegen die Erzeugnisse des denkenden Geistes und der Phantasie. Als einst in Chorasan eine Hungersnot wütete, also daß auf dem Markte von Nischapur Menschenfleisch zum Verkauf ausgeboten ward, öffnete der Schah mildthätig seine Speicher für die Armen. Seinen glänzenden Hof in Gasna zierten die berühmtesten Gelehrten und Dichter des Morgenlandes. Zu jenen gehört Abu Naßr Ibn Ginmad al Farabi, der Verfasser des berühmtesten arabischen Wörterbuchs, das noch jetzt die Grundlage der arabischen Sprachstudien in Europa bildet, der Arzt und Philosoph Avicenna (Ibn Sina), den sich Mahmud von den Chowaresmiern als Siegespreis statt alles Tributs erbeten hatte, Abu Richan, Verfasser eines großen geographischen Werkes, zu dem er auf vierzigjährigen Reisen durch Indien das Material gesammelt hat u. a. m. Unter den Dichtern an Mahmuds Hof ragte vor allen hervor der Perser Abul Kasim Mansur mit dem Beinamen Firdusi, „der Paradiesische", der aus den Heldensagen und den geschichtlich-religiösen Traditionen, welche Mahmud in der Umgegend von Merw sammeln ließ, das großartige, aus 60,000 Doppelversen bestehende Epos „Schahname", d. i. Königsbuch, aus Irans Vorzeit zusammenstellte, dessen Inhalt und Bedeutung in dem ersten Bande dieses Werkes (S. 387) dargestellt sind. Obwohl dem Islam mit allen seinen Gebräuchen und seinem peinlichen Gottesdienst eifrig zugethan, stützte sich der Gasnavide doch wie alle Dynastien, welche in den Landschaften Persiens Reiche gründeten, auf das altiranische Nationalgefühl. Er zeigte sich duldsam gegen den zoroastrischen Licht- und Feuerdienst und förderte die Wiederbelebung der altpersischen Sprache und Volksdichtung. Auch der „Dichterkönig" Ansari († 1029), der gleich Firdusi aus dem iranischen Sagen- und Mythenschatz schöpfte, erfreute sich seiner Gunst und Großmut. Die eigenen Thaten des großen Fürsten wurden in ungebundener Rede von Otbi, in Versen von dem bei den Zeitgenossen hochgeehrten Ali Mansur beschrieben. Der letztere war Vorsteher einer von vielen Zöglingen besuchten Lehranstalt in Gasna. Und wie der Sultan Mahmud ein Verehrer der Wissenschaften war, so war er auch ein eifriger Anhänger des sunnitischen Lehrbegriffes. Er ehrte den Kalifen von Bagdad mit Gaben und Huldigungen, die Anhänger Alis dagegen verfolgte er als Irrlehrer. Das Ehrengewand, das der fatimidische Kalif von Ägypten überreichen ließ, wies er mit Ver-

Avicenna. 984–1064.

achtung zurück. Selbst Firdusi mußte den Hof verlassen, weil ihn seine Gegner als einen Karmaten bezeichneten. Nach andern Berichten entfernte er sich aus Verdruß, weil ihm die Belohnung für sein Gedicht nicht hoch genug war. Er starb in seiner Vaterstadt Tus kurz vor Mahmud selbst (1030). Nichts schmerzte den mächtigen Sultan so sehr beim Sterben, als daß er seine unermeßlichen Schätze an Gold, Edelgestein und seltenen Gütern verlassen mußte.

Mahmuds Sohn und Nachfolger Massud, ein Mann von riesenhafter Körperstärke und unbeugsamem Sinn, dabei wohlthätig gegen Notleidende und ein Freund der Gelehrten, dehnte die Eroberungen nach Süden aus. Aber drohende Gefahren im Innern und von außen zerrütteten das stolze Gasnavidenreich und ließen seinen baldigen Fall voraussehen. Die Reichtümer von Gasna reizten die Habgier der Turkmenenhorden, deren Unterwerfung nur scheinbar war, und die Hindu erhoben sich mit fanatischer Begeisterung für Religion und Vaterland. Massud stritt mit großer Tapferkeit gegen die Feinde und suchte die väterliche Herrschaft zu erhalten; aber die Zahl der Gegner war zu groß und das Glück war ihm entgegen. Er wurde auf einem indischen Feldzuge durch eine Rotte Empörer gefangen genommen und von seinem eigenen Neffen in der festen Burg, wohin man ihn gebracht, getötet. Sein Sohn Madud rächte des Vaters Tod an den Urhebern des Verbrechens und regierte einige Jahre milde und verständig. Aber er vermochte weder die Aufstände in Indien zu unterdrücken, noch den seldschukkischen Türken, welche Tabaristan und Dschorschan, Chowaresmien und Dschebel eroberten, zu widerstehen. Nach Maduds Tod folgten wilde Thronkämpfe, begleitet von allen Greueln orientalischer Grausamkeit, wodurch das Geschlecht der Gasnaviden mehr und mehr geschwächt ward. Zwar gab es immer noch einzelne Herrscher, die wie Ibrahim durch Tugend und Frömmigkeit hervorragten und die Liebe für Bildung und Gelehrsamkeit als Erbteil des Hauses treu bewahrten; aber die Kraft des Hauses, das mehr den Wissenschaften als den Künsten des Krieges zugethan war, reichte nicht hin, die Macht der kühn emporstrebenden Seldschukken, die abtrünnigen Statthalter und die indischen Empörungen niederzuhalten. Unter ihm und seinem Sohne Massud III. rissen die Seldschukken eine Provinz um die andere an sich und in Ghor, im südwestlichen Teile von Balch, gründete Hosain (Hussein), der sein Geschlecht von den Sassaniden ableitete, eine Dynastie, die den Gasnaviden bald feindlich entgegentrat. Massuds Sohn Schirzad oder Schaher wurde von seinem Bruder Arslan ermordet; aber unter Bahram, einem milden, den Wissenschaften ergebenen Fürsten, der mit Hilfe der Seldschukken den väterlichen Thron zurückeroberte und den treulosen Arslan hinrichten ließ, wurde Gasna von dem Ghoriden Hosain erstürmt und sieben Tage mit Blut und Brand erfüllt. Entsetzt über die Greuelthaten des wilden Despoten, den die asiatische Geschichte mit dem Namen des „Weltverbrenners“ brandmarkte, entfloh Bahram nach Indien, wo er seinen Tod fand. Sein Sohn und sein Enkel Kosru I. und II. behaupteten sich noch drei Jahrzehnte in Lahore jenseits des Indus, bis Hosains Sohn, Mohammed der Ghoride, den letzteren durch List gefangen nahm und ihn nötigte auf sein Reich zu verzichten. Nun beherrschten die Ghoriden den größten Teil des Gasnavidenreiches; sie stützten sich besonders auf die indischen Länder, die sie unter ihrer Botmäßigkeit hielten und dem Islam zuführten. Aber das Geschlecht erlosch bald. Auf Gejatheddin Mohammed Ghori, welcher Delhi eroberte und die mohammedanische Religion und Herrschaft am weitesten nach Osten trug, folgten noch zwei Herrscher gleichen Namens. Dann fielen die indischen Besitzungen an andere Dynastien, die Landschaften von Iran und Persien aber gehorchten bereits den seldschukkischen Türken.

[Randnoten: d) Sinken und Fall des Gasnavidenreichs. Massud. 1030–1042. — Madud. 1042–1049. — Ibrahim. 1058–1098. — Massud III. 1098–1114. Die Ghoriden. — Bahram. 1117–1152. — 1119. — 1184.]

3. Die Seldschukken.

a. Blüte des Reichs unter Alp Arslan und Melikschah.

Sitten und Lebensweise der Turkmenen. Im Osten des Kaspischen Meeres weideten seit Jahrhunderten die Hirtenstämme der Türken oder Turkmenen ihre Herden, nach Nomadenart ihre Lagerplätze mit den Jahreszeiten wechselnd. Sie verbrachten ihr Leben zu Roß oder unter den Zelten, unbekannt mit jeder Verweichlichung des Reichtums und der Kultur. Die einfachste Sittenlehre regelte ihr Handeln; sie schätzten, sagt ein einheimisches Sprichwort, beim Manne nur die Streitlust und nur die Keuschheit beim Weibe. Ihr Wanderleben hielt Mut und Übung in den Waffen aufrecht, sie stritten zu Pferde, und ihre Tapferkeit bewährte sich in häufigen Kämpfen untereinander oder mit ihren Nachbarn. Für die Erlaubnis zu weiden zahlten sie einen geringen Zins an den Groß-Chan des Landes, aber die Gerichtsbarkeit ruhte in den Händen ihrer Häuptlinge und Ältesten. Es waren die Wanderstämme Turans, die schon in den Tagen der Vorzeit die Kinder des Lichtlandes Iran mit Schrecken und Furcht erfüllten. Mit der Zeit drangen sie weiter gen Süden, bewahrten aber stets die Sitten der Wüste, und ihre Herden weideten unter den Trümmern von Palästen und Tempeln. Der Verfall des Kalifenreiches und die Schwäche und Zwietracht der Statthalter luden zu Wanderzügen und Einfällen in die Ebenen von Transoxania und Chowaresmien ein. Um freie Niederlassung und Schutz gegen die nachrückenden Horden zu erlangen, bekehrten sich die einzelnen Stämme zum Islam. Bald traten sie in die Heere der arabischen und persischen Stammfürsten und Statthalter ein und sorgten, während sie fremdem Ehrgeiz und fremder Eroberungssucht dienten, für ihre eigene Erhebung. Oft lag das Schicksal der Dynastengeschlechter in ihrer Hand.

Seldschuk. c. 1000. Seldschuk, der Sohn Jakaks (Dokaks), entzog sich der Botmäßigkeit des Großfürsten Peighu im jetzigen Kirgisenlande, in dessen Diensten sein Vater gestanden, und ließ sich mit seinen Stammesgenossen in der Bucharei nieder. Sein Mut und seine Tapferkeit lockten viele Männer aus andern Stämmen an, so daß er in den Kämpfen der Samaniden und Gasnaviden eine hervorragende Rolle spielte. Mahmud erschrak, als ihm einst Seldschuk auf die Frage, wie viele Streiter er ins Feld stellen könnte, die Antwort gab, wenn er seinen Bogen herumsende, würden 200,000 Reiter seinem Kriegsrufe folgen. Er beschloß die furchtbare Macht zu trennen, indem er sie an verschiedenen Orten ansiedelte oder nach Turkistan zurückdrängte. Aber die Maßregel erwies sich als unwirksam. Bei den unaufhörlichen Stammkriegen der Moslems war ihre Hilfe unentbehrlich. Als Seldschuk in einem Alter von 107 Jahren starb, führte
Arslan. c. 1030. sein dritter Sohn Arslan einen Teil seiner Völker über den Oxus in das Land Chorasan, wo die Wüsten und Steppen von ummauerten Städten bewacht wurden. Die Zerrüttung des Gasnavidenreiches nach Mahmuds Tod und die Reichtümer und Fruchtbarkeit der umliegenden Länder luden die Seldschukken zu Raubzügen ein. Sie durchstreiften Aserbeidjan und das alte Medien bis Hamadan und Ispahan und brachten viele Beute heim. Umsonst zog Mahmuds Sohn, der tapfere, riesenstarke Massud,
1039. wider sie ins Feld, er erlitt eine große Niederlage und mußte geschehen lassen, daß die Seldschukken von Chorasan aus ihre Herrschaft nach allen Seiten ausdehnten.

Dies geschah besonders unter den kriegerischen Neffen Arslans, Dschaghirbey
Toghrilbey (Togrulbey). und Toghrilbey, den Söhnen von Mikail, Seldschuks Erstgebornem. Jener
† 1063. wählte die feste Stadt Balch zu seinem Herrschersitz, dieser bemächtigte sich der Provinzen Dschordschan, Tabaristan und Chowaresmien, von wo er bald Rei und Ispahan unterwarf und ein Reich gründete, in welchem Recht und Ordnung mit Kraft und

Kriegsmut vereinigt war. Ein Teil der Türken, besonders die wilden Ghusen, setzten das Räuberleben kriegerischer Wanderhirten fort und dehnten ihre Streifzüge bis an den Tigris und Euphrat und bis in die Berge Armeniens aus, wo sie mit den Griechen manchen schweren Kampf zu bestehen hatten; aber diejenigen, die sich in den Städten und um die Herrschersitze der Stammesfürsten niederließen, nahmen die Tracht, Sprache und Sitten Persiens an, wurden durch die Künste des Friedens verfeinert und fanden Wohlgefallen an der Bildung und dem Luxus der älteren Bewohner. Die Paläste von Nischabur und Rei zeigten die Pracht und Ordnung königlicher Herrschersitze. Dabei waren die Türken eifrige Diener des Koran. Vor allen zeichnete sich Toghrilbey durch Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit aus. Er verrichtete täglich die fünf vorschriftsmäßigen Gebete, fastete zwei Tage in der Woche und schmückte alle Städte seines Reiches mit Moscheen. Ein Fürst von solcher Gesinnung mußte dem Beherrscher der Gläubigen, wie sich der abbassidische Kalif von Bagdad noch immer nannte, als ein Gesandter des Himmels erscheinen, um ihn aus den Händen der irrgläubigen Bujiden zu befreien, der verhaßten Emire, die, während sie dem Nachfolger des Propheten mit Übermut und Trotz begegneten, nicht im stande waren, die Empörer und Räuber zu unterdrücken, die bis unter die heilige Kalifenstadt schwärmten. Alkaim rief daher den Turkmenenfürsten zu Hilfe und dieser eilte, das Oberhaupt der Gläubigen und die heilige Stadt aus der Gewalt der zwieträchtigen Bujiden und aus der Bedrängnis vor den räuberischen Empörern zu befreien. Nachdem er die hadernden Söhne Abu Kalindjars in die Flucht und ins Elend getrieben und die Häupter der Rebellenführer gefällt, wurde er von dem schwarzverschleierten Kalifen mit dem Ehrentitel „König des Ostens und Westens" geschmückt und mit der höchsten weltlichen Macht, der Würde eines Emir Alumara, feierlich bekleidet. Der dankbare Kalif gebot, daß der Name des Sultan Toghrilbey, der ihn aus den unwürdigen Banden der persischen Dynastie befreite und ihm ein größeres Maß von Freiheit, Macht und Einkommen verlieh, zunächst nach seinem eigenen in den öffentlichen Gebeten (der Chutba) genannt ward. Dagegen weigerte er sich lange in die eheliche Verbindung seiner Tochter mit dem Sultan zu willigen. Endlich wurde sein Widerstand überwunden und eine doppelte Vermählung sollte den Bund zwischen dem geistlichen Oberhaupte und seinem weltlichen Schirmherrn besiegeln.

Toghrilbeys Leben war ein fortwährender Siegeslauf. Er hatte Isphahan erobert und die Stadt zu seinem Herrschersitz ausersehen, er hatte Fars und Chusistan und Mervan unterworfen, und war von dem nördlichen Aserbeidjan aus nach Armenien vorgedrungen; er hatte die ungehorsamen Fürsten und Stämme in dem Stromgebiet des Tigris und Euphrat dem Kalifen zu Füßen gelegt; er hatte die Fatimiden, die sogar in der Hauptstadt der Abbassiden Anhänger zählten, fern gehalten. Als er in einem Alter von 70 Jahren kinderlos starb, wurde sein Neffe, Alp Arslan, ihm gleich an Kraft, Kriegsmut und frommer Gesinnung, zum Erben und Nachfolger aller Reiche und Würden eingesetzt. Keine bessere Wahl konnte getroffen werden. Alp Arslan, „der tapfere Löwe", dehnte seine Herrschaft über die alten Stammsitze im Osten, Turkistan und Chowaresmien aus, hielt mit starker Hand die Aufrührer und Empörer nieder und unternahm siegreiche Feldzüge gegen die Fatimiden und Byzantiner. In Syrien und Palästina wurde die Oberhoheit des Kalifen von Bagdad und des Seldschukkensultans wieder aufgerichtet und in Haleb und Jerusalem, in Dijarbekr und in den heiligen Prophetenstädten die sunnitische Rechtgläubigkeit gegen die Schiiten zur Geltung gebracht. In Kappadokien entführte Alp Arslan aus dem reichen Tempel des heiligen Basilius in Cäsarea die Schätze und die mit Perlen und Gold eingelegten Thore; Armenien wurde mit geringer Mühe erobert; die Griechen vernahmen ohne

Alp Arslan. † 1072.

Bestürzung und Trauer, „daß ein von den Irrtümern des Nestorius und Eutyches so tief angestecktes Volk durch Christus und seine Mutter den Händen der Ungläubigen überliefert worden sei“. Auch die Georgier oder Iberier in den Gebirgsländern des Kaukasus wurden unterworfen; wer bei dem Glauben der Väter beharrte, mußte ein Abzeichen der Schmach tragen. Die Waffen des tapfern Romanus Diogenes, des Gatten der Kaiserin Eudoxia, hielten die Eroberungen der Türken in Kleinasien einige Zeit auf. Als aber der siegesfrohe Fürst mit einem großen Heere, in welchem neben den griechischen Streitern auch bulgarische Reiter und fränkische und normännische Söldnerscharen standen, die feste Stadt Malazkerd, zwischen Erzerum und Wan belagerte und das Erbgebiet des Sultans bedrohte, eilte Alp Arslan mit Heeresmacht
1071. herbei, entschlossen, in der Feldschlacht zu siegen oder zu sterben. Einen ganzen langen Augusttag maßen die beiden mächtigsten Fürsten des Morgenlandes ihre Kräfte miteinander. Endlich entschied sich das Glück, durch die Feigheit oder Eifersucht des Andronikos, eines nebenbuhlerischen Fürsten, zu Gunsten der Moslems. Die Zahl der Erschlagenen und Gefangenen entsprach der unermeßlich reichen Beute, welche Alp Arslan von der Walstatt wegtrug. Wir haben früher gesehen (S. 458), daß der wackere Romanus Diogenes in dieser Zahl war. Er wurde in Sklaventracht vor den Sultan geführt, der seinen Fuß auf den Nacken des vor ihm auf der Erde liegenden Kaisers gesetzt haben soll. Die Nachricht ist unverbürgt, dagegen ist es sicher, daß der Sultan seinen erlauchten Gefangenen, sobald er ihn erkannt, mit ehrenvoller Auszeichnung behandelte und ihn nach kurzer Zeit gegen ein Lösegeld und die Zusage eines jährlichen Tributs in Freiheit setzte. Welches Los den unglücklichen besiegten Herrscher bei seiner Rückkehr traf, ist früher erzählt worden. Der Friedensvertrag zerriß mit seiner Ermordung, aber Alp Arslan strafte die Treulosigkeit durch Verwüstung der Grenzländer. Bald nach dem Tode des Kaisers traf den mächtigen Sultan ein ähn-
Sept. und Okt. 1072. liches tragisches Geschick. Zu Anfang des Jahres 465 der Hidjrah zog er an der Spitze eines großen Heeres von Nischabur gegen Transoxanien, die alte Heimat der Seldschukken. Als er glücklich über den Strom gesetzt war, wurde ihm Jussuf, der rebellische Befehlshaber einer in der Nähe des Stromes gelegenen Burg, vorgeführt. Ergrimmt über die Vorwürfe des Sultans zückte der Gefangene einen Dolch; Alp Arslan, der beste Bogenschütze in seinem Heer, wollte ihn mit einem Pfeil erlegen, aber sein Fuß glitt aus, der Pfeil fehlte und der feindliche Dolch durchbohrte seine Brust.

Melikschah. † 1092. Alp Arslans ältester Sohn Melikschah (Malek Schah) war schon bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger im Sultanat bestimmt. Kaum aber ruhte Alp Arslan in der Fürstengruft der Seldschukken, als Brüder und Verwandte das Erbrecht des Erstgebornen mit den Waffen streitig machten. Doch der siegreiche Arm des kräftigen Mannes gewann die Herrschaft in der ganzen Ausdehnung, wie sie der Vater besessen. Melik-
2. Apr. 1075. schah, der sowohl von dem zwei Jahre nach Alp Arslan gestorbenen Kalifen Alkaim
Almuktadi. 1075—1094. als von dessen Enkel und Nachfolger Almuktadi als weltlicher Gebieter in allen Würden seines Vaters anerkannt ward, war durch seine persönlichen Eigenschaften, wie durch den Umfang seines Reichs der größte Fürst seiner Zeit und in Wahrheit „Beherrscher der Gläubigen“ (Emir al Mumenin), wenn auch die Angabe, daß ihm dieser Titel vom Kalifen erteilt worden, nicht begründet sein sollte. Während er selbst nach Osten vordrang, Bochara und Samarkand zum Gehorsam zwang und über den Jaxartes setzend die Horden von Turkistan unterwarf, seine Hoheit über Kaschgar bis an die Grenzen von China begründete, eroberten seine Feldherren und Statthalter Syrien und Kleinasien und machten die Kaiser in Byzanz erzittern. Der Seldschukkenhäuptling Ansiz vertrieb die Fatimiden aus Damaskus und bedrohte Ägypten. Als er mit dem Plane umging, sich eine unabhängige Herrschaft zu gründen, wurde er von

Melikschahs Bruder Tutusch, welchem dieser die Verwaltung von Syrien übertragen, enthauptet. Darauf setzte Tutusch die Eroberungen in Syrien und Palästina fort, und wenngleich auch er als Opfer seines Ehrgeizes fiel, so wurden doch unter seinen Söhnen zwei seldschukkische Dynastien in Damaskus und Aleppo gegründet und gegen Fatimiden und Kreuzfahrer verteidigt. Die arabischen Häuptlinge in Mosul, Mervan u. a. O., die wie zur Zeit der Bujiden unabhängige Herrschaften zu gründen suchten, wurden zum Gehorsam gebracht oder büßten für ihr unruhiges Treiben mit Niederlagen und Tod. In Nicäa und Ikonium legte der kühne Seldschukke Suleiman den Grund zu einem mächtigen Reich, das den Waffen der Kreuzfahrer heftigen Widerstand leistete. Alle diese Dynastien ehrten den Melikschah als ihren Oberherrn und Groß-Sultan und den Kalifen von Bagdad als den Statthalter des Propheten in geistlichen Dingen. Wenn sich aber einer der Lehnsfürsten beikommen ließ, diese Ordnung zu stören und dem eigenen Willen zu folgen, fühlte er den starken Arm des wachsamen und gerechten Oberherrn. Denn wie die römisch-deutschen Kaiser durchzog Melikschah fortwährend sein weites Reich, schirmte Gerechtigkeit, bändigte die Unfolgsamen, gewährte den Pilgerfahrten und den Karawanenzügen Schutz und Sicherheit, unterstützte die Armen und Bedrängten und lebte in allen Dingen nach den Geboten und Vorschriften des Koran. Auf seine Veranstaltung fanden die Pilger, welche die heiligen Stätten Arabiens besuchten, Geleite und Herberge durch die Wüste, Almosen und Geschenke an allen Orten.

Wenn Melikschah von den morgenländischen Schriftstellern als einer der größten Herrscher aller Zeiten gepriesen ward, so verdankte er einen guten Teil dieses Ruhms seinem persischen Wesir Nizam al Mulk, einem klugen, erfahrenen und gerechten Staatsmann, der des Sultans Sinn durch weisen Rat auf gute Bahnen lenkte und ihn in dem Streben unterstützte, seine Regierung nicht nur durch Waffenthaten, sondern noch mehr durch Werke des Friedens denkwürdig zu machen. Ein strenger, aber gerechter Richter, ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen, ein getreuer Diener seines Herrn, ein kenntnisreicher Ratgeber, der selbst ein Lehrbuch für Fürsten verfaßte, war Nizam die Säule des Throns. Durch ihre gemeinschaftliche Thätigkeit wurden die Städte Asiens, vor allen Ispahan, wo Melikschah am liebsten weilte, mit Palästen und Moscheen, mit Hospitälern und nützlichen Anstalten geschmückt, wurden die verfallenen Lehranstalten in Bagdad und Bassora zu neuer Blüte erhoben, wurde an der Hand astronomischer Beobachtungen, die auf den von Melikschah und seinem Wesir errichteten Sternwarten mit Sorgfalt angestellt werden konnten, der Kalender verbessert und eine neue Zeitrechnung „die Dschellaledinische Ära" eingeführt, welche die Irrtümer der Julianischen beseitigte und der Genauigkeit der Gregorianischen nahe kam. Die persische Sprache und Litteratur lebten wieder auf und die Großmut und Freigebigkeit, womit der Herrscher die Verherrlicher seines Ruhms und seines Namens belohnte, zog viele Dichter an den Hof von Ispahan. Zugleich wendete der Wesir der Verwaltung des Reiches große Sorgfalt zu: der Staatshaushalt wurde geordnet, Handel und Verkehr durch Abschaffung lästiger Zölle, durch Anlegung neuer Straßen, Kanäle und Bazare befördert, Sicherheit der Person und des Eigentums begründet. Solange der verständige Wesir das Vertrauen seines Herrn genoß, stand es gut um das Reich. Aber als er denselben zu bestimmen suchte, seinem ältesten Sohne Barkijarok die Nachfolge zu sichern, gelang es den Intrigen der Sultanin Turkan Chatun, welche ihrem vierjährigen Sohn Mahmud die Herrschaft zuwenden wollte, den Wesir zu stürzen. Als Melikschah drohte, daß er ihm Schreibzeug und Turban, die Abzeichen seines Verwaltungs- und Richteramtes, nehmen werde, antwortete Nizam al Mulk: „Mein Schreibzeug und Turban sind eng mit deinem Thron und Diadem verbunden."

Blüte des Reichs. Der Wesir Nizam.

Beginnend am 15. März 1079.

Erzürnt über dieses Selbstvertrauen vollführte Melikschah seine Drohung. Er entließ den Wesir in Ungnaden und übertrug die Würde dem Tadj Almulk, einem Günstling der Sultanin. Dieser ließ, wohl mit Zustimmung des Herrschers, den dreiundneunzigjährigen Greis auf dem Wege nach Bagdad in der Nähe von Nehowend ermorden.

Teilung des Reichs. Diese That, die dem Tode des Sultans selbst nur um 35 Tage vorausging, Nov. 1092. brachte großes Unheil über Melikschahs Haus und warf einen düstern Schatten auf seinen Charakter. Eine Reihe blutiger Bürgerkriege unter Melikschahs Brüdern und Söhnen zerrütteten das Reich. Die ränkesüchtige Sultanin und ihr Günstling verheimlichten den Tod des Gebieters, bis sie die bedeutendsten Emire und den Kalifen Barkijarok. † 1104. für ihren Sohn gewonnen hatte. Aber Barkijarok, an den sich alle Anhänger des ermordeten Wesirs anschlossen, eilte aus Rei herbei, ließ nach einer siegreichen Schlacht bei Burudjerd den gefangenen Tadj Almulk töten und nahm, die Stiefmutter nebst ihrem Sohn auf Ispahan beschränkend, Besitz von dem väterlichen Erbe. Die Einheit des Reiches konnte jedoch nicht behauptet werden. Unter den Kriegen, die Barkijarok mit seinen Oheimen und Brüdern führte, wurde die Herrschaft der Seldschukken geschwächt und zerrissen. Auch das Kalifat der Abbassiden, das unter dem starken Schutz Alp Arslans und Melikschahs eine hohe Macht und Blüte erlangt, die Prophetenstädte Mekka und Medina, die sich wiederholt den Fatimiden angeschlossen, und den größten Teil von Syrien und Kleinasien auf seine Seite gebracht hatte, sank unter den Familienfehden des Herrscherhauses wieder von seiner Höhe herab. Almuktadi starb kurz nachdem er in Bagdad mit innerem Widerstreben dem ältesten Sohne Melikschahs die höchste Würde und die Ehre der Chutba erteilt, in einem Alter von 38 Jahren eines 4. Febr. 1094. plötzlichen Todes, nicht ohne den Verdacht einer gewaltsamen Ermordung. Sein Nach-Mustazhir, Kalif. folger Almustazhir hegte übrigens dieselbe Abneigung gegen Barkijarok und wen-1094—1118. dete sich mehr dem jüngeren Sohne Mohammed zu, der denn schließlich auch nach Mohammed, Sultan. Barkijaroks Tod (1104) das Sultanat erlangte. Nach vielen Schlachten, wobei meh-† 1118. rere Glieder im Felde oder durch Meuchelmord den Tod fanden, kam es zu Teilungen, durch welche die Schöpfung Alp Arslans und Melikschahs in eine Menge kleinerer und größerer Herrschaften zerfiel, die sich gegenseitig durch Fehden schwächten, bis sie einzeln die Beute Stärkerer wurden. Die älteren Dynastien der Seldschukken, Melikschahs Söhne (Mohammed, Sandschar † 1158 und Mahmud † 1094) und ihre Nachkommen behaupteten sich noch über ein Jahrhundert in den östlichen Provinzen, in dem alten Persien, Medien und Iran, vom Tigris bis zum Indus; der letzte war Togrul Schah, welcher im Jahre 1194 dem Schwert der Chowaresmier erlag. Jüngere Zweige des Hauses oder abgefallene Emire gründeten Herrschaften im Süden und Westen, in Kerman am Indischen Ozean, in Syrien, Mesopotamien und Kleinasien.

b. Die Seldschukken in Kleinasien und Syrien.

Schon unter Melikschah hatten einzelne Häuptlinge, zum Teil mit Zustimmung des Sultans, sich hie und da Besitzungen erworben, über die sie mit ziemlicher Unabhängigkeit geboten, doch so, daß sie als Lehen- oder Klientelfürsten die Oberhoheit Melikschahs durch Tribute anerkannten und ehrten. Unter den Bürgerkriegen und Familienfehden aber, welche nach seinem Tod Reich und Thron schwächten, lösten sich diese Bande der Unterordnung. Die Einheit war bereits zerrissen, als die Kreuzfahrer an die Pforten der asiatischen Welt anpochten und ihr Schwert zunächst gegen die Reiche in Nicäa und Syrien wendeten.

1. Kultumisch, ein Fürst aus dem Hause Seldschuks, war in einer Schlacht

gegen Alp Arslan gefallen. Seine fünf Söhne dürsteten nach Blutrache und kehrten Das Seld-
ihre Waffen gegen den Sultan. Der Kalif schlichtete jedoch den Streit und beredete schukkenreich v. Ikonium.
sie, von dem unnatürlichen Kampfe gegen Brüder und Glaubensgenossen abzustehen 1064.
und ihre Kräfte zum heiligen Krieg gegen die Christen zu gebrauchen. Sie hörten auf
seine Worte. Der Sultan, der edelmütig den Tod seines Oheims Kultumisch beweint
hatte, übergab dem ältesten der Söhne, dem tapfern Suleiman (Soliman) die Suleiman.
königliche Fahne, mit dem Rechte, sich in den Provinzen des Römerreichs selbständige † 1086.
und erbliche Herrschaften zu gründen. Suleiman setzte mit seinen vier Brüdern über 1073.
den Euphrat; die Aussicht auf Beute und Gewinn führte streitbare Krieger in Menge
unter seine Fahne. In kurzem stand das türkische Lager in der Nähe von Kutaieh in
Phrygien, und die raschen Reiterscharen der Seldschukken streiften bis an den Hellespont
und die Küste des Schwarzen Meeres. Die Aufstände und Thronkämpfe im byzantinischen Reich beförderten die Herrschaft der Türken. Nikephorus Botoniates erlangte
durch Suleiman den Sieg über seinen Nebenbuhler (S. 459) und bewirtete seinen
Beschützer in Chrysopolis. Selbst Alexius der Komnene erkaufte aus Furcht vor Robert
Guiscard die Freundschaft des Seldschukken durch Abtretung von Städten und Landstrichen in Kleinasien. Er war zufrieden, daß er wenigstens den seiner Hauptstadt
gegenüberliegenden Landstrich bis Nikomedia dem griechischen Reiche erhielt. Alle
übrigen Landschaften der Halbinsel vom Pontus bis an die Grenzen von Syrien, vom
Euphrat bis zum Mittelmeer, alle jene durch Reichtum und frühe Kultur ausgezeichneten Gebirgsgegenden, die wir im zweiten Bande dieses Werks S. 363 ff. kennen
gelernt, deren ehemaliger Glanz und Größe damals freilich nur noch in Ruinen sichtbar
war, wurden von Suleiman zu dem Reiche Rum (Romanien) oder Ikonium vereinigt. Nicäa, die Geburtsstätte des Trinitäts-Dogma, wurde jetzt die glänzende und
feste Residenz des Sultans. Das Evangelium wurde durch den Koran verdrängt,
mohammedanischer Glaube und arabische Wissenschaften erlangten bald die Oberhand,
die Christen, sofern sie nicht vorzogen dem Islam beizutreten, mußten Tribut entrichten
und unter dem Hohn und Übermut der siegreichen „Heiden" seufzen, die ihre Kirchen
entweihten, ihre Bischöfe und Priester mißhandelten, Tausende von Kindern durch das
Messer der Beschneidung zeichneten, Tausende von Gefangenen dem Dienste oder den
Vergnügungen ihrer Herren widmeten. Als auch noch Stadt und Gebiet von An- 1084.
tiochia, das am längsten dem Christentum und dem Kaiser treu geblieben, aber in
seiner verlassenen Lage sich nicht mehr behaupten konnte, in die Gewalt Suleimans
fiel, reichte die Herrschaft der Türken bis ins syrische Land hinein, und selbst die Hauptstadt des byzantinischen Reiches schwebte in Gefahr, seitdem die Seldschukken auch im
Besitz einer Flotte waren, welche ihnen die Hände besiegter Griechen gezimmert.

2. Waren die Seldschukken schon als die Gebieter von Kleinasien vorzugsweise 2. Die syrischen Reiche.
den Angriffen der Kreuzritter ausgesetzt, so wurden sie noch mehr der Gegenstand ihres
Hasses, als sie sich über Syrien und Palästina ausbreiteten, Jerusalem in ihre Gewalt
brachten und als heftige Christenfeinde den Pilgerfahrten aus dem Abendlande Schwierigkeiten in den Weg legten. Einer der Unterbefehlshaber Melikschahs, der Seldschukkenhäuptling Ansiz, hatte den Aliden oder Fatimiden von Ägypten Jerusalem und Ram- 1070.
lah entrissen und der Hoheit des Kalifen von Bagdad und des Sultans von Persien
unterworfen. Bald war auch Tiberias und nach langer Belagerung und Hungersnot
Damaskus in seine Gewalt gefallen und er wagte sogar, die schiitischen Feinde in ihrem 1075.
eigenen Lande anzugreifen. Mustanßir, der Kalif von Ägypten, traf bereits Anstalten
nach Afrika zu entfliehen und das Nilland den Türken zu räumen. Aber der Führer
seiner Leibwache, der zum Islam bekehrte Armenier Bedr Aldjemali, ein tapferer,
unternehmender Mann, trieb die Türken wieder von der Grenze Ägyptens zurück und

verfolgte sie bis nach Syrien und Damaskus. In dieser Not wandte sich Ansiz, der sich bisher um seine Lehnspflichten wenig bekümmert hatte, um Hilfe an den Sultan von Bagdad. Melikschah sandte seinen Bruder Tutusch, dem er den Oberbefehl über die syrischen Städte und Lande übertragen, gen Damaskus. Dieser trieb das ägyptische
1078. Heer zurück, ließ dann aber den unbotmäßigen Ansiz hinrichten und machte sich selbst zum Herrscher der altberühmten Oasenstadt, von wo aus die Seldschukkenmacht bald über ganz Syrien und Palästina ausgedehnt ward. Dies hatte aber neue Kriege unter den Türken selbst zur Folge. Durch die Besitznahme von Antiochien kam Suleiman in unmittelbare Berührung mit den Beherrschern von Damaskus und Mosul. Muslim, aus dem Stamme der Ukeiliden, Emir der letzteren Stadt, hatte von dem griechischen Statthalter Philaretus, dessen Sohn dem Seldschukken Antiochien übergab, einen Tribut bezogen. Als Suleiman diesen nicht länger entrichtete, zog Muslim gegen den-
1085. selben, verlor aber in einer unglücklichen Schlacht das Leben. Suleiman überlebte den Fall des Gegners nicht lange. Als er ausrückte, um auch Haleb zu unterwerfen, zog Tutusch vereint mit dem Emir Ortok von Jerusalem gegen den verwandten Sultan
1086. zu Felde und brachte demselben eine schwere Niederlage bei, in welcher Suleiman um-
Kilidsch Arslan. kam. Sein Sohn Kilidsch Arslan trat in des Vaters Erbe ein und schlug seine
† 1107. Residenz in Ikonium (Kunije) auf; und da Melikschah aus Mißtrauen gegen den Ehrgeiz seines Bruders nicht gern größere Territorien in einer Hand vereinigt sah, so entstanden in Syrien und Mesopotamien eine Menge kleiner zinspflichtiger Herrschaften, die teils, wie Antiochien unter Baghi Sijan, wie die Fürstentümer Damaskus und Aleppo, von Seldschukkenhäuptern beherrscht wurden (zuerst beide von Tutusch, dann nach dessen Tod in der Schlacht bei Rei wider Barkijarok von seinen Söhnen Ridhwan in Damaskus und Dekak in Aleppo), teils andern Emiren zufielen, den einen durch die Gunst des Sultans, den andern als Preis ihrer Eroberung oder ihres Glücks. So gab Melikschah die Stadt Haleb dem Kasim Abdaulah Aksonkor, dem Großvater Nureddins, zu Lehen; Edessa (Rohas), ausgezeichnet durch Reichtum und Volksmenge, erhielt der Emir Buzan, der indessen bald im Kampf mit Tutusch den Tod fand, worauf die Stadt in die Hände eines christlichen Fürsten unter türkischer Hoheit kam; in Mosul stritten die beiden Söhne Muslims des Ukeiliden, Ali und Mohammed, um das väterliche Erbe, bis der von Mohammed zu Hilfe gerufene türkische Emir Kerbogha den einen der Brüder ermordete, den andern vertrieb und sich dann der Herrschaft über Nisibis, Mosul, Rahabah u. a. O. bemächtigte. In Kappadokien bestand die turkmenische Dynastie der Danischmende in Siwas, unter dem Stifter Danischmend († 1106) und seinem kriegerischen Sohne Mohammed Kameschtegin, den gefürchteten Feinden der Kreuzfahrer. Zwischen Sultan Mohammed von Bagdad und Kilidsch Arslan entbrannte über Mosul ein heftiger Krieg, in
1107. welchem letzterer nach der blutigen Schlacht am Chaboras seinen Tod fand. Jerusalem mit der Umgegend kam in die Hände des erwähnten Ortok, eines Turkmenenhäuptlings, nach dessen Tod (1091) seine beiden Söhne Ilghazi und Sokman sich in dem väterlichen Erbe behaupteten, bald die Oberherrschaft der Seldschukken und des abbassidischen Kalifen anerkennend, bald sich den Fatimiden in Ägypten zuwendend, bis die Ankunft der Kreuzfahrer sie vertrieb und ihnen Gelegenheit gab, an den Grenzen von Armenien und Assyrien neue Dynastien zu gründen. Auch in den Städten Kleinasiens, in Smyrna und Ephesus, in Sardes und Philadelphia, bestanden unabhängige Emirate. Dazu kamen noch kleine Herrschaften unter armenischen Häuptlingen, welche sich mit ihren Untergebenen vor der Macht der Türken auf griechisches Gebiet geflüchtet und unter den Schutz des Kaisers von Konstantinopel gestellt oder in den unzugänglichen Felsengebirgen des Taurus sich unabhängige Fürstentümer

gegründet hatten. Wegen ihrer abweichenden Lehrmeinungen von den Byzantinern nicht minder gehaßt und gedrückt als von den Mohammedanern, waren sie zu ihrer Sicherheit und Selbstverteidigung nur auf ihr gutes Schwert angewiesen. Die orientalischen Christen wie die abendländischen Pilger hatten diese Umwälzung, welche die Herrschaft über Syrien und Palästina in die Hände der rauhen und unduldsamen Horden des Nordens legte, zu beklagen. Denn wenn auch der Groß-Sultan an seinem Hofe die Künste und verfeinerten Sitten der Perser eingeführt, so atmete dagegen die Masse der türkischen Nation, insbesondere die Hirtenstämme, fortwährend die Wildheit der Wüste und äußerte ihren unduldsamen Sinn durch Bedrückung und Mißhandlung der christlichen Pilger.

b. Das Kalifat von Kairo. Die Reiche in Nordafrika. Die Assassinen.

Die Fatimiden, die, wie früher bemerkt (V, 161 f.), ihren Ursprung von Ali und Fatime, der Tochter des Propheten, herleiteten, eroberten unter **Muiz**, der den Titel Kalif und Emir der Gläubigen annahm, und seinem tapfern Wesir Djaujar das ägyptische Nilland, drangen, nachdem sie die Ichschiden von Syrien bei dem Pyramidenorte Djizeh besiegt und zur Flucht gezwungen, nach Syrien vor, entrissen den sunnitischen Arabern Damaskus, die alte Hauptstadt der Omejjaden, und den Byzantinern die syrischen Küstenstädte und gründeten, mit den schwärmerischen Karmaten verbunden, das große Reich der Fatimiden, welches die neugegründete Hauptstadt Kairo, d. i. Siegesstadt, nahe den Ruinen des alten Memphis, zum Herrschersitz hatte. Dorthin ließ Muiz die Särge seiner Ahnen bringen und erhob die schön gelegene Stadt am Eingange in das reiche Nildelta zum Mittelpunkt der schiitischen Glaubensrichtung. Die arabischen Stämme des mittleren Landes von Tunis und Algier (**Magrab al Ausah**), wie des äußersten Abendlandes in Fes und Marokko (**Magrab al Aksa**) erkannten die Oberhoheit des fatimidischen Kalifen von Kairo an, der somit von Syrien und Palästina bis an den Atlantischen Ozean herrschte und im Süden Nubien und das arabische Küstenland mit den heiligen Orten Mekka und Medina zu seinen Besitzungen zählte. Selbst die Sarazenen auf Sizilien und Unteritalien ehrten in den ägyptischen Kalifen die echten Nachfolger des Propheten. Auf Muiz folgte sein Sohn **Aziz**, ein ebenso kluger als tapferer Regent, der sowohl auf Mehrung und Erhaltung des Reichs in seinem äußeren Umfang als auf Hebung desselben durch die Künste des Friedens bedacht war. Nachdem er die Grenzen seiner Herrschaft über Haleb und Mosul ausgedehnt und die Versuche des Hamdaniden Abu Taghleb, sich in Syrien festzusetzen, siegreich unterdrückt und den gefangenen Anführer getötet hatte, suchte er durch gute Verwaltung und Rechtspflege, durch Hebung des Ackerbaues, des Handels und Verkehrs, durch Beförderung der Wissenschaften, namentlich der Astronomie, die Wohlfahrt und Bildung der seinem Zepter unterworfenen Völker zu befördern. Dabei war Aziz ein Mann von duldsamem Sinn, der dem Glauben der Unterthanen keinerlei Zwang anthat und fähige und einsichtsvolle Männer ohne Rücksicht auf ihr religiöses Bekenntnis, selbst Christen und Juden zu den wichtigsten Ämtern erhob. So kam es, daß unter den ersten Kalifen schiitischen Glaubens Ägypten und die übrigen Länder des Fatimidenreiches sich in guter Ordnung und blühendem Zustande befanden, daß unter einer verständigen Verwaltung und den Segnungen eines längeren Friedenszustandes die Bewohner des fruchtbaren Nillandes und des nordafrikanischen Küstenstriches mit seinem üppigen Wachstume zu Glück und Wohlstand sich erhoben. Die Lage begünstigte einen lebhaften Verkehr. Durch den Besitz von Syrien und Palästina stand das Fatimidenreich mit der asiatischen und griechischen Welt in Verbindung;

Blüte des Landes unter den ersten Fatimiden. Muiz † 975.

969.

972.

Aziz. 975—996.

durch die Erwerbung des arabischen Küstenlandes mit seinen Gewürzen und Dattelhainen kam der Handel mit Indien und den Ostländern in die Hände der Ägypter, von Tunis und Marokko aus ließen sich leicht Handelsverbindungen mit Sizilien, Italien und Spanien anknüpfen. Des Aziz junger Sohn Hakem schien anfangs in dieselbe Bahn einlenken zu wollen; aber bald gewann in seinem überspannten Geiste die schiitische Religionsschwärmerei die Oberhand. Wenn er zunächst nur den Eifer eines strenggläubigen Mohammedaners zeigte, indem er Moscheen baute, Lehranstalten errichtete, 1290 Exemplare des Korans auf seine Kosten in goldenen Buchstaben schreiben ließ, die Weinberge in Oberägypten ausrottete, so verstieg er sich allmählich auf die schwindelnde Höhe eines neuen Religionsstifters. Erfüllt von dem Wahne, daß er die verkörperte Gottheit sei, daß in ihm der verheißene Mahdi zur Erscheinung gekommen (V, 79 f.), beging er Handlungen und erließ Gesetze, die von einem zerrütteten phantastischen Geiste Zeugnis gaben und seine Regierung zu einer wunderlichen Mischung von Schwärmerei und Thorheit machten. Er verfolgte alle, die seine Religionsgesetze nicht als göttliche Gebote verehren wollten, sowohl die mohammedanischen Sunniten als die Christen und Juden. Ein Aufstand gegen seine religiösen Reformen, gegen die strengen Sittengebote, welche alle persönliche Freiheit vernichteten und den Frauen eine ewige Abgeschlossenheit auferlegten, hatte zur Folge, daß ein Teil von Kairo den Flammen übergeben ward. Besonders haßte er die Juden und Christen, die seine Göttlichkeit verhöhnten, und richtete daher seine ganze Wut gegen die heiligen Orte in Jerusalem. Die Auferstehungskirche, die gemeinsame Andachtsstätte der christlichen Welt, wurde eingerissen, das wunderbare Osterlicht ausgelöscht und viele Arbeit verschwendet, um die Felsengruft, welche das heil. Grab bildet, zu zerstören. Ebenso wütete er gegen die jüdischen Synagogen. Aber wie viele Grausamkeiten von dem tyrannischen Religionsschwärmer begangen wurden, dennoch fand sein Glaubensbekenntnis und sein geheimnisvoller Kultus auf einer Anhöhe in der Nähe von Kairo sechzehnhundert Bekenner, und noch jetzt glauben die Drusen, ein freies und kriegerisches Volk im Libanon, an die Göttlichkeit ihres Religionsstifters Hakem. Der Abgott seiner Verehrer, der Schrecken aller Andersgläubigen, wurde endlich der Kalifenprophet durch die Sendlinge seiner Schwester Sittalmulk ermordet in einem Augenblick, wo er von seiner Wut zurückgekommen und gemäßigteren Ratschlägen sein Ohr zu öffnen schien. Sein rätselhaftes Verschwinden bestärkte seine Verehrer in dem Glauben an seine Göttlichkeit und an seine dereinstige Wiederkehr.

Schiitischer Fanatismus unter Hakem. 996–1021. *1011.*

Nach Hakems Hingang wendete Sittalmulk die Kalifenwürde von Kairo ihrem Neffen Ali Abul Hassan Thaher zu, einem milden, friedliebenden Fürsten, der im Geiste der ersten Fatimidenhäupter regierte. Unter Thahers Sohn Moad Abu Tamin Mustansir begann der Verfall der Fatimidenmacht in Ägypten. Unter ihm und seinen Nachfolgern kamen die Angelegenheiten des Reichs mehr und mehr in die Hände herrschsüchtiger Großbeamten und ehrgeiziger Söldnerführer, welche (anfangs als „Wesire") alle weltliche Gewalt an sich rissen und dem Kalifen von Kairo gleich dem von Bagdad nur die Ehre und den prunkvollen Namen eines „Beherrschers der Gläubigen" ließen, bis sie zuletzt durch die Annahme des Titels Sultan oder „König" (Malek) auch noch den letzten Schein einer Unterordnung ablegten und die Kalifenwürde zu einem Schatten, zu einem geistlichen Amte herabdrückten. Mustansir war ein schwacher Fürst, dessen fast sechzigjährige Regierung in den Trauerannalen Ägyptens ein großes Blatt füllt. Nachdem das Reich zuerst jahrelang durch die Ränke der Mutter des Kalifen, einer Negersklavin, und ihrer Günstlinge und Gegner verwirrt worden und die Wesirwürde als Siegespreis bald dem einen bald dem andern zugefallen war, brachte Hassan Abu Mohammed, von seinem Geburtsort Jazuri genannt, ein

Verfall des ägyptischen Kalifats. Thaher. 1021–1036. Mustansir. 1036–1094.

Mann von bäurischer Herkunft, aber voll Energie und Verstand, alle Gewalt in seine Hand, so daß er sogar seinen Namen neben den des Kalifen auf die Münzen prägen und sich die prunkvollsten Titel beilegen ließ. Übrigens herrschte, solange er an der Spitze der Geschäfte stand, Gesetz und Ordnung im Innern, Kraft und Ansehen nach außen. Ein Friede mit den Byzantinern wurde benutzt, den durch Hakem erzeugten Religionshaß zwischen Christen und Mohammedanern zu mildern. Er gestattete den Wiederaufbau der Grabeskirche in Jerusalem durch griechische Bauleute, und bald stiegen in der heil. Stadt wie in ganz Syrien die zerstörten Kirchen wieder aus ihren Ruinen empor, und die Wallfahrten an den Jordan hatten wieder ihren Fortgang. Als aber Jazuri eines Einverständnisses mit Bagdad beschuldigt als Hochverräter ent- 1057.
hauptet ward, erreichte die Parteiwut in den Hofkreisen und die Zerrüttung im Innern den höchsten Grad. Unwürdige oder unfähige Männer rissen die höchsten Würden an sich, um sie nach kurzem Besitz wieder in andere Hände übergehen zu sehen. Die mit jedem Tage steigende Parteiwut erzeugte endlich einen furchtbaren Kampf zwischen der türkischen Leibwache und den Negerhorden, die des Kalifen Mutter herbeigerufen. Die Türken siegten unter der Anführung des harten und grausamen Abu Ali Naßr Ad- 1067.
daula, eines Hamdaniden. Dieser bemächtigte sich Alexandrias und ganz Unterägyptens, gestattete seinen Söldnern die größten Erpressungen, zwang den Kalifen, ihm und seiner Horde die Schätze von Kairo, die Edelsteine, Perlen und kostbaren Webereien preiszugeben, verschleuderte die wertvolle Kalifenbibliothek und zerstörte die Dämme, Kanäle und alle Anstalten der Kultur, um sich in dem verwüsteten Lande desto sicherer behaupten zu können. Und um das Maß des Elends voll zu machen, gesellte sich zu den Leiden des Vertilgungskrieges noch eine durch mehrjährige mangelhafte Nilüberschwemmung bewirkte furchtbare Hungersnot mit ihrer schrecklichen Ge- 1067—1071.
fährtin, der Pest. Der Mangel stieg in dem übervölkerten Lande zu solcher Höhe, daß man umsonst Gold und Edelsteine für ein wenig Mehl feil bot und Menschenfleisch zur gewöhnlichen Speise ward. Alle Sicherheit hörte auf; Diebe und Mörder durchstreiften ungestraft Stadt und Land, die Umgegend von Kairo wurde zur Einöde, der Palast des Kalifen zu einer Räuberhöhle. Mustansir selbst verkaufte alle Kostbarkeiten und Gerätschaften, selbst den Schmuck der Gräber seiner Vorfahren und geriet zuletzt in solche Armut, daß er nur noch eine Matte besaß, um darauf seine täglichen Gebete zu verrichten, und seinen Hunger von Almosen stillte. Seine Frauen liefen mit aufgelösten Haaren und Angstgeschrei aus dem Harem und stürzten vor den Thoren entseelt nieder. Unterdessen rissen sich die entfernten Provinzen von dem Hauptlande los; in Mekka und Medina ließ der Emir für die Abbassiden beten, Syrien und Palästina geriet in die Hände der Türken, die sogar die Grenzen des Nillandes überschritten. Aus diesem jammervollen Zustande wurde Ägypten erst gerettet als Naßr Addaula mit seinen Brüdern und Verwandten das Opfer einer Verschwörung wurde und dann der erwähnte 1073.
Armenier Bedr al Dschemali mit seinem Söldnerheer aus Syrien herbeikam und von dem Kalifen zum Wesir ernannt und an die Spitze der Reichsgeschäfte gestellt 1075.
als „Emir al Dschajusch" (Fürst der Krieger) die äußern Feinde zurückdrängte und im Innern wieder Sicherheit und Ordnung begründete. Mittlerweile hatte der Strom von neuem seine befruchtenden Fluten über die Ufer ergossen; der Ackerbau hob sich wieder und das Land kehrte allmählich zu seinem früheren Wohlstand zurück. Aber Syrien und Palästina blieben in der Gewalt der Turkmenenhäupter, die, wie erwähnt, durch ihre Roheit und Grausamkeit gegen die Christen Veranlassung zu den Kreuzzügen gaben, welche zwei Jahre nach dem Tode des Kalifen und seines Wesirs über die morgenländische Welt hereinbrachen.

Die Kämpfe zwischen den türkischen Emiren im syrischen Lande gaben dem Sohne

Ausgang der Fatimidenherrschaft. Almostali. 1094—1101. Bedrs, Ahmed Afdal, welcher seinem Vater als Emir al Dschajusch folgte, den Plan ein, für den neuen Kalifen Abul Kasim Almostali Jerusalem den Söhnen Ortoks, Ilghazi und Sokman, zu entreißen; aber der von ihm eingesetzte Emir Ifthiakar verlor einige Zeit nachher die Stadt mit der Umgegend an das christliche Pilgerheer. Nur die Küstenstädte, vor allem das feste Askalon, blieben noch in der Gewalt der Fatimiden. Um ihre Eroberung oder Erhaltung floß das Blut der Christen und Mohammedaner. — Mit dem neuen Jahrhundert brachen für Ägypten abermals schwere Zeiten an. Afdal ließ den fünfjährigen Sohn Mostalis Abu Ali

Mansur Amar. 1101—1130. Mansur Amar zum Kalifen ausrufen und herrschte dann als Kriegerfürst eigenmächtig und gewaltthätig. Er häufte unermeßliche Schätze, baute einen großen Palast in Kairo und führte Kriege mit den Franken in Jerusalem, gegen die er umsonst die Küstenstädte zu verteidigen bemüht war. Sowohl Afdal als der Kalife starben eines gewaltsamen Todes. Aber unter beider Söhnen wiederholte sich das bisherige Schauspiel. Bald schwang sich jedoch der Wesir Ahmed Abu Ali vom Mitregenten des

Alhafiz. 1130—1149. Kalifen Alhafiz Ledin Illahi zum Gebieter desselben auf, so daß sogar die Chutba nicht mehr für den schiitischen Kalifen, sondern für den sunnitisch gesinnten Wesir verrichtet ward. Nach Hafiz folgten noch zwei Fatimiden auf dem Kalifenstuhl in Kairo,

Azzafir. 1149—1154. Azzafir (Thafer), genannt der Knabenschänder, unter welchem Askalon von den Kreuzfahrern erobert ward; und nach dessen Ermordung durch seinen Wesir Abbas sein

Isa Alfaiz. 1154—1160. unmündiger Sohn Isa Alfaiz; aber es ist nur ein Wechsel der Namen, die Verhältnisse bleiben dieselben. Die Befehlshaber der Truppen waren die eigentlichen Gebieter, und wenn Verrat und Mord den einen beseitigte, so fand sich schnell ein anderer, der als „König", „Sultan" oder „Emir al Dschajusch" die leere Stelle einnahm und den geistlichen Oberherrn auf den Gebetsdienst beschränkte. Nach dem Tode des letzten Fatimi-

Abded Ledinillah. 1160—1171. den, der den Prunktitel „Stütze der göttlichen Regierung" führte, machte Saladin dem Schattenspiel ein Ende.

Die Stämme in Afrika. (Magrab.) Daß bei dem Verfall der Kalifenmacht in Kairo die entfernten Stämme in Nordafrika nicht lange in Abhängigkeit gehalten werden konnten, lag um so mehr in der Natur der Dinge, als hier weniger wie anderwärts die Araber sich an ein seßhaftes Leben gewöhnten, und das Gebirgs- und Wüstenland des Südens ihnen im Falle unglücklicher Kriege stets einen sichern Rückzug bot. Wenn die Küstenstädte, wohin sich fortwährend der Strom der Flüchtigen und Auswanderer aus Spanien und andern Ländern wandte, an dem regsamen Kultur- und Handelsleben anderer Staaten teilnahmen, so führten dagegen die südlichen Stämme, sowohl die Abkömmlinge der eingewanderten Araber als die Berber, die zum Islam bekehrten und der ursprünglichen Wildheit entrissenen Urbewohner, ein freies Beduinenleben, gleichweit entfernt von der Bildung wie von der Üppigkeit und Verweichlichung der Stadtbevölkerung, eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit und stolz auf die Geschlechterfolge ihrer Stämme. Hier wurde es einem streitbaren Fürsten und seinem Stamme leicht durch rasche Eroberung ein großes Reich zu gründen. Trat aber der Stifter vom Schauplatze ab, so löste sich das Ganze durch innere Zersetzung oder äußere Angriffe schnell wieder auf; eine Dynastie verdrängte die andere, und die Einwohner, „zur dauernden Selbständigkeit zu schwach, zur Unterwürfigkeit zu unruhig und herrschbegierig" und zwischen den Kalifaten des Ostens und Westens schwankend und in deren wechselnde Schicksale hineingezogen, verzehrten ihre Kräfte in unaufhörlichen Kämpfen und Stammfehden. So folgten, wie früher erwähnt (V, 161), auf die Aghlabiten von Kairawan die Fatimiden, während im Nordwesten die Dynastie der Edrisiden bald unabhängig, bald im Schutzverhältnis zu den Fatimiden, unter fortwährenden Kämpfen mit den Omejjaden von Andalusien zwei Jahrhunderte lang eine viel bestrittene Herrschaft behaup-

tete. Nachdem endlich die Macht der Edrisiden durch den streitbaren Hadschib Almansur und seinen Sohn Abdalmalek gebrochen und der letzte des Geschlechts, Hasan Ibn Kenus, 986.
in Tanger enthauptet worden war, gelangten die Fatimiden zuletzt in den Besitz des ganzen afrikanischen Küstenlandes, bis auf einige Omejjadenstädte am Meer, so daß, nachdem sie das Nilland erobert, sich ihre Macht von den Berghöhen Syriens bis an den Atlantischen Ozean erstreckte. Aus ihrem Schoße gingen wieder andere Stämme und Dynastien hervor. Als Muiz der Fatimide zur Eroberung Ägyptens auszog, ließ er den Jussuf Ibn Zeiri als Statthalter von Afrika zurück. Seine Nachkommen, die Zeiriden, welche die Würde als Erbteil ihres Hauses ansahen, machten sich bald unabhängig. Bald teilten sie sich in zwei Linien, in die westliche von Fes und in die mittlere von Tunis und Kairawan, welche letztere von ihrem Stifter den Namen Badisiden führte. Die Zeiriden waren die Geißel des Mittelmeeres, wurden aber durch Kämpfe mit den Häuptlingen der Wüste und durch die wechselvollen Kriege gegen die Normannen auf Sizilien so geschwächt, daß sie bereits im zwölften Jahrhundert den Morabethen (Moraviden) erlagen, einem arabischen Nomadenstamme, der arm und unwissend lange an der Grenze der Wüste von Oase zu Oase umherstreifte, bis Abdallah Ibn Jasin, der sieben Jahre lang in Andalusien den Wissenschaften obgelegen, als Lehrer und Missionar unter ihnen auftrat, sie mit dem Islam bekannt machte und bei den beiden Stämmen Lemtuna und Dschedala solches Ansehen gewann, daß das Oberhaupt Jahja Ibn Omar ganz seinem Rat und seinen Eingebungen folgte. Abdallah entzündete in der Brust der Wüstensöhne religiöse Begeisterung, nannte sie Morabethen, d. i. die im Dienste des Glaubens Kämpfenden, und feuerte sie zu Krieg und Eroberung an. Nach Jahjas Tod wurde sein Bruder Abu Bekr weltlicher Herrscher und Kriegsfürst, aber die eigentliche Macht lag in den Händen des Volkspredigers und Volksführers Abdallah, der durch seine begeisterte Beredsamkeit die Gemüter der einfachen und kräftigen Hirtenstämme hinriß und mit religiösem Ungestüm
füllte. Erst nach Abdallahs Tod erhielt Abu Bekr die höchste Gewalt. Er machte 1059.
Eroberungen in Mauretanien und legte den Grund zu dem neuen Herrschersitz Ma-
rokko, den dann sein Vetter und Nachfolger Jussuf Ibn Taschfin, zu dessen Gunsten 1063.
Abu Bekr freiwillig der Herrschaft entsagte, auf den Gipfel der Macht erhob. Bald geboten die Morabethen, von den Abendländern Almoraviden genannt, über das ganze nordwestliche Afrika, als die von den Christen bedrängten Emire von Andalusien sie über die Meerenge riefen. Von ihren Thaten und Schicksalen in Spanien werden wir später hören. Allein auch ihre Macht war nicht von Dauer. Eine schwärmerische Sekte, die Muahedin, bei den Spaniern Almohaden, d. i. Unitarier, genannt, welche Mohammed Ibn Tomrut († 1129) als den Mahdi verehrte, brach aus den Thälern des Atlas hervor, überwältigte das marokkanische Reich und dehnte ihre Herrschaft über Spanien und die afrikanischen Besitzungen der sizilischen Normannen aus.

Unter allen ismaelitischen Sekten trieben die Assassinen oder Assissinen, die in Per- Die Assassinen.
sien und auf den Berghöhen Syriens ihre festen Sitze hatten und durch die gänzliche Entäußerung alles eigenen Willens merkwürdig waren, den religiösen Fanatismus am
weitesten. Nach einem wechselvollen Leben sammelte Hasan, ein fanatischer Schiite, 1090–1092.
in Almut und andern Burgen Persiens eine Anzahl kräftiger Jünglinge um sich, die er durch schwärmerische Lehren zu begeistern und zu unbedingten Werkzeugen seines Willens heranzubilden wußte. Sie wurden Fedai genannt, d. h. solche, die gern ihr Leben opfern für eine heilige Sache. Um seinen Zweck zu erreichen, soll der Prophet nicht nur die mystische Lehre von der Erscheinung der Gottheit im Fleisch, um die durch Irrtum getrübte Wahrheit von Zeit zu Zeit wieder zu reinigen, sondern auch Täuschungen angewendet haben. „Die Jünger wurden durch verschiedene betäubende

Getränke aus narkotischen Pflanzen, namentlich einer Hanfart, eingeschläfert und in einen wahren Zaubergarten gebracht, wo ihnen alle sinnlichen Genüsse im Übermaß geboten wurden, dann brachte man sie, nachdem ihnen ein zweiter Schlaftrunk gereicht worden, wieder an ihre frühere Stelle zurück, so daß sie glaubten im Paradiese gewesen zu sein, und von Sehnsucht nach ähnlichen ewigen Genüssen getrieben, welche nach ihrer Lehre nur durch einen Märtyrertod errungen werden konnten, hatte ihr irdisches Dasein keinen Wert mehr für sie." Von diesem berauschenden Pflanzensaft, Haschisch genannt, der noch jetzt in Konstantinopel und Kairo verkauft wird, damals aber zum erstenmal bereitet und angewendet ward, erhielten die Ismaeliten den Namen Haschischin, den die Abendländer in Assassinen verwandelten. Nach dem Tode Melikschahs, der durch sie herbeigeführt worden sein soll, bemächtigten sie sich der Burg Schahdurr bei Ispahan und gewannen auch in dieser Stadt bald zahlreiche Anhänger. In Syrien brachten sie den Emir Ridhwan auf ihre Seite und gewannen mehrere Städte und Burgen, die ihnen einen sichern Rückhalt boten. Bei der Ankunft der Kreuzfahrer waren sie im Besitz von Haleb. Die Assassinen hatten Geheimlehren und beeidigte Bundesglieder mit allegorischen Zeichen und Symbolen. Dem Befehle ihres Oberhauptes oder Großmeisters, „des Alten vom Berge" (Scheich al Gebel), kamen sie mit blindem Gehorsam und mit größter Todesverachtung nach, verübten mit Kühnheit und List jede ihnen übertragene Mordthat und spotteten der Marter, wenn sie ergriffen wurden. Reiche Beute im Leben und die Hoffnung auf die Seligkeiten eines sinnlichen Paradieses nach dem Tode waren mächtige Triebfedern für verwegene Thaten. Durch ihre Raubzüge und Mordanfälle waren sie der Schrecken der Christen und Sarazenen. Auf ihren unzugänglichen Felsenburgen trotzten die Assassinen allen Angriffen der Seldschukken, deren Fürsten und Wesire stets von ihren Dolchen bedroht waren. Auch der Sultan Mohammed soll durch sie umgekommen sein. Ihr Name diente fortan in vielen abendländischen Sprachen zur Bezeichnung des Meuchelmords.

c. Kultur und Geistesleben der Araber, Perser und Juden.

Natur der Orientalen.

Aus diesen Umrissen ersehen wir, wie unruhig bewegt und wandelbar die mosleminische Welt im Morgenlande auftrat; die Energie des Handelns, welche einst das von der neuen Religion begeisterte jugendliche Volk rasch zu so wunderbaren Erfolgen führte, dauerte auch in der gegenwärtigen Periode noch fort, nur daß sie sich lange in inneren Kämpfen verzehrte, bis sie im Osten und Westen, dort bei den Indern, hier bei den christlichen Westgothen auf religiöse Gegensätze stieß und den früheren aggressiven und erobernden Charakter wieder gewann. Neben dieser Richtung zur Aktion und Bewegung gibt sich auch die Kehrseite der orientalischen Natur, das Versinken in Weichlichkeit und Genuß, die schlaffe, widerstandslose Hingebung an die Reize der Sinne an den üppigen Kalifenhöfen kund. Dieses vielseitige bewegliche Leben der mosleminischen Völker mit der reichen Erscheinungswelt, welche dasselbe auf dem geistigen und gesellschaftlichen Gebiete in ähnlicher Weise zu Tage förderte, wie das heiße Klima der von ihnen bewohnten Länder in der physischen Natur, machte auf die abendländischen Völker einen imponierenden Eindruck, wie daraus hervorgeht, daß trotz des feindlichen Gegensatzes der Abstammung und Religion die christliche Welt so manche Errungenschaft, so manche soziale und sittliche Eigentümlichkeit dem

Erbfeinde entlehnte. In den Kreuzzügen, wo die feindliche und freundliche Berührung und Wechselbeziehung zwischen Morgenland und Abendland den Höhepunkt erreichte, trat dieser Einfluß auf die gesamte Zeitbildung deutlich hervor. Das verfeinerte Rittertum, die Galanterie und der Frauendienst, die Begriffe von chevaleresker Ehre, die Wettkämpfe der Ritter und Sänger um den Preis der Tapferkeit oder der Dichtkunst empfingen, wenn nicht ihren Ursprung, so doch manche Impulse und Anregungen von den Moslems.

Wissenschaftliche Bestrebungen.

Ähnliche Erscheinungen wie das äußere geschichtliche Leben der Sarazenen bietet auch ihr geistiger Bildungsgang dar. Aus dem einförmigen, aber poesiereichen Wüstenleben in die vielgestaltige Kulturwelt geworfen, traten die Araber zuerst als gierige Eroberer auch auf geistigem Gebiete auf. Wir wissen, mit welchem Eifer sie die griechische Weisheit durch syrische und arabische Übersetzungen sich anzueignen suchten; mit welcher Wißbegierde sie an der Hand der griechischen Philosophen, insbesondere des Aristoteles, die Welt der Erfahrung und der Spekulation zu durchdringen und die logischen Gesetze, die ihr Geist bis dahin instinktmäßig befolgt hatte, sich zur klaren Anschauung zu bringen suchten; mit welchem sinnigen Forschungstrieb sie die Gesetze der Natur und des Himmels zu ergründen bemüht waren, wie sie die geographischen Kenntnisse vermehrten, die Heilkunde ausbildeten, die Kunst des Messens und Rechnens übten, durch Beobachtung und Versuche die Erscheinungen der Natur zu erfassen und zu erklären strebten, und einmal aus der Unmittelbarkeit des Naturlebens herausgetreten, mit dem Verstande zu begreifen trachteten, was in und außer ihnen vorging; wie sie auch den Koran zum Gegenstande ihres Nachdenkens machten und als Grundlage der Rechtswissenschaft und der Sprachforschung benutzten, wie sie endlich durch das neue bedeutsamere Leben angeregt, von den Geschlechtsregistern ihrer Familien und Stämme zu größeren geschichtlichen Werken biographischer, ethnographischer und annalistischer Art fortschritten. Alle diese Studien dauerten auch in der gegenwärtigen Periode fort und erweiterten den Gesichtskreis und die Summe des Wissens. Wie verschieden auch die Herrscher in Bagdad, Kairo und Cordova, sein mochten, in der Liebe zur Wissenschaft und zur Poesie, zur Musik und Baukunst wollte keiner dem andern nachstehen, alle setzten eine Ehre darein, berühmte Gelehrte und Dichter in ihre Nähe zu ziehen. Die Herrscherpaläste widerhallten von Liedern, Lautenspiel und Zitherschlag; Sänger und Sängerinnen belebten und erheiterten die gesellige Unterhaltung; reichbesoldete Hofdichter spendeten den Herrschern Lob und Preis, verherrlichten die Feste, priesen die Thaten und Tugenden der Männer, die Schönheit und die Liebenswürdigkeit der Frauen. Die Hebung und Erweiterung der bestehenden Lehranstalten, die Gründung neuer Schulen und Akademien war den Kalifen wie den Sultanen und den Wesiren ein wichtiges Anliegen; bedeutende Männer für die einzelnen Lehrfächer durch großmütige Belohnung und Auszeichnung zu gewinnen und zu

erhalten rechneten sich alle zum Ruhm an. Die Liebe zu den Wissenschaften durchdrang alle Stände. Um den Unterricht eines berühmten Lehrers zu genießen, strömten wißbegierige Jünglinge und Männer nach Bagdad und Bassora, nach Damaskus und Kairo, nach Bochara, Samarkand und nach dem spanischen Cordova.

Schulen und Akademien.

Von der Einrichtung und dem Lehrverfahren der arabischen Schulen und von dem gewöhnlichen Bildungsgang entwirft Wüstenfeld ein anschauliches Bild: „In den Schulen, die mit jeder Moschee verbunden waren, wurde der erste Unterricht erteilt; Lesen, Schreiben, Anfangsgründe der Grammatik, Memoriren alter und neuer Gedichte, Religion durch Auswendiglernen des Korans. Zur weiteren Ausbildung unternahmen die Jünglinge im 16. bis 20. Jahre Reisen und besuchten die berühmtesten Gelehrten, welche ihre Vorlesungen öffentlich hielten; diese betrafen die höhere Grammatik, die Institutionen oder Fundamental-Wissenschaften der Theologie und Jurisprudenz, dann spezielle Teile derselben, wie Dogmatik, Erklärung des Koran, die Traditionen, Philosophie, Logik, Dialektik u. dgl. Obgleich nun die Lehrer größtenteils Privatgelehrte waren, die entweder an einem Orte ihren Wohnsitz hatten oder auf Reisen an verschiedenen Orten längere oder kürzere Zeit verweilten, wo sie ihre Hörsäle eröffneten, so war doch das Lehramt noch an keinen besonderen Stand gebunden, sondern jeder, der die Kenntnisse hatte und den Beruf dazu fühlte, trat als Lehrer auf, hielt seine Vorlesungen öffentlich und unentgeltlich, oder die Zuhörer bezahlten ein freiwilliges Honorar. — Dies Verhältnis hörte selbst da nicht ganz auf, als die Kalifen zur größeren und allgemeineren Ausbreitung der Wissenschaften in den bedeutenderen Städten öffentliche Anstalten gründeten, deren Lehrer vom Staate besoldet wurden. Am berühmtesten waren die hohen Schulen zu Bagdad, Bassora, Bochara, Damaskus und Samarkand. Immer höher stiegen die Anforderungen, die man an diese Bildungsanstalten machte, je mehr die Wissenschaften in allen Teilen ausgebildet wurden, bis einige derselben sich zu förmlichen Akademien erhoben. Bagdad, Nischabur, Damaskus, Kairo erhielten prachtvolle akademische Gebäude, die gewöhnlich nach ihren Gründern benannt wurden. Die meisten derselben waren für die Fächer der Theologie, Jurisprudenz, Philologie und Philosophie bestimmt; für die Naturwissenschaften gab es besondere Anstalten, die Arzneiwissenschaften wurden in den Krankenhäusern gelehrt. Ihre Einrichtung läßt sich mit der der englischen Colleges vergleichen. Die Professoren und Studierenden wohnten in den Gebäuden zusammen und die ersteren bezogen meistens ihren Gehalt aus den damit verbundenen Dotationen. Die Lehrer wurden von den Gründern und nach deren Tode von der Regierung angestellt, und man wählte dazu Männer, die in allen jenen Fächern unterrichten konnten, denn jede Akademie hatte gewöhnlich nur einen Hauptlehrer; einige lehrten zu gleicher Zeit oder nach und nach an verschiedenen Akademien, die in einer Stadt waren; andere wurden von einer Akademie an die andere berufen oder verließen freiwillig eine Anstellung, um eine andere zu suchen; viele versahen zugleich die Stelle eines Kadi. Öfters war ein besonderer Universitätsprediger und jüngerer Lehrer als Repetenten angestellt. Die Vorträge wurden entweder frei oder nach Diktaten oder nach ausgearbeiteten Heften gehalten, welche die Zuhörer nachschrieben. Jede Akademie hatte ihre Bibliothek; sie wurden öfters dadurch bereichert, daß die Professoren sowohl ihre eigenen Werke als auch ihre Privatsammlungen an dieselbe vermachten."

Es liegt nicht in der Aufgabe dieses Werkes die Namen der Männer aufzuführen, die an diesen Lehranstalten als Naturforscher und Mediziner, als Mathematiker und Astronomen, als Rechtsgelehrte, Grammatiker und Schrifterklärer wirkten. Was wir im fünften Bande (S. 214—219) im allgemeinen gesagt haben, gilt auch für diesen

Zeitraum. Man baute auf dem gewonnenen Boden weiter, vermehrte die Resultate durch neue Forschungen und Beobachtungen und schuf neue Methoden. Auch die Philosophie und Theologie fanden eifrige Pfleger, wenngleich die erstere nur auf enge Kreise beschränkt blieb und die letztere dem Geiste des Islam fremd und darum ohne Dauer war. Wir haben schon oben (V, 217) des Alfarabi Erwähnung gethan, des berühmten Arztes, Lehrers und Schriftstellers in Bagdad und Damaskus, welcher an der Hand der Neuplatoniker und des Aristoteles den Versuch machte, durch die Emanationslehre den Zusammenhang der geistigen und materiellen Welt zu ergründen und dadurch der Philosophie eine höhere Richtung gab. Schon ein Jahrhundert vor Alfarabi hat Abu Jussuf Al Kendi, geboren zu Bassora, ein als Arzt, Mathematiker, Astrolog und Philosoph berühmter Schriftsteller, durch einen Kommentar über Aristoteles der arabischen Philosophie die Bahn gezeigt, auf der sie ihre größten Resultate gewinnen sollte. Wir wissen bereits (V, 209), mit welcher Bewunderung die Moslemin für den großen Weltweisen aus Stagira erfüllt waren, von dessen Werken frühe syrische und arabische Übersetzungen angefertigt wurden. Ihnen imponierte das großartige Gedankensystem, das eine reiche Vergangenheit hinter sich hatte und auf der Grundlage eines in vielseitigster Weise ausgebildeten Kulturlebens entstanden war, das ebensowohl ihren Verstand anregte und schärfte, als ihrer Wißbegierde Genüge leistete. Aus den Schriften des Aristoteles schöpften alle arabischen Philosophen von Alkendi bis Averrhoes die Grundideen, die sie dann mit den Lehren des Islam in Verbindung brachten und zur Richtschnur ihrer geistigen Thätigkeit, zur Grundlage und zum Ausgangspunkt ihres Denkens und Forschens machten. „Seine Lehre von der persönlichen Einheit Gottes machte seine Metaphysik den Mohammedanern in vollerem Maße als den christlichen Kirchenvätern annehmbar; seine Physik gab Aufschlüsse auf einem von dem Koran kaum berührten Gebiete und mußte insbesondere als wissenschaftliche Basis der Arzneikunde willkommen sein; seine Logik konnte jeder Wissenschaft und vornämlich jeder nach wissenschaftlicher Form strebenden Theologie als methodisches Werkzeug (Organon) dienen. So fand allmählich der Aristotelismus Eingang, obschon der Koran jede freie Forschung über religiöse Lehren untersagt und den Zweifelnden mit der Hoffnung auf eine Lösung seiner Bedenken am jüngsten Tage abtröstet." Wenn Alfarabi, der mystischen Sekte der Ssufi zugethan, sich neben Aristoteles, seinem Führer in der Logik und in der Methode des Denkens, auch den Spekulationen der Neuplatoniker zur Begründung seiner metaphysischen Lehre von der Emanation aller Geisteskräfte und aller materiellen Substanzen aus einem Urwesen zuwandte, so kehrte Abn Ali al Hosain Ibn Abdallah Ibn Sina (entweder durch eine Korruption von Ibn Sina oder von seinem Geburtsort Afsenna in der Provinz Bochara gewöhnlich Avicenna genannt), Lehrer der Medizin und Philosophie in Ispahan, wieder mehr zu Aristoteles zurück.

Philosophie. — *Al Kendi. † 880.* — *al Farabi. † 950.* — *Ibn Sina (Avicenna). 980–1037.*

Von der Emanationslehre Alfarabis ausgehend ließ Avicenna manche neuplatonische Sätze fallen und veränderte das System seines Meisters dahin, „daß er die Lehre von der Emanation der Materie aus Gott aufgab und in der Hervorbringung der sinnlichen Welt nichts anderes sah als eine Gestaltung des ursprünglichen Stoffes", daß er also mit Aristoteles die Materie für ewig und unerschaffen hielt. Wenn Avicenna somit Gott und Welt als Urwesen aufstellte und beiden Ewigkeit beilegte, so war er doch weit entfernt einen Dualismus zu setzen. Vielmehr unterschied er, vorsichtig bedacht jeden Konflikt mit der Theologie zu vermeiden, zwischen der Ewigkeit Gottes, die kein verursachendes Prinzip habe, und der Ewigkeit der Welt, die kein verursachendes Prinzip in der Zeit habe, sondern von unendlicher Zeit sei, aber doch abhängig von Gott und bedingt durch Zeit, Raum und Bewegung. Gott sei die Urquelle alles Geistigen, aus ihm gehe der reine Verstand, die Intelligenz, und

die bewegende Seele hervor, von denen dann wieder durch die verschiedenen Himmelssphären hindurch die Kette der Ausflüsse bis auf unsere Erde herabreiche. Dieser Prozeß sei ein ewiger; die Verbindung des Menschengeistes mit der Gottheit geschehe durch eine zweifache Entwickelung unseres potenziellen Verstandes zur Aktualität, die eine, gewöhnliche, durch Unterricht und Studium, die andere, seltene, durch unmittelbare göttliche Erleuchtung.

Avicennas philosophische Schriften, frühe ins Lateinische übersetzt, erlangten im Abendlande großes Ansehen. Sein medizinischer Kanon diente Jahrhunderte lang als Grundlage des Unterrichts. Sein Leben war unruhig und bewegt, seine Sitten nicht immer lobenswerth. „Er war im Übermaß der Liebe und dem Wein ergeben; nach seinen Vorlesungen ließ er Sänger und Spielleute kommen und hielt mit seinen Schülern Zechgelage. Erst als er auf einem Kriegszuge seinen Tod nahen fühlte, bereute er, verteilte seine Reichtümer unter die Armen und suchte den Trost seiner Religion."

Algazel. 1059—1111. Viele gläubige Mohammedaner mochten in der aristotelischen Philosophie eine Gefahr für den Islam erkennen. Daher trat mit der Zeit eine wissenschaftliche Reaktion hervor, welche die Lehren der Philosophie selbst benutzte, um die antireligiösen Bewegungen in derselben zu bestreiten und durch skeptische Gründe dem alten Glauben neue Stützen zu gewinnen. Der erste, der sich dieser Aufgabe unterzog, war Abu Hamed Mohammed Algazal, geb. 1059 zu Ghazzalah in Chorasan, zuerst Lehrer in Bagdad, dann mehrere Jahre in Syrien als Ssufi in mystischer Kontemplation lebend, endlich nach einer zweiten Lehrthätigkeit in Nischabur in Tus 1111 gestorben. Algazal behandelt in seiner Schrift „die Zielpunkte der Philosophen", die philosophischen Lehren nach Alfarabi und besonders nach Avicenna, um sie dann in der dazu gehörigen Schrift „Widerstreit der Philosophen" einer destruktiven Kritik zu unterwerfen, in den „Fundamentalsätzen des Glaubens" seine positiven Ansichten darzulegen, und in der „Wiederbelebung der Religionswissenschaft" und der Abhandlung: „O Kind!" für die Glaubens- und Sittenlehre des Islam in die Schranken zu treten.

„Algazal ließ es sich besonders angelegen sein, da die Menschen seiner Meinung nach zu seiner Zeit zu zuversichtlich lebten, Furcht vor den Strafgerichten Gottes zu erwecken. Von den religiösen Dogmen verteidigt er gegen die Philosophen insbesondere die zeitliche Schöpfung der Welt aus nichts, die Realität der göttlichen Attribute und die Auferstehung des Leibes, wie auch die Wundermacht Gottes im Gegensatz zu dem vermeintlichen Kausalgesetz." Während seines Lebens als Ssufi scheint er sein Hauptwerk „die Wiederbelebung der Religionswissenschaften" verfaßt zu haben. Auch Algazels Werke wurden im Mittelalter viel gelesen und teilweise übersetzt.

Die arabische Philosophie in Spanien. „Der Erfolg des Skeptizismus Algazels war im Oriente der Triumph einer unphilosophischen Orthodoxie; nach ihm sind dort keine namhaften Philosophen mehr aufgekommen." Dagegen blühte im elften und zwölften Jahrhundert unter den Moslems in Spanien und Afrika, sowohl den Almoraviden als den Almohaden, die Philosophie neu auf, so sehr auch die letzteren, von Algazals Lehren begeistert, sich anfangs der spekulativen Geistesthätigkeit abhold zeigten. Nachdem Ibn Badscha, von den Abendländern Avempace genannt, geboren zu Saragossa, als Arzt, Mathematiker, Philosoph und Dichter gefeiert, in seiner Schrift „Leitung des Einsamen" das allmähliche Aufsteigen der Geistes- und Seelenthätigkeit vom instinktiven Verfahren zur vollendeten Selbst- und Gotteserkenntnis nachgewiesen; sein jüngerer Zeitgenosse Ibn Tophail aus Cadiz, ein in Spanien und Marokko nicht minder berühmter Arzt, Gelehrter und Dichter, in dem philosophischen Roman „Haji Ibn Jakdhan",

Avempace. † 1138.

Ibn Tophail. 1100—1185.

welcher in der deutschen Übersetzung den Titel „der Naturmensch“ führt, den Grundgedanken „einer stufenweisen Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten bis zur Gemeinschaft seines Intellekts mit dem Göttlichen“ dargelegt, ging Ibn Roschd (Averrhoes), der berühmte Kommentator des Aristoteles, noch einen Schritt weiter, indem er, des Aristoteles Lehre von dem passiven und aktiven Verstande in einem dem Pantheismus sich annähernden und die individuelle Unsterblichkeit ausschließenden Sinne deutend, „nur einen der gesamten Menschheit gemeinsamen aktiven Intellekt anerkennt, der in den einzelnen Menschen vorübergehend sich partikularisiere, aber jede seiner Emanationen wiederum in sich zurücknehme, so daß sie nur in ihm der Ewigkeit teilhaftig werde“. Averrhoes. 1105–1198.

Der „Haji Ibn Jakdhan“ ist eine kritisch-skeptische Polemik gegen die monotheistischen Religionssysteme und gegen das Verfahren der Religionsstifter, aus Rücksicht für die unwissende, gedankenscheue Menge die tiefsinnigen spekulativen Grundlehren durch ein Gewebe von werkheiligen Handlungen und äußerlichem Gesetzesdienst zu verhüllen, die Gewissen zu binden und gefangen zu nehmen durch religiöse Vorschriften und Gebote. Nicht in der Mehrung und Vertiefung des Wissens von Gott, der Erkenntnis der geistigen Schöpfungs-, Lebens- und Erhaltungskraft erblicke der große Teil der Menschheit das Wesen der Religion, sondern in der genauen Erfüllung der vorgeschriebenen symbolischen Handlungen und der überlieferten Satzungen. — Wenn Ibn Tophail in dem Naturmenschen, den er, wie Rousseau, als ein außergeschichtliches ursprüngliches Ideal faßt, Gott und die Welt auseinander hält, das geistige Leben als eine „Abspiegelung der Gottheit“ denkt und eine Materie voraussetzt, „an welcher sich der Strahl des göttlichen Lichtes brechen soll“, so sucht sein Zeitgenosse Ibn Roschd, der Sohn einer angesehenen Beamtenfamilie in Cordova, hochgeehrt wegen seiner umfassenden Kenntnisse und hohen Verstandes diesen Dualismus durch die Verbindung beider Urprinzipe, der Gottheit als der reinen Form und der Materie zu versöhnen. Zuerst als Richter in Sevilla und Cordova thätig, wurde er durch Tophail dem Kalifen Jakub Jussuf, einem Freund der aristotelischen Philosophie, empfohlen und gewann dessen Gunst in solchem Grade, daß ihn dieser zu seinem Leibarzt erhob (1182). Auch Jussufs Sohn und Nachfolger Jakub Almansur war dem Philosophen anfangs hold, bis es der strenggläubigen Partei gelang, in demselben den Verdacht zu erwecken, die Philosophie gereiche der Religion zum Schaden. Nun wurde Ibn Roschd seiner Würden beraubt und aus Cordova verwiesen; er begab sich nach Marokko, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte. Gegen das Studium der griechischen Philosophie ergingen Verbote. — Averrhoes hat über Medizin und Astronomie geschrieben; den größten Ruhm jedoch erwarb er sich durch seine philosophischen Schriften, insbesondere seine Kommentare und Abhandlungen über Aristoteles, dem er, obwohl er ihn nur in Übersetzungen zu lesen vermochte, die unbedingteste Verehrung zollte; der griechische Weltweise ist ihm „der Begründer und Vollender der wissenschaftlichen Erkenntnis“; er betrachtet ihn als den Menschen, „den Gott unter allen den höchsten Gipfel der Vollkommenheit habe erreichen lassen“. Nach Averrhoes ist die Philosophie der höchste Zweck des Menschen; sie vermittelt die Verbindung der menschlichen Vernunftfähigkeit oder des „passiven Intellekt“ mit der thätigen Vernunft in der Gottheit, dem einen „aktiven Intellekt“, „der sich bei dem Eingehen in die Vielheit der Seelen in diesen partikularisiere, wie das Licht an den Körpern sich in die Farben zerlege“. An der Philosophie bildet sich nach ihm die Vernunftfähigkeit der Menschenseele zur wirklichen Vernunft fort, die mit jenem göttlichen Intellekt eins sei, „der das Erkennen bewirke, wie die Sonne durch ihr Licht das Sehen“, und in den unser eigenes geistiges Sein einzugehen bestimmt sei, so daß „nach dem Tod unser νοῦς zwar fortexistiere, aber nicht als eine individuelle Substanz, sondern als ein Moment des universellen Verstandes“. Da diese Stufe doch nur wenigen Erleuchteten erreichbar ist, so fordert Averrhoes, daß man sich im prak-

Ibn Tophails „Naturmensch“.

Ibn Roschds Leben und Schriften.

tischen Leben an die bestehende Religion halte, besonders an den Islam, der ihm als die vollkommenste gilt, daß man vom Glauben zur philosophischen Erkenntnis auffsteige. „Die Religion enthält ihm die philosophische Wahrheit unter der Hülle der bildlichen Vorstellung; durch allegorische Deutung geschieht der Fortgang zur reineren Erkenntnis, während die Masse an den Wortsinn sich hält. Die höchste Stufe der Einsicht ist das philosophische Wissen; in der Vertiefung der Erkenntnis liegt die dem Philosophen eigentümliche Religion; denn man kann Gott keinen würdigeren Kult darbringen als den der Erkenntnis seiner Werke, wodurch wir zur Erkenntnis seiner selbst nach der Fülle seines Wesens gelangen."

Religionswissenschaft. Auch auf die Entwickelung und Ausbildung der Glaubenslehren des Islam übte die aristotelische Philosophie Einfluß. Wir haben früher gesehen, wie die beiden großen Glaubenskreise der Sunniten und Schiiten wieder in eine Menge Sekten auseinandergingen. Die Tradition legte dem Propheten selbst den Ausspruch in den Mund: „Meine Gemeinde wird sich in 73 Sekten spalten; eine einzige davon wird selig, die andern gehen zu Grunde." Die meisten inneren Kriege gingen aus dem Widerstreit der religiösen Meinungen hervor, und das Streben der Kalifen, die Einheit des Bekenntnisses zu erzwingen, mehrte nur die Spaltungen. Je mehr die aristotelische Philosophie das Geistesleben der Araber durchdrang und beherrschte, desto mehr wurden auch die Gesetze und Resultate des großartigen Gedankensystems auf die Lehre des Koran angewendet. Wenn sie anfangs in freudiger Begeisterung das fremde System sich zu eigen machten und die Glaubenslehren des Islam damit in Übereinstimmung zu setzen suchten, so gewahrten sie doch bald die große Kluft, die den mohammedanischen Monotheismus von dem Gottesbegriff des griechischen Weltweisen trennte. Die Orthodoxen. Die Rechtgläubigen wandten sich daher mit der Zeit von ihm ab und bedienten sich der durch das Studium seiner Werke erlangten Waffen zur Aufrichtung einer scholastischen Theologie, welche die Glaubenslehren des Koran zergliederte und erläuterte ohne den Inhalt anzutasten und sich begnügte, die für das kirchliche und staatliche Leben nötigen religiösen und gesetzlichen Vorschriften aufzustellen, während die Mutazeliten oder Freidenker die starre Orthodoxie zu durchbrechen und den Islam mit frischen Bildungselementen zu durchsäuern versuchten und die Ssufi, gleich den christlichen Mystikern, dem toten Formelwesen der Schulweisheit die innere Reinigung des Herzens entgegenstellten und die wahre Gottesverehrung im lebendigen unmittelbaren Verkehr des von der Welt abgezogenen Gemütslebens mit Gott erblickten.

Mutazeliten. Ssufi.

Sowohl bei den spekulativen Theologen, den „Lehrern des göttlichen Wortes" (Motakhallim), als bei den eigentlichen Philosophen bildete die Gottesidee und das Verhältnis der Gottheit zum Menschen den Mittelpunkt aller Gedankenthätigkeit. Während sich aber die Philosophen mehr und mehr von der positiven Religion abwandten, sich über die Lehren und Vorschriften des Koran wegsetzten oder nur aus Rücksicht auf die unphilosophische Menge sich äußerlich denselben akkommodierten, ging das Hauptbestreben der Mutazeliten dahin, „die Resultate der wissenschaftlichen Forschung mit dem Glauben zu versöhnen, das Gesetz, das auf viele Fragen nur ungenügende Antwort erteilte, durch Philosophie zu reinigen und zu ergänzen", gerieten die Ssufi, mehr in Ahnungen als in klaren Begriffen sich bewegend, von der praktischen Forderung einer Hingebung des ganzen Menschen an die Gottheit zu pantheistischen Spekulationen, die jedoch weniger in wissenschaftlicher Prosa als in der Dichtung ihren Ausdruck fanden und mehr bei den Persern als bei den Arabern heimisch waren. — Es wurde schon oben (V, 214) angegeben, daß der Widerstreit der Religionsparteien sich hauptsächlich um das Wesen und die absolute Einheit Gottes, um Prädestination (Fatalismus) und freien Willen und um die ewige oder erschaffene Natur des Koran drehe, ferner ob Gott Urheber des Bösen sei. Mit diesen tiefsinnigen Fragen beschäftigten sich auch in dieser

Periode die arabischen Weltweisen und Theologen mit großem Scharfsinn und dialektischer Gewandtheit im Analysieren allgemeiner Gedanken.

Mit dem Heraustreten der Araber aus dem Naturleben in größere geschichtliche Lebens- und Kulturkreise nahm auch die Poesie einen andern Charakter an. Es wurde früher dargethan (V, 224 ff.), wie die frische, naturkräftige Lyrik unter den Kalifen in eine schmeichelnde Hofdichtung und in eine didaktische Schuldichtung überging und den Mangel an innerer Gediegenheit durch kunstvolle Form, durch bilderreiche, mitunter schwülstige Sprache, durch Schmuck der Rede und andere äußerliche Vorzüge zu ersetzen suchte, eine Entartung, die schon in den Elegien Mutanebbis, des größten arabischen Dichters, wie ihn v. Hammer nennt, und noch mehr bei seinem Nachahmer und Erklärer, dem freigeistigen philosophischen Dichter Abul Ala, dem Verfasser der Gedichte „das Feuerzeug“ und „das nötige Überflüssige“, zu bemerken ist. „Die Leidenschaft für Sprachkünste und grammatische Subtilitäten hat den arabischen Dichtern des Orients wie des Occidents oft Verse diktiert, deren einziges Verdienst in der überwundenen Schwierigkeit der Sprache und Metrik besteht, die von seltenen, ohne einen Kommentar nicht verständlichen Worten und Wendungen wimmeln und nur als eine sinnreiche Silbenzusammenstellung angesehen werden können, in der man einen poetischen Gehalt nicht suchen darf. Dazu kommt die Sucht zu weithergeholten Gleichnissen und Metaphern, seltsamen Antithesen und hyperbolischen Ausdrücken aller Art.“ — Wir wissen, wie sehr Poesie und Kunst an den Kalifenhöfen geschätzt wurden und wie auch die Kriegsfürsten, die allmählich das weltliche Regiment in Bagdad und Kairo, in Gasna und zeitweise auch in Cordova an sich rissen, und die mächtigen Wesire beider diese Neigung teilten. Dichterische und künstlerische Talente bahnten den Weg zu Ehrenstellen und Reichtümern. Nicht nur Schriftgelehrte, Hofleute und Staatsbeamte, wie der unglückliche Kassidendichter Ibn Ali Toghrai von Bagdad, der in dem Bruderkrieg zwischen den Seldschukkenhäuptern Mahmud und Masud nach der Schlacht bei Hamadan auf Befehl des ersteren enthauptet ward, selbst die Fürsten, die Glieder der Herrscherhäuser, die Wesire und andere hochgestellte Persönlichkeiten gaben sich mit Kunst und Poesie ab, strebten nach dem Ruhme, als Dichter zu glänzen oder als Gönner der Dichtkunst verherrlicht zu werden. Es ist daher begreiflich, daß die Zahl der arabischen Dichter ins Unermeßliche anwuchs und daß die Kunst selbst immer mehr den Ton schmeichelnder Lobpreisung anschlug.

Dichtkunst a) bei den Arabern.

Toghrai. † 1121.

Die meisten und besten Gedichte der Araber waren Gelegenheitsgedichte oder Improvisationen, Erzeugnisse des Augenblicks, Ergüsse einer gehobenen Stimmung, eines elegischen oder freudigen Gefühles. Die Liebe zu Saitenspiel und Gesang begleitete die Söhne der Wüste in die eroberten Länder, in die neuen Weltstädte; daher blieb die Lyrik auch stets die einzige Gattung, die mit Lust und Erfolg gepflegt ward. Neben den Ghaselen und Kassiden, dem altnationalen Volksgesang, neben den Liedern der Liebe und der Natur voll sinnlicher Kraft und Anschaulichkeit in Blumenlesen („Divan“) gesammelt, blühte nur noch die Spruch- und Lehrdichtung, jene gnomische und didaktische Poesie, welche der orientalischen Natur besonders zusagte und daher im Morgenlande von jeher heimisch war, und die ihr verwandte Fabeldichtung (V, 211). In den Spruchsammlungen von Meidani, al Mokri, Abul Kasem, Abu Madin u. a., in den „goldenen Halsbändern“ von Zamakschari, und in den „goldenen Scheiben“ von Schakruh, sind „alle die Grundwahrheiten und Polarpunkte der Sittenlehre enthalten, wie sie in mannigfaltiger Gestalt in den philosophischen und poetischen Werken der Morgenländer wiederkehren“. Von ähnlicher Tendenz ist das sinnreiche allegorische Gedicht Azzedins „die Vögel und die Blumen“;

Meidani. † 1125. Mokri. † 1020. Abul Kasem. † 1143. Abu Madin. † 1193. Zamakschari. † 1143.

und auch die satirische Poesie ist neben scharfen persönlichen Ausfällen und Schmähungen häufig mit Weisheitssprüchen durchwebt.

Für das Drama war in der mohammedanischen Lebensordnung kein Boden. Sowohl die Lehre des Islam, welche die menschliche Thätigkeit unter den Zwang einer göttlichen Vorausbestimmung beugte, als die Fernhaltung der Frauen vom öffentlichen und gesellschaftlichen Leben standen der Ausbildung der dramatischen Poesie im Wege, und für die Erzeugnisse anderer Völker fehlte ihnen Kunde und Verständnis. Meinte doch der Philosoph Averrhoes die Tragödie und die Komödie der Griechen als die „Kunst zu loben" und die „Kunst zu tadeln" finde sich in den panegyrischen und satirischen Gedichten der Araber. Ebensowenig kam das Epos bei den Arabern zur Ausbildung. Der den semitischen Völkern eigene Mangel an plastischer Gestaltung, an Sinn für die Auffassung der Außenwelt in scharfen und bestimmten Umrissen, das Haften und Verweilen am Einzelnen, das sie einem Ganzen und Allgemeinen nicht unterzuordnen vermochten, stand der Erschaffung höherer Kunstgattungen im Wege. Dagegen bildete sich frühzeitig jene eigentümliche Makamendichtung aus, die nach dem Vorgange von Hamadani durch Hariri von Bassora ihre vollendetste Gestalt erhielt und durch Fr. Rückerts Bearbeitung der deutschen Leserwelt hinlänglich bekannt ist. „Makame," sagt derselbe, „bedeutet einen Ort, wo man sich aufhält und sich unterhält, dann eine Unterhaltung selbst, einen unterhaltenden Vortrag oder Aufsatz, nach unserer Art eine Erzählung oder Novelle. Mehrere dergleichen über einen gemeinsamen Gegenstand und locker zu einem Ganzen zusammengereiht, bilden alsdann, was wir einen Roman nennen könnten." In den Makamen des Hariri erzählt der Dichter unter dem Namen eines Hareth Ben Hemman die Fahrten, Abenteuer und „Verwandlungen" des Landstreichers Abu Seid von Serug. „Die Form ist eine aus gereimter Prosa und Versen gemischte, gleich geschickt zu Ernst und Scherz, bald zu Wort-, Buchstaben- und Rätselspielen zugespitzt, bald lyrisch aufwirbelnd, bald in elegischem Flusse dahinströmend, bald rhetorisch gedehnt, bald gnomenhaft kurz." Die Sprache ist, trotz der übertriebenen Bilder, der unendlichen Wort- und Klangspiele, des spitzfindigen überkünstlichen Ausdrucks voll Anmut und Leben. Alle Stimmungen, Ernst und Scherz, Humor und Ironie, elegische Wehmut und Ausgelassenheit finden darin ihren Ausdruck.

Makame. Hamadani. † 1007. Hariri. 1054–1120.

Rückert bezeichnet drei Makamen, in welchen der innere Lebensgang des Helden und die Teilnahme des Dichters an demselben besonders hervortreten: 1) die vierundzwanzigste: Abu Seid auf dem Gipfel seines Wanderlebens, als sichtbares Oberhaupt eines Weltbürgervolkes von Bettlern und Landstreichern. Er blickt aus seiner lumpigen Majestät mit Wehmut auf einen früheren besseren Zustand zurück, auf ein stilles behagliches Leben, dem er gewaltsam entrissen worden. 2) Die zweiundvierzigste: Abu Seids Testament. Des Landstreicherlebens für seine eigne Person überdrüssig überliefert er dessen Grundsätze, ihre Befolgung einschärfend, seinem Sohne, den er zu seinem Nachfolger auf dem Throne der Bettler weiht. 3) Die Schlußmakame: Abu Seids Bekehrung. Eben im Begriff, die Religion, mit der er so oft sein Spiel getrieben, zu einem letzten Hauptstreich zu mißbrauchen, kommt das Heilige, mitten indem er es verspottet, über ihn, ergreift ihn und führt ihn zurück in das Land seiner Jugend, nach dessen verlorenen Genüssen er sein ganzes Wanderleben hindurch geseufzt hat und das er jetzt als ein allen Genüssen entsagender frommer Büßer betritt. Seine Bekehrung und die Abbüßung seines vorigen Lebens ist so gewaltsam als dieses selbst war.

Märchen und Erzählungen.

Wie die Lust zu Gesang und Saitenspiel so brachten die Araber auch die Liebe zu Märchen und Erzählungen aus der Wüste in die fremde Welt mit. Es ist

bekannt, wie die Wanderhirten in der alten Heimat sich an Erzählungen und Sagen ergötzten, wie sie in den sternenhellen Nächten beisammen saßen und sich von alten Geschichten unterhielten. Dieser Hang fand reiche Nahrung, als die Moslems nach Iran und an den Indus vordrangen, wo der Strom der Sagen so mächtig floß. Die berühmte Märchensammlung, die unter dem Namen „Tausendundeine Nacht" in der ganzen Welt bekannt ist, besteht größtenteils aus Erzählungen, welche die Araber in Persien und Indien kennen lernten und, nachdem sie sich lange an dem mündlichen Vortrage derselben ergötzt, in ihre Sprache übersetzten. Die strengen Anhänger des Islam mochten von der Begierde, womit sich die Moslems in die bunte Wunderwelt des Ostens versenkten, Gefahr für die mohammedanische Religion fürchten; zur Hebung und Kräftigung des Nationalgefühls wurden daher die Sagen, die von den Thaten und Schicksalen des Dichters Antar, seiner Tapferkeit und Freigebigkeit, seiner Treue und Liebe zu der schönen Abla im Volke umliefen, gesammelt und zu einem bändereichen Helden- und Ritterroman verarbeitet, der fort und fort als Stoff zu Erzählungen an öffentlichen Versammlungsorten diente. Wenn auch eintönig und gedehnt, gibt das Werk doch ein anziehendes und getreues Gemälde des Lebens der Beduinen, reich an epischen Zügen.

Tausend und eine Nacht.

Der Heldenroman Antar.

Mit den Kalifenhöfen von Bagdad und Kairo, mit den Fürstensitzen von Gasna und Samarkand wetteiferten die Herrscher von Andalusien, wie an Pracht und Luxus der Bauwerke und Gartenanlagen, so an Liebe zu Gesang, Dichtkunst und wissenschaftlichem Streben. Wir werden im nächsten Abschnitt jenes vielgestaltige reiche Leben der pyrenäischen Halbinsel kennen lernen, wo sich die arabische Natur unter den fremden Einflüssen eigentümlich entwickelte, wo die reizende Gegend am Guadalquivir und an der Sierra Morena und Nevada mit ihren Orangewäldern, Lorbeerhainen und Lustgärten zur Dichtkunst und zum Lebensgenuß einlud, wo die Sprache und die Welt der Gedanken und der Phantasie sich freier und reicher gestaltete. Daß auch hier am Omejjadenhofe von Cordova, an den Fürstensitzen von Sevilla, Granada, Toledo, Valenzia das gehobene Kulturleben von einer üppig wuchernden Dichtkunst durchzogen war, wurde schon früher angedeutet. Auch die spanisch-arabische Poesie war durchaus lyrisch und hielt sich anfangs an die Muster der alten Heimat; aber bald führte der veränderte Gesichtskreis in der neuen Heimat auch zu neuen Stoffen, Bildern und Formen. „Andalusier auf dem Höhepunkt geselliger und wissenschaftlicher Kultur, feingebildete Höflinge, die in die Schulen aristotelischer Weltweisheit gegangen waren, konnten nicht mehr denken und fühlen wie rohe Wanderhirten." Der Wein, dessen Genuß dem strengen Mohammedaner versagt war, ward hier ohne Scheu besungen; Liebe und Frauendienst nahmen auf spanischer Erde einen tieferen, innigeren Charakter an, gehoben durch romantische Ritterlichkeit; die Gesänge der Natur wurden weicher und milder unter der Sonne Andalusiens, und die Waffen- und Kriegslieder empfingen andere Motive und Ziele. Und wenn auch die arabische Lyrik des Abendlandes die Fehler teilte, die wir an der orientalischen gerügt haben, wenn sie auch oft, statt dem Gedanken Ausdruck zu leihen und das Herz reden zu lassen, uns mit einem Schwall glänzender Worte und schimmernder Bilder überschüttet, so ist sie doch mannigfaltiger und inhaltreicher.

Die arabische Dichtkunst in Spanien.

„Die arabischen Dichter Andalusiens," heißt es bei Schack, „besingen die Freuden der beglückten und die Schmerzen der unglücklichen Liebe, malen mit den reichsten Farben die Wonnen einer zärtlichen Zusammenkunft und beklagen in leidenschaftlichen Klängen das Weh der Trennung. Die herrliche Natur Andalusiens begeistert sie zum Preise seiner Wälder, Ströme und üppigen Gefilde oder läßt sie sich in sinnende Betrachtung seiner glühenden Sonnenuntergänge und sternenhellen Nächte verlieren, dann aber steigen wieder Erinnerungen

an die alte Heimat ihres Stammes in ihnen auf, wo sie unstät über brennende Sandflächen hinirrten. Schwärmerischer Glaubenseifer bricht wie der Glutwind der Wüste aus ihrem Munde, doch atmen andere ihrer religiösen Gedichte auch milde Andacht und Sehnsucht nach dem Unendlichen. Mit feurigen Worten rufen sie Fürsten und Volk zum heiligen Kriege auf, jubeln den Siegern zu, stimmen über den Gefallenen das Totenlied an und wehklagen über die von den Feinden eroberten Städte, die in Kirchen umgewandelten Moscheen und das Jammerschicksal der Gefangenen, die sich aus dem rauhen Christenlande umsonst nach den blühenden Ufern des Jenil zurücksehnen. Sie preisen die Großmut und Macht der Fürsten, die Pracht ihrer Paläste, die Herrlichkeit ihrer Gärten, ziehen mit ihnen ins Feld hinaus und schildern die blitzenden Schwerter, die mit Blut getränkten Lanzen, die windschnellen Rosse. Weingefüllte Becher, die beim Mahle kreisen, wie nächtliche Wasserfahrten bei Fackellicht werden in ihren Liedern gefeiert; sie beschreiben den Wechsel der Jahreszeiten, die murmelnden Bäche, die im Winde schwankenden Zweige, die Tropfen Taues an den Blumen, den Mondstrahl, der sich auf den Wellen wiegt, und machen Verse auf das Meer, den Himmel und die Plejaden, wie auf Rosen und Narzissen, Orangen und Granaten. Ebenso halten sie Epigramme für jeden der Gegenstände bereit, mit denen ein raffinierter Luxus die Wohnungen der Vornehmen ausschmückte, für Statuetten von Bronze oder Ambra, prächtige Vasen, Brunnenbecken, Mormorbäder und wasserspeiende Löwen. Ihre moralischen und philosophischen Gedichte verbreiten sich über die Flüchtigkeit des irdischen Daseins und die Wandelbarkeit des Glücks, über das Verhängnis, dem kein Mensch entfliehen kann, die Nichtigkeit der weltlichen Güter und den Wert der Tugend und Wissenschaft. Mit Vorliebe verleihen sie kleinen anmutigen Situationen Dauer, indem sie ein nächtliches Stelldichein, eine im Kreise von Sängerinnen verlebte frohe Stunde, eine Schöne, wie sie Früchte vom Baume pflückt, einen jungen Schenken, der den Wein kredenzt, und ähnliches darstellen. Die verschiedenen Städte und Landstriche Spaniens mit ihren Moscheen, Brücken, Wasserleitungen, Villen und sonstigen Prachtgebäuden werden von ihnen verherrlicht. Zahllose ihrer Verse endlich sind durch besondere Vorgänge im Leben der Verfasser, durch bestimmte Anregungen des Moments hervorgerufen, Improvisationen, wie sie die älteste Form der semitischen Poesie ausmachen."

Es wäre zwecklos, die Namen der arabischen Dichter, die in dem kolossalen Werk von Hammer-Purgstalls begraben liegen und von denen sich einzelne Proben und Bruchstücke bei Conde, Dozy und von Schack in Übersetzungen vorfinden, hier anzuführen. Die Poesien der andalusischen Dichter sind wie die gleichzeitigen Gesänge der provençalischen Troubadours nur als Gattung, nur als Denkmale einer nationalen Zeitrichtung merkwürdig. Die individuellen Eigentümlichkeiten sind so gering, daß es genügt, bei den Darstellungen des geschichtlichen Lebens den einen oder andern Dichternamen zu erwähnen.

b) Bei den Persern. Das persische Volk und der zoroastrische Religionskreis waren einst nicht im stande gewesen, den von Begeisterung für ihren neuen Glauben erfüllten Arabern zu widerstehen. Aber aus dem Schoße des unterworfenen Iran erhob sich eine geistige Macht, welche das innere Leben der Mohammedaner allmählich durchdrang und beherrschte. Im Parsismus hatten die Mystik der Ssufi und viele schwärmerische Sekten ihren Ursprung. In gleicher Weise wurde auch die mohammedanische Litteratur durch den Einfluß der persischen und indischen Phantasie- und Sagengebilde aus dem rhetorischen Formalismus und der einförmigen Verstandesrichtung herausgerissen und in den vollen Strom einer reichen Sagenwelt, einer poesiereichen Vergangenheit eingeführt. Als der persische Genius, der seit der Sassanidenzeit schlummerte, durch den religiösen und nationalen Gegensatz und das rasche lebendige Naturell der Araber eine neue Anregung erhielt, zeigte er sich bald so mächtig, daß gegen seine Schöpfungen alles andere, was der Islam hervorbrachte, in Schatten trat. Schon unter den Samaniden, die einem

persischen Fürstengeschlecht entstammten, hat Rudeki die alte Fabelsammlung des Bidpai in Verse gebracht und sich durch „doppelgereimte“ didaktische Gedichte (Mesnevi) und durch Oden und Lieder (Kassiden und Ghaselen) hervorgethan. Auch Kabus aus dem Geschlechte der Dilemiten, Beherrscher von Dschordschan, Tabaristan und Gilan, ein gerechter und gelehrter Fürst, der aber bei einem Aufstand im Kerker getötet ward (1012), war ein großer Gönner der Dichter. Sein Name ist dadurch der Nachwelt erhalten worden, daß sein Enkel Keikawus zu seinen Ehren das „Buch des Kabus“ (Kabusname) gedichtet hat, ein großes ethisches Werk, das im ganzen Orient als eine Art Fürstenspiegel bekannt ist. — Den größten Aufschwung nahm jedoch die persische Poesie unter Mahmud dem Gasnaviden (S. 476). Ihm und seinem Wesire Maimendi gebührt das Verdienst, in allen Geistern den Funken der Poesie zur hellen Flamme angefacht zu haben. Vierhundert Dichter verherrlichten seine Regierung. Er errichtete ein eigenes Hofamt, dem einer der ausgezeichnetsten Poeten als „Dichterkönig“ vorstand. Diesem mußten alle Werke zur Einsicht und Beurteilung vorgelegt werden, ehe sie dem Sultan überreicht werden durften. Anßari, der die altpersische Liebesgeschichte Wamik und Asra neu bearbeitete und seinen hohen Gönner in einer Kasside von hundertundachtzig Distichen pries, bekleidete diese Würde. Die Zierde des Gasnaviden-Hofes war indessen Ishak Ibn Schereffah, genannt Firdusi, d. i. der Paradiesische, der Sohn eines Gärtners aus Tus. Seine mythisch-historische Dichtung Schahname, „das Buch der Könige“, dessen Inhalt und Beschaffenheit wir früher genau kennen gelernt (I, 386 ff. VI., 478), knüpft an die durch Überlieferung in den östlichen Landschaften Irans erhaltene Sagengeschichte der fernsten Urzeit die wirkliche Geschichte Persiens bis zum Untergang des Sassanidenreichs durch die Araber an. Es zerfällt in zwei große Hälften, deren erste, mehr poetische, das heroisch-mythische Zeitalter mit seinem Hauptheros Rustem umfaßt, die zweite, mehr historische, nach Art der Reimchroniken die geschichtlichen Zeiten und insbesondere die Thaten Iskanders (Alexanders) behandelt. „In diesem Epos“, sagt der neueste Übersetzer Fr. v. Schack, „besitzen wir eines der größten Werke, welche die vereinte Dichtungskraft vieler Generationen geschaffen und einem mächtigen Genius, dem der Ruhm der schließlichen Feststellung vorbehalten war, überliefert hat.“ Firdusi hat die in Schriftwerken und im Munde des Volks erhaltenen Traditionen der Heldenzeiten und Heldenlieder des alten Iran mit schöpferischem Geist ergriffen und zu einem umfassenden Ganzen kunstvoll vereinigt. „Nicht eine einzelne Begebenheit, sondern den ganzen Weltlauf will er schildern, wie derselbe in der Seele des Persers sich spiegelt; durch Jahrhunderte rauscht der Strom seines Gesanges und trägt eine Fülle thatenreicher Gestalten auf seinen Wellen; aber alles ist umspannt durch die gemeinsame religiöse Idee vom Kampf des Lichts mit der Finsternis, des Guten mit dem Bösen, Irans mit Turan, und der Held Rustem, der als Jüngling, Mann und Greis wie ein orientalischer Cid unter mehreren Königsgeschlechtern der hervorragende Streiter ist, bildet den persönlichen Mittelpunkt der Sagenpoesie, wie im zweiten Teil, wo der Dichter den hellern Zeiten der Geschichte sich zuwendet, dies Alexander der Große thut, den die Perser sich dadurch aneignen, daß sie die makedonische Königstochter ihrem eigenen Fürsten vermählt, aber von ihm verstoßen werden lassen; die Frucht der Brautnacht jedoch ist der griechische Heldenjüngling, der also auf den persischen Thron das erste Recht hat und durch Persiens Eroberung von seinem eigenen Reich Besitz nimmt.“ Firdusi wird als der persische Homer gepriesen; er steht aber an Einfachheit und epischer Klarheit hinter dem Sänger der Ilias weit zurück.

Rudeki. Keikawus. Anßari. Firdusi.

Der Orientalist v. Hammer-Purgstall hat in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ mit einer Blütenlese aus 200 persischen Dichtern (Wien 1818 in 4°)

die persische Dichtkunst vom neunten bis ins vierzehnte Jahrhundert in sieben Zeiträume eingeteilt und jeden an einen bedeutenden Dichternamen geknüpft. 1. Episches Zeitalter oder Zeitalter des Firdusi von 913—1106. 2. Der zweite Zeitraum von 1106—1203 mit merklichem Einfluß des Arabischen auf die persische Sprache, schließt sich an den lyrischen Panegyriker Enweri und den romantischen Epiker Nisami an. Die Seldschukken und ihre Reichsverweser oder Artabeken waren gleichfalls Gönner und Freunde der Wissenschaften, der Dichter und Gelehrten und unterließen nichts, durch große Belohnungen die Verkündiger ihres Ruhmes an sich zu locken. Aber die fürstliche Freigebigkeit wirkte ungünstig auf die Poesie. Die Dichter sanken zu Lobrednern herab und erkauften Gold mit Schmeicheleien und maßlosen Lobeserhe- Enweri. † 1152. bungen. Ewhadeddin Enweri aus Balch machte sich besonders durch Kassiden und Ghaselen berühmt. „In der Ghasele, die bloß Wein und Liebe, sinnliche oder übersinnliche, besingt, greift der Sänger aus seinem eigenen Busen den unerschöpflichen Schatz von immer frischen Bildern und immer neuen Ausdruck derselben Empfindung; aber in der panegyrischen Kasside, die immer und ewig nur die Macht der Sultane und die Weisheit der Wesire preist, würde der Dichter bald verstummen, wenn ihm nicht die reiche Vorratskammer historischer Kenntnisse und mythologischer Anspielungen zu Ge- Senaji. † 1180. bote stände." Enweris Zeitgenosse, Senaji von Gasna, nahm eine edlere Richtung, indem er in seinem mystischen Werk Hadika oder der Ziergarten die Einheit Gottes, die Selbstverleugnung und Erkenntnis ewiger Wahrheiten im Geiste der Ssufi, denen er angehörte, zu ergründen und darzustellen sucht. Seine Grabstätte in Gasna ist noch heute ein Wallfahrtsort. Einen merkwürdigen Gegensatz zu ihm bildet Omar Chiam, der große Astronom aus Nischabur, der Dichter der Freigeister und Religionsspötter. Watwat. † 1122. Radschid Watwat, Hofdichter bei dem Schah von Chowaresmien, verfaßte unter dem Namen „Zaubergärten" eine Metrik und Poetik, die sich bis jetzt in Ansehen erhalten Nisami. † 1180. hat. Das glänzendste Gestirn dieser Periode aber war Nisami aus Gendsch (eig. Abu Mohammed Ibn Jussuf Scheich Nisameddin, auch Motarasi genannt). Er erreichte seinen größten Ruhm in der Gattung der romantisch-epischen Dichtung. Fünf seiner Gedichte: „Chosru und Schirin", „Leila und Medschnun", „die sieben Schönheiten", „das Buch Alexanders" und ein Gedicht moralischen Inhalts, „das Magazin der Geheimnisse", wurden unter dem Titel: „die fünf Schätze", auch bloß „Chamse", der Fünfer, genannt, gesammelt und bildeten das Vorbild für alle folgenden Epiker. Als ein hohes Verdienst muß es dem Dichter angerechnet werden, daß er dem Weibe eine höhere Stellung anweist. Nisamis Liebesgeschichten ergreifen und rühren unser Gemüt und sprechen ebenso sehr zum Herzen als zu der Einbildungskraft. Außer diesen romantischen Gedichten hat Nisami auch noch einen Diwan von etwa 20,000 Versen hinterlassen. Das Grabmal des Dichters befindet sich in seiner Vaterstadt Gendsch.

Der dritte Zeitraum der persischen Dichtung fällt in das dreizehnte Jahrhundert und wird als das mystische und moralische Zeitalter bezeichnet. Wir werden später die Jahre der Not und Bedrängnis kennen lernen, welche durch den Einfall der Mongolen über die Völker Asiens hereinbrachen, als die Kulturstädte Samarkand und Bochara verheert wurden, die Gelehrten unter dem Schwerte der wilden Eroberer bluteten, das Kalifat von Bagdad seinen Untergang fand, der Koran von den Hufen der Pferde zertreten und der Fortbestand der ganzen persischen Nationalität in Frage gestellt ward. Es war natürlich, daß in solchen Zeiten des Schreckens der denkende und dichtende Geist sich von der trostlosen Außenwelt in das Innere zurückzog, daß die mystisch-kontemplative Seelenrichtung, wie sie der Sekte der Ssufi beiwohnte, die Herrschaft über die Gemüter erlangte, und wir können es leicht begreifen, wie nach dem Vorgange Ferideddin Attar. † 1226. Ferideddin Attars, des Verfassers der „Vögelgespräche" und des „Buches der

Geheimnisse", der größte Dichter der Zeit, der tiefsinnige Dschelaleddin Rumi, in der pantheistisch-beschaulichen Geistesrichtung des von ihm gestifteten Ordens der Mewlewi Trost gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens suchen und in seiner tiefsinnigen Dichtung „Mesnevi" sich ganz in das All versenken, „in der Vereinigung mit der Gottheit auf dem Wege des beschaulichen Lebens durch Gleichgültigkeit gegen alle äußere Form und durch Vernichtung seines Ichs" sein inneres Glück finden konnte. Erst mit seinem jüngeren Zeitgenossen Saadi tritt die Realität wieder in ihre Rechte ein, erhält die mystische Vertiefung einen Gegensatz und ein Korrektiv an der praktischen Lebensphilosophie des „Gulistan" und „Bostan", des Rosen- und Fruchtgartens, und an der Sinnlichkeit seiner lyrischen Gedichte. „In diesen beiden Dichtern spiegelt sich der durch die großen Begebenheiten begründete Charakter ihres Zeitalters, wiewohl unter verschiedener Strahlenbrechung, treu und vollkommen ab; in Dschelaleddin die innere Zurückgezogenheit des Geistes, der, unter dem äußeren Schwalle der Mongolensintflut erliegend, sich in die Tiefen des inneren beschaulichen Lebens zu retten sucht, und in Saadi, der in den Kreuzzügen für den Glauben der Väter wider die Franken gestritten und bei ihnen gefangen gewesen war, der erste Anstoß europäischer Bildung auf morgenländische, durch klare Besonnenheit und kältere Einbildungskraft."

Dschelaleddin Rumi. † 1273.

Saadi. † 1291.

An dem Geistesleben der Araber nahmen auch die stammverwandten Juden Teil. Wir haben gesehen, wie hoch jener Rabbi Akiba, der bei dem Aufstande der Juden unter Kaiser Hadrian den Märtyrertod starb, im Andenken des Volkes geehrt ward (IV, 286—288). Er war der letzte standhafte Verfechter des Gesetzes im Sinne der Pharisäer. Die Mischnah, die einige Jahrzehnte nach seinem Tode in Palästina zusammengestellt und von Rabbi Jehuda dem Heiligen um 220 vollendet wurde, hatte den Zweck, die alte Lehre des Gesetzes mit Zusätzen und Erläuterungen aus der Überlieferung und den bestehenden Gebräuchen vermehrt den nachgebornen Geschlechtern in der Zerstreuung zu bewahren. Etwa zwei Jahrhunderte später wurden die Aussprüche der Schriftgelehrten und Gesetzeskundigen, wie sie sich mittlerweile in den Schulen, besonders Babyloniens weiter entwickelt und ausgebildet, in der Gemara, d. i. Lernen, Erschließen, zusammengefaßt und als Auslegung oder Kommentar der Mischnah beigefügt. Beide Teile unterwarf der gelehrte Rabbi Asche zu Sura in Babylonien einer Redaktion und vereinigte sie dann zu dem großen Gesetz- und Lehrbuch, Talmud, welches bald allgemeine Gültigkeit erlangte. Mit dem Eintritt des Islam in die Geschichte begann auch für das Judentum eine neue Zeit. Gelang es dem Propheten auch nicht von den Juden als Messias anerkannt und verehrt zu werden, so leisteten sie doch, von dem instinktiven Gefühle nationaler Verwandtschaft geleitet, der Herrschaft der Araber allenthalben Vorschub und standen dem Christentum gegenüber stets auf ihrer Seite. Sie beteiligten sich an ihren wissenschaftlichen Forschungen und an der Pflege der Dichtkunst und des Gesanges. Auch darin glich das Judentum dem Islam, daß im achten Jahrhundert eine tiefe Spaltung eintrat zwischen den Karäern oder Karaiten, die von Anan Ben David gestiftet, die Satzungen des Talmud verwarfen und auf das alte Gesetz der Schrift zurückgingen, und dem Rabbanismus, der, besonders bei dem Denkgläubigen Saadja (Said) Ben Joseph al Fajjumi aus Ägypten „die Übereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben behauptete und die Vernunftgemäßheit der mosaischen und nachmosaischen Glaubenssätze des Judentums zu erweisen unternahm". Ein Mann von ausgedehntem Wissen suchte Saadja in mehreren arabischen Werken Schrift und Gesetzesüberlieferung mit der Vernunft auszugleichen. Die Karaiten nahmen an dem geistigen Leben wenig Anteil, noch weniger die strengen Talmudisten, deren „Schulhäupter" (Gaonim) sich an Gesetz und Tradition anklammerten. Wissenschaft und geistiger Fortschritt zeigten sich nur im

Jüdische Wissenschaft u. Litteratur.

Mischnah.

Gemara.

Talmud.

Saadja. † 942.

Rabbinismus; ihm gehörten die Mathematiker und Astronomen, die Mediziner und Philosophen an, welche, wie der kenntnisreiche Isaak Ben Salomo, gen. Israeli und Juda Ben Koraisch, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, im zehnten Jahrhundert, mit den Arabern um den Preis der Weisheit und Gelehrsamkeit stritten. — Um diese Zeit entstand auch wohl das mystisch-philosophische Buch „die Schöpfung" (Jezirah), welches, mit dem späteren Werk „der Glanz" (Sohar) verbunden, den Grundstock der jüdischen Geheimlehre „Kabbala" bildet. Das Buch Jezirah, das die Sage auf Rabbi Akiba, wie das andere auf seinen Schüler Simeon Ben Jochai zurückführte, entwirft die Grundzüge der Lehre von Gott, den Mittelwesen und den Welten. Es betrachtet die zehn Zahlen und zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabets, „die Elemente des göttlichen Worts, die in die Luft eingezeichnet seien auf der Grenze der intellektuellen und der physischen Welt", als die Basis der Weltseele und der gesamten Schöpfung. Diese galten dann der Kabbala als die 32 Pfade der Weisheit, auf denen sie träumerisch lustwandelte. Die im „Sohar" aufgestellte Lehre, worin die Unkennbarkeit Gottes an sich und die stufenweise Manifestation desselben, des „Alten der Tage", des „Verborgenen der Verborgenen" durch die Emanation dargethan wird, ist seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts im Anschluß an ältere Anschauungen durch Isaak den Blinden und seine Schüler ausgebildet und um 1300 durch einen spanischen Juden (wahrscheinlich Mose Ben Schem Tob de Leon) niedergeschrieben und dann das Ganze im Laufe der Zeit mit späteren Zusätzen und Kommentaren vermehrt worden. Einzelne kabbalistische Grundlehren mögen sehr alt sein und in der Geheimlehre der Essäer (III, 327) ihre Wurzeln haben; „auf die Fortbildung dieser Doktrinen aber haben griechische und besonders platonische Anschauungen, vielleicht schon durch Vermittelung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie und später vermittelst neuplatonischer Schriften einen beträchtlichen Einfluß geübt. In der späteren, ausgebildeteren Gnosis der Kabbala wird die Entstehung der Welt aus Gott emanatistisch als ein stufenweis absteigender Hervorgang des Geringeren aus dem Höheren vorgestellt".

Kabbala.

Die Juden in Spanien.

Unter den Omejjaden in Spanien nahm das Judentum den regsten Anteil an dem arabischen Kulturleben. Während in den christlichen Staaten das Mißtrauen der Kirche, die Vorurteile des Klerus und der Haß der Völker die zerstreuten Judengemeinden niederhielten, bedrückten und von jeder Lebensgemeinschaft ausschlossen, erlangten sie in Spanien nicht bloß Duldung, sondern manche durch Talent und Kenntnisse hervorragende Juden stiegen zu Staatsämtern auf und fanden Gelegenheit, sich als Ärzte, Astronomen, Mathematiker, Philosophen und Dichter auszuzeichnen. Bei Abderrahman III. leitete ein jüdischer Staatsmann, Chasdai Ben Isaak, die auswärtigen Angelegenheiten; er vermittelte nicht nur die Verbindung des Hofes von Cordova mit den Kalifenhöfen von Bagdad und Kairo und mit den mohammedanischen Fürsten des Ostens, er trat sogar mit dem König der Chazaren am Kaukasus in brieflichen Verkehr. Unter seinem Schutze verfaßte der fleißige Gelehrte Menachem Ben Saruk das erste hebräische Wörterbuch, den Anfang und die Grundlage der grammatischen und lexikographischen Studien, die durch seinen Schüler Juda Chajug (Abu Sakaria Jahjah) und dessen Nachfolger Jona Abulwalid zu hoher Blüte gelangten, und der scharfe Kritiker Dunasch Ben Librat, Menachems Gegner, wandte die arabischen Versmaße in hebräischen Gedichten an. Ein Jahrhundert später stieg ein Hebräer aus geringem Stande, Samuel Ha-Levi, genannt Ha-Nagid, der Fürst, am Fürstenhofe von Granada zur Würde eines Wesirs empor, wo er im Jahre 1055 starb, hochgeehrt als Staatsmann, Talmudist, Schulhaupt und Verfasser gelehrter Schriften und zahlreicher hebräischer Dichtungen. — Eine hervorragende Stel-

Chasdai.

lung in der semitischen Kultur nahm der spanische Jude Salomon Ibn Gabirol ein, den die christlichen Scholastiker für einen arabischen Philosophen hielten und unter dem Namen Avicebron anführten. Dichter und Philosoph hat er auf seine Zeit- und Glaubensgenossen einen bedeutenden Einfluß geübt. Noch jetzt erklingen seine Lieder in den jüdischen Gotteshäusern, und sowohl in vielen Gedichten, als in seiner durchs ganze Mittelalter vielgelesenen, ins Lateinische übersetzten Schrift „der Quell des Lebens" bewährte er eine kühn aufstrebende, mit sich ringende Natur im Geiste der Neuplatoniker. Seine Lehren sind nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die spätere Ausbildung der Kabbala geblieben. Ein jüngerer Zeitgenosse Gabirols, Bahja Ben Joseph, ein Mann von Innigkeit und weichem Gemüt, verfaßte eine moralische Schrift über die Herzenspflichten, worin er auf die innere Gesinnung mehr Gewicht legt als auf den äußeren Gesetzesdienst.

Ibn Gabirol (Avicebron). c. 1050.

Bahja.

Mit der wachsenden Macht des Christentums trat in dem spanischen Judentum das mystische Element und das Streben nach einer Ausgleichung der christlichen und jüdischen Lehren mehr hervor. Dies geschah besonders in dem als Denker und Dichter gleich ausgezeichneten Juda Ha-Levi, dem Verfasser eines auch ins Deutsche übersetzten Liederbuchs (Diwan), meist religiösen Inhalts, und eines philosophischen Werkes in dialogischer Form, Khosari, worin er auf die (historische) Bekehrung eines Chazarenkönigs zum Judentum die Szenerie der Gespräche gründet, mild urteilend über die mohammedanische und christliche Religion, wegwerfend über die griechische (aristotelische) Philosophie, die keinen zeitlichen Anfang der Welt zugestehe. Das jüdische Gesetz sucht er auf eine gemeinverständliche Weise als vernunftgemäß zu begründen. Juda Ha-Levi, geb. 1080 in Kastilien, gest. 1150 in Palästina, war ein in allen Wissenschaften jener Zeit unterrichteter und mit den religiösen Anschauungen der Juden, Christen und Mohammedaner vertrauter Mann. In der Sehnsucht nach dem heiligen Lande mit den Christen seiner Zeit übereinstimmend, unternahm er eine große Reise nach Ägypten und Palästina. Die Resultate seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen legte er in dem erwähnten philosophischen Werke nieder, das im Judentum wurzelnd und in arabischer Sprache verfaßt dem Geiste nach mehr dem Christentum verwandt ist.

Juda Ha-Levi. 1080–1150.

Noch zwei hellstrahlende Namen jüdischer Männer treten uns aus dem sinkenden Reiche der spanischen Moslems entgegen, Aben Esra, geb. 1093 in Toledo, gest. 1167 in Rom, ein mit der vollen spanisch-arabischen Bildung ausgerüsteter, aber innerlich zerrissener und unruhig umhergetriebener Mann, an dem sich Spinozas Geist herangebildet, und Moses Ben Maimum (Maimonides), geb. in Cordova 1135, gest. 1204 in Fostat (Alt-Kairo), gleich hervorragend als Arzt und Gelehrter, als Philosoph und Talmudist. Der erstere, als Grammatiker und Exeget, als Philosoph, Mathematiker und Dichter berühmt, hat viele wissenschaftliche Werke verfaßt und zwar in arabischer Sprache, die er zu dem Zweck erst lernte. In allen Fächern bedeutend, ein Mann von Geist, Witz und Kenntnissen, gelangte er doch nie zur inneren Einheit, zum Frieden der Seele. Der letztere, ein durch die aristotelische Philosophie gebildeter, in hebräischer und arabischer Wissenschaft vollständig unterrichteter Mann, versuchte eine Ausgleichung zwischen jüdischer Theologie und aristotelischer Weltanschauung. Nachdem er in zwei Riesenwerken, dem „Kommentar zur Mischnah" in arabischer und der „Mischnah Thorah" oder Satzungen des Judentums in hebräischer Sprache, die Resultate der religiösen Glaubenslehren und der talmudischen Gesetzes- und Lebensvorschriften entwickelt, um zu beweisen, „daß das mosaische Gesetz und die mündliche Überlieferung dem Volke Israel nicht offenbart sei, um es zu blindem Gehorsam zu verpflichten, sondern daß die gesamte Offenbarung der Inbegriff der erhabensten Wahr-

Aben Esra. † 1167.

Maimonides. † 1204.

heit sei, daß das höchste Verdienst nicht in der Ausübung bestehe, sondern in der Erkenntnis der inneren Gründe des Gesetzes, und daß es daher die dringendste Pflicht des Israeliten sei, dasselbe zu durchforschen, um es nicht bloß nach dem Worte, sondern im rechten Geist zu üben", schrieb er, auf dem Höhepunkt des Lebens angelangt und als Leibarzt des Sultans Saladin in hohem Ansehen stehend, sein Hauptwerk Dhalathal Hajrin „Führer der Irrenden" in arabischer Sprache. Diese für die Ausbildung der Religionswissenschaft bedeutsame Schrift, die alsbald ins Hebräische (unter dem Titel: Moreh Nebuchim) und später ins Lateinische und andere Sprachen übersetzt wurde, suchte an der Hand der Bibel und des Aristoteles, die ihm beide als untrügliche Quellen und Führer erscheinen, die tieferen Grundlehren des Judentums zu enthüllen und in vollständigen Einklang mit der griechischen Philosophie zu setzen, die scheinbaren Widersprüche auszugleichen und den Offenbarungsglauben mit der Wissenschaft zu versöhnen. Im Gegensatz zu dem jüdischen Gesetzesdienst legte Maimonides in der Ethik und Pflichtenlehre den größten Nachdruck auf die Freiheit des Willens.

Jüdische Gelehrte in der Provence. Als in Spanien das Christentum allmählich über den Islam siegte, wurde auch die Stellung der Juden eine gedrücktere. Das wissenschaftliche Leben nahm ab, das Studium beschränkte sich auf die Erforschung und Erklärung der ältern Erzeugnisse, auf Übersetzung arabischer Werke, auf Grammatik und reale Wissenschaften. Am eifrigsten wurden diese Studien in den jüdischen Schulen der Provence getrieben, wo die Verbindung mit den spanischen am leichtesten unterhalten werden konnte. Durch jüdische Gelehrte des südlichen Frankreichs, unter denen die beiden Familien der Kimchi und Thibbon hervorragten, wurden nicht nur die ältern arabischen Schriften eines Averrhoes, Ibn Sina, Maimonides, Avicebron u. a. übersetzt, sondern auch arabische Übersetzungen von echten und unechten Werken des Aristoteles ins Lateinische übertragen. Dadurch wurden sie die Vermittler der Kenntnis der gesamten aristotelischen Philosophie für die Scholastiker, die hierdurch angeregt, bald nachher auch unmittelbar auf den griechischen Text gegründete Übersetzungen des Aristoteles sich verschafften.

B. Christentum und Islam im Kampf.

1. Das Kalifat von Cordova und die christlichen Reiche in Spanien.

a. Gang der geschichtlichen Entwickelung in der pyrenäischen Halbinsel.

Der geschichtliche Verlauf. In der pyrenäischen Halbinsel nahm unter der Einwirkung des schönen Klimas, der reizenden Natur Andalusiens und des christlichen Abendlandes der Islam und das mosleminische Wesen eine eigentümlich romantische Färbung an, und wenn auch die zersetzenden Elemente, die in der gesamten mohammedanischen Welt ihre Gewalt übten und dauernde Staatenbildungen mit festen gesetzlichen Ordnungen verhinderten, wenn die zentrifugalen Kräfte, die in der mittelalterlichen Menschheit, zumal bei den arabischen Stämmen, so stark hervortraten, auch in dem mosleminischen Spanien ihre Wirkung kundgaben und Parteiungen und Bürgerkriege erzeugten, so bildete doch das Herrscherhaus der Omejjaden bis ins elfte Jahrhundert den festen Kern und Mittelpunkt, an dem zuletzt alle Versuche dynastischer oder landschaftlicher Trennungen und Zersplitte-

rungen zerschellten. Dies rührte zum Teil von den bedeutenden Persönlichkeiten her, die im zehnten und elften Jahrhundert den Thron von Cordova innehatten, teils von dem Glanze der Hauptstadt, deren Moscheen und Paläste, deren Schulen und Bildungsanstalten auf die kunstsinnige, für Wissenschaft und Kultur so empfängliche Nation einen mächtigen Zauber übten und die vornehme Welt mit starken Banden anzogen und festhielten. Selbst der mächtige Almansor, der als Hadschib oder Wesir eine ähnliche Gewalt über den Kalifen von Cordova besaß, wie die großen Befehlshaber in Bagdad und Kairo über ihre Herrscher, konnte nur dadurch sich auf der Höhe behaupten, daß er die von den großen Omejjadenfürsten Abderrahman III. und Hakam II. geschaffenen Ordnungen beibehielt und ganz in dieselben Anschauungen und Interessen eintrat. Erst als die Kraft des Herrschergeschlechts abnahm, als der Kalifenstuhl an Schwächlinge vererbte und auch Almansors Haus ausstarb, verschwand der Glanz von Cordova: unter wilden Bürgerkriegen erlosch die Dynastie der Omejjaden; das maurische Reich zerfiel in eine Menge kleiner Staaten, die einander befehdeten und schwächten und dadurch die Ausdehnung der christlichen Reiche des Nordens förderten. Schon unter Alfons VI. von Kastilien wäre der größte Teil der mosleminischen Halbinsel unter die Gewalt der Christen gekommen, hätte nicht der Emir von Sevilla den gewaltigen Herrscher der Morabethen oder Almoraviden, Jussuf Ibn Taschfin aus Afrika zu Hilfe gerufen. Dieser gebot durch die blutige Schlacht von Salaka den Christen Einhalt, zwang aber die zwieträchtigen Fürsten von Andalusien, Granada, Valenzia u. s. w. unter seine Herrschaft. Um die Zeit, da die abendländische Christenheit mit den Mohammedanern über den Besitz des heiligen Landes stritt, hatten die Morabethen die südlichen und mittleren Länder Spaniens mit ihrem großen afrikanischen Reiche vereinigt und bildeten in Verbindung mit dem Emir von Saragossa einen starken Damm gegen die christlichen Reiche Kastilien und Aragonien, die sich allmählich aus den Königreichen Leon und Navarra herausgebildet hatten und nun nur auf die Gelegenheit lauerten, um im Verein mit den Markgrafen von Barcelona im Nordosten und mit dem burgundischen Grafengeschlechte, dem Alfons das Land zwischen Minho und Duero im alten Lusitanien, von nun an Portugal genannt, als Lehen des kastilischen Reichs übertragen, den Eroberungskrieg und Glaubenskampf gegen die Sarazenen wieder aufzunehmen.

Übrigens erfreute sich Spanien unter den Omejjaden einer hohen Blüte. *Blüte des Kalifenreichs.* Mit den wachsenden Quellen des Reichtums, dem durch ein sorgfältiges Bewässerungssystem gehobenen Ackerbau, der Fabrikthätigkeit und dem ausgebreiteten Welthandel wuchs zugleich die Zahl der Bewohner in wunderbarem Maße. Volkreiche Städte schmückten das Land; Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht fanden emsige Pflege; Bergwerke wurden angelegt; lebhafter Handel mit den Erzeugnissen der Natur und Industrie (Wolle, Seide, Öl, Zuckerrohr, edle Früchte, Waffen u. a. m.) mehrte den Reichtum; schöne Dörfer, blühende

Meierhöfe, gut bestellte Fruchtfelder und Obstgärten zeugten von dem allgemeinen Wohlstande. In den Ländern, die der Guadalquivir durchströmt, soll man einst 12,000 größere und kleinere Städte, Ortschaften, Landhäuser und Meiereien gezählt haben. Ringsum war das Thal angefüllt mit Palästen, Villen und Landsitzen, mit öffentlichen Lustorten und Gartenanlagen, welche die Städter aus dem Staub und Gewühl der Straßen in ihren Schatten einluden. Denn wie die Kalifen, so suchten auch die Großen ihren Namen durch glänzende Bauwerke und Anlagen zu verherrlichen. Vor allen ragte die Hauptstadt Cordova an Pracht und Herrlichkeit hervor. Die Hauptmoschee, auf deren Bau, Ausschmückung und Vergrößerung die Omejjaden zwei Jahrhunderte lang die größte Sorgfalt wandten und die erst unter Almansor ihre letzte Vollendung erhielt, war ein großartiges Denkmal der Frömmigkeit und des Kunstsinnes der Kalifen, gleich ausgezeichnet durch seine Architektur wie durch die reiche Ornamentik, ein Werk, das noch jetzt nach einem Jahrtausend herrlich und unerschüttert dasteht. Nicht minder prachtvoll und wunderbar waren die Paläste der Kalifen in der Stadt selbst und in der Umgebung, das mit Benutzung des altgotischen Königspalastes errichtete, mit einer Menge von Höfen und Anbauten erweiterte und durch kunstvolle Gartenanlagen wunderbar ausgeschmückte Kalifenschloß „Al Kaßr", daher Alkazar genannt, in Cordova selbst und Azzahra „die Blühende", Abderrahmans Lieblingssitz, etwa drei Meilen abwärts am Guadalquivir, ein Wunderwerk der Pracht und Herrlichkeit, zu dessen Ausschmückung alle Künste wetteifernd ihre Kräfte anwendeten. Prächtige Gärten mit Terrassen und Pavillons, mit schattigen Laubengängen und Lorbeerhainen, mit Fontänen und Wasserkünsten aller Art machten diese Orte zu einem paradiesischen Aufenthalt. Ihnen traten die Schöpfungen Almansors, Stadt und Schloß Zahira und die aamerische Villa, die Paläste Almotanids in Sevilla und im nächsten Jahrhundert die weltberühmte Alhambra in Granada, das großartige Denkmal der Dynastie der Naßriden, würdig zur Seite. In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts zählte man in Cordova 113,000 Häuser, über 600 Moscheen, 80 öffentliche Schulen, 300 Bäder und 28 Vorstädte. Bis in die Zellen des sächsischen Klosters Gandersheim drang die Kunde von der Wunderstadt am Guadalquivir, welche die Nonne Hroswitha (S. 172) als die „Zierde der Welt" pries. Und wie die Kalifen die Hauptstadt, so suchten die Statthalter und Vornehmen die übrigen Städte, besonders Toledo, Sevilla, Merida, Saragossa, Valenzia, Murcia, Badajoz u. m. a. mit Prachtgebäuden, Gotteshäusern und öffentlichen Anstalten zu verherrlichen. Die spanischen Moslems waren von dem edlen Wetteifer beseelt, die berühmten Herrschersitze und Kulturstätten in Asien und Afrika, Bagdad, Damaskus, Kairo, an Glanz und Bildung zu übertreffen oder ihnen gleichzukommen. Künste und Wissenschaften wurden mit Liebe gepflegt, Gelehrte und Dichter mit Ehrerbietung behandelt und fürstlich beschenkt, Gesang und Poesie

großmütig belohnt und befördert, das Dasein durch gehobene Geselligkeit und geistiges Leben veredelt und verschönert. So kam es, daß durch den Wetteifer der Künstler und der Männer der Wissenschaft und durch das allgemeine Interesse der höheren Stände für die Werke des Geistes und der Phantasie in den Städten des arabischen Spanien sich eine Blüte des Kunstlebens, eine Höhe der Bildung, eine Pracht in Bauten und Anlagen, eine Entwickelung der gesellschaftlichen Formen zeigte, wie die christliche Welt nichts Ähnliches aufzuweisen hatte. Hohe Schulen und gelehrte Gesellschaften wurden gegründet, Büchersammlungen angelegt, Sternwarten errichtet. Historiker und Geographen, Philosophen und Rechtsgelehrte, Sprachforscher, Gesetzeserklärer und Koranleser, kurz alle Lehrer und Träger göttlicher und menschlicher Wissenschaft fanden in den Städten des arabischen Spanien einen ehrenvollen Wirkungskreis, Anerkennung und reichlichen Lohn. Vor allem wurde die Poesie geehrt: „Die Frauen in den Haremen," bemerkt Schack, „stritten mit den Männern um den Preis des Liedes; Gedichte, sich in vielfachen Verschlingungen um Wände und Säulen windend, bildeten einen Hauptschmuck der Paläste, und selbst in den Staatskanzleien spielte die Dichtkunst eine Rolle. Kein noch so trockner Chronist oder Geschichtschreiber konnte sich enthalten, die Seiten seiner Bücher mit einzelnen metrischen Fragmenten zu schmücken, Männer aus den niedrigsten Ständen stiegen nur durch ihr poetisches Talent zu den höchsten Ehrenstellen, zu fürstlichem Ansehen empor." Aus allen Ländern strömten lernbegierige Männer nach Cordova und Sevilla, um sich dort in allen den Wissenschaften zu unterrichten, die von den Arabern mit Vorliebe gepflegt wurden. Besonders glänzend war die fast fünfzigjährige Regierung Abderrahmans III., der, ein zweiter Salomo, alle Genüsse, alle Pracht und alle Bildung der Welt um sich sammelte und sein Herz an den Gaben der Poesie erfreute, welche Dichter und Dichterinnen, wie Ahmed, gen. Abd rebbihi, Verfasser des eklogischen Werkes Mohadherat, Ibn Derradsch und seine Geliebte Aischa in den reizenden Gärten und Gemächern von Azzahra entfalteten, die Regierung seines gleichgesinnten hochgebildeten Sohnes Hakam, der, von Gelehrten und Dichtern umgeben, sich ganz den Künsten des Friedens und der Pflege des Geisteslebens widmete, der siebenundzwanzig Lehranstalten für die ärmere Bevölkerung gründete und eine Büchersammlung anlegte, die 400,000 Werke enthalten haben soll, und das Kalifenreich auf eine hohe Stufe des Glückes, des Wohlstandes und des Glanzes erhob, und die Zeit, da der gewaltige Hadschib oder Wesir Mansur im Namen des schwachen Haschem II., gleich dem Majordomus im alten Frankenreiche oder dem Emir Alumara in Bagdad, die Zügel der Herrschaft führte und die Hauptstadt durch Bildungsanstalten und seinen Namen durch Waffenthaten verherrlichte. Denn über den Künsten des Friedens wurde das Kriegswesen keineswegs verabsäumt. Zahlreiche Kämpfe wider die christlichen Westgoten tränkten die Ufer des Duero und die Gefilde von Leon und Zamora mit dem Blute tapferer Männer und erzeugten in den

Streitern beider Heerlager eine ritterliche Romantik. Selbst im Seewesen blieben die maurischen Könige nicht zurück. Ein oberster Befehlshaber (Emir al Ma, daher Admiral) wurde der ganzen Marine vorgesetzt. Schon die Kriege der Omejjaden mit den arabischen Stämmen in Nordafrika (Maghreb) geboten die Erhaltung einer Seemacht. Diese Blüte überdauerte selbst den Untergang des Kalifats: die kleinen Dynastien von Sevilla, Almeria, Badajoz, Granada, Toledo u. a. wetteiferten in Begünstigung der gelehrten und künstlerischen Bildung und suchten berühmte Männer in ihre Hauptstädte zu ziehen; mehrere dieser Fürsten befaßten sich selbst mit gelehrten Arbeiten. Dabei herrschte eine edle Geistesfreiheit. Der größte Ruhm Abderrahmans und seiner Nachfolger war der milde und duldsame Sinn, den sie gegen die Andersgläubigen, gegen Christen und Juden an den Tag legten. Es wurde früher erwähnt, in welcher Lage die gotischen Christen unter der Herrschaft der Mohammedaner sich befanden (V, 123 ff., 193). Diese Lage erfuhr keine Veränderung: die „Mozaraber", wie man die unter dem Islam zerstreut lebenden spanischen Christen nannte, hatten, seltene Fälle abgerechnet, unter keiner Bedrückung oder Verfolgung zu leiden. Aber ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Christenwelt bewirkte, daß sie zu der römischen Kirche eine Sonderstellung einnahmen. Die Juden aber, die schon bei der Eroberung der Halbinsel die größten Sympathien für die stammverwandten Araber an den Tag gelegt, feierten unter der maurischen Herrschaft ihr goldenes Zeitalter. Sie traten in das Industrie-, Handels- und Kulturleben der Moslems ein, und jüdische Dichter und Gelehrte wetteiferten mit den arabischen Zeitgenossen in Werken der Wissenschaft und Poesie.

Beschaffenheit u. Verwaltung des Kalifenreichs.

So wurde das Kalifenreich von Cordova unter den Omejjaden auf den Gipfel des Ruhmes und des Glücks erhoben. Morgenland und Abendland blickten mit Bewunderung auf die Städte Südspaniens, die Sitze jeglicher Kunst und Herrlichkeit, wo geistige und künstlerische Interessen und Beschäftigungen die ganze höhere Gesellschaft durchdrangen, wo selbst die religiösen Gegensätze durch die Macht der Kultur und Humanität mit einer ritterlichen Romantik überdeckt wurden. Aber unter der blendenden Hülle lagen tiefe Gebrechen verborgen: die spanischen Araber lebten wie alle semitischen Stämme in nationaler Abgeschlossenheit ohne Vermischung mit der alten Bevölkerung, ohne tieferes Verständnis der abendländischen Natur und Sitten, ohne freudiges Eingehen in ihre Gewohnheiten und Lebensformen, in ihre Gedankenkreise und Empfindungswelt; der Rassenunterschied bildete eine weitere Kluft als die Religionsverschiedenheit; die andalusische Dichtung, mehr Sache der Übung als der Begeisterung, wurzelte in der Gedanken- und Phantasiewelt des Morgenlandes, entlehnte ihre Bilder häufiger aus dem Wüstenleben der Ahnen als aus der abendländischen Natur und blieb den antiken und christlichen Anschauungen stets fremd und feindlich. Waren somit die arabischen und altspanischen Bewohner stets geschieden und nur in einem äußerlichen Verhältnis,

so trugen auch die politischen Einrichtungen große Mängel. — Die omejjadischen Fürsten versäumten es, Freiheit und Herrschaft in das richtige Verhältnis zu setzen und das Staatsleben unter die Macht des Gesetzes und der Ordnung zu stellen. Die öffentlichen Zustände bewegten sich zwischen Despotismus und Anarchie, das Volksleben war üppig und ohne Freiheit, bald in Schlaffheit und Genuß versunken, bald zur aufgeregten Aktion gesteigert. Der Seele fehlte das Gleichmaß; von sklavischer Unterwerfung zur schrankenlosen Willkür war nur ein Schritt. Mochten auch die Staatsgewalten und Regierungsgeschäfte den Formen nach zweckmäßig verteilt erscheinen; mochte auch der Kalif als Inhaber der höchsten weltlichen und geistlichen Macht zu Gehilfen bei den mannigfachen Staatsgeschäften Reichsbeamte, Wesire, um seine Person sammeln und sie an die Spitze der Regierungskollegien stellen, mochte er auch die Diener der Moschee, Dschami, die Körperschaft gelehrter und gesetzeskundiger Männer bei allen Fragen des Rechts und der Religion zu Rate ziehen; mochten in den Provinzen und Hauptstädten zur Leitung der Verwaltung und zur Aufstellung und Führung der Heere Emire als Wali oder Statthalter und zur Rechtspflege und zur Besorgung des Richteramtes Kadi eingesetzt werden: dem Staatsorganismus fehlte die zwingende Kraft feststehender gesetzlicher Ordnungen. Dem persönlichen Willen war zu großer Spielraum zur Eigenmächtigkeit gestattet; der Koran war für die verwickelten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens nicht ausreichend; zur Aufstellung eines umfassenderen allgemeingültigen Gesetzbuches aber waren die öffentlichen Zustände der mohammedanischen Welt und die Natur der Araber nicht angethan. So bewahrte das ganze Staatswesen stets den Charakter einer patriarchalischen Stammesregierung; alles lag in den Händen der Fürsten und Befehlshaber; versagten diese den Gehorsam, so zerriß der ganze Reichsverband. Abderrahman III. erkannte diese Gebrechen und suchte die monarchische Gewalt durch Mehrung der Ausländer in seiner Umgebung zu stärken. Die nach Spanien verkauften Fremden, ursprünglich slawische Kriegsgefangene und daher im allgemeinen als Slawen bezeichnet, wurden nicht nur in die Leibwache aufgenommen und im Kriege als Führer angestellt, auch viele Hof- und Staatsämter kamen in ihre Hände und die Verschnittenen, welche französische Juden nach Cordova lieferten, erlangten großen Einfluß. Die Zahl der „Slawen", auf welche Abderrahman und seine Nachfolger vorzugsweise ihr Vertrauen setzten, überstieg oft sechs bis acht Tausend. Aber knechtische und vom Volke gehaßte Werkzeuge des Despotismus sind kein solides Fundament für einen Thron; die Bevorzugung der Fremdlinge, wegen ihrer Unkenntnis der arabischen Sprache „die Stummen" genannt, reizte den mohammedanischen Adel und gab manchen Anlaß zu Verschwörungen und Aufständen. Unter Almansor lieferten die Berber aus Afrika den Kern der andalusischen Leibwache.

Entwickelungsgang der christl. Reiche. Gegenüber der Macht und Herrlichkeit des Kalifenreiches im Süden und in der Mitte der Halbinsel nahmen die christlichen Staaten im Norden lange eine unscheinbare Stelle ein; und als zur Zeit Alfons VI. von Kastilien die christlichen Fürsten und Ritter ihre vereinten Kräfte anstrengten, das Land, das einst die Väter verloren, wieder zu erobern, dem Kreuze wieder den Sieg in der ganzen Halbinsel zu verschaffen, da wurden sie durch die Almoraviden nochmals in die Berge zurückgeworfen und mußten den Waffengang von neuem beginnen. Aber unter diesen Mißgeschicken wurden Eigenschaften erzeugt und Ordnungen geschaffen, denen in kürzerer oder längerer Zeit doch der Sieg zu teil werden mußte. Nicht nur daß diese Waffenthaten die männliche Kraft stählten, kriegerischen Mut und Selbstvertrauen weckten; bei der Mehrung ihrer Ländergebiete und bei der Anlegung und Erweiterung von Städten zeigte es sich, daß die alten gotischen Gesetze und Statuten, welche fast ausschließlich die Stellung und Rechte der Könige und des Adels berücksichtigten, nicht mehr ausreichten. Die Fürsten sahen sich daher genötigt, die Bürgerschaften, die während der Eroberungskriege zu größerer Bedeutung heranwuchsen, die christlichen und mohammedanischen Unterthanen, die ihrem Zepter unterworfen wurden, die Angehörigen der durch den religiösen Sinn der regierenden Familien und anderer Großen gegründeten oder erweiterten Klöster und Kirchen durch neue Gesetze gegen Gewalt und Unrecht sicher zu stellen und in ein geordnetes Rechtsleben einzuführen. Fueros. So entstanden die Fueros der einzelnen Städte und Gemeinwesen, die, während die altgotischen Gesetze und Gebräuche für die staatsrechtlichen Verhältnisse, für die Stellung des Adels zum Thron und für die Rechtsbeziehungen der edlen Geschlechter und Familien untereinander in Geltung blieben, hauptsächlich die bürgerlichen Stände ins Auge faßten, die Rechte und Pflichten der Städtebewohner oder Klosterleute, das Rechts- und Verkehrsleben der Gemeinden und Einzelnen, die verwickelten Verhältnisse eines aus der patriarchalischen Einfachheit zu komplizierteren Lebensformen sich emporarbeitenden Volkes regelten. Diese Fueros sind schriftliche Verträge der Fürsten mit den von ihnen gegründeten, gewonnenen oder vergrößerten Gemeinwesen, Bestimmungen über Gerechtsame und Lasten, Urkunden über verliehene Freiheiten und Rechte, Feststellungen über das bürgerliche und gesellschaftliche Leben. Von der Art war der Fuero, den König Alfons V. der Stadt und dem Gebiete von Leon verlieh; von der Art waren die wichtigen Fueros, womit Alfons VI. die Städte Najera in Rioja, Sepulveda, Logroño und das Klostergebiet von Sahagun ausstattete. Ähnliche Stadtrechte erteilten die folgenden Könige den Städten Toledo, Alkala, Palenzia u. a. m. Von besonderer Bedeutung war der Fuero, den Alfons VIII. der Stadtgemeinde von Cuença gab, weil er sich über alle Gebiete des bürgerlichen Lebens verbreitete. Diese kleinen Gesetzessammlungen ordneten nicht bloß das Gemeindeleben, die Rechte der Ortsbürger, ihre Beziehungen zum Staat und zum Hof, ihre Pflichten und Abgaben, den

Gerichtsgang und die Bestrafung der Verbrechen; sie suchten auch das Ehe- und Familienleben auf sittlicher Grundlage aufzubauen, einen christlichen Hausstand zu begründen, die Pflichten und Rechte der Eltern und Kinder gegeneinander festzustellen, über Eigentum, Familiengut und Erbrecht gesetzliche Bestimmungen zu treffen. Königliche Vögte, Richter und Beamten (Alkalden) überwachten und leiteten die Ausführung dieser Gesetze mit Beiziehung städtischer Vertreter und Ortsvorsteher, bestraften die Übertretungen und wahrten die landesherrlichen Rechte. Größere Landesgebiete standen unter Grafen, welche den Heerbann aufboten und ins Feld führten, die Verteidigungsanstalten leiteten und überwachten, die königlichen Einkünfte und Kammergüter verwalteten und in Gemeinschaft mit den Bischöfen den Reichsversammlungen anwohnten, deren Rat, Mitwirkung und Zustimmung der König gewöhnlich bei allen wichtigen Unternehmungen und Reichsgeschäften einholte. So waren die Grundlagen beschaffen, auf denen sich allmählich das Staatsgebäude der christlichen Reiche in der spanischen Halbinsel zu Macht und geordneter Freiheit erhob; es waren Keime, aus denen eine kräftige Frucht emporwachsen mußte. Und wenn auch das geistige Leben an den Höfen der mosleminischen Fürsten reicher floß und in mannigfaltigere Strahlen sich ergoß, so beweisen doch die Romanzen vom Cid, dem heldenmütigen Bekämpfer der Mauren, dem Eroberer von Valenzia, dem Vorbilde aller Ritterlichkeit und männlichen Tugend, und die zahlreichen Sänger und Dichter, die gleich den provençalischen Troubadours ihre Kunst an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Ritter hören ließen, daß die christlichen Spanier den Wert der Poesie und den Ruhm, im Liede gefeiert zu werden, nicht geringer achteten als ihre andersgläubigen Landsleute.

b. Die Herrschaft der Omejjaden in Cordova.

Unter Abderrahman III., mit dessen ersten Regierungsjahren wir im fünften Band (S. 204 f.) die Geschichte der spanischen Halbinsel abgebrochen, erreichte die Herrschaft der Omejjaden den höchsten Glanz. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Waffenthaten zu beschreiben, womit die Geschichte der spanischen Araber in demselben Grade angefüllt ist, wie die der Abbassiden in Asien und der Fatimiden in Ägypten und Nordafrika. Denn so sehr dieselben auch die ritterliche Ausbildung der spanischen Nation beförderten, so waren doch die Ergebnisse vorübergehend und die erfochtenen Lorbeern unfruchtbar. Wie oft auch die kühnen Bandenführer, die wie Koleib Ibn Hassun und seine Söhne und Anhänger, oder wie Mohammed Ibn Hamdun, gewöhnlich Asomor genannt, in den Gebirgen und Schluchten Andalusiens und der schneebedeckten Alpujarras die Guerilla weckten, bezwungen und zersprengt wurden; ihr Fall schreckte andere nicht von ähnlichen Wagnissen ab, vielmehr entzündete sich aus dem Blute der Gefallenen die Rache zu neuen Kriegsflammen, denn Kampf und Fehde waren das Lebenselement des glühenden leidenschaftlichen Südländers. Wie oft

Charakter der Kriege.

auch an den Ufern des Duero und unter den Mauern der Felsenstadt Zamora die Söhne Mohammeds und die Streiter Christi sich in heißer Feldschlacht begegneten, also daß die Landstriche, welche die einen zu gewinnen, die andern zu behaupten strebten, gar oft mit Blut und Leichen bedeckt wurden, es waren nur großartige Turniere zur Entfaltung ritterlicher Kraft, kriegerischen Mutes, religiösen Glaubenseifers, es waren mächtige Wettkämpfe, wo jeder einzelne mit seinem Leben einstand, jeder einzelne für die eigene Sache stritt, jeder einzelne seinen Ruhm, seine Ehre, ja seinen Glauben und seine Hoffnungen im Jenseits an seine Waffen geknüpft, seine höchsten und teuersten Güter in seine Hand gelegt sah. Wie oft wurden dieselben Landschaften, Städte und Burgen erobert und wieder verloren, wie oft die Kirchen und Kreuze aufgerichtet und wieder eingerissen, wie oft ertönte an derselben Stelle abwechselnd der christliche Kirchengesang und der Allahruf des Mohammedaners, wie mancher Bischofsitz war bald verwaist, bald wieder besetzt! Was Alfons III., der streitbare König von Oviedo, bei seinen kühnen Waffengängen im Auge hatte, die Besitzungen der Vorfahren den Moslems wieder zu entreißen, das Kreuz des Erlösers aufs neue an allen Orten zu erhöhen, wo es früher geherrscht, die eigne Größe an den Sieg Christi zu knüpfen, das war auch das Ziel seiner Söhne und Nachfolger; allein in der Regel mußte jeder das von dem Vorgänger Erworbene aufs neue gewinnen, nur was er selbst erobert hatte, konnte er sein Eigentum nennen; aus Siegen und Niederlagen, aus Vorteilen und Verlusten bildeten sich die christlichen Reiche im Norden der Halbinsel und ihr geschichtliches Leben mehrere Jahrhunderte hindurch. Nirgends wurzelte der Gegensatz zwischen Christentum und Islam, zwischen Semiten und Indogermanen tiefer als in Spanien; ein friedliches Nebeneinanderbestehen war undenkbar, hier herrschte ein ewiger Kampf, hier war der Krieg die Regel, der Friede die Ausnahme, hier rangen feindliche Elemente und Kräfte um einen Besitz, der sich nicht teilen, nicht gemeinschaftlich genießen ließ. Jede der streitenden Parteien machte sich alle ungünstigen Lagen der andern zu nutze: die Aufrührer, welche das Schwert gegen das Oberhaupt von Cordova gezogen, suchten und fanden Hilfe bei den Fürsten des Nordens oder wurden doch durch die gleichzeitigen Waffengänge der Christen in ihren Unternehmungen unterstützt, und der flüchtige oder vertriebene Empörer von Asturien oder Leon wurde am Kalifenhof freundlich aufgenommen, insbesondere wenn ihm Rache oder Politik über die Religion ging und er sich bereit zeigte, den väterlichen Glauben abzuschwören. Denn so eifrig und regelmäßig auch die damalige Menschheit die religiösen Formen beobachtete, und wie unbekannt im allgemeinen diejenige Seelenrichtung war, die man als religiösen Indifferentismus bezeichnet, so war doch in der pyrenäischen Halbinsel der Abfall von dem einen Glauben zum andern nichts Seltenes und die Zahl der Renegaten in beiden Lagern nicht gering. Der lebhafte wechselseitige Verkehr und die persönlichen Berührungen minderten die Vorurteile und stumpften

die Antipathien ab und die Tapferkeit und männlichen Tugenden, die jeder am andern bewunderte, flößten gegenseitige Achtung ein und erzeugten ritterliche Anstandsgefühle.

Als Alfons III. im Jahre 910 starb, hatten sich im Norden des Duero und Ebro drei christliche Ländergruppen geschieden, die ihre Grenzen gegen die Araber des Südens auszudehnen und sich durch christliche Ordnungen und Institutionen im Innern zu konsolidieren bemüht waren (V, 204 f.): 1. die nordwestlichen Länder Asturien, Leon und Galicien, die nach einigen vorübergehenden Teilungen unter Alfons' Sohn und Enkel Ordoño II. und Ramiro II. zu dem Königreich Leon vereinigt wurden. 2. Die Berglandschaften an den Pyrenäen und am Biscayischen Meere, mit den von den streitbaren Basken oder Vaskonen so oft und erfolgreich gegen Franken und Sarazenen verteidigten Pässen und Felsenburgen, welche Alfons' Schwager, Sancho Garcias, zu einem Königreich Navarra erhob und durch glückliche Kriege vergrößerte, bis unter Sancho Major der größte Teil des gesamten christlichen Ländergebiets in Navarra aufging. Durch neue Teilungen unter seinen Söhnen und Enkeln gestalteten sich dann gegen die Mitte des elften Jahrhunderts die christlichen Staatengruppen in der Art, daß Leon und Asturien dem neuen Königreich Kastilien, Navarra dem Königreich Aragonien eingefügt ward. 3. Die fruchtbaren Ländergebiete am Fuße der Pyrenäen, am untern Ebro und am Mittelmeer, deren Schicksale und endliche Vereinigung zu einer erblichen Markgrafschaft Barcelona wir früher kennen gelernt (V, 184, 191, 205). Diese christlichen Reiche hatten von den Angriffen der Kalifen von Cordova unaufhörlich zu leiden und wären wohl der Macht der Moslems erlegen und der mohammedanische Glaube wäre in der ganzen Halbinsel zur Herrschaft gekommen, hätte der Islam so viel Kraft im Bewahren des Errungenen bewiesen als ungestüme Kühnheit im Erobern, hätten nicht die unzugänglichen Gebirgslandschaften des Nordens den christlichen Streitern sichere Zufluchtsstätten gewährt und hätte nicht die romanisch-germanische Volksnatur und der christliche Glaubenseifer der Bewohner eine Bekehrung in Masse unmöglich gemacht. Dazu kam noch, daß die inneren Kämpfe, Folge der natürlichen Unbotmäßigkeit der Araber, das Kalifat nie zu einer straffen monarchischen Zentralisation gelangen ließen und daß die religiöse Energie, welche die Jünger Mohammeds in den ersten Jahrhunderten in Kampf und Tod getrieben, unter dem Einfluß der Kultur und Aufklärung mehr und mehr von ihrer Stärke verlor.

Die christlichen Reiche.

Als Abderrahman III. die letzten Aufstände Ibn Hassuns und seiner Söhne unterdrückt, die Stadt Toledo in seine Gewalt gebracht und das Haupt des Bandenführers Asomor als Siegeszeichen nach Cordova geschickt hatte, war er bedacht, das Land durch Milde und Freundlichkeit zu beruhigen, die Gemüter durch Verzeihung und Versöhnlichkeit zu gewinnen und die Moslems, die bisher im unseligen Bruderkrieg sich gegenseitig aufgerieben, unter seinen Feldzeichen zu sammeln und wider die

Abderrahman III. 912–961 und die Kämpfe um Zamora.

Christen in Leon zu führen. Ordoño II., Alfons' III. streitbarer Sohn, hatte sich die Zerrüttung des Kalifenreichs zu nutze gemacht, um seine Herrschaft nach Süden auszudehnen. Er war auf wiederholten Zügen bis nach Merida vorgedrungen, hatte Talavera, die Vormauer Toledos, bezwungen und war mit unermeßlicher Beute und zahlreichen Gefangenen in seine heimatlichen Berge zurückgekehrt. Für diese Schmach gedachte Abderrahman Rache zu nehmen. Aber wie groß auch das Heer war, mit dem
919. er sich unter den Mauern von San Estevan de Gormaz am Duero lagerte, durch den kriegskundigen Ordoño erlitt er eine so schwere Niederlage, daß die Berge und Anhöhen, die Wälder und Fluren weithin mit Leichen erschlagener Sarazenen bedeckt waren. Das Haupt des gefallenen Führers Abulhabaz ließ der siegreiche König auf den Mauern der Stadt neben einen Schweinskopf aufpflanzen. Und wenn auch im dritten Jahre nach dieser Niederlage Abderrahman bei Valdejunquera die ver-
921. einten Streitkräfte von Leon und Navarra in einer heißen Feldschlacht überwand und zwei Bischöfe als Gefangene nach Cordova führte, so war doch Ordoños Mut und Unternehmungslust sowenig gebrochen, daß er noch kurz vor seinem Tode einen Streifzug nach Andalusien machte und sich der Hauptstadt Cordova auf eine Tagereise näherte. Es war ein glänzender Beweis für die Tapferkeit und den Kriegsmut der Christen, daß unter einem Herrscher, wie Abderrahman, der durch Macht und Glanz so hoch emporragte, der Fürst eines kleinen Staates in das Herz des Kalifenreiches dringen und als Sieger Geschenke und Huldigungen maurischer Unterthanen entgegennehmen konnte. Aber die Verwirrung, die nach Ordoños Tod über Leon hereinbrach, hemmte
934. den Fortgang der christlichen Waffen. Erst zehn Jahre später erneuerte Ramiro II. den
935. Kriegsruhm des Vaters. Er brach die Mauern von Magerit (Madrid), schlug die Sarazenen bei Osma am Ebro und streifte, unterstützt von dem treulosen Statthalter von Santarem, bis in die Nähe von Badajoz und Lissabon. Erschreckt verließen die Lusitanier das platte Land und suchten Schutz in den Städten. Erst dem tapfern Al-Modhaffer, Abderrahmans Oheim, gelang es die Christen über den Duero zurückzuwerfen. Nun sammelte der Kalif ein mächtiges Heer aus allen Pro-
938. vinzen seines Reiches und drang mit Almodhaffer verbunden nach Norden vor, entschlossen, die Herrschaft der Christen mit einem Schlag zu vernichten. Vor der Bergfestung Zamora, die geschützt durch ihre Lage, durch siebenfache Mauern und durch zwei tiefe wasserreiche Graben, den christlichen Streitern einen sichern Rückhalt bot,
19. Juli 939. lagerte sich das mohammedanische Heer. Eine Sonnenfinsternis erzeugte in beiden Lagern einen solchen Schrecken, daß drei Tage lang kein Angriff gewagt wurde. Erst als sich die Gemüter beruhigt hatten, erfolgte die blutige Schlacht bei Alhandik oder am Graben vor Zamora, in welcher die Christen wie die Moslems Wunder der Tapferkeit verrichteten. Weithin war das Feld mit Gefallenen bedeckt, als endlich Ramiro, den man stets im dichtesten Kampfgewühl erblickte, bei einbrechender Nacht zum Rückzug blasen ließ. Der größere Menschenverlust war auf Seiten der Araber, aber ihre Zahl und ihr Kriegsmut reichten noch hin, die Mauern von Zamora zu ersteigen und die Fahnen des Islam auf den Zinnen aufzupflanzen, nachdem die Graben mit Tausenden von Leichen gefüllt waren. Ramiro verlor jedoch den Mut nicht. Mit neuen Streitkräften erschien er am Duero und manches heiße Treffen wurde an den Ufern des Flusses zwischen den steilen Felsen ausgefochten, und bei Simancas trug Ramiro einen Sieg davon, der in der ganzen Christenheit verherrlicht ward. Zamora war stets der Preis des Siegers, bald war die Felsenburg in der Gewalt der Araber, bald in der der Christen; doch behaupteten sich schließlich die letzteren in dem Besitze. Nach dem glänzenden Sieg des maurischen Feldherrn Abdallah bei S. Evestan de
941–949. Gormaz unterbrach endlich eine mehrjährige Waffenruhe den blutigen Grenzkrieg;

aber noch im letzten Jahre seiner Regierung unternahm Ramiro einen neuen Streifzug nach Süden, führte sein Heer gegen Elvora, das heutige Talavera, und kehrte mit Beute beladen nach Leon zurück. Es war die letzte Waffenthat des gefeierten Christenkönigs.

Ramiros Kriegszug fiel in eine Zeit, da das Kalifenreich durch eine Verschwörung im Schoße der Herrscherfamilie zerrüttet ward. Abderrahmans ältester Sohn Hakam war bereits zum Nachfolger erklärt und hatte die Huldigung der Großen empfangen. Aber sein jüngerer Bruder Abdallah, gleich dem Erstgebornen ausgezeichnet durch Bildung, durch Liebe zu den Künsten und Wissenschaften und durch Ritterlichkeit, wurde durch Schmeichler und Mißvergnügte mit dem ehrgeizigen Gedanken erfüllt, sich selbst die Herrschaft zu erwerben. Die Volksgunst, die ihm seine Leutseligkeit, sein freundliches Benehmen und die Anmut seiner Sitten verschafft, und die Zuneigung, welche viele hochgestellte Männer gegen ihn hegten, mochten ihn mit der Hoffnung erfüllen, er könne den Vater mit Güte oder Zwang bewegen, die beschlossene Thronfolgeordnung zu seinen Gunsten umzuändern. Schon waren viele angesehene Beamten und Gelehrte für den Plan gewonnen, als dem Kalifen die Verschwörung verraten ward. Er gab alsbald Befehl, um Mitternacht den treulosen Sohn zu verhaften, und da er bei dem gerichtlichen Verhör offen seine Schuld bekannte, wurde er nebst seinem Günstling und Verführer Ibn Abdalbar zum Tode verurteilt. Umsonst legte Hakam Fürbitte für den verirrten Bruder ein; Abderrahman wollte gerecht sein wie Omar (V, 48) und ließ mit kummervollem Herzen den Unglücklichen hinrichten. Ibn Abdalbar kam dem gleichen Schicksal durch Selbstmord zuvor. Dem Leichenzug des Prinzen folgten alle Brüder und der gesamte Adel der Stadt.

Verschwörung im Herrscherhaus.

Dez. 949.

Noch war die Trauer des Vaters über den Tod des Sohnes nicht vorüber, so traf den Kalifen ein neuer harter Schlag; sein Oheim Almodhaffer, „der Sieger in so vielen Schlachten", sank ins Grab. Der Verlust war um so schmerzlicher, als bald nachher der schreckliche Krieg mit den Edrisiden in Afrika ausbrach, der trotz einzelner glänzender Erfolge und kühner Waffenthaten der Herrschaft der Fatimiden, deren Oberhoheit die Edrisiden in ihrer Bedrängnis anerkannten, über die ganze Südküste des Mittelmeeres bis auf wenige feste Orte an der See den Weg bereitete, so daß endlich der Name des fatimidischen Kalifen von Fes bis Kairo in der Chutba verherrlicht ward. Abderrahman erlebte den Ausgang dieses Krieges nicht mehr. Wie weit auch der Ruhm und die Herrlichkeit seiner Regierung, der Glanz seiner Hauptstadt, die Bildung seines Hofes und seiner Umgebung unter allen Völkern anerkannt und gepriesen war, also daß Gesandtschaften aus weiter Ferne, selbst von den mächtigen Herrschern des Morgenlandes und Abendlandes, in Cordova eintrafen und Freundschaftsbündnisse anboten; seine Seele war verdüstert, sein Herz voll Schwermut. Die häuslichen Unglücksfälle, verbunden mit den Trauerbotschaften aus Agrab verscheuchten jeden Frohsinn. Weder die herrlichen Gärten von Azzahra, wo er unter den schattigen Laubgängen von Palmen, Orangen und Rebengewinden sich zu ergehen pflegte, noch die Gedichte und Zusprüche, womit wohlmeinende Freunde und Sängerinnen sein Gemüt zu erheitern suchten, vermochten den Trübsinn aus seiner Brust zu verscheuchen. Im Gespräche mit einem arabischen Edelmann, der nach einem unter Waffen und Kriegsthaten verbrachten Leben sich in die Stille und Einsamkeit zurückgezogen hatte und in ein Fell gehüllt den Rest seiner Tage mit Handlungen der Buße und der Wohlthätigkeit verlebte, äußerte der Kalif einst, wenn er alle Augenblicke einer ungetrübten Ruhe des Gemütes zusammenzähle, so betrügen sie während seiner fünfzigjährigen Regierung kaum 14 Tage wahrer Glückseligkeit. Von einem unbedeutenden Unwohlsein befallen, wurde er endlich, wie Conde sagt, durch die unbezwingliche Hand des

Abderrahmans Ausgang.

Mitte Oktober 961. Todes aus der Pracht seiner Alkassaren von Azzahra in die ewigen Wohnungen des
Hakam II. 961—976. jenseitigen Lebens geführt. Sein Sohn Hakam II. schritt auf des Vaters Bahn weiter. Der Krieg in Afrika wurde fortgesetzt; die Niederlage in der Gegend von Tanger, wo
972. der Anführer fiel, die Heere zersprengt wurden, fand zwei Jahre später wieder eine Ausgleichung, als es dem tapfern und schlauen Feldherrn Ghalib gelang, in dem feindlichen Heere Verrat zu erzeugen, dann den Stammfürsten der Edrisiden Hasan Ibn Kenus, der die Sache des fatimidischen Kalifen verfocht, in der unüberwindlichen „Adlerfeste" zur Ergebung zwang und mit vielen andern Häuptlingen gefangen nach
974. Cordova führte, von wo er jedoch zwei Jahre später nach Ägypten entlassen ward. So wurde wenigstens im Norden, in den Städten Tanger und Ceuta und ihrer Umgebung die Hoheit der Omejjaden erhalten.

Auch als Hakam II., der Freund und Gönner der Gelehrten, der die Werke seiner Bibliothek alle gelesen und mit handschriftlichen Bemerkungen versehen haben soll und für die Volksbildung durch Errichtung von Lehranstalten eifrig bedacht war, zu seinen Vätern versammelt ward, bewahrte der Kalifenhof von Cordova noch den alten Glanz. Er hatte kurz vor seinem Tode die Großen des Reiches schwören lassen, seinen zehn-
Hischam. 976—1009 jährigen Sohn Hischam als Nachfolger anzuerkennen. Aber zwei vertraute Eunuchen
und der Hakams, welche die Macht des Hadschib Dschafar Ibn Osman al Mushafi
Hadschib Almansor. fürchteten, suchten die Herrschaft dem Bruder des Verstorbenen, Al Mondhir, zuzuwenden. Durch die Entschlossenheit und Kühnheit Mohammeds Ibn Abdallah wurde jedoch das Komplott vereitelt. Er ließ den Mitbewerber auf einem abgelegenen Schlosse aus der Welt schaffen und sicherte den Thron dem jungen Fürsten, dessen Mutter Sobeihe (d. i. Morgenröte), die schöne und kluge Baskerin, ihm seit vielen Jahren mit großer Neigung zugethan war. Einer Familie entstammt, deren Ahnherr einst mit Tarik nach Spanien gekommen war, aber nicht zu dem hohen Waffenadel zählte, sondern zu den gebildeten und gelehrten Kreisen, aus denen die Beamten und Richter gewählt wurden, hatte Mohammed gründliche Studien gemacht und sich als gewandter Geschäftsführer Vertrauen und Freunde erworben. Durch die Gunst Sobeihes, die schon während Hakams Regierung einen entscheidenden Einfluß auf Hof und Reich übte, war er zum Haushofmeister und zu verschiedenen wichtigen Ämtern erhoben worden. Jetzt bewirkte die hohe Frau, daß er zum Vormund und zum ersten Reichsbeamten (Hadschib) ernannt ward. So hatte der kluge, energische Mann das Ziel erreicht, nach dem er seit den Studienjahren mit brennendem Ehrgeiz gestrebt, und wenn er auch anfangs das hohe Amt mit Dschafar al Mushafi teilen mußte, so stieg er doch bald über den Nebenbuhler empor. Gleich groß als Feldherr wie als Staatsmann bewirkte er, daß das Omejjadenreich in Spanien rasch einen neuen kriegerischen Aufschwung nahm. Nachdem Mohammed sich durch sein humanes Benehmen die Gunst der Hofleute und Wesire, der Beamten und Richter erworben und auf einer Rundreise nach den Grenzen die Lage der Dinge erforscht und die Walis und Statthalter der Provinzen mit seiner Person und seinen Plänen bekannt gemacht, unter-
978. nahm er einen unerwarteten Kriegszug gegen die christlichen Reiche, der von solchem Erfolge begleitet war, daß ihm das Volk den Namen Almansor (d. i. dem die Hilfe, der Sieg von Gott verliehen) beilegte, den er fortan führte. Von der Beute nahm er das gesetzliche Fünftel für den Kalifen in Anspruch, das übrige verteilte er unter die Krieger. Dabei wußte er durch Belobung und Auszeichnung Führer und Gemeine an sich zu fesseln. Bald wurde der ältere Hadschib, Dschafar al Mushafi, der, von niedrigem Stande, durch Kenntnisse und Verdienste zu der höchsten Würde emporgestiegen, aber durch Übermut sich verhaßt gemacht hatte, als er aus Neid über den mächtigen Nebenbuhler sich ungünstig über dessen Handlungen aussprach, zuerst durch

Entsetzung, Güterverlust und Haft beseitigt und einige Jahre später im Gefängnis getötet, und während Mohammed Almansor Sorge trug, daß der junge Kalif seine Tage im weichlichen Nichtsthun, abgeschlossen von aller Welt hinbrachte und sein Name nur in dem öffentlichen Gebet und auf den Münzen genannt ward, vereinigte er alle Staats- und Kriegsgewalt in seiner Hand, besetzte die einflußreichsten Ämter mit seinen Verwandten und Anhängern und verherrlichte seinen Namen durch glorreiche Waffenthaten. — Zunächst richtete er die ganze muselmännische Macht wider die durch Eifersucht und Zwietracht geschwächten christlichen Reiche im Norden. Wir werden später erfahren, wie die Unbotmäßigkeit der Großen, die Empörungen in den einzelnen Landschaften, die Rivalität der Dynastengeschlechter in Leon und Kastilien, in Navarra und der Markgrafschaft im Nordosten die Unternehmungen des Hadschib begünstigten, wie ehrsüchtige, herrschbegierige Große durch Verschwörungen und Umtriebe die Königsmacht schwächten und nicht selten die Waffen der Moslems zur Erreichung ihrer Parteizwecke herbeiriefen und im feindlichen Heerlager Hilfe gegen die Glaubensgenossen suchten. Almansor wußte diese Verhältnisse auszubeuten. Indem er einerseits den Religionseifer der Mohammedaner weckte, suchte er zugleich den Christen durch Duldsamkeit Vertrauen einzuflößen und ihre Zwietracht zu nähren. So kam es, daß unter der unglücklichen Regierung Ramiros III. und Bermudos II. in einer Reihe von Feldzügen, deren Zahl die arabischen Schriftsteller auf fünfzig angeben, die Eroberungen Ramiros II. und Ordoños III. großenteils wieder an die Ungläubigen verloren gingen, daß Zamora und viele feste Orte erobert und Tausende von Gefangenen, mit Stricken aneinander gebunden, in die Städte der Araber, nach Cordova und Toledo geführt wurden; daß nach der blutigen Schlacht an der Esla der Hadschib in das Herz der christlichen Staaten eindrang, die feste Stadt Leon, das Bollwerk des Königreichs, trotz der hartnäckigsten Verteidigung, mit stürmender Hand einnahm, die Mauern niederriß, Beute und Gefangene wegführte, Astorga und Simancas zerstörte, den König zur Flucht in den äußersten Norden zwang; daß er zwei Jahre später in die Ebene von Barcelona vordrang und, während der Graf Borrel sich über das Meer flüchtete, die Stadt zur Übergabe und zur Zahlung eines Tributs nötigte. Tief in die baskischen Gebirgslandschaften drang der arabische Feldherr vor, plünderte die Klosterschätze von Sahagun, strafte auf dem Rückweg die Städte, die sich der Omejjadenherrschaft zu entziehen gesucht, und führte neue reiche Beute nach der Hauptstadt. So dauerte der Krieg mit abwechselndem Erfolge fort, bis im Jahre 994 ein neuer großer Schlag hauptsächlich durch die Schuld verräterischer Großen die Christenheit traf. Santiago, der heilige Apostelsitz Galiciens, wurde von Almansor erobert, die von den Einwohnern verlassene Stadt geplündert, die Kirche bis auf den Altar und das Grab des Apostels verbrannt und 4000 Jünglinge und Jungfrauen im Triumphe weggeführt. Aus den Glocken wurden Lampen verfertigt und im Vorhofe der Hauptmoschee zu Cordova als Siegeszeichen aufgehängt. König Bermudo, der Gichtbrüchige, war wieder, wie die christlichen Fürsten im ersten Jahrhundert der Invasion, auf die Gebirgslandschaften Asturiens gewiesen. Umsonst vereinigten die Könige von Leon und Navarra und der Graf Garcias Fernandez, allen innern Streitigkeiten entsagend, ihre Kriegsmacht zu einem Hauptschlag; der tapfere schlachtenkundige Almansor trug zwischen Alcocer und Langar am Ufer des Duero einen neuen entscheidenden Sieg davon, in welchem der kastilische Graf, dem der Oberbefehl übertragen worden, die Todeswunde empfing. Großmütig gab der Hadschib, des Feindes Tapferkeit ehrend, die Leiche in kostbares Scharlachtuch gehüllt und in einen schön gearbeiteten Sarg gelegt den Christen zurück, ohne die dargebotenen Geschenke anzunehmen. Unter solchen Unfällen und Schicksalsschlägen ging das Jahrhundert zu Ende. Es

Almansors Siegeslauf. — 981. — 983. — 985. — 986. — 994. — Juni 995.

schien, als ob der Islam in der pyrenäischen Halbinsel für immer die Herrschaft behaupten werde. Almansors Name war der Schrecken der Christen. Zu gleicher Zeit waren die andalusischen Waffen im nordwestlichen Afrika (Maghreb) siegreich. Die Abwesenheit Almansors im Norden der spanischen Halbinsel erfüllte den am Hofe zu Kairo weilenden Edrisiden Hasan Ibn Kenus mit der Hoffnung, sein afrikanisches Reich wieder zu erobern. Mit ägyptischen Hilfstruppen ausgerüstet drang er in seine ehemaligen Besitzungen ein und wurde wieder als Emir anerkannt. Aber nach einigen
986. Erfolgen wurde er von Almansors Sohn Abdalmalik zur Ergebung gezwungen und trotz der zugesagten Sicherheit im Lager vor Tanger enthauptet. Seine Verwandten ließen sich in Cordova nieder, wo sie mit der Zeit zu hohen Ehren emporstiegen. Auch der Zeiride Ibn Atije, welcher in Hasans Stelle treten wollte, wurde, als er die anfangs anerkannte Oberherrlichkeit Almansors wieder abwarf, von Abdalmalik in zwei
998. mörderischen Schlachten unweit Tanger besiegt und erlag drei Jahre später den Wunden, die ihm ein junger Neger beigebracht.

Mit dem neuen Jahrhundert brach auch der Krieg im Norden der Halbinsel mit neuer Heftigkeit aus. Bermudo II. war gestorben und sein minderjähriger Sohn Alfons V. hatte den geschwächten Thron von Leon bestiegen. Diese Umstände schienen dem Gewaltherrscher von Cordova günstig, die Unterwerfung der christlichen Reiche, das Hauptziel seines Lebens, von neuem in Angriff zu nehmen. Er rückte mit einem durch zahlreiche Reiterscharen aus Afrika verstärkten Heere über den Duero und drang bis in die Gegend vor, wo der Ebro aus den asturischen Bergen hervorbricht. Dort traf er bei dem „Adlerschloß" (Kalat Nosur) auf das Heer der Christen, welche die gemeinsame Gefahr unter der Fahne des Grafen Menendo Gonzalez, des königlichen Vormunds, vereinigt hatte. Bald entbrannte eine furchtbare Schlacht, die den ganzen Tag hindurch hin und her wogte, bis die Nacht die Kämpfenden trennte, ehe noch über Sieg oder Niederlage eine Entscheidung eingetreten war. Doch war der Verlust auf Seiten der Moslems so groß und die Reihen der Führer so sehr gelichtet, daß
Almansors Ausgang und Charakter. Almansor am andern Tag den Rückzug anordnete. Der Kummer über diesen Ausgang einer Unternehmung, von der er gehofft hatte, daß sie seinen bisherigen Siegen die Krone aufsetzen sollte, nagte an seinem Herzen. Er vernachlässigte die Wunden, die er im Handgemenge empfangen. In einer Sänfte auf den Schultern seiner Krieger getragen, da er nicht mehr zu Pferde sitzen konnte, erreichte er die Grenze Kastiliens,
1. Juli 1002. wo er in einem Orte bei Medinaceli in den Armen seines herbeigeeilten Sohnes verschied, einer der größten Herrscher des mohammedanischen Spaniens, wenn er gleich den Namen eines Kalifen nicht führte und nicht begehrte. Durch seine Thaten und seinen Herrschergeist ragte er so sehr über seine Zeitgenossen hervor, daß er von dem harmlosen Hischam, der von aller Welt abgeschlossen in weichlicher Unthätigkeit oder unter frommen Übungen dahinlebte, ebensowenig in seiner Machtentfaltung gehemmt ward, wie einst Karl Martell durch die merowingischen Schattenkönige oder wie die Emire Allumara in Bagdad durch das geistliche Oberhaupt. Aber er wußte zu gut, wie tief die Anhänglichkeit an das legitime Kalifenhaus im Gemüte des Volkes wurzelte, als daß er es hätte wagen sollen die Herrschaft an sich zu reißen. Ebensowenig gelang es jedoch seinen Gegnern, zu denen auch in späterer Zeit die Mutter des Kalifen, Sobeihe, gehörte, die ihn einst so tief in ihr Herz eingeschlossen, den Hadschib aus seiner Stellung zu verdrängen. Sobeihes Versuch, in Verbindung mit Ziri, dem unternehmenden Statthalter von Mauretanien, den gewaltigen Mann zu stürzen und ihrem Sohne mit dem Zepter auch die Herrschermacht zu übergeben, scheiterte an Almansors Entschlossenheit. Hischam, von dem Feldherrn in seinem einsamen Schlosse überrascht,
997. wurde leicht bewogen, durch eine schriftliche Urkunde ihn aufs neue in seiner Macht-

stellung zu bestätigen. Bis an seinen Tod regierte Almansor das Reich im Geiste der großen Omejjadenfürsten Abderrahman und Hakam und mit derselben Machtfülle. Nicht nur, daß er die Grenzen bis an die äußersten Enden Spaniens von einem Meer zum andern ausgedehnt, daß er, wie Conde rühmt, auf fünfzig Feldzügen keinem Feinde entgegengetreten, den er nicht überwunden, keine Stadt belagert, die er nicht eingenommen hätte; die Furcht vor seiner Thatkraft war so überwältigend, daß während seiner ganzen Regierungszeit sich keine Spur von Aufruhr zeigte und der Staat des seltenen Glücks einer ununterbrochenen inneren Ruhe genoß. Auch darin glich er den beiden großen Kalifen vor ihm, daß er den Künsten und Wissenschaften Gunst erwies. Prachtvolle Bauwerke und Gartenanlagen gaben Zeugnis von seinem Geschmack und Kunstsinn, Gelehrte und Schriftsteller wurden großmütig belohnt, mit Gold und kostbaren Gewändern beschenkte er die Dichter Ibn Derradsch, genannt der Kastilier, Said u. a., die von ihm gestiftete hohe Schule für Wissenschaften in Cordova wurde von wißbegierigen Jünglingen aus allen Ländern besucht. Selbst Gerbert erwarb sich dort die Kenntnisse, die ihm in der Folge den Ruf eines Magiers verschafften. Nur der freien philosophischen Forschung erwies sich Almansor aus religiösem Eifer abhold. Wenn der große Hadschib in der Stadt anwesend war, wohnte er häufig den Vorträgen und Disputationen der gelehrten Männer bei, die er von allen Seiten in Cordova zu versammeln beflissen war, und mitten unter dem Kriegslärm ergötzte er sich im Lager an den Gesängen der Dichter, die ihn auf seinen Feldzügen zu begleiten pflegten. Geliebt wegen seiner Großmut und seines leutseligen Wesens, gefürchtet wegen seiner Strenge, geachtet wegen seiner unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe gebot Almansor über die Menschen durch die Ehrfurcht vor seiner gewaltigen Persönlichkeit.

Modhaffer und Abderrahman.

Abdelmalik Modhaffer, Almansors ritterlicher Sohn, nahm von dem Amte seines Vaters wie von einem Erbe Besitz. Hischam, außer stande die Zügel der Herrschaft selbst zu führen, ließ sich leicht durch seine Mutter bewegen die hohe Würde eines Hadschib, die der Vater so lange besessen, auch auf den Sohn zu übertragen. Es war Sobeihes letzte Handlung. Bald nachher schied sie aus dem Leben; aber die Kunstwerke, womit sie die Hauptstadt geschmückt, bewahrten ihr Andenken. Modhaffer verfolgte die Bahn, die der Vater ihm vorgezeichnet. Auch er unternahm Feldzüge wider die christlichen Staaten im Norden, rächte die Schmach von Kalat Nosur durch den Sieg bei Lerida, ließ die Mauern von Leon auf den Grund zerstören und drang 1003.
wiederholt über die Grenzen der barcelonischen Mark; auch er begünstigte die Künste und Wissenschaften, ehrte und lohnte Dichter und Gelehrte und verlieh der hohen Schule, die Almansor gestiftet, den höchsten Glanz. Aber sein Regiment war von kurzer Dauer. Schon nach sechs Jahren sank er in die Gruft, nicht ohne den Verdacht Okt. 1008.
einer Vergiftung durch die Verwandten des Herrscherhauses, die Maruaner, welche schon lange mit Neid auf das emporstrebende Geschlecht Almansors, der Ameriden, blickten. Denn da Hischam kinderlos war und die Ruhe eines sorgenfreien Lebens über alles liebte, so stand zu fürchten, daß die Herrschermacht auf die Familie übergehen könne, welche den Besitz der höchsten Reichswürde bereits als Erbteil ansah. Daß diese Besorgnis nicht grundlos war, trat bald zu Tage. Kaum war Abdalmalik Modhaffer aus dem Leben gegangen, so übertrug Hischam die erledigte Stelle dem jüngeren Bruder, Abderrahman, und wendete demselben sein ganzes Vertrauen zu. Der neue Hadschib, durch die Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge mit dem Vater dem Volke lieb und teuer, bewies jedoch bald, daß weder der Geist noch die Klugheit Almansors auf ihn übergegangen sei. Er liebte Lustbarkeit, Wein und Vergnügungen und hoffte von der Gunst des Kalifen zu erlangen, was ihm nur Thaten und Verdienste verschaffen konnten. In kurzem brach eine Empörung aus unter der Führung Mohammeds, eines

jungen mutigen Verwandten Hischams. Nach einigen blutigen Gefechten in den Straßen der Hauptstadt fiel Abderrahman nach tapferm Kampfe verwundet in die Hände seines
18. Febr. 1009. Gegners, der ihn ans Kreuz schlagen ließ. Dieses tragische Ende nahm der Sohn des großen Almansor; und von solchem Haß war Mohammed gegen das Haus der Ameriden erfüllt, daß er den Palast Zahira, das herrliche Baudenkmal Almansors, das mit der Residenz des Kalifen an Pracht wetteiferte, niederreißen ließ, um das Andenken des großen Toten zu vertilgen.

c. Auflösung und Spaltung des Kalifenreichs und die Machtstellung der Moraviden.

Mohammeds Freveltaten und Ende. 1009—1010. Mit dem Siege Mohammeds, der sich nun die Würde eines Hadschib von dem willenlosen Kalifen erteilen ließ, nahmen die Tage des Glücks und der Größe in Cordova ein Ende. Aufruhr und Bürgerkrieg erhoben ihr schreckliches Haupt und führten die Herrschaft der Omejjaden dem Untergange zu. Mohammed begnügte sich nicht lange mit der zweiten Stelle. Er faßte den Plan, Hischam aus dem Wege zu räumen und sich der Kalifenwürde zu bemächtigen. Zu dem Ende ließ er das Gerücht aussprengen, Hischam sei schwer erkrankt. Als das Volk, das von dem Leben und Walten des Fürsten wenig Kunde erhalten hatte, bei der Nachricht ruhig blieb, schritt er zur Ausführung seines Vorhabens. Von dem anfänglichen Gedanken, den unglücklichen Verwandten zu ermorden, stand er zwar ab, als ihm Wadhih, Hischams Kämmerling, einen Rat gab, wie er, ohne sein Gewissen mit einem so schweren Verbrechen zu beladen, dasselbe Ziel erreichen könne. Hischam wurde in ein abgelegenes Gemach eingeschlossen und der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes unterstellt, während der Leichnam eines demselben an Alter, Gestalt und Gesichtsbildung ähnlichen Christen,
22. Febr. 1009. den man in der Nacht ermordet und in Hischams Bett gelegt hatte, als der tote Kalif mit großem Gepränge bestattet wurde. Noch an demselben Tage ließ sich Mohammed als nächster Verwandter und Erbe des Geschiedenen zum Kalifen ausrufen. Er legte sich den Namen Al-Mahdi Billah (von Gott geleitet) bei, und in der Chutba wie auf den Münzen wurde er als rechtmäßiger Herrscher aufgeführt. Aber der schändliche Verrat trug ihm schlimme Früchte. Um sich die Volksgunst zu erwerben, wollte er die verhaßte, aus Berbern und Senaten bestehende afrikanische Leibwache entfernen. Diese widersetzte sich dem Befehl und als Almahdi Gewalt gebrauchen wollte, trat sie ihm mit den Waffen entgegen. Nun entstand ein furchtbarer Kampf in den Straßen von Cordova; nach einem blutigen Gefechte, das sich tief in die Nacht hineinzog, verließen am Morgen die Afrikaner die Stadt, nachdem ihr Anführer Hischam Ibn Suleiman verwundet in die Hände der andalusischen Reiter gefallen war. Da ließ der Kalif dem Gefangenen das Haupt abschlagen und den Abziehenden über die Mauer nachschleudern. Empört über solche Schmach schwuren die Afrikaner Rache. Sie erhoben den Neffen des Erschlagenen, Suleiman Ibn Hakam, zu ihrem Anführer, mehrten ihre Reihen durch christliche Hilfstruppen, die ihnen Graf Sancho Garcez von Kastilien gegen die Überlassung mehrerer festen Plätze zuführte, und lieferten dem gegen sie her-
5. Nov. 1009. anrückenden Mohammed ein siegreiches Treffen bei Dschebel Quintos. Indes der geschlagene Kalif mit dem geringen Rest seiner Truppen nach Toledo floh und durch seinen Sohn Obeidallah, der dort die Würde eines Wali bekleidete, den Beistand des Grafen Ramon von Barcelona und seines Bruders Ermengold von Urgel anrief, zog Suleiman vor die Thore Cordovas, zwang die Stadt zur Unterwerfung und ließ sich gleichfalls zum Oberherrn ausrufen, während der wahre Kalif Hischam noch immer im Kerker schmachtete. Nun war die mohammedanische Welt in zwei Heerlager geschieden, die einander blutig bekämpften und deren Häupter zum großen Ärger der strengen

Moslems christliche Streiter zu ihrem Beistande herbeiriefen. Die großen Prinzipien, die bisher den spanischen Kämpfen ein höheres sittliches Motiv gegeben, wurden jetzt vergessen; auf beiden Seiten stritten Christen in den Reihen der Mohammedaner; Eigennutz und persönliche Motive waren mächtigere Hebel als die religiöse Gemeinschaft. Beide Parteien suchten die Hauptstadt in ihre Gewalt zu bringen, wo der Hadschib Wadha die größte Macht besaß und ebenso klug als treulos stets die Umstände zu seinem Vorteil zu wenden suchte. Im Juni gewann Mohammed eine Schlacht, die seinen 1010.
Gegner nötigte, sich nach der Südküste zu wenden, während er selbst wieder in Cordova einzog. Als aber im nächsten Monat Suleiman mit frischen Streitkräften von neuem heranrückte und das Volk, das aus Haß gegen die christlichen Hilfstruppen dem einen wie dem andern abgeneigt war, mit Angst und Sorge den bevorstehenden blutigen Ereignissen entgegensah, befreite Wadha plötzlich den totgeglaubten Hischam aus seinem Kerker und stellte ihn in der Hauptmoschee dem Volke vor. Die ganze Stadt geriet in freudige Aufregung und erging sich in Verwünschungen gegen Mohammed, den Thronräuber, dessen Schicksal sich nun rasch erfüllte. Man riß ihn aus dem Palast zu Hischams Füßen, der ihn mit den Worten empfing: „Genieße nun die bittere Frucht deiner unmäßigen Ehrsucht.“ Darauf wurde er vor dessen Augen enthauptet und sein Kopf auf einer Lanzenspitze durch die Stadt getragen. Aber wenn Wadha gehofft hatte, durch diese Katastrophe den Suleiman zur Niederlegung der Waffen und zur Unterwerfung unter das wiedererstandene Oberhaupt zu bewegen, so irrte er. Suleiman war keineswegs gemeint, der Kalifenwürde zu entsagen. Vielmehr schickte er das ihm von dem Hadschib übersandte Haupt Mohammeds an dessen Sohn Obeidallah nach Toledo und machte mit ihm gemeinsame Sache. Ehe jedoch Obeidallah seine Rüstungen beendigt und sich mit Suleiman verbunden hatte, zog Wadha, verstärkt durch die Hilfstruppen des Grafen Sancho von Kastilien, dessen Beistand er durch große Verheißungen erworben hatte, wider den Wali von Toledo ins Feld, schlug ihn aufs Haupt und führte ihn gefangen nach Cordova, wo er das Schicksal seines Vaters erleiden mußte. Suleiman ließ sich jedoch durch diese Wendung nicht entmutigen. Im Vertrauen auf die in der Hauptstadt wie im ganzen Lande herrschende Unzufriedenheit rückte er gegen Cordova und bedrängte die Bewohner durch Kriegsnot und Absperrung der Zufuhr, so daß sich zu den übrigen Notständen bald auch noch der Hunger gesellte. Viele angesehene Bürger entflohen aus den Mauern; sie suchten und fanden Schutz im Lager Suleimans, der sich ihrer Hilfe bediente, um die in der Stadt herrschende Parteiung zu steigern und alles mit gegenseitigem Mißtrauen zu füllen. Selbst der Hadschib Wadha kam in den Verdacht, als sinne er auf neuen Verrat. Aber seine Zeit war abgelaufen. Hischam, von der Falschheit und Treulosigkeit seines Großbeamten unterrichtet, ließ den mächtigen, bedeutenden und gefährlichen Mann, dem er die Erhaltung seines Lebens verdankte, enthaupten und erhob den Statthalter von Almeria, Hairan, einen Feldherrn von Tapferkeit und Klugheit, an seine Stelle. Der neue Hadschib strengte alle Kräfte an, den Untergang der Omejjadenherrschaft so lange als möglich hinauszuziehen. Während er den durch die bitteren Lebenserfahrungen finster und mißtrauisch gewordenen Kalifen von unklugen und ungerechten Handlungen tyrannischer Strenge zurückzuhalten und die klaffende Parteiung und den giftigen Argwohn zu mindern bemüht war, traf er zugleich zweckmäßige Anordnungen zur Verteidigung der Stadt. Allein die Saat des Meineids und Verrats war schon zu tief eingedrungen. Seine Ankunft vor den Mauern Cordovas gab das Signal zu inneren Aufständen. Bald wütete der Krieg in den Straßen und vor den Thoren. Umsonst entwickelte Hairan die größte Thätigkeit, Umsicht und Wachsamkeit; während er den inneren Aufruhr niederzuhalten suchte, lieferten Verräter den Afrikanern die

Bürgerkrieg. Hischams Ausgang. 1010–1013.

Türme und Festungswerke in die Hände und öffneten ihnen die Thore. Mutig widerstand Hairan mit der tapfern Leibwache den eindringenden Feinden; erst als er mit
April 1013. Wunden bedeckt inmitten seiner Getreuen im ritterlichen Kampfe niedergesunken war, wurde die Stadt eingenommen und von den ergrimmten Soldaten mit Raub, Mord und Greueln aller Art erfüllt. Viele durch Rang, Geburt und Gelehrsamkeit hochangesehene Männer wurden getötet, die Harems der Vornehmen wurden erbrochen und durch Zügellosigkeit entehrt, die Häuser und Paläste einer dreitägigen Plünderung preisgegeben. Auch Hischam fand in den sturmvollen Tagen sein Ende. Was Suleiman mit ihm angefangen hat, weiß man nicht, sagt Conde; aber er kam nie mehr, weder tot noch lebend, zum Vorschein. Er hinterließ keine andern Nachkommen als Drangsale und Bürgerkrieg; und während er selbst in seiner stillen Zurückgezogenheit fleißig dem Gebete oblag und die religiösen Gebräuche verrichtete, war im Volke die Religion durch Unglauben, Indifferentismus und Zweifelsucht geschwächt und die Rechtgläubigkeit durch die skeptische Philosophie untergraben worden.

Suleiman. 1013—1016. Nachdem die Wut der afrikanischen Truppen gestillt war, ließ sich Suleiman abermals zum Kalifen ausrufen, verteilte die Ämter und Richterstellen unter seine Freunde und Anhänger und wies den Häuptern der afrikanischen Stämme, aus denen die Leibwache zusammengesetzt war, Landstrecken und Ortschaften als Eigentum an, der erste Keim zur Auflösung und Zerstückelung des Reiches. Nur drei Jahre genoß er die Früchte seiner Thaten. Hairans Wunden waren nicht tödlich gewesen. Während der Nacht erwachte er wieder zum Leben und fand Schutz und Pflege im Hause eines treuen Freundes. Nach seiner Genesung entfloh er unerkannt nach seinem früheren Wohnsitz Almeria. Hier knüpfte er Verbindungen an mit den Edrisiden, die nach dem Falle ihres Hauses in Cordova Aufnahme gefunden hatten und wovon damals zwei Brüder Statthalterwürden bekleideten, der eine, Ali Ibn Hamud, in Ceuta, der andere, Alkasim, in Algesiras und Malaga, und bewog sie, wider Suleiman ins Feld zu ziehen. Viele unzufriedene Befehlshaber des Südens vereinigten sich mit ihnen. Bei Medina Talca im Gebiet von Sevilla entbrannte eine furchtbare Schlacht, in welcher Suleiman, obwohl er „wie ein wütender Löwe" kämpfte, schließlich unterlag, als die Andalusier, die den Fremdlingen nie gewogen waren und nur gezwungen unter ihrer Fahne dienten, im entscheidenden Augenblick von ihnen abfielen. Suleiman und sein Bruder fielen schwer verwundet vom Pferde und wurden als Gefangene weggeführt; neben ihnen sank der Kern der afrikanischen Leibwache in den Staub. Als Sieger zog Ali an Hairans Seite in Cordova ein, wo er mit eigner
Juni 1016. Hand den verwundeten Suleiman, seinen Bruder und seinen Vater tötete und dann,
Ali der Edriside. 1016—1018. da von Hischam nichts mehr zu entdecken war, sich zum Kalifen ausrufen ließ. So schien sich den Edrisiden eine schöne Zukunft zu öffnen und für die verlorne Herrschaft in Afrika ein glänzender Thron in Cordova zu winken. Allein das Schicksal hatte anders beschlossen. Die beiden Dynastien, die Edrisiden wie die Omejjaden, waren nur die Werkzeuge, welche das glorreiche Kalifenreich aus den Fugen treiben und seiner Auflösung entgegenführen sollten. Fünfzehn Jahre dauerte der Todeskampf, eine Zeit der Anarchie und Verwirrung voll Grausamkeit, Meineid und Verrat, voll kühner Waffenthaten und feiger Unterwerfung, voll Argwohn, Neid und wilder Leidenschaft in allen Kreisen, das letzte Ringen der Anhänglichkeit und Pietät für die Traditionen der Vergangenheit mit der Macht der Selbstsucht, der Herrschgier, des Ehrgeizes. Ali Ibn Hamud, der sich den Beinamen Motawakkil, „der Gottvertrauende", beilegte, hatte mit zwei mächtigen Widersachern zu kämpfen, mit der Unbotmäßigkeit der Statthalter in den Provinzen, die, nach Unabhängigkeit strebend, mit ihren Huldigungen und Abgaben zurückhielten, und mit der Abneigung der Andalusier, besonders der

vornehmen Geschlechter, gegen die afrikanische Fremdherrschaft, die ihnen jetzt von den Edrisiden, wie früher von Suleiman, drohte. Die Wahrnehmung dieser Gesinnung erfüllte den Kalifen mit Mißtrauen gegen den Adel und vor allen gegen Hairan, den er wieder zum Statthalter von Almeria einsetzte und aus der Hauptstadt entfernte. Empört über diesen Undank erregte Hairan neue Aufstände und bewirkte, daß der Omejjade Abderrahman Ibn Mohammed, genannt al Mortadi, ein Urenkel des großen Abderrahman III., zum Kalifen ausgerufen ward. Zwar trug Ali den Sieg davon und erlebte den Triumph, den gefangenen Hairan mit eigner Hand enthaupten zu können; aber kurz nachher wurde er in seinem eignen Palaste von bestochenen Dienern im Bade erwürgt. 29. März 1018.

Dadurch wurde indessen die Lage des omejjadischen Gegenkalifen nicht gebessert. Denn sowohl Alis Bruder, Alkasim Ibn Hamud, als sein Sohn Jahja, der mit neuen Streitkräften aus Ceuta herbeigeeilt war, erhoben Ansprüche auf das Kalifat und fanden Anhänger. Ein durch die Macht der Umstände gebotener Teilungsvertrag zwischen Oheim und Neffen verdeckte nur mit einer leichten Hülle die ehrgeizigen Absichten beider, von denen keiner dem andern zu weichen entschlossen war. Bald war der eine, bald der andere im Besitz der Hauptstadt und des Kalifats, das aber bereits nur da Anerkennung und Gehorsam fand, wo das Schwert ihm Nachdruck zu verschaffen vermochte. Endlich bewirkten die Großen der Hauptstadt durch einen Aufruhr die Entfernung der Afrikaner aus ihren Mauern und schickten sich an, den Omejjaden mit Gepränge auf den Stuhl seiner Vorfahren zurückzuführen, als die Nachricht eintraf, er habe im siegreichen Kampf wider Alkasim in der Ebene von Granada durch einen Pfeil seinen Tod gefunden. Nun wählten die Anhänger des Hauses der Omejjaden einen andern Urenkel Abderrahmans III., Abderrahman Ibn Hischam, einen Bruder Mohammeds Almahdi, einen jungen Mann von schöner Gestalt, edlen Sitten und hoher Bildung. Allein schon nach zwei Monaten wurde er das Opfer einer finstern Verschwörung, die einer seiner Verwandten wider ihn angezettelt, um das Herrscheramt einzunehmen. Während nun aber der neue Kalife Mohammed Ibn Abderrahman seine Tage in Schwelgerei und Kunstgenüssen verbrachte und die Urheber und Werkzeuge seiner Erhebung mit verschwenderischer Freigebigkeit belohnte, versiegten die Staatseinkünfte durch die Zurückhaltung der Steuern von seiten der ungehorsamen Statthalter und Beamten, so daß er sich zuletzt genötigt sah, zur Bestreitung seiner kostspieligen Hofhaltung die ihm noch ergebenen Einwohner Andalusiens mit vermehrten Steuern und Auflagen zu belasten. Bald brachen neue Aufstände aus, Gesetz und Obrigkeit waren ohnmächtig, alle Ordnung verschwand, die Anarchie erhob drohend ihr Haupt. Verwirrt und ratlos entfloh der Kalif aus der Hauptstadt, erlag aber bald in der Gegend von Toledo einem ihm beigebrachten Gifte. Nun wurde der Edriside Jahja, der mittlerweile seinen Oheim überwunden und in Fesseln gelegt und in den Städten Südspaniens und Nordafrikas, in Algesiras und Malaga, in Ceuta und Tanger seine Herrschaft befestigt hatte, von seinen Anhängern nach Cordova berufen und zum zweitenmal auf den Kalifenstuhl erhoben. Allein in den Provinzen fanden seine Befehle sowenig Beachtung, wie die seines omejjadischen Vorgängers; und als er sich anschickte, den ungehorsamen Wali von Sevilla mit den Waffen zu unterwerfen, wurde er von dem schlauen Gegner in einen Hinterhalt gelockt und im Treffen getötet.

Kampf um das Kalifat zwischen Edrisiden und Omejjaden. 1023. 17. Juni 1025. 1. März 1026.

Auf die Kunde von diesem Unfalle traten die Volkshäupter in Cordova zusammen und wählten abermals einen Omejjaden, Hischam III., einen Abkömmling des großen Abderrahman, zum Kalifen. Aber die Würde war bereits mehr ein Gegenstand der Furcht als der Ehrbegierde geworden. Hischam weigerte sich, die stille

Ausgang der omejjadischen Dynastie. Hischam III. 1026–1031.

Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt, gegen die Gefahren der Herrschaft zu vertauschen; und als er endlich den Kalifentitel annahm, schlug er seinen Herrschersitz nicht in der aufgeregten Hauptstadt Cordova auf, sondern zog an die Grenzen, um die Christen zu bekämpfen, welche die Zerrüttung des Reichs zur Erweiterung ihrer Besitzungen benutzt hatten. Erst auf die Vorstellungen seiner Freunde, daß das Kalifat rettungslos der Auflösung entgegengehe, wenn er den Herrschersitz nicht schleunig einnehme, überwand er seinen Widerwillen und begab sich nach Cordova. Allein wie sehr der würdige Fürst, welcher die Tugenden und die Bildung seiner großen Ahnen in sich vereinigte, bemüht war, Verwaltung und Rechtspflege zu bessern, Gesetz und Ordnung wieder aufzurichten, die unfügsamen Statthalter durch Güte oder Strenge wieder in die Schranken des Gehorsams zu weisen, den erloschenen Gemeinsinn in den Herzen der Moslems wieder zu beleben, die Krankheit war schon zu tief in den ganzen Staatskörper eingedrungen, sie spottete aller menschlichen Hilfe. Die Statthalter waren schon zu sehr an Unabhängigkeit gewöhnt, hatten sich schon zu lange mit der Idee der Selbstherrschaft vertraut gemacht, als daß sie wieder in das Verhältnis der Unterordnung hätten zurückkehren mögen. Taub gegen die Mahnungen und Aufforderungen des wohlgesinnten Herrschers, weigerten sie Steuern und Dienste, und wenn Hischam den Versuch wagte, sie mit Waffengewalt in die Schranken des Gehorsams zu weisen, so zog er meistens den Kürzern, da die zuchtlosen und verweichlichten Bewohner Cordovas und Andalusiens nur mit Mühe zu den Beschwerden eines Kriegszuges gebracht werden konnten. „Dieses Geschlecht taugt weder zum Herrschen noch zum Gehorchen," sprach der Kalif und verließ, als er durch seinen Wesir benachrichtigt wurde, daß in Cordova selbst drohende Bewegungen ausgebrochen seien und Volkshaufen von Aufrührern geleitet und angefeuert die Straßen durchzögen, mit wildem Geschrei seine Absetzung und Entfernung fordernd, mit seiner Familie und vielen edlen Rittern die Hauptstadt, um den Rest seiner Tage fern von der sturmbewegten Stadt zu verleben. (30. Nov. 1031.) Ohne Schmerz entsagte er einem Thron, den er mit Widerstreben bestiegen, und einer Herrscherwürde, die ihm nur Kummer und Sorgen gebracht. Er zog sich anfangs auf ein festes Schloß im Gebiete von Cordova zurück; als er aber hier von seinen Gegnern, denen seine Nähe gefahrdrohend war, aufs neue bedrängt ward, nahm er seinen Aufenthalt im nordöstlichen Spanien, wo ihm der Statthalter von Saragossa mit gastfreundlichem Sinn eine Burg einräumte. Dort lebte Hischam noch sechs Jahre in stiller Zurückgezogenheit, sein Herz erfreuend an den Gaben der Kunst und Poesie und seinen Geist bereichernd mit wissenschaftlichen Studien, dem Erbteil des Hauses der Omejjaden, das mit ihm erlosch.

Auflösung des Kalifenreichs. Drei Jahrhunderte hatte das omejjadische Geschlecht in Spanien geherrscht und das Reich von Cordova zum Sitz der Bildung, zum Mittelpunkt irdischer Pracht und Herrlichkeit, zum Sammelplatz der hervorragendsten Geister in Kunst und Wissenschaft erhoben. Aber der Mangel fester Rechtsordnungen und einer vermittelnden Ausgleichung zwischen Freiheit und Despotismus mußte die Auflösung des Reichs herbeiführen. Wenn in Bagdad und Kairo im Namen des Kalifats wenigstens der Begriff einer die Gesamtheit umfassenden Oberherrschaft fortdauerte, so verlor sich in Spanien bald jede Spur eines Reichsverbandes. Das Ganze löste sich in eine Menge kleiner, unabhängiger Herrschaften auf, die nationale Kraft wurde gebrochen, das Kalifat von den Statthaltern der Provinzen in kleine Fürstentümer zerschnitten. Fast jede bedeutendere Stadt erhielt ihren eigenen Emir, Wali oder Kadi (Alkalde), von denen die mächtigeren und unternehmenden die schwächern zu stürzen oder in Abhängigkeit zu bringen suchten. Dies geschah in einem Augenblick, als die Christen des Nordens sich mit frischer Kraft regten und zu einigen begannen, als die neuen Königreiche

Kastilien und Aragonien entstanden und im Bunde mit Katalonien aggressiv gegen die mohammedanische Welt vorgingen. Der Kriegszustand, von jeher in der Halbinsel heimisch, wurde bald ein allgemeiner. Nicht genug, daß die Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern in jenen Tagen der Glaubenserregung mit neuer Heftigkeit geführt wurden, die schwächeren Volkshäupter suchten nicht selten die Hilfe der christlichen Herrscher gegen ihre mächtigeren Glaubensgenossen und erkauften deren Beistand, indem sie sich in ein Verhältnis der Zinspflicht und Klientelschaft begaben. Oft stritten christliche Kriegsscharen in den Heerlagern mosleminischer Stammhäupter widereinander.

Cordova unter „König" Dschawar.

Wenn im Anfang Cordova noch immer das größte Ansehen bewahrte und eine Art Oberherrschaft übte, so lag die Ursache davon teils in der Macht der Tradition und des Herkommens, teils in der tüchtigen Persönlichkeit, in deren Hände die Häupter der Stadt nach der Flucht des Omejjadenfürsten das Regiment legten. Dieser Mann war Dschawar Ibn Mohammed, der schon als Wesir des letzten Kalifen in den schwierigsten Verhältnissen ebensoviel Klugheit, als Tugend und Gerechtigkeitssinn bewährt hatte und über dessen Liebe zu Volk und Vaterland kein Zweifel obwaltete. Da er sich nicht wie die Omejjaden auf die Rechte der Geburt berufen konnte und zur Errichtung einer auf das Schwert gegründeten Gewaltherrschaft nicht die erforderlichen Streitkräfte besaß, so konnte er nur durch weise und gerechte Regierung und durch Heranziehung der angesehensten Männer zu den Geschäften des Staats eine feste Grundlage für seine Herrschaft erlangen. Zu dem Ende gab er dem Staat eine Art Repräsentativ-Verfassung, indem er aus den Reihen der hervorragenden Bürger, Beamten und Gelehrten, deren Wahl er seine eigne Erhebung zu danken hatte, einen Diwan, ein oberstes Staats- und Verwaltungs-Kollegium, errichtete, in welchem er den Vorsitz führte und ohne dessen Zustimmung keine eingreifende Anordnung getroffen, keine wichtige Regierungshandlung vorgenommen wurde. Dabei erwarb er sich durch seine umsichtige Staatsverwaltung wie durch die Einfachheit seines Lebens allgemeines Lob. Nur mit Mühe, versichert Conde, konnte der Emir bewogen werden, seinen Wohnsitz in dem Kalifenpalast zu wählen, und als er endlich einzog, entfernte er allen Luxus, alle überflüssige Dienerschaft, allen unnötigen Aufwand. Es wird von ihm gerühmt, daß er die Angeber, die von Klagen und Rechtshändeln lebten, vertrieben, daß er alle Quacksalber und Wunderdoktoren beseitigt und kenntnisreiche und erfahrene Ärzte angestellt, daß er durch Beförderung des Ackerbaues und durch zweckmäßige Einrichtung des Getreidehandels und der Vorratshäuser Cordova zur Fruchtkammer von ganz Spanien gemacht, daß er durch eine wachsame Polizei und Sicherheitsmannschaft Ruhe und gesetzliche Ordnung geschaffen. Handwerker, Künstler und Kaufleute, heißt es, wurden reich, und jedermann segnete den „König" Dschawar, der wie von einem Wartturme herab alles, was dem Volke frommte, überschaute und ordnete.

Die Dynastien in Andalusien und anderwärts.

Wie sehr der Beherrscher von Cordova sich als würdigen Nachfolger der großen Kalifen zeigte, so gelang es ihm doch nicht, bei den Statthaltern der Provinzen als Oberherr anerkannt zu werden. Auf die Anzeige seines Regierungsantritts antworteten zwar die meisten mit höflichen Glückwünschen, aber ohne die leiseste Kundgebung einer Unterordnung oder Huldigung. Ja Ismail Modhaffer, das Haupt der Beni Dhilnun, welcher sich die Herrschaft in Toledo angeeignet, gab deutlich zu verstehen, daß er für sein Haus und seine Stadt die Hegemonie über ganz Spanien in Anspruch nehme. Ebensowenig waren die andern Stammhäupter, die durch ausgedehnte Amtskreise oder zahlreiche Kriegsmannschaft, durch Reichtum oder Macht, durch hohe Geburt, persönliches Ansehen oder einflußreiche Geschlechtsverbindungen hervor- Toledo.

ragten, geneigt, die unabhängige Stellung, die sie schon während der letzten Bürgerkriege gewonnen, wieder fahren zu lassen. Von der Art war Mohammed Abul Sevilla. Kasim, das Haupt der aus Syrien stammenden Beni Abad in Sevilla, ein wegen seines Reichtums, seiner Freigebigkeit und seiner gastfreundlichen Großmut sehr Malaga und Algeziras. geehrter und viel vermögender Herr. Von der Art war Edris, der Hammudite, der Sohn des Kalifen Jahja, der in Südspanien, in Malaga und Algeziras, und in Nordafrika, in Tanger, Ceuta und Melilla, die Ansprüche der Edrisiden zur Geltung brachte und sich durch einen Waffenbund mit den Berber-Fürsten von Granada und Carmona zu sichern suchte. In Granada, „der Judenstadt", besaß der obenerwähnte jüdische Gelehrte Samuel Ha-Levi, „der Fürst", der von einem Krämer zum Wesir des mächtigen, kriegerischen und gewaltthätigen Badis des Ziriten emporgestiegen, das größte Ansehen auch als Staatsmann. Ebensowenig wollten Almeria, Valenzia und anderwärts. die Beni Alamari (Alameriden), die schon seit den Tagen Almansors die Ostküste Spaniens von Almeria bis zur Mündung des Ebro beherrschten, von einer Unterordnung hören. Als das Haupt dieser Familie galt der durch Reichtum und Staatsklugheit ausgezeichnete Abdel Asis Abul Hassan in Valenzia, den die übrigen Stammhäupter dieses Hauses, die in Almeria, Murcia (Tadmir), Denia und auf den Balearen herrschten und sich durch Seeraub unermeßliche Schätze erwarben, als gemein-Die Atedschebiten in Saragossa u. a. O. samen Oberherrn anerkannten. Die unabhängigste Stellung hatten von jeher die Statthalter des nordöstlichen Spanien, die Emire von Saragossa, Tortosa und Huesca, wo die von den christlichen Nachbarstaaten fortwährend drohende Kriegsgefahr einen mit Selbständigkeit handelnden Großbeamten oder Grenzwali notwendig machte. Damals herrschte in diesen Grenzgebieten das Geschlecht der Atedschebi, als dessen Haupt Almondar Ibn Hud von Saragossa verehrt ward. In Huesca, Lerida und Tortosa regierte ein anderer Fürst dieses Hauses, und selbst in Algarve und im südlichen Lusitanien hatte ein den Atedschebiten verwandtes Geschlecht, die Beni Alaftas, die Leitung der Dinge in der Hand. Diese mächtigeren „Fürsten der Parteiung" betrachteten sich nicht nur als unabhängige Dynasten in ihren Reichen, sie waren auch stets bedacht, die geringeren und schwächeren zu unterwerfen. Daraus ging ein Gewirr von Feldzügen und Schlachten, wechselnden Siegen und Niederlagen, hinterlistigen Nachstellungen und Verrätereien hervor, die, so reich sie auch sein mögen an romantischen Zügen, an Abenteuern und wunderbaren Geschicken, an ritterlichen Thaten und Beweisen großmütiger Gesinnung, wie an Handlungen der Rache, der Grausamkeit, des Übermutes, der Gewaltthätigkeit und der Wollust, doch für das Ganze und Große der Menschengeschichte ohne Früchte und Resultate blieben. Nur einen Vorteil brachte das vielgestaltige zerrissene Staatswesen, dessen Wechselfälle Dozy ebenso anziehend als gründlich dargestellt hat; alle Fürsten waren von der Liebe zu den Wissenschaften und Künsten erfüllt, alle waren von dem edlen Wetteifer beseelt, als Förderer der Studien und Poesie zu gelten, im Liede gefeiert zu werden und ein durch Bildung, Untergang der Dschawariden in Cordova. Genüsse und Pracht gehobenes Leben in ihren Hauptstädten zu erzeugen. Umsonst bemühte sich Dschawar von Cordova die mohammedanischen Fürsten und Herren zu einem friedlichen Zusammenleben zu bewegen; Ehrsucht, Herrschgier und Leidenschaften aller Art machten sie taub gegen die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Klugheit. Ein allgemeiner Krieg erfüllte die ganze Halbinsel mit Verwirrung und führte rasche Auflösungen und Umgestaltungen aller bestehenden Verhältnisse herbei. Dschawar selbst war in einen Kampf mit dem Emir von Toledo verwickelt, als ihn der 1044. Tod zur großen Betrübnis seines Volkes unerwartet dahinraffte. Sein Sohn Mohammed Abul Walid war zwar ein würdiger Nachfolger, aber den furchtbaren Kriegsstürmen, die, durch die Herrschgier der Emire von Toledo und Sevilla angefacht, all-

mählich alles Land von Badajoz bis Valenzia mit Blut und Verwüstung füllten, war er nicht gewachsen. Er selbst und sein tapferer Sohn Abdelmalik fanden in ihnen ihren Untergang. 1060.

Mit ihrem Tode erlosch das Herrschergeschlecht der Dschawariden nach kurzem Bestand, und Cordova kam durch List und Verrat an den Emir von Sevilla, der somit das Gebiet von Andalusien in seiner Hand vereinigte und bald der mächtigste Fürst des mosleminischen Spanien wurde, namentlich als es ihm auch noch gelang, den Edrisiden die Küstenstädte Algeziras und Malaga zu entreißen. Nach den Herrschern von Sevilla aus dem Hause der Beni Abbad (besonders der beiden Mohammed, die den Beinamen Motadhid und Motamid führten), besaß der Emir von Toledo, der auch einige Zeit über Valenzia gebot (vor allen Abul Hasan Mamun), die größte Macht. Aber in König Alfons VI. von Kastilien, den der Emir einst als Flüchtling gastlich bei sich aufgenommen hatte, erstand ihm ein gefährlicher Feind. Nach vielen verheerenden Kriegen, die er als Bundesgenosse des Beherrschers von Sevilla unternommen, mußte sich Toledo, „das Haupt von Spanien", dem christlichen König ergeben. Während der mosleminische Herrscher und seine vornehmsten Ritter mit ihrer kostbarsten Habe sich nach Valenzia begaben, hielt Alfons seinen feierlichen Einzug in Toledo, nachdem er den Bewohnern den ungestörten Besitz ihres Eigentums, freie Ausübung ihrer Religion und den Fortbestand ihrer Gesetze und Einrichtungen gewährleistet. Viele christliche Spanier aus den nördlichen Reichen siedelten sich nunmehr in Toledo an und vermehrten die altgotische Bevölkerung, die während der maurischen Herrschaft in der Stadt gelebt und unter dem Namen „Mozaraber" ihren christlichen Glauben und Ritus bewahrt hatte. Aber das Verfahren des zum Erzbischof von Toledo erhobenen Abtes Bernhard von Sahagun, welcher mit Zustimmung der fanatischen Königin die große Moschee gewaltsam für den christlichen Kultus in Besitz nahm, war ein Vorspiel dessen, was den Mohammedanern unter der Herrschaft der Christen bevorstand. Der Einnahme von Toledo folgte die Eroberung von Talavera, Madrid, Guadalajara u. a. O.

Die Emire von Sevilla und Toledo.

Die Christen erobern Toledo. 1085.

25. Mai 1085.

Diese Fortschritte der Christen erfüllten den Emir von Sevilla, Motamid, den Nachfolger des ebenso grausamen, treulosen und rachgierigen als kunstliebenden al Motadhid, mit Besorgnis. Er versuchte es, durch Unterhandlungen den kastilischen König von weiteren Eroberungen abzuhalten. Als dieses nicht gelang, berief er eine Versammlung angesehener Moslems nach Sevilla und brachte es dahin, daß im Namen der bedrängten Gläubigen der spanischen Halbinsel ein Hilferuf erging an Jussuf Ibn Taschfin, den mächtigen Beherrscher der Morabethen oder Almoraviden in Marokko, der damals auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand und durch Glück und Tapferkeit in der „Westwelt" Maghreb ein Reich gegründet hatte, das von der Grenze des ägyptischen Fatimiden-Kalifats bis zum Atlantischen Ozean und von dem Saum der Wüste bis ans Mittelmeer sich erstreckte und in vier Statthalterschaften Mekines, Fes, Sedschelmesa und Marokko geteilt war. Umsonst warnte der Wali von Malaga die Söhne der Sandwüste in die reizenden Gefilde Andalusiens und Valenzias zu rufen und mahnte zur Eintracht und zum gemeinsamen Widerstand gegen die Christen; der Fürst von Badajoz erhielt den Auftrag, im Namen der spanischen Emire den Almoravidenherrscher zur Rettung des Islam nach der Halbinsel zu rufen. Jussuf zögerte nicht lange, der lockenden Einladung zu folgen. Er hatte kurz zuvor den Edrisiden ihre letzten Besitzungen Ceuta und Tanger entrissen und damit die Eroberung Westafrikas vollendet. Mit einem großen Heer setzte der achtzigjährige Herrscher, begleitet von 10,000 Morabethen aus dem edeln Stamme Lemtuna und 6000 Negern, seiner Leibwache, von Ceuta nach der „grünen Insel" Algeziras, dessen

Die Morabethen nach Spanien gerufen. 1086.

Besitz er sich ausbedungen. Hier empfingen ihn die andalusischen Emire und Häuptlinge mit ihren Kriegsmannen und begleiteten ihn auf seinem Waffengange gegen Alfons.

Die Schlacht bei Salaka. 1086. Der kastilische König stand gerade wider Saragossa im Felde, als er die Kunde von dem Anrücken der Moslems gen Badajoz am Guadiana erhielt. Er rief sofort den König Sancho Ramirez von Aragonien und den Markgrafen Berengar von Barcelona zum Beistande herbei wider den mächtigen Feind, der die gesamte Christenheit in Spanien mit gleicher Gefahr bedrohe. Alle folgten dem Rufe und rückten mit einem Heer, dessen Stärke 100,000 Mann zu Fuß und 80,000 Reiter in schwerer und leichter Rüstung betragen haben soll, gegen die Morabethen und ihre spanischen Bundesgenossen ins Feld. Auf der buschreichen Ebene von Salaka, etliche Meilen von Badajoz, trafen die Heerhaufen aufeinander. Noch nie hatten Christen und Mo-
23. Okt. 1086. hammedaner in solcher Stärke ihre Kräfte gemessen. Eine furchtbare Schlacht ereignete sich, die trotz der Tapferkeit Alfons' und der christlichen Ritter mit dem Siege der Moslems endigte. Mehr als 10,000 Köpfe gefallener Christen sollen als Zeichen des glänzenden Siegestages an die Städte Spaniens und Afrikas geschickt worden sein. Bis in die Negerländer hinein trugen Boten die frohe Kunde und die blutigen Trophäen. Noch lange lebte der Unglückstag von Salaka sprichwörtlich im Munde des christlichen Volkes fort. Die Moslems dagegen feierten den Sieg in stolzen Liedern.

Alfons' mutige Haltung. Wäre der Sieg bei Salaka so benutzt worden, wie einst der bei Jeres de la Frontera, so hätte die Herrschaft der Christen wieder auf die asturischen Berge zurückgedrängt werden können. Aber mehrere Umstände vereinigten sich, um die Wirkungen des harten Schlages zu lähmen. Wenige Tage nach der Schlacht brachte ein Bote dem Almoravidenherrscher die Nachricht, daß sein geliebter Sohn in Marokko gestorben sei. Auf diese Kunde schiffte sich der gebeugte Vater sogleich nach Afrika ein, die Fortsetzung des Krieges seinem Feldherrn Seir Ibn Abubekr und den spanischen Emiren überlassend. Allein die Zwietracht, die unter den mosleminischen Häuptlingen bald wieder ausbrach, lähmte die weiteren Unternehmungen. Während diese die nächsten Monate mit der Belagerung der festen Orte, welche die Christen in dem Gebiete von Toledo und Murcia besetzt hatten, zubrachten und der Emir von Sevilla die von der Blüte der kastilischen Ritterschaft verteidigte Felsenburg Labit unweit Lorca vergebens bestürmte, war der thätige, energische Alfons bemüht, die gelichteten Reihen seiner Heere durch neue Streiter zu füllen und den gesunkenen Mut der Seinen wieder zu beleben. Sein rasches Erscheinen in Murcia und einige erfolgreiche Gefechte machten auf die Moslems einen solchen Eindruck, daß Jussuf, der auf den dringenden Mahnruf Motamids nach Spanien zurückgekehrt war, bald wieder über das Meer setzte und die Emire heimzogen, um ihre eigenen Besitzungen zu beschützen.

Motamid von Sevilla in Gefangenschaft geführt. Bald zeigte sich, daß der Glaubensfürst, den die spanischen Emire zu ihrem Beistande herbeigerufen, ihrer Unabhängigkeit nicht minder gefährlich sei als der König von Kastilien. Jussuf Ibn Taschfin war von den Reizen Andalusiens so bezaubert worden, daß er vor Verlangen brannte, Herr des Landes zu werden. Die Uneinigkeit der mosleminischen Häupter und das Mißtrauen, das sie ihm bereits zeigten, begünstigte sein Vorhaben. Mit einem starken, aus afrikanischen Stämmen gebildeten Heer
1090. landete Jussuf zum drittenmale in Algeziras. Der Emir von Granada und der Wali von Malaga, die ihren Argwohn gegen den Almoraviden am offensten kundgaben, mußten als Gefangene nach Afrika wandern. Bald traf dasselbe Schicksal auch Motamid von Sevilla, den mächtigsten der andalusischen Emire, der am eifrigsten die Herbeirufung der Almoraviden betrieben hatte. Von der afrikanischen Übermacht seiner bedeutendsten Städte bis auf Sevilla beraubt, wendete er sich um Hilfe an

Alfons. Aber die christliche Hilfsmannschaft vermochte nicht das Heer der Morabethen im Felde zu bestehen, und Motamid sah sich genötigt, sich und seine Hauptstadt Jussufs Feldherrn zu übergeben. Am 7. Sept. 1091 zogen die Morabethen in Se- 1091. villa ein, nahmen Besitz von den prachtvollen Schlössern und Landsitzen, welche Almotamid und seine Vorgänger am Ufer des Guadalquivir unter Oliven- und Orangenbäumen errichtet, und sandten den Emir mit seinen Söhnen, Töchtern und Frauen als Gefangenen über das Meer nach Afrika. Ein späterer Aufstandsversuch der Andalusier wurde unterdrückt und Almotamids ritterlicher Sohn bei der Verteidigung der Feste Arcos durch einen Pfeilschuß getötet. In Agmat, südöstlich von Marokko, mußte Motamid, einer der gebildetsten und mächtigsten Herrscher, bei dem einst der berühmte Satirendichter Ibn Ammar in hohen Ehren gelebt, bis er, ein Abenteurer und Parteigänger, von dem erzürnten Gebieter eigenhändig im Kerker getötet ward, in einem Turme seine Tage beschließen, niedergebeugt von Kummer und Elend, welche noch erhöht wurden bei dem Anblick seiner Töchter, die in dürftigem Anzug ihren kärglichen Lebensbedarf durch Spinnen erwerben mußten, und der schönen Seidet Kupra, einst der Zierde seines Harems, die sich über den Fall des Herrschers zu Tode grämte. Sein hartes Geschick gab seinem Wesir Ibn Zeidun, einem der berühmtesten arabischen Dichter, der nach einem wildbewegten, wechselvollen Leben am Hofe von Sevilla huldvolle Aufnahme gefunden hatte, Stoff zu einer rührenden Elegie (Kassidete), und er selbst suchte und fand in der Poesie Trost in der Gefangenschaft, bis ihm der Tod Erlösung brachte (1095). Seine Klagelieder, worin er die Leiden der Kerkerhaft, die Last seiner Ketten, das Jammergeschick seiner Geliebten betrauert oder sich die vergangenen Zeiten des Glücks und der Herrlichkeit zurückruft und über die Wandelbarkeit menschlicher Dinge weint, gehören zu den ergreifendsten Erzeugnissen der arabischen Poesie.

Der Eroberung von Sevilla folgte die Unterwerfung der übrigen Städte und Landschaften Südspaniens, Granada, Malaga, Jaen, Cordova auf dem Fuße. Der Emir von Almeria, bisher ein treuer Bundesgenosse Jussufs, starb in Kummer, als die Morabethen vor den Mauern seiner Hauptstadt erschienen; sein Sohn entfloh in das östliche Afrika und überließ Almeria den Feinden. Auch Valenzia fiel nach hart- 1091. näckiger Verteidigung in die Hände des Feldherrn David Ibn Aischa, nachdem die zwei letzten Fürsten aus dem Stamme der Beni Dhilnun bei der Erstürmung den Tod gefunden. Während David den Osten durchzog und noch die Städte Denia und 1092. Xativa zu Fall brachte, rückte der andere Feldherr Seir Ibn Abubekr im Westen vor, unterwarf Algarve und zwang Badajoz zur Ergebung. Der Beherrscher der Stadt, Omar, gleich Motamid ein Freund der Poesie und Wissenschaft, wurde gegen die gegebene Zusage vor den Mauern enthauptet. Die rührende Elegie, in welcher sein Wesir Ibn Abdun das harte Geschick seines Herrn beweinte, blieb lange im Gedächtnis des mosleminischen Volkes. „Der Stern der Poesie leuchtete noch tröstend den Arabern, wenn alle andern ihnen untergegangen waren.“ So gehorchte nun ganz Südspanien dem Almoravidenfürsten Jussuf Ibn Taschfin. Nur das Gebiet von Saragossa mit den Städten Lerida, Tortosa, Medina Celi, Calatayud, Tudela, Fraga, Huesca u. a. stand noch in Unabhängigkeit da und bildete eine Schutzwehr zwischen den christlichen Königreichen und den Morabethen. Der Emir von Saragossa, Ahmed Abu Dschafer Mostaim, einer der mächtigsten und gebildetsten Fürsten seiner Zeit, geliebt und geehrt von seinem Volke, gefürchtet von den Feinden und reich durch den einträglichen Handel mit den Ländern des Ostens, suchte und erwarb die Freundschaft Jussufs. Der Almoravidenherrscher erkannte mit richtigem Blick, daß das Gebiet von Saragossa ein wichtiges Bollwerk der mosleminischen Macht gegen die

Die Almoraviden bemächtigen sich der Herrschaft in Spanien.

Saragossa verschont.

1093. Glaubensfeinde sei, und unterstützte es wider die Angriffe der Aragonier. So wurde
Islam und Christentum im Kampf. um die Zeit, als die Macht der Seldschukken im Morgenlande einen heftigen Stoß erlitt, in Spanien die Herrschaft des Islam aufs neue befestigt. Allein die Grundlagen
Der Cid. hatten ihre frühere Stärke verloren, während die Kraft und das Selbstvertrauen der Christen, gehoben durch die religiöse Begeisterung des gesamten Abendlandes und die Siege der Kreuzfahrer im Morgenlande, fort und fort im Wachsen waren. Dem tapfern Feldherrn **Cid Ruy Diaz Campeador**, den die spanischen Romanzen als den Inbegriff aller Heldentugenden, als die Krone der Ritterlichkeit, als das Muster und Vorbild männlicher Thaten und Gesinnungen preisen, gelang es in Verbindung mit Abdelmalik von Albarracie, einem Verwandten und Rächer der gefallenen Dhilnun
1094. und anderer Emire, sich der Stadt Valenzia zu bemächtigen. Der treulose Wali,
1095. durch dessen Verrat einst die Stadt in die Hände der Morabethen gefallen war, starb in den Flammen.

Ausgang und Charakter Jussufs Ibn Taschfin. Die Eroberung Valenzias, dessen Fall und Verödung der Dichter **Ibn Chafadscha** in einem rührenden Klagelied geschildert hat, war die letzte That des Kampfeshelden Cid. Nach seinem Tod brachte Seir Ibn Abubekr, nachdem er die Balearischen
1102. Inseln erobert, nach langer Belagerung die Stadt abermals in die Gewalt Jussufs. Die Nachricht davon erfreute das Herz des alten Herrschers und bestimmte ihn zugleich,
Dez. 1103. die Zügel des Reiches in jüngere Hände zu legen. In einer feierlichen Versammlung zu Cordova, der viele mosleminische Volkshäupter und Ritter aus Afrika und Spanien anwohnten, übertrug er seinem jüngeren Sohne **Abul Hasan Ali** die Regierung des großen Reiches und zog sich, nachdem er die Edlen zur Huldigung und Treue, den Herrscher zu gerechter Verwaltung ermahnt, nach Ceuta zurück, wo er drei Jahre spä-
Sept. 1106. ter in einem Alter von hundert Mondjahren starb, ein gewaltiger Fürst, der Tapferkeit und Kriegsmut mit kluger Staatskunst verband, der im Besitze unermeßlicher Schätze und Einkünfte sich doch der größten Einfachheit und Mäßigkeit in seiner Lebensweise befliß, der die Wege der Hinterlist und Falschheit, auf denen er zur Herrschaft in Spanien gelangte, durch Gerechtigkeit, durch mäßige Besteuerung der Unterthanen, durch Leutseligkeit im Umgang, durch Ehrerbietung gegen gelehrte und verdienstvolle Männer und durch andere Tugenden auszugleichen bemüht war.

Schlacht bei Ucles. Alfons' Ausgang. Ali, der neue Beherrscher des großen Almoravidenreiches in Afrika und Spanien, war kein unwürdiger Nachfolger seines großen Vaters. Er suchte die Großen durch
1108. 1109. Vertrauen und Entgegenkommen zu gewinnen, war freundlich und leutselig gegen das Volk, und indem er tüchtige Männer an die Spitze der Reichsgeschäfte und des Heeres stellte und ihren Ratschlägen Gehör gab, zeigte er Verstand und Einsicht. Was aber
30. Mai 1108. seiner Regierung einen besondern Glanz verlieh, war der große Sieg, den die Morabethen bei **Ucles** über das kastilische Heer davontrugen. Sancho, der jugendliche Sohn des alten Königs Alfons, sollte sich durch die Vertreibung der Ungläubigen aus der festen Stadt Ucles seine ersten Lorbeeren verdienen und sich des Thrones, der ihm bestimmt war, würdig zeigen. Der tapfere Graf Garcias von Cabra schützte im Gedränge der Schlacht sein Leben mit seinem Schilde. Bald aber lagen beide auf dem Waffenfelde und neben ihnen die Blüte der kastilischen Ritterschaft. Ein großer Teil der Eroberungen Alfons' fiel in die Hände der Morabethen. Dieser Unfall beugte den alten König tief und beschleunigte seinen Hingang. Sancho war die Hoffnung seines Lebens gewesen. Seine fünfte Gattin, die Tochter des Emirs Motamid von Sevilla, nach der Taufe Isabella genannt, hatte ihn zur Welt gebracht, nachdem die vier ersten Frauen nur Töchter geboren. Alfons überlebte den Schmerzenstag von Ucles nur ein Jahr. Nachdem er seine Tochter Uraca, Witwe des Grafen Raimund von Burgund, und ihren kleinen Sohn Alfons den spanischen Großen als die Erben

des Reiches vorgestellt und ihrem Schutze empfohlen, schied er aus dem Leben, ein bedeutender Fürst, der sich durch seine Kriegsthaten, besonders die Eroberung Toledos, den Ehrennamen „Spaniens Schild“ erworben und sich durch gute Gesetze und Verordnungen, durch treffliche Rechtspflege, durch seine Frömmigkeit und Fürsorge für die Kirche und durch Erteilung großer Rechte und Freiheiten an die Städte bei den kommenden Geschlechtern ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat. Sein Tod und die kraftvolle und gerechte Regierung der Almoravidenherrscher Jussuf und Ali verliehen dem Islam in der spanischen Halbinsel längere Lebensdauer und retteten ihn vor der Gefahr der Auflösung, der er infolge der inneren Spaltungen und der kräftigen Angriffe der Kastilier und Aragonier entgegengegangen war. 29. Juni 1109.

d. Die christlichen Reiche in Spanien.

1. Asturien und Leon.

Alfons III. drei Söhne teilten sich nach des Vaters Tod in dessen Besitzungen, also daß der Erstgeborne Garcias das südliche Land mit der mauerstarken Römerstadt Leon erhielt, Ordoño das westliche Galicien beherrschte und Fruela II. in der alten Hauptstadt Oviedo seinen Sitz nahm. Als Garcias nach einer vierjährigen Regierung starb, wurde Ordoño II. als König von Leon anerkannt. Ein Kriegsheld, der auf seinen Feldzügen wider Abderrahman III. bis an den Tajo vordrang, war Ordoño zugleich berühmt wegen seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Kirche und ein strenger Vertreter der Königsgewalt gegen die unruhigen Großen. Die unbotmäßigen Grafen von Burgos und Kastilien nahm er am Flüßchen Carrion gefangen und ließ sie im Kerker zu Leon sterben. Bald nach seiner dritten Vermählung mit der Tochter des Königs Garcias Sancho von Navarra, seines Bundesgenossen, wurde Ordoño durch den Tod von der Seite seiner jugendlichen Gemahlin gerissen, worauf sein Bruder Fruela seinen Sitz von Oviedo nach Leon verlegte. Aber schon im nächsten Jahr sank auch er ins Grab, und nun ging die Regierung an Ordoños Sohn Alfons IV. über, der jedoch mehr Hang zu Andachtsübungen als zu weltlichen Geschäften hatte und nach einer fünfjährigen Regierung das Zepter mit der Mönchskutte vertauschte. Nun wurde sein Bruder Ramiro von den Großen als König anerkannt. Kaum war jedoch Ramiro gegen die Araber ins Feld gezogen, so bereute Alfons seine Thronentsagung und verließ wieder die Klosterzelle in Sahagun. Da rückte Ramiro gegen Leon, zwang den Bruder zur Ergebung und ließ ihn der Augen berauben. In diesem Zustande lebte Alfons, „der Mönch“ oder „der Blinde“ genannt, noch zwei Jahre. Dasselbe Schicksal bereitete Ramiro seinen drei Vettern, den Söhnen Fruelas II., als diese feindselige Pläne wider ihn im Schilde führten. Diese grausamen Thaten suchte darauf Ramiro während einer fast zwanzigjährigen Regierung durch rühmliche Unternehmungen gegen die Moslems zu sühnen oder in Vergessenheit zu bringen. Er drang siegreich in das Herz der feindlichen Staaten, brachte Madrid, dessen dereinstige Bestimmung noch niemand ahnte, in seine Gewalt, focht am Duero und am Tormes mit Glück wider die Sarazenen und führte christliche Streiter nach Salamanca, Ledesma, Ribas, Baños u. a. O. Nachdem er den Aufstand des kastilischen Grafen Fernan Gonzalez niedergeschlagen und dann, ebenso klug als tapfer, durch die Vermählung seines Sohnes Ordoño mit der Tochter des Überwundenen, Donna Uraca, den mächtigen Edelmann und seine Anhänger für sich gewonnen, beschloß er sein Leben mit einem neuen Feldzug gegen die Ungläubigen, auf welchem er noch den glänzenden Sieg bei Talavera erstritt. In dem prächtigen Kloster, das er neben dem königlichen Palaste zu Leon erbaut hatte, als seine Tochter Elvira

Garcias. 910–914.

Ordoño II. 914–924.

Fruela II. 924–925.

Alfons IV. „der Blinde“ oder „der Mönch“. 925–931.

Ramiro II. 931–950.

den Schleier nahm (San Salvador de Palaz del Rey), wurde seine Leiche beigesetzt.
Ordoño III. 950–957. Ordoño III. war ein würdiger Nachfolger des Vaters. Auch er unternahm kühne Waffengänge nach Süden; aber Aufstände in den kastilischen Landschaften, wo sein Bruder Sancho, unterstützt von dem treulosen Graf Fernan Gonzalez, nach dem Thron strebte, und in Galicien, wo sich die Edlen die Verwirrung zur Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit zu nutze machen wollten, hemmten die anfänglichen Fortschritte seiner Waffen. Abderrahman, ergrimmt und erschreckt über die Verwegenheit des christlichen Königs, der auf einem kühnen Streifzug bis nach Lissabon vorgedrungen, verkündete den heiligen Krieg und führte seine durch afrikanische Hilfstruppen verstärkten Kriegsscharen über den Duero. Die christlichen Bewohner von Simancas und andern Orten wurden zur Flucht getrieben und von S. Estevan de Gormaz bis an die Thore von Burgos wurde alles verheert. Da erkannten die Aufrührer die schlimmen Wirkungen ihres unruhigen Treibens; Fernan Gonzalez ging in sich, schwur dem König aufs neue Treue und setzte dem weiteren Vordringen der Mauren mutigen Widerstand entgegen. Noch wütete der Krieg, als Ordoño in Zamora ins Grab sank und nun sein
Sancho I. 957–966. Bruder Sancho I. den Thron einnahm, nach welchem er so eifrig gestrebt. Aber der eitle und stolze Fürst sollte sich nicht lange des ungestörten Besitzes erfreuen. Derselbe Graf Fernan Gonzalez, der früher mit ihm verbunden war, kehrte jetzt seine Waffen gegen ihn, um sich Unabhängigkeit von Leon zu erkämpfen. Sancho sah sich bald zur Flucht an den Kalifenhof zu Cordova gezwungen, worauf Gonzalez den Sohn Alfons' IV., Ordoño „den Bösen", als König ausrufen ließ und ihm seine Tochter, die
959. Witwe Ordoños III., in die Ehe gab. Aber schon im nächsten Jahre wurde Sancho von einem maurischen Heer in sein Königreich zurückgeführt und sein Gegner zur Flucht genötigt, auf welcher er starb, nachdem er umsonst in Demut und Niedrigkeit die Hilfe des Kalifen in dem Prachtpalast zu Azzahra angefleht hatte. Sancho, der mit Abderrahman und seinem Nachfolger Hakam fortwährend in freundschaftlichen Beziehungen stand, verlor sein Leben durch Gift, das ihm der aufrührerische Graf Gonzalo Sanchez, Statthalter von Galicien, beibrachte, als der König wider ihn zu Felde gezogen. Da
Ramiro III. 966–982. sein Sohn Ramiro erst fünf Jahre zählte, so übernahm Sanchos Schwester Elvira, obgleich sie den Nonnenschleier trug, die Regentschaft. Wie ihr Bruder suchte auch sie mit dem Kalifenhof Frieden und Freundschaft zu halten und pries es als ein glückliches Ereignis, daß die Gebeine des heiligen Pelagius, der unter Abderrahman als Märtyrer gestorben war, ausgeliefert und in Leon feierlich beigesetzt wurden. Ramiros Regierung war keine glückliche. Nachdem noch während seiner Minderjährigkeit die Normannen ihre verderblichen Kriegszüge bis nach Galicien ausgedehnt, den Bischof von Santiago erschlagen und das Land weit und breit mit Raub und Verwüstung erfüllt, bis sie durch den erwähnten Grafen Gonzalo Sanchez zurückgetrieben wurden, brachte in der Folge des Königs eigener Charakter neue Verwirrung über das Reich. Stolz, eingebildet, lügenhaft und von beschränktem Wissen, überhob sich der unbesonnene Jüngling des Rats und der Leitung Älterer und Erfahrener und beleidigte durch Worte und Handlungen aufs empfindlichste die Grafen in Galicien, Leon und Kastilien. Die Mißvergnügten fielen von ihm ab und erhoben seinen Oheim Ver-
Vermudo II. 982–999. mudo auf den Thron. Dieser wurde in Santiago gekrönt, erlangte aber erst zwei Jahre später, nachdem Ramiro gestorben, allgemeine Anerkennung als König von Leon. Vermudo war durch Gicht gelähmt, so daß er sich auf seinen Feldzügen mußte tragen lassen; dagegen war er klugen Geistes und nicht ohne gute Herrschereigenschaften. Er übte Gerechtigkeit und Milde und verwandte große Sorgfalt auf Gesetzgebung und Verwaltung. Aber diese Tugenden fanden wenig Geltung bei einem Geschlechte, das sich nur vor der Stärke des Armes und der Gewalt des Schwertes beugte. In Leon,

Galicien und Kastilien bildeten sich gegnerische Parteien unter ehrgeizigen Großen, welche keine Scheu trugen, die Feinde des Glaubens in das Herz der christlichen Staaten zu führen und die Eroberungen der Väter wieder aufs Spiel zu setzen. Denn während Parteiwut und Bürgerkrieg Land und Volk in das schrecklichste Elend stürzte, zerstörten, wie erwähnt, die Moslems unter Almansor die heilige Stadt Santiago, besetzten die Grenzorte, warfen die Schutzwehren nieder und streiften plündernd und verheerend in das Gebiet von Leon und Kastilien. Es hatte den Anschein, als ob mit dem Ende des Jahrhunderts auch das Ende der Welt hereinbrechen und die Posaunen die Menschheit zum ewigen Gericht rufen würden. Verwüstete Felder, niedergebrannte Kirchen, Klöster und Wohnorte, Armut und Elend ringsum waren die traurigen Bilder, die sich bei Bermudos Tod dem Auge darboten. Alfons V., Bermudos Alfons V. 999–1027.
Sohn, besaß neben dem klaren und klugen Geiste des Vaters auch die nötige Kraft, um die innere Ordnung wieder aufzurichten. Da seit dem Tode Abdalmaliks Modhaffer Leon von den Einfällen der Moslems verschont blieb, so fand der König Zeit, seine Thätigkeit mehr den inneren Anliegen zu widmen. Er ließ die zerstörten Mauern, Kirchen und Klöster wieder herstellen, berief die geistlichen und weltlichen Großen zu Reichsversammlungen behufs der Gesetzgebung und ordnete das Gemeinwesen der Hauptstadt und anderer Orte durch Fueros, welche die altgotischen Rechtsbestimmungen ergänzten. Erst in seiner späteren Regierungszeit brach er nach dem Mondego auf, um den Waffenruhm seiner Vorfahren zu mehren; aber als er einst vor der Feste Viseu an einem heißen Tage ohne Panzer einherritt, traf ihn ein tödlicher Pfeil. Sein junger Sohn, Bermudo III., trat die Regierung in Leon zu einer Zeit Bermudo III. 1028–1037.
an, da der herrschsüchtige König von Navarra, Sancho Mayor oder der Große, sein Reich nach Westen auszudehnen suchte. Nachdem dieser nach der Ermordung des Grafen Garcias durch einige Verschworene als Gemahl von dessen Schwester Elvira den nördlichen Teil von Kastilien an sich gerissen und den Tod des Schwagers gerächt, bemächtigte er sich in einem wegen Grenzstreitigkeiten entstandenen Kriege gegen Bermudo des Landstriches von der Pisuerga bis zur Cea in Leon, drang bis zu den Gebirgen Asturiens vor und riß die Stadt Astorga an sich. Bald betrachtete sich Sancho als Beherr- 1034.
scher aller Länder am Biscayischen Meerbusen und an den Pyrenäen, von der Westküste Galiciens bis an den obern Aragon, und Bermudos Name verschwand ein Jahr lang aus den öffentlichen Urkunden. Erst als Sancho gestorben, raffte Bermudo seine Kräfte zusammen, um sein väterliches Reich gegen dessen Söhne Ferdinand und Garcias zu verteidigen. Am Flusse Carrion im Thale Tamara kam es zu der blutigen Schlacht. Bermudo stürzte sich mit jugendlicher Hitze in den Kampf, um seinen Gegner zu treffen, fiel aber von einer Lanze durchbohrt nieder und fand im Getümmel der Schlacht seinen Tod. In ihm erlosch die männliche Linie der Könige von Leon. Mit dem Siege am 1037.
Carrion wurde Ferdinand, dem der Vater das kastilische Land zugeteilt hatte, Herr von Leon samt Asturien und Galicien und vereinigte diese Ländergebiete zu dem neuen Königreich Kastilien.

3. Die Markgrafschaft Barcelona (Katalonien).

In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts wurde die Markgrafschaft Barcelona auf immer von Septimanien getrennt und damit das lockere Band, mit dem die Pyrenäenlandschaft bisher an das Frankenreich geknüpft war, zerrissen. Diese Trennung legte den Grund zu einer zukunftreichen Entwickelung und zu einem selbständigen geschichtlichen Leben. Lag auch in der Losreißung von dem größeren Reiche die Gefahr, daß die christliche Religion und Bildung dem mit Ungestüm vordringenden Islam

erliegen möchte, so weckte und stählte dafür auch die Notwendigkeit der Selbstverteidigung den Mut des Volkes und das Vertrauen auf die eigene Kraft. Auch war die Natur des Landes zwischen den schützenden Pyrenäen, die in Zeiten der Not sichere Zufluchtsorte gewährten, und dem offenen Meer, das Raum zur Flucht bot, der Bewahrung und Ausbildung einer eigentümlichen Nationalität günstig, und die Mischung verschiedenartiger Volkselemente, die aus Frankreich und aus andern Ländern des Mittelmeeres sich dahin gezogen und mit den ältern Bewohnern romanischen und germanischen (gotischen) Geblütes verbunden hatten, schuf einen höheren Bildungsgrad, eine reichere Gedankenwelt, ein regsameres Kulturleben als in den abgeschlossenen christlichen Nachbarstaaten. Freilich sind nur dürftige Nachrichten von dem Entwickelungsgange der Katalonen auf die Nachwelt gekommen, da die fränkischen Chronisten sich um das ent-
Wifrid der Haarige. legene Land jenseits der Berge wenig bekümmerten; doch erfahren wir, daß **Wifrid**
† 907. **der Haarige** sich und seinem Hause den erblichen Besitz der Grafschaft Barcelona erworben und sein Eigentum durch tapfere Kriegsthaten gegen die Moslems verteidigt habe. Im Kloster Ripoll, das er nach einem Sieg über die Ungläubigen gegründet,
907. fand er seine Ruhestätte. Wifrids Söhne und Enkel, unter denen Wifrid II. und
Wifrid II. † 914. Seniofred am bekanntesten sind, teilten das väterliche Erbe, so daß mehrere Graf-
Seniofred. † 967. schaften (Barcelona, Urgel, Cerdagne) sich bildeten und auch die Bischofsitze des Lan-
Borrel. † 993. des meistens in die Hände der markgräflichen Familie kamen. Unter **Borrel** und
Ramon. † 1017. seinem Sohne **Ramon** (Raimund) kamen schwere Zeiten über das spanische Markland, indem die Grafen in die Kämpfe hineingezogen wurden, welche durch die kriegerischen Unternehmungen der beiden Hadschib Almansor und Abdelmalik und durch die Bürgerkriege in den letzten Zeiten der Omejjadenherrschaft über die Halbinsel her-
985. einbrachen. Borrel mußte es erleben, daß Almansor seine Hauptstadt eroberte, und Ramon kämpfte mit seinen Verwandten und Kriegsleuten in den Reihen der Partei-
21. Juni 1010. genossen Mohammeds gegen Suleiman und seine Afrikaner. In der „Schlacht der Franken" bewährte Ramon seine Tapferkeit, aber sein Bruder und die Bischöfe von Barcelona und Gerona waren unter den Leichen. Einen neuen Aufschwung nahm die
Berengar I. Markgrafschaft Barcelona unter Ramons Enkel, **Ramon Berengar** dem Älteren,
— 1076. in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts und seiner klugen und energischen Gemahlin Almodis, die mit ihm die Regierungsgeschäfte teilte. Er benutzte die Verwirrung, die nach dem Erlöschen des omejjadischen Herrscherhauses über die mosleminische Welt hereinbrach, zur Ausdehnung und Befestigung seiner Territorien, erwarb sich durch Kauf und Verträge im Norden der Pyrenäen die Grafschaft Carcassonne und mehrere Burgen und Ortschaften im Gebiete von Narbonne und Toulouse und förderte die Wohlfahrt des Volks. Berengar und Almodis unterstützten die Bemühungen des mit dem gräflichen Hause verwandten Bischofs Guislaberto zur Hebung der christlichen Bildung und Sitte und zur Erweiterung der kirchlichen Gerechtsame des Bistums Barcelona, wo unter ihrer thätigen Mitwirkung eine neue Kathedrale sich erhob, die am 18. November 1058 in Gegenwart vieler Bischöfe und Geistlichen feierlich eingeweiht ward. Seitdem dehnte sich die Jurisdiktion des Bistums Barcelona weit in das mohammedanische Gebiet, wo Christen in der Diaspora lebten. Vor allem war das gräfliche Paar beflissen, durch Förderung des Friedens und Rechts das Glück und die Wohlfahrt der Grafschaft zu begründen. Die Bemühungen des französischen Klerus um Aufrichtung eines allgemeinen Gottesfriedens (S. 214 f.) fanden jenseits der Pyrenäen, in Barcelona, Vique (Ausona), Gerona u. a. O. Unterstützung. Auf mehreren Versammlungen, denen die angesehensten Häupter der Geistlichkeit und des Adels anwohnten, wurden nicht nur Bestimmungen über Land- und Kirchenfrieden getroffen, sondern auch die Landesgesetze aufgestellt, welche unter dem Namen „Usages"

über sieben Jahrhunderte die Grundlage der bürgerlichen Verfassung der Katalonen geblieben sind. Minder rühmlich waren Berengars letzte Thaten im Felde. Hatte er anfangs in Verbindung mit Graf Ermengol von Urgel, dem heftigen Bekämpfer der Moslems, die benachbarten Emire und Walis mit Erfolg bekriegt und mehrere derselben zu Landabtretungen und Tributzahlungen gezwungen, so ließ er sich in späteren Jahren durch Geld und Geschenke bewegen, an den Stammfehden der mohammedanischen Fürsten teilzunehmen, wodurch, da auch andere christliche Heerführer sich zu ähnlichen Hilfleistungen gebrauchen ließen, christliche Streiter nicht nur für eine feindliche Sache in den Kampf gingen, sondern auch häufig Christen als Bundesgenossen der Ungläubigen gegen ihre Glaubensbrüder die Waffen führten. „Diese Schmach erhebt sich am Abend seines Lebens wie ein Gewölk, hinter dem die Sonne seiner sonst rühmlichen Lebensbahn hinabsinkt.“ Berengars Tod brachte unheilvolle Zeiten über das katalonische Land, indem seine beiden Söhne sich das väterliche Erbe mit den Waffen streitig machten. Erst als der jüngere Bruder durch Mörderhand gefallen und 1082.
zehn Jahre später der ältere auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem umgekommen war, brachen unter dem Sohne des ersteren, Ramon Berengar III., wieder Tage des Berengar III. 1092—1131.
Ruhms und Glücks an. Ebenso klug als tapfer hat der dritte Berengar die Bestrebungen seines Großvaters, das Gebiet der Markgrafschaft zu erweitern und abzurunden und derselben politische und kirchliche Selbständigkeit zu verleihen, erfolgreich durchgeführt. Durch die Vermählung seiner Tochter mit dem Grafen von Bezalu, durch seine eigene Vermählung mit der reichen Gräfin von Provence und Rouergue, durch Verträge und glückliche Fehden vermehrte er seine Besitzungen so sehr, daß er sich „von Gottes Gnaden Markgraf von Barcelona und Spanien, Graf von Bezalu und Provence“ nannte und als einer der reichsten und mächtigsten Dynasten der romanischen Welt gelten konnte. Zwei Jahre nach seiner Vermählung beteiligte er sich an 1114. 1115.
der Expedition, welche die Pisaner auf Antrieb des Papstes Paschalis II. unter Leitung eines päpstlichen Legaten gegen Iviza und Majorca unternahmen, um diese Hauptsitze des Piratenwesens den Sarazenen zu entreißen. Das Unternehmen gelang hauptsächlich durch den tapfern Beistand des Grafen und trug demselben, wenn auch keine Landvergrößerung, so doch Ruhm und Beute und die Gunst des Papstes ein. Und diese Gunst wußte Berengar zu einer für die Unabhängigkeit und selbständige Stellung Kataloniens wichtigen Maßregel zu benutzen, indem er eine Bulle auswirkte, 21. März 1118.
durch welche in der den Sarazenen entrissenen Stadt Tarragona das altehrwürdige Bistum, das längst verwaist und durch die Herrschaft der Ungläubigen entweiht war, hergestellt und zu einem Metropolitansitze für das nordöstliche Spanien erhoben ward. Dadurch wurden die Bistümer im Süden der Pyrenäen, welche seit Jahrhunderten dem Metropolitanverbande von Narbonne angehört hatten, von diesem abgelöst; und damit das neue Erzbistum auch den erforderlichen Landbesitz erhalte, wurden ihm große Territorien, die noch erst den Händen der Ungläubigen entrissen werden sollten, als Eigentum zugesprochen und somit der Kampf wider die Sarazenen zur Religionspflicht gemacht. Wer gegen die Moslems in Spanien das Schwert führe, sollte derselben Indulgenzen teilhaftig sein, wie die Kreuzfahrer im syrischen Lande. Olegarius, der erste Erzbischof, wurde beauftragt, als päpstlicher Legat die Waffen der Christen zu segnen und ihre Unternehmungen zu begleiten und mit seinem Rate zu unterstützen. Und daß Berengar den Kampf gegen den Islam für die wichtigste Aufgabe seines Lebens ansah, bewies er dadurch, daß er einige Zeit vor seinem Ende sich in den Ritterorden der Tempelherren aufnehmen ließ. Seinem Willen gemäß wurden nach seinem Tode die Besitzungen unter seine zwei Söhne geteilt, also daß der älteste die spanische

Mark oder Katalonien, der jüngere die Provence und die Besitzungen nordwärts der Pyrenäen beherrschen sollte.

3. Navarra.

Die Bewohner der Westpyrenäen und der baskischen Berge standen bald unter der Herrschaft der Franken, bald der Moslems. Doch war diese Herrschaft stets mehr eine nominelle als eine wirkliche; in ihren unzugänglichen Schluchten und Felsenburgen bewahrten die Vasconen ihre Freiheit und ihr angestammtes Wesen und wiesen alle Versuche, sie zur Dienstpflicht zu zwingen, unter der Führung eingeborner Grafen oder Herzöge mit Erfolg zurück. Als das Reich der Karolinger sich auflöste und das der Sarazenen durch innere Kämpfe gelähmt ward, dehnten die baskischen Volkshäupter
Sancho Garcias. † 925. ihre Besitzungen nach allen Seiten aus, so daß endlich Sancho Garcias, nachdem er Pampelona und das burgenreiche Gebiet am Aragon unterworfen, sich den Titel
905. eines Königs von Navarra beilegte. Während einer zwanzigjährigen Regierung entriß er, zum Teil in Verbindung mit Leon, alles Land am obern Ebro den Sarazenen. Als Denkmal gründete er auf der Südseite dieses Flusses das Kloster Albelda.
Garcias. 925—970. Sein Sohn Garcias schritt auf des Vaters Bahn fort. So oft die Feinde mit überlegener Heeresmacht heranrückten, zogen sich die Vasconen aus der Ebene in die schützenden Gebirge zurück, um dann den Abziehenden in den Rücken zu fallen. So erhielt und vermehrte Garcias das väterliche Erbe und wies seinem Sohne und Nachfolger Sancho die Mittel und Wege, wie er durch die geschützte Lage des Landes und durch die Tapferkeit des Volkes über alle feindlichen Angriffe triumphieren könne.
Sancho Mayor. 970—1035. Und diese Lehren wurden von dem klugen und unternehmenden Sancho Mayor mit dem besten Erfolg in Anwendung gebracht. Während die siegreichen Waffen Almansors und seines Sohnes die christlichen Reiche von Leon und Barcelona schwächten und erschütterten, schützten die Berge und die streitbaren Bewohner Navarra vor den Angriffen der Feinde; und Sancho (wenn anders während dieser dunkeln und verhängnisvollen Jahre nicht einige Königsnamen ausgefallen sind) regierte lange genug, um von den Unfällen der Nachbarstaaten, wie von der Zerrüttung des Kalifenreichs Vorteile zu ziehen. Es wurde erwähnt, wie er nach Ermordung des Grafen Garcias, seines Schwagers, sich des nördlichen Kastiliens bemächtigte, wie er dann dem König Bermudo III. von Leon den östlichen Landstrich zwischen den Flüssen Pisuerga und Cea mit der alten Stadt Palencia entriß und eine Zeitlang über das ganze Königreich schaltete. Nachdem er die Moslems aus ihren nördlichen Positionen gedrängt und, wie der Chronist von Silo rühmt, den Weg von Alava nach Santiago, den der Pilger bisher nur mit Furcht und Zagen betreten, sicher und gefahrlos gemacht, gebot Sancho der Große über ein Reich, das von den Höhen der Pyrenäen bis an die Grenze von Galicien reichte und berufen schien, mit der Zeit in die Machtstellung einzutreten, welche das Omejjadenreich zwei Jahrhunderte lang behauptet hatte. Ein Fürst von weiterem Gesichtskreise als die übrigen Volkshäupter der nördlichen Halbinsel, suchte Sancho durch Einführung der kanonischen Gesetze und Vorschriften Roms, durch Förderung des Benediktinerordens und seiner Bildung und durch Verbindung mit andern christlichen Staaten Europas sein Reich in den politisch-religiösen Völkerbund der abendländischen Christenheit einzuführen. Indem er sich König von Pamplona, Aragon, Sobrarbe, Kastilien und Leon nannte, vereinigte er die wichtigsten Bestandteile eines Königreichs Spanien in seiner Hand; aber so sehr war auch er von den Anschauungen seiner Zeit beherrscht, daß er durch die Teilung der einzelnen Landschaften unter seine Söhne den Keim der Auflösung in das von ihm geschaffene Königreich legte. Bei seinem Tod bestimmte Sancho, daß Garcias, sein Erstgeborner, Navarra mit Biscaya

und einem Teile von Rioja auf dem rechten Ebro-Ufer erben, **Ferdinand**, der zweite Sohn, die Grafschaft Kastilien mit dem Landstrich zwischen Pisuerga und Cea beherrschen, **Gonzalo** die Landschaften Sobrarbe und Ribagorza und **Ramiro**, sein außer der Ehe erzeugter Sohn, die Grafschaft Aragon besitzen sollte. Mit dieser Bestimmung, die um dieselbe Zeit getroffen ward, als durch das Erlöschen des omejjadischen Herrscherhauses das Kalifenreich von Cordova sich in eine Menge kleiner Herrschaften auflöste, beginnt für die spanische Geschichte eine neue Ära. Die beiden Landschaften **Kastilien** und **Aragon**, die bisher nur einen untergeordneten Rang eingenommen, treten nunmehr in den Vordergrund. Wir wissen bereits, daß Vermudo III. in der Schlacht am Carrion Thron und Leben verlor und daß der Sieger Ferdinand, zugleich als Schwager der nächste Verwandte und Erbe des kinderlos gefallenen Königs, alle Besitzungen desselben an sich brachte (S. 537), somit das ganze Königreich Leon samt Asturien und Galicien mit Kastilien vereinigte. Dieses Aufgehen des alten christlichen Reiches in das neue Königreich Kastilien ist der Anfang neuer Staatenbildungen, neuer geschichtlicher und politischer Lebensgestaltungen. Um dieselbe Zeit wurde durch Ramiro der Grund zum Königreich **Aragonien** gelegt, dem bald der Mutterstaat Navarra selbst einverleibt ward. Mit diesen neuen Staatenbildungen entwickelte sich zugleich die bürgerliche Freiheit in diesen Landen, indem die Könige, um die Einwohner, sowohl den Adel als die städtischen Bürgerschaften, für sich zu gewinnen und zu nachdrücklicher Unterstützung in den Maurenkriegen geneigt zu machen, den Städten und Ständen hohe Gerechtsame und Freiheiten, **Fueros**, verliehen und sich herbeiließen, die öffentlichen Angelegenheiten auf Reichssynoden und Landtagen zu beraten und zu ordnen und die alten Landesgesetze durch neue Rechtsinstitute zu mehren.

4. Kastilien.

Im neunten und zehnten Jahrhundert stand das Land am obern Ebro südwärts des kantabrischen Gebirgszuges, das anfangs Bardulia hieß, dann aber von den zahlreichen Kastellen auf den Höhen den Namen **Kastilien** erhielt, unter den Königen von Asturien und von Leon, welche eingeborne Grafen, die von ihren Burgen und Wohnorten ihre Namen führten, zu ihren Beamten und Stellvertretern ernannten. So gab es Grafen von Amaya, Lara, Zerego, Burgos u. a. m. Erst im zehnten Jahrhundert, als mehrere dieser Grafschaften in **einer** Hand vereinigt waren, geschieht eines „Grafen von Kastilien" Erwähnung. Jener **Fernan Gonzalez**, den wir oben (S. 535 f.) zuerst als Gegner Ramiros II., dann als dessen Verbündeten kennen gelernt, war der erste Edelmann, der unter dieser Bezeichnung in der Geschichte auftritt. Sofort beginnt aber auch das Streben, sich von Leon unabhängig zu machen. Es wurde früher erzählt, wie sehr die Regierung Ordoños III. und Sanchos I. durch die Aufstände, Verschwörungen und Umtriebe des mächtigen und herrschbegierigen Grafen beunruhigt und verwirrt ward, und wenn derselbe auch nicht die Unabhängigkeit seines Landes erreichte, so zeigte er doch seinem Hause das Ziel, nach dem das ganze Streben gerichtet sein müsse. Als Fernan Gonzalez nach einem langen thatenreichen Leben ins Grab sank, übernahm sein Sohn **Garcia Fernandez** die Verwaltung der Grafschaft Kastilien. Dieser war in die Parteiungen und Kämpfe, durch welche die Regierung Vermudos II. zerrüttet ward, tief verflochten; und aus einer Urkunde, worin dem Flecken Castro Zeriz Fueros erteilt werden, geht hervor, daß der mächtige Graf sich als Herrn von Kastilien ansah, der für seine Handlungen keiner Zustimmung des Königs von Leon zu bedürfen glaubte. Dennoch wurde das Band nicht zerrissen. Im Jahre 999 wohnte der Graf von Kastilien mit den übrigen Großen

Graf Fernan Gonzalez. † 970.

Garcia Fernandez. c. 1000.

999. der Krönung Alfons V. bei. Unter Garcias Sohn und Nachfolger, dem ehrsüchtigen Sancho. und kriegerischen Grafen **Sancho** wurde der Grundstein zur Unabhängigkeit und selbständigen Herrschaft Kastiliens gelegt, indem er seine Tochter Elvira mit dem mächtigen König Sancho von Navarra vermählte und dadurch Veranlassung zur späteren Vereinigung beider Länder gab. Als sein Sohn und Nachfolger, Graf **Garcias**, bei seiner Vermählungsfeier mit der Schwester des Königs Vermudo III. von den Brüdern Vela aus Alava meuchlings ermordet ward, nahm Sancho, nachdem er die Mörder in seine Gewalt gebracht und lebendig den Flammen übergeben hatte, als der nächste Erbe des kinderlosen Grafen Besitz von Kastilien. Wir wissen, daß derselbe Sancho dem König Vermudo, der im Verdacht stand, die Ermordung des kastilischen Grafen veranlaßt zu haben, den Landstrich zwischen Pisuerga und Cea entriß und denselben mit Kastilien verbunden seinem zweiten Sohn **Fernando** übergab, daß sodann nach der unglücklichen Schlacht am Carrion, wo Vermudo fiel, dieser Fernando, der Vermudos Schwester in der Ehe hatte, ganz Leon nebst den dazu gehörigen Landschaften an sich brachte und mit seinen übrigen Besitzungen zu einem Königreich **Kastilien** vereinigte. Mit seiner feierlichen Krönung in Leon begann eine neue Periode in der Geschichte des christlichen Spanien. Um die Leonesen, welche den Verlust ihrer Herrschaft tief betrauerten, zu beruhigen, ordnete er eine Reichsversammlung in Coyanza an, auf welcher er alle bürgerlichen und kirchlichen Rechte und Freiheiten, die sie aus früherer Zeit besaßen, bestätigte und neue hinzufügte. Zugleich mehrte er die Wehrkraft des Landes, sowohl um Aufstände niederzuhalten, als um die Sarazenen bekriegen zu können. Mit Neid blickte der ältere Bruder Garcias auf das blühende Nachbarland, das unter Ferdinands verständiger Regierung immer mehr zu Glück und Macht emporstieg. Es verdroß ihn, daß sein Erbland Navarra aus der gebietenden Stellung, die es unter seinem großen Vater eingenommen, gedrängt werden sollte. Er bereitete daher seinem Bruder Nachstellungen und verwirrte dessen Herrschaft so lange durch Umtriebe, bis ein Bruderkrieg ausbrach. In seinem Haß schloß Garcias sogar einen Bund mit den Emiren von Saragossa und Tudela. Aber die **Schlacht bei Atapuerta** unweit Burgos entschied gegen ihn. Garcias verlor durch einen Lanzenstich das Leben, die Navarresen wurden in die Flucht getrieben, die maurischen Hilfsvölker großenteils gefangen oder getötet. Darauf fügte Ferdinand den Landstrich auf dem rechten Ebro-Ufer seinem Reiche bei, das übrige ließ er dem Sohne des gefallenen Königs, Sancho IV. Nachdem er auf solche Weise sein Reich beruhigt und gesichert, suchte er es durch Krieg gegen die Ungläubigen nach Süden auszudehnen. Er brach die Burgen in den nördlichen Provinzen des heutigen Portugal, setzte über den Duero und eroberte Lamego, Viseu und andere feste Plätze, unter deren Mauern in früheren Jahren so oft die Christen und Moslems ihre Streitkräfte gemessen. Diese Erfolge erfüllten die Kastilianer mit Kriegsmut und religiöser Begeisterung und machten sie zu neuen Unternehmungen willig. Nachdem sich der König auf einer Reichsversammlung der Zustimmung der Ritter und Edlen versichert, eroberte er eine Reihe fester Orte auf der Ostgrenze Kastiliens, die den Feinden als Stützpunkte dienten und drang dann in das Herz der maurischen Staaten ein. Schon näherte er sich den Mauern Alcalas, als es den Bitten und Geschenken des Emirs von Toledo gelang, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Aber schon im folgenden Jahr erschien er mit frischen Kriegshaufen am Tajo, verwüstete das Land und verbreitete Schrecken bis nach Andalusien. Der alte Beherrscher von Sevilla erkaufte den Frieden mit reichen Geschenken und mit den Gebeinen des heiligen Isidor, welche in Leon in der von Ferdinand erbauten und dem Heiligen geweihten Kirche feierlich beigesetzt wurden. Auch die Emire von Badajoz und Saragossa beugten sich in Ehrfurcht vor dem mächtigen König von Kasti-

Marginalia: Garcias. † 1026. — Fernando. 1037—1067. — 1037. — 1050. — 1. Sept. 1054. — 1057. 1058. — 1060. — 1063.

lien und Leon. Mit der Eroberung der großen und festen Stadt Coimbra am Mondego, welche sechs Monate lang den heftigsten Widerstand leistete, krönte Ferdinand seine ruhmvolle Laufbahn. Kriegsmut und religiöse Andacht füllten die ganze Seele des Fürsten. In den Tagen des Friedens sah man ihn voll Andacht an den Altären knien und in die Gesänge der Priester einstimmen. Und auch der Krieg war ihm eine Religionshandlung. Mit dem Schwerte wollte er die Ehre Gottes unter den Ungläubigen aufrichten und sich die himmlische Krone erwerben. Krank von einem Feldzuge zurückkehrend ließ sich der fromme König in die Kirche St. Isidor bringen, wo er die Zeichen der Herrschaft ablegte und in ein Bußgewand gehüllt unter andachtsvollen Gebeten in den Armen der Priester verschied. Schon einige Jahre vorher hatte 27. Dez. 1067.
er auf einer Reichsversammlung Bestimmungen über die Nachfolge und die Teilung der Länder getroffen. Demgemäß sollte Sancho, sein Erstgeborner, Kastilien, Alfons, Sancho. † 1072.
sein Liebling, Leon und Asturien, Garcias, der jüngste, Galicien nebst dem neueroberten Gebiete bis zum Duero erhalten. Seinen beiden Töchtern Urraca und Elvira wies er die Städte Zamora und Toro an und verlieh ihnen das Patronat über alle Klöster. Aus den Romanzen vom Cid, der unter Ferdinand und seinen Söhnen jene Heldenthaten verrichtete, welche die nachgebornen Geschlechter in Liedern besangen, wissen wir, daß Sancho bald nach dem Tode des Vaters seine Brüder mit Krieg überzog, um sich ihrer Länder zu bemächtigen. Nach mehreren Schlachten wurden Alfons und Garcias ihrer Besitzungen beraubt und zur Flucht nach Toledo und Sevilla gezwungen. Alles Land von den Höhen der Pyrenäen bis an die Gestade des Westatlantischen Ozeans, welches Ferdinand teils ererbt, teils erobert hatte, gehorchte nun seinem Sohne Sancho. Nur die Felsenstadt Zamora gehörte noch der Königstochter Urraca und gewährte den Anhängern des flüchtigen Alfons und allen Unzufriedenen eine sichere Zufluchtsstätte. Da beschloß Sancho, auch diese Stadt zu erobern, damit sie nicht ein Herd und Bollwerk des Aufruhrs werde. Aber vor ihren Mauern wurde er durch die Lanze eines verräterischen Ritters, Vellido Dolfos, meuchlings ermordet. Rasch löste sich das Kriegsheer auf, nur eine Schar tapferer 7. Okt. 1072.
Kastilianer harrte bei der königlichen Leiche aus und geleitete sie in das Kloster S. Salvador in Oña, wo sie feierlich eingesenkt ward. Auf die Kunde von der Ermordung Sanchos entfloh Alfons heimlich aus Toledo, wo er gastfreundlich aufgenommen Alfons VI. 1072–1109.
worden war, und nahm Besitz von dem brüderlichen Reiche. Auch der jüngere Bruder Garcias eilte herbei, in der Hoffnung, sein väterliches Erbteil Galicien wieder zu erlangen. Allein Alfons, ebenso herrschsüchtig und ungerecht wie der ermordete Sancho, ließ den heimgekehrten Bruder mit List ergreifen und hielt ihn sein ganzes 1073.
Leben hindurch im Kerker mit Ketten beladen. So wurde Alfons VI. Beherrscher des ganzen väterlichen Reiches Kastilien mit Leon und Galicien; und als einige Jahre später sein königlicher Vetter in Navarra das Opfer einer Verschwörung wurde, vereinigte er sich mit dem König von Aragonien zur Eroberung und Teilung des verwaisten Reiches. So verschwand Navarra nach kurzem Glanze auf längere Zeit aus der Reihe der selbständigen Staaten. Fortan knüpfte sich das geschichtliche Leben an die beiden Reiche Kastilien und Aragonien, die aus seinem Schoße hervorgegangen. Neben ihnen blühte im Osten Katalonien durch Bildung und Wohlstand, aber ohne auf den Gang der Dinge einen besonderen Einfluß zu üben; und im Westen wurden am Ende des Jahrhunderts durch ritterliche Abenteurer die Fundamente des neuen Königreiches Portugal gelegt, dessen nördlichen Teil Alfons zuerst seinem Schwiegersohne Raimund von Burgundien, dann dem Grafen Heinrich, dem Gemahl seiner natürlichen Tochter Theresia, als kastilisches Lehen übertragen hatte. Alle diese Reiche richteten ihre Angriffe gegen die vielgespaltene mohammeda-

nische Welt in der Mitte und im Süden der Halbinsel. Nachdem Alfons im sichern Besitze seines Reiches war, suchte er auf den Rat der verständigen Urraca, die stets großen Einfluß auf den von ihr so zärtlich geliebten Bruder übte, durch gute Verwaltung und Gesetzgebung die dunkeln Flecken seiner Thronbesteigung zu verwischen. Er zog bei seinen Regierungshandlungen angesehene und tüchtige Männer zu Rate, befreite die Gemeinden von dem Druck der königlichen Beamten und Richter, schaffte den lästigen Wegzoll ab, der von allen Pilgern, die den berühmten Wallfahrtsort Santiago de Compostella besuchen wollten, erhoben wurde und zu vielen Erpressungen und Mißhandlungen Veranlassung gab, und begründete durch Beseitigung der gotischen Liturgie auch im christlichen Spanien das römisch-hierarchische Kirchensystem, das seit Gregor VII. in allen Ländern Europas nach Geltung strebte. Durch den Eifer der Benediktiner von Sahagun und der französischen Geistlichen, welche seitdem viele wichtige Pfründen in der pyrenäischen Halbinsel erhielten, wurde die spanische Kirche bald in allen Dingen unter Roms Suprematie gestellt. Dann benutzte er die unter den mosleminischen Herrschern ausgebrochene Zwietracht, um seine Waffen in das Herz der maurischen Staaten zu tragen. Nach der Eroberung von Toledo konnte er sich mit der stolzen Hoffnung tragen, die christliche Herrschaft über die ganze Halbinsel auszudehnen. Aber die Ankunft der Morabethen setzte seinem Siegeszug ein Ziel. Nach einer langen Regierung, die sich im Andenken der Menschen erhalten hat als eine
1109. Zeit des Ruhmes, der Gerechtigkeit, der allgemeinen Wohlfahrt, starb Alfons am gebrochenen Herzen über die Niederlage bei Ucles und den Fall seines einzigen Sohnes. Seine Tochter Urraca, welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regierung führte, vermählte sich in zweiter Ehe mit dem König Alfons von Aragonien. Aber diese Verbindung, statt die Einheit und Macht der Christen zu stärken, hatte leidenschaftliche Bürgerkriege zwischen beiden Reichen zur Folge, wodurch die Herrschaft der Moslems gestärkt und verlängert ward.

5. Aragonien.

Am rechten Ufer des Rogheraflusses, der am Pic Maladetta, dem höchsten Gipfel der Pyrenäen, seine Quellen hat und auf der Grenze zwischen den heutigen Landschaften Katalonien und Aragonien südwärts fließend sich in den Segre ergießt, bestand seit alten Tagen die Grafschaft Ribagorza. Die Besitzer des Landes, Männer von starkem Arm und treuem Glauben, suchten dem kriegerischen Vorgehen der Moslems, die in der Statthalterschaft Saragossa einen festen Halt und Mittelpunkt besaßen, nach Kräften Einhalt zu thun. Durch viele ritterliche Kämpfe stärkten sie ihren Kriegsmut und mehrten ihre Güter; zugleich waren sie eifrige Diener Gottes und stets bedacht die alten Klöster, welche der Zerstörungswut der Mohammedaner erlagen, wieder herzustellen und mit Gütern und Rechten auszustatten. Das Kloster Santa Maria de Ovarra, das Graf Bernard am linken Ufer des Flüßchens Isebena am Fuße eines hohen Felsens wieder aufbauen ließ, wurde die Grabstätte der Familie. Durch vielfache Länderteilungen wurden die Besitzungen des Hauses zerrissen, aber einzelne Glieder der gräflichen Familie über das ganze Land nordwärts des Ebro zerstreut und in die Lage gesetzt, durch Vermählungen und Erbschaften neue Verbindungen zu knüpfen, neue Erwerbungen zu machen. So trat frühe das gräfliche Haus Aragon mit der Stadt Jaca und dem Lande Sobrarbe in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Grafengeschlecht Ribagorza. Auch das Königshaus von Navarra stand durch Verheiratungen mit den beiden gräflichen Familien in Verbindung, und als am Ende des zehnten und zu Anfang des elften Jahrhunderts die männliche Linie in beiden

Geschlechtern erlosch, nahm König Sancho, der seinen verwandtschaftlichen Ansprüchen mit dem Schwerte Nachdruck zu geben vermochte, Besitz von Aragon, Sobrarbe und Ribagorza und übertrug, wie erwähnt, das Land Aragon bei seinem Tod seinem natürlichen Sohne Ramiro. Dieser legte sich den Titel „König von Aragonien" bei und Ramiro. 1035—1063.
war bemüht, durch List und Waffengewalt dem neuen Königreiche den nötigen Landbesitz zu erwerben. Ein Versuch, seinem älteren Bruder Garcias Navarra zu entreißen, wurde vereitelt; dagegen gelang es ihm, als der andere Bruder Gonzalo durch Meuchelmord gefallen war, dessen Besitzungen Sobrarbe und Ribagorza an sich zu bringen, ob durch Volkswahl oder auf andere Weise ist ungewiß. Auch gegen die Sarazenen zog Ramiro ins Feld, aber die Macht und die persönliche Tüchtigkeit der Emire von Saragossa (Mondhir Ibn Jahja und die Beni Hud) hinderten glänzende Erfolge. Zugleich fuhr Ramiro fort im Geiste der früheren Grafen, durch Stiftungen und Schenkungen an die Kirche seine Frömmigkeit zu bewähren. Besonders war das Kloster S. Juan de la Peña das Heiligtum, welches die Könige und Edlen Aragoniens mit Grundstücken und Gefällen, mit Vorrechten und Freiheiten in freigebiger Weise ausstatteten. Das Geschenk, das der König bei Einführung der römischen Liturgie in Aragonien dem Papste Alexander II. übersandte, erklärte Gregor VII. für einen dem apostolischen Stuhle schuldigen Tribut. Ramiro fiel im Kampfe gegen die Sarazenen bei der Belagerung von Grados, und sein Sohn Sancho Ramirez, Sancho Ramirez.
ein junger Fürst voll Mut, Tapferkeit und Unternehmungsgeist, bestieg den Thron. 1063—1094.
Sofort richtete er seine Waffen gegen die Mauren. Nachdem er ihnen alle Besitzungen entrissen, welche sie in den Berglandschaften von Aragon, Sobrarbe und Ribagorza besaßen, stieg er in die fruchtbaren Ebenen hinab, die von dem Cinca, Gallego und andern Nebenflüssen des Ebro durchströmt werden, und eroberte nach einer heißen Schlacht, in welcher sein Bundesgenosse, Graf Ermengol von Urgel, das Leben verlor, 1065.
die wichtige Stadt Barbastro, die, wenn sie auch einige Zeit nachher wieder verloren ging, schließlich doch in der Gewalt der Aragonier blieb und einen günstig gelegenen Stützpunkt zu weiteren Eroberungen abgab. Bald darauf wurde König Sancho von Navarra, Garcias Sohn, durch eine Verschwörung, an deren Spitze sein herrschsüchtiger Bruder Ramon und seine Schwester Ermesenda standen, in Peñalen ermordet. 1076.
Da seine Kinder noch unmündig waren und die Einwohner den Brudermörder nicht als ihren Herrn anerkennen wollten, rückten die beiden Könige Alfons VI. von Kastilien und Sancho Ramirez von Aragonien in das Nachbarreich ein, nötigten Ramon zur Flucht und teilten dann das Land, so daß Navarra bis zum Ebro mit Aragonien vereinigt ward, Rioja aber mit Najera und Calahorra, sowie die baskischen Landschaften Alava, Guipuzcoa und Biscaya an Alfons VI. von Kastilien und Leon fielen. Darauf unternahm Sancho einen Rachekrieg gegen den Emir Ahmed Moctadir von Saragossa, den Beschützer des flüchtigen Königsmörders Ramon. Nachdem er sich einiger günstig gelegenen Orte am Ebro bemächtigt, rückte er gegen die Stadt Huesca, die mit dem umliegenden durch viele Burgen befestigten Gebiete wie ein starker Keil in das aragonische Gebiet hineingetrieben war und die nördlichen Besitzungen von den südlichen trennte. In einem mehrjährigen von Greueln aller Art begleiteten Kriege gelang es dem tapfern König, einen großen Teil des Landes in seine Gewalt zu bringen und durch Anlegung zweckmäßiger Befestigungen sich einen sichern Weg bis unter die Mauern von Huesca zu bahnen. Aber den Fall der Stadt selbst sollte er nicht erleben. Bei der Belagerung empfing er durch einen feindlichen Pfeil die Todeswunde. Sein tapferer Sohn Pedro führte jedoch das begonnene Werk, das ihm der Pedro. 1094—1104.
sterbende Vater dringend ans Herz gelegt und dessen Beendigung ihm als heiliges Vermächtnis galt, mit Kraft und Energie fort. Die Moslems strengten alle Kräfte an,

das Bollwerk ihrer Herrschaft im nordöstlichen Spanien zu retten. Der Emir Ahmed Mostain führte ein großes Bundesheer, in dessen Reihen nicht nur Morabethen, sondern auch christliche Hilfsvölker stritten, wider die Aragonier ins Feld. Allein Pedros
1096. Sieg bei Alcoraz entschied das Schicksal von Huesca. In demselben Jahr, da das christliche Abendland sich anschickte die Ungläubigen aus Jerusalem zu verdrängen, fiel Huesca und damit alles Land nordwärts des Ebro in die Hände der spanischen Christen. Nunmehr war der Fall von Saragossa nur noch eine Frage der Zeit, die sich noch früher entschieden hätte, wenn nicht zwischen Pedros Nachfolger Alfons und der Königin Urraca von Kastilien, seiner Gemahlin, ein Bürgerkrieg ausgebrochen wäre. Mit der Eroberung von Saragossa war das Übergewicht des Christentums im nördlichen Spanien entschieden.

6. Portugal.

Von dem Westen der spanischen Halbinsel, im Altertume Lusitanien genannt, war die nördliche Hälfte bis zum Fluß Mondego und zur Stadt Coimbra unter christliche Herrschaft geraten und wurde als Markgrafschaft Portugal (so genannt von der Hafenstadt Porto Calle an der Mündung des Duero) von einem kastilischen Statthalter regiert, indes der südliche Teil mit den Flußgebieten des Tajo und der Guadiana unter dem Namen Algarbe den Beni Alaftas in Badajoz gehorchte. Es wurde früher erwähnt, daß König Alfons VI. von Kastilien dem tapfern Grafen Raimund von Hochburgund (Franche Comté) zum Lohne für seine Dienste in den
1093. Sarazenenkriegen die Hand seiner Tochter Urraca gab und ihn zum Statthalter über
1094. Portugal erhob. Als im nächsten Jahr Raimund zur Verwaltung Galiciens berufen ward, trat Graf Heinrich, ein Nachkomme des Langobardenkönigs Desiderius, dem Alfons seine schöne natürliche Tochter Theresia vermählt hatte, an dessen Stelle. Klug und tapfer, gewann sich Graf Heinrich von Burgund das Vertrauen des Königs, so daß dieser ihm alles Land zwischen Minho und Tajo als erbliches Lehen des kastilischen
1095. Reiches übertrug. Unter den Bürgerkriegen zwischen Aragonien und Kastilien, an denen Heinrich thätigen Anteil nahm, gelang es ihm, Portugal von Kastilien unabhängig zu machen. Er nannte sich „von Gottes Gnaden Graf und Herr von ganz
1112. Portugal". Und wenn auch nach seinem frühen Tod im Kampfe vor Astorga durch die Herrschsucht und Leidenschaft seiner Witwe, der „Königin" Theresia, welche die Regentschaft während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Alfons (Affonso) Henriquez führte, das Reich durch Kriege wider ihre Schwester Urraca von Kastilien zerrüttet ward und in mancherlei Gefahren kam, so gelang es doch dem jungen ritterlichen Infanten, nachdem er seiner Mutter und ihrem Buhlen oder Gatten, dem galicischen Grafen Fernando Perez von Trastamara, die Herrschaft entrissen und sie zur Flucht gezwungen und dann mit Hilfe des mächtigen Erzbischofs Pelagius von Braga
1128. (dem er dafür große Vorrechte und Freiheiten erteilte) das Zepter in die eigene Hand genommen, die Unabhängigkeit Portugals gegen die Lehnsansprüche des Königs von Kastilien mit dem Schwerte zu behaupten. Nach mehreren Gefechten und kühnen
1136. Waffenthaten kam ein Friede zwischen den beiden christlichen Reichen zu stande, und nun erst konnte der unternehmende Fürst seine Waffen gegen die Sarazenen wenden.
1139. In der Schlacht bei Ourique überwand er die zahllosen Heerhaufen der fünf Emire oder „Könige" von Badajoz, Elvas, Evora, Beja und Sevilla, ein Sieg, der in der ganzen Christenheit gefeiert ward und seine Krieger mit solcher Begeisterung erfüllte, daß sie auf dem Schlachtfeld den ruhmgekrönten Grafen als „König von Portugal" begrüßten. Alfons Henriquez machte den Gruß zur Wahrheit, indem
1143. er auf dem Reichstage zu Lamego von den geistlichen und weltlichen Großen den

Königstitel bestätigen und sich von dem Erzbischof von Braga krönen ließ. Dann vereinbarte er mit den Ständen (Cortes) die Gesetze über Erbfolge, Adelsrechte und Rechtspflege, welche die Grundlage des Königreichs bildeten. Der Papst gab gegen die Zusicherung einer Jahresabgabe von zwei Mark Goldes dem neuen Königtum seine Zustimmung und Weihe, hielt jedoch aus Rücksicht für Kastilien mit der öffentlichen Anerkennung noch einige Zeit zurück. Etliche Jahre später, nachdem sich der König durch einen kühnen Angriff der festen Sarazenenstadt Santarem (Sta Irene), „des Schildes der Mauren", bemächtigt, geschah es, daß bewaffnete Kriegsscharen aus Nie- 1147.
derland, Westfalen, Friesland und von den Rheingegenden, die in Verbindung mit britischen Kreuzrittern zur See nach Palästina ziehen und sich dort den deutschen und französischen Wallfahrern anschließen wollten, auf englischen und flandrischen Schiffen an der Küste von Galicien und Portugal landeten. König Alfons schickte sofort Boten an sie ab und ließ ihnen sagen, daß sie ihrem Gelübde, wider die Heiden zu streiten, leichter genügen könnten, wenn sie ihm helfen würden, die Maurenstadt Lissabon zu erobern. Das Anerbieten leuchtete ihnen ein, zumal da große Beute als Preis des Sieges in Aussicht gestellt ward. Unter der Führung des niederländischen Grafen Arnulf von Arschot rückten sie vor Lissabon und trafen in Verbindung mit Alfons und seinen portugiesischen Kriegern Anstalten zur Belagerung der Stadt von der Land- und Seeseite. Allein die Moslems leisteten verzweifelten Widerstand. Sie machten unerwartete Ausfälle, verbrannten die Wandeltürme, bauten die durchbrochenen oder untergrabenen Mauern und Schutzwehren wieder auf. Erst nach viermonatlicher Einschließung, als der Hunger seine unwiderstehliche Gewalt übte, willigten sie in die Übergabe der Stadt. Alfons gewährte ihnen Sicherheit des Lebens und freien Abzug, 25. Okt. 1147.
jedoch mit Zurücklassung der Waffen, des Heergeräts und sämtlicher Habe. Mit unermeßlicher Beute beladen setzten darauf die Kreuzritter ihre Pilgerfahrt nach Syrien fort, König Alfons, Heinrichs Sohn, aber schlug seinen Herrschersitz, der bisher in Coimbra gewesen war, in der an der breiten Mündung des Tajo am Fuße des Gebirges reizend gelegenen Seestadt Lissabon auf. Er gab den Mauren rechtliche Stellung und einen eigenen Oberrichter (Alkalden), verpflichtete sie aber zu Dienstleistungen und Abgaben an die Krone. Sie mußten Kopfsteuer, Zehnten und Grundsteuer entrichten. Begünstigt durch die vortreffliche Lage und durch Gesetze und Freiheiten nahm Lissabon bald einen mächtigen Aufschwung. Einige Zeit nachher wurden noch andere Städte erobert, wie Alcacer do Sal und Beja, und endlich fiel auch Evora, der 1166.
Hauptort von Alemtejo, durch die verwegene Waffenthat des Ritters Girald „ohne Furcht" in die Hände der Christen. Alfons verlieh der alten Römerstadt eine bürgerliche Ordnung und stellte den Bischofsitz wieder her, der über vier Jahrhunderte geruht hatte. Auch Moura, Serpa und Elvas wurden von dem tapfern König erobert und die Grenze des Reichs bis an die Guadiana ausgedehnt.

2. Der erste Kreuzzug.

a. Die Vorläufer.

Als in Deutschland und Italien der Investiturstreit die Gemüter in Richtung der Zeit.
Angst und Aufregung hielt, die christliche Menschheit spaltete und die Staaten zerriß, als der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum um die Oberherrschaft über die Christenheit das ganze Abendland mit Unruhe erfüllte und die Gewissen verwirrte, als auch in Frankreich der König wegen seiner anstößigen

ehelichen Verhältnisse unter dem Fluche der Kirche lag, da drang in das dunkle Wirrsal der inneren Kriege und Parteiungen, der Ängste und Nöte der Ruf nach der Befreiung des heiligen Grabes wie ein leuchtender Strahl der Hoffnung. Er zeigte den Mühseligen und Beladenen ein hohes Ziel, er zog alles dorthin, „wo Verbrechen und Gewissensangst ihre würdigste Büßung, die Kraft ihren Widerstand, der Mut den Schauplatz zu Thaten, die Habsucht Gold, der Ehrgeiz Kronen, die Phantasie große überschwengliche Bilder, der Glaube alles Heilige, alles Göttliche fand". Er gab der Abenteuerlust und dem religiösen Eifer der Zeit einen mächtigen Impuls und wies den Bestrebungen, das Kreuz unter den Ungläubigen zu erhöhen und das Reich Gottes zu mehren, Bestrebungen, die damals in Spanien wie an der Oder und Nordsee zu Tage traten, einen größeren Wirkungskreis, einen gemeinsamen Vereinigungspunkt.

Pilgerfahrten. Wir wissen, daß schon seit dem vierten Jahrhundert die Sitte aufgekommen war, zum Heil der Seele und zur Büßung eines sündhaften Lebens Wallfahrten nach Palästina zu unternehmen, um die Fußtritte des Heilandes, der Jünger und der Propheten aufzusuchen, um an der Stelle, die man für Christi Grab hielt und die bereits von Kaiser Konstantin und seiner Mutter Helena mit einer prächtigen, von Säulen getragenen Halle überwölbt und mit einer reichgeschmückten Kirche geehrt worden war, sich in Andacht niederzuwerfen, um in die Fluten des Jordan tauchend einen neuen Menschen anzuziehen. Das Ansehen, das der Pilger nach geendigter Wallfahrt daheim genoß, die sichere Aussicht auf die Seligkeit des Himmels, mitunter auch der Gewinn aus den hochgeschätzten Reliquien des heiligen Landes waren reicher Ersatz für die Beschwerden und Gefahren der weiten Reise. Zwar gehörte seit der Eroberung Palästinas durch die Araber der größte Teil der Stadt Jerusalem den Mohammedanern, aber die Gegend, wo sich das Grab des Heilandes und die Auferstehungskirche befanden, war fortwährend im Besitz der Christen, die dafür eine Abgabe entrichteten. Je mehr nun die religiösen Ideen die Herrschaft über die Gemüter erlangten, je mehr die um Christi willen getragenen Leiden und Entbehrungen, Bußen und asketischen Übungen als sicherer Weg zur himmlischen Seligkeit galten, desto häufiger wurden die Pilgerfahrten, zumal als um das Jahr 1000 die Vorstellung herrschte, daß die Wiederkehr Jesu und das jüngste Gericht nahe seien, daß die Welt in Trümmer sinken und die Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches für die Frommen anbrechen würde. Es wurde erwähnt, wie schon damals der Gedanke eines Kriegszugs nach Asien zur Eroberung des heiligen Grabes die Häupter der Christenheit beschäftigte (S. 119 f.), und wie sehr die Überzeugung von der Verdienstlichkeit der Wallfahrten, der Hang, an heiligen Stätten in heißer Andacht niederzuknieen, der Trieb, durch Handlungen der Buße, der Entsagung, der Selbstpeinigung sich mit dem Himmel in Verbindung zu setzen, im elften Jahrhundert an Stärke zunahm und alle Herzen durchdrang. Bei dieser mystischen Zeitrichtung wurden die Züge der Wanderer im Muschelhut

und mit dem Pilgerstabe immer großartiger und zahlreicher. Einzeln und scharenweise zog man hinüber, Geistliche und Laien, Vornehme und Geringe, Männer und Frauen, mitunter begleitet von bewaffnetem Gefolge. Sie beteten am heiligen Grabe, badeten im Jordan und brachen Palmzweige bei Jericho, im Garten Abrahams. Im Jahre 1064 bewegte sich eine große Pilgerfahrt von 7000 Personen, Geistliche und Weltliche aus allen Nationen, an ihrer Spitze der Erzbischof Siegfried von Mainz, durch Ungarn nach dem syrischen Lande. Auch die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Utrecht nahmen Teil daran. Ihre Kostbarkeiten und Schätze, die sie selbstgefällig zur Schau trugen, reizten die Habgier der Eingebornen. Sie wurden unweit Ramla überfallen und beraubt und konnten nur durch den Schutz eines mohammedanischen Häuptlings, den sie mit großen Geschenken gewannen, ihr Ziel erreichen. Nachdem sie die heiligen Orte besucht, schifften sie sich nach Italien ein, aber nur 2000 langten wohlbehalten in der Heimat an. Die übrigen fanden den Tod in Palästina oder auf der Reise, unter ihnen auch der um seiner Schönheit willen viel bewunderte Bischof Günther von Bamberg.

Obgleich alle Konfessionen der Christenheit einig waren in der Verehrung des Grabes Christi und in dem Glauben an die Kraft des Gebets an den heiligen Stätten, so wurde doch selbst das erhabene Schauspiel der gemeinsamen Osterandacht nicht selten durch Haß und Sekteneifer gestört. Das Grab des Heilandes war nicht selten der Kampfplatz seiner Verehrer. Die Ehrfurcht vor dem Namen Karls des Großen, dem befreundeten Zeitgenossen Harun Arraschids (V, 135) und in der Folge der Einfluß der Handelsstädte Italiens, verschafften den abendländischen Pilgern, den Lateinern oder Franken, die Oberhand. Auf dem Kalvarienberg wurde eine jährliche Messe abgehalten, und das berühmte Kloster und Hospital des heiligen Johannes, das Mutterhaus der Johanniterritter, wurde von einem Kaufmann aus Amalfi gegründet.

Wir haben oben die Leiden des syrischen Landes am Ende des elften Jahrhunderts kennen gelernt. Es war der Schauplatz unaufhörlicher Kriege zwischen den Kalifen von Bagdad und Kairo. Aber von beiden wurden den Wallfahrten nur selten Hindernisse in den Weg gelegt; gegen Entrichtung einer Abgabe durften die christlichen Pilger sich den Stätten ihrer Andacht nahen. Wenn auch hier und da der Abscheu der Moslems gegen das Christentum sich in ärgerlichen Auftritten äußerte und während der Kriege zwischen den Abbassiden und Fatimiden auch bisweilen die christlichen Pilger beraubt und mißhandelt wurden, so war doch nicht nur der Besuch der heiligen Orte gestattet, sondern die Christen erfreuten sich in Palästina im allgemeinen der Ruhe und Sicherheit. Selbst die Wut des ismaelitischen Schwärmers Hakem war ohne dauernde Folgen. Unter seinem Nachfolger wurden die zerstörten Kirchen samt dem heiligen Grabe durch die Freigebigkeit des byzantinischen Hofes wiederhergestellt und die Pilgerfahrten und kirchlichen Feste mit neuem Glanze begonnen. Als aber die seldschukkischen Türken Herren des Landes wurden, hatten sowohl die eingebornen Christen als die Wallfahrer harte Drangsale zu erdulden. Die heiligen Orte

Das syrische Land unter der Türkenherrschaft.

wurden verunreinigt, die Kirchen entweiht, der Gottesdienst gestört und verhöhnt, der Patriarch an den Haaren über die Straße in den Kerker geschleppt, um von dem Mitleide seiner Herde ein Lösegeld zu erpressen. Die Klagen über Mißhandlung, über Raub und Mord wurden immer lauter und fanden lebhaften Widerhall in den christlichen Völkern des Abendlandes. Aber Gregors VII. Plan, das griechische Reich durch eine große Heerfahrt der abendländischen Christenheit gegen den Ansturm der Seldschukken zu sichern, das Morgenland unter die kirchliche Hoheit Roms zurückzuführen und damit auch das Heilige Grab zu gewinnen, blieb unausgeführt. Während des Investiturstreites häuften sich Schuld und Elend; Verbrechen wurden begangen, Bürgerkrieg und Kirchenspaltung zerrissen Länder und Völker, die Angst um das Seelenheil griff immer tiefer in die Gemüter; die Leidenschaften waren entfesselt, Kriegs- und Waffenliebe wurde neu geweckt, durch die Normannen der Trieb der Bewegung, der Wanderlust, der Abenteuer in der Ritterschaft entzündet. Zugleich bemächtigte sich der Geist der Askese und der mystischen Vertiefung in das Heilige und Göttliche mehr als je der Menschheit. Vornehme und Geringe flüchteten in Wälder und Einöden, um durch Ertötung des Fleisches, durch Selbstpeinigung und Entsagung, durch harte Bußen sich den Himmel zu erwerben, durch den Orden von Clugny ward der Kampf gegen die Welt und ihre Freuden mit schwärmerischem Eifer verkündigt, die Idee der Selbstverleugnung, der Hingebung an das Religiöse durchdrang alle Lebenskreise, durch Andacht und Gebet, durch kirchliche Werkheiligkeit und Gelübde suchte man die Seligkeit zu erringen, sich mit dem Göttlichen in sichtbare und greifbare Verbindung zu setzen und erhitzte an heiligen Orten die Phantasie bis zu Entzückungen und Visionen. Die Kirche, durch Gregor VII. hierarchisch geeinigt, machte sich alle diese Kräfte dienstbar. Für die Ehre Christi und seines Statthalters auf Erden kämpfte die deutsche Ritterschaft gegen den Kaiser, zog der Normanne auf Abenteuer und Eroberung aus, führten die burgundischen Grafen und die spanischen Könige das Schwert gegen die Moslems, stritt der polnische Herzog gegen die Heiden, verrichtete der Mönch und der Einsiedler in der Zelle und in der Höhle oder Laubhütte des Waldes seine asketischen Handlungen, kniete der Pilger an heiliger Stätte vor Gnadenbildern und Reliquien, übte das fromme Gemüt Thaten der Barmherzigkeit und der Menschenliebe. Die Kirche war die einigende Macht in der gespaltenen und zwieträchtigen Welt; sie gab allem Thun die rechte Weihe; ihr Segen oder Fluch wies jeder Handlung und Gesinnung ihre Stellung im Urteile der Menschen an.

Kirchliche und asketische Zeitrichtung.

So war die Richtung der Zeit, die Stimmung der Gemüter, die Lage der Welt, als eine Reihe von zusammentreffenden Veranlassungen diese nach Bethätigung drängenden Kräfte in dem Kampfe gegen die Ungläubigen ihr gemeinsames, allen zwischen ihnen vorhandenen Gegensätzen Ausgleich verheißendes Ziel finden ließen. In Sizilien hatten die Normannen einen Kampf gegen die Sa-

razenen begonnen, der bald den Charakter eines Glaubenskampfes annahm und ein Seitenstück gab zu den Kämpfen in Spanien, an denen sowohl Normannen wie Südfranzosen seit lange lebhaften Anteil nahmen. Zur See waren Pisa und Genua in einer gleichen Bewegung begriffen, während das griechische Reich trotz seiner normännischen Söldner und der abenteuerlustigen französischen und flandrischen Großen, die in des Kaisers Diensten fochten, sich des Ansturms der Seldschukken kaum noch erwehren konnte. In dieser Bedrängnis wandte sich Alexius mit der Bitte um Gewährung der schon von Gregor VII. geplanten Hilfe an Papst Urban II. und gab damit den entscheidenden Anstoß zur Ausführung eines längst erörterten Projekts. Die von verschiedenen Seiten herkommenden Anregungen zu demselben flossen so ganz naturgemäß in der Hand des Papstes zusammen, und Urban II. ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Christenheit auch politisch und militärisch unter der Leitung Roms zusammenzufassen. Die Fülle der Macht, welche damals in seine Hand gelegt war, sicherte zum voraus den Erfolg. In Frankreich hatte der anstößige Ehehandel des Königs Philipp, der seine Gemahlin verstoßen und die von ihm entführte Gattin des Grafen Fulco von Anjou geheiratet hatte und vom Banne der Kirche bedroht war, eine gewaltige kirchliche Erregung erzeugt. Auf einem Konzil zu Piacenza im März 1095 sollte die Sache durch Urban II. persönlich entschieden werden. Dem König wurde dort noch eine letzte Frist bis zum nächsten Pfingstfest bewilligt. Bei der Feindschaft der Großen und der Erregung des Klerus gegen denselben konnte der Sieg des Papstes nicht zweifelhaft sein. So brachte Urban II. bereits in Piacenza die Sache des Heiligen Landes zur Sprache. Den vor ihm erschienenen griechischen Gesandten verhieß er Hilfe, die zusammengeströmten Tausende, die er nur im Freien um sich sammeln konnte, ermahnte er, dem Kaiser Alexius gegen die „Heiden" zu dienen. Der Anstoß zu einer Bewegung von den großartigsten welthistorischen Folgen war damit gegeben. Die weitere Beschlußfassung sollte um Pfingsten zu Clermont stattfinden, wo auch die Entscheidung in König Philipps Sache erfolgen sollte.

Ganz anders erzählt die kirchlich gefärbte Legende, welche begreiflicherweise den ersten Kreuzzug frühzeitig besonders üppig umrankt hat, den Ursprung desselben. Danach soll Peter d'Achery, aus Amiens gebürtig, der eine Zeitlang als Einsiedler gelebt und dann eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande gemacht hatte, auf der Rückreise von dort in Rom vor Urban II. erschienen sein, in beredten Worten die Leiden der Christen im Morgenlande geschildert und ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem mit flehenden Bitten um Hilfe überreicht haben. Darauf hin hätte Urban II. beschlossen das Abendland gegen den Islam unter die Waffen zu rufen und das Heilige Grab zu befreien. Im päpstlichen Auftrage habe dann Peter der Einsiedler, wie ihn das Volk nannte, in Italien und Frankreich das Kreuz zu predigen begonnen. Sein abgehärmtes Gesicht, das die Spuren der Leiden und Entbehrungen trug, sein ärmliches, mit einem Strick umgürtetes Gewand, das den kleinen hagern Leib bedeckte, sein feuriges Auge gaben seinen Worten Nachdruck und er entflammte eine gewaltige Begeisterung, zu deren Ordnung und Organisation der Papst dann erst das Konzil nach Piacenza berufen hätte. Peter der Einsiedler.

Die hohe Bedeutung der bevorstehenden Beschlüsse führte Scharen von Menschen nach Clermont, so daß viele Tausende ihre Hütten oder Gezelte im freien Felde aufschlugen. Außer dem Papste und den Kardinälen waren 13 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Äbte und Geistliche höheren Ranges, viele Ritter und Herren und eine unzählbare Menge Volkes aller Stände zugegen. Zuerst kam die Sache Philipps von Frankreich zur Verhandlung: da derselbe die ihm gestellte Frist ungenutzt hatte verstreichen lassen, traf ihn der angedrohte Bann; sofort unterwarfen sich der König und seine Mitschuldige dem Papste, der so
26. Nov. einen neuen Triumph feierte. Und als Urban II. dann am 26. November die Massen auf freiem Felde um sich versammelte und, selbst das Wort an sie richtend, auf die in Piacenza gegebene Anregung zurückkam, das Abendland wider das Morgenland zu den Waffen rief unter einem Kriegsherrn, „dem das Brot nimmer ausgeht, bei dem der Sieg gewiß, der Lohn ewig, der Tod ein Märtyrertod ist", und seine feurige Rede mit der Ermahnung schloß, daß „jeder sich selbst verleugne und sein Kreuz auf sich nehme, damit er Christum gewinne", so ertönte aus allen Kehlen der Ruf: „Gott will es! Gott will es!" (Deus lo volt), ein Ruf, der seitdem das Losungswort des Zuges blieb. Adhemar, Bischof von Puy, ein vornehmer Prälat von heiterem Angesicht und ritterlichem Wesen, der schon einmal das gelobte Land besucht hatte, bat alsbald knieend um die Weihe zum Zug. Sofort knieten Tausende nieder und begehrten in die Zahl der heiligen Streiter aufgenommen zu werden. Zum Zeichen hefteten sie sich ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter. Aber gesichert wurde das Zustandekommen des Unternehmens doch erst, als am folgenden Tage (27. November) der fürstlich reiche und mächtige Raimund von St. Gilles, Graf von Toulouse und Markgraf von Provence, sich ebenfalls das Kreuz anheften ließ. Allgemein wünschte man, daß der Papst, der Urheber des Unternehmens, auch der Führer desselben sein möge. Dieser entschuldigte sich jedoch mit den Pflichten seines Hirtenamtes und ernannte den Bischof von Puy zu seinem Legaten.

Allgemeine Bewegung.

Der Beschluß von Clermont, in allen Kirchen verkündigt, warf den zündenden Funken in den angehäuften Brennstoff. Alles wollte an dem großen Werke teilnehmen, kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte zurückbleiben. Ein Gedanke, der nicht von dieser Welt war, durchdrang die Herzen und setzte die Massen in Bewegung. Der Landmann eilte vom Pflug weg, der Hirte verließ seine Herde, Ehegatten trennten sich, Eltern entzogen sich ihren Kindern, Greise, Knaben und Weiber folgten dem Ungestüm der Bewegung, Mönche und Nonnen entliefen ihren Zellen, um in die Reihen der Gottesstreiter einzutreten. Ein neuer Geist war über Europa gekommen, eine neue Völkerwanderung begann, nur mit verschiedenem Streben und mit geänderter Richtung. Zeichen und Wunder erhitzten die Phantasie und erhöhten, gern geglaubt, die Begeisterung der Masse. Die romantische Sage lebte wieder auf, daß Karl der Große bereits Jerusalem

den Heiden entrissen habe. Ja es ging die Rede, der große Kaiser sei von den Toten auferstanden, um sein Volk selbst gegen die Ungläubigen zu führen. Seit der Schöpfung der Welt, versichert ein Zeitgenosse, seit dem Mysterium des Kreuzes, geschah nichts, diesem Zuge zu vergleichen, der ein Werk Gottes, nicht der Menschen war. Wo die religiöse Begeisterung nicht mächtig genug wirkte, da halfen andere Motive mit: die Lust zu Kampf und Waffen, zu Abenteuern und Ritterthaten; die Aussicht auf Reichtümer und Schätze, auf Lebensgenüsse und schöne Frauen, auf Kronen und Herrschaften, wie sie die Normannen in Apulien und Sizilien gewonnen; der Arme und Schutzlose hoffte der Not des Lebens und dem Druck der heimischen Verhältnisse zu entrinnen, der Leibeigene die Freiheit zu erlangen, der Schuldner sich aus den Krallen des Wucherers zu retten, der Mönch dem lästigen Klosterzwang zu entfliehen, der Verbrecher von der Strafe befreit zu werden. Die Vorteile thaten ein übriges, welche die Kirche den Teilnehmern an dem Zuge verhieß; Sündenvergebung und Erlaß der Kirchenstrafen und die Sicherheit der Seligkeit; zudem nahm die Kirche die Güter der Pilger in ihren Schutz und verkündete einen allgemeinen Gottesfrieden. Das Beispiel des einen wirkte ermunternd auf den andern, den Zögernden traf der Vorwurf der Feigheit, von der Entfernung des Landes und den Beschwerden des Zugs hatte die Menge keine Ahnung. In Frankreich, wo man noch an den Folgen einer schweren Hungersnot litt, rottete sich das Landvolk scharenweise zusammen, verkaufte Gut und Habe, um Waffen und Reisegerät anzuschaffen und den Weg des Herrn anzutreten. „Hinüber! Hinüber!“ war der Volksruf, der damals von allen Lippen ertönte.

Zu Clermont war der 15. August des folgenden Jahres zum Aufbruch bestimmt worden, damit die Fürsten und Edlen die nötigen Rüstungen treffen möchten. Den Aufgeregten aber war dieser Zeitpunkt zu fern, daher zogen schon mit dem Beginn des Frühlings ungeordnete und schlecht bewehrte Scharen unter der Führung Peters von Amiens und eines französischen Ritters, Walther von Pacy, nebst seinem Neffen Walther von Sansaveir (Habenichts), durch Deutschland nach Ungarn, um längs der Donau sich nach Konstantinopel zu begeben. Ihre dürftige Ausrüstung machte ihnen geringe Sorge. Der Herr der Heerscharen, meinten sie, dessen Wolkensäule einst die Israeliten durch die Wüste geführt, werde schon für sie sorgen und die Güter der Gottlosen und Ungläubigen in ihre Hände geben. „Wer des Goldes ermangelt,“ soll Papst Urban gesprochen haben, „wird der göttlichen Gnade die Fülle haben.“ Gleichzeitig sammelten sich in den Rheingegenden ungeordnete Volkshaufen um den Priester Gottschalk und den streitbaren, aber rohen Grafen Emicho von Leiningen. Diese begannen ihr Werk mit einer Judenverfolgung. Von Religionshaß und Habgier getrieben fielen sie in den rheinischen Städten, in Speier, Worms, Trier, Mainz u. a. O. über die Juden her, erbrachen ihre Häuser und verübten Raub, Mord und Greuel aller Art, und sogar der Erzbischof Rut-

Die ersten Züge. 1096.

hard von Mainz und seine Verwandten wurden beschuldigt, sich mit der Habe der Ermordeten bereichert zu haben (S. 365).

Schicksal und Ausgang. Das deutsche Volk nahm an dem ersten Kreuzzug, welcher von dem Todfeinde des Kaisers ausging, nur geringen Anteil. Um so freigebiger unterstützte es die Pilgerscharen, die das Land betraten, und erleichterte ihren Durchzug. Anders war es in Ungarn und in den Donauländern, wo der geringe Feldbau kaum für die eigene Notdurft genügte, ein streitbares, abgehärtetes Volk von Hirten und Jägern die sumpfigen und waldigen Ebenen bewohnte und nur wenige dürftige Städte zur Schutzwehr des Landes und zum Mittelpunkt des öffentlichen Lebens dienten. Hier fanden die zuchtlosen Schwärme der Kreuzfahrer einen härteren Stand. Obwohl die Ungarn wie die Bulgaren sich zum christlichen Glauben bekannten, so waren sie doch nicht geneigt, die fremden Völkerschwärme von ihrer Armut zehren zu lassen, und wenn auch der Magyarenfürst Koloman (S. 391) und der griechische Statthalter, welcher in Nissa die kaiserlichen Rechte über die Bulgaren wahrte, den Versuch machten, den wilden Völkerstrom durch Verträge in eine geordnete Bahn zu lenken, die Naturtriebe waren mächtiger als alle Gebote. Als die Kreuzfahrer, ergrimmt, daß man ihnen den Durchgang wehren wollte und die Lebensmittel verweigerte, die Herden wegführten, Semlin erstürmten und mit Raub und Mord füllten, als sie die Mauern von Belgrad und Nissa bedrohten und weithin Schrecken und Verwüstung verbreiteten, da fielen die ergrimmten Einwohner über die einzelnen Abteilungen her und erschlugen sie zu Tausenden. Die übrigen retteten sich mit ihren Führern in die thrakischen Berge, bis Abgesandte des griechischen Kaisers sie nach Konstantinopel führten und für ihren Unterhalt sorgten. Nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt wurden sie nach Kleinasien übergesetzt, fanden aber, durch Zwietracht und Zuchtlosigkeit geschwächt, in den Schluchten und Thälern des Felsengebirges, das sich nach Nicäa hinaufzieht, bis auf wenige versprengte Scharen ihren Untergang durch die Pfeile der Seldschukken. Sie verteidigten sich mit dem Mute der Verzweiflung gegen die feindlichen Angriffe. Im heißen Kampfe fiel der ritterliche Walther, umgeben von seinen Brüdern und den tapfersten Waffengenossen. Aus den Gebeinen der Erschlagenen wurde von den Türken ein Denkmal des Grauens aufgetürmt. Der andere Zug, der unter Emicho und Volkmar durch Sachsen und Böhmen in wüster Unordnung vorgerückt war und in Prag die Jagd auf die Judenschaft wiederholt hatte, fand an der Grenze von Ungarn durch Koloman ein ähnliches Ende. Bei der Belagerung von Wieselburg durch einen feindlichen Ausfall in wilde Flucht geschreckt, löste er sich auf. Was nicht fiel oder in den Sümpfen oder in den Wellen der Leitha versank, irrte in versprengten Rotten umher.

b. Von Konstantinopel nach Antiochia.

Über hunderttausend Menschen waren bereits elend ums Leben gekommen, als die Fürsten und Herren des christlichen Abendlandes mit ihren Vasallen und Kriegsmannen aufbrachen, um über Konstantinopel in das syrische Land vorzudringen und, wie sie gelobt, das Heilige Grab zu befreien. Die regierenden Häupter Europas hielten sich dem Zuge fern. Um so größer war die Zahl der Herzöge, Grafen und Barone, der französischen, normännischen und lothringischen Ritterschaft, welche sich dem hohen Unternehmen widmeten. Es waren angesehene, durch Geburt und Reichtum, wie durch Kriegsmut und ritterliche Thaten ausgezeichnete Fürsten, deren Namen unter den Anführern in erster Reihe genannt werden; und wie verschiedenartig auch die Motive und Naturen der einzelnen im Laufe der Begebenheiten sich zeigten, bei den meisten ruhte der Entschluß auf religiösem Grunde und auf dem lebendigen Gefühle der Ritterehre und Ritterpflicht. Die Überlieferung hat — nicht im Einklange mit dem geschichtlichen Thatbestande — die hervorragendste Stelle unter den Fürsten des ersten Kreuzzugs dem Herzog von Niederlothringen, **Gottfried von Bouillon**, wie er sich von seinem flandrischen Stammschloß nannte, eingeräumt und ist nicht müde geworden, ihm die herrlichsten Eigenschaften des Geistes und des Körpers anzudichten und durch die phantastische Ausschmückung seiner Jugendgeschichte ihn als ein von Anfang an auserwähltes Rüstzeug Gottes darzustellen. Die Zahl der Streiter, die sich um ihn sammelten, wird auf 70,000 Mann zu Roß und zu Fuß angegeben. Mit ihm zogen seine Brüder, der große, über alles Volk hervorragende **Balduin**, eine Natur voll Kraft, Wärme und kühnem Unternehmungsmut, aber von irdischen Trieben beherrscht, und der tapfere **Eustach**; ferner der Graf **Robert von Flandern** und sein Bruder **Balduin** von Hennegau, die Söhne jenes gewaltthätigen, kampflustigen Robert des „Friesen", der einst die Ermordung Gottfrieds des Höckerigen veranlaßt (S. 237), und viele andere Ritter und Edle vom Niederrhein, von der Maas, Mosel und Schelde.

Die Häupter des Zugs.

1. Gottfried von Bouillon und seine Begleiter.

Gottfried von Bouillon war der Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und Idas, einer Schwester Gottfrieds des Höckerigen, des Heinrich IV. befreundeten Herzogs von Niederlothringen, der der erste Gemahl Mathildens von Tuscien gewesen war. Von diesem adoptiert erbte Gottfried nach des Oheims Ermordung dessen Allod und erhielt die Mark Antwerpen zu Lehen. Bis auf den Kreuzzug wissen wir wenig von ihm. Jede der miteinander streitenden großen Parteien suchte ihn nachträglich als den Ihren darzustellen: die eine läßt ihn Rudolf von Schwaben den tödlichen Streich versetzen, die andere machte ihn ganz irrtümlich zu einem Bruder der russischen Gemahlin Heinrichs IV. und stellte seine Kreuzfahrt dar als eine Buße für das im Dienst des Kaisers der Kirche gethane Unrecht. Sicher ist, daß Gottfried auf der Seite des Kaisers gestanden, mit demselben in Italien gefochten, sich aber nicht besonders ausgezeichnet hat; der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit war vielmehr seine lothringisch-niederländische Heimat, in deren örtlichen Händeln er sein Gut zu mehren bestrebt war.

In Nordfrankreich hatten die Großen unter des Königs Vorsitz beschlossen,

2. Die französischen Fürsten.
a) Aus Nordfrankreich.

sich unter die Führung des königlichen Bruders, des Grafen Hugo von Vermandois, zubenannt „der Große“, zu stellen, eines Fürsten, der weniger durch bedeutende Eigenschaften als allgemeine Beliebtheit empfohlen wurde. Unter seinen Begleitern nahmen die erste Stelle ein: Graf Stephan von Blois, von dem es hieß, daß er so viele Burgen zählte als Tage im Jahr, ein gebildeter Ritter von gewandter Rede und Vertrauen erweckender Persönlichkeit, doch nicht ohne Eitelkeit und Neigung zu Großsprecherei, und Herzog Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelms des Eroberers, ein tapferer Soldat, aber leichtsinnig und verschwenderisch, dem es inmitten eines unbotmäßigen fehdelustigen Adels und zweier Brüder, die nach seinen Besitzungen lüstern waren, in der Heimat nicht behagte. Er verpfändete seinem Bruder, dem König von England, sein Land um die Summe von 10,000 Mark Silbers und zog in die Ferne, begleitet von einem zahlreichen Gefolge normännischer und englischer

b) Die Provençalen.

Großen. — Im südlichen Frankreich, in Languedoc und Provence, wo die romantisch-religiöse Zeitrichtung am tiefsten in die Gemüter eingedrungen war, sammelte sich „alles Volk zwischen Alpen und Pyrenäen“ um den reichen und mächtigen Raimund von St. Gilles, Grafen von Toulouse und Markgrafen von Provence, einen kühnen Mann voll kirchlichen Eifers, der früher gegen die Sarazenen in Spanien gefochten und trotz seiner fünfundfünfzig Jahre und seines durch den Verlust eines Auges entstellten Angesichts sich vor kurzem in dritter Ehe mit der schönen Elvira vermählt hatte, die ihn nebst ihrem Sohne von zartem Alter auf dem weiten und beschwerlichen Kriegszuge begleitete. Vor seinem Abzug suchte er sich durch reiche Schenkungen an Kirchen und Klöster die Gnade des Himmels zu erwerben. Die Zahl der bewaffneten Kreuzfahrer, die er aus der Provence und aus den Ländern der Garonne und Cevennen, aus den streitbaren Bewohnern der Pyrenäen und aus den romanischen Völkern der Alpenthäler und des obern Italiens um sich sammelte, wird auf Hunderttausend angegeben. Stolz auf seine Macht und an Reichtum alle übertreffend, strebte Raimund nach der ersten Stelle und gab nicht selten durch sein hochfahrendes Wesen Ärgernis. Unter seiner Fahne, welche das Bild der heiligen Jungfrau zeigte, zog Adhemar von Puy, der päpstliche Legat, der eigentliche Führer und Bannerträger der heiligen Gottesfahrt, und die Bischöfe von Orange, Apt u. a. mit einem zahlreichen Klerus. Wilhelm von Aquitanien oder Oranse, ein vielgefeierter Glaubensheld aus der Sage von Karls des Großen Kämpfen gegen die Sarazenen, wurde als Vorbild und Schutzheiliger der neuen

3. Die Normannen in Italien.

Unternehmung verehrt. — Nicht minder groß als in Frankreich und am Niederrhein war die Bewegung in Italien. Die normännischen Fürsten und Ritter waren eben durch eine allgemeine Empörung Unteritaliens hart bedrängt, belagerten gerade Amalfi, das erfolgreich widerstand, als die Kunde von dem großen Unternehmen zu ihnen drang. Schon näherten sich Hugo von Vermandois, Robert von Flandern und Robert von der Normandie, und ihre Verbindung

mit den einheimischen Gegnern der Normannen drohte diesen die ärgste Bedrängnis, da erhob plötzlich Boemund den Ruf: „Gott will es!" und rief die Waffengenossen auf, ihm zu folgen in den Streit für Christus. Die Worte zündeten. Alles drängte sich herzu, sein Mantel reichte nicht aus, Kreuze für die Menge zu schneiden. Von den Fürsten blieb nur Roger von Sizilien zurück. In kurzem gebot Boemund über ein Heer von zehntausend Reitern und zwanzigtausend Mann Fußvolk. Man war ungewiß, ob seine Absichten auf Jerusalem oder auf Konstantinopel gerichtet wären.

Boemund, der älteste Sohn Robert Guiscards, hatte in seiner Jugend zweimal die Waffen gegen das byzantinische Reich getragen. Diese Eroberungsgedanken erwachten mit neuer Stärke. Durch den Oheim, den Bruder und die Stiefmutter der meisten väterlichen Besitzungen beraubt und auf das kleine Fürstentum Otranto mit Tarent beschränkt, glaubte der ritterliche Mann von hoher Gestalt, blondem Haare und nervigem Arm, dessen blasses Gesicht und feuriger Blick Leidenschaft und Unternehmungsgeist verriet, den Zeitpunkt gekommen, wo er den in seiner Seele brennenden Ehrgeiz und Thatendrang befriedigen könne, denn „er hatte nicht den geduldig ruhigen Geist, in Jagd und Fehde unthätige Tage fortzuspinnen". Er verband sich mit seinem Vetter Tankred, dem Sohne von Robert Guiscards Schwester, einer der merkwürdigsten, am schärfsten ausgeprägten Naturen, wenn er auch dem Ideale aller menschlichen und ritterlichen Tugenden, wie er von manchen Dichtern und Schriftstellern geschildert wird, nicht immer entsprochen hat. Brennende Ehrbegierde und Ruhmsucht waren die herrschenden Leidenschaften seiner Seele; religiöse Schwärmerei wirkte erst in zweiter Linie. Sein ganzes Streben war auf persönliche Auszeichnung gerichtet. Nicht die Schlacht, sondern das Abenteuer ist sein Feld, er sucht sich das ganz Besondere, Seltsame, von niemand Geahnte.

Auf verschiedenen Wegen zogen die Kreuzfahrer nach Konstantinopel, dem von dem Legaten bestimmten Sammelplatz. Die Lothringer und Deutschen unter Gottfried von Bouillon wählten die Donaustraße, Raimund und die Provençalen zogen durch Dalmatien, die Franzosen unter Hugos Führung und die Normannen schifften von Apulien nach Griechenland über. Es war ein Schauspiel einzig in seiner Art. „Die meisten hatten sich gerüstet wie auf Nimmerwiederkehr; was sie an Hab und Gut, an Waffen und Geräten, an Geld und Gefolge aufbringen konnten, führten sie mit sich. Ihre Zelte blinkten von Gold; Fischnetze und Reiherfalken sah man bei dem Gepäck, die Lust an aller Pracht der Welt war ihnen in dem geistlichen Treiben nicht abgestorben. Bald zog ihnen nach, wer aus diesem Jubel Vorteil zu ziehen hoffte, Sänger, Lustigmacher, Musikanten, in großen Banden beiderlei Geschlechts; dazwischen erklang ihr geistlicher Schlachtruf: Deus lo volt, Deus lo volt; in Freude und Inbrunst, in buntem und rastlosem Drängen ging es vorwärts." Die Menge lief zusammen und blickte mit Verwunderung auf den seltsamen Zug; war er vorüber, so mochte es manchem, der ihn gesehen, wie ein Traum bedünken. Wie eine geistliche Brüderschaft, unter Psalmengesang und Gebet bewegte sich das Heer Gottfrieds durch das südliche Deutschland. Wohin die Scharen kamen, fanden sie stets neue Verstärkungen; Wanderungslustige aller Art schlossen sich ihnen an. Die Züge bewegten sich frei ohne allgemeinen Oberbefehl, Christus

Der Zug nach Konstantinopel.

selbst war der Heerkönig; nicht selten traten einzelne Führer mit ihren Mannschaften von einem Heerhaufen zum andern über. Doch ging alles in militärischen Formen und Ordnungen vor sich. Das Schicksal der Genossen Peters und Walthers schreckte von den Wegen der Zuchtlosigkeit ab.

Die Kreuzfahrer im byzantinischen Reich.

Der byzantinische Kaiser Alexius der Komnene, den wir früher kennen gelernt (S. 458 f.), geriet über die vom Abendlande sich herwälzende Völkerbewegung in Schrecken und Verlegenheit. Seine Gesandten hatten in Piacenza um Hilfe gegen die Seldschukken gebeten, und nun erschien eine Welt in Waffen vor den Mauern seiner Hauptstadt. Er wagte nicht, sich den Kreuzfahrern unbedingt hinzugeben und mit ihnen vereinigt einen Angriff auf die Mohammedaner zu machen; noch weniger konnte er hoffen, sie von seinem Reiche fern zu halten. Schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, beschloß er daher mit griechischer Schlauheit, sich so zu verhalten, daß er von den Erfolgen der Unternehmung möglichst große Vorteile ziehe, den Gefahren und Anstrengungen dagegen möglichst fern bliebe. Er verlangte, daß die Kreuzfahrer ihm Lehnstreue geloben sollten für alle den Türken zu entreißenden Länder, welche früher Teile des griechischen Reiches gewesen. Ohne sein Geheiß sollte über die künftigen Eroberungen keine Verfügung getroffen, somit das Anrecht des byzantinischen Kaisers auf Kleinasien, Syrien, Ägypten zum voraus anerkannt werden. Das Glück begünstigte ihn, indem es gerade den Mann, der am wenigsten Einsicht und Umsicht besaß, und dessen Stolz und Eitelkeit am leichtesten zu gewinnen war, Hugo von Vermandois, zuerst nach Konstantinopel führte. Nachdem er mit dem größten Prunk durch Italien gezogen und aus den Händen des Papstes die Fahne des heiligen Petrus empfangen, wurde er bei der Überfahrt von Bari durch einen Sturm verschlagen und von seinen normännischen Begleitern getrennt, von dem griechischen Kreisobersten nach Dyrrhachium gerettet und von da in ärmlichem Aufzuge wie ein Gefangener, aber mit allen Ehrenbezeigungen nach der Hauptstadt geleitet, wo ihn der schlaue Alexius zur unbedingten Leistung des Lehnseides beredete. Einige Zeit nachher gelangten Gottfried von Bouillon und die andern Kreuzfahrer gleichfalls in die Nähe von Konstantinopel. Der Ungarnkönig Koloman, der wenige Monate zuvor so schlimme Erfahrungen gemacht, hatte anfangs dem fremden Heer den Durchzug verweigert. Erst als sich Gottfried nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König durch Vertrag und Bürgschaft verpflichtet, daß dem Lande kein Schaden erwachsen und alle Lebensbedürfnisse bezahlt werden sollten, öffneten sich die Wege. Begleitet und bewacht von magyarischen Reitern, die in einiger Entfernung dem Heere zur Seite zogen, kamen die lothringischen Kreuzfahrer wohlbehalten durch die ungarische Ebene über die Save. Mit gleicher Vorsicht bewerkstelligte dann Gottfried den weiten Zug durch die Wälder Bulgariens und Thrakiens und lagerte sich kurz vor dem Weihnachtsfeste vor den Thoren der Hauptstadt am Gestade des Bosporus. Mit größeren Schwierigkeiten hatten die Provençalen zu kämpfen, welche

von Aquileja aus über Skodra (Skutari), Dyrrhachium, Thessalonich, Rusa und Rodesto ihren Weg durch das öde Gebirgsland nahmen, wo sie von der Beschaffenheit des Landes, von dem strengen Winterwetter und von den Feindseligkeiten der Bewohner viel Ungemach zu erleiden hatten.

Alexius hatte das lothringische Pilgerheer auf seinem beschwerlichen Zuge mit allem Notwendigen versehen, in der Hoffnung, auf diese Weise den Herzog für die Huldigung zu gewinnen. Als dieser jedoch eine solche Zumutung von sich wies, nahm der Kaiser seine Zuflucht zu List und Gewalt. Er ließ den Herzog durch Hugo von Vermandois zu einer persönlichen Zusammenkunft einladen, in der Absicht, sich bei der Gelegenheit seiner Person zu versichern. Allein Gottfried wurde gewarnt und entging der Schlinge. Nun drängte Alexius das Pilgerheer in eine Stellung, wo es von allen Seiten abgeschnitten mit den übrigen Kreuzfahrern keine Verbindung unterhalten konnte, und entzog demselben die Zufuhr. Durch die Entschlossenheit Gottfrieds und die Tapferkeit Balduins wurde jedoch auch dieser Plan vereitelt, und die Gärten und Landhäuser der Umgegend und die Vorstädte von Konstantinopel empfanden bald die Rache der Abendländer und die Folgen der treulosen Politik des Kaisers. So verging der Winter unter wechselvollen Kämpfen und fruchtlosen Unterhandlungen, bis endlich, als ein Angriff der Franken an der Festigkeit der Hauptstadt scheiterte und das Heer bei einem Ausfall der Griechen empfindliche Verluste erlitt, man auf beiden Seiten der Stimme des Friedens und der Religion Gehör gab. In einer feierlichen Audienz schwur Gottfried, alle Städte, Länder und Burgen, die ehedem zum römischen Reiche gehört hätten, nach der Eroberung dem Kaiser herauszugeben und ihm die Treue eines Vasallen zu jeder Zeit zu halten. Nun hörten die Feindseligkeiten auf und Alexius beeiferte sich, durch reiche Geschenke, durch Auszeichnungen aller Art und durch entgegenkommendes Vertrauen sich die Zuneigung der Fürsten, insonderheit des lothringischen Herzogs, zu gewinnen. Zugleich versprach er, ihre Unternehmungen gegen die Türken mit byzantinischen Streitkräften zu unterstützen. Nachdem auch Boemund und die französischen Grafen den Eid geleistet und Raimund, ein hochfahrender, heftiger und unverträglicher Fürst, nach langem Widerstreben wenigstens das Versprechen gegeben, nichts gegen das Leben und die Ehre des Kaisers zu unternehmen, folgte in den ersten Tagen des Mai 1097.
der Übergang nach Kleinasien. Nach dreitägigem Aufenthalt in Nikomedien zog das gesamte Heer auf beschwerlichen Märschen durch unwegsames Waldgebirg auf **Nicäa**, die hochgelegene, von Bergen umgebene und von sumpfigen, doch fruchtbaren Vertiefungen geschützte Hauptstadt des Seldschukkenfürsten Kilidsch Arslan.

Die Vorgänge vor Konstantinopel. 1096. 1097.

Seit den Tagen des Xerxes sah man in Kleinasien kein Heer von solchem Umfang und solcher Völkermischung. Bei der Musterung in einer Ebene unfern Nicäa soll man 100,000 schwergerüstete Reiter und 300,000 Mann gewaffne-

Die Kreuzfahrer vor Nicäa. Juni 1097.

ten Fußvolks gezählt haben, nicht zu gedenken der Menge des Trosses, der Frauen und Kinder, der Geistlichen und Mönche und der Pilgerscharen, die ohne Unterlaß aus allen Ländern Europas hinzuströmten. In der ersten Woche des Juni erschien das Kreuzheer vor den Mauern von Nicäa, in einem Augenblick, da Kilidsch Arslan gerade an der Ostgrenze seines Reiches beschäftigt war. Man schritt alsbald zur Belagerung, wobei jedem der Bannerherren eine bestimmte Mauerstrecke zur Bestürmung angewiesen war. Auf die Nachricht von der bedrängten Lage Nicäas eilte Kilidsch Arslan zum Entsatz herbei, erlitt aber durch einen unerwarteten Angriff der Provençalen eine Niederlage. Nun schritt man zur regelmäßigen Belagerung mit Sturmdächern und Widderköpfen, mit Wandeltürmen und Wurfmaschinen nach dem Muster der Alten (Katapulten und Ballisten), mit Minen und Feuerbränden. Aber die Einnahme einer durch Natur und Kunst befestigten, mit Vorräten reichlich versehenen und von einer tapfern Besatzung hartnäckig verteidigten Stadt war eine schwierige Aufgabe für das abendländische Kreuzheer, das im Belagerungskrieg wenig Übung besaß und ohne Plan und einheitliche Führung an die Kriegsarbeit ging. Lange widerstand die mutige Besatzung allen Angriffen; erst als Raimund den Eckturm der südlichen Mauer untergraben und eine in Eile herbeigeschaffte byzantinische Flotte den kleinen Askanischen See, dessen Wellen damals noch die westliche Stadtmauer bespülten, besetzt und den letzten Weg der Zufuhr abgeschnitten hatte, war der Fall unvermeidlich. In dieser Not machten die Vorstellungen des griechischen Bevollmächtigten beim Kreuzfahrerheer, sich durch zeitige Übergabe an den Kaiser vor der Wut der Franken zu retten, Eindruck auf die Einwohner. Sie pflanzten die byzantinische Fahne auf und entzogen sich dadurch der Erstürmung und Plünderung. Wohl murrten die Kreuzfahrer, daß ihnen die sicher erwartete Beute entgehen sollte, doch mußte man sich in die vollendete Thatsache fügen, wofür Alexius die Führer mit wertvollen Geschenken, die Kriegsleute mit entsprechenden Gaben belohnte und unter die Armen reichliche Almosen verteilte. Noch einmal schwuren jetzt die Fürsten den Lehnseid, dem sich nun auch der stolze Tankred, welcher früher aus Widerwillen gegen die schmachvolle Verpflichtung verkleidet über die Meerenge gesetzt war, nach einem heftigen Auftritt endlich fügte.

Die Schlacht bei Doryläum. Juli 1097.

In den letzten Tagen des Juni verließ das Kreuzheer die Gegend von Nicäa, um durch Phrygien und Cilicien die Pässe des Taurus und damit Syrien zu erreichen. Zugleich sandten die Führer Boten an die den Seldschukken feindlich gesinnten Fürsten und Völkerschaften, um sie zum Freundschaftsbunde einzuladen. Wir haben die Verhältnisse des Morgenlandes früher kennen gelernt, die zwieträchtige, in viele unabhängige Herrschaften gespaltene mohammedanische Welt, den Haß zwischen den ägyptischen Fatimiden und den Abbassiden von Bagdad und ihren türkischen Anhängern, die armenischen Häuptlinge und Kolonien in den Felsenthälern des Taurus und in einzelnen geschützten Land-

schaften und festen Städten, die ihre Selbständigkeit gegen Byzantiner und Mohammedaner mit dem Schwerte behaupteten und den Zusammenhang der türkischen Herrschaften in Syrien und Mesopotamien unterbrachen; — Verhältnisse, welche den Franken sehr zu statten kamen. Denn wenn es auch dem thatkräftigen Sultan von Nicäa gelang, eine große Streitmacht zu sammeln und dem vorrückenden Christenheere entgegenzustellen, die Interessen und Leidenschaften der Stämme und Staaten gingen zu weit auseinander, als daß die asiatische Welt dem mit religiöser Begeisterung erfüllten, nach einem bestimmten Ziele hinstrebenden abendländischen Pilgerheer einen starken Damm hätte entgegenstellen können. In zwei Kolonnen und infolge des großen Trosses nicht ohne Verwirrung einherziehend, stießen die christlichen Wallbrüder bei Dory- 1. Juli. läum auf die Streitmacht des Morgenlandes. Die Trennung der Heere, über welche Boemund den Oberbefehl erhielt, brachte anfangs die Christen in schwere Not. Die Normannen unter Boemund, Tankred und Robert, die zuerst angegriffen waren, litten große Verluste; schon hatte sich ein feindlicher Reiterhaufen des christlichen Lagers bemächtigt und unter der zurückgebliebenen Menge der Wehrlosen, Geistlichen und Frauen Schrecken und Verwirrung verbreitet, als das lothringische und französische Heer, durch Eilboten herbeigerufen, unter Gottfried, Hugo und Raimund den Bedrängten zu Hilfe kam und dem Treffen eine andere Wendung gab. In der Fronte und auf den Seiten und endlich durch Adhemar auch im Rücken angegriffen, sahen sich die Türken zum Rückzug und endlich zur Flucht in die Gebirge gezwungen. Die Kreuzfahrer machten große Beute und erfreuten sich an den fremdartigen Waffen und kostbaren Anzügen. Darauf setzten sie ihren Marsch fort über Synnada, das pisidische Antiochien, Not des Heeres. Ikonium und Erkle (Archelais), nur hier und da von berittenen Türkenschwärmen Streit der Fürsten. beunruhigt, dagegen schwer heimgesucht durch Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser, durch Hitze und Dürre. Da die Türken, um den Durchzug zu erschweren, das Land verwüsteten und die Einwohner wegführten, so geriet das Heer in die größte Not, so daß viele dem Hunger und Durst und den Leiden und Anstrengungen in unwirtlichen Gegenden unter den sengenden Strahlen einer glühenden Augustsonne erlagen. An den Grenzen Ciliciens trennten sich Tankred und Balduin mit einigen Abteilungen normännischer und lothringischer Krieger von dem Hauptheer, das unter Gottfried und dem schwer erkrankten Raimund nach Cäsarea Mazaca zog, um die südlichen Städte und Landschaften zu unterwerfen. Sie durchzogen die Berge und die Küste Ciliciens bis zu den syrischen Pforten; als aber Tankred in Tarsus die normännische Fahne aufpflanzte, ließ der ungestüme Balduin, dessen Sinn auf die Gründung einer selbständigen Herrschaft gerichtet war, in heftigem Zorn das Feldzeichen des Waffengenossen herabreißen und durch den Sumpf ziehen. Darüber entbrannte ein heftiger Streit, der sich auf die Mannschaften verpflanzte, und als bei der Besetzung von Mamistra die Leidenschaften aufs neue erregt wurden, das ganze

Unternehmen zu gefährden drohte. Endlich aber siegte die bessere Einsicht. Tankred und Balduin versöhnten sich, und nachdem sie die unterworfenen Städte gesichert, vereinigten sie sich wieder mit dem Hauptheer, das über Cocussus (h. Gogsyn) und Meraasch im Oktober den Fluß Orontes erreichte und auf

Balduin in Edessa. 1098. Antiochien losrückte. An der Belagerung dieser Stadt nahm jedoch Balduin keinen Anteil. Während das Heer bei Meraasch lagerte, zog er mit einer kleinen Schar nach Osten, um jenseits des Euphrats in der weltberühmten, vielumstrittenen Stadt Edessa, die in der christlichen Legende einen hohen Rang einnahm, sich eine selbständige Herrschaft zu erkämpfen. Edessa befand sich zu jener Zeit in den Händen eines christlichen Fürsten, Namens Thoros oder Theodor, der sich, obwohl er den Türken Tribut entrichtete, doch nur mit Mühe gegen die benachbarten Stammhäupter, insbesondere den Emir Balduk von Samosata zu behaupten vermochte. Als nun der Ruf von den kühnen Thaten Balduins, der in den Wintermonaten die türkischen Hauptorte Tellbaschir und Ravendel, zwei Tagereisen nördlich und nordwestlich von Haleb, unterwarf und die Christen der Gegend von dem Joche der Moslems befreite, nach Edessa drang, sandte Thoros eine Botschaft an den Grafen und rief ihn zu seinem Beistande herbei, ihm die Nachfolge in der Herrschaft verheißend. Balduin folgte der Einladung. Er

Mitte Febr. 1098. wurde in feierlicher Versammlung von dem alten Fürsten zum Sohn und Nachfolger erklärt und zog dann wider die Türken ins Feld, richtete aber nichts aus. Als sich darauf Thoros von den eingegangenen Verpflichtungen befreien wollte, erregten die Bewohner, mit dem tyrannischen Regimente des Fürsten längst unzufrieden, einen Aufruhr, infolge dessen Thoros, als er im Vertrauen auf die Zusage freien Abzuges die Stadtburg verlassen wollte, ermordet ward. Daß Balduin den Aufstand veranlaßt habe, kann nicht bewiesen werden: wohl aber zog er aus dem blutigen Ereignis den Vorteil, daß er als Herr und Gebieter der Stadt anerkannt ward und sie zum Mittelpunkt eines christlichen Fürstentums machte, dessen Grenzen sein gutes Schwert bald über die armenischen Berge und über die Ebene Mesopotamiens ausdehnte. Er unterwarf Samosata im Norden und öffnete sich durch die Eroberung der Stadt Serudsch im Süden einen Verbindungsweg zu dem Hauptheer vor Antiochia.

Das Kreuzheer vor Antiochia. 1097. 1098. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, als die Kreuzfahrer in dem von zwei Bergrücken eingeschlossenen Thal des Orontes ankamen. Manche rieten daher den Angriff auf die Stadt Antiochia bis zum Frühjahr zu verschieben. Man entschied sich jedoch für die Belagerung, weil sonst die Feinde sich leicht zu einem gemeinsamen Angriff vereinigen könnten. Und in der That ließ Baghi Sidjan, der seldschukkische Emir von Antiochia, ein energischer, aber roher und hartherziger Fürst, von dem Kampfe gegen die andern türkischen oder fatimidischen Häuptlinge in Syrien ab, verstärkte seine Truppen durch die Anwerbung streifender Araberhorden und suchte die östlichen Stammfürsten zur Hilfe zu bewegen. Zugleich setzte er die stark befestigte Stadt in Verteidigungsstand,

sammelte Vorräte und zwang die christlichen Einwohner zur Auswanderung. Nur Frauen und Kinder hielt er als Geiseln zurück; den Patriarchen nahm er gefangen. Wären die Pläne des Emirs vollständig zur Ausführung gekommen, so hätten sich die Kreuzfahrer wohl niemals des syrischen Landes bemächtigt. Aber zu ihrem Glück wurzelten Neid und Mißgunst, Glaubens- und Sektenhaß zu tief in den Gemütern der Moslems, als daß das Gefühl der gemeinsamen Gefahr die alte Feindschaft und Eifersucht hätte ersticken können. Die Fatimiden blickten mit Schadenfreude auf die Bedrängnis des Seldschukkenreiches; ja sie unterhandelten mit den Franken während der Belagerung Antiochias über ein Bündnis. Auch die östlichen Hilfsmannschaften zögerten mit ihrer Ankunft. Dennoch machte die Belagerung Antiochias geringe Fortschritte. Wie vor Belagerung der Stadt.
Nicäa waren auch hier wieder die Angriffspunkte den einzelnen Abteilungen unter ihren Führern zugewiesen, ohne daß ein gemeinsamer Operationsplan eingehalten worden wäre. Der enge Raum der Thalebene machte die Entfernung eines großen Teiles der Kreuzbrüder in entlegenere Ortschaften notwendig; auch fehlten hier die Kriegswerkzeuge und Maschinen der Byzantiner. Durch tägliche Ausfälle und Gefechte ermüdeten und schwächten die Belagerten das Frankenheer. Der schlimmste Feind desselben war jedoch die mangelhafte Verpflegung. In den ersten Monaten gewährte das Land mit seinen Fruchtfeldern und Gärten den notwendigen Lebensbedarf, und die Kreuzfahrer, besonders die in der Ferne gelagerten, genossen in verschwenderischer Üppigkeit die Fülle des reizenden Landes, das in den Tagen des Altertums als Sitz aller Lüste und Genüsse bekannt war. Aber bald gingen die Vorräte an Getreide und Schlachtvieh zu Ende. Schon im November begann das Heer zu darben und mancher suchte 1097.
den Hunger durch Blätter, Baumrinden und das Fleisch gefallener Tiere zu stillen. Mit der schlimmeren Jahreszeit wuchs die Not: Sturm und Regen zerstörten die Zelte; ansteckende Krankheiten erzeugten eine furchtbare Sterblichkeit, so daß, wie man berechnet hat, in allen Heeresabteilungen der siebente Mann erlag; die aus der Ferne herbeigeschafften Lebensmittel wurden um unerschwingliche Preise feilgeboten. Dazu kamen noch die fortwährenden Ausfälle der Türken, deren Pfeile besonders der provençalischen Reiterei gefährlich wurden, Gottfried von Bouillon erkrankte, Robert von der Normandie und viele andere Ritter verließen das Lager; das ganze Heer ging der Auflösung entgegen. Wie viele kühne Waffenthaten auch von einzelnen Wallbrüdern vollbracht wurden, solange den Antiochiern durch die Stadtthore der Verkehr mit ihren Glaubensgenossen offen stand, machte die Belagerung nur langsame Fortschritte. Erst als es in der ersten Hälfte Februars den christlichen Heerführern gelang, die zum 1098.
Entsatze der bedrängten Syrerstadt heranziehenden Emire von Haleb und Jerusalem in offener Feldschlacht zu überwinden und die gleichzeitigen Ausfälle Baghi Sidjans zurückzuschlagen, nahmen die Dinge für die Wallfahrer eine günstigere Wendung. Unter heißen Kämpfen besetzten sie die Orontesbrücke und

errichteten im Westen und Norden zwei Kastelle, die die Thore beherrschten und den Zugang nach dem Simeonhafen, wo genuesische und pisanische Schiffe mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf angelangt waren, frei und sicher machten.

Sagengebilde.

Sage und Legende haben diese Ereignisse vielfach verherrlicht. Gottfried soll mit einem Schlag Kopf und Leib eines türkischen Reiters gespalten haben, und von der romantischen Tapferkeit, welche der ritterliche Tankred und seine Heldenschar aus den verschanzten Ruinen eines im tiefen Walde verborgenen Klosters durch kühne Überfälle und Streifzüge wider die Feinde an den Tag legten, erzählte man Wunderdinge, wie sie noch jetzt in Tassos Dichtungen nachklingen. Der Krieg vor den Mauern Antiochias wurde in der Überlieferung zum eigentlichen Mittelpunkte des heiligen Kampfes, an dem alle Nationen der Christenheit ihren Anteil haben wollten, daher Legende und Sage der Geschichte zu Hilfe kamen. Aus diesem Streben scheint die romantische Erzählung von dem dänischen Königssohne Sven, der mit 1500 Rittern und seiner Braut Florina aus Burgund durch griechischen Verrat von den Türken in einem dichten Walde Kleinasiens überfallen und erschlagen worden, hervorgegangen zu sein. Besonders erscheint Gottfried in Geschichte und Tradition immer mehr als der Glaubensheld, auf dessen Haupt aller Ruhm gehäuft wird: „die festen Formen der irdischen Handlung lösen sich auf in dem Glanze und der Unbestimmtheit ritterlichen und religiösen Heldenthums; ohne daß man ein Wie oder Warum erführe, knüpft sich Glück und Unglück, Heil und Vernichtung an die Person des einen von Gott gesetzten Herrn an".

Verrat und Übergabe.

Die Besetzung und Sperrung sämtlicher Thore Antiochias durch die Kreuzfahrer hatte die vollständige Einschließung der Stadt zur Folge. Nun schwanden die Vorräte der Belagerten allmählich, während die Christen durch Armenier und Genuesen reichliche Zufuhr erhielten. Dennoch stand die Eroberung noch in weiter Ferne, denn gegen die starken Mauern und Wälle waren Schwert und Lanze unzulängliche Waffen; und die Kunde, daß die Emire von Mosul und Damaskus rüsteten, hielt die Hoffnung und Widerstandskraft der Antiochier aufrecht. Ein Waffenstillstand wurde von Baghi Sidjan treulos zu einem Überfall und zur Einführung von Lebensmitteln benutzt. Aber im Innern lauerte ein Feind, der alle Anstrengungen vereitelte. Als die Hungersnot in der Stadt eine furchtbare Höhe erreichte, erließ Baghi Sidjan den Befehl, daß von allen Vorräten die Hälfte zu gemeinem Nutzen ausgeliefert werden sollte, und führte die Maßregel mit der größten Härte durch. Vergebens suchte Firuz Az Zerrad, ein zum Islam übergetretener vornehmer Syrer christlicher Herkunft, der durch seinen Abfall die Gunst des Emirs und den Oberbefehl über einen Eckturm auf der Westseite erworben hatte, mit Vorstellungen und Bitten die Anordnung zu hintertreiben; man entriß ihm gewaltsam die Hälfte seiner Vorräte. Firuz sann auf Rache. Er knüpfte mit Boemund Verbindungen an und versprach ihm, die Stadt in seine Hände zu liefern. Der Normanne suchte dies zu seinem Vorteil zu wenden. Er verlangte im Fürstenrat, daß der Besitz der Stadt, deren Übergabe er bewirken könne, ihm zugesichert werde. Diese Forderung wurde anfangs zurückgewiesen. Als aber die Gerüchte von der Annähe-

rung eines großen Entsatzheers die Gemüter ängstigten, willigten die Heerführer ein. Sofort verabredete Boemund mit dem Renegaten Ort und Stunde des Verrats. In der Nacht erstiegen 60 normännische Ritter mittels Strickleitern, die ihnen von der Mauer niedergeworfen wurden, den von Firuz befehligten Turm, machten die Wächter nieder und öffneten eine nach außen führende Pforte. Nun stürzten die Kreuzfahrer unter dem Schlachtruf: „Gott will es!" 3. Juni 1098. herein, verbreiteten sich über die nächsten Werke und machten nieder, was ihnen in den Weg kam. Ehe die überraschten Türken zum geordneten Widerstand sich Schicksal der Stadt. rüsten konnten, hatten die Christen die Thore besetzt, durch deren geöffnete Flügel ihre Waffenbrüder sofort einströmten. Der anbrechende Junitag fand die Kreuzfahrer im Besitze der Stadt, die nun alle Greuel des Krieges zu erdulden hatte: „Flucht, Morden, Verfolgung durch alle Straßen, grenzenloses Entsetzen auf der einen, losgelassene Wildheit auf der andern Seite, so wurde kein Gefangener gemacht und kein Fliehender verschont." In wildem Jagen trieb man die Mohammedaner in die Felsentiefen hinein, die den südlichen Teil der Stadt zerrissen; kein Versteck gewährte Schutz; Männer und Weiber, Greise und Kinder wurden erschlagen. Die Christen in der Stadt führten die Scharen der Verfolger und zeigten ihnen die reichsten Häuser. Kamen sie selbst in Gefahr, so retteten sie sich durch lautes Anstimmen geistlicher Lieder. Der Emir floh aus der Stadt in das Gebirge, wurde aber dort von armenischen Bauern erschlagen. Sein Haupt und sein Wehrgehenk wurde dem Fürsten von Tarent in seine Klosterburg gebracht. Zwei Tage lang durchtobte die Menge die blutbefleckte Stadt, füllte alles mit Raub und Mord und verjubelte die noch vorhandenen Vorräte in wilder Festlust. Darauf belagerten sie die Citadelle, welche des Emirs Sohn mit einer entschlossenen Kriegsschar verteidigte. Aber ehe dieselbe noch in die Hände der Kreuzfahrer gefallen, sahen sich diese selbst von einer großen Streitmacht eingeschlossen und belagert. Schon im Mai war Kerbogha von Mosul, Die Kreuzfahrer in Antiochia eingeschlossen. dem der Sultan Barkijarok die Vollmacht erteilt hatte, alle Kräfte des Reiches gegen die Kreuzfahrer aufzubieten, mit einem mächtigen, großenteils aus Reiterei bestehenden Heer aufgebrochen, um Antiochia zu befreien. Unter seinem Oberbefehl standen viele syrische und arabische Stammhäupter mit ihren Mannschaften, darunter Dekak von Damaskus und sein Wesir (Atabek) Taghtekin, Djenah Addawlah von Emesa, Sokman und Ilghazi von Jerusalem, Arslan Tasch von Hömß u. a. m. Wäre Kerbogha nach beendigter Rüstung sogleich an den Orontes gezogen, so wäre Antiochia nicht erobert worden; allein mehr für seinen eigenen Vorteil als für Reich und Religion bedacht, bedrängte er drei Wochen lang Edessa, um dieses wichtige Fürstentum in seine Gewalt zu bringen. Balduin verteidigte jedoch sein Besitztum mit großer Tapferkeit, und als die Moslems endlich abzogen, folgte er ihnen auf dem Fuße nach. Antiochia war drei Tage vor Kerboghas Ankunft gefallen. Mit tiefem Ingrimm vernahmen die Mo- 6. Juni. hammedaner die Eroberung und die damit verbundenen Greuel und wollten

furchtbare Rache nehmen. Bald war die Stadt von den unermeßlichen Heerscharen eingeschlossen und deren Verbindung mit der Burgbesatzung hergestellt. Nun begann eine Reihe von Kämpfen innerhalb und außerhalb der Stadt, welche den Höhepunkt alles Heldentums und aller Leiden bilden, die den Namen der Kreuzfahrer verewigt haben. In einem Zeitraum von drei Wochen war ein Übermaß von Elend, Gefahr und übermenschlicher Anstrengung gehäuft, wie nur selten in der Geschichte: es war ein ununterbrochenes Ringen menschlicher Kraft gegen feindliche Übermacht und gegen die Leiden der Entbehrung. Nicht genug, daß auf der Anhöhe gegenüber der Citadelle und dem dazwischen liegenden Thale Tag und Nacht der heftigste Kampf geführt ward und den ermatteten Kreuzfahrern stets neue Streiter gegenübertraten, in kurzem war aller Mundvorrat erschöpft und die entsetzlichste Hungersnot wütete. Mit der heißesten Begier verschlang das Volk alles, was verzehrbar schien, Gras, Baumrinden, Schuhsohlen, Panzerriemen; das Fleisch gefallener Pferde und Lasttiere galt als kostbare Speise; selbst vor dem Ekelhaftesten bebte man nicht zurück. Der Untergang schien unvermeidlich, Verzweiflung bemächtigte sich der Gemüter; ganze Scharen ergriffen die Flucht; manche gingen zu den Türken über, andere ließen sich an Stricken von der Mauer hinab und entwichen in die Wälder oder an die Meeresküste. Selbst hochgestellte Ritter und Edelleute waren in der Zahl der „Strickläufer". Stephan von Blois segelte mit seiner Mannschaft nach Kleinasien, wo er mit dem in zwei Abteilungen heranziehenden griechischen Heere zusammentraf. Seine Schilderung von dem verzweiflungsvollen Zustande der Kreuzfahrer und von der unvermeidlichen, wohl schon erfolgten Übergabe Antiochias wirkte so niederschlagend, daß Alexius an der Grenze von Syrien umkehrte und unter Verwüstung des feindlichen Landes mit seiner Beute nach Konstantinopel zurückzog. In solcher Not erwachte der religiöse Sinn und die asketische Schwärmerei mit neuer Stärke, und diesem Gefühle, das hauptsächlich zur Annahme des Kreuzes geführt hatte, verdankte das Christenheer auch seine Rettung. Die übermäßige Anspannung brachte die Geister aus den Fugen: eine religiöse Aufregung bemächtigte sich vieler; der Glaube an übernatürliche Hilfe, an himmlische Wunderkräfte drang in die Gemüter ein: in ihren Träumen erblickten sie göttliche Erscheinungen. Peter Bartholomäus, ein Geistlicher aus der Provence, kam zu Graf Raimund und meldete, der heilige Andreas habe ihm die Lanze gezeigt, mit der man Christi Leib am Kreuz durchstochen; in der Peterskirche sei sie begraben, in ihrem Besitze werde man von aller Not erlöst werden. Raimund, für religiöse Schwärmerei und für Wunder besonders empfänglich, ließ an der bezeichneten Stelle nachgraben. Nachdem zwölf Männer einen ganzen Tag sich umsonst abgemüht, fand Peter am Abend nicht weit von den Stufen des Hochaltars eine verrostete Lanze tief in der Erde versteckt.

Die heilige Lanze.

Ausfall und Rettung.

Die Kunde von der Auffindung der heiligen Waffe setzte die Menge in die

höchste Begeisterung. Sie sammelte sich vor den Wohnungen der Fürsten und forderte mit lautem Geschrei, man solle sie zum Kampf gegen Kerbogha hinausführen. Die Lage war so verzweifelt geworden, daß die Häupter des Volkes dem ungestümen Drängen nachzugeben beschlossen. Wiederum übertrugen sie dem Fürsten von Tarent, dem fähigsten der Heerführer, den Oberbefehl, damit die wilde Flut durch einen festen Willen nach einem sicheren Plane geleitet und militärische Zucht und Ordnung beobachtet werde. Dann rüstete man zum Entscheidungskampf. Die religiöse Begeisterung wach zu halten und zu steigern wurde von der Geistlichkeit ein dreitägiges Fasten anbefohlen und das Abendmahl dem gesamten Heer gereicht; unter Gebet und Buße bereitete man sich zum Kampf vor; mehrere Pilger glaubten Erscheinungen zu sehen, Christus selbst, hieß es, habe die Gesänge angegeben, unter denen sie ausrücken sollten; man vertraute auf den Beistand himmlischer Heerscharen. Die Siegeszuversicht der Kreuzfahrer sollte nicht zu schanden werden. Während Raimund von Toulouse, damals erkrankt, mit einer geringen Abteilung die Citadelle hütete, zog das übrige Kreuzheer, in sechs Scharen geordnet, aus der Stadt in das Orontes- 28. Juni. thal. Priester sangen kriegerische Psalmen und Peter trug die heilige Lanze voran. Kerbogha schaute mit Verachtung auf das ausgehungerte, halbnackte Pilgerheer, das gegen ihn heranrückte; aber wie groß auch seine Übermacht war, Uneinigkeit und Mißtrauen unter den Emiren schwächten den Widerstand, indes die Kreuzfahrer durch den Glauben an göttlichen Beistand, wie durch die Not und Verzweiflung zu todesmutigem Kampfe fortgerissen wurden. Es war ein wunderbares Ereignis, daß ein Heer von Wallbrüdern, „sterbend vor Hunger und in Ermattung dahinsinkend", die übermächtige, mit allem reichlich versehene Streitmacht der Türken in die Flucht schlug und das gefüllte Lager derselben eroberte. Während Kerbogha mit dem Reste seiner Mannschaft über Aleppo nach Mosul eilte und die übrigen Emire in ihre Heimat zogen, erzwang Boemund die Übergabe der Citadelle und suchte sich den Besitz des Fürstentums Antiochia zu sichern, und Gottfried von Bouillon unternahm an der Spitze freiwilliger Waffenbrüder Streifzüge wider die seldschukkischen Reiche und reichte seinem Bruder in Edessa die Hand.

Peter und die heil. Lanze.

Die heilige Lanze hatte zu dem Siege wesentlich beigetragen; dennoch regten sich bald Zweifel an der Echtheit. Diese Zweifel wuchsen noch, als Peter an den Folgen des ihm auferlegten Gottesurteiles starb. Es ist eine bekannte Legende, wie er die heilige Waffe in der Hand durch den von zwei Reihen brennenden Reisigs gebildeten Flammenweg schritt, aber zwölf Tage später an den Brandwunden und an den durch die Verehrung des Volkes empfangenen Verletzungen starb. Von der Zeit an verschwand der Glaube an die Echtheit der Lanze. Nur die Provençalen wollten sich nicht von dem frommen Betrug ihres Landsmannes überzeugen lassen. Der gläubige Graf Raimund trug noch fortwährend die heilige Waffe auf allen seinen Zügen.

c. Das befreite Jerusalem.

Streit unter den Kreuzfahrern. Nach dem Abzuge Kerboghas stand der Weg nach Jerusalem offen; allein Hader und Eifersucht unter den Fürsten schufen neue Hindernisse. Raimund widerstrebte der Besitznahme Antiochias durch Boemund, den in Konstantinopel geleisteten Huldigungseid vorschützend; die andern machten geltend, daß Alexius durch seinen Rückzug zuerst die Zusage gebrochen und daß somit der Lehnsvertrag zerrissen sei. Von den Fürsten ging die Parteiung auf die Mannschaften über: die Nordfranzosen und Normannen verspotteten den Aberglauben der Provençalen, diese ärgerten sich über das hoffärtige Wesen der andern, ihre Spottsucht und Leichtfertigkeit. Darüber ging die gute Jahreszeit vorüber; bei den schlechten Nahrungsmitteln entstanden in der auf kleinem Raume zusammengedrängten Menschenmenge Epidemien, welche Tausende ins Grab stürzten. Unter den zahlreichen Opfern wurde keiner mehr betrauert als Bischof Adhemar von Puy, der päpstliche Legat, ein wegen seiner ruhigen Klugheit geehrter und wegen seines wohlthätigen Sinnes geliebter Prälat. Andere zogen fort, wie Hugo von Vermandois, der eine Botschaftsreise nach Konstantinopel zur Rückkehr in die freundlichere Heimat benutzte. Bald stieg der Mangel zu solcher Höhe, daß viele den Hunger mit dem Fleische erschlagener Feinde stillten. Es half wenig, daß die Kreuzfahrer die Zwietracht der Moslems zu Eroberungen im nördlichen Syrien benutzten, daß Raimund Albara im Gebiete von Apamea einnahm und zum Sitze eines Bistums erhob, daß das Pilgerheer mit furchtbarer Anstrengung und blutiger Grausamkeit die feste Stadt Maarrah erstürmte, alle Mohammedaner dem Tod oder der Sklaverei weihte und die in unterirdischen Höhlen Schutz Suchenden verbrannte oder durch Rauch erstickte; die Beute war gering, da die Einwohner alles Wertvolle versteckt hatten und der Streit zwischen den Normannen und Provençalen mit neuer Heftigkeit sich entzündete.

Der Aufbruch. Endlich riß die Geduld des Volkes. Die religiöse Begeisterung, welche die große Pilgerfahrt ins Leben gerufen, erwachte mit neuer Stärke. Mit aufrührerischen Drohungen verlangte die Menge den Aufbruch. Wenn die Fürsten sich um Güter und Herrschaften streiten und über ihren selbstsüchtigen Zwecken das hohe Ziel aus dem Auge verlieren, hörte man sagen, so wollen wir uns einen tapfern Ritter wählen, der uns unter Christi Leitung zum Heiligen Grabe führt. Es waren dieselben Rufe, die nach dem Tage von Clermont die große Masse in Bewegung gesetzt hatten. Und auch diesmal verfehlten sie ihre Wirkung nicht. Bald nach Weihnachten, nachdem man die Mauern von Maarrah niedergerissen und die Stadt den Flammen übergeben, wurde der Befehl zum Aufbruch erteilt. Seit es dem Fürsten von Tarent gelungen war, sich durch einen Handstreich der von den Provençalen besetzten festen Orte in Antiochia zu bemächtigen, ließ auch Raimund die Hoffnung fahren, sich am Orontes eine Herrschaft zu gründen und trat die Heerfahrt an. Man wählte den Weg an der

Meeresküste, weil man dort von befreundeten Schiffen am leichtesten Unterstützung erlangen konnte. Die Emire von Scheizar (Cäsarea), von Hömß und von andern Orten beeilten sich, das Schicksal von Maarrah fürchtend, durch Verträge und Geschenke die Kreuzfahrer zu einem friedlichen Durchzug und zur Schonung ihrer Territorien zu verpflichten, so daß dem Heere kaum ein Widerstand entgegentrat und die Ziehenden reichlich mit Lebensmitteln versorgt wurden. Auch der Emir des syrischen Tripoli sandte Boten an die in Gibellum weilenden Fürsten und bat um Frieden und Freundschaft. Raimund jedoch, der bereits ein lüsternes Auge auf die günstig gelegene Besitzung geworfen, verschmähte dessen Anerbieten und machte einen Angriff auf die Seestadt Arkas (Irkah). Allein Boemund, der in der Nähe seines Fürstentums Antiochia nicht gern eine andere europäische Herrschaft entstehen sah, suchte des Grafen Vorhaben auf alle Weise zu vereiteln. Er brachte Tankred, der bisher sich zu den Provençalen gehalten, auf seine Seite, und da die Belagerung von Arkas keinen Fortgang hatte und das Volk immer dringender und lauter verlangte, nach Jerusalem geführt zu werden, so bewirkten die übrigen Heerführer, insbesondere Gottfried und Robert, daß die Feindseligkeiten gegen Tripoli eingestellt und die Anerbietungen des Emirs angenommen wurden. Raimund weinte Thränen der Wut; aber die religiöse Richtung siegte über alle weltlichen Interessen. Vergebens suchten griechische Gesandte einen Aufschub von drei Monaten zu erwirken, damit der Kaiser Zeit hätte, sich mit einem Heere dem Zuge gegen Jerusalem anzuschließen, ein Vorhaben, das Raimund eben so warm unterstützte als Boemund bekämpfte. Eine heiße Sehnsucht nach den heiligen Orten, wo Christus gelebt und gelitten, durchdrang alle Gemüter. Diesem Impulse vermochte niemand länger zu widerstehen. Um die Mitte des Mai wurde 1099.
der Aufbruch gen Jerusalem angeordnet. Der Weg führte zwischen der Meeresküste und dem Libanon hin über die altberühmten Städte Berytus (Beirut), Sidon und Tyrus nach Akka (Ptolemais).

Der Zug an der Küste.

Es wurde früher erwähnt, daß der Kalifenhof von Ägypten mit den Heerführern der Kreuzfahrer in Verbindung getreten, um mit vereinten Kräften die syrischen Städte den Seldschukken zu entreißen. Als aber das Pilgerheer über ein Jahr vor und in Antiochia aufgehalten ward und in große Bedrängnis geriet, glaubte der Wesir Alf Alafdahl auch ohne die abendländische Hilfe sich Syriens und Palästinas bemächtigen zu können. Er legte die fränkischen Gesandten in Ketten und schickte ein Heer gegen Jerusalem. Die Stadt wurde zur Übergabe gezwungen und durch eine starke Besatzung unter dem Oberbefehl Ifthiakars geschützt. Als nun die Kreuzfahrer an der Meeresküste vorrückten, die Seestädte durch Gewalt oder Verträge zur Ergebung und zur Lieferung von Lebensmitteln zwingend, setzte der Kalif die fränkischen Ritter in Freiheit und suchte neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Den Pilgern sollte gestattet sein in unbewaffneten Scharen die heiligen Orte zu besuchen. Dieses Anerbieten wurde jedoch mit Entrüstung zurückgewiesen und die Heerfahrt fortgesetzt.

Die Fatimiden in Jerusalem. *Aug. 1098.*

Je mehr sich die Kreuzfahrer dem Ziele ihrer Sehnsucht näherten, desto

Die Kreuzfahrer vor Jerusalem. 1099. größer wurde die Unruhe und Kampflust. Ein Haufen um den andern setzte sich in Bewegung, Tankred streifte mit einer Reiterschar bis nach Bethlehem, nahm unter der jubelnden Begrüßung der christlichen Bevölkerung Besitz von der Stadt, wo nach den evangelischen Berichten der Heiland das Licht der Welt erblickt, und wagte sich sogar auf den Gipfel des Ölbergs. Als die Kreuzfahrer um Pfingsten von Cäsarea über Lydda, Ramla und Emmaus hinziehend den Bergrücken erreichten, wo zuerst Jerusalem sichtbar ward, da fielen
7. Juni. sie in heißer Andacht auf die Kniee, vergossen Freudenthränen und priesen Gott mit Lobgesängen. Aber die Eroberung der festen und mit allen Bedürfnissen reichlich versehenen Stadt, die von einer zahlreichen streitbaren Besatzung verteidigt wurde, war eine schwere Aufgabe für das geschwächte, ermattete und aller Belagerungswerkzeuge entbehrende Pilgerheer. Die unermeßlichen Kriegsscharen, die vor drei Jahren in der Ebene von Nicäa sich zusammengefunden, waren durch Tod oder Wegzug so zusammengeschwunden, daß die Zahl der Streiter vor Jerusalem kaum mehr als 20,000 Mann betrug, während der feindliche Befehlshaber innerhalb der Stadtmauer eine dreifach stärkere Kriegsmacht in den Kampf führen konnte. Mangel an Lebensmitteln in dem dürren, unfruchtbaren und von den Moslems weithin verwüsteten Lande und die verzehrende Glut der Sonne, welche die Quellen und Bäche im Sommer austrocknet, wirkten noch verderblicher als die Pfeile der Feinde. Ein prophetischer Spruch verkündigte den Kreuzfahrern die Einnahme der Stadt; als sie aber versuchten ohne Maschinen und Sturmleitern die Mauern einzustoßen oder zu ersteigen, wurden sie zurückgeschlagen; mit jedem Tage wuchs die Not und Gefahr.
13. Juni. Erst als man von einigen im Hafen von Joppe gelandeten genuesischen Schiffen Brot, Wein, Arbeitsgeräte und Werkmeister erhalten, als Tankred durch einen glücklichen Zufall in einer entlegenen Grotte tief versteckt gewaltige Stämme entdeckte, die schon früher den Ägyptern zur Berennung der Stadt gedient hatten, als von einem Eingebornen vier Meilen vom Lager gegen Sichem hin den Kreuzfahrern ein Wald gezeigt wurde, aus dem sie durch gefangene Sarazenen und Kamele Holzwerk herbeischaffen und zum Bau von Maschinen und Türmen verwenden konnten, da nahm der Belagerungskrieg einen bessern Fortgang. Religiöse Erregung und asketischer Eifer erhöhten den Mut und die Zuversicht auf himmlischen Beistand. Nachdem das ganze Pilgerheer in feierlicher Prozession mit entblößten Füßen und in heißer Andacht längs der Mauer nach dem Ölberg gezogen, von den Moslems mit Hohnreden und Pfeilen begleitet, wurde gegen Mitte Juli die Stadt von allen Seiten zu gleicher Zeit angegriffen. Während auf der Ostseite Gottfried von Bouillon von einem hölzernen Turm mittels einer Fallbrücke auf die Mauerdecke stieg, gelang es im Norden den Normannen unter Tankred und Robert eine Öffnung zu brechen und in die Stadt einzudringen; bald folgte auch Raimund mit den Provençalen, nachdem sie den zwischen ihrem Lager und der Stadt gelegenen Graben ausgefüllt. Nach furchtbaren Kämpfen

und Anstrengungen wurde endlich Jerusalem durch einen zweitägigen Sturm unter dem begeisternden Rufe: „Gott will es! Gott hilft uns“ von den Kreuzfahrern erobert. Schrecklich war jetzt das Los der Überwundenen, durch deren grausame Ermordung blinder Religionseifer eine heilige Pflicht zu erfüllen glaubte. Über die Treppe der Moschee, welche einst Omar auf dem Tempelberg errichtet hatte, rieselte das Blut von 10,000 erschlagenen Sarazenen, darunter viele Imams und Fakihs; bis an die Knie der Reiter und an das Gebiß der Pferde reichte das vergossene Blut; die Juden wurden in ihrer Synagoge verbrannt; keines Alters, keines Geschlechtes ward geschont; die Straßen füllten sich mit Leichen, Blut und Gliedmaßen von Verstümmelten; die Luft ertönte von dem Jammergeschrei und Gestöhne der Verwundeten und Sterbenden; Raub, Mord und Verwüstung herrschte allenthalben; die Beute, die Tankred aus dem Tempel tragen ließ, war unermeßlich; zwei Tage waren zum Fortschaffen der goldenen und silbernen Gefäße, der Kronleuchter und anderer Kostbarkeiten erforderlich. Erst als die Rache gestillt und die Raubgier befriedigt war, kehrte christliche Demut und Bußfertigkeit in die Gemüter zurück; und nun sah man dieselben Menschen, die kurz zuvor wie rasende Tiere gewütet, entblößten Hauptes und barfuß unter Psalmen und Lobgesängen nach der Kirche des Heiligen Grabes ziehen, um an geweihter Stätte Gott für das gelungene Werk der Befreiung zu danken und Buße zu geloben.

Erstürmung der heiligen Stadt. 15. Juli 1099.

Als die Stadt gereinigt, die Ruhe und Ordnung hergestellt und der bleiche Halbmond auf der Hauptmoschee durch das strahlende Kreuz Christi verdrängt war, traten die Fürsten in Beratung über die Wahl eines Oberhauptes. Die Ansprüche des Klerus, Jerusalem mit der Umgegend zu einem kirchlichen Gemeinwesen zu machen und der Leitung eines zu wählenden Patriarchen zu übergeben, wurden, da seit Adhemars Tod die Geistlichkeit kein hervorragendes Haupt besaß, ohne Schwierigkeit beseitigt und die Errichtung einer weltlichen Herrschaft beschlossen. Man dachte zuerst an Raimund, der durch die Zahl seiner Anhänger und seinen Reichtum hervorragte; aber derselbe lehnte — wir wissen nicht weshalb — die ihm angetragene Würde ab. Die Wahl der Fürsten fiel nun auf Gottfried von Bouillon, der durch seine allezeit vermittelnde Stellung und dann als der Hauptvertreter der von weltlichem Ehrgeiz freien, rein kirchlichen Richtung des Kreuzzugs namentlich in den Augen des Klerus besonders empfohlen wurde. Der Tradition nach weigerte sich der Herzog, an der Stätte eine Königskrone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet, und nannte sich Beschützer des Heiligen Grabes. Eine Krone hätte auch zu seiner bedrängten und ohnmächtigen Stellung wenig gepaßt. Raimund war über die Wahl unzufrieden; erst nach längerem Widerstreben lieferte er den von ihm besetzten Davidsturm dem neuen Herrn aus und erkannte dessen Herrschaft an.

Die Königswahl.

Zum geistlichen Oberhaupt in Jerusalem wurde einstweilen ein Kleriker aus der

Normandie, Namens Arnulf, eingesetzt, ein kluger, beredter Mann, aber von unedler Herkunft und nicht rein von Sitten und Wandel. Peter der Einsiedler kehrte nach der Eroberung Jerusalems in die Heimat zurück und stiftete zu Huy ein Kloster, in welchem er 16 Jahre später begraben ward.

Der Tag von Askalon. 12. Aug. 1099. Es war hohe Zeit, daß die Kreuzfahrer die Beschützung der heiligen Orte in die Hände eines tapfern und besonnenen Heerführers legten. Denn schon war der ägyptische Wesir Afdahl mit einer unermeßlichen Kriegsmacht auf dem Wege, um Jerusalem und Antiochia einzunehmen, die Franken zu vernichten und die heiligen Stätten von Grund aus zu verwüsten, daß sie in Zukunft die Abendländer nicht mehr anlocken könnten. Denn die Mohammedaner betrachteten die Eroberung Jerusalems als eine dem gesamten Islam zugefügte Schmach, und der Dichter Modhaffer aus Chorasan und andere Sänger rügten in scharfen Worten, die bald in aller Mund waren, die Unthätigkeit und Schlaffheit des entarteten Geschlechts, durch welche das syrische Land und die heilige Stadt in die Hände der Feinde des Propheten gefallen. So sicher waren die Moslems des Erfolges, daß sie Ketten und Stricke für die Gefangenen mit sich führten. Aber der glorreiche Sieg, den das kleine Heer der Christen unter Gott-
14. August. frieds Oberbefehl und unter dem tapfern Beistand von Raimund, Tankred, Robert u. a. bei der Seestadt Askalon über die zahllosen Scharen der Feinde davontrug, ein Sieg, so wunderbar, wie der bei Antiochia über Kerbogha, vernichtete ihre stolzen Pläne. Es war begreiflich, daß die Wallbrüder, vor deren Reihen das neuentdeckte heilige Kreuz hergetragen ward, an die mächtige Hilfe himmlischer Heerscharen glaubten. Askalon blieb jedoch in den Händen der Fatimiden, da sich Raimund und Gottfried um den Besitz stritten.

Abzug vieler Kreuzfahrer. Der Sieg bei Askalon war die letzte gemeinsame Waffenthat der Wallbrüder des ersten Kreuzzuges. Nachdem sie noch das Weihnachtsfest in der heiligen Stadt gemeinsam gefeiert, verließen Robert von der Normandie, Robert von Flandern, Eustach von Boulogne und Raimund von Toulouse das Heilige Land auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, über Tyrus, Sidon, Berytus. Laodicea, das Robert eine Zeitlang beherrscht hatte, wurde durch den Einfluß Raimunds dem griechischen Kaiser übergeben, wofür sich dieser dankbar erwies. Die beiden Roberte kamen in die Heimat zurück, aber nur, um einige Zeit nachher in bürgerlichen Kämpfen ein klägliches Ende zu nehmen. Der Flanderer diente der päpstlichen Partei gegen Kaiser Heinrich IV. (S. 367) und fand, als er den französischen König gegen einen aufrührerischen Vasallen unterstützte, auf der Brücke von Meaux im Getümmel seinen Tod (1111). Robert von der Normandie aber verbrachte die letzten Lebensjahre in der Gefangenschaft seines eigenen Bruders. Raimund von St. Gilles und Toulouse, der den Gedanken einer morgenländischen Herrschaft nicht fahren ließ, verweilte einige
1101. Zeit in Konstantinopel und schloß sich dann dem neuen großen Kreuzzug an, der im nächsten Jahr über Nikomedien und Ankyra nach Osten ging, und begann, als seine Waffenbrüder in den wasserlosen Gegenden Kappadokiens bis auf geringe Reste elendiglich umkamen, aufs neue einen langwierigen Belagerungskrieg wider Ibn Ammar
Febr. 1105. von Tripoli, in welchem er drei Jahre nachher auf dem von ihm befestigten „Pilgerberg“ elend durch Erstickung umkam, als Ibn Ammar die umliegenden Gebäude in

Brand setzte. Auch Tankred blieb im Heiligen Lande. Er machte Tiberias zum Sitze einer Herrschaft, die er durch Kriege und Raubfahrten wider Damaskus („den dicken Bauer", wie die Franken den Emir nannten) und wider Arabien zu vergrößern suchte, bis er während Boemunds Gefangenschaft und nach dessen Rückkehr zur Verwaltung des Fürstentums Antiochia berufen ward, wo er sich durch Umsicht und Tapferkeit Ruhm erwarb.

Gottfried bemühte sich mit den ihm gebliebenen geringen Mitteln redlich, aber ohne Erfolg um die Festigung des neuen Staates und befand sich bald in solcher Bedrängnis, daß er ernstlich an die Räumung der unhaltbar scheinenden Stellung dachte; nur die rettende Ankunft einer pisanischen Flotte, die Geld, Proviant und Kriegsgerät brachte, bestimmte ihn zum Bleiben. Von einer gesetzgeberischen Thätigkeit, wie sie ihm die Tradition zuschreibt, die ihn zum Urheber des erst im dreizehnten Jahrhundert entstandenen großen Rechtsbuchs, der Assisen von Jerusalem, macht, konnte unter solchen Umständen natürlich keine Rede sein. Schlimm für den jungen Staat war namentlich Gottfrieds schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber den Anmaßungen der Kirche. Gottfried in Jerusalem.

Der Anspruch, das Gebiet von Jerusalem in einen geistlichen Staat unter priesterlicher Herrschaft umzuschaffen, wurde mit neuer Stärke geltend gemacht, als der Erzbischof Dagobert (Daimbert) von Pisa, welchen Papst Paschalis zu seinem Bevollmächtigten ernannt, mit einer Flotte seiner Landsleute an der syrischen Küste landete und auf Betreiben Boemunds an der Stelle des unwürdigen Arnulf zur Würde eines Patriarchen erhoben ward. Dieser verlangte, daß Jerusalem als eine dem Herrn geweihte Stadt unter geistlicher Herrschaft stehen und ein Viertel der Seestadt Joppe dem Patriarchenstuhl zugewiesen werden sollte, und wirklich ließ sich der Herzog in Unterhandlungen ein, infolge deren er in Gegenwart des Klerus und Volkes am Osterfest Jerusalem mit allem, was dazu gehörte, nebst dem Stadtviertel von Joppe dem Patriarchen übertrug; nur als Lehnsmann der Kirche wollte er die weltliche Herrschaft führen; würde er ohne männliche Erben mit Tod abgehen oder andere Besitzungen erwerben, so solle die heilige Stadt ganz und gar dem Patriarchen gehören. Stellung zum Patriarchen.

Gottfried war eben kein Staatsmann und kein Fürst und hatte sich beschränkt an den religiösen Charakter des Zugs gehalten; er war ein heiliger Mönch, sagt ein Chronist, im Kriegsgewande wie im herzoglichen Schmucke. Schon ein Jahr nach der Eroberung Jerusalems erlag er dem Klima und den Anstrengungen. Er wurde beerdigt in der Kirche des Heiligen Grabes und gleichmäßig beweint von Franken, Syrern und Griechen, ein reiner, hochherziger Charakter, der echte Repräsentant des religiösen Heldentums, der christlichen Ritterlichkeit, der poetischen Romantik jener Zeit, daher auch sein Name vor allen seinen Mitstreitern durch Dichtung und Sage verherrlicht ist. Gottfrieds Ausgang. 18. Juli 1100.

In den Satzungen und Gewohnheitsrechten, die unter dem Namen Assisen des Königreichs Jerusalem (assises et bons usages du royaume de Jer.) in der Folge niedergeschrieben wurden, wird im Eingange erzählt, Gottfried habe nach seiner Erwählung von weisen und erfahrenen Männern der verschiedenen Völker, denen die Kreuzfahrer angehörten, die bei ihnen gültigen Rechtsbestimmungen sammeln lassen und daraus mit dem Beirate der Fürsten, Edlen und Geistlichen die für das Königreich Die Assisen von Jerusalem.

Jerusalem zweckmäßigen Gesetze und Gewohnheiten ausgewählt; diese seien dann mit großer Pracht und Kunst aufgezeichnet und in einer verschlossenen Kiste in der Kirche des Heiligen Grabes aufbewahrt und von den folgenden Königen vielfach verbessert und vermehrt worden. Dieser Bericht ist durch die neuere Forschung als hinfällig erwiesen worden. Ist es schon bei der elenden und eigentlich aussichtslosen Lage, in welcher sich der neue Staat während der ersten Jahre befand, an sich undenkbar, daß die wenigen Hundert zunächst zurückgebliebenen Ritter ein großes Gesetzgebungswerk unternommen habeu sollten, für welches bei dem Mangel an Städten, an Bürgern u. s. w. alle Voraussetzungen fehlten, so steht auch das, was über die Art der dabei befolgten Beratung und Beschlußfassung erzählt wird, in einem unausgleichbaren Widerspruch mit den sonst für dergleichen Vorgänge maßgebenden Einrichtungen des Königreichs Jerusalem. Sind in den ersten Jahren desselben »uses et coustumes« aufgezeichnet worden, so hat es sich dabei zweifellos nur um lehnsrechtliche Bestimmungen gehandelt, insbesondere um ein sorgfältig aufzubewahrendes — etwa dem doomsday book vergleichbares — Verzeichnis der einzelnen Lehen, ihrer Bestandteile, Pflichten u. s. w. Die für die Rechtspflege in den Lehnshöfen maßgebenden Bestimmungen waren nachweisbar noch zu Ende des zwölften und im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nur durch mündliche Überlieferung erhalten und lebten allein durch die von der Gesamtheit des fränkischen Adels getragene Lehnsgerichtsbarkeit fort. Erst als diese Kenntnis mit dem Schwinden des Adels verloren zu gehen drohte und dann um das überlieferte Recht gegen absolutistische Eingriffe wie die Friedrichs II. zu sichern, unternahm um 1230 der ritterliche Philipp von Navarra die Aufzeichnung dieses Rechts und auf sein Werk gründete dann der mächtige Johann von Ibelin bald darauf eine ähnliche Arbeit (Assises de la haute cour). Unabhängig davon waren schon nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts die prinzipiell wichtigen Entscheidungen der in den Städten entstandenen bürgerlichen Gerichtshöfe (cours des bourgeois) aufgezeichnet worden; sie wurden dann später überarbeitet und zu einem Rechtssystem gestaltet (Assises de la cour des bourgeois). Diese Rechtsbücher fanden nicht nur in dem Königreich Cypern, sondern auch im lateinischen Kaisertum und in den fränkischen Staaten in Griechenland Aufnahme und Geltung. In Cypern blieben sie bis zum Ende der venetianischen Herrschaft in Kraft. — Die Staatsordnung des Königreichs Jerusalem und der in losem Lehnsverbande damit vereinigten drei christlichen Herrschaften, des Fürstentums Antiochia und der Grafschaften Edessa und Tripoli war nach dem französisch-normännischen Feudalsystem eingerichtet. Den erblichen Königsthron mit seinen Großbeamten, dem Seneschall, Connetable, Marschall und Oberkammerherrn, umgab ein mit Territorialhoheit in seinen Gebieten ausgerüsteter Lehnsadel von Kronvasallen und Unterlehnträger, eine hierarchisch gegliederte Priesterschaft unter der Leitung des Patriarchen, mit ausgedehnter Gerichtsbarkeit und fast unabhängig, und ein Bürgerstand, der, wenn auch von einer Autonomie wie in den italienischen Handelsrepubliken oder französischen Kommunen keine Rede sein kann, doch städtische Korporationen mit eigenem Gerichtsstande besessen hat. Die Streitigkeiten und Vergehen der Vasallen und Ritter wurden von ihren Standesgenossen von dem großen Lehnshofe unter des Königs Leitung gerichtet; in den bürgerlichen Gerichtshöfen fanden erfahrene Männer, die vorher einen Eid ablegten (Juraten) das Urteil, welches der vom König gesetzte Vizgraf (Visconte) als Richter aussprach. Alle Edlen, welche ihre Güter unmittelbar von der Krone zu Lehen trugen, waren berechtigt und verpflichtet, dem Gerichtshof des Königs beizuwohnen, und jeder Baron übte eine ähnliche Gerichtsbarkeit im Kreise seiner eigenen Lehnsmannen. Auch die syrischen Christen (Surianer) suchten vor eigenen Richtern nach ihren eigenen Gesetzen das Recht. Übrigens

war in dem Königreich Jerusalem die städtische Bevölkerung von untergeordneter Bedeutung. Sie wurde nur in einzelnen Fällen zur Bewachung der Stadtmauern gebraucht und nur in höchster Not ins Feld gerufen, und was die Surianer betrifft, so wurden sie von Sarazenen und Franken in gleichem Grade mit Mißtrauen betrachtet und unterdrückt. — Die Assises de la haute cour, wie sie Philipp von Navarra und Johann von Ibelin aufgezeichnet haben, geben die ausführlichste und eingehendste Darstellung des Feudalrechts, die wir aus dem Mittelalter überhaupt haben, und sind für die Kenntnis desselben auch im Abendlande von der höchsten Wichtigkeit.

d. Das Königreich Jerusalem, die Ritterorden und die Lage der Dinge im Morgenland.

1. Das Königreich Jerusalem unter Balduin I.

Als Gottfried aus dem Leben schied, war die Zukunft des Königreichs Balduin I. 1100—1118. Jerusalem noch nicht gesichert. Nicht nur daß das eroberte Gebiet von geringem Umfange war, daß es außer Jerusalem und Joppe nur etwa zwanzig unbedeutende Städte und Ortschaften umfaßte, die größtenteils in Ruinen lagen oder von ihren Bewohnern verlassen waren; innerhalb dieses Bezirkes hausten noch mohammedanische Raubscharen, stets bereit, über die Pilger, Kaufleute und Landwirte herzufallen; das Meer war von Piratenschiffen befahren, die auf die abendländischen Fahrzeuge Jagd machten; an den Grenzen lauerten türkische und arabische Häuptlinge auf eine Gelegenheit, die fremde Herrschaft zu verschlingen, ehe sie festen Boden gewönne; in den unterworfenen Städten und auf dem flachen Lande blieben die mohammedanischen Bewohner, soweit sie nicht ausgerottet oder verjagt waren, die geschwornen Feinde ihrer christlichen Herren, denen sie mit grollendem Herzen die gebotenen Abgaben und Leistungen höriger Leute entrichteten und durch Raub, Mord und Nachstellungen zu schaden oder durch Vernachlässigung des Ackerbaues Mangel und Hungersnot zu schaffen beflissen waren. Zu diesen Übelständen kamen noch die Zwietracht, Unbotmäßigkeit und Abenteuerlust der Kreuzfahrer selbst, die sich nur notgedrungen den Geboten eines Oberhauptes fügten, und die Unzuverlässigkeit der Surianer, welche die abendländischen Christen haßten und stets zu Abfall und Verrat bereit waren. Unter solchen Verhältnissen war die Behauptung des felsigen, zerklüfteten Landes mit der umliegenden Wüste ein nicht minder schwieriges Werk als die Eroberung; und wenn nicht die Feindseligkeiten der mohammedanischen Emire untereinander, der Haß der schiitischen Fatimiden wider die sunnitischen Türken, verbunden mit dem noch nachwirkenden Schrecken der Moslems vor den Kreuzfahrern ein gemeinsames Vorgehen verhindert und anderseits die seit der Einnahme von Jerusalem in der abendländischen Christenheit neu erwachte religiöse Begeisterung fortwährend frische Züge von bewaffneten Pilgern aus allen Ländern und aus allen Ständen dem Heiligen Lande zugeführt hätte, so würde das christliche Königreich, in welchem kaum die Anfänge eines geordneten Staatswesens vorhanden waren, nicht von Dauer gewesen sein. Aber die Wallbrüder

machten sich wenig Sorge um die Behauptung des so teuer erkauften Landes. „Man hatte das echte Kreuz des Heilandes und jeder Ritter sein Schwert, welcher sonstigen Strategie und Politik bedurfte der wahre Glaube?“ Politische Berechnung lag dem von dem Glauben an übernatürliche Hilfe erfüllten Geschlechte fern. Zum Glück war Balduin, der nach Gottfrieds kinderlosem Hinscheiden sowohl infolge des Erbrechts als kraft der letztwilligen Verfügung des Bruders zum König von Jerusalem erhoben ward, ein kraftvoller Fürst von imponierender Persönlichkeit, ebenso staatsklug und umsichtig als tapfer und entschlossen. Tankred und der Patriarch Dagobert suchten zuerst die Krone dem Fürsten Boemund von Antiochia zuzuwenden, von dem der letztere weniger Gefahr für seine angemaßte Lehnsherrlichkeit fürchtete; da aber dieser gerade damals in die Gefangenschaft des armenischen Fürsten Ibn Danischmend von Sebaste geraten war (S. 486. 578) und Balduin rasch mit einer tapfern Kriegerschar über Antiochia und die Küstenstädte herbeizog, Edessa seinem Verwandten Balduin von Bourg als Lehen übertragend, so gelang es den Freunden und Anhängern des lothringischen Hauses, unter Zustimmung des neu angelangten päpstlichen Legaten, die Umtriebe der Gegner zu vereiteln. Nach einem mühevollen Marsch hielt der stattliche Ritter von hoher Gestalt und würdevoller
1100. Haltung im November seinen Einzug in die heilige Stadt und nahm, nachdem er in Bethlehem von dem Patriarchen gekrönt und gesalbt worden, Besitz von dem Königreich Jerusalem, dem er bald durch kühne Waffenthaten, wie sie die Dichter den Rittern der Tafelrunde zuschrieben, Größe und Ansehen nach außen,
Eroberungen an der Küste. Ordnung und Festigkeit nach innen verschaffte. Unterstützt von den Schiffen der italienischen Freistaaten Pisa, Genua, Venedig, die namentlich um des gewinnreichen Verkehrs willen an der Behauptung und Erweiterung des morgenländischen Reiches den größten Anteil nahmen, brachte Balduin die Küstenstadt
1101. Arsuf zur Übergabe, eroberte Chaifa und Cäsarea mit Sturm, entriß nach wiederholter Belagerung zu Land und zur See den Ägyptern die wichtige Stadt
1103–1104. Akka (Ptolemais), zwang Berytus und die langbekriegte reiche Handelsstadt Sidon zur Unterwerfung (wobei ihm dänische und norwegische Kreuzfahrer unter König Sigurd wichtige Dienste leisteten) und unterstützte Raimund von Toulouse und nach dessen Tod (Februar 1105) Wilhelm von Cerdagne und des Grafen Sohn Bertrand bei der Belagerung der Seestadt Tripoli, die denn auch nach
1109. fünfjährigem heftigen Widerstande endlich erstürmt und wie früher Cäsarea und Akkon mit wilden Greuelszenen heimgesucht ward. Vergebens suchte der König die Einwohner zu schonen; die blutgierigen und habsüchtigen Genuesen fielen treulos über die Stadt her und schändeten sich durch Mord, Raub und Menschenverkauf. Was ihnen wertlos schien, wie die kostbare Büchersammlung Ibn Ammars, wurde den Flammen preisgegeben. In der Brust der Kreuzfahrer wohnten religiöse Andacht und wilde Leidenschaftlichkeit nahe bei einander; Menschenliebe war ein unbekanntes Gefühl, höchstens regte sich hier und da ein

Zug ritterlicher Großmut in den rauhen Männerherzen und milderte die Triebe der Habgier und Grausamkeit. Auch im Innern des Landes kamen die Waffen nie in Ruhe. Um den streifenden Schwärmen der Beduinen und Turkmenen, welche im Libanon sichere Verstecke fanden, leichter widerstehen zu können und die Bewohner des neuen Königreiches gegen räuberische Überfälle zu schützen, legten die Fürsten auf den Höhen Burgen und Schutzwehren an oder bauten die verfallenen und zerstörten Schlösser aus früherer Zeit wieder auf. Von dort aus führten sie einen ununterbrochenen kleinen Krieg wider die Sarazenen, machten Jagd auf die Karawanen, welche aus Arabien oder Ägypten nach Damaskus und andern Orten des syrischen Landes zogen, und schützten die Pilger, die aus der Ferne herbeiströmten. Es war ein fortwährender Krieg voll kühner Waffenthaten und Abenteuer, eine stete Wanderung und Bewegung, anziehend in einzelnen Erscheinungen, reich an romantischen Begebenheiten. Es war eine wunderbare Periode in der Menschengeschichte, wo Askeтik und Weltlust, religiöse Schwärmerei und sinnliche Ausschweifung, strenge Entsagung und übermäßiger Genuß, männliche Thatkraft und schlaffe Hingebung, kühner Unternehmungsmut und Mangel an politischer Einsicht hart nebeneinander wohnten und wirkten, wo alles in steter Bewegung war, wo man im Vertrauen auf höheren Beistand sich in die größten Gefahren stürzte, bei andern Gelegenheiten wieder feige die Flucht ergriff. Noch nie war in der Vorstellung der Menschen der Himmel der Erde so nahe gerückt, noch nie das Göttliche so sehr in die irdische Erscheinung gezogen, noch nie die Vernunft so sehr unter den Aberglauben und die Phantasie gefangen gegeben als in den Jahren des Übergangs vom elften ins zwölfte Jahrhundert. Alle Züge, die in der mittelalterlichen Menschheit uns anziehen und abstoßen, mit Bewunderung und mit Widerwillen erfüllen, religiöse Gläubigkeit in sinnlichen Formen, männliche Thatkraft mit übermütigem Selbstvertrauen, ritterliche Treue gegen einzelne ohne das läuternde Gefühl der Humanität gegen die Mitwelt, opferwillige Hingebung an allgemeine Zeitideen ohne warme Liebe im eignen Herzen, Pflichten und Tugenden nach äußern Vorschriften ohne inneren Drang, Frauenverehrung und Frauendienst ohne häusliche Zucht und Treue, alle diese Züge treten in der Zeit der Kreuzfahrten zu Tage, durch welche dann wieder ein poetischer Glanz, eine Fülle romantischer Eindrücke und Erregungen über das Ganze ausgegossen ward.

Kämpfe im inneren Land.

2. Das byzantinische Reich und die Kreuzfahrer.

Wenn auch die Kreuzfahrer dem Kaiser Alexius nicht alles erfüllt hatten, was sie einst in Konstantinopel gelobt, und die Fürstentümer Antiochia und Edessa ihre Unabhängigkeit behaupteten, so waren doch die Vorteile, welche das griechische Reich aus den Kreuzzügen erwarb, so groß, daß man dafür leicht das mit denselben verbundene Ungemach in den Kauf nahm. Nicht nur daß die Seldschukken, welche von Nicäa aus gierige Blicke auf die byzantinische Haupt-

stadt gerichtet hatten, aus der drohenden Nähe entfernt wurden, Alexius vereinigte die Inseln Rhodus und Chios und die wichtigen Städte Kleinasiens von Ephesus bis Laodicea wieder mit dem Reich, das er vom Hellespont bis zum Mäander und zu den felsigen Gestaden von Pamphylien erweiterte und mit christlichen Ansiedlern neu bevölkerte. Die seldschukkische Dynastie, in ihrem neuen Herrschersitz Ikonium vom Meer und von ihren Glaubensgenossen getrennt und auf allen Seiten von Feinden umgeben, war nicht länger ein Gegenstand der
1101. Furcht für den griechischen Kaiser; die Kreuzfahrer, die im Anfange des zwölften Jahrhunderts, den Spuren der früheren Streiter folgend, in Konstantinopel zusammentrafen und sich dann in drei Abteilungen ostwärts wandten in der Absicht, Bagdad zu erobern und dem Islam den Untergang zu bereiten, brachten dem byzantinischen Reiche nur Vorteile, indem sie selbst großenteils zu Grunde gingen, die Macht der Türken aber auch in jenen Gegenden durch sie geschwächt ward. Freilich wurde die Spannung und das Mißtrauen, das von Anfang an zwischen den Franken und Byzantinern bestanden und schon mehrmals zu feindseligen Begegnungen geführt hatte, durch diesen unglücklichen Ausgang noch vermehrt, indem jene die Schuld des Mißlingens der griechischen Tücke zuschrieben. Doch trat diese verbitterte Stimmung erst in der Folge schärfer hervor. Auch die Gefahr, die dem byzantinischen Reiche von dem Normannenfürsten Boemund drohte, ging vorüber. Wenn es dem Kaiser Alexius auch nicht gelang, die Haft seines gefürchtetsten Gegners ins Unbestimmte zu verlängern, vielmehr derselbe durch ein hohes Lösegeld seine Freiheit erkaufte und dann nach Tarent zurückeilend die alten Kämpfe in Illyrien und Makedonien wieder aufnahm, um auf den Trümmern des griechischen Reiches zur
Boemund. † 1111. Herrschaft in Asien emporzusteigen, so hatte er doch den Triumph, den unter-
Tankred. † 21. April 1112. nehmenden Fürsten und seinen ritterlichen Verwandten Tankred kurz nacheinander ins Grab sinken zu sehen, ohne daß jener sein Vorhaben hätte ausführen können. Zwar blieb das Fürstentum Antiochia noch längere Zeit im Besitz des normännischen Herrschergeschlechts und stand rechtlich unter der Oberlehnsherrlichkeit des Königs von Jerusalem; aber unter des Alexius Nachfolgern wurden die Grenzen genauer bestimmt, die Städte Tarsus und Mamistra für das Reich zurückverlangt und die Oberherrlichkeit der byzantinischen Krone und die Huldigung des Fürsten in Anspruch genommen und zeitweise durchgesetzt.

Der verunglückte Kreuzzug nach Osten. Boemunds und Tankreds fernere Schicksale.

Als Boemund mit der Belagerung von Haleb beschäftigt war, wurde er von dem griechischen Fürsten Gabriel von Melitene in Armenien zu Hilfe gerufen wider den streitbaren Ibn Danischmend von Sebaste (Siwas). Er folgte dem Ruf, in der Hoffnung, seine Herrschaft nach jener Seite auszudehnen, erlitt aber in der Ebene von Merasch durch Ibn Danischmend eine Niederlage und wurde gefangen. Darauf wurde
1100. Melitene eingenommen und Gabriel, ein harter, treuloser Mann, der gegen die Kreuzfahrer wie gegen Danischmend Verrat gesponnen, hingerichtet. Während Boemund noch als Gefangener in Siwas weilte, von Danischmend ritterlich behandelt, erschien ein neues großes Kreuzheer aus Italien, Frankreich und Deutschland an den Gestaden

des Bosporus. An der Spitze des italienischen Zuges stand Erzbischof Anselm von Mailand, der „zum Frommen der Türken“ den Schmuck und die Schätze seiner Kirche und seines Palastes mit sich führte; die französischen Ritter folgten den Fahnen des jugendlichen Herzogs von Burgund, des Grafen Wilhelm von Nevers und des muntern und leichtfertigen Herzogs von Aquitanien, des Sängers der Liebe und ritterlicher Thaten. Viele Grafen und Edle, darunter Josselin von Courtenay, ein Verwandter Balduins von Bourg, zogen in ihren Reihen. Bei den Deutschen besaß der alte Welf von Bayern und der flüchtige Erzbischof Dietmar von Salzburg, „der sein klägliches irdisches Leben Christo weihte, um ein herrliches Leben in der Auferstehung zu empfangen“, das größte Ansehen. Mit ihnen kehrten auch die alten Kreuzfahrer Hugo von Vermandois, Stephan von Blois und Wilhelm der Zimmermann, einer der „Strickläufer“ zurück, um dem Spotte der Welt zu entgehen und ihr unerfülltes Gelübde zu vollziehen. Auch viele edle Frauen schlossen sich den Rittern an, unter ihnen die Markgräfin Ida von Österreich. Die Zahl des stattlichen Pilgerheeres, das an Glanz dem Zuge Gottfrieds nicht nachstand, soll nahe an 300,000 bewaffnete Streiter zu Pferd und zu Fuß betragen haben. Gegen den Rat des Kaisers und Raimunds von Toulouse, der sich zur Begrüßung seines Bruders Hugo und seiner Pfingsten 1101.
Landsleute in Nikomedien eingefunden, schlugen sie, in drei Heersäulen geteilt, den Weg östlich nach Armenien ein, um Boemund zu befreien und in das Herz des islamitischen Reiches vorzudringen. Sie eroberten Ankyra und zogen dann in der Richtung auf Amasia weiter, durch öde Länder, wo sie wenig Lebensmittel fanden und von den herumstreifenden Türken viel zu leiden hatten. Schon waren Tausende umgekommen, als sie im alten Kappadokien durch die vereinte Kriegsmacht mehrerer Emire unter dem Oberbefehl Ibn Danischmends angegriffen wurden. Zwei Tage lang wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Aber Hader und Zwietracht schwächte die Christen; Raimund von Toulouse verließ in der Nacht das Lager und verbreitete dadurch solchen Schrecken, daß bald die Flucht allgemein ward. Mit Erstaunen sahen die Türken, die auch ihrerseits bereits an Rückzug dachten, die Feinde in einzelnen Abteilungen den Kampfplatz verlassen, in solcher Eile und Verwirrung, daß sie alles überflüssige Gepäck von sich warfen und die Frauen und Geistlichen im Stiche ließen. In der Richtung nach Sinope, wohin sich die Fliehenden größtenteils wandten, war das Land drei Meilen weit mit Gerätschaften von Gold und Silber, mit Gewändern von golddurchwirkter Seide, von Purpurmänteln und kostbarem Pelzwerk bedeckt. Nicht besser erging es dem andern Pilgerheer, das in zwei Abteilungen, die eine unter Wilhelm von Nevers, die andere unter dem Herzog Welf und den Grafen von Poitou und Vermandois, dieselbe Richtung einschlug und in der Gegend von Ikonium und Archelais teils durch Durst und Ermattung, teils durch die Pfeile der Feinde den Untergang fand. Nur eine geringe Zahl rettete sich nach Antiochia, wo sie, wie Wilhelm von Nevers und seine Begleiter, im elendesten Zustande eintrafen und von Tankred, der während Boemunds Haft das Fürstentum verwaltete, edelmütig und freigebig behandelt wurden. Andere fanden den Tod auf der Flucht oder auf der Heimfahrt, so Hugo der Große, der auch diesmal ohne Jerusalem erblickt zu haben, an den Folgen einer Wunde starb und in Tarsus begraben ward, so die Erzbischöfe Anselm von Mailand und Dietmar von Salzburg, jener in Konstantinopel, dieser in türkischer Gefangenschaft; so die Markgräfin Ida von Österreich, über deren Ende nie eine sichere Kunde zu den Ihrigen gelangte; so der alte Herzog Welf, der, nachdem er am Heiligen Grabe gebetet, während der Rückfahrt auf der Insel Cypern starb, so Reinhold von Burgund, welcher zur See, und Stephan von Blois, der im Kampfe wider die Türken zu Joppe seinen Tod fand. Wilhelm von Poitou dagegen, der muntere Sänger, entkam in die Heimat, wo er noch

oft in heiterer Gesellschaft seine und seiner Genossen Schicksale im Morgenlande in anmutigen Liedern besungen hat, und Josselin von Courtenay rettete sich zu seinem Vetter Balduin nach Edessa, der ihn mit mehreren Ortschaften auf dem Westufer des Euphrat, Merasch, Tellbaschir, Ravendel u. a. belehnte. Als die Befreiung Boemunds durch die Waffen der Kreuzfahrer nicht erzielt werden konnte, bewirkten seine
1104. Freunde die Loskaufung um 100,000 byzantinische Goldstücke, die der armenische Fürst Kogh Basil lieferte. Froh kehrte nunmehr der Normannenfürst aus der vierjährigen Haft nach Antiochia zurück, das mittlerweile Tankred durch die Eroberung der Städte Adana, Mamistra, Tarsus und Laodicea erweitert hatte. Aber das Glück war ihm nicht mehr günstig. Bald nach seiner Rückkehr zog er mit Balduin von Edessa und Josselin von Courtenay gegen Harran, den wichtigen Knotenpunkt der mesopotamischen Straßen, erlitt aber durch Djekirmisch von Mosul, Kerboghas Nachfolger, bei Rakka in der Ebene Mesopotamiens, unfern der Stelle, wo einst das Heer des Crassus den Parthern erlegen, eine Niederlage. Balduin und Josselin gerieten in türkische Gefangenschaft. Doch wurde die Einnahme der Stadt Edessa durch Tankreds Tapferkeit und kluge Besonnenheit verhindert. Bald nachher beschloß Boemund nach Europa zurückzukehren, um ein neues Kreuzheer zu werben und den Kaiser mit frischen Kräften zu bekriegen. Nachdem er seinem Vetter Tankred abermals die Verwaltung Antiochias übertragen, schiffte er sich mit allen seinen Schätzen ein und langte in Begleitung des abgesetzten Patriarchen Dagobert in Italien an. Um den Griechen, welche die See beherrschten, nicht in die Hände zu fallen, soll er sich in einem Sarge verborgen haben. Der Empfang des gefeierten Helden war glänzend; aus allen Ländern folgten gewaffnete Pilger seinem Ruf und der König von Frankreich gab ihm seine Tochter in die Ehe. Doch sollte Boemund nicht mehr nach dem Morgenlande zurückkehren. Er setzte mit seinem neugeworbenen Heer über das Jonische Meer, um den Kaiser Alexius in Griechenland und Makedonien zu bekriegen: aber sein Unternehmen glückte nicht; die Festigkeit der Mauern von Durazzo, Mangel an Lebensmitteln und die Untreue seiner Bundesgenossen vereitelten den Fortgang seiner Waffen. Nach einem Friedensschluß mit Alexius kehrte er nach Apulien zurück, wo er bald darauf starb. — Aber für Tankred war Boemunds griechischer Feldzug vorteilhaft. Alexius rief die besten Feldherren und Truppen aus Asien ab, um sie dem gefürchteten Feinde entgegenzustellen. Dadurch wurde Tankred in den Stand gesetzt, seine Macht nach allen Seiten auszudehnen. Aus Dankbarkeit für die Befreiung Edessas übertrugen ihm die Einwohner die Herrschaft über ihre Stadt während Balduins Gefangenschaft. Die durch die Vereinigung zweier Fürstentümer unter seinem Oberbefehl gesammelten Streitkräfte gebrauchte Tankred zu Eroberungskriegen wider Griechen und Moslems in
1105. Cilicien und Syrien. Er nahm die Festung Artah (Artesia) in der Nähe von Haleb, nachdem er den Emir Ridhwan, den Beschützer der Assassinen (S. 491), „einen Mann der kleinen Listen, ohne Mut und weite Plane, verhaßt bei seinen Unterthanen, seinen Bundesgenossen verdächtig, seinen Gegnern ein Gegenstand des Zornes wie der Verachtung", bei Scheizar geschlagen; er drängte die Griechen wieder aus Laodicea und
1106. zwang Apamea am Orontes zur Übergabe. Diese Erfolge erfüllten Tankred mit der Hoffnung, im nördlichen Syrien sich eine Herrschaft zu gründen, die das Königreich Jerusalem an Macht und Größe übertreffen möchte. Deshalb that er nichts für die Freilassung Balduins und Josselins; und als der Emir Djekirmisch von Mosul nebst seinem Bundesgenossen Kilidsch Arslan im Kampf wider den von Sultan Mohammed zum Statthalter erhobenen Djawali erlag und dieser, um sich gegen seinen Widersacher Maudud Ibn Altuntekin zu behaupten, endlich die gefangenen Ritter um ein
1109. großes Lösegeld in Freiheit setzte, weigerte sich Tankred die Herrschaft Edessa dem

Waffengenossen zurückzugeben. Erst nach einigen Gefechten, in welchen Balduin von Djawali wider die Glaubensgenossen unterstützt ward, ließ sich Tankred zur Rückerstattung Edessas bewegen. Um so eifriger verfolgte er den Plan, die mohammedanischen 1110.
Fürsten Syriens in Abhängigkeit zu bringen. Seine Gewaltthätigkeiten und Erpressungen vereinigten endlich die Sarazenen zu gemeinsamen Anstrengungen und führten eine Reihe von Kämpfen herbei, deren Ausgang Tankred nicht überlebte. Nach seinem 1111.
Tod wurde sein Schwestersohn Roger Fürst von Antiochia. 1112.

3. Die Kreuzfahrer und die Mohammedaner.

Die Erfolge der christlichen Waffen führten endlich eine Vereinigung aller mohammedanischen Streitkräfte in Syrien und Mesopotamien herbei. Der Sultan Mohammed, der im Namen des Kalifen Almustazhir das weltliche Regiment in Bagdad besaß, übertrug dem Emir Maudud von Mosul den Oberbefehl in dem heiligen Kriege. Die Emire Ridhwan von Haleb und Toghtekin von Damaskus, die Herren von Hamadan, von Dijarbekr, von Irbil und viele andere verbanden sich mit ihm. Man kämpfte am Euphrat, am Orontes und im Herzen des syrischen Landes, aber ohne Überlegung und Kriegsplan von seiten der Kreuzritter. Edessa kam in große Gefahr und König Balduin erlitt, als er sich vor dem Eintreffen der christlichen Hilfstruppen, welche ihm Roger von Antiochia und die Grafen Pontius von Tripoli und Balduin und Josselin vom Euphrat zuführten, in eine Schlacht einließ, nahe bei Tiberias eine Niederlage. Damals schwebte das Königreich Jerusalem in großer 30. Juni 1113.
Gefahr. Im Nordosten geschützt durch den Besitz der Städte Harran, Rakka und Aleppo drang Maudud im Rücken des Antilibanon bis Banias vor, überschritt den Jordan und ließ einzelne Scharen bis zum Berg Tabor streifen. Die sarazenischen Bauern standen auf, die Askaloniten machten kriegerische Bewegungen. Aber zum Glück für die Franken war auf seiten der Moslems der durch Neid und Sektenhaß erzeugte Zwiespalt mächtiger als der religiöse Eifer und die politische und strategische Einsicht ebenso schwach wie bei den Christen. Drei Monate nach dem Siege bei Tiberias fiel der Oberfeldherr 12. Sept. 1113.
Maudud, durch Hitze und Nahrungsmangel am weiteren Vordringen abgehalten, im Vorhofe der Moschee von Damaskus, wo er zu überwintern gedachte, durch den Dolch eines Assassinen. Von der Volksstimme wurde bald Toghtekin selbst, bald Ridhwan als Urheber der schwarzen Frevelthat bezeichnet. Der Nachfolger des Ermordeten im Heerbefehl wie in der Statthalterwürde von Mosul, Ak Sonkor, war nicht vermögend, die zwieträchtigen Emire unter seiner Fahne zu sammeln. So bewahrte der Kampf zwischen Christen und Mohammedanern den Charakter eines Scharenkriegs. In den Fehden der türkischen Häupter untereinander standen nicht selten die christlichen Fürsten auf seiten des einen oder andern, wie denn Roger den Eunuchen Lulu, der sich nach Rhidwans Tod durch Verrat und Meuchelmord gegen dessen grausamen und wollüstigen Sohn zum Herrn von Haleb aufschwang, wider den Emir Bursuk von Hamadan, den

Nachfolger des im vorhergehenden Jahre durch die vereinten Streitkräfte Ilghazis von Maridin und Toghtekins von Damaskus zurückgeschlagenen Ak Sonkors im Oberbefehl, unterstützte und bei Danit durch seine und seiner Waffengefähr-
14. Sept. 1115. ten große Tapferkeit über den stärkeren Feind einen vielgefeierten Sieg davontrug.

Balduin war eifrigst bemüht, die Streitigkeiten der Moslems für das Königreich Jerusalem zu nutzen. Er unternahm kühne Streifzüge bis an den Sinai, das Rote Meer und bis an die Grenze Ägyptens, baute zur Beherrschung der Wüstenstraße an der Südgrenze die feste Burg Montroyal und brachte manche wertvolle Beute heim; er suchte die Zahl der christlichen Einwohner in der heiligen Stadt zu mehren und Eintracht unter den Kreuzfahrern zu stiften, damit dem Feinde kräftiger widerstanden werden möchte; er förderte Gerechtigkeit und christliche Sitte und lebte mit Arnulf, der nach manchen Schicksalswechseln wieder den Patriarchenstuhl eingenommen, in Frieden und Freundschaft. Allein die losen Verhältnisse des auf unfester Grundlage aufgebauten Feudalstaats, die nationale Verschiedenheit der Bewohner, die oft zu Mißgunst, Neid und Hader Veranlassung gab, der Streit der Großen untereinander, der wie bei Balduin und Josselin sich zu offenen Feindseligkeiten steigerte, die Abnahme religiöser Begeisterung im Abendlande, wodurch die Zahl der christlichen Streiter mehr und mehr zusammenschwand, verbunden mit den erschlaffenden Einflüssen des morgenländischen Lebens und der ungewohnten Genüsse hemmten die Erstarkung des Königreichs Jerusalem.

Balduin II. 1118–1131. Noch ungünstiger wurde die Lage der Christen im heiligen Lande, als
1118. König Balduin auf einem Streifzug wider Ägypten in El Arisch starb. Nachdem man seine Eingeweide an einer Stelle, die noch jetzt „der Stein Balduins" heißt, begraben und seine Gebeine neben seinem Bruder auf dem Kalvarienberge beigesetzt mit einer Grabschrift, die ihn als den „zweiten Makkabäus" preist, wählte man seinen Verwandten, **Balduin von Bourg, Fürsten von Edessa**, zum Nachfolger. Auch Josselin stimmte für ihn, die frühere Feindschaft vergessend, und wurde dafür mit dem Fürstentum Edessa belehnt. Bald nach der Krönung starb auch der Patriarch Arnulf, und auch in Konstantinopel und Bagdad schieden die Herrscher in demselben Jahr aus der Welt. — Man rühmte an dem neuen König, der schon hoch in Jahren stand, seine mit Vorsicht verbundene Tapferkeit, eine Eigenschaft, die in seiner Lage vom höchsten Wert war. Denn schwerlich hätte das christliche Königreich den Sarazenen auf die Dauer widerstanden, hätte nicht Balduin von den Verhältnissen der Gegner Vorteil zu ziehen gewußt. Der Thronwechsel in Bagdad, wo dem Sultan
† 18. April 1118. Mohammed sein vierzehnjähriger Sohn Mahmud in der weltlichen Herrschaft und dem wenige Monate nachher verstorbenen Kalifen sein Sohn Fadhl Al-
6. Aug. 1118. mustarschid in der Würde eines geistlichen Oberhaupts über die islamitischen Völker folgte, führte eine Reihe von Kämpfen herbei, indem nicht nur der

Oheim, Sindjar von Chorasan, sondern auch die unter dem Einfluß der erfahrenen, klugen und treulosen Stammhäupter Dubeis von Hillah und Ak Sonkor von Mosul stehenden jüngeren Brüder Masud und Toghril sich wider Mahmud empörten, um die Stelle eines Großsultans für sich zu erwerben. Auch Ilghazi von Maridin, Dubeis' Schwiegervater, wurde in die Parteikämpfe gezogen, die noch dadurch eine größere Bedeutung erlangten, daß der Kalif wieder selbstthätig an den Staatsangelegenheiten teilnahm und seine oberherrliche Stellung mit dem Schwerte zu behaupten suchte. Nach einem langen Bürgerkrieg, während dessen Mahmud starb, der Kalif durch den Dolch eines Assassinen fiel und der verschlagene Parteigänger Dubeis, als Dichter, Staatsmann und Feldherr gleich ausgezeichnet, von des Sultans eigener Hand ermordet wurde (1135), erlangte Masud die Würde eines weltlichen Oberherrn in Bagdad. Der Versuch des neuen Kalifen Arraschid mit Hilfe des mächtigen Emirs Zenki von Mosul sich der Macht Masuds zu entziehen, hatte seine Absetzung und die Erhebung seines Oheims Almuktafi auf den Kalifenstuhl zur Folge. Bald nachher starb Arraschid auf der Flucht durch die Mörderhand eines Assassinen. — Diese 6. Juni 1138.
Vorgänge in der mohammedanischen Welt, die noch von gleichzeitigen Kämpfen der Sunniten wider die Ismaeliten (Assassinen) durchkreuzt wurden, blieben nicht ohne Einwirkung auf die christlichen Herrschaften in Syrien und Mesopotamien, indem die arabischen Häuptlinge in ihren Kämpfen gegeneinander häufig einen oder den andern der fränkischen Fürsten zu Hilfe riefen, häufig aus Eifersucht und Haß wider den Gegner die Feinde ihres Glaubens in Schutz nahmen, aber ebenso häufig auch den christlichen Bundesgenossen des Gegners mit verdoppelter Wut anfielen. Daraus ging eine Reihe wechselvoller Fehden hervor, durch welche zwar im ganzen die Macht der Christen im Morgenlande nicht wesentlich vermehrt oder vermindert ward, die aber doch den König Balduin in den Stand setzten, seine Besitzungen zu behaupten, mit Hilfe der Venetianer die wichtige Stadt Tyrus dem Reiche zu erwerben und somit seine Herrschaft über die 1124.
ganze Seeküste bis in die Nähe von Askalon auszudehnen, Recht, Sittlichkeit und innere Ordnung durch Gesetze zu heben und die geistlichen Ritterorden der Hospitaliter und Templer in Pflege und Obhut zu nehmen. Schon im zweiten Jahr nach seiner Thronbesteigung mußte Balduin in unglücklicher Stunde ins 1119.
Feld ziehen. Der streitbare Ilghazi, der Ortokide, nämlich war mit 40,000 Mann aus den wilden Reiterstämmen seines türkischen Heimatlandes ausgerückt, um Haleb, wo seit Lulus Tod die schrecklichste Anarchie wütete, gegen die Christen, die bereits das ganze Gebiet erobert hatten und die Stadt selbst bedrohten, zu verteidigen. Roger von Antiochia suchte ihn daran zu verhindern; aber durch einen Scheinangriff auf Atharib getäuscht, verließ er die gedeckte Stellung in der fruchtbaren und wasserreichen Gegend bei Artasia und lagerte sich bei Belat, unweit der Pässe von Sarmeda. Hier kam nun das christliche Heer, als die türkischen Reiter mit Ungestüm die Schlacht verlangten, in dem engen Thale

so sehr ins Gedränge, daß es trotz der heldenmütigsten Gegenwehr den von drei Seiten andringenden Feinden erlag. Roger selbst und die tapfersten Ritter Antiochias deckten die Walstatt; und hätten sich nicht die Turkmenen rasch zerstreut, um Beute zu machen, so wäre die Stadt selbst in Ilghazis Hände gefallen. So aber fanden König Balduin und Graf Pontius von Tripoli Zeit in Antiochia einzuziehen und das Fürstentum den Kreuzfahrern zu erhalten. Zwar fiel das Treffen bei Danit, welches Balduin im Juli dem mohammedanischen Fürsten lieferte, zum Nachteil der Christen aus und kostete manchem tapfern Ritter das Leben; aber innere Aufstände, an denen sogar des Ilghazi eigener Sohn, Suleiman, teilnahm, brachten den Emir um alle Früchte seiner Siege. In Verbindung mit Toghtekin von Damaskus und seinem Neffen Balak von Melitene bekriegte Ilghazi noch einige Jahre die Kreuzritter unter Balduin
1122. und Josselin; allein sein Leben neigte zu Ende. Er starb in Maridin nach einer übermäßigen Mahlzeit von Reis und Melonen, und seine Besitzungen wurden geteilt. Die Freude der Kreuzfahrer über den Tod dieses furchtbaren Christenfeindes sollte jedoch bald getrübt werden. Josselin fiel auf dem Wege von Antiochia nach Edessa in einen von Balak gelegten Hinterhalt und wurde mit seinem Gefolge nach der Burg Chertbert in Gefangenschaft geschleppt; und als
1123. im folgenden Jahre Balduin zu seiner Befreiung und zum Schutze Edessas an den Euphrat zog, hatte er dasselbe Schicksal. Zwischen Tellbaschir und Melitene überfallen, wurde er gleichfalls als Gefangener nach derselben Burg geführt. Doch während Balak die Bestürzung der Christen zu Eroberungen in Mesopotamien und Syrien benutzte, entkam Josselin seiner Haft und rief die Kreuzfahrer von Antiochia und Tripoli unter sein Panier, um den König zu befreien. Aber Balduin wurde in Harran und dann in Haleb wohl bewacht, und da die Fehde zwischen Josselin und Balak ohne Entscheidung blieb, so schien für den König wenig Aussicht auf Rettung. Da wurde der Emir bei der Belagerung einer
1124. Burg unerwartet von einem Pfeil getötet; und nun gab sein Neffe Timurtasch dem König die Freiheit, gegen die Zusage eines Lösegelds und der Abtretung von vier festen Orten. Es charakterisiert die Gesinnung der Zeit, daß der König die Herausgabe weigerte, weil ein solches Versprechen ohne Vorwissen des Patriarchen für ihn nicht bindend gewesen, daß er das Lösegeld zuerst erbeuten wollte und sich zu dem Zweck gegen den Vertrag dem Kriegszug des Sarazenenfürsten Dubeis von Hilla wider Haleb anschloß, aber nur als Verbündeter Josselins, der sich mit Dubeis vereinigt hatte. Doch wurde die Stadt durch die
1125. vereinten Anstrengungen Ak Sonkors von Mosul, Toghtekins von Damaskus und
1126. Kirchans von Emessa befreit. Im nächsten Jahr fiel Ak Sonkor, neben Ilghazi und Balak der heftigste und unternehmendste Feind der Christen, in der Moschee zu Mosul durch die Dolche einiger Assassinen. Aber in seinem Nachfolger Emadeddin Zenki, der sein ganzes Leben unter Waffen verbracht und sich in der Feldschlacht wie im Belagerungskrieg hervorgethan hatte, erstand den Fran-

ken ein Gegner, der alle früheren an Kühnheit, Schlauheit und Christenhaß übertraf. Von dem Sultan mit großen Vollmachten versehen und zum Statthalter, Atabegen, von Mosul erhoben, brachte Zenki in kurzem die meisten Fürsten und Städte in Mesopotamien und Syrien durch List oder Gewalt zur Anerkennung seiner Obmacht und Hoheit. Seine Teilnahme an den Parteikämpfen im Reiche von Bagdad hinderte den unternehmenden Mann nicht, mit aller Macht an der Vertreibung der Franken aus dem Morgenlande zu arbeiten. Mit welchen Mitteln er dieses Ziel verfolgte, bewies der Beiname des „Blutgierigen", den ihm die Abendländer beilegten. Vom Jordan bis zum Tajo wurde der Name Zenki mit Furcht und Zittern ausgesprochen. Dabei rühmte man jedoch von ihm, daß er gegen seine Untergebenen gerecht, gegen Arme mildthätig und ein weiser und umsichtiger Regent in seinen Staaten gewesen sei.

4. Die Ritterorden.

Wie eifrig auch König Balduin II. bemüht war, die Grenzen seines Königreichs zu schützen und zu erweitern, so war doch die Sorgfalt und Pflege, die er der Ausbildung der **Ritterorden** widmete, von noch größerer Wichtigkeit für den Bestand der christlichen Herrschaft im Heiligen Lande. 1. Ein reicher Bürger von Amalfi, welches im elften Jahrhundert den syrisch-italienischen Handel beherrschte, Pantaleon Mauro, hatte, nachdem er früher schon in Antiochia ein Hospital zur Aufnahme von Kaufleuten und Pilgern errichtet, sich von dem Kalifen Mostansir Billah in dem seit 1064 abgegrenzten Christenviertel von Jerusalem einen geräumigen Bauplatz anweisen lassen und ein Kloster, S. Maria Latina, errichtet, das zugleich den nach Jerusalem kommenden amalfitaner Kaufleuten als Herberge dienen sollte. Daneben war dann ein zur Aufnahme von Pilgerinnen bestimmtes Nonnenkloster zur H. Maria Magdalena entstanden. Beide Stiftungen dehnten ihre Thätigkeit bald auf alle römischen Katholiken aus. Den erhöhten Ansprüchen aber, welche die Steigerung des Verkehrs nach dem ersten Kreuzzuge mit sich brachte, genügten ihre Mittel schließlich nicht. Deshalb thaten sich neun Jünglinge edler Abkunft, die damals in das Heilige Land gekommen waren, unter einem Oberen, Namens Gerhard, zusammen zur Pflege der Pilger und Kranken. Unter dem Schutze des H. Johannes des Barmherzigen, an dessen Stelle nachmals Johannes der Täufer trat, ließen sie sich dazu in einem jenen älteren Anlagen benachbarten Hospital nieder. Mancherlei fromme Spenden und Schenkungen flossen ihnen zu und bald drang der Ruf ihrer segensreichen Thätigkeit auch nach dem Abendlande. In Südfrankreich erhielten sie schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts Ländereien geschenkt. Bald faßten sie auch in andern Ländern festen Fuß und gewannen so immer reichere Mittel zur Erfüllung ihres besondern Berufs in der heiligen Stadt, der den massenhaft zuströmenden Pilgern und Kranken zu gute kam. Bei der im Lande herrschenden Unsicherheit aber übernahmen die Hospitaliter bald

1. Hospitaliter oder Johanniter.

auch die Geleitung der Pilger auf der gefährlichen Reise von der Küste nach der heiligen Stadt, woraus sich später die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen entwickelte. Damit nahm der geistliche Ritterorden seinen Ursprung. Gerhards Nachfolger, Raimund du Puy, war dessen erster Meister: von ihm stammt auch das Statut, welches für die Entwickelung des Ordens maßgebend geworden ist. — 2. Kurz nachher erhob sich eine neue Brüderschaft, deren Glanz bald die bescheidene Wirksamkeit der Hospitaliter überstrahlte, diese mit Neid und Eifersucht füllte, zugleich aber auch zur weiteren Entwickelung und Fortbildung anregte — der Templerorden. Neun französische Ritter, an ihrer Spitze Hugo von Payens, faßten den Entschluß, „zur Ehre der süßen Mutter Gottes Mönchtum und Rittertum miteinander zu verbinden und am Grabe des Heilandes sich zugleich dem keuschen und andächtigen Leben, sowie der tapfern Beschirmung des Heiligen Landes und der Geleitung der Waller durch die gefährlichen und unsichern Gegenden zu widmen". Während bei den Johannitern die Werke der christlichen Liebe und Barmherzigkeit die Grundlage bildeten, trat somit bei den Tempelherren die ritterlich-militärische Seite in den Vordergrund. Dies wirkte auch auf die andern zurück, so daß schon Raimund neben den drei Mönchsgelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, den Kampf gegen die Ungläubigen und Beschützung des Heiligen Grabes und der Pilger unter die Pflichten des Ordens der Hospitaliter aufnahm. In beiden Brüderschaften war demnach der Geist des Rittertums und des Mönchtums vereinigt. Doch überwog bei den Tempelherren, die ihren Namen „Brüder der Ritterschaft des Tempels" von ihrer Wohnung im königlichen Schlosse bei dem Tempel Salomos führten, der militärische Beruf. Später schieden sich die Mitglieder in drei Klassen, in dienende Brüder, denen die Pflege der kranken oder verwundeten Wallfahrer oblag, in Priester zur Besorgung des Religionswesens und zur Ermunterung und Tröstung der Streiter Christi, und in Ritter, die Schwert und Panzerhemd über dem Ordenskleid tragend gegen die Ungläubigen kämpften und die Pilger geleiteten und beschützten. Die Johanniter wie die Templer hatten eigene, mit einem Kreuz bezeichnete Ordenstracht, ein eigenes Banner, das bei den ersteren ein weißes Kreuz in rotem Felde zeigte, und standen unter einem „Meister", welcher das Haupt des Ordens und Feldhauptmann der Waffenbrüderschaft war. Die Templer gelangten durch Schenkungen und Vermächtnisse bald zu großen Reichtümern, wenngleich zur Erinnerung an ihren dürftigen Ursprung, da ihre Stifter, Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer, sich mit einem Streitroß begnügten, ihr Siegel noch in den Zeiten ihres Glanzes zwei Ritter auf einem Pferde reitend darstellte, wenn man in diesem Symbol nicht vielmehr ein „Zeichen treuester Bruderliebe" erkennen will. Graf Fulco von Anjou, der auf seinem ersten Kreuzzug sich der einfachen und strengen Genossenschaft anschloß, sandte den heiligen Streitern alljährlich dreißig Pfund Silbers. Als derselbe in der Folge des Königs Tochter Melisende als Gemahlin

2. Templer. 1119.

heimführte und dann die Herrschaft von Jerusalem erlangte, bewahrte er dem Orden stets seine Gunst. Im Abendlande war der heilige Bernhard von Clairvaux ihr Gönner und Fürsprecher. Er pries in einer beredten Schrift die Tugenden und edlen Bestrebungen der Streiter Christi, deren Einfachheit, Sittenstrenge und rauhe Kriegszucht er den üppigen, schwelgerischen Rittern seiner Zeit als Muster zur Nachahmung vorhielt. Im Innern mit dem Glauben, von außen mit Eisen bewaffnet verachteten sie Schmuck und zierliche Kleidung, den Tand und die Eitelkeiten der Welt, vereinigten die Sanftmut der Mönche mit der Tapferkeit der Ritter und wetteiferten miteinander in Zucht, Gehorsam, Bruderliebe und allen löblichen Eigenschaften. Solche habe sich Gott aus den Tapfersten auserſehen, damit sie das Heilige Grab wachsam und treu beschirmten, mit Schwertern bewaffnet und des Krieges wohl kundig. Bernhard selbst wohnte der Synode von Troyes bei, auf welcher Hugo von Payens als 31. Jan. 1128.
Großmeister anerkannt und die Ordensregeln der Templer gebilligt und mit Zusätzen aus den Vorschriften der Benediktiner vermehrt wurden. Die Kreuzesfahne bestand aus schwarz-weißem Zeuge, weiß, „weil die Ritter in Christi Reinheit wandeln", schwarz, „weil sie der Schrecken ihrer Feinde sein sollten". Ihr Schlachtruf war (wohl mit Beziehung auf das Wappen des einträchtigen Brüderpaares auf einem Roß): Beauséant, „schöner Sitz". Die Ritterschaft des Tempels entsprach am meisten dem Ideal des Rittertums, welches die dichterische Phantasie jener Zeit ausgebildet hatte, daher auch die Gunst der Großen der neuen Genossenschaft sich in hohem Maße zuwandte. In allen Ländern der Christenheit erlangte der Orden Güter und Einkünfte; überall erhoben sich Tempelhöfe mit Kirchen und Kapellen; die Zahl der Teilnehmer mehrte sich mit jedem Jahr; oft folgten dreihundert Ritter der Fahne des Großmeisters. Sie nahmen bewaffnete Knechte oder „Brüder Wappner" in Dienst und unterhielten eine Menge Handwerker, Maurer und Schmiede, Bäcker und Schneider und was sie sonst brauchten. Aber mit dem Reichtum schwanden allmählich die Einfachheit, Sittenstrenge und Tugend, welche Bernhards Bewunderung erregt hatten.

5. Die Christen im Morgenlande und der Fall von Edessa.

Die letzte Lebenszeit Balduins II. wurde noch durch bittere Eindrücke getrübt. Nach Rogers Fall setzte der König den jüngern Boemund von Tarent, 1126.
der mit einer Anzahl von Schiffen an Syriens Küste landete, in das Fürstentum Antiochia, sein väterliches Erbe, ein und vermählte ihm seine zweite Tochter Elisa. Boemund, obwohl erst achtzehn Jahre alt, erweckte große Hoffnungen; seine hohe Gestalt, sein schönes Angesicht und das lieblich wallende blonde Haar seines Hauptes erinnerten an den Vater; dabei war er leutselig, freigebig und von anmutiger Rede. Aber schon nach fünf Jahren wurde er in Cilicien von einem im Hinterhalte lauernden Sarazenenhaufen unerkannt erschlagen. Seine 1131.

Gattin, ehrgeizig und herrschsüchtig, suchte das ihrer Tochter Konstantia bestimmte Fürstentum für sich zu gewinnen und verweigerte ihrem Vater, welcher die Verwaltung des Landes übernehmen sollte, den Einzug in die Stadt, schickte sogar einen Boten an Zenki und bot ihm ein Bündnis an. Ihr Vorhaben wurde jedoch verraten und vereitelt; die königlichen Truppen unter der Führung der Grafen Josselin und Fulco eroberten die Stadt, worauf die Fürstin ihren Widerstand gegen den Vater aufgab und sich auf ihren Witwensitz zurückzog. Nachdem Balduin das Fürstentum der Tochter Boemunds, Konstantia, gesichert, begab er sich wieder nach Jerusalem, wo er bald in Demut und Zer-
21. August 1131. knirschung aus dem Leben schied. Er wurde neben seinen beiden Vorgängern beigesetzt. Vor seinem Tode übergab er in Gegenwart vieler geistlichen und
Fulco von Anjou. weltlichen Herren das Zepter seinem Schwiegersohne Fulco von Anjou,
1131–1143. einem tapfern, kriegserfahrenen Fürsten, der im Innern Ordnung zu halten und den auswärtigen Gegnern Achtung einzuflößen verstand. Die Verhältnisse hatten sich gegen früher schon beträchtlich gebessert. Die Seeküste war in den Händen der Christen; Tripoli, das herrliche Land voll trefflicher Weideplätze am zedernreichen Libanon, wo der Weinstock zweimal jährlich reife Früchte trägt, war im Besitze eines ergebenen Lehnsfürsten, Pontius; Antiochia, wo Elisa umsonst ihre ehrgeizigen Umtriebe erneuerte, vergab der König mit der Hand der Konstantia, unter Zustimmung der einheimischen Barone, an den Grafen Raimund, den Sohn des alten Kreuzritters Wilhelm von Poitou, wodurch auch dieses Fürstentum, dessen Gebiet bis nach Tarsus reichte, in ein abhängiges Verhältnis von Jerusalem kam. In den Seestädten entfaltete sich unter dem Einfluß der italienischen Handelsstädte Genua, Pisa, Venedig ein lebhafter Verkehr. Bis über den Euphrat herrschten fränkische Ritter in festen Burgen, und im Königreich selbst hatte die städtische Verfassung, das Rechts- und Lehnswesen feste Wurzeln geschlagen. Aber die christliche Bevölkerung fränkischer Abkunft, Pullanen genannt, entartete unter dem sonnenreichen Himmel des syrischen Landes; sie ergab sich der Weichlichkeit und einem üppigen Leben und war mehr auf zeitlich Gut als auf den Sieg des Glaubens bedacht. Dann war es ein großer Verlust für
1132. das christliche Reich, daß durch den Tod des tapfern Josselin im siegreichen Kampfe wider die Ungläubigen das Fürstentum Edessa in den Besitz seines Sohnes gleichen Namens, eines häßlichen, lasterhaften und leichtsinnigen Fürsten geriet. Um dieselbe Zeit fiel Pontius von Tripoli in einem Treffen wider die Damaszener, welche sich der festen Grenzstadt Banias bemächtigt, und auch hier kam die Herrschaft in die Hände eines jungen Fürsten, des Grafen Raimund. Auch durch des Königs eigene Schuld nahm das Königreich Jerusalem Schaden. Statt nach dem Beispiele seiner beiden Vorfahren die Kronvasallen in ihren Lehen zu bestätigen, entzog er mehrere Burgen und Ortschaften den bisherigen Inhabern und verlieh sie französischen Rittern, und als Graf Hugo von Joppe, mit dem er lange in Fehde gelegen, in der Hauptstadt von einem Mörder an-

gefallen und schwer verwundet ward, fiel der Verdacht auf Fulco, der mit Eifersucht bemerkte, daß seine Gemahlin Melisende dem schönen ritterlichen Manne in Liebe zugethan war. Während dieser Vorgänge erstarkte im Osten die Macht Zenkis, der als „Atabeg" oder Reichsverweser des unmündigen Seldschukkenfürsten Alp Arslan in Mosul herrschte. Derselbe strebte nach der Herrschaft über ganz Syrien und Mesopotamien und suchte vor allem den Kreuzfahrern ihre morgenländischen Besitzungen zu entreißen. Er benutzte den Augenblick, da der griechische Kaiser Johannes, „der Schöne" genannt, wider Raimund von Antiochia und seinen Bundesgenossen, den abgefallenen Fürsten Leo von Kleinarmenien, zu Felde lag, um die syrische Festung Barin oder Monsferrandus zu 1136.
belagern. Auf den Ruf des Grafen von Tripoli, der dadurch zunächst bedroht war, zog Fulco mit einem Heere herbei; aber durch treulose oder ungeschickte Führer in unwegsame Gebirgspässe geleitet, wurde er von Zenki, der auf die Kunde von dem Heranzug des Königs von der Belagerung abgelassen und ihm entgegengegangen war, überfallen und geschlagen. Viele Kreuzritter deckten das 1137.
Schlachtfeld oder gerieten, wie Graf Raimund, in Gefangenschaft. Fulco selbst rettete sich mit seiner nächsten Umgebung durch die Flucht nach Barin, wohin ihm jedoch der Sieger bald nachfolgte und die Einschließung der Stadt von neuem begann. Umsonst rief der Fürst von Antiochia, trotz seiner eigenen Bedrängnis, die syrischen Christen unter die Waffen, um den König zu befreien; ehe Entsatz herankam, schloß Fulco, durch Hunger und durch die Belagerungswerkzeuge des Emirs gedrängt, ein Übereinkommen mit dem Feinde, in welchem er durch die Abtretung der Festung und 50,000 Denar Lösegeld für sich und seine Ritter freien Abzug erkaufte. Die gemeinsame Gefahr, die den Christen von dem kühnen Häuptling drohte, führte zwischen dem Kaiser und dem Fürsten von Antiochia einen Frieden herbei. Griechen und Lateiner reichten sich die Hände zum gemeinsamen Widerstand wider den mächtigen Atabegen. Ein großes Christenheer setzte sich gegen Haleb in Bewegung. Die Burg Buzagha wurde zur Ergebung gezwungen und die Bewohner niedergehauen oder in ihren Zufluchtshöhlen durch Feuer und Rauch erstickt. Aber gegen die feste und von dem Emir tapfer verteidigte Stadt vermochte das schlecht versorgte und durch Uneinigkeit geschwächte Christenheer, trotz seiner Überlegenheit nichts auszurichten. Nach kurzer Belagerung zog der Kaiser ab; er versuchte es, die zwischen dem Orontes und dem Gebirge gelegene wichtige Stadt Scheizar zu erobern, als er aber auch hier auf tapfern Widerstand stieß und Zenki im Vertrauen auf die im Anmarsch begriffenen Hilfstruppen aus Bagdad ihm gegenüber eine drohende Haltung einnahm, kehrte er unverrichteter Dinge nach Antiochia zurück. Die Greuelszenen von Buzagha waren die einzigen Lorbeern dieses Feldzuges; selbst der Versuch, wenigstens in Antiochia festen Fuß zu fassen, wurde durch die Klugheit Josselins vereitelt. Dagegen brachte Zenki Scheizar und Kafartab in seine Gewalt, entriß den Christen die Burg Irkah (Arkas) nach dreißigjährigem Besitz

und nötigte den Fürsten von Damaskus, ihm die vielbedrängte Stadt Hömß abzutreten. Schon damals war Zenki der gefeierte Held der arabischen Dichter.
1139. Im folgenden Jahre eroberte er Baalbeck und ließ die Besatzung niederhauen; dann schloß er die große, durch Haß und Zwietracht in dem Herrscherhaus zerrüttete Stadt Damaskus ein. Um der ihm von dem schrecklichen Manne drohenden Gefahr zu entgehen, schloß der Fürst von Damaskus mit den Kreuzfahrern ein Bündnis und erkaufte ihre Hilfe durch die Rückgabe der Stadt Banias. Dadurch sah sich Zenki zur Rückkehr an den Euphrat bewogen, wo er den Krieg gegen die eigenen Glaubensgenossen fortsetzte. Nachdem er mehrere Jahre mit Glück das Schwert gegen die Kurden und andere Stämme im Osten von Mosul geführt, beschloß er den Christen die Stadt Edessa zu entreißen, den Mittelpunkt ihrer Macht in Mesopotamien, von wo aus sie fortwährend Nisibis, Amida, Harran, Rakka und Maridin beunruhigten. Um ihre Wachsamkeit zu täuschen, bekriegte er zuerst eine entfernte Landschaft, bis er auf die Kunde, daß Graf Josselin in Tellbaschir bei seinen Buhlerinnen weile, plötzlich mit seinen Kriegsscharen vor der Stadt erschien und die Belagerung mit aller Energie betrieb. Als die Mauern an verschiedenen Stellen untergraben waren, forderte er die Einwohner zur Übergabe auf. Auf Betreiben des Erzbischofs Hugo, der auf Hilfe von Antiochia und Jerusalem hoffte, wurde jedoch jede Verständigung verworfen. Da ließ Zenki die Balken, welche allein noch die
Dez. 1144. Mauern stützten, anzünden und stürmte dann mit seinen Kriegern über die eingestürzten Ruinen in die Stadt. Die gierigen Soldaten drangen alsbald in die Häuser und plünderten die Schätze, die seit vielen Jahren dort angehäuft waren. Von Angst erfüllt warfen sich die Einwohner in die auf einer Felsenhöhe im Süden gelegene Burg in solcher Eile, daß in dem Gedränge mehrere Tausend Menschen jammervoll umkamen. Selbst der Erzbischof Hugo verlor sein Leben durch den Pfeil eines Türken. Nach zwei Tagen mußte sich auch die Burg ergeben; doch gewährte der Atabeg allen, die daselbst Zuflucht gesucht, Sicherheit des Lebens. Überhaupt erwarb sich Zenki bei diesem entscheidenden Ereignis sowohl den Ruhm der Tapferkeit und des kriegerischen Talentes, als den noch größeren Ruhm der Menschlichkeit. Nicht bloß mohammedanische Dichter, die den Eroberer von Edessa als den größten Glaubenshelden feierten, auch christliche Schriftsteller versichern, daß er dem Rauben und Morden sobald als möglich Einhalt gethan, den gefangenen Christen Freiheit und Güter zurückgegeben und die Stadt mit Schonung behandelt habe. Die Kreuze und christlichen Symbole dagegen wurden niedergeworfen und die Kirchen in Moscheen verwandelt. Serudsch und andere Besitzungen der Franken im Euphratgebiet fielen fast ohne Widerstand in die Hände des Siegers, bei dessen Ankunft die Einwohner entflohen. Als Edessa, das Bollwerk des christlichen Reiches im Morgenlande, in
1143. die Gewalt der Sarazenen fiel, war Fulco bereits aus dem Leben geschieden. Im vorhergehenden Jahre war sowohl er als der Kaiser Johannes durch Unfälle

beim Jagen umgekommen. Sein junger Sohn Balduin III., über den wäh- Balduin III. 1143—1162.
rend seiner Minderjährigkeit seine Mutter Melisende die vormundschaftliche Regierung führte, wurde König von Jerusalem. Zwei Jahre nach der Eroberung Edessas wurde Zenki, die starke Stütze des Islam, im Kampfe wider einen 1146.
arabischen Häuptling von einem seiner Mamelucken, den er durch Schmähungen gekränkt und durch Drohungen erschreckt hatte, während der Nacht in seinem Bette ermordet. Die Freude der Christen über den Tod ihres ärgsten Feindes war jedoch nicht von Dauer; in seinem Sohne Nureddin erstand ihnen ein nicht minder furchtbarer Gegner, dessen unbarmherzige Strenge sie bald zu erfahren hatten. Auf die Kunde von dem Tode Zenkis nämlich wurde Graf Josselin wieder in die Stadt eingelassen. Aber außer stande, sich der wohlverteidigten und mit allen Bedürfnissen reichlich versehenen Burg zu bemächtigen, sah er sich nach sechs Tagen wieder zum Abzug genötigt. Schon war jedoch Nureddin mit seinen Kriegsscharen herbeigeeilt und fiel jetzt, mit den Burgmannen vereinigt, über die Abziehenden her. Einer Nacht voll Grauen und Mord folgte ein Tag des Schreckens. Die lateinischen Ritter, ein Teil ihrer Fußknechte und etwa 1000 Edessener bahnten sich mit den Waffen einen Weg, das übrige Volk wurde in den Straßen der Stadt teils von den Rossen zertreten oder im Gedränge erdrückt, teils von den Türken gefangen oder erschlagen. Aber auch die Entronnenen verbluteten größtenteils unter den Geschossen der nachsetzenden Feinde. Nur wenige retteten sich auf verborgenen Pfaden über den Euphrat. Graf Josselin kam als einsamer Flüchtling nach Samosata. Gegen 30,000 Christen verloren bei der ersten und zweiten Erstürmung das Leben; und während Zenki nach dem Siege Milde walten ließ, bestrafte Nureddin das ungetreue Edessa mit furchtbarer Strenge. Nachdem er mehr als 16,000 Gefangene gefesselt und unter harten Mißhandlungen in ferne Gegenden gesandt, zerstörte er die Stadt von Grund aus, so daß von dem einst so prächtigen, reichen und berühmten Edessa lange nichts zu erblicken war als ein düsterer Trümmerhaufen, in dem armes Volk sich dürftige Wohnungen erbaute.

C. Die Weltlage im Abendland.

1. Frankreich unter den Capetingern.

a. Gang der geschichtlichen Entwickelung.

Als der mächtige Kaiser Heinrich III. seine schöne Braut aus dem milden, Stellung des französischen Königtums.
sonnigen Lande von Poitou heimführte (S. 210 ff.), trug der Enkel Hugo Capets, der denselben Namen wie der deutsche Herrscher führte, die französische Krone. Wie verschieden waren die beiden Heinriche an Macht und Ansehen! Der deutsche Kaiser auf dem Gipfel seiner Größe und Herrlichkeit und die Lehns-

fürsten in Ehrfurcht um seinen Thron geschart; der französische König nur Gebieter über das Herzogtum Francien, das Erbteil seiner Ahnen, umgeben von unbotmäßigen Vasallen und von mächtigen Feudalherren, von denen manche über einen größeren Territorialbesitz geboten als das Land an der Seine, wo die Königsburg stand, und die alle den Träger der Krone nur als den ersten unter gleichen betrachteten. Wenn der gewaltige Imperator, der damals den Herrscherstab führte, den Versuch gemacht hätte, den Herrn von Isle de France zur Anerkennung der Oberhoheit des Reichs und zur Huldigung zu zwingen, so würde er wohl kaum auf größere Schwierigkeiten gestoßen sein als in den östlichen Grenzlanden und als sein Vater bei der Besitznahme Burgunds, und ohne die inneren Kämpfe und Erschütterungen, von denen das Reich bald nachher zu leiden hatte, würde das Königtum an der Seine durch die unwiderstehliche Majestät des weltbeherrschenden Kaisertums in ein ähnliches Verhältnis der Unterordnung zu dem großen Reiche der Mitte geraten sein, wie Flandern, Lothringen, Burgund und die Länder diesseits und jenseits der Alpen.

Die Hausmacht der Capetinger.

Als Hugo Capet den schwachen Händen der letzten Karolinger die Krone entriß und auf sein eignes Haupt setzte, gewann er kein größeres Gebiet, denn die Herrschaft der letzten schwachen Erben Karls des Großen war auf die Stadt Laon und deren Umgegend beschränkt gewesen. Vielmehr erlangte die Königswürde durch den Übergang auf die neue Dynastie mehr Macht und Ansehen teils durch die Persönlichkeit des Besitzers, eines eben so klugen und umsichtigen als tapfern und unternehmenden Fürsten, teils durch die nicht unbeträchtliche Hausmacht, welche jetzt der Krone zur Stütze diente. Denn war auch der Herzog von Francien nicht der reichste Territorialherr auf gallischem Boden, so zählte er doch zu den mächtigsten Dynasten in der französischen Lehnsmonarchie; wenn er seine Vasallen um sich sammelte, war er jedem Angreifer gewachsen. Auch gehörte noch Westburgund (Bourgogne), wo die Grafen von Chalons, Auxonne und Macon, von Nevers und Auxerre als Vasallen dem Herzog Heinrich, Hugos Bruder, folgten, zu dem Familiengute der Capetinger.

Die königliche Oberlehnsherrlichkeit.

Indessen ruhte die Macht der französischen Könige weniger auf ihrem Landbesitz als auf der durch Herkommen geheiligten und in den religiösen und politischen Vorstellungen der Nation wurzelnden Bedeutung und Macht des Königtums. Wie sehr auch durch das Lehnswesen die staatlichen Ordnungen aufgelöst, die nationale Einheit zerrissen und zerbröckelt waren, wie wenig auch die Herzöge und Grafen der einzelnen Landschaften, in welche das ehemalige neustrische und aquitanische Frankenreich auseinander gegangen war (V, 605), sich in der Ausübung ihrer Hoheitsrechte beschränkt fühlten, vielmehr die lehnsherrlichen Rechte gegen ihre größeren und kleineren Vasallen, die Inhaber von Afterlehen, mit voller Gewalt übten, so erkannten sie doch den König durch den Akt der Huldigung als Oberlehnsherrn an, so wurde doch die Krone als Quelle aller Gewalt angesehen, so war doch das dynastische Oberhaupt, dem

durch die Salbung und Krönung in der Kathedrale von Reims die Königswürde zu teil geworden, in den Augen der gesamten Nation der durch Volksgewohnheit, Gesetz und religiöse Anschauung geheiligte Monarch. Der Herzog von Francien, der in der alten, schon in der römischen und fränkischen Zeit bedeutsam hervorgetretenen Stadt **Paris** seinen Herrschersitz hatte, stand zwar den Herzögen von Flandern, von der Normandie, von Aquitanien u. a. an Gebietsumfang und Zahl der Vasallen nach, und nicht selten zogen sowohl diese als andere fürstliche Herren bald einzeln, bald in geschlossenen Bundesgenossenschaften wider den König zu Felde. Denn da das Lehnsverhältnis den Vasallen nur zur Treue gegen den unmittelbaren Lehnsherrn verpflichtete, die Grafen, Barone und Ritter, welche Benefizien von Mächtigeren empfangen hatten, nur zu diesen im Feudalverband standen, nur diesen den Treueid zu leisten hatten, mithin dem Lehnstaat die Spitze, die zusammenfassende monarchische Eingewalt fehlte, so war ein bewaffneter Aufstand gegen den Herrn von Paris ebenso leicht zu bewerkstelligen, wie eine Fehde gegen einen andern Großen. Aber da nach den Begriffen des Mittelalters jede Gewalt eine gegebene war, so galten die mächtigen Territorialherren als **Kronvasallen** und mußten dem König für die Übertragung ihrer Herrscherwürde Treue schwören und huldigen. Und wenngleich dieser Huldigungsakt zu einer Form, zu einer ritterlichen Kourtoisie geworden war, wenngleich der Charakter der Erblichkeit längst dem ganzen Lehnsystem beiwohnte, wenngleich die Großwürdenträger der Krone ihre Macht und ihr Herrscherrecht „von Gottes Gnaden“ herleiteten und dem König keinerlei Eingriffe in ihren Besitzungen gestatteten, keinerlei Hoheitsrechte ihm zugestanden, keinerlei Abgaben oder pflichtmäßige Dienste entrichteten und nur freiwillig Heeresfolge oder Kriegshilfe leisteten, immerhin war der Lehnsverband eine durch Sitte, Herkommen und Recht geheiligte Institution, immerhin waren die Kronvasallen dem König Treue und Ergebenheit schuldig, und jedes bewaffnete, feindliche Vorgehen wider denselben galt als Aufruhr und Empörung. Gegen den Herzog von Francien, den Gesalbten des Herrn, gab es kein Fehderecht wie gegen andere fürstliche Häupter. Wer das Schwert gegen ihn zog, machte sich einer Verletzung der Lehnstreue, der Felonie, schuldig. Diese oberlehnsherrlichen Rechte des Königs durften die Kronvasallen nicht schwächen oder verachten, wenn sie nicht ihren eigenen Lehnsleuten und Dienstmannen das schlimme Beispiel des Treubruchs geben und zu einem ähnlichen Verfahren gegen sich selbst ermuntern wollten. Denn wenn die Bande, welche die größeren Dynasten an den König knüpften, gelockert wurden, so war der künstliche Bau des Lehnsystems ohne Fundament, so entbehrte die ganze Staatsgesellschaft aller sittlichen Grundlagen und ruhte nur auf Gewalt und Faustrecht. Darum wurde die Oberlehnsherrlichkeit des Königs stets anerkannt; unter seinem Vorsitz versammelte sich der **Lehnshof**, das königliche Gericht, vor welchem die Streitigkeiten der Kronvasallen untereinander oder mit ihren Lehnsleuten zum Austrag gebracht wurden;

und wenn auch hier und da der unterliegende Teil den Richterspruch anfocht und mit dem Schwerte ein ihm günstigeres Recht zu erstreiten unternahm, so blieb doch der königliche Gerichtshof in Geltung, so zweifelte man doch nicht, daß in Paris das höchste Gericht sei, vor welchem alle Streitfragen des Lehnrechts ihre schließliche Lösung und Entscheidung zu suchen hätten. So wurde die rohe Gewalt niedergehalten, und die Willkür und Selbstsucht, die sich anfangs in dem wildesten Faustrecht und Fehdewesen der Fürsten und Großen kundgab, allmählich durch die Macht der Sitte und die Geltung des feudalen Rechts gemildert und gezügelt.

Die capetingische Hauspolitik.

Diese moralische Macht zu stärken und dem Throne Kraft, Festigkeit und Dauer zu verleihen, war das höchste Anliegen der capetingischen Könige, war die traditionelle Politik der Dynastie. Und in diesem Streben wurden sie nicht minder vom Glück als von ihrer Klugheit unterstützt. Ein Glück war es, daß bei der langen Lebensdauer der meisten Könige die Krone selten erledigt ward, daß fast immer ein volljähriger Sohn dem Vater nachfolgte und darum nie ein Thronstreit oder Erbfolgekrieg entstand. Wohlberechnete Klugheit aber war es, daß die ersten capetingischen Könige noch bei ihren Lebzeiten den zur Thronfolge bestimmten Sohn krönen ließen und zum Mitregenten annahmen, so daß bei dem Hintritt des Vaters die Regierung fast keine Veränderung erlitt und die Nation sich gewöhnte, die königliche Rechtsgewalt in derselben Person anzuschauen. So folgte auf Hugo Capet der schon mehrere Jahre zuvor von den Großen anerkannte und von dem Erzbischof Seguin in Sens gekrönte Robert der Fromme, der dann wieder vier Jahre vor seinem Tode seinen dritten Sohn Heinrich I. in Reims krönen ließ und mit Einwilligung der Großen zur Teilnahme an der Regierung berief. Dieser ahmte das Beispiel seiner Vorgänger nach, indem er im Mai 1059 eine zahlreiche Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren nach Reims berief und die feierliche Königsweihe seines ältesten Sohnes Philipp I. anordnete. Nach diesem bestieg Ludwig VI., nachdem er schon acht Jahre lang seinen Vater in der Regierung unterstützt hatte, den französischen Königsthron, zu dem er dann sechs Jahre vor seinem Hingang seinen Sohn Ludwig VII., dem wir später bei dem zweiten Kreuzzuge begegnen werden, mit Zustimmung der Edlen seines Reiches berief und zugleich krönen ließ. Dieser Gebrauch hatte den doppelten Vorteil, daß sich eine Hauspolitik bildete und die Erblichkeit der Krone begründet wurde. Während in Deutschland durch den öfteren Kron- und Dynastiewechsel die Idee eines Wahlreichs sich immer mehr ausbildete und befestigte, wurde in Frankreich die Wahlhandlung zu einem Akte der Huldigung und Anerkennung, bis der Begriff der Erblichkeit so fest in den Vorstellungen haftete, daß man die Form, die doch immer noch an den Ursprung des capetingischen Königtums erinnerte, beiseite lassen konnte; und während im zwieträchtigen Deutschen Reiche der Nachfolger oder Mitbewerber sehr häufig niederriß, was der Vor-

gänger aufgebaut hatte, oder andere mitunter entgegengesetzte Wege einschlug, erntete in Frankreich der Sohn die Früchte der Arbeiten und Anstrengungen des Vaters und verfolgte dieselbe Politik, dieselben Regierungsgrundsätze, die er von Jugend an kennen gelernt und die hauptsächlich darauf hinaus liefen, die Macht der Feudalherren zu schwächen und die großen Lehen allmählich mit dem Krongut zu vereinigen. Seit den Tagen Ludwigs VI. und Ludwigs VII. galt die „Oriflamme“ von St. Denis, die flammenartig ausgeschnittene rotseidene Fahne an vergoldetem Stabe, unter welcher ursprünglich die Grafen von Vexin, die Vasallen und Schirmherren des Klosters, ins Feld zogen, und die dann mit dem Besitze der Grafschaft an die Herzöge von Francien gelangte, als das nationale Reichspanier.

Dieses mit Konsequenz von Generation zu Generation durchgeführte Bestreben wurde in Frankreich noch dadurch gefördert, daß die großen Herzogtümer und Grafschaften nicht auf alten volkstümlichen Stammesbegrenzungen beruhten, sondern meist aus willkürlichen Einteilungen und zufälligen Erwerbungen entstanden waren, daß die Einwohner mit den gräflichen und herzoglichen Geschlechtern nicht durch alte Bande der Stammverwandtschaft, der geschichtlichen Erinnerung, der Pietät zusammenhingen, in ihnen nicht die angestammten Volkshäupter, sondern nur die Besitzer erworbener Gebiete erblickten und somit die dynastischen Interessen keine Wurzeln in der Nation hatten, die Kämpfe wider das Königtum nicht um Volksrechte, sondern nur um Lehnrechte geführt wurden. Es wurde ferner dadurch gefördert, daß die französischen Könige nicht ins Weite schweiften, nicht nach fernen Reichen und Eroberungen trachteten, sondern ihren Sinn nur auf ihr eignes Land, auf die Interessen der Dynastie richteten, und daß die westfränkische Bevölkerung durch Sprache, Sitten, Lebensgewohnheiten mehr zu einem nationalen Ganzen verbunden war als die deutschen Stämme, die sich ihrer Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit erst durch den Gegensatz zu der „welschen“ oder romanischen Welt bewußt wurden. *Der französische Lehnsstaat.*

Wenn die französische Kriegsmacht gegen die weltliche Lehnshierarchie nur durch Kampf und Widerstreit sich erhalten und stärken konnte, so fand sie dagegen an der geistlichen Hierarchie einen treuen und kampfgerüsteten Bundesgenossen, der um so zuverlässiger war, als gleiche Interessen Thron und Kirche aneinander knüpften. Wir haben früher (S. 209 ff.) das südliche Frankreich als das Land der geistigen und religiösen Gegensätze kennen gelernt. Wenn der Orden von Clugny, der von dort aus seine reformierenden Missionen betrieb, wenn die Bemühungen um Aufrichtung des ewigen Friedens und der Treuga Dei, die dort ihren Ursprung nahmen, Zeugnis gaben von einer tiefen religiösen Erregung, von einem lebendigen Bewußtsein der hohen sittlichen Aufgaben und Ziele der Kirche, so lieferten anderseits die Streitschriften des Bischofs Berengar von Tours, welcher der Lehre vom Abendmahl eine freiere, *Der französische Klerus.*

geistigere Auslegung gab, wie die seines Gegners Lanfranc (V, 724), welcher in Pavia geboren, im normännischen Kloster Bec als Schriftforscher und Lehrer glänzte und endlich als Erzbischof von Canterbury sein thätiges Leben beschloß, den Beweis, daß trotz der asketischen Richtung weder die gelehrten Studien noch die kirchliche Opposition und Polemik bei dem französischen Klerus verschwunden waren, daß, wieweit auch Lanfranc, der Begründer des Dogma von der Transsubstantiation, von seinem Zeitgenossen abwich, die französische Geistlichkeit gegenüber dem römischen Stuhle eine selbständigere Stellung behauptete, daß sie die theologischen Wissenschaften und den Forschungssinn, die sie aus der Karolingischen Zeit als Erbschaft überkommen, nicht unter die Machtsprüche Roms gefangen gab, daß sie, wie das wissenschaftliche Geistesleben, so auch die alten Freiheiten der gallikanischen Kirche zu wahren bemüht war. Mit diesem französischen Klerus nun, der mehr als anderwärts eine in sich geschlossene Körperschaft bildete und von dem Selbstgefühl überlegener Bildung und Wissenschaftlichkeit getragen war, trat das junge Königtum in enge Verbindung. Beide hatten an dem gewaltthätigen, trotzigen Waffenadel ihren gefährlichsten Gegner. Es wurde bemerkt, wie die entgegengesetzte Seelen- und Geistesrichtung auch in der Laienwelt, bei den fehdelustigen Grafen und Baronen zu Tage trat, wie die rohen Thaten des Raubens und Mordens häufig mit asketischen Handlungen der Bußfertigkeit abwechselten, wie dieselben Ritter, welche die Klöster überfielen, die Gotteshäuser zerstörten, sich an den Gütern der Kirche vergriffen, auch wieder reuevoll das Bußgewand anzogen, ihren Leib kasteieten, auf Pilgerfahrten oder in der Waldeinsamkeit sich den inneren Frieden und die Seligkeiten des Himmels zu erringen suchten, wie sie vor Heiligenbildern niederknieten und in abergläubischer Inbrunst an die Wunderkräfte der Reliquien glaubten. Rohe Gewaltthat und fromme Devotion wohnten in derselben Brust unvermittelt nebeneinander. Und wie sehr auch der Klerus bemüht war, diese religiöse und asketische Geistesrichtung zu nähren und zu stärken und sowohl durch die Furcht vor Höllenstrafen und die Scheu vor der geheimnisvollen Macht des Heiligen und Göttlichen, als durch die Unterhaltung zahlreicher Wehrmannschaften die Kirchen und Klöster, die Schätze und Andachtsstätten gegen räuberische Überfälle zu schützen, die Roheit der Zeit, die Leidenschaften der Ritter, die Wirkungen des herrschenden Kriegsstandes und Faustrechts durchbrachen die geistliche Schutzwehr. Unter solchen Umständen hielt es der französische Klerus für ratsam, mit dem Königtum einen Bund einzugehen, zu gegenseitiger Stärkung einander die Hände zu reichen. War die Geistlichkeit beflissen, dem König durch die feierliche Weihe und Krönung einen heiligen Charakter zu verleihen, ihm als obersten Heerführer und Richter, wie ihn die Bibel darstellte, allgemeine Anerkennung zu verschaffen und hier und da seinen Bedürfnissen durch freiwillige Gaben abzuhelfen, so vergalten die capetingischen Könige, von denen die meisten eine Vorliebe für kirchliche und religiöse Dinge in sich trugen, diese Dienste durch kräftige

Beschützung der geistlichen Güter und Rechte wider den gewaltthätigen Feudaladel und durch hingebende Frömmigkeit und religiöse Gesinnung. Die Bischöfe und Äbte wurden nach ihrer kanonischen Wahl, wozu die Erlaubnis und Bestätigung des weltlichen Herrschers eingeholt werden mußte, von dem König in ihre Stellen eingesetzt und empfingen aus seinen Händen die Belehnung mit den zeitlichen Gütern; dafür leisteten sie ihm den Eid der Treue und alle Lehnspflichten und erkannten in weltlichen Sachen seine oberrichterliche Gewalt an. Die Einkünfte eines erledigten Bistums bis zur Wiederbesetzung fielen dem König zu.

Gestützt auf diese moralischen Kräfte erstarkte das Königtum im elften und zwölften Jahrhundert mehr und mehr; aber die wichtigste Stütze erwuchs demselben in den städtischen Gemeinwesen, welche durch die Kreuzzüge in demselben Grade an Wohlstand gewannen, als Adel und Ritterschaft dabei verarmten. Es wurde erwähnt, wie die französischen Fürsten und Edlen, die sich besonders eifrig an den heiligen Heerfahrten beteiligten, durch Verkauf oder Verpfändung von Gütern und Rechten sich die zu der Rüstung und zum Unterhalt nötigen Geldsummen zu verschaffen suchten. Diese gewährten teils der Klerus, teils die Stadtgemeinden, jener zur Vermehrung des Kirchenvermögens, diese zur Erwerbung bürgerlicher Freiheiten. Wir werden später Gelegenheit haben, die Entwickelung und das Wachstum der französischen Kommunen näher zu schildern, die besonders unter dem älteren und jüngeren Ludwig der staatskluge Abt Suger von St. Denis, der durch das neuerwachte Studium des römischen Rechts tiefere Einsicht in das Staats- und Rechtsleben, in monarchische und munizipale Ordnungen erlangt hatte, aus allen Kräften beförderte. Da die von den Grafen und Baronen den Städten verliehenen oder verkauften Rechte und Privilegien von dem König bestätigt wurden, so geschah es, daß die Krone als die Quelle der städtischen Rechte angesehen ward, und daß alle Klagsachen und Streitigkeiten zwischen Städten und Feudaladel vor dem königlichen Gerichtshofe zum Austrag kamen. Je mehr aber die Städte zu Freiheit und Macht emporstiegen, desto mehr bedurften sie des Schutzes und Beistandes des Königtums gegen den eifersüchtigen und neidischen Herren- und Ritterstand, und desto mehr waren sie bereit, sich des königlichen Schutzes und Beistandes durch Gegendienste zu versichern. Dadurch erwuchsen gemeinsame Interessen, die naturgemäß ein inniges Bündnis herbeiführen mußten. Wir werden später erfahren, welchen bedeutsamen Einfluß dieses Verhältnis auf die Ausbildung der Staatsverfassung und des öffentlichen Lebens geübt hat.

Das Städtewesen.

b. Königsgeschichte.

Nach dieser Darlegung der Zustände und Entwickelungen Frankreichs im elften und zwölften Jahrhundert wird die Königsgeschichte in kurzen Zügen abgethan werden können. Die Kämpfe der Feudalherren widereinander, die Aufstände der Kronvasallen gegen den König, alle die ziellosen Waffengänge und

Kriegsthaten, welche den größten Raum in den Jahrbüchern Frankreichs füllen, wie reich sie auch sein mochten an Thaten der persönlichen Tapferkeit, wie an Szenen des Elends und der Roheit, waren unfruchtbar für den Fortschritt der Menschheit, für die Entwickelung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Sie bildeten nur eine der Erscheinungen, wie sie bei jenem unruhigen, fehdelustigen und übermütigen Rittergeschlechte in allen Ländern zu Tage traten; sie stählten die physischen Kräfte der Nation, hemmten aber jede staatliche Konsolidierung, jedes politische Zusammenwirken. Von dem in die engen Bande der Hörigkeit und Leibeigenschaft geschlagenen, schwergedrückten Volke ist nur dann die Rede, wenn der Schmerzensschrei der Verzweiflung über die Verwüstung der Felder, über das Elend der Knechtschaft und die Willkür der Gutsherren, über Hungersnot und Sterblichkeit aus der Tiefe des Jammers und Unglücks empordringt oder das Übermaß des Druckes zu Aufständen treibt, durch deren Unterdrückung die Ketten noch strenger angezogen werden, noch tiefer in das Fleisch eindringen. Nur der ritterliche Lehnsadel und die Geistlichkeit, die Stände, von denen das öffentliche Leben in der politischen und geistigen Welt bestimmt ward, hatten Einfluß auf die Geschicke des französischen Volkes, auf den weltgeschichtlichen Entwickelungsgang, bis während und nach den Kreuzzügen in den aufblühenden Städten ein kräftiger neuer Faktor in die Schranken tritt und seinen Anteil am öffentlichen Leben fordert.

Hugo Capet. † 24. Okt. 996. König Robert. 996–1031.

Auf Hugo Capet, den klugen und streitbaren Gründer der Dynastie, folgte sein Sohn **Robert**, der Zögling Gerberts in Reims, des hochgefeierten Prälaten und Papstes, dessen Stellung und Bedeutung für sein Zeitalter in der Geschichte der jüngeren Ottonen dargelegt worden ist. Die Liebe für Religion und Bildung, die Robert aus dem Umgange mit diesem berühmten Lehrer gewonnen, blieb auch auf dem Throne sein vorherrschender Charakterzug. Während die Landschaften an der Seine und Loire von wildem Waffenlärm durchtobt wurden, der leidenschaftliche Graf **Fulco von Anjou**, bald Mörder, der mit eigener Hand seine Gattin niederstieß und vor des Königs Augen dessen Vertrauten erschlug, bald bußfertiger Pilger, den die Furcht vor Höllenstrafen dreimal zum Grabe des Heilandes trieb, mit aller Welt in Fehde lag und selbst manche Bischöfe und Äbte mit ihren Waffenknechten ins Feld zogen, teils fortgerissen von dem kriegerischen Geiste des Zeitalters, teils um feindliche Angriffe abzuwehren, sang Robert in der Kathedrale von St. Denis mit den Mönchen um die Wette geistliche Lieder, verbrachte seine Zeit mit dem Lesen der heiligen Schriften und übte die Christenliebe in solchem Grade, daß er sich ruhig den goldenen Schmuck von der eigenen Kleidung stehlen ließ und daß er Verbrechern und Verschwörern Verzeihung und Gnade erwies. Trotz seiner religiösen Gesinnung sah sich Robert doch mit dem Bannfluche bedroht, als er sich von seiner ersten Gattin trennte, um Bertha von Burgund, die reiche Nichte der Kaiserin Adelheid, zur Ehegenossin zu nehmen, eine Heirat, die wegen zu naher Verwandtschaft gegen die Kirchengesetze verstieß. Um den Zorn des strengen Papstes Gregor V. zu besänftigen, gestattete der König nicht nur die Wiedereinsetzung des Karolingers Arnulf auf den erzbischöflichen Stuhl in Reims, sondern er willigte auch nach langem Sträuben in die von Papst und Konzil geforderte Scheidung von Bertha (S. 114. 117). Mit den mächtigen Kronvasallen, besonders dem gleichgesinnten Herzog **Wilhelm V. von Aquitanien**, den wir früher als Nebenbuhler Kon-

rads II. um die lombardische Krone kennen gelernt (S. 181 f.), und Richard II. von der Normandie, stand der König in gutem Einvernehmen. Dem Beistande des letzteren hatte er es zu verdanken, daß bei dem kinderlosen Ableben seines Oheims Heinrich das Herzogtum Burgund nach langem Kampfe mit den widerspenstigen Großen an seinen dritten Sohn Heinrich kam und somit dem capetingischen Hause erhalten ward. Als aber derselbe Heinrich durch das frühe Ableben seines ältesten Bruders Hugo und die Unfähigkeit seines geistesschwachen zweiten Bruders Odo auf den französischen Königsthron gelangte, überließ er das Herzogtum Burgund seinem jüngeren Bruder Robert, der in Verbindung mit seiner leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Mutter Konstantia, einer Tochter des Grafen Wilhelm Taillefer von Toulouse, ihm lange die Krone streitig gemacht hatte. Auch in diesem Familienkriege hatte sich der französische König der Hilfe des Herzogs von der Normandie, Roberts mit dem Beinamen „des Teufels" (V, 716), zu erfreuen. Dieser nahm den flüchtigen Heinrich freundlich und ehrenvoll in seiner Stadt Fécamp auf und führte ihn mit normännischem Kriegsvolk nach Francien zurück. Zum Lohne für den gewährten Beistand vergrößerte Heinrich das Herzogtum Normandie durch die Landschaft Vexin, zwischen den Flüssen Oise und Epte. Auch eines anderen Gegners, des Grafen Odo von Champagne, eines Sohnes der Königin Bertha aus ihrer früheren Ehe, der gleichfalls in den Reihen seiner blutsverwandten Feinde wider ihn gestritten, wurde Heinrich einige Jahre nachher entledigt, als dieser, der Mitbewerber des deutschen Kaisers Konrad um das Königreich Burgund, durch Herzog Gozelo bei Bar-le-Duc besiegt und getötet ward (S. 187. 198). Dennoch war die Regierung dieses Königs noch mit vielen Kämpfen angefüllt. Während die Kirche den Ruf nach dem ewigen Frieden erhob und der drückenden Not des Landvolkes durch den „Gottesfrieden" einige Abhilfe zu gewähren bemüht war, lag der König mit mehreren seiner ungehorsamen Vasallen in Streit und mischte sich dann in Verbindung mit Gottfried von Anjou in die Kämpfe ein, welche die Barone der Normandie gegen Herzog Wilhelm führten, ohne daß er davon irgend einen Vorteil gezogen hätte (V, 716). Doch galt er als ein tapferer Fürst und stand darum bei den Feudalherren in großem Ansehen. Dies zeigte sich besonders bei der glänzenden Krönungsfeier seines Sohnes Philipp, wo dem Rufe des Königs die Häupter des Klerus und des Adels bereitwillig Folge leisteten, so daß die heilige Handlung unter großer Teilnahme von seiten der Vornehmen wie des Volkes vollzogen ward.

(Randnotizen: Heinrich I. 1031–1061. — Mai 1059.)

Dieser Glanz des französischen Königtums erbleichte unter Philipp I., besonders seitdem er durch den Tod des verwandten Grafen Balduin V., der während seiner Minderjährigkeit die vormundschaftliche Regierung mit Kraft und Umsicht geführt, sich selbst überlassen war und, von Schmeichlern und wohldienerischen Höflingen umgeben, seinen Lüsten und Begierden freien Lauf ließ. Indes die französische Ritterschaft sich unter der geweihten Standarte Wilhelms des Eroberers jenseits des Kanals Lorbeeren und Reichtümer sammelte, der französische Adel mit seinen Kriegsmannen auszog, um im syrischen Lande das Grab des Erlösers zu befreien und den Namen der Franken im Morgenlande berühmt und gefürchtet machte, führte der König in seiner Hofburg ein zügelloses Leben, hielt sich fern von ritterlichen Großthaten und kühnen Unternehmungen und zog sich durch räuberische Eingriffe in das Kirchengut wie durch Verkauf geistlicher Ämter den Zorn des Papstes Gregor VII. und durch sein anstößiges eheliches Leben den Fluch der Kirche zu. Wenn Gregor das Verbot des geistlichen Pfründenhandels (Simonie) und der Übertragung kirchlicher Ämter durch Laienhand nicht mit derselben Strenge gegen Philipp wie gegen Heinrich IV. durchführte, sich mit ernsten Rügen und Drohungen begnügte, so lag die Ursache teils in der schwachen

(Randnotizen: Philipp I. 1060–1108. — 1067.)

Natur des Königs, der sich der Zuchtrute willig fügte und wie alle schlaffen und sinnlichen Menschen Reue und Besserung versprach, ohne darum seine Handlungsweise zu ändern, teils in dem heftigen Kampf gegen den deutschen König. Gelangten hier die herrschsüchtigen Pläne des Pontifikats zum Sieg, so mußten die andern Länder von selbst nachfolgen; darum benahm sich Gregor gegen die Könige von Frankreich und England mit größerer Mäßigung, zumal da auch die gallikanische wie die anglikanische Kirche den päpstlichen Machtsprüchen einen größeren Widerstand entgegensetzte als der deutsche Klerus. Wenngleich die Belehnung mit Ring und Stab, die seit dem Wormser Konkordat in der deutschen Kirche wegfiel, auch in Frankreich außer Übung kam oder war, so wurden doch die Bischöfe und Äbte nach wie vor durch den König in ihre Stellen eingesetzt und mit den Temporalien belehnt, wofür sie den Eid der Treue zu leisten hatten. — Großes Unheil brachte der König durch sein zügelloses Leben über sich und sein Land. Es wurde oben erwähnt, daß er in dem Krieg zwischen den Grafen von Holland und Flandern sich mit Bertha, der Tochter Roberts „des Friesen", vermählte (S. 238). Nach einer mehr als zwanzigjährigen Ehe, in welcher sie ihm mehrere Kinder geboren, aber auch ihre Reize eingebüßt hatte, sah sich der sinnliche König nach einer schöneren Frau um. Er verwies seine Gattin nach dem Schlosse Montreuil und vermählte sich noch bei ihren Lebzeiten mit Bertrade, der schönen und üppigen Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou, die er mit ihrer Einwilligung entführt hatte. Empört über diese Verletzung alles Rechts und aller christlichen Sitte erhoben die Grafen von Anjou und Flandern, jener als Rächer seiner häuslichen Ehre, dieser als nächster Verwandter der verstoßenen Bertha, die zwei Jahre nach der erlit-
1094. tenen Kränkung kummervoll aus dem Leben schied, die Waffen gegen den König und verheerten seine Besitzungen, und der französische Klerus, an seiner Spitze der durch seine gelehrten Schriften berühmte Bischof Ivo von Chartres (S. 406. 436), und Papst Urban II. sprachen laut ihre Mißbilligung aus und verlangten drohend die Auflösung der kirchenschänderischen Ehe. Als aber Philipp allen Ermahnungen und Drohungen Trotz bot, wurde er zuerst von einer französischen Synode mit dem Banne
1095. belegt und dieser im folgenden Jahr von dem Papst selbst auf der berühmten Kirchenversammlung zu Clermont wiederholt. Philipp fügte sich nun, fiel aber bald in die alte Verschuldung zurück und wurde deshalb von neuem gebannt, und dies wiederholte sich noch mehrmals. Erst im Jahre 1104, als Philipp und Bertrade vor einer Kirchenversammlung zu Paris feierlich gelobten, sich jeder ehelichen Gemeinschaft zu enthalten, wurde der König vom Banne losgesprochen und mit der Kirche ausgesöhnt. Aber Bertrade blieb am Hofe und im Umgange mit Philipp bis zu dessen Tod.

Ludwig VI. 1108—1137. Zum Glück für das Ansehen des französischen Königtums folgte dem schlaffen und sinnlichen Philipp ein Fürst, der schon als Kronprinz und Mitregent durch Tapferkeit, ritterliches Wesen, Thätigkeit und Gerechtigkeitsliebe sich Vertrauen und Achtung erworben. Sobald **Ludwig** VI. durch die auf Anregung Ivos von Chartres, des Verfechters der Erblichkeit der Königswürde, eilig zusammengetretene Geistlichkeit in Reims die Weihe empfangen hatte und dadurch die Umtriebe einiger Großen, welche seine Entschlossenheit und Strenge fürchteten, vereitelt worden waren, verfolgte er mit Kraft und Konsequenz das Ziel, das er sich schon als Jüngling gesetzt hatte, nämlich Recht, Ordnung und Frieden zurückzuführen und das Königtum geachteter und gefürchteter zu machen. Wer den Landfrieden brach, wer den Aussprüchen des königlichen Lehnshofes nicht Folge leistete, wer sich eines räuberischen Überfalls gegen vorüberziehende Kaufleute oder eines feindlichen Einbruchs in die Besitzungen der Kirchen und Klöster schuldig machte, wurde als Landesfeind behandelt und mit Strafe belegt, und wenn er sich widersetzte, seine Burgen gebrochen. Diese Strenge reizte die Vasallen, die sich unter

dem schwachen Regimente Philipps an Raub und Gewaltthat gewöhnt hatten. Sie ergriffen die Waffen und suchten, angetrieben von Bertrade und unterstützt von deren mächtigen Verwandten, einem ihrer in der königlichen Ehe erzeugten Söhne die Krone zu verschaffen. Daraus ging ein verheerender Bürgerkrieg hervor, der um so gefahrdrohender für Ludwig und um so verderblicher für Land und Volk war, als zu gleicher Zeit Heinrich von England und von der Normandie die Waffen gegen Frankreich erhoben hatte. So verging ein großer Teil der Regierung Ludwigs unter wechselvollen Kämpfen, und wenn auch die Zahl der Gegner und die feindliche Übermacht zu groß war, als daß er glänzende Erfolge und Siege hätte erringen können, und die Schlacht bei Brenneville viele französische Ritter ins Grab oder in Gefangenschaft führte, 1119.
so behauptete er sich doch mit Ehren und flößte durch seine Tapferkeit und sein ritterliches Wesen den Widersachern Achtung ein. Allerdings vermochte er nicht dem Sohne des gefangenen Robert von der Normandie, Wilhelm Clito (Clinton), das väterliche Erbe gegen den herrschsüchtigen Oheim Heinrich zu erkämpfen; dagegen nötigte er die französischen Vasallen zum Gehorsam und zu einem friedlichen Verhalten, und als endlich durch die Vermittelung des dem königlichen Hause verwandten Papstes Calixtus II. bei Gelegenheit des Konzils zu Reims (S. 407) ein Friede zwischen den 1120.
beiden Königen zustandekam, blieben die Grenzen und die Verhältnisse zwischen Frankreich und der Normandie unverändert. Aber in dem Streben, das normännische Herzogtum von der Krone England zu trennen und einem ergebenen Vasallen zuzuwenden, hatte er seinen Nachfolgern den Weg zu einer nationalen Politik gezeigt und ihnen ein Beispiel gegeben, das mit Erfolg nachgeahmt ward. Auch gegen den gewaltthätigen Grafen Wilhelm von Auvergne, der sich der Stadt Clermont bemächtigt hatte und, im Vertrauen auf eine mächtige Bundesgenossenschaft im südlichen Frankreich, den Befehlen des Königs sich widersetzte, zog Ludwig ins Feld und zwang den trotzigen Vasallen zum Gehorsam. Wie sehr Ludwig durch diese Erfolge das Königtum stärkte, trat deutlich zu Tage, als ein Krieg mit Kaiser Heinrich V. wegen des dem feindlichen Papste Calixtus in Frankreich gewährten Asyls und Beistandes drohte. Die bloße Kunde eines von Heinrich beabsichtigten Kriegszuges in die Champagne genügte, 1124.
alle französischen Vasallen unter die Waffen zu rufen und mit ihren Mannschaften unter der Oriflamme in dem königlichen Heerlager zu Reims zu versammeln. Auf die Nachricht von dieser Kampfbereitschaft stand der Kaiser vom Kriege ab. Bald nachher starb Heinrich V. und sein Nachfolger Lothar hatte andere Interessen und andere Sorgen.

Hatte Ludwig von dem Plane, seinem Schützling Wilhelm Clito die Normandie zu erwerben, abstehen müssen, so bot sich ihm zwei Jahre nach diesen Vorgängen eine andere Gelegenheit dar, denselben für seine Ergebenheit zu belohnen. Im Jahre 1119 war Balduin VII. von Flandern kinderlos gestorben. Nach seiner Bestimmung war der dänische Königssohn Karl, dessen Mutter eine Tochter des Grafen Robert Friso von Flandern gewesen und der sich im Kampfe gegen die Sarazenen in Palästina bewährt hatte, zum Nachfolger eingesetzt worden. Nach längerem Kampfe gegen seine Mitbewerber gelangte er auch schließlich zum Besitz der schönen Grafschaft und erwarb sich durch gute Verwaltung und Gerechtigkeit die Liebe und das Vertrauen des Volkes. Aber durch die Strenge, womit er der Habsucht und Gewaltthätigkeit einiger eigennützigen Großen, besonders der reichen Kornhändler van der Straten, entgegentrat, machte er sich viele Feinde, so daß er nach einer kurzen Regierung in der Kirche von Brügge ermordet wurde. Nun bewirkte König Ludwig, daß die flandrischen Großen 1127.
dem ihrem alten Grafenhause verwandten Wilhelm Clito die Regierung übertrugen, wozu auch die Bewohner der Städte, insbesondere die Bürger von Brügge und Gent,

Die Vorgänge in Flandern. 1127. 1128.

ihre Zustimmung gaben. Wilhelm machte sich jedoch durch Verletzung der Rechte und Freiheiten des Adels und der Städte bald verhaßt. Der größte Teil des Landes fiel von ihm ab und wendete sich dem Grafen Dietrich von Elsaß zu, dem Sohne Gertruds, einer Schwester Roberts des Friesen. Vergebens suchte Ludwig seinen Schütz-
1128. ling zu halten; Wilhelm verlor bei der Belagerung von Alost das Leben, worauf Dietrich allgemein als Graf von Flandern anerkannt ward und auch von Ludwig die Belehnung empfing. Dietrich und sein Sohn Philipp erwarben sich um die Wohlfahrt, den Ackerbau und die Industrie Flanderns große Verdienste, ungeachtet sie viele Zeit im Morgenlande zubrachten.

Ludwigs VI. Ausgang. Als die Tage des Königs Ludwig zu Ende neigten, traten noch zwei für die Zukunft des französischen Königtums bedeutungsvolle Ereignisse ein: der Erbfolgekrieg in England und der Normandie zwischen dem Grafen Stephan von Boulogne und Gottfried Plantagenet von Anjou, dem Gemahl Mathildens, der Tochter Heinrichs I. von England und Witwe des deutschen Kaisers Heinrich V., ein Krieg, dessen Folgen und Ausgang später dargestellt werden sollen, und die Vermählung des bereits gekrönten Königsohnes Ludwig des Jüngeren mit Eleonore, der Erbin von Aquitanien. Herzog Wilhelm X. nämlich, der als Bundesgenosse Gottfrieds in die Normandie eingefallen war und das Land mit Feuer und Schwert verwüstet hatte, unternahm, von den Vorwürfen seines Gewissens und von der Furcht vor dem höllischen Feuer gepeinigt,
1137. eine Wallfahrt nach St. Jago de Compostella, von welcher er nicht wiederkehrte. Vor seinem Abgang hatte er seine Töchter der Hut des Königs übergeben und den Wunsch ausgesprochen, daß die ältere, Eleonore, mit dem Erbprinzen Ludwig vermählt werden möchte. Diesen Wunsch erfüllte nun der König mit Freuden. Er sandte sofort seinen Sohn mit einem glänzenden Gefolge nach Bordeaux, wo die Vermählung stattfand. Es war ein Hochzeitsfest zwischen zwei Totenfeiern; denn drei Monate nach dem Hin-
1. Aug. 1137. gange Wilhelms, des Vaters der Braut, erlag auch König Ludwig der Krankheit, an der er schon seit zwei Jahren gelitten. Die Liebe des Volks und die Achtung der Edlen folgten ihm ins Grab.

Ludwig VII. Der Plan Ludwigs VI., durch die Vermählung seines Sohnes mit Eleonore von Aquitanien das französische Königtum zu stärken und das Gebiet über die Garonne bis zu den Pyrenäen auszudehnen, ging nicht in Erfüllung. Auf dem zweiten Kreuzzug, den wir später darstellen werden, traten die leichtfertigen Sitten der Königin so auffallend zu Tage, daß Ludwig bald nach seiner Rückkehr sich von der treulosen Gattin scheiden ließ und dabei in großartiger Gewissenhaftigkeit zugleich auf ihre aquitanischen Erblande Guienne, Poitou, Gascogne Verzicht leistete. Wenige Wochen nachher reichte Eleonore dem Grafen Heinrich Plantagenet von Anjou, dem Sohne Gottfrieds und Mathildes, ihre Hand und brachte diesem, der bald nachher König von England wurde, das reiche Erbe als Heiratsgut zu, wodurch die großen Besitzungen der englischen Könige im Westen von Frankreich bedeutend vermehrt wurden, Besitzungen, die an Umfang sowohl die des französischen Königs in der Mitte als die zum Deutschen Reich gehörigen burgundischen Länder im Osten weit übertrafen. Von der Zeit an gehorchte mehr als die Hälfte des späteren Frankreichs den Königen von England, während die Territorien, über welche Ludwig VII. zu gebieten hatte, kaum den vierten Teil betrugen und dazu noch im Besitz von Vasallen waren, die häufig durch das Schwert an ihre Lehnspflichten erinnert werden mußten. „Vor solcher Macht, die für den größten Teil von Frankreich einen neuen Mittelpunkt schuf, erbleichte der Glanz des Königtums." Schon unter Ludwig VI. hatte der Abt Suger von St. Denis, ein Mann von tiefen Einsichten und politischer Bildung, einen wohlthätigen Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte geübt. Dieser Einfluß dauerte auch unter Ludwig VII.

noch fort, während dessen Abwesenheit auf dem Kreuzzug die Verwaltung ganz in seiner Hand ruhte. „Suger hatte sich in dem Studium des alten kaiserlichen Rechts mit der Idee des eigentümlichen Berufs der höchsten Gewalt durchdrungen und ein lebendiges Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit, ihrer Verbindung mit der Macht und von der Pflicht des Königtums, das Recht zu handhaben, sich ausgebildet." Er steuerte dem Übermut der Mächtigen und der Ruchlosigkeit der Übelthäter, schützte die Gedrückten und Schwachen, mehrte die königlichen Einkünfte durch Sparsamkeit und umsichtigen Haushalt und förderte die Königsmacht. Auf seinen Rat begünstigten die beiden Könige die Gründung städtischer Gemeinwesen und durch seinen Einfluß und seine unparteiische und einsichtsvolle Rechtspflege bewirkte er, daß die königlichen Gerichte, die sich der Bürger und Freisassen wie der Geistlichkeit gegen die Feudalherren annahmen, mehr und mehr als oberste richterliche Instanz gesucht wurden. Die Früchte dieser Politik erntete Ludwigs VII. kluger und kräftiger Nachfolger **Philipp II. August**, dessen geschichtliches Wirken wir später kennen lernen werden.

2. Klosterwesen und Scholastik. Abälard und Bernhard.

Um die Zeit, da **Suger** die Verwaltungsgaben und den Sinn für Wissenschaft und Kunstbildung, die er schon als Abt von St. Denis bewährt hatte, auf einem größeren Schauplatz als Staatsmann, als Leiter des königlichen Rats und Reichsverweser entfaltete, war Paris der Mittelpunkt der gelehrten Studien und Frankreich der Hauptsitz der theologischen und philosophischen Forschung, die von rein logischen und spekulativen Interessen ausgehend je länger je mehr eine Richtung auf Rechtfertigung des kirchlichen Dogmas nahm, sowie der strengen Askese, die in einigen neugegründeten Klöstern und Mönchsorden ihren schärfsten Ausdruck fand. Wie die Kreuzzüge, die in der französischen Nation ihre tiefsten Wurzeln hatten, war auch die asketische Seelenstimmung, die über den schlaff gewordenen Orden von Clugny hinausgehend neue Gesetze und Wege der Weltentsagung und der Kasteiung erschuf, ein Zeugnis der religiösen Erregung und des ernsten Ringens nach den Seligkeiten des Himmels. Nicht genug, daß infolge der schwärmerischen Begeisterung für das Mönchswesen die Zahl der klösterlichen Vereine sich mehrte, daß die Lebensordnung der Benediktiner und Cluniacenser mit strengeren Vorschriften und Pflichten geschärft wurde; es traten noch neue klösterliche Genossenschaften ins Leben, die ähnlich den ältern Eremiten-Mönchen von **Camaldoli** und **Valombrosa** in den Apenninen, durch Weltverachtung und Selbstpeinigung den Lockungen der Sünde und den Gelüsten des Fleisches einen mächtigeren Damm entgegensetzen sollten. **Bruno** von Köln, Vorsteher der Domschule zu Reims, entsagte aus Unwillen über das weltliche Leben seines Erzbischofs der Welt und baute auf den Rat des Bischofs von Grenoble in der Nähe dieser Stadt mit dreizehn Genossen in einem rauhen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale ein Kloster, welches nach der Gebirgskluft die „**Kartause**", **Chartreuse**, genannt wurde und dem Orden, der von dort ausging, den Namen „**Kartäuser**" verschaffte. Sechs Jahre später wurde

Suger von St. Denis. 1082–1152.

Kartäuser.

1084.

er von seinem ehemaligen Schüler Urban II. nach Rom berufen; aber das weltliche Treiben mißfiel ihm; das angebotene Bistum Reggio verschmähend flüchtete er sich in die Einöde Kalabriens, wo er unweit Squillace eine zweite Kartause errichtete, die bald sein Grab wurde († 1101). Die Kartäuser, deren Ordensregeln erst vierzig Jahre nach des Stifters Tod aufgestellt wurden, verbanden das Einsiedlerleben mit dem Klosterleben. Ein abgeschlossenes, schweigsames Zellenleben, spärliche und geringe Nahrung ohne Weingenuß, ein härenes Büßerkleid auf bloßem Leibe, strenge Andachtsübungen mit Handarbeit verbunden, wurden jedem Gliede des Ordens zur Pflicht gemacht. Doch pflegten sie auch die Wissenschaften, legten Bibliotheken an und „nährten sich von unvergänglicher Speise". Von gleicher Lebensrichtung war der Orden
Grammont. von Grammont, welchen Stephan von Tigorno in einer einsamen Gegend
1073. unweit Limoges mit einigen Gefährten gründete, und Robert von Arbrissel,
Fontevraud. 1096. ein eifriger Buß- und Kreuzprediger, wagte es sogar in dem öden Thale Fontevraud unweit Craon eine Abtei zu stiften, wo neben den Mönchszellen ein unter weibliche Leitung gestelltes Kloster reuige Sünderinnen und gefallene Frauen aufnahm.

Cistercienser. Von größerer Bedeutung war der Cistercienserorden, den der Benediktinermönch Robert aus der Champagne, unwillig über das gemächliche Leben der reichgewordenen Klosterbrüder, mit einigen gleichgesinnten Genossen in einem einsamen, von dichten Waldungen umgebenen Thal bei Dijon in Burgund
1098. gründete. Die Mönche von Citeaux, von Roberts zweitem Nachfolger durch das „Gesetz der Liebe" zu einer Ordensgemeinschaft vereinigt und dem besonderen Schutze des Papstes empfohlen, befolgten die alten Vorschriften von Clugny, aber mit größerer Strenge in betreff der Nahrung und Kleidung. Die schwarze Benediktinertracht wurde mit der weißen Kutte vertauscht. Ihre apostolische Einfachheit, ihr ärmliches Leben und ihr religiöser Ernst erwarben ihnen das Vertrauen und die Ehrfurcht der Zeitgenossen, so daß der Cistercienserorden bald in allen Ländern zahlreiche Kongregationen hatte und an Ansehen und Einfluß die Cluniacenser überflügelte, besonders seitdem die Cistercienser-Abtei in Clairvaux durch den Abt Bernhard eine welthistorische Bedeutung erlangte. Welche Stellung behauptete neben einem solchen Heiligen der ausschweifende Abt Pontius von Clugny (1109—1125), „der den Hirten- und Pilgerstab und das Schwert eines Straßenräubers in derselben Hand trug!"

Prämonstratenser. Mit dem Orden von Citeaux wetteiferte, wie an Enthaltsamkeit und Strenge, so an Ansehen und Verbreitung, der Orden der Prämonstratenser, der von dem Mutterhause in dem waldigen Thale Premontré unweit Laon seinen Namen trug. Norbert, ein Lothringer aus vornehmem, dem Kaiserhause verwandtem Geschlechte, welcher als Domherr von Köln und als Kaplan Heinrichs V. im Genusse des Reichtums und glänzender hierarchischer Hoffnungen lebte, wurde durch eine Erscheinung, die an die

Bekehrung des Paulus vor Damaskus erinnert oder an den Vorfall, der zu Luthers Eintritt in das Kloster Veranlassung gab, bewogen, allen Ansprüchen, Reichtümern und Ehren zu entsagen und in der ärmlichsten Gestalt eines Buß- 1118.
predigers umherzuziehen. Das Volk, an das er sich vorzugsweise wandte, als seine Reformversuche von der Priesterschaft zurückgewiesen wurden, verehrte ihn bald als einen Heiligen. Nur sieben Gefährten folgten ihm in das ungesunde Thal von Couci, wo das Mutterhaus des Ordens gegründet ward; 1120.
aber schon nach dreißig Jahren trugen gegen hundert Äbte in Frankreich und Deutschland die weiße Ordenstracht der Prämonstratenser und wohnten den Versammlungen bei, welche alljährlich an der heiligen Stätte von Premontré gehalten wurden. Zum Erzbischof von Magdeburg erhoben, hatte Norbert Gelegenheit, die Gebote der Entsagung und der Armut im nördlichen Deutschland zu verkünden. Aber wir werden sehen, welche stürmische Auftritte seine Reformthätigkeit bei Klerus und Volk hervorrief. Einst vermochte er sich nur durch die Flucht vor der Volkswut zu retten. Dennoch ließen die Magdeburger, als Norbert am 6. Juni 1134 starb und die Brüder von Premontré den Leichnam begehrten, sich ihren toten Erzbischof nicht nehmen. — Auch in Karmeliter.
Palästina entstand während der Kreuzzüge ein Verein von Eremiten-Mönchen nach dem Vorbild der Kartäuser, als der Wallfahrer Berthold von Kalabrien sich mit einigen Pilgern in einer Höhle des Berges Karmel ansiedelte, wo einst c. 1156.
Elias geweilt. Davon erhielt der Orden den Namen **Karmeliter** und die Sage führte seine Entstehung auf den Propheten selbst zurück.

Die religiöse Vertiefung, die in der Gründung der neuen Orden und Schulen und Wissenschaft.
Klöster zu Tage trat, gab auch den Impuls zu den philosophischen und theologischen Spekulationen, denen sich die französische und normännische Geistlichkeit mit besonderem Eifer widmete und bewirkte, daß die Klosterschulen, die unter den letzten Karolingern und den ersten Capetingern in Verfall geraten waren, wieder auflebten und durch neue Stiftungen vermehrt wurden. Wo ein berühmter Mann seinen Lehrstuhl aufschlug, dahin strömte die wißbegierige Jugend. Bald war Tours oder Reims, bald das normännische Bec oder eine andere Dom- oder Klosterschule der Mittelpunkt geistiger Bestrebungen, der Sammelplatz der Studierenden. Unter den Königen Ludwig VI. und VII. gewann durch Sugers Thätigkeit und wissenschaftliches Interesse **Paris** den ersten Rang, so daß die Schulen, die dort neben der Liebfrauenkirche, bei der Abtei St. Viktor, auf dem Berge der heiligen Genoveva und anderwärts entstanden, sich bald des größten Ruhms erfreuten, und daß Paris für Theologie und Dialektik eben so als erste wissenschaftliche Anstalt, als **Universität** galt, wie Bologna und Padua für das römische Recht. Ohne Zuthun des Papstes oder eines weltlichen Herrschers erwuchsen diese Hochschulen von selbst aus dem Bedürfnisse der Zeit, wenn sich Tausende um einen

großen Lehrer sammelten. In Paris, wo eine Reihe bedeutender Gelehrter, wie Roscellinus, Wilhelm von Champeaux, Abälard, Petrus Lombardus u. a. wirkten, wurde jene Schulweisheit oder Gottesgelahrtheit ausgebildet, die als Scholastik jahrhundertelang das Geistesleben der mittelalterlichen Menschheit beherrscht hat, ein „Rittertum der Theologie", das in der normännischen Klosterschule zu Bec seinen Ausgang nehmend bald als siegreicher Eroberer die Welt durchzog, um durch die schaffende Denkkraft die Form für den von den Kirchenvätern aufgestellten Glaubensinhalt zu finden und festzusetzen. Auch der Gegensatz zur Scholastik, die kirchlich rechtgläubige Mystik, nahm in Frankreich durch Bernhard von Clairvaux ihre Entstehung. — Der von dem orthodoxen Dialektiker Lanfranc gegen Berengar von Tours geführte Streit (S. 253) brachte die im Keime vorhandene Scholastik ihrer Entwickelung entgegen, indem Anselm von Aosta, Lanfrancs Nachfolger auf dem Lehrstuhle zu Bec wie in dem Erzstift zu Canterbury, „ein mächtiger Geist in demütiger Gestalt", den Grundsatz aussprach, daß die Erkenntnis auf dem Glauben, nicht der Glaube auf vorhergehender, durch Zweifel und Denken vermittelter Erkenntnis ruhen müsse, und das Dasein Gottes und die Versöhnungslehre nach der biblischen und kirchlichen Auffassung mit dialektischen Vernunftgründen zu beweisen suchte. Im Abendlande, wo der Glaube stärker war als das Denken und die Phantasie den Verstand beherrschte, fanden die freieren Spekulationen der ersten christlichen Jahrhunderte keinen geeigneten Boden. Daher fiel es den Lehrern und Leitern der Kirche nicht schwer, ein System von Glaubenssätzen aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern auszubilden und als geoffenbarte Wahrheit und orthodoxe Dogmatik aufzustellen. Diese als unbedingt wahr vorausgesetzte Kirchenlehre dem denkenden Bewußtsein klar zu machen und mit Gründen der Vernunft, mit logischen und dialektischen Beweisführungen zu erläutern und als notwendig zu erweisen, war die Aufgabe der philosophischen und theologischen Spekulationen der Schule. Dazu bediente man sich der von Aristoteles aufgestellten Denkgesetze, erfand, da die scholastische Wissenschaft ganz formell und nur für den Verstand berechnet war, eine Menge von Formeln und Schulausdrücken (Terminologien) und verwendete den erstaunenswürdigsten Fleiß auf spitzfindige Grübeleien und inhaltlose Spekulationen, auf regelrechte Unterscheidungen, Erklärungen und Demonstrationen erkenntnisleerer Begriffe und auf die Lösung wertloser, von irregeleiteter Gedankenthätigkeit ersonnener Probleme. Die Scholastiker schufen Werke, bei denen man nicht weiß, ob man mehr den Scharfsinn, der sich in der Dialektik, im Spalten der Begriffe, im Bilden und Verbinden der Schlüsse kund gibt, oder mehr den Fleiß, die Gelehrsamkeit und die erstaunliche Arbeitskraft bewundern soll. Anfangs, als die christliche Kirchenlehre noch nicht unwandelbar fixiert war, die spekulierende Vernunft sich noch frei an den Inhalt des Glaubens selbst wagen durfte, ohne durch das drohende Gespenst der Häresie von jedem kühneren Unternehmen abgeschreckt zu werden, nahm die

Die Scholastik.

Anselm. 1033—1109.

Theologie noch hier und da, wie bei Scotus Erigena (V, 656), eine freiere Richtung und einen höheren Schwung. Als aber jede Auflehnung gegen den Autoritätsglauben, jedes vermessene Pochen auf die menschliche Vernunft mit Kerker oder Klosterhaft bestraft wurde, mied die scholastische Wissenschaft solche gefährliche Abwege und hielt sich streng an die Lehrsatzungen der Kirche. Stimmte das Resultat der Forschung nicht mit dem Dogma als dem Lehrausdruck der von Gott geoffenbarten Wahrheit überein, so erschien das prüfende Denken selbst als falsch und sündhaft. Doch traten in der Grundanschauung der Dinge bald zwei Richtungen hervor, die, wie schon im griechischen Altertum, die wissenschaftliche Welt in zwei Heerlager schieden und zu verschiedenen Auffassungen führten, in eine ideale, **Realismus** genannt, welche entweder die Ideen oder allgemeinen Begriffe (Universalien) für das Ursprüngliche im Geist (ante rem) erklärte und ihnen, wie einst Plato, ein von den wirklichen Dingen unabhängiges Dasein (Realität) beilegte oder wenigstens wie Aristoteles ihre reale Existenz als in den Individuen (in re) vorhanden annahm, und in eine empirische, **Nominalismus**, die von der unmittelbaren Wahrheit der Erfahrungswelt ausgehend die allgemeinen Begriffe nur als subjektive Vorstellungen, als Abstraktionen des Verstandes aus den gegebenen Gegenständen (post rem) oder als bloße Namen und Worte gelten ließ. Die letztere behauptete der Dogmatik gegenüber eine freiere Stellung, geriet aber mitunter zu Konsequenzen, welche der Kirche bedenklich und gefahrdrohend erschienen, insbesondere seitdem ihr Gründer **Roscellinus** aus der Bretagne, Kanonikus in Compiegne, weil er in der Trinität drei Namen oder Götter fand, auf der Synode von Soissons zum Widerruf seiner Lehre gezwungen worden. Der Realismus dagegen, als dessen wissenschaftlicher Begründer der Pariser Philosoph **Wilhelm von Champeaux** galt, war in der Anwendung seiner Resultate auf Theologie und Glauben ein folgsamer Diener des herrschenden Religionssystems und der Scholastik und suchte ehrfurchtsvoll jeden Konflikt mit der Kirchenlehre zu meiden. Von der vermittelnden Stellung, welche **Abälard** zwischen den beiden Systemen anfangs einnahm, ging der kühne Mann bald ab, indem er, in Lehre und Leben von den Wegen der kirchlichen Philosophie abgewandt, mitten in ihrem Gegensatze sich eine geharnischte Stellung gründete und zwar nicht direkt der Kirchenlehre, aber doch dem Autoritätsprinzip, darauf sie fußte, den Krieg erklärte. „Das Verhältnis von Glauben und Wissen, die Erfordernisse der Beseligung, die Begriffe des allgemeinen und besondern Seins unterwarf er einer kühnen, rücksichts- und voraussetzungslosen Durchforschung; er erkannte den Glauben nicht an, der sich nicht auf den Gedanken gründe, in einem jenseitigen Leben möge ein reines Anschauen gelingen, hier auf Erden sei man angewiesen, die Mysterien auf einen Inhalt zu beschränken, der nichts Vernunftwidriges enthalte." Welche heftige Schläge ein solcher Rationalismus in seiner praktischen Anwendung der Kirche und der Hierarchie versetzen mußte, ging

Nominalismus und Realismus.

Roscellinus.

1092.

Wilhelm v. Champeaux. 1070–1121.

Abälard. 1079–1142.

aus dem Auftreten Arnolds von Brescia, eines Schülers von Abälard, hervor. Gegen die stolze Alleinherrschaft der Vernunft und der Geistesfreiheit, wie sie in Abälard versteckt, in Arnold offen auftrat, verfocht Bernhard die unbedingte Geltung der Kirchenlehre und der hierarchischen Autorität und machte zugleich gegen die dialektische und logische Verstandesarbeit der Scholastiker das religiöse Gefühl des gläubigen Herzens geltend, während Hugo von St. Viktor (geb. um 1097 in der Gegend von Ypern, † 1141 zu Paris), „ein tiefinnerlicher, versöhnender Geist", eine Ausgleichung der Gegensätze erstrebte, indem er in seinem Hauptwerk, einer Art Encyklopädie, die Bedeutung und Notwendigkeit der empirischen Wissenschaften für die Erkenntnis Gottes und der Heiligen Schrift und die gegenseitige Ergänzung von Vernunft und Glauben darlegte, als das höchste Ziel aber die lebendige Ergreifung Gottes durch den Willen und die darauf beruhende mystische Kontemplation erklärte, so daß also beide Geistesrichtungen, die vernünftige Begründung der Dogmen durch die Scholastik und die gläubige Vertiefung in die Allmacht und Liebe Gottes durch die Mystik, gleich notwendig seien und einander ergänzten und mäßigten. Ein anderer akademischer Lehrer, Petrus Lombardus (genannt magister sententiarum), ein ruhiger, bescheidener Mann, der zuletzt den Lehrstuhl mit der bischöflichen Würde in Paris vertauschte, suchte den Widerstreit zwischen der spekulierenden Vernunft und dem positiven Glauben dadurch auszugleichen, daß er in seiner Hauptschrift „Sentenzen" die aus den Vätern geschöpfte Kirchenlehre in ein wissenschaftliches System brachte und so ein Lehrbuch schuf, welches wegen seiner Gemeinverständlichkeit und gemäßigten Haltung lange Zeit hindurch allgemein als Grundlage des theologischen Unterrichts und der dialektischen Erörterung theologischer Probleme gebraucht wurde und noch den späteren Geschlechtern als Vorbild diente.

(Randnotizen: Hugo von St. Viktor. 1097–1141. — Petrus Lombardus. † 1164.)

Pet. Abälard. Peter Abälard, der älteste Sohn einer adligen Familie, wurde zu Pallet, zwischen Nantes und Poitiers, geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Getrieben von unwiderstehlichem Wissensdrang entsagte er den Rechten der Erstgeburt und dem ritterlichen Leben, um sich ganz den Studien zu widmen. Wenn Roscellin, der Begründer des Nominalismus, sein erster Lehrer war, so wendete sich doch Abälard bald, als er in Paris den Vorträgen des gefeierten Wilhelm von Champeaux anwohnte, dem von diesem aufgestellten System des Realismus zu. Aber auch dieses genügte ihm nicht lange. Er schlug eine vermittelnde Richtung ein und bekämpfte die Philosophie seines Lehrers mit solchem Erfolg, daß sich dieser zu einigen wesentlichen Modifikationen gedrängt sah. Durch diese Angriffe sowie durch das große Ansehen, das ihm seine dialektische Gewandtheit verschaffte, zog sich Abälard die Feindschaft Wilhelms zu, so daß dieser fortan zu seinen heftigsten Gegnern zählte. Nachdem sich Abälard als Lehrer zu Melun, Corbeil und am Berge der Genoveva einen großen Namen gemacht, erreichte er den Gipfel des Ruhmes, als er nach der Erhebung Wilhelms von
1113. Champeaux zum Bischof von Chalons im Jahre 1113 die Leitung der Schule bei der Kirche Notre-Dame zu Paris übernahm. Lernbegierige Jünglinge und Männer aus allen Gegenden des Abendlandes strömten damals nach Paris, dem Mittelpunkte der

philosophisch-theologischen Studien, um die durch Klarheit und Formgewandtheit ausgezeichneten dialektischen Vorträge Abälards zu hören, unter ihnen Arnold von Brescia. Jetzt ereignete sich das tragische Geschick, das seinen Namen bei der Nachwelt bekannter gemacht hat, als seine wissenschaftlichen Leistungen. Von dem Kanonikus Fulbert als Lehrer seiner siebzehnjährigen, durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Nichte Heloise in sein Haus aufgenommen, entbrannte er in heftiger Liebe zu der schönen Schülerin und fand ebenso heiße Gegenliebe. Feurige Liebeslieder, die sein poetisches und musikalisches Talent bekundeten und schnell in weitere Kreise drangen, verrieten seine Leidenschaft. Fulbert suchte nun die Liebenden zu trennen, aber es war zu spät. Heloise, von Abälard nach der Bretagne entführt, gebar dort einen Sohn. Um ihre Ehre zu retten und den Zorn des Oheims zu versöhnen, reichte er ihr die Hand. Allein sie verschmähte es, Abälards Frau zu heißen, um nicht dadurch sein Aufsteigen zu hohen Kirchenwürden zu verhindern und leugnete, in das Haus ihres Oheims zurückkehrend, den Ehebund. Ergrimmt über die Schmach überfielen ihre Verwandte den Verführer und entmannten ihn. Abälard entfloh vor der Welt in das Kloster St. Denis, wo er 1119. sein zerstörtes Lebensglück betrauerte und Trost in den Wissenschaften suchte; Heloise nahm den Schleier in Argenteuil. Nach einiger Zeit ließ er sich durch die Bitten der akademischen Jugend bewegen, den Lehrstuhl wieder zu besteigen. Aber seine Gegner waren wach. Die Eifersucht der Scholastiker und der Haß der Orthodoxen vereinigten sich wider ihn. Vor dem Erzbischof von Reims angeklagt, daß er in seiner „Einleitung in die Theologie" über den Trinitätsbegriff unkirchliche Ansichten aufgestellt, wurde er auf einer Synode in Soissons unter dem Vorsitz eines Legaten verurteilt, seine Schrift 1121. selbst ins Feuer zu werfen und dann zur Buße und Besserung in das Medarduskloster eingeschlossen. Dieses gewaltthätige Verfahren fand jedoch große Mißbilligung bei dem französischen Klerus, unter dem Abälard zahlreiche Schüler zählte. Die Teilnahme sprach sich so offen aus, daß ihm der Legat die Rückkehr nach St. Denis gestattete. Als er aber hier die Entdeckung machte, daß der heilige Dionysios, den das Kloster als Patron ehrte, nicht der Areopagite, der Schüler des Paulus, sei, sah er sich durch den Haß der Mönche zur Flucht gezwungen. Er zog sich nun in eine öde Gegend bei Nogent an der Seine zurück, wohin ihm bald Scharen von Zuhörern folgten. Sie bauten neben der Kapelle, die Abälard dem zur Wahrheit führenden Geiste, dem Paraklet, weihte, Hütten im Walde und führten ein Eremitenleben. Die neue Genossenschaft weckte jedoch bald wieder den Argwohn seiner Gegner, besonders Bernhards und Norberts. Von neuen Verfolgungen bedroht, ging er mit dem Gedanken um, in einem fremden Lande eine Zuflucht zu suchen, als ihn die Mönche von St. Gildas in der Bretagne zum Abte wählten. Er übergab die Stiftung Paraklet seiner Heloise, die 1126. sich mit ihren Nonnen dort niederließ und sie zur Abtei umschuf, von dem Freunde mit Rat und Belehrung unterstützt. Nach einem zehnjährigen Kampfe wider die Roheit und Zuchtlosigkeit der Mönche von St. Gildas kehrte Abälard wieder auf seinen Lehrstuhl bei der Genovevakirche in Paris zurück. Gereizt über den Beifall, den seine Vor- 1136. träge erregten, bereiteten seine Feinde, an ihrer Spitze der einflußreiche Abt Bernhard von Clairvaux, einen neuen Sturm wider den kühnen Dialektiker. Sie stellten aus seinen Werken ein Verzeichnis von ketzerischen Lehren auf, welche teils gegen die hergebrachte Lehrmethode und Beweisführung verstießen, teils in ihren Folgerungen gegen den Kirchenglauben gedeutet werden konnten. Auf der Synode zu Sens, wo 1140. Bernhard mehr durch das Feuer seiner Beredsamkeit und sein persönliches Ansehen als durch die Kraft der Beweise die Versammlung von der Gefährlichkeit der scholastischen Lehren überzeugte, verurteilt, appellierte der gebeugte Mann an die Entscheidung Roms. Aber hier, wo Bernhards Stimme alles galt und man dem Lehrer Arnolds

von Brescia sehr abgeneigt war, wurde er zu ewiger Klosterhaft verdammt. Der Abt Peter der Ehrwürdige von Clugny gewährte darauf dem Verfolgten eine Zufluchtsstätte, zuerst in dem eigenen Kloster, dann in der Priorei St. Marcellus bei Chalons an der Saone. Hier starb Abälard am 21. April 1142; „ein reich von Gott geschmücktes Opfer für die Freiheit des Geistes im Leben wie in der Wissenschaft". Seinen Leichnam ließ Petrus zu Heloisen nach dem Paraklet bringen, wo sie zweiundzwanzig Jahre später († 16. Mai 1164) neben dem Freunde in derselben Gruft eingesenkt wurde. Nach der Aufhebung des Klosters wurden beider Gebeine nach Paris gebracht, wo noch jetzt ihr Grab auf dem Kirchhofe Père Lachaise gezeigt und häufig mit Totenkränzen von trauernden Liebenden geschmückt wird.

Bernhard v. Clairvaux. 1091–1153. Bernhard entstammte einem edlen burgundischen Geschlechte, das bei Fontaine unweit Dijon seinen Stammsitz hatte. Die kirchlich-asketische Richtung der Mutter, die nur ungern den Nonnenschleier mit dem Ehestand vertauschte, ging auf alle Glieder der zahlreichen Familie über, welche sich nach und nach sämtlich dem Klosterleben weihten. Nachdem Bernhard in der Schule zu Chatillon die klügelnde Schulweisheit kennen und verachten gelernt, zugleich aber in ihrer künstlichen Dialektik die Waffen zu
1113. ihrer Bekämpfung erworben, trat er, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling von schönem Wuchs, angenehmen Gesichtszügen und gewinnenden Manieren, mit dreißig Gefährten, die seine Beredsamkeit für den Mönchsstand gewonnen, in das Kloster von Citeaux, das Mutterhaus des Cistercienserordens. Nach zweijährigem Aufenthalt in
1115. der durch ihre strenge Disziplin und Askese berühmten Abtei wurde er zum Vorsteher des Gotteshauses erkoren, das der Orden in einem rauhen abgelegenen Thale an der Aube in Bourgogne errichtet hatte, in einer Gegend, die bisher als Schlupfwinkel von Räubern berüchtigt war, die aber bald unter dem schönen Namen Clairvaux oder helles Thal in der ganzen Christenheit berühmt ward. Unter der Leitung des jungen Abtes, welcher, der schwächste an Körper, alle übertraf in Entbehrung und Kasteiung, in Fasten und Beten, der mit Strenge gegen sich Wohlwollen und Milde gegen andere verband, der die freien Stunden mit unaufhörlichem Bibellesen und stillem Nachdenken in Feld und Wald verbrachte, wurde das Gotteshaus von Clairvaux ein Tempel der Keuschheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit und jeglicher Tugend, so daß sein Ruhm den des Mutterhauses überstrahlte und die Menge der eintretenden Brüder bald die Errichtung eines zweiten Klosters in demselben Thale nötig machte. Angesehene Häupter der Kirche, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, ja sogar ein Papst (Eugen III.) gingen aus der klösterlichen Anstalt im hellen Thale hervor und ehrten ihr ganzes lebenlang in Bernhard den Lehrer und Erwecker ihrer Jugend. Hundertundsechzig Klöster in allen Ländern der Christenheit empfingen mit der Zeit aus dem Gotteshause zu Clairvaux ihre Mönche. Bernhard wurde der geistliche Gewissensrat im christlichen Abendlande. Papst Eugen III. „hielt die unbedingte Ehrfurcht vor dem Abte beinahe für seine größte Tugend"; und dieser widmete ihm „die Betrachtung über das Papsttum", ein goldenes Büchlein voll trefflicher Gedanken über die Herrlichkeit dieses göttlichen Richter- und Friedensamtes unter den Völkern, über die Schwierigkeit, es mit Pflichttreue, Demut und Klugheit zu verwalten und über die Gefahren, denen es durch seine Verweltlichung entgegengehe. Der Geistlichkeit imponierte Bernhards fester Glaube und die Gelehrsamkeit, womit er die Orthodoxie zu verteidigen wußte, die Vornehmen, die Fürsten und Ritter zog er an durch die Feinheit seiner Sitten und Bildung und durch seine Gewandtheit im Umgange, das Volk fesselte er durch die Heiligkeit seines Wandels und die Milde und Leutseligkeit seines Charakters. Die Mächtigen und Geringen hörten mit gleicher Willigkeit auf seine Ermahnung und Belehrung, auf seinen Trost und seinen Zuspruch. Durch Fasten, Kasteiung und Andachtsübungen

abgezehrt, war er dennoch von unermüdlicher rastloser Thätigkeit. „Er brachte," wie einer seiner Biographen versichert, „den Traurigen Trost, den Bedrückten Hilfe, Rat den Ängstlichen, Heilung den Kranken, Unterstützung den Armen." Nur mit göttlichen Dingen beschäftigt, hatte er keinen Sinn für die Genüsse der Welt, für die Reize der Natur. Die schönen Ufer des Genfer Sees, an denen er einst einen ganzen Tag lang hinritt, wurden von dem in seinen Betrachtungen versunkenen Heiligen nicht bemerkt. Ebensowenig wurde er durch die wachsende Verehrung, die ihm von hoch und niedrig gezollt ward, zu Stolz und Anmaßung verleitet; demütig und schüchtern trat er auf, nur wo er für das Wohl der Kirche, für die Sache des Glaubens stritt, war er voll frommen Eifers und voll feuriger Beredsamkeit. Für die Würde des päpstlichen Stuhls und für die Reinheit des christlichen Glaubens hat er mit allen Kräften gekämpft und gerungen, ohne daß ihm jedoch die tiefen Schäden der Kirche, die Gebrechen und Laster des Klerus, die Mißbräuche der Hierarchie entgangen wären. Wie eine feste Säule stand er zu Innocenz II. wider den römischen Gegenpapst Anaklet II., er unterwarf ihm die Städte Italiens und führte den deutschen Kaiser Lothar zu seinem Schutze über die Alpen; doch hielt er nicht zurück mit seinem Tadel über die Käuflichkeit, Herrschsucht und Habgier, die in Rom ihren Sitz hatten. Ein Glaubensheld von apostolischem Eifer, suchte Bernhard die christliche Kirche zur Herrschaft und zum Sieg zu führen gegen die ungläubige Welt von außen wie gegen die philosophische Spekulation und die zersetzende Verstandesthätigkeit der Schultheologie, gegen äußere Angriffe und innere Spaltungen. Wie er die gekrönten Häupter der Christenheit zum Kreuzzug anfeuerte, so verfocht er einige Jahre früher auf der Kirchenversammlung zu 1140.
Sens in Gegenwart des Königs von Frankreich und vieler Bischöfe und weltlichen Großen die Kirchenlehre gegen die spitzfindigen Untersuchungen der Scholastiker und den Rationalismus Abälards, der mit der Fackel der Vernunft den Glauben beleuchten wollte, und gegen dessen Schüler Arnold von Brescia setzte er alle Waffen in Bewegung und verfolgte den republikanischen Sektenstifter mit den Pfeilen seiner Sendschreiben in seinen verborgensten Zufluchtsstätten. In allen kirchlichen Zeitfragen war Bernhards Stimme von Gewicht und oft von entscheidender Wirkung. Fünf der angesehensten Kirchen in Italien und Frankreich begehrten ihn zu ihrem Hirten, er aber zog die Einsamkeit von Clairvaux und den Verkehr mit seinen Mönchen allem Glanze der Welt vor. „Ein Kirchenlehrer, dessen Schüler ringsumher auf den Bischofstühlen des Abendlandes saßen, der allgemeine Friedensstifter unter den Fehden und Fürsten der Völker, war Bernhard kraft seines theokratischen Geistes in der Hierarchie die erste Macht des Zeitalters." „Auf das Wort des hinfälligen und zarten Mannes horchte die Bevölkerung des gesamten Abendlandes; seine Briefe, in denen überall der Zierlichkeit des Stils, der Genauigkeit und nicht selten der Sentimentalität der Bilder eine sichtliche Mühe gewidmet ist, gingen durch die Länder, der Lebensatem eines herrschenden, überall unwiderstehlichen Geistes."

3. Das Deutsche Reich unter Lothar und Konrad III.

a. Kaiser Lothar der Sachse.

Als Heinrich V. in der Kaisergruft zu Speier beigesetzt war, erließen die geistlichen und weltlichen Fürsten, welche dem Leichenbegängnis beiwohnten, Schreiben durch das Reich, worin die Wähler auf den Bartholomäustag, den 24. August, zur Königswahl nach Mainz beschieden wurden. Denn auf fränki- Einladung zur Königswahl. 1125.

scher Erde, so wollte es das Herkommen, sollte die Handlung vor sich gehen. In dem Sendschreiben an Bischof Otto von Bamberg war die ernste Mahnung ausgesprochen, eingedenk zu sein der schweren Bedrückung, unter welcher Reich und Kirche bisher geseufzt, und dahin zu wirken, daß beide, nun von dem Joche erlöst, zum Genusse ihrer Rechte kommen und Fürsten und Volk sich eines friedlichen Zustandes erfreuen möchten. — Diese Worte zeigen, daß man die durch das Wormser Konkordat geschaffene Ordnung, so günstig sie für den Klerus war, noch immer als eine Knechtung empfand, also die Krone sicherlich nicht an des Kaisers nächsten Verwandten, Friedrich von Schwaben, den bereits die öffentliche Stimme als den Nachfolger Heinrichs V. bezeichnete, kommen zu lassen entschlossen war.

Friedrich von Schwaben.

Noch aber wurzelte die Vorstellung, daß die Hoheit der Nation, die sich in der Königswahl kundgebe, nur eine durch das Herkommen geheiligte, die Erblichkeit der Krone wenig beeinträchtigende Form sei, zu tief in den Gemütern, als daß nicht Friedrich von Schwaben, der Neffe und treue Waffengenosse des Verstorbenen, dem dieser selbst auf dem Totenlager die Reichsinsignien samt dem Schutz der Kaiserin und seine Erbgüter übertragen hatte, allgemein als künftiger König hätte angesehen werden sollen. War doch der Herzog von Schwaben nicht nur durch persönliche Eigenschaften, „durch Tapferkeit, Geschäftsklugheit, Heiterkeit der Miene und des Gemüts, Höflichkeit in Gesprächen und Freigebigkeit" einer der hervorragendsten Fürsten, also daß eine Menge Krieger freiwillig seiner Fahne zuströmte, sondern er besaß auch große Güter und mächtige Familienverbindungen: sein Bruder Konrad, gleich ihm selbst dem Kaiserhause treu und ergeben, hatte in Franken so viele Besitzungen in seiner Hand vereinigt, daß ihm die bisher mit der Königskrone verbundene fränkische Herzogswürde zufiel; seine Gemahlin Judith war die Tochter Heinrichs des Schwarzen, der im Jahre 1120 seinem Bruder Welf II. in Bayern nachgefolgt war; seine Mutter, die Kaisertochter Agnes, lebte in zweiter Ehe mit dem Markgrafen Luitpold von Österreich.

Die Königswahl in Mainz. August 1125.

Aber gerade dieses Zusammentreffen günstiger Umstände machte den Herzog sicher und stolz und ließ den Erzbischof von Mainz, seinen Hauptgegner, das Spiel gewinnen. Indem dieser sich stellte, als sehe er die Wahl Friedrichs gleichfalls als eine ausgemachte Sache an, beredete er denselben leicht zur Herausgabe der Reichsinsignien; und als zu der festgesetzten Zeit sich die Fürsten und eine große Menge Ritter und Geistliche, darunter zwei Bevollmächtigte des Papstes, an den Ufern des Rheins zu dem feierlichen Wahlakt einfanden, wußte Adalbert die Verhandlungen so geschickt zu leiten, daß ein anderes Resultat sich ergab. Der aus den vier Hauptstämmen ernannte Wahlausschuß konnte sich nicht über eine Persönlichkeit vereinigen, sondern stellte vier Fürsten, darunter Friedrich und Lothar von Sachsen, als die würdigsten auf. Von diesen verlangte nun der Erzbischof, daß sie feierlich geloben sollten, denjenigen ohne Widerstreben als

König anzuerkennen, über den sich die versammelten Fürsten einigen würden; und als Friedrich, der dadurch seine Wahl in Frage gestellt sah, das Versprechen nicht geben wollte, sondern die Versammlung verließ, um, wie er sagte, zuvor die Meinung der Seinigen einzuholen, brachte der kluge Prälat die über dieses anspruchsvolle Benehmen beleidigten Fürsten dahin, daß sie, ohne Friedrichs Rückkehr abzuwarten, den Herzog Lothar von Sachsen, der vorher mit Thränen und Kniebeugung gebeten hatte, ihn aus der Zahl der Vorgeschlagenen zu entfernen, zum deutschen König wählten. Umsonst sträubte sich Lothar, bereits ein starker Fünfziger, das beschwerliche Herrscheramt zu übernehmen; Adalbert und die päpstlichen Legaten bewirkten, daß die Krone ihm gleichsam aufgedrungen wurde: die Erbitterung der Fürsten über die Anmaßung und den Stolz des Schwabenherzogs, der die Königswürde als Erbteil seines Hauses zu beanspruchen schien, die Furcht vor der großen Macht der Hohenstaufen, die Ansicht, daß nun der günstige Augenblick gekommen sei, die Wahlfreiheit zur Geltung zu bringen, verschafften den Bemühungen der Klerikalen den Sieg. Lothar wurde laut als König proklamiert, die in und um die Stadt gelagerte Volksmenge stimmte in den Hochruf ein, ohne zu wissen, wem derselbe gelte. Friedrich zauderte einige Tage mit der Anerkennung, dann fügte er sich und leistete die Huldigung. Vierzehn Tage später wurde der neue König von dem Erzbischof von Köln in Aachen feierlich geweiht und gekrönt. 2. Sept.

Die Erhebung Lothars war das Nachspiel des Stammes- und Prinzipienkampfes, der solange zwischen Franken und Sachsen gewütet; sie war der Triumph der staatsrechtlichen Anschauung, nach welcher die durch die geistliche und weltliche Fürstenmacht repräsentierte Hoheit des Deutschen Reiches und Volkes der im Kaisertum sich darstellenden nationalen Einheit vorangehe. Lothar, der Gemahl der Richenza, einer Nichte Ekberts, einer Enkelin Ottos von Nordheim, durch deren Hand er in den Besitz der braunschweigschen Lande gekommen, der Sohn jenes Gebhard von Supplinburg, der in der Schlacht an der Unstrut gegen Heinrich IV. seinen Tod gefunden (S. 286), war durch die Traditionen seines Geschlechts und Stammes auf die dem fränkisch-hohenstaufischen Herrscherhause feindliche Seite gewiesen; und er selbst hatte in den bürgerlichen Kämpfen unter Heinrich V. diese Parteistellung wiederholt eingenommen, obschon er bei dem Aussterben des Mannsstammes der Billunger die sächsische Herzogswürde aus der Hand dieses Königs empfangen hatte (S. 400). Die persönliche Dankbarkeit war von geringerem Gewichte als die überlieferte Stammes- und Familienpolitik. Lothar von Sachsen.

Daß diese Wahl als ein Sieg des den fränkischen Kaisern feindlichen päpstlich-hierarchischen Systems betrachtet ward, ging aus Lothars ersten Handlungen hervor. Er schickte nicht nur alsbald eine Gesandtschaft nach Rom, um sich in seiner Würde „bestätigen" zu lassen; er willigte auch, wie berichtet wird, in eine Schmälerung der im Wormser Konkordat dem Staatsoberhaupte zugestandenen Rechte,

indem er die von dem Klerus gestellte Forderung gewährte, daß der König in Zukunft auf die geistlichen Wahlen keinerlei Einfluß üben dürfe, und daß die freigewählten Bischöfe zunächst die kanonische Konsekration und erst nach dieser vom König mittels des Zepters die Belehnung mit den Regalien erhalten sollten, wodurch die kaiserliche Mitwirkung bei der Investitur der geistlichen Reichsfürsten zu einer bedeutungslosen Form herabgedrückt ward. Doch läßt sich während der Regierungsjahre Lothars selbst eine Minderung der kaiserlichen Machtbefugnisse nicht erkennen. Die „freien" Bischofswahlen erzeugten in der Regel Streitigkeiten, die des Königs Einschreiten nötig machten.

Friedrich in die Acht erklärt. 1126. Bald nahm Lothar offen eine feindselige Stellung gegen das fränkische Herrscherhaus ein. Als Erbe Heinrichs V. machte Friedrich auf dessen gesamtes Hausgut Anspruch und fing an, dasselbe sich anzueignen. Nun hatte aber der letzte Kaiser viele Güter und Lehen der gegen ihn kämpfenden Fürsten für die Krone eingezogen. Anderes war gegen Reichsgut eingetauscht worden. Auch diese nahmen die Hohenstaufen in Besitz. Da entstand denn schon auf dem ersten Reichstag zu Regensburg die Frage, ob solche der Krone zugewendete Güter zum Privatbesitze des Königs oder dem Reich gehörten. Die Versammlung, in der die hohe Geistlichkeit besonders stark vertreten war, erklärte, daß das Reich die näheren Ansprüche habe. Friedrich, der trotz seiner Huldigung sich bisher um den König wenig bekümmert hatte, leistete dem Spruch keine Folge; ein auf den Anfang des neuen Jahres nach Straßburg ausgeschriebener Reichstag wurde von ihm nicht beachtet, vielmehr gab er durch seine trotzige Haltung zu erkennen, daß er entschlossen sei, seine Stellung und seine Ansprüche mit den
Jan. 1126. Waffen zu verfechten. Deshalb wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen.

Lothar im Bunde mit Welfen und Zähringern. Lothar verkannte nicht die Gefahr eines Kampfes mit einem so mächtigen Reichsfürsten. Er war daher vor allem darauf bedacht, durch Bündnisse seine eigenen Kräfte zu mehren. Kaum war er von dem böhmischen Feldzuge zu-
Febr. 1126. rückgekehrt, auf dem zwar die deutsche Vorhut in dem Treffen bei Kulm Schaden nahm und viele angesehene Grafen und Ritter das Leben verloren, schließlich aber doch die Hoheit und Rechte des Reichs von dem neuen König Sobeslaw anerkannt wurden (S. 390), so knüpfte er mit dem welfischen Herzogshause in Bayern eine folgenreiche Verbindung an. Schon bei der Königswahl und auf dem Reichstag von Regensburg hatte Heinrich der Schwarze sich von der Partei seines Schwiegersohnes Friedrich entfernt; die dadurch erzeugte Spannung zwischen Hohenstaufen und Welfen wurde noch vermehrt, als durch den Eintritt
13. Dez. 1126. des Bayernherzogs in die Klosterzelle, die bald sein Grab werden sollte, die herzogliche Würde an seinen Sohn Heinrich, in der Folge „der Stolze" genannt, überging und durch den Tod von Friedrichs Gattin das letzte Band zwischen den beiden Fürstenhäusern gelöst ward. Es fiel daher dem König nicht schwer,
Pfingsten 1127. das ehrgeizige Welfengeschlecht ganz auf seine Seite zu ziehen. Er vermählte seine einzige Tochter Gertrud, die einstige Erbin der supplinburgschen, braunschweigschen und nordheimschen Güter, mit dem jungen Herzog und gewann sich dadurch einen mächtigen Bundesgenossen. Noch in demselben Jahr unterstützte

Heinrich den König, als derselbe den hohenstaufischen Brüdern die Stadt Nürnberg entreißen wollte. Dieser Feldzug, auf dem die böhmischen Hilfstruppen wieder durch die alte Raubgier die königliche Sache verhaßt machten, scheiterte jedoch an dem tapfern Widerstand der Stadt und der staufischen Besatzung. Lothar zog sich in fluchtähnlicher Eile über Bamberg nach Würzburg, verfolgt von den siegreichen Brüdern, die unter den Mauern der letzteren Stadt zum Spott des geschlagenen Königs ein fröhliches Ritterspiel anstellten. Auch in Speier behielten die Staufer die Oberhand, und als bayrische Heerhaufen in Schwaben einfielen, wurden sie an der Wernitz schimpflich in die Flucht gejagt. Am Rhein und in Süddeutschland war das königliche Ansehen im Sinken. Nun suchte Lothar noch ein anderes Fürstengeschlecht, die Zähringer im Breisgau, auf seine Seite zu ziehen. Am 1. März dieses Jahres war nämlich Graf Wilhelm 1127.
von Hochburgund ermordet worden. Da er keine Kinder hinterließ, so eignete sich sein Vetter Reinhold III. als nächster Erbe seine Güter und Würden an, ohne bei Lothar die königliche Belehnung nachzusuchen. Nach seiner Ansicht wäre mit dem Aussterben des fränkischen Kaiserhauses auch die Oberlehnsherrlichkeit des Reiches über Burgund erloschen. Da belehnte der König den Grafen Konrad von Zähringen, den jüngeren Sohn des tapfern Berthold II., welcher in der westlichen Schweiz die Landgrafschaft Burgund besaß, auch mit Hochburgund, der späteren Freigrafschaft (Franche Comté), und gewann dadurch das zähringische Geschlecht, das seit vielen Jahren treu zu dem fränkischen Hause gestanden (S. 364 f.), für die königliche Sache. Aber die Zähringer kam die Ehre teuer zu stehen. Nicht nur, daß sich Reinhold im Felde behauptete, Konrad mußte auch sein väterliches Erbe im Breisgau, wo die Stammburg Zähringen am westlichen Abhange des Roßkopfes weit in das Oberrheinthal hinabschaut, sowie seine Besitzungen im Zürichgau wider die Staufer verteidigen.

1. Die Welfen. „Im römischen Reich," sagt Otto von Freising, „gab es bis auf unsere Zeit zwei berühmte Geschlechter, das der Heinriche von Waiblingen und das der Welfen von Altdorf; das eine pflegte dem Reiche Kaiser, das andere große Herzöge zu geben. Beide Geschlechter waren, wie es bei ruhmbegierigen Großen gewöhnlich der Fall ist, von gegenseitiger Eifersucht erfüllt, welche dem Reiche häufig Unruhen bereitete." Wir sind schon mehrfach dem berühmten Fürstenhause begegnet, dessen Stammväter unter den tapfern Scharen Odoakers zum Sturz des römischen Kaiserreichs mitgewirkt haben sollten. In Bayern und Schwaben, in den schönen, reich gesegneten Landschaften nördlich vom Bodensee finden wir die Welfen reich begütert und hoch angesehen, schon zur Zeit Karls des Großen durch den Grafentitel geehrt. Jene stolze, Graf Welf I.
herrschsüchtige und ränkevolle Judith, welche Ludwig der Fromme als zweite Gattin heimführte, war eine Welfin (V, 440. 577 f.). Von ihrem jüngeren Bruder Edico Edico I.
stammte die ältere Linie der Welfen ab. Wir haben gesehen, wie der zweite Graf dieses Edico II.
Namens sich ins bayrische Gebirg zog, aus Verdruß, daß sein Sohn Heinrich „mit Heinrich. c. 887.
dem goldenen Pfluge" für Überlassung eines großen Länderbesitzes zu König Arnulf in Lehnsverhältnis trat (V, 573). Es war dies derselbe, welcher in Altdorf, im Stammsitze seines Hauses, das Kloster Weingarten gründete, in dessen Grabgewölben

Welf II. c. 1030. die meisten Glieder ihre letzte Ruhestätte fanden. Einer seiner Nachkommen, Welf II., jener Waffen- und Schicksalsgenosse Ernsts von Schwaben (S. 183 f.), war der Gründer von Ravensburg, das neben Altdorf als Stammsitz des Geschlechtes galt. Welf III. c. 1047. Sein Sohn Welf III. wurde von Kaiser Heinrich III. mit dem Herzogtum Kärnten und Verona belehnt. Als er kinderlos starb (1055), gelang es dem Sohne seiner an Welf IV. † 1101. Markgraf Azzo II. von Este vermählten Tochter Kunigunde, Welf IV., die sämtlichen schwäbischen Besitzungen des Hauses in seine Hand zu bringen, während die italienischen Güter und Burgen, welche er gleichfalls zu erben gedachte, von Azzo II. einem jüngeren Sohne aus einer zweiten Ehe verliehen wurden (S. 234). Dieser vierte Welf ist der Stammvater des jüngeren, bis auf den heutigen Tag fortbestehenden Welfenhauses. Wir haben erfahren, welche treulose, von Ehrgeiz und Ländergier bestimmte Politik dieser unternehmende Mann in den bürgerlichen Kämpfen unter Heinrich IV. befolgte. Zum Lohn für den Abfall von seinem Schwiegervater Otto von Nordheim wurde er mit dem Herzogtum Bayern belehnt (S. 269), und kämpfte an der Unstrut in den Reihen des Königs (S. 286). Bald aber verließ er Heinrichs Sache. Auf dem Fürstentage zu Tribur (S. 316), wie bei der Wahl des Gegenkönigs Rudolf (S. 325) stand er auf seiten der gegnerischen Fürsten. Aber vor allem offenbarte sich sein ehrgeiziger, treuloser Charakter, als er sich der päpstlichen Partei anschloß und die Vermählung seines achtzehnjährigen Sohnes mit der dreiundvierzigjährigen Markgräfin Mathilde bewirkte (S. 359). Allein die Hoffnung, durch diese Verbindung die italienischen Besitzungen an das welfische Haus zu bringen, ging nicht in Erfüllung. Wir wissen, daß die Scheinehe nach einiger Zeit wieder gelöst ward, daß sich Welf mit dem Kaiser aussöhnte und dafür aufs neue die Belehnung mit Bayern empfing (S. 364). Als er auf dem Rückwege von dem unglücklichen Welf V. † 1119. Kreuzzuge auf der Insel Cypern starb (S. 579), folgte sein Sohn Welf V. in der Herzogswürde, die Erbgüter des Hauses dagegen wurden zwischen ihm und seinem jüngeren Bruder Heinrich dem Schwarzen geteilt. Welf hielt treu zu Kaiser Heinrich V.; von seinem trotzigen Auftreten auf der Kirchenversammlung zu Chalons ist früher die Rede gewesen (S. 382), auch in der Schlacht am Welfsholze (S. 401) stritt Welf für Heinrich V. Nach seinem kinderlosen Ableben im Jahre 1119 vereinigte Heinrich der Schwarze. † 1126. sein Bruder Heinrich der Schwarze den gesamten welfischen Hausbesitz und erlangte auch die bayrische Herzogswürde. Er befolgte dieselbe Politik in seiner Haltung zum Kaiser, war bei dem Abschluß des Wormser Konkordats zugegen und sicherte sich eine einflußreiche Stellung im Reich. Durch seine Vermählung mit Wulfhild, der älteren Tochter des Herzogs Magnus, faßten die Welfen zuerst festen Fuß in Sachsen, indem Heinrich bei dem Tode seines Schwiegervaters die Hälfte der ausgedehnten billungischen Güter, darunter Lüneburg, erbte. Daß Heinrich bei der Königswahl seine Stimme Lothar gab, obwohl Friedrich sein Schwiegersohn war, war von entscheidender Wirkung (S. 614). Im nächsten Jahr (1126) starb er im Kloster Weingarten. Von Heinrich der Stolze. † 1139. seinen beiden Söhnen erhielt der ältere, Heinrich, nachmals der Stolze genannt, die Erbgüter in Sachsen und die bayrische Herzogswürde, der jüngere, Welf VI., Welf VI. † 1191. die welfischen Allodialgüter in Schwaben. Schon jetzt behauptete Herzog Heinrich eine so bedeutende Stellung, daß in dem Thronstreit zwischen Lothar und den Hohenstaufen die Entscheidung in seiner Hand lag. Durch seine Vermählung mit Gertrud, der jungen Tochter Lothars und Richenzas, welche am 29. Mai 1127 in Gegenwart vieler bayrischen und schwäbischen Großen prunkvoll gefeiert ward, erwarb Heinrich dem welfischen Haus die braunschweigisch-nordheimschen Güter in Sachsen.

2. Die Zähringer. Das kräftige Fürstenhaus der Zähringer, dessen Stammgüter gleich denen der Welfen und Hohenstaufen in Schwaben und unsern

der Besitzungen der Habsburger lagen, leitet seinen Ursprung von Berthold dem Bärtigen ab, dessen Schicksale wir früher kennen gelernt haben (S. 240). Heinrich III. hatte ihm, wie er behauptete, die Anwartschaft auf die Herzogswürde in Schwaben zugesichert; da sie aber erst nach dem Tode des Kaisers zur Erledigung kam, so gelang es dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, sich durch die Kaiserin Agnes den Besitz derselben zu verschaffen; Berthold erhielt dafür die freie Markgrafschaft Kärnten mit Verona, ein geringer Ersatz für die höchste Würde in dem Lande, wo seine Stammgüter lagen. Diese Zurücksetzung erbitterte den Grafen Berthold gegen das fränkische Haus. Er trat daher auf die Seite der Gegner desselben und unterstützte Rudolf von Rheinfelden (Schwaben) in seinem Streben nach der Kaiserkrone. Wir wissen, welche traurige Zeiten dadurch über das südliche Deutschland kamen. Schwaben wurde schwer heimgesucht; der Bürgerkrieg verödete die fruchtbaren Felder des Breisgaus und Mittelrheins. Berthold, seiner entlegenen Lehen Kärnten und Verona beraubt und in seinen schwäbischen Erbgütern bedroht, fiel vor Kummer in Geistesverwirrung, in der er starb (S. 332). Sein ältester Sohn, Berthold II., erbte die Güter im Breisgau und wählte die kleine, aber feste Burg Zähringen, mit herrlicher Aussicht über die reichen Gefilde der Umgegend, zu seinem Sitz. Er und sein jüngster Bruder Gebhard von Konstanz gehörten zu den entschiedensten Gegnern der Frankenkönige und der Hohenstaufen (S. 357. 360. 362), bis er um die Zeit des ersten Kreuzzugs mit beiden seinen Frieden machte und einen Vergleich einging, worin er seinen Ansprüchen auf Schwaben entsagte, dafür aber in seinem herzoglichen Range und in seinen breisgauischen Besitzungen anerkannt ward (S. 364). Zugleich erteilte ihm der Kaiser mit dem Titel eines Herzogs von Zähringen die Reichsvogtei über den Thurgau und die Stadt Zürich. Dies war der Anfang einer Würde, die sich bald über die ostburgundischen Lande, die heutige Schweiz, erstreckte und dem Geschlechte einen großen Schauplatz wohlthätiger Wirksamkeit eröffnete. Bertholds II. anderer Bruder, Hermann, mit dem Beinamen „der Heilige", der von der Markgrafschaft Verona, die ihm der Vater zur Verwaltung übergeben hatte, den Titel eines Markgrafen führte, erwarb durch seine Gattin Judith, eine Tochter des ufgauischen Grafen von Kalw, die Burg Baden hoch über den Trümmern der römischen Aurelia, deren Bäder damals noch benutzt wurden, mit den ausgedehnten Gütern an der Osbach und den alten Orten Ettlingen und Durlach. Er ist der Stammvater der Markgrafen von Baden. Müde des Treibens der Welt folgte Hermann dem Zuge der Zeit. Er verließ seine Gattin und seinen Sohn, pilgerte, in ein Bußgewand gehüllt, nach dem Kloster Clugny und endete als Mönch. Sein Sohn gleiches Namens erbte außer der Burg und Herrschaft Baden, wo er seinen Sitz nahm, den Ort Backnang im Murrgau und die Burg Lintberg bei Kirchheim am Neckar. Bertholds II. Erstgeborner, Berthold III., gründete, wie früher erwähnt (S. 421), die Stadt Freiburg an der Dreisam nach dem Vorbilde Kölns, dessen blühenden Zustand er erkannte, als er nach einem unglücklichen Feldzuge mit Kaiser Heinrich V. eine Zeitlang als Gefangener daselbst geweilt hatte (S. 401). Ebenso erhob er den Marktflecken Villingen zu einem städtischen Gemeinwesen. Sein Bruder Konrad, der dem Kinderlosen in der Herzogswürde nachfolgte, vollendete das Begonnene, indem er der Freiburger Bürgerschaft durch einen Freibrief hohe Rechte verlieh und zu dem herrlichen Münster, der Zierde deutscher Baukunst, den Grund legte. Dieser Zähringer, der in allen Unternehmungen einen großartigen Sinn bewies, erhielt nun von Lothar das Reichsverweseramt über Burgund, das er aber nur durch eine Reihe heftiger Kämpfe mit den einheimischen Fürsten zu behaupten vermochte. Der verheerende Krieg, den Konrad durch seinen Anschluß an die kaiserlich-welfische Partei über sein Land brachte, war noch nicht beendigt, als er

Randnotizen: Berthold der Bärtige. † 1078. — 1078. — Berthold II. 1078–1111. — Hermann. † 1074. — Berthold III. 1111–1123. — 1115. — Konrad. 1123–1152. — 1152.

Berthold IV. 1152—1186. starb und sein Sohn, Berthold IV., sein Nachfolger ward. Dieser, gleich groß in den Künsten des Kriegs wie des Friedens, verglich sich, wie wir später sehen werden, mit dem Hohenstaufen Friedrich Barbarossa und erhielt gegen die Zusage der Heeresfolge auf des Kaisers italienischen Feldzügen nicht nur seine Stammgüter zurück, sondern auch die burgundischen Reichslehen und die Vogtei über Genf, Lausanne und Sitten. Ihm verdankt die Stadt Freiburg im Üchtlande, das ganz nach dem Muster der breisgauischen eingerichtet wurde, ihre Entstehung, und in seinen Erblanden gründete er Neuenburg am Rhein und Offenburg und Haslach an Berthold V. 1186—1218. der Kinzig. Sein Sohn, Berthold V., trat in seines Vaters Fußstapfen. Er legte den Grund zu den Städen Bern, Burgdorf, Yverdun und Minden (Moudon), und behauptete sein Ansehen in den burgundischen Landen durch die Gewalt seiner Waffen und die Stärke und Festigkeit seines Charakters und Willens. Durch Sparsamkeit und guten Haushalt erwarb er sich solche Schätze, daß man ihm den Beinamen des Reichen beilegte, aber seine Sparsamkeit zog ihm den Vorwurf des Geizes und sein strenges Verfahren gegen seine Feinde den der Härte und Grausamkeit zu. Daß ihm Geld und Ruhe über Ruhm und äußere Ehre ging, ersieht man daraus, daß er sich um 11,000 Mark Silbers bestimmen ließ, seine durch die Wahl mehrerer Fürsten erlangten Ansprüche auf den deutschen Kaiserthron an Philipp von Schwaben abzutreten. Freilich hätte er wenig Aussicht auf Erfolg gehabt, wo schon Welfen und Hohenstaufen darüber im Kampfe lagen. — Als Berthold V. kinderlos starb, wur-
1218. den seine Besitzungen geteilt. Die Reichslehen, wozu die Städte in den burgundischen Landen und Offenburg an der Kinzig gehörten, fielen an den Kaiser; die Güter im Breisgau, in Schwaben und auf dem Schwarzwalde erbte die älteste an den Grafen von Urach vermählte Schwester, indes die Besitzungen in Helvetien an den Gemahl der jüngern Schwester, den Grafen von Kyburg, übergingen. Egon von Urach verkaufte sein Stammschloß auf dem schwäbischen Albgebirg und siedelte nach dem Breisgau über. Durch seine Söhne teilte sich sein Geschlecht in die Grafen von Freiburg, denen die breisgauischen Länder angehörten, und die Grafen von Fürstenberg, die die schwarzwäldischen Besitzungen mit den Städten Villingen und Haslach besaßen. Hundertundachtundvierzig Jahre blieb Freiburg bei Egons Hause.

Der Gegenkönig Konrad in Italien. Dez. 1127. Die geringen Erfolge der königlichen Waffen bewogen Konrad von Franken als Gegenkönig aufzutreten. Ohne sich durch den Bann mehrerer deutschen Erzbischöfe schrecken zu lassen, legte er sich den Königstitel bei und wurde von seinem Bruder und den Anhängern der fränkischen Dynastie in dieser Würde
1128. anerkannt. Dadurch gewann der Parteikampf größere Bedeutung. Im Frühjahr eilte Konrad über die Alpen, um sich in Italien Anhang und Geltung zu verschaffen, ehe Lothar seine Romfahrt antreten könnte. Der Bann, den Papst Honorius über den Widersacher seines „geliebten Sohnes" aussprach, hielt die Mailänder, die über die Gerechtsame ihrer Kirche eben wieder mit Rom im Streit lagen, nicht ab, den Blutsverwandten der Heinriche mit großer Feierlichkeit als König in ihrer Stadt zu begrüßen. Der Erzbischof Anselm sah sich genötigt, ihn in Monza und Mailand mit der lombardischen Krone zu schmücken. Parma und Bologna folgten dem Beispiele Mailands, einige Städte und Großen des Landes wurden mit Gewalt zur Unterwerfung und Anerkennung gezwungen; dagegen stimmten die Bischöfe von Cremona, Pavia und Novara dem Bann-

fluche bei und mehrere wichtige Stadtgemeinden, wie Brescia und Piacenza, hielten ihre Thore verschlossen. So blieb trotz dieses glücklichen Anfanges Konrads Königtum in Italien ohne feste Grundlage. In Tuscien hatte er geringe Erfolge und vor Rom scheiterten seine Hoffnungen. Nicht nur, daß Honorius bei der Exkommunikation beharrte und sie sogar über den Mailänder Metropoliten ausdehnte; es ergingen auch dringende Aufforderungen an Lothar, sich nicht länger von Italien fern zu halten. Konrad kehrte an den Po zurück; aber selbst den Mailändern wurde er bald unbequem; nur mit Mühe hielt er sich noch einige Zeit in Parma, kaum im stande für sich und sein geringes Gefolge den nötigen Unterhalt zu beschaffen. Der Zug nach Italien, der die Hohenstaufen hatte zum Siege führen sollen, vereitelte ihre Hoffnungen: er zersplitterte ihre Streitkräfte und verschaffte dadurch den Gegnern das Übergewicht.

Inzwischen wütete ein wechselvoller Bürgerkrieg in den deutschen Gauen. Bürgerkrieg in Deutschland.
Der hohe Klerus stand der Mehrzahl nach auf Lothars Seite; dagegen hielten 1129. 1130.
von den weltlichen Großen viele zu den Hohenstaufen. Wie Burgund wurde auch Niederlothringen von blutigen Fehden zerrissen, als der König den von Heinrich V. eingesetzten Herzog Gottfried von Löwen (S. 377, 382) seiner Würde entsetzte und Walram, den Sohn Heinrichs von Limburg, mit dem Herzogtum belehnte. Gottfried und seine Partei erlitten zwar bei Duras eine Nie- Aug. 1129.
derlage, doch behauptete derselbe wenigstens in den westlichen Teilen, in Brabant, seine Stellung und setzte den Kampf gegen den Rivalen noch lange fort. Auch am Oberrhein, wo die fränkische Dynastie die meisten Anhänger zählte, faßte Lothar festen Fuß, seit er Speier, wo die Gebeine der Kaiser ruhten und warme Sympathien für das verwandte Geschlecht in den Herzen der Bürgerschaft sich regten, nach hartnäckigem Widerstand zur Ergebung gezwungen. Dez. 1129.
Friedrichs II. hochherzige Gemahlin Agnes, welche die Verteidigung geleitet und alle Beschwerden des Kriegs mit den Einwohnern geteilt hatte, wurde von dem König reich beschenkt entlassen. Im nächsten Jahr rückte Lothar in Ver- 1130.
bindung mit den Herzögen von Bayern, Kärnten und Böhmen abermals vor Nürnberg, um die vor drei Jahren unter dessen Mauern erlittene Schmach zu rächen. Diesmal waren seine Waffen erfolgreicher. Im Oktober mußte sich Nürnberg, neben Speier und Ulm die bedeutendste Stadt, welche die Hohenstaufen aus dem fränkischen Erbe ansprachen, ergeben. Auch in Sachsen und Thüringen siegte die königliche Sache. Hermann von Winzenburg, ein leidenschaftlicher Mann, der seinen Vasallen Burkhard von Luchenheim ermordet hatte, wurde seiner Besitzungen, die er von Heinrich V. empfangen, beraubt, worauf Graf Ludwig III., der Freund und Fahnenträger Lothars, mit der Landgrafschaft Thüringen, Konrad von Wettin mit der Markgrafschaft Meißen belehnt und der wilde Frevelmut, der sich während der bürgerlichen Unruhen zu Mord und Ruchlosigkeit verstiegen, mit Strenge gebändigt wurde.

Im nächsten Jahr gab Lothar die Niederlausitz, die Albrecht der Bär innehatte, 1131.

dem Sohne Wiprechts von Groitzsch zurück. Dafür erhielt der tapfere Markgraf in der Folge als Ersatz und zugleich als Lohn für die auf dem italienischen Feldzug geleistete
1134. Hilfe die durch den Tod Konrads von Plötzgau in Erledigung gekommene Nordmark. Als Heinrich von Groitzsch am letzten Tage des Jahres 1135 auf dem Wege nach dem Reichstag in Speier zu Mainz starb, wurde Konrad von Meißen auch noch mit der Mark Niederlausitz belehnt.

Papst und Gegenpapst. Als der König noch mit der Belagerung von Nürnberg beschäftigt war, kamen Boten aus Italien an, welche ihn mit den Vorgängen in Rom bekannt machten und seine Entscheidung bei der streitigen Papstwahl verlangten. Honorius II., der einst durch den Einfluß des römischen Stadtadels, besonders der Familie Frangipani, auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden und während seines fünfjährigen Pontifikats mit kleinen Kriegen gegen die Burgherren Latiums und durch Streitigkeiten mit Roger von Sizilien wegen des erledigten
1130. Herzogtums Apulien beschäftigt gewesen, war am 14. Februar gestorben. Seine Leiche war kaum in die Erde gesenkt, so rief die Partei der Frangipani den Kardinal Gregor als Papst aus und einige Stunden nachher die Gegenpartei den Kardinal Petrus, den Sohn des reichen Pierleone. Jener nannte sich Innocenz II., dieser Anaklet II. Beide standen einander gegenüber, „wie Jakob und Esau, die um das Erstgeburtsrecht haderten“. Der letztere, dessen Geschlecht aus der römischen Judengasse (Ghetto) an dem Tiber hervorgegangen, aber durch Wucher, Geschäftsgewandtheit und Glück zu Macht und Reichtum emporgestiegen war und, zum Christentum bekehrt, seit zwei Generationen dem städtischen Adel angehörte, siegte in Rom durch den Einfluß seiner Familie und ihrer zahlreichen Klientel. Er wurde in St. Peter geweiht, ließ sich im Lateran nieder und nötigte den mit dem Banne belegten Gegenpapst zur Flucht. Innocenz II. schiffte sich heimlich auf dem Tiber ein und entwich über Pisa und Genua nach Frankreich. Hier fand er an dem heiligen Bernhard von Clairvaux, der damals die größte Macht auf die Gemüter der Zeitgenossen übte, einen beredten Fürsprecher. Frankreich, England, Spanien und fast alle Mönchsorden erkannten ihn als rechtmäßigen Papst an. Aber das entscheidende Wort stand bei dem deutschen Herrscher. An ihn wandte sich Anaklet und suchte ihn auf seine Seite zu ziehen; er erneuerte den Bann gegen den noch immer in Italien weilenden Konrad; die Römer verhießen ihm als Preis der Anerkennung die Kaiserkrone. Ebenso eifrig bewarb sich Innocenz um seine Bestätigung. Lothar hielt mit seiner Entscheidung zurück, bis er die Meinung seines Klerus eingeholt. Erst als in Würzburg, wo sich um die Mitte Oktober sechzehn deutsche Bischöfe einfanden und Erzbischof Norbert von Magdeburg, der Stifter des Prämonstratenser-Ordens, sich gleich dem Abte Bernhard für den zuerst gewählten Innocenz aussprach, ließ der König demselben durch eine feierliche Gesandtschaft nach Frankreich seine Anerkennung melden. Was half es indessen, wenn die gesamte Christenheit im Norden und Westen der Alpen ihre Stimme für Innocenz erhob,

der Gegenpapst Anaklet jedoch auf dem apostolischen Sitze inmitten einer ergebenen Bevölkerung und mächtiger Familienverbindungen sicher thronte? Jener bedurfte daher außer der Anerkennung auch noch bewaffneter Hilfe, und diese konnte nur Lothar gewähren. Zu dem Zweck wurde eine Zusammenkunft der beiden Häupter des christlichen Abendlandes in Lüttich veranstaltet. Wie sehr hatten sich die Dinge geändert! Während Gregor einst den deutschen König im Bußgewande zu seinen Füßen sah, nahte sich jetzt sein Nachfolger dem deutschen Herrscher, der mit einer großen Anzahl geistlicher Würdenträger in Lüttich eintraf, als Schutzflehender und Hilfesuchender. Ein Fürst von kühnerer Natur und weiterem Gesichtskreise hätte die Gelegenheit zur Wiedererlangung der alten Investiturrechte benutzt; allein Lothar „der geliebte Sohn der Kirche", der in frommer Demut die Zügel des Zelters führte, auf welchem der Papst in die Stadt einritt, verschmähte es in die Bahnen des ihm verhaßten Frankenhauses einzutreten. Er ließ sich durch den heiligen Bernhard, der Innocenz nach Lüttich begleitet hatte, leicht bereden, die zum Schrecken des Papstes anfangs gestellte „gottlose Zumutung", daß die Einsetzung der Bischöfe der Krone zurückgegeben werde, wieder fallen zu lassen. Vielmehr gab er ihm die Zusicherung, ihn mit gewaffneter Hand nach Rom zu führen, wofür ihm Innocenz gern die Kaiserkrone versprach. 22. März 1131.

Aber so schnell als der Papst hoffte, wurde der Römerzug nicht angetreten, obwohl noch im Oktober desselben Jahres die Synode von Reims sich für Innocenz erklärte und über Anaklet den Bann aussprach. Die Zerrüttung in den wendischen und dänischen Landen, die den König zu einem Feldzug an die Eider nötigte, die Streitigkeiten in Lothringen aus Anlaß einer Bischofswahl in Trier und die feindselige Haltung der Hohenstaufischen Partei, die selbst durch den über Friedrich ausgesprochenen päpstlichen Bann nicht entmutigt wurde, hielten Lothar bis zum nächsten Herbst in Deutschland zurück. Erst als er den dänischen Königssohn Magnus zur Anerkennung der deutschen Oberlehnsherrlichkeit gebracht und durch die Einsetzung des französischen Prälaten Adalbero (Albero) in das Erzstift Trier die lothringischen Lande allmählich zur Ruhe und Ordnung zurückkehrten, konnte der Zug über die Alpen angetreten werden. Nachdem Lothar seinem Schwiegersohn Heinrich von Bayern die Fortführung des Krieges wider die Hohenstaufen übertragen, zog er mit einem kleinen Heerhaufen von Würzburg nach Augsburg. Diese Stadt wurde für ihre Anhänglichkeit an den schwäbischen Herzog schwer gestraft, wobei die böhmischen und slawischen Hilfstruppen sich roher Gewaltthätigkeiten schuldig machten. Im Herbst ging der Zug durch das Etschthal nach Oberitalien, das der Gegenkönig Konrad kurz zuvor verlassen hatte. Aber die geringen Streitkräfte, die Lothar mit sich führte, waren nicht geeignet, den Italienern Achtung einzuflößen. Verona und Mailand verschlossen ihre Thore; Crema wurde mehrere Wochen lang vergeblich belagert. Auf der Ronkalischen Ebene, wo sich Innocenz, dessen Ansprüche auf

Lothars erster Zug nach Italien. 1132.

1131.

August 1132.

den apostolischen Stuhl auch der lombardische Klerus auf der Kirchenversammlung in Piacenza anerkannt hatte, bei ihm einfand, versammelte er seine Anhänger
Nov. 1132. zu einem Reichstage und feierte dann Weihnachten zu Medicina im bolognesischen Gebiet. Um Ostern des folgenden Jahres schlug Lothar, mit dem Papst vereinigt, sein Lager bei St. Agnese vor dem Nomentanischen Thor auf. Allein sein Heer, die italienischen Hilfstruppen inbegriffen, zählte nicht über zweitausend Ritter.

Die Vorgänge in Rom. Lothars Kaiserkrönung und Rückkehr. 1133. Anaklet war in schlimmer Lage. Er hatte sich mit den Normannen in Verbindung gesetzt und Herzog Roger II., den schon Honorius nach einigem Widerstreben mit Apulien und Kalabrien belehnt, als König von Neapel und Sizilien gegen Anerkennung der päpstlichen Oberlehnsherrlichkeit bestätigt; allein diese Verbindung brachte ihm keine Hilfe, da, wie früher erwähnt (V, 747), Roger um diese Zeit mit Rainulf von Alife in einem unglücklichen Krieg begriffen war. Vergebens hatte er sodann an den heranrückenden Lothar Gesandte geschickt und ihn aufgefordert, die Rechtmäßigkeit der Papstwahl durch ein unparteiisches Gericht untersuchen zu lassen; Norbert von Magdeburg bewog den König, das Verlangen zurückzuweisen, da die Kirche bereits entschieden habe. Dennoch beharrte Anaklet im Widerstand. Seine vorteilhafte Sellung in Rom, wo er die meisten Festungen in seiner Gewalt hatte, und die geringe Anzahl der feindlichen Streitkräfte gaben ihm Mut. Er konnte es freilich nicht verhindern, daß die gegnerische Partei, die Frangipani an der Spitze, in das königliche Lager hinauszog und die Pisaner und Genuesen mit ihren Schiffen den Tiber sperrten; daß unter ihrem Beistand Lothar am 30. April von der Ostseite her in die Stadt einrückte, den Aventin besetzte und einige Wochen später mit seiner Gemahlin Richenza in Gegenwart vieler Bischöfe und Großen von Innocenz II. in der Laterankirche die Kaiserkrone empfing; dagegen saß Anaklet unüberwunden auf seinen Schlössern und spottete in der Engelsburg seiner Feinde, denen St. Peter, der herkömmliche Krönungsort, verschlossen blieb. Weder die Acht, die Lothar gegen den widerstrebenden Kirchenfürsten aussprach, noch die Versuche, ihn mit den Waffen zu zwingen, vermochten den Mut des festen Mannes zu brechen. Bald darauf zwang die Landung Rogers in Apulien und der Fortgang seiner Waffen den Kaiser auf den Rückzug zu denken. Nachdem er mit Innocenz sich über die Mathildeschen Erbgüter, welche seit dem Tode der großen Gräfin trotz des Widerspruchs der Kurie von Markgrafen des Reichs verwaltet worden, dahin geeinigt, daß er gegen einen Jahreszins von hundert Mark Silber für sich und seinen Schwiegersohn auf Lebenszeit die Belehnung empfing mit der Bedingung, dem apostoli-
1133. schen Stuhl dafür den Eid der Treue zu leisten und dadurch dessen Eigentumsrecht anzuerkennen, verließ er Mitte Juni Rom und kehrte über Parma und Mantua nach Deutschland zurück. Dieser Vertrag, der später auf einem Bilde so dargestellt wurde, als habe Lothar die Kaiserkrone vom Papst zu Lehen em-

pfangen und sei dessen Vasall geworden, war die dürftige Frucht des italienischen Zuges und insofern für die Zukunft verhängnisvoll, als das bisher bestrittene Recht der Kirche auf die reichen Mathildeschen Güter nun eine sichere Grundlage erhalten hatte. Die Lage des Papstes Innocenz aber blieb dieselbe. Nach wenigen Wochen sah er sich zum zweitenmal zur Flucht aus Rom genötigt. Er nahm seinen Aufenthalt in Pisa, das sich aus Eifersucht und Handelsneid wider Sizilien gleich anfangs für ihn erklärt hatte, und den Bemühungen des heiligen Bernhard gelang es auch Mailand und die lombardischen Städte für ihn zu gewinnen. Nur Rom und Unteritalien hielten zu Anaklet.

Der klägliche Ausgang des Römerzugs schmerzte den Kaiser tief. Er sah ein, daß die Zerwürfnisse mit den Hohenstaufen, gegen welche er die tüchtigsten Streitkräfte richten mußte, die Ursache des Mißlingens waren, und wünschte darum eine Versöhnung. In diesem Streben kamen ihm die Hohenstaufen entgegen. Wie tapfer sie auch gegen die Welfen und Zähringer gestritten; als Heinrich von Bayern ihre getreue Stadt Ulm einnahm und der Verwüstung preisgab, und der Kaiser selbst, nachdem er in Norddeutschland glänzende Erfolge erlangt, die Missionen des Bischofs Vizelin gegen die Wenden in Gang gebracht, auf dem Fürstentag in Goslar aufs neue den Lehnseid des Dänenfürsten Magnus empfangen und zweckmäßige Anordnungen zur Beförderung des deutschen Handels getroffen, mit Heeresmacht in Schwaben einrückte und das Land weithin verwüstete, da beugten sie sich und boten die Hände zu dem Friedenswerk, das der heilige Bernhard von Clairvaux aus allen Kräften betrieb, um eine neue erfolgreichere Romfahrt zustandezubringen. Unter seiner und der Kaiserin Vermittelung fand die Versöhnung statt. In der glänzenden Fürstenversammlung zu Bamberg warf sich Friedrich vor dem Kaiser nieder, schwur ihm Treue und versprach seinen Beistand zu einem neuen Zug nach Italien; dafür wurde er von Acht und Bann befreit und als Herzog von Schwaben bestätigt. Einige Monate später folgte Konrad dem Beispiele des Bruders und erhielt seine Besitzungen zurück. Jetzt stand Lothar auf dem Höhepunkt seiner Macht, und wenn er auch nicht mit den großen Fürstengestalten der sächsischen und fränkischen Zeit verglichen werden konnte, so hatten doch günstige Umstände es so gefügt, daß die Nachbarstaaten sich ehrfurchtsvoll vor des Reiches Hoheit beugten. Als Lothar um Pfingsten einen glänzenden Reichstag in Magdeburg hielt, empfing Erich von Schleswig, dem durch den raschen Hingang des Dänenkönigs Nikolaus und seines Sohnes Magnus die Herrschaft über das nordische Inselreich zugefallen, mit gefalteten Händen die dänische Krone als deutsches Lehen aus des Kaisers Hand und trug ihm beim Kirchengang das Schwert vor; der alte Polenherzog Boleslaw „Schiefmund", der in dem ungarischen Thronfolgekrieg großen Schaden gelitten, ließ durch Gesandte seine Ergebenheit versichern und erschien einige Monate nachher in eigner Person auf einem neuen Fürstentag in Merseburg, um den seit zwölf Jahren vorenthaltenen Tribut zu entrichten, Unterwerfung zu

Aussöhnung mit den Staufen. Lothars Machtstellung. 1134. 1135.

August 1134.

15. April.

März 1135.

15. Aug.

geloben und für Pommern und Rügen den Lehnseid zu leisten; der Herzog von Böhmen war ein treuer dienstpflichtiger Vasall des Kaisers und das zwieträchtige, durch Parteikämpfe und Bürgerkrieg zerrissene Ungarn bedurfte des deutschen Schutzes und holte in dem Thronstreit zwischen Bela und Boris die Entscheidung des Kaisers ein. Selbst die hochmütigen Griechen schickten Gesandte und Geschenke und buhlten um seine Gunst. Für Deutschland wurde ein zehnjähriger allgemeiner Landfrieden aufgerichtet und beobachtet. „In den Tagen Lothars," sagt der Annalist Helmold, „begann ein neues Licht zu scheinen; nicht bloß in Sachsen, sondern im ganzen Reiche waren die Zeiten beruhigt, die Dinge im Überfluß, zwischen Reich und Kirche Friede."

Zweiter Zug nach Italien. 1136. 1137. Nun schien die Stunde gekommen, um durch einen neuen Zug über die Alpen das kaiserliche Ansehen auch in Rom und Italien herzustellen, die deutschen Waffen wieder zu Ehren zu bringen und den Kirchenfrieden auch jenseits der Berge zu begründen. Nicht nur der in Pisa weilende Papst und der heilige Bernhard hatten Lothar mit Mahnrufen bestürmt, daß er doch der bedrängten Kirche zu Hilfe kommen möge, auch griechische und venetianische Gesandte waren mit reichen Geschenken in Deutschland erschienen, um ihn zu einem Feldzug gegen die siegreich vordringenden Normannen zu bewegen. Auf seinen Ruf
1136. stellten sich viele geistliche und weltliche Herren mit ihren Mannen in Würzburg ein, so daß der Kaiser schon im August mit einem stattlichen Reichsheere, wie man lange keins gesehen, nach Tirol aufbrechen konnte, um über Trient in Oberitalien einzurücken. Die bedeutendsten Fürsten, unter ihnen Konrad von Hohenstaufen, der Bannerträger des Reichs, Albrecht der Bär und Heinrich von Bayern, folgten seiner Fahne. Dem letztern, dem Lothar bei dieser Gelegenheit die Mathildeschen Güter und die Markgrafschaft Tuscien übertrug, wünschte er die Nachfolge im Reich zu verschaffen und suchte nicht nur die deutschen Fürsten, sondern auch den Papst für den Plan zu gewinnen. Innocenz gab ihm in einem salbungsvollen Briefe die trostreiche Hoffnung, wie Gott dem König David, weil er ihm treu gedient, einen Nachfolger in seinem Sohne gegeben, so werde auch ihm, wenn er der Kirche treu diene und ihr zu Hilfe komme, das Glück zu teil werden, daß die Krone bei seiner Familie bleibe, ohne sich jedoch durch eine bestimmte Zusage zu binden. In Verona fanden die Deutschen freundliche Aufnahme: ebenso in Mailand, wo Bernhard eine vollkommene Sinnesänderung bewirkt hatte. Aber bei der feindseligen Stimmung der meisten übrigen Städte gegen das übermütige Mailand hatte dieses Entgegenkommen die Folge, daß sich mehrere andere, wie Pavia, Mantua, Cremona, zur Gegenpartei schlugen. Nachdem Lothar Garda und Guastalla erstürmt und seinem Schwiegersohne Heinrich zu Lehen gegeben, andere, wie den Bischof von Mantua zur Unterwerfung gebracht, berief er alle Lehnsleute Italiens zu einer Reichsversammlung auf dem Ronkalischen Felde. Sie war glänzend. Dennoch waren viele der kleineren Vasallen ausgeblieben, weil, wie versichert wurde, sie

durch Verkauf oder Zersplitterung ihrer Lehnsgüter so verarmt waren, daß sie die Heeresfolge nicht mehr leisten konnten. Davon nahm Lothar Veranlassung, ein Gesetz zu erlassen, daß kein Vasall ohne Erlaubnis seines Herrn sein Lehen eigenmächtig in fremde Hände bringen dürfe. Wer dies Gebot übertrete, solle sein Gut und der vermittelnde Notar sein Amt verlieren. — Nachdem Lothar die Städte Pavia, Vercelli, Turin bezwungen, dann auf dem Rückweg Piacenza erstürmt und Bologna nach langer Verteidigung zur Ergebung gebracht, nahm er seinen Aufenthalt in Ravenna, um von dort aus seine Gegner in Unteritalien und Rom anzugreifen. Dem König Roger, einem Fürsten von klarem Verstand und starkem Arm, der Kühnheit mit List und Verschlagenheit verband und eben so erbarmungslos gegen seine Feinde als großmütig und wohlwollend gegen seine Anhänger auftrat, war es gelungen, die widerspenstigen Vasallen, Rainulf von Alife, Robert von Capua und Sergius von Neapel trotz des Beistandes der Pisaner, die bei der Gelegenheit Amalfi zerstörten und die letzte Blüte dieser berühmten Handelsstadt vernichteten, zu vertreiben und das ganze Land zur Unterwerfung zu bringen. Als nun aber das kaiserliche Heer in zwei Abteilungen heranrückte, Lothar selbst, unterstützt von den Venetianern, alle Küstenorte von Ravenna und Ankona bis Trani und Bari unterwarf, während sein Schwiegersohn Heinrich mit Papst Innocenz II. auf der Westseite des Gebirges durch Tuscien und Latium zog, die meisten Städte von Viterbo bis Capua und Benevent bezwingend, verließ Roger das Festland und erleichterte dadurch das siegreiche Vorgehen der Feinde. Denn die Städte, wie die Barone und Ritter schlossen sich aus Haß gegen die übermütigen Normannen gern den Deutschen an. Bari, die feste Seestadt, und Melfi, der alte Sitz der Normannen, waren gefallen, Lothar ging bereits mit dem Plane um, Kalabrien zu durchziehen und den Gegner in Sizilien aufzusuchen, da traten Ereignisse ein, welche die hochfliegenden Entwürfe durchkreuzten.

6. Nov. 1136.

Jan. 1137.

1136.

1. Meuterei im Heer.

Unter den deutschen Truppen erzeugte die lange Entfernung von der Heimat Unzufriedenheit, die bei der Nachricht eines beabsichtigten sizilischen Feldzuges, vielleicht auch durch die Bestechungen Rogers, sich zur Meuterei steigerte. — Zwar wurde diese durch das rasche Einschreiten Lothars im Keime unterdrückt, dagegen erhob sich zwischen Kaiser und Papst ein Streit, welcher alle ferneren Eroberungspläne vereitelte. Wenn Lothar gehofft hatte, die Vereinigung des Herzogs von Bayern und des Papstes würde ein dauerndes Freundschaftsverhältnis zwischen beiden begründen und seinem Schwiegersohne die Nachfolge im Reich sichern, so sollte er bald enttäuscht werden. Heinrich war schon bei Viterbo, wo er die Loskaufsumme der Stadt für sich behielt und noch mehr in Monte Cassino, wo er Rainald von Etrurien, einen Anhänger des Gegenpapstes Anaklet, als Abt anerkannte, mit Innocenz in Feindschaft geraten. Der Streit über die Abtei, die von jeher unmittelbar unter dem Reich gestanden, wurde durch die Vermittelung des Kaisers dahin ausgeglichen, daß Rainald, welcher persönlich im Lager bei Potenza erschien und durch den gelehrten Diakonus Peter, den Fortsetzer der Chronik von Monte Cassino, die Rechte des Klosters darthun ließ, dem Gegenpapst entsagte und Innocenz als Oberhirten anerkannte, dafür aber vom Banne

2. Innocenz mit Lothar und Heinrich in Streit.

losgesprochen und im Besitze seiner Würde belassen ward. — Noch heftiger war der Streit, welcher bald darauf zwischen dem Kaiser selbst und dem Papst entbrannte, als die zur See von genuesischen und pisanischen Schiffen und zu Lande von den deutschen Truppen hart bedrängte Stadt Salerno nach langer Belagerung zur Ergebung gezwungen und von beiden als Eigentum angesprochen ward, und als bei Gelegenheit einer neuen Belehnung mit Apulien die Stellung des Reichs und des apostolischen Stuhles zum südlichen Italien in Frage kam. Es wurde früher erwähnt, daß, da sich die Häupter der Christenheit über das Hoheitsrecht nicht einigen konnten, beide vereinigt die Lehnsfahne dem neuen Herzog von Apulien, Rainulf von Alife, überreichten. (18. Aug. 1137.)

Lothars Rückkehr und Ende. Mit diesem Akte der Belehnung, wodurch nochmals die Reichsgewalt über Süditalien ausgedehnt ward, schloß der italienische Feldzug Lothars. Verstimmt über den Undank des Papstes, dem er so große Opfer gebracht, traf er Anstalten zum Rückzug. Nachdem er im Lager vor Benevent mit Innocenz und Rainulf über die Beschützung des eroberten Landes Beratung gepflogen, zog er über Monte Cassino, wo ein deutscher Kleriker, Wibald von Stablo, an die Stelle des unzuverlässigen Rainalds zum Abte erhoben und dem Kaiser die Abzeichen des römischen Patriziats überbracht wurden, nach Präneste und Tibur. (14. Sept.) Anaklet hielt sich immer noch in Rom, aber in so geringem Ansehen, daß der Graf Ptolemäus von Tuskulum, der römische Konsul, vor dem Kaiser erschien, ihm und dem Papst den Eid der Treue leistete und dafür als Reichsfürst die Bestätigung seiner Besitzungen empfing. In Farfa trennte sich Lothar von Innocenz und bahnte sich dann mit dem Schwerte durch die ungehorsamen Provinzen den Weg nach Bologna und Oberitalien. Im November zog er schwach und leidend über Verona nach Trient. Das Gefühl des herannahenden Todes weckte die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Er eilte rastlos vorwärts. Aber er kam nur bis zu dem Dorfe Breitenwang auf der Grenze Bayerns, zwischen Inn und Lech. Sterbend belehnte er hier seinen Schwiegersohn Heinrich mit dem Herzogtum Sachsen und überreichte ihm die Reichsinsignien. Dann erwartete er in einer elenden Alpenhütte den Tod, der am 4. Dezember eintrat. Die Leiche des von Freund und Feind wegen seiner Milde, Tugend und Tapferkeit gepriesenen Herrschers wurde von der Kaiserin nach Sachsen geführt und dort in dem von ihm erbauten Kloster Lutter feierlich beigesetzt. (31. Dez.)

Das Königreich Neapel ein päpstliches Lehen. Lothar hatte noch den Kummer aus einem Briefe Wibalds von Monte Cassino zu erfahren, daß seine so teuer erkauften Siege „verlorene Thaten waren, welche sein edles Greisenalter mit einem frischen, aber unfruchtbaren Lorbeer schmückten". Denn kaum war das Heer abgezogen, so kehrte König Roger rachedürstend aus Sizilien zurück; Capua, Benevent, Salerno, Neapel, viele feste Burgen ergaben sich im ersten Schrecken. Seine Feinde wurden nach kurzer Gegenwehr zur Flucht oder Unterwerfung gezwungen. (30. April 1139.) Nur Rainulf widerstand heldenmütig, bis sein plötzlicher Tod in Troja den Normannenfürsten auch von diesem Gegner befreite. Mittlerweile war Anaklet in Rom gestorben. (25. Jan. 1138.) Die Aufstellung eines neuen Gegenpapstes, des Kardinals Gregor als Viktor IV., hatte, trotz der Anerkennung durch den gebannten Roger, keinen Erfolg. Dem heiligen Bernhard gelang es, Innocenz mit den Pierleoni und der Partei Ana-

flets auszusöhnen, den Kardinal als reuigen Sünder zu den Füßen des heiligen Vaters zu führen und den Kirchenfrieden herzustellen. Nur Roger beharrte noch in Trotz. Aber als Innocenz den thörichten Plan faßte, in Verbindung mit dem vertriebenen Herzog von Capua den mächtigen Normannenfürsten mit den Waffen zu bekämpfen, geriet er in Gefangenschaft und zögerte dann nicht länger, „dem erlauchten und berühmten König Siziliens und seinen Erben", die sich ihm demütig zu Füßen warfen, das Königtum und den Besitz aller eroberten Länder, mit Ausnahme Benevents, zu bestätigen. 27. Juli 1139. „So wurde die kostbare Anstrengung Lothars, welche doch der Vernichtung des usurpierten Königreichs Sizilien gegolten hatte, vom Papst selbst für eine Thorheit erklärt." Innocenz begriff leicht, daß ein Bund mit den Normannen für den römischen Stuhl vorteilhafter sei, als die Ausdehnung der Hoheitsrechte des Reichs über Unteritalien. Für die Bestätigung der Königswürde willigte Roger gern ein, die Lehnsherrlichkeit des Papstes über das Königreich Neapel anzuerkennen. War doch das Verhältnis nicht viel mehr als eine bedeutungslose Form.

b. Waiblinger und Welfen.

Wiederum wurden die Reichsfürsten zur Königswahl eingeladen, welche Stimmung und Lage. Pfingsten zu Mainz vorgenommen werden sollte. Die Verhältnisse waren ähnlich wie nach Heinrichs V. Tod, nur die Personen und die Parteistellung waren verschieden. Wie einst Friedrich von Hohenstaufen als der nächste erbberechtigte Fürst mit Sicherheit auf die Nachfolge im Reich gerechnet hatte, so jetzt Heinrich von Bayern. Er war im Besitze der Reichsinsignien; er verband mit der Herzogswürde von Bayern und Sachsen das reichste Allodialgut in beiden Ländern; ihm war die Markgrafschaft in Tuscien als päpstliches Lehen zugesichert worden; mit stolzem Munde rühmte er sich, daß seine Besitzungen vom Mittelmeer bis zur Ostsee reichten. Dabei war er ein Mann von Kraft und ritterlichem Wesen, ebenso geschickt, in seinen Landen Frieden und Ordnung zu erhalten als in der Schlacht die Kriegsscharen zu befehligen und das Schwert zu führen. Aber es fehlte ihm die Gabe, sich die Gunst und Freundschaft anderer zu erwerben. Wir wissen, wie feindselig sein Verhältnis zu Papst Innocenz II. gewesen; auch die übrigen Fürsten fühlten sich durch sein hochfahrendes Wesen verletzt. Besonders trug Erzbischof Adalbero (Albero) von Trier, ein prachtliebender, ehrgeiziger Prälat von französischer Herkunft, der mit großem Verstande Entschiedenheit des Willens und Kraft des Handelns verband, tiefen Groll gegen Heinrich im Herzen. Er war einst gegen den Wunsch Lothars durch Innocenz zu seiner Stelle gekommen und hielt daher während des italienischen Feldzugs treu zu dem Papste; und da im vorhergehenden Jahre die Erzbischöfe von Mainz und Köln gestorben waren, so besaß er die wichtigste Stimme im Fürstenrat. Wenn aber nicht Heinrich die deutsche Krone tragen sollte, so konnte dieselbe nur dem Manne zu teil werden, der schon früher den Mut gehabt hatte, als Gegenkönig Lothars aufzutreten, dem Staufer Konrad, der auf dem italienischen Feldzug die Reichsfahne getragen und sich durch Tapferkeit, wie durch Leutseligkeit und entgegenkommendes Wesen Achtung und Liebe erworben. Wohl war er dem fränkischen

Kaiserhause verwandt, das der Kirche und dem römischen Stuhle sich stets so feindselig erwiesen; aber was bedeuteten Feindseligkeiten, die der Vergangenheit angehörten, gegenüber dem tiefen Groll, den Heinrichs Übermut und hochfahrendes Wesen bei der päpstlichen Partei erweckt hatte! Schon in der Wahl des Legaten, der die Interessen des römischen Stuhles in dem wichtigen Momente wahren sollte, gab Innocenz seine Gesinnung kund. Sie fiel auf Dietwin, einen den Hohenstaufen ergebenen Geistlichen aus Schwaben.

Konrad zum König gewählt. 1138. Hatte einst Adalbert von Mainz die Wahl Lothars durch Überraschung zustandegebracht, so wurde jetzt ein ähnliches Verfahren befolgt. Wie groß auch die Abneigung vieler Fürsten gegen den übermächtigen Herzog sein mochte, so war doch zu fürchten, daß, bei dem hohen Ansehen der Kaiserin-Witwe und bei dem Einfluß der welfischen und supplinburgischen Familie in Sachsen und Bayern, die Wahl sich für Heinrich entscheiden möchte, wenn die angekündigte Wahlversammlung zustandekäme. Man entschloß sich daher zu einem außergewöhnlichen Schritt. (7. März 1138.) Zwei Monate vor dem ausgeschriebenen Wahltag traten die Häupter der Staufischen Partei, Adalbero und der päpstliche Legat, der neugewählte Erzbischof Arnold von Köln, der Bischof von Worms und das herzogliche Brüderpaar in der Peterskirche zu Lützel-Koblenz auf dem linken Moselufer zusammen und riefen Konrad zum König aus. Sechs Tage später (13. März.) wurde der Neugewählte im Aachener Dom von Dietwin geweiht und gekrönt.

Konrad und Heinrich der Stolze. Es war eine erschlichene Krone, die zwei Fremdlinge, der italienische Papst und der französische Erzbischof, der nicht einmal deutsch verstand, auf das Haupt des schwäbischen Fürsten setzten; und dennoch gewann sie Festigkeit und eine neue erbliche Kraft. Freilich war es nicht die Wahl, deren Ungesetzlichkeit von niemand bezweifelt wurde, welche diesmal den Staufer zum Ziele führte, sondern die Persönlichkeit, die eben so allgemein beliebt war als der Rivale gehaßt und gefürchtet. Denn als kurz nachher Konrad in Köln das Osterfest feierte und seinen ersten Hoftag hielt, fanden sich bereits viele geistliche und weltliche Fürsten bei ihm ein, um ihm zu huldigen. Die Erhebung Adalberts von Saarbrücken, eines Bruders der zweiten Gemahlin Friedrichs von Schwaben auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz, vermehrte die Zahl der Anhänger des Staufers. Wenige Wochen reichten hin, um Franken, Lothringen und Schwaben zur Anerkennung zu bringen, und als Konrad zu Pfingsten, (22. Mai.) wo die ausgeschriebene Königswahl stattfinden sollte, in Bamberg seinen ersten Reichstag hielt, folgten aus allen Gauen des Vaterlandes Bischöfe und weltliche Herren dem Rufe, darunter Konrad von Zähringen, Ulrich von Kärnten, Markgraf Leopold von Österreich (Sohn des am 14. November 1136 gestorbenen Leopold IV. und der Königstochter Agnes, mithin Konrads Halbbruder), der alte Böhmenherzog mit dem jugendlichen Erben Wladislaw, dem der König die Belehnungsfahne überreichte. Selbst aus Sachsen erschienen zahlreiche Bischöfe und Große, voran die verwitwete Kaiserin Richenza und ihr Widersacher, Albrecht der Bär, der dem

welfischen Verwandten das sächsische Herzogtum streitig machte. Sie waren die Enkel der beiden Töchter des Billungen Magnus, Wulfhild, einst Gemahlin Heinrichs des Schwarzen von Bayern, und Eilika, die mit Otto dem Reichen von Ballenstedt, Albrechts Vater, vermählt gewesen und noch am Leben war. Nur Heinrich der Stolze mit seinen Getreuen und Erzbischof Konrad von Salzburg, ein alter Gegner des fränkischen Herrscherhauses, hielten sich fern. Doch erkannten sie bald die Erfolglosigkeit eines Widerstandes. Als sich daher Konrad über Nürnberg, das ihm die Thore öffnete, nach Regensburg begab, wohin er Ende Juni.
die Widerstrebenden eingeladen, leisteten auch die bayrischen Großen und der Erzbischof die Huldigung und Heinrich lieferte wenigstens die Reichskleinodien aus, wenn er auch noch nicht persönlich erschien. Aber seine Hoffnung, für den Verzicht auf die Krone in seinen großen Besitzungen bestätigt zu werden, ging nicht in Erfüllung. Auf einem Fürstentag in Augsburg, wo sich der Herzog mit beträchtlicher Kriegsmannschaft einfand, erklärte Konrad, daß die Vereinigung zweier Herzogtümer in einer Hand sich mit den Rechten des Reiches nicht vertrage; und als Heinrich sich zu keiner Abtretung verstehen wollte, vielmehr deutlich zu erkennen gab, daß er seine Ansprüche mit den Waffen zu verfechten bereit sei, entfloh der König heimlich nächtlicherweile nach Würzburg, sprach dort die August.
Reichsacht über Heinrich aus und gab das Herzogtum Sachsen an Albrecht den Bären.

Dies war die Losung zu einem neuen Bürgerkrieg, der sich rasch über den Die Vorgänge in Sachsen.
Norden und Süden verbreitete. Die sächsischen Großen, vor allen die Kaiserin Heinrichs Ausgang.
Richenza und die Anhänger des supplinburgischen Hauses widersetzten sich der 1139.
Besitznahme des Herzogtums durch Albrecht, der in Sachsen wenig Freunde hatte. Unter den Kriegsstürmen, die nun über das Land hereinbrachen, wurden die Keime der christlichen Bildung, die Vizelin unter den Wenden zu pflanzen begonnen, abermals vernichtet, Klöster und Kirchen zerstört, Priester und Mönche getötet oder verjagt. Zwar gelang es dem Markgrafen und seinem Verbündeten, Heinrich von Badewide, Lüneburg, Bardewiek und Lübeck einzunehmen, den welfisch gesinnten Grafen Adolf II. von Holstein zu verdrängen und im ersten Sturm den größten Teil von Sachsen zur Unterwerfung zu bringen, so daß der König selbst in Goslar und Quedlinburg erschien, Albrecht zum zweitenmal mit dem Herzogtum belehnte und die Großen zum Gehorsam und zur Versöhnung Febr. 1139.
zu bewegen suchte; da übertrug aber der Herzog die Verfechtung seiner Rechte in Bayern seinem Bruder Welf VI., eilte nach Sachsen und gab dem Widerstand neues Leben. Der König zog in fluchtähnlicher Eile an den Rhein und so gewaltig wirkte die Erscheinung des ritterlichen Mannes, daß Albrecht nicht bloß alle Eroberungen wieder einbüßte, sondern daß auch seine eignen Besitzungen angegriffen, seine Burgen gebrochen, seine Ländereien verwüstet wurden. Außer stande, dem von der Volksgunst getragenen Gegner zu widerstehen, verließ Albrecht Sachsen und suchte Hilfe bei dem König. Dieser zog, nachdem er auf

Ende Mai 1139. dem Reichstage zu Straßburg Heinrich auch noch des Herzogtums Bayern verlustig erklärt und dasselbe seinem Halbbruder Leopold V. von Österreich verliehen, an der Spitze einer beträchtlichen Kriegsmacht gegen Sachsen. Bei Kreuzburg an der Werra begegneten sich die Heere und ein blutiger Kampf stand in Aussicht. Da legten sich die Bischöfe, vor allen Adalbero von Trier, ins Mittel und bewirkten einen Waffenstillstand. Auf einem Fürstentag zu Worms sollten Heinrichs Ansprüche untersucht und entschieden werden. Der Herzog konnte mit diesem Ausgang zufrieden sein; er ging als Sieger aus dem Kampf hervor und blieb vor der Hand im Besitz von Sachsen. Schon traf er Rüstungen zu einem Feldzug nach Süden, um auch das Herzogtum Bayern wider seinen andern Gegner Leopold von Österreich zu schützen, da wurde er unerwartet in Quedlinburg von einem jähen Tod im blühenden Mannesalter dahingerafft, dem Ge-
20. Okt. bäude seiner stolzen Hoffnungen entrückt. In Lutter, zur Rechten Lothars, wurde sein Leichnam eingesenkt.

Hie Welf! Hie Waiblinger! Auf dem Sterbelager empfahl Herzog Heinrich seinen zehnjährigen Sohn gleiches Namens dem Schutze der Sachsen. Diese ehrten das fürstliche Vertrauen durch Treue und Hingebung gegen den jungen „Löwen". Statt von dem Tode des Gegners Vorteil zu ziehen, sah Albrecht das ganze Land unter der hochherzigen, mutvollen Kaiserin Richenza, Heinrichs Großmutter, in kurzem wider sich in Waffen und mußte abermals an den Hof des Königs fliehen, während Rudolf von Stade sein Land in Besitz nahm. Als getreue Hüter wachten die Sachsen über das supplinburgische Erbe Heinrichs des Löwen. Weniger erfolgreich waren die Waffen der Welfen in Bayern, teils weil die Edlen des Landes für das herzogliche Haus weniger Neigung fühlten als für den tapfern, ritterlichen Leopold, teils weil im Süden die königliche Hilfe näher zur Hand war. Zwar gelang es dem Herzog, welcher mit König Roger im Bunde stand
13. Aug. 1140. und von ihm Subsidiengelder bezog, vor der Burg Valei seinen Gegner Leopold zurückzuschlagen, aber dieser Vorteil ging bald verloren. Drei Monate nachher
Nov. 1140. zog Konrad vor Weinsberg, das zu den welfischen Stammgütern gehörte.
21. Dez. Welf wagte einen Überfall, erlitt aber eine Niederlage. Der größte Teil seiner Streiter wurde erschlagen, in den Neckar gesprengt, gefangen. Welf selbst rettete sich mit einer kleinen Schar durch die Flucht. Es ist eine oft wiederholte, aber nicht verbürgte Angabe, daß bei dieser Gelegenheit zum erstenmal der Schlachtruf: „Hie Welf! Hie Waiblinger!" gehört worden, ein Losungswort, das zur Entstehung der Parteinamen Welfen (ital. Guelfen) und Waiblinger (Ghibellinen) Anlaß gegeben haben soll. Weinsberg mußte sich nach längerer Belagerung dem König ergeben, aber die Besatzung der Burg wurde der Sage nach durch die List und Treue der Frauen gerettet. Jedermann kennt die Erzählung, wie die weiblichen Einwohner, als ihnen gestattet wurde, in Sicherheit auszuziehen und mit sich zu nehmen, was jede auf ihren Schultern tragen könne, ihre männlichen Mitbürger auf dem Rücken aus der Stadt trugen, und wie Konrad zu seinem

Bruder Friedrich, welcher diese Auslegung der gewährten Vergünstigung nicht gelten lassen wollte, in heiterer Laune sagte: „Ein Königswort darf man nicht drehen und deuten." Bald nachher bahnte der Tod mehrerer einflußreicher Parteihäupter den Weg zu einem Ausgleich. In Sachsen starb die verwitwete Kaiserin Richenza, die eifrigste Förderin des Aufstandes, und Erzbischof Adalbert II. von Mainz, der in die Bahnen seines Vorgängers eingelenkt hatte, folgte ihr bald ins Grab; und da auch einige Wochen später Herzog Leopold, der noch kurz zuvor die Stadt Regensburg wegen Aufruhrs hart gezüchtigt hatte, kinderlos starb und im Familienkloster Nieder-Altaich bei Passau zur ewigen Ruhe einging, so gelang es dem neuen Mainzer Metropoliten, Markolf, eine Verständigung zu bewirken. Auf einem glänzenden **Reichstag in Frankfurt** erhielt der dreizehnjährige Welfe **Heinrich der Löwe** gegen die Verzichtleistung auf Bayern die Belehnung mit Sachsen und versöhnte sich mit Albrecht dem Bären, der seine Würden und Landschaften ohne Schmälerung zurückerhielt. Leopolds Bruder, **Heinrich**, mit dem Beinamen „**Jasomirgott**" (so genannt von dem Ausruf, den er gewöhnlich im Munde führte), seit zwei Jahren Pfalzgraf bei Rhein, wurde **Markgraf von Österreich** und reichte der Mutter Heinrichs des Löwen, der jungen Witwe Gertrud, die Hand zum zweiten Ehebund, wodurch ihm der Weg zum Herzogtum Bayern, das vorläufig noch in den Händen des Königs verblieb, gebahnt ward. So wurde der Reichstag von Frankfurt ein Versöhnungsfest, dem die prunkvollen Vermählungsfeierlichkeiten, welche Konrad vierzehn Tage hindurch auf eigne Kosten veranstalten ließ, erhöhten Glanz verliehen. Sachsen war befriedigt, aller Groll schwand und „große Freude war im Lande".

Ausgleichungen. 1141. 1142.

10. Juni 1141.

17. Juli.

18. Okt.

3. Mai 1142.

Heinrich von Badwide söhnte sich mit dem Herzog aus und empfing **Lauenburg** und **Polabenland** zu Lehen, indes sein Gegner **Adolf** in dem Besitze von **Holstein** und **Wagrien** bestätigt ward. Durch ihre Bemühungen wurde den Wendenlanden mittels Ansiedelung neuer Kolonisten aus Niederland und Westfalen eine deutsche christliche Grundlage gegeben und Vizelins Missionsthätigkeit zu größeren Erfolgen geführt. Graf **Adolf** baute die feste Burg **Segeberg** in Wagrien, die während der bürgerlichen Kriege zerstört worden war, wieder auf zum Schutze der neuen Ansiedelungen an den fruchtbaren Ufern der Trave, wo er den Grund zu dem wichtigen Handelsorte Lübeck legte. — Im nächsten Jahr wurde Heinrich Jasomirgott mit dem Herzogtum **Bayern** belehnt, auf das Welf VI. vergebens Ansprüche erhoben, die er nun mit den Waffen geltend zu machen suchte. Auch in **Lothringen**, wo die Belehnung Gottfrieds II. von Löwen mit der Herzogswürde einen neuen Bürgerkrieg zwischen den rivalisierenden Geschlechtern erzeugt hatte, nahmen die Dinge einen friedlichen Verlauf, als Heinrich von Limburg, außer stand dem mächtigeren Gegner zu widerstehen, ins Kloster ging, wo er bald nachher starb.

Kaum hatte Konrad die Hände frei, so riefen ihn andere Sorgen nach Osten. Bei dem Tode des **Böhmenherzogs Sobeslaw** hatten die Großen nicht dessen Sohn, **Wladislaw**, welchen der König zwei Jahre vorher in Bamberg mit der herzoglichen Fahne belehnt, sondern den Brudersssohn gleiches

Die Vorgänge in Böhmen.

14. Febr. 1140.

Namens auf den Herrscherstuhl erhoben. Konrad erkannte diesen an, zumal da Wladislaw sich mit einer Tochter Leopolds von Österreich, einer Halbschwester des Königs, vermählt hatte und belehnte ihn mit dem Herzogtum. Als aber Wladislaw II. seine Gunst einer Hofpartei zuwandte, an deren Spitze der Bischof Heinrich Zdik von Olmütz stand, und ein strenges Regiment einführte, bildete der unzufriedene Adel mit mehreren Gliedern der Herzogsfamilie eine Verschwörung, in deren Folge der Markgraf Konrad von Mähren (Znaim), ein Verwandter des Herrscherhauses, zum Herzog von Böhmen ausgerufen ward. Wladislaw verlor durch Verräterei eine Schlacht und wurde in Prag belagert. Er entfloh jedoch und rief die Hilfe des deutschen Königs an, als dieser gerade
Ende Mai. in Nürnberg eine Fürstenversammlung hielt. Konrad gewährte ihm seine Bitte. Er überstieg mit beträchtlichen Streitmassen den Böhmerwald und flößte durch sein bloßes Erscheinen den Aufständischen solchen Schrecken ein, daß sie eilig die Belagerung aufgaben und nach Mähren abzogen. Schon um Pfingsten zog Konrad als Sieger in Prag ein, gab dem Herzog das Reich zurück und empfing die versprochene Entschädigung für die Kriegskosten. Seitdem blieb Wladislaw II. den Hohenstaufen treu und gewärtig.

Stellung zu Polen. Dieser glückliche Erfolg mochte den König bestimmen, vier Jahre später sich auch zum Schiedsrichter in Polen aufzuwerfen. Hier hatte nämlich
1139. Boleslaw III. kurz vor seinem Tode, ähnlich wie Bretislaw in Böhmen (S. 383), durch ein Senioratgesetz die Erbfolge so geordnet, daß sein Erstgeborener Wladislaw mit der Hauptstadt Krakau die „großherzogliche“ Würde von Polen und eine höhere Gewalt über seine drei Brüder erhalten und daß dann dieses Vorrecht künftighin stets dem bejahrtesten Familiengliede gebühren solle. Wladislaws ehrgeizige Gemahlin Agnes, gleichfalls eine Tochter Leopolds von Österreich und Halbschwester des Königs, war jedoch damit nicht zufrieden. Sie schalt den Gatten einen „halben Fürsten“, einen „halben Mann“ und reizte ihn so lange, bis er sich allein den Rang eines Polenherzogs beilegte und seine Brüder in ein Unterthanenverhältnis herabzudrücken versuchte. Er stieß jedoch bei den polnischen Großen und bei dem Erzbischof von Gnesen auf Widerstand, und als er sein Vorhaben mit Waffengewalt durchsetzen wollte, wurde er ge-
1146. schlagen und zur Flucht gezwungen. Wladislaw suchte Hilfe bei seinem königlichen Schwager, der gerade die Osterzeit zu Kayna bei Altenburg zubrachte, und wurde von diesem als alleiniger Herzog mit den polnischen Landen belehnt. Allein die Brüder und der aufständische Adel erkannten das königliche Gebot nicht an. Als Wladislaw mit geworbenen Mannschaften nach Polen zurückkehrte, wurde er von dem Erzbischof mit dem Kirchenbann belegt und von seinen Gegnern im Felde überwunden und zum zweitenmal in die Flucht getrieben, indes sein Bruder Boleslaw sich den Rang eines Großherzogs beilegte. Umsonst suchte der König zuerst durch Unterhandlungen, dann durch einen Feldzug an die polnische Grenze die Wiederherstellung des flüchtigen Herzogs zu erwir-

ken; die Unterhandlungen blieben erfolglos und die Kriegsunternehmung scheiterte an der entschlossenen Haltung der Polen und den guten Verteidigungsanstalten des Landes. Boleslaw IV. blieb Großherzog und Wladislaw in der Verbannung.

Konrads Nachfolger Friedrich unternahm im fünften Jahre seiner Regierung die Rückführung des Gemahls seiner Stieftante. Mit einem stattlichen Reichsheer, bei welchem sich die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, Markgraf Dietrich von der Lausitz, Sohn Konrads von Wettin, Wladislaw von Böhmen u. a. befanden, überschritt der Kaiser die Oder und drang verheerend bis Posen vor. Da entsank dem Aug. 1157. Polenherzog der Mut. Er bat um Frieden und unterwarf sich allen Bedingungen, die ihm Friedrich auferlegte. Er erschien zu Krzyszkowo in bloßen Füßen, ein nacktes Schwert um den Hals, schwur, daß er seinen Bruder Wladislaw nicht zum Schimpfe des Reiches vertrieben, erkannte die Lehnsabhängigkeit Polens an, mit der Verpflichtung, 200 Mark Silber jährlich dem Lehnshof zu zahlen und 300 Reisige zu den Römerzügen zu stellen und versprach noch außerdem große Geldsummen an den Kaiser, die Kaiserin und die Fürsten als Kriegsentschädigung zu entrichten. Außerdem machte er sich verbindlich auf nächste Weihnachten auf dem Hoftage zu Magdeburg zu erscheinen, wo sein Streit mit dem vertriebenen Bruder untersucht werden sollte, und übergab seinen jüngsten Bruder Kasimir und viele edle Polen dem Kaiser als Geiseln für die Erfüllung seiner Zusagen. Als aber der Kaiser abgezogen und mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigt war, entzog sich Boleslaw den eingegangenen Verpflichtungen. Er stellte weder die versprochene Mannschaft, noch erschien er auf dem Hoftage in Magdeburg. Wladislaw lebte und starb in Deutschland. Nach seinem Tod 1158 wurden seine Söhne Boleslaw, Mieczyslaw und Konrad von ihren Oheimen aus freiem Entschluß in Polen wieder aufgenommen und mit Besitzungen in Schlesien ausgestattet.

Wenn Konrad in diesen polnischen Händeln nicht die Energie zeigte, wie Fortgang des Kriegs in Bayern und Sachsen. früher in Böhmen, so lag die Ursache davon in den unsichern Zuständen des Reichs, denn der König besaß nicht Ansehen genug, der eigenmächtigen Kriegführung der Großen zu wehren; in Bayern und Schwaben dauerten die Kämpfe zwischen Heinrich Jasomirgott und Welf VI. fort, selbst des Königs Neffe Friedrich stand einige Zeit auf seiten Welfs, seines mütterlichen Oheims. Auch in Sachsen brach neuer Streit aus, als Dompropst Hartwig von Bremen als Erbe seines von den Dithmarschen erschlagenen Bruders Rudolf von Stade sich 15. März 1144. vom Erzbischof Adalbert mit der Grafschaft belehnen ließ, auf welche Heinrich der Löwe eine Anwartschaft zu haben behauptete. Der König ordnete eine Untersuchung an; aber ehe die Entscheidung gefällt war, ließ Heinrich den Erzbischof und den Dompropst ergreifen und einige Zeit in Gewahrsam halten. 1145. Im nächsten Jahr nannte sich derselbe dann gar Herzog von Sachsen und Bayern 1146. und zeigte durch diesen eigenmächtigen Widerruf seiner früheren Entsagung, wessen sich die Hohenstaufen von ihm zu versehen hätten.

Andere Störungen brachen in **Lothringen** aus. Konrad hatte dem Erzbischof Streit in Lothringen. Adalbero von Trier die bisher reichsunmittelbare Abtei von St. Maximin verliehen. Aber die verwilderten Mönche waren unzufrieden, daß sie der Gewalt des strengen Prälaten unterstellt werden sollten. Sie bewogen ihren Schirmvogt, Heinrich den Blinden von Namur, daß er der Besitznahme sich mit den Waffen widersetzte, und

bewirkten zugleich durch Geldsendungen nach Rom, daß Innocenz II. die Unabhängigkeit der Abtei von neuem bestätigte. Auf die Vorstellungen des heiligen Bernhard nahm zwar einige Zeit nachher der Papst seine Entscheidung zurück, aber die Zerwürfnisse zwischen Rom und Trier dauerten fort und ermutigten die Gegner, im Widerstand zu beharren. Heinrich von Namur überzog das Erzstift mit Feuer und Schwert, wofür dann Adalbero wieder an den Besitzungen des Gegners Vergeltung übte. Erst nach zweijähriger Fehde wurde durch das persönliche Erscheinen des Papstes Eugen der Friede im Trierer Erzbistum hergestellt.

c. Die Zustände Italiens. Arnold von Brescia.

Emporkommen der italienischen Städterepubliken.

Noch heftiger waren die Kämpfe in Italien, wo politische Gegensätze miteinander im Streit lagen und durch neue Ansichten Staat und Kirche umzugestalten strebten. Denn um dieselbe Zeit, da im Süden die bürgerliche Freiheit mit dem Untergang der alten Seerepubliken Amalfi, Gaeta, Neapel, Salerno und Sorrent für immer der Tyrannei einer feudalen Monarchie zum Opfer fiel, blühten im Norden durch den Verfall des Reichsverbandes und der geistlichen und weltlichen Lehnsherrschaften die Städterepubliken herrlich auf und gaben dem italienischen Land und Volk „eine zweite Kultur und eine zweite Unsterblichkeit". — Wir haben in den früheren Blättern erfahren, wie in den Städten des obern Italiens die kaiserlichen Rechte mehr und mehr auf die Bischöfe übergingen, so daß diese als die wahren Inhaber der Staatsgewalt in den von der Gnade der Kaiser mit manchen Privilegien beschenkten städtischen Kommunen gelten konnten. Durch ihre Geburt meistens dem hohen Adel der Kapitäne angehörend, stießen sie auf wenig Widerstand, wenn sie die zunehmende Schwäche der Kaisermacht zur Mehrung ihrer eigenen Rechte, zur Gründung geistlicher Fürstentümer in ihren Gebieten benutzten. Aber bald zeigte es sich, daß sie mit der Schwächung der kaiserlichen Gewalt den Boden untergraben hatten, auf dem ihr Bau ruhte. Durch den Investiturstreit wurde das ganze Lehnsystem erschüttert, und die Bischöfe und Kapitäne konnten bemerken, daß nicht nur die Bande, mit denen sie an Kaiser und Reich geknüpft waren, gelockert worden seien, sondern daß auch ihre eigenen Vasallen und Untergebenen nach einer unabhängigen Stellung strebten. Auf dem Lande, wo Gewohnheit und Pietätsverhältnisse fester wurzelten und die Trennung der ländlichen Bevölkerung in kleine Gemeinden ein nachdrückliches gemeinsames Wirken erschwerte, wurden die gutsherrlichen Rechte weniger erschüttert; dagegen einigten sich in den Städten die untergeordneten Lehnsleute mit den freien Einwohnern zu einer Bürgerschaft, welche mit immer größerem Selbstgefühl der bischöflichen Herrschaft entgegentrat, die gräfliche Gerichtsbarkeit und viele andere Rechte, die einst dem Reich gehört hatten, aber allmählich in den Besitz der Bischöfe gekommen waren, als Zoll, Münze, Marktrecht u. a. sich aneignete und den Kampf der Kirche mit dem Staat sich zu nutze machte, „um zwischen beiden erschütterten Gewalten als die dritte jugendliche Macht emporzukommen". Zu Anfang des zwölften Jahrhun-

derts waren bereits die meisten Städte des obern Italiens zu republikanischen Gemeinwesen ausgebildet, die gleich den größern Handelsrepubliken Genua, Venedig, Pisa ihre öffentlichen Angelegenheiten durch freigewählte Konsuln und Magistrate selbständig ordneten, den Gerichtsbann übten, die Einkünfte verwalteten und mit Bürgerheeren ins Feld rückten. „Die bischöfliche Macht war der Kelch gewesen," sagt Leo, „welcher eine Zeitlang die Blüte italienischen Lebens in einer Knospe zusammengehalten hatte; der Kelch verlor nun seine Kraft, er wich zurück, und es entfaltete sich dem Auge als innerer fruchterzeugender und fruchtbringender Boden der Blume das städtische Leben Italiens und um dasselbe in reichen Blättern als Schutz und Zierde die bunte Krone der italienischen Ritterschaft." Aber die jungen Gemeinwesen waren unverträglich und eifersüchtig. Statt sich die Hände zum Bunde zu reichen, mißbrauchten sie nicht selten die Befreiung von einer höheren Gewalt zu leidenschaftlichen Kämpfen. Ein Gewirre blutiger, mit Grausamkeit geführter Fehden zerfleischte die schönen Gebiete; Venedig kämpfte mit Ravenna, Verona und Vicenza mit Padua und Treviso, Pisa und Florenz mit Lucca und Siena. Mailand hatte schon früher die Einwohner von Lodi genötigt, sich in sechs offene Orte zu zer- 1111.
streuen und ihren Markt auf das freie Feld zu verlegen; auch durfte kein Bürger Lodis ohne Erlaubnis der Mailänder Konsuln sein Freierbe verkaufen. Es hatte ferner Como, die alte und wehrhafte Stadt, zur Unterwerfung und Zins- 1118.
pflicht gezwungen und bedrohte nun Pavia, Piacenza und Cremona mit gleichem Schicksal.

Auch im Kirchenstaat fehlte es nicht an Unruhen. Die kleine aber feste Die Vorgänge in Rom.
Stadt Tivoli (Tibur) am Anio, die sich eine freie Munizipalverfassung gegeben 1142. 1143.
und vom Grafenbann losgemacht hatte, wurde von dem Papst und dem römischen Stadtadel bekriegt; der Angriff scheiterte jedoch an der festen Lage und an der Tapferkeit der Bürger; die stolzen Römer wurden von der geringen Mannschaft der Tiburtiner in die Flucht geschlagen. Wütend über die Schmach er- 1142.
neuerten sie im nächsten Jahr den Krieg und setzten der Stadt so hart zu, daß die Tiburtiner sich zur Unterwerfung gezwungen sahen. Aus Furcht vor der Rache ihrer Gegner ergaben sie sich jedoch nicht den Römern, sondern dem Papste, der ihnen mäßige Bedingungen stellte. Die Römer schäumten vor Wut, daß ihnen die Rache, die nach dem Blute der Tivolesen und nach Zerstörung ihrer Stadt dürstete, durch den Vertrag abgeschnitten sei. Wie einst unter Silvester II. (S. 124) erfolgte ein wütender Aufstand in der Stadt. Das Volk stürzte nach dem Kapitol, stellte den seit langer Zeit erloschenen Senat wieder her und erneuerte den Krieg gegen Tivoli. Umsonst verschwendete der Papst Bitten, Drohungen und Gold, um dem apostolischen Stuhl die weltliche Gewalt zu erhalten; der Aufruhr war noch in vollem Gange, als der Tod sich ins Mittel legte. „Innocenz II., ein Papst, welcher die Hälfte seines Pontifikats im Exil oder wie ein General auf Kriegsfahrten hingebracht hatte, sah die irdische Herr-

schaft St. Peters in Trümmer gehen; das Zepter Roms fiel aus seiner erkalteten Hand; er starb vor Aufregung und Schmerz, während das altersgraue Kapitol vom Jubelgeschrei der Republikaner widerhallte. Mit ihm schloß die Gregorianische Periode der Stadt Rom." Die Seele der demokratischen Erhebung auf dem Kapitol, auf welche ohne Zweifel die Vorgänge in Oberitalien Einfluß übten, war die Miliz, der politische Schutzverband der waffenfähigen Bürger Roms, mit ihren zunftmäßigen Wehrgenossenschaften und ihren Bannerführern. Nach den zwölf Regionen der Stadt nebst der Insel und Trastevere in vierzehn „Fahnengenossenschaften" eingeteilt, war dieser bewaffnete Bürgerstand, dem sich die kleineren Lehnsleute des Adels und der Kirche, die niedere Ritterschaft, angeschlossen hatten, das eigentliche römische Volk, das bei den Wahlen der städtischen Obrigkeiten mitwirkte und an den Papstwahlen wenigstens durch lärmende Zustimmung teilnahm. Mit diesem „Populus Romanus" stand die hohe Aristokratie, der Stadt- und Landadel der „Kapitäne" und „Konsuln", der aus ältern und jüngern Patriziergeschlechtern bestehend mit seinen Klienten und Dienstmannen „clanartige Stämme" bildete, oft in feindlichem Gegensatz. Im Besitze ausgedehnter Güter und von dem päpstlichen Hof mit Würden und Ehrenämtern, mit Richterstellen und Einkünften beschenkt, war der römische Adel, „der in betürmten Triumphbogen und Portiken hauste" und aus den Marmorsteinen zerstörter Paläste des Altertums feste Burgen aufgebaut hatte, bisher der Leiter der öffentlichen Angelegenheiten in Rom und im Patrimonium Petri gewesen, aber auch allezeit ohne Gemeingeist und durch Eifersucht in zahlreiche Faktionen gespalten. Nicht nur, daß eine kaiserliche und päpstliche Partei bestand, der niedere Adel blickte mit Neid auf die mächtigeren Geschlechter, welche als „Konsuln" das weltliche Regiment führten, und machte gemeine Sache mit der bewaffneten Bürgerschaft. Aus dieser Verbindung ging die römische „Kommune" hervor, welche jetzt auf dem Kapitolium die Konsularregierung des Adels stürzte und an ihre Stelle den Gemeinderat setzte, dem sie den alten Namen „Senat" gab. Nun scharten sich aber die Adelsgeschlechter unter das Banner des Papstes und Rom spaltete sich in zwei einander bekämpfende Staatskörper, in den alten konsularischen der Aristokratie und in den neuen senatorischen der Volksgemeinde auf dem Kapitol. So erschien auf dem alten Sitz der Weltherrschaft ein Schattenbild der römischen Republik, „wie eine Vision vom Altertum auf den Trümmern schwebend".

[Randnotizen: 24. Sept. 1143. — „Senat und Volk" von Rom.]

Das Kapitol. Der Geschichtschreiber des mittelalterlichen Roms wirft bei der Gelegenheit einen Blick auf die Schicksale des alten Kapitols, das in den dunkeln Jahrhunderten, die wir durchwandert haben, nur selten genannt wird. „Seine Ruinen, durch die Stürme Heinrichs IV., Guiscards und Paschalis II. vermehrt, lagen in wildester Verlassenheit; wie auf dem Palatin wuchsen auch dort Gärten, und Ziegenherden kletterten schon über Marmortrümmern auf und ab, woher ein Teil des Kapitols den entwürdigenden Namen der „Ziegenberg" (Monte Caprino) erhalten hat, wie sich das Forum in ein „Kuhfeld" verwandelte. Verkaufsbuden standen indes noch auf dem Kapitolplatz, und das römische Volk hielt hier schon lange seinen Markt.

Aber außer den Mönchen von St. Maria und den Priestern von St. Sergius und Bacchus oder den Bewohnern der Corsinitürme war nur eine spärliche Bevölkerung dort angesiedelt."

So wurde zu gleicher Zeit in Rom und in Oberitalien der Boden bereitet für Reformen, die dem Feudalsystem und der kirchlichen Hierarchie samt ihren Häuptern schweren Abbruch thaten. Es wurde früher gezeigt, wie tief der Investiturstreit in das gesamte Geistes- und Gemütsleben der europäischen Menschheit einschnitt, wie er die einen zur gänzlichen Hingebung an Religion und Kirche, zur Entäußerung alles eigenen Willens und Denkens, zur mystischen oder fanatischen Gläubigkeit anregte; in andern dagegen Zweifel und Gewissensskrupel weckte, sie zur wissenschaftlichen Prüfung der streitigen Grundlehren, zur vernünftigen, verstandesmäßigen Beurteilung der bestehenden Ordnungen und zur scharfen Polemik gegen herrschende Mißbräuche, gegen unevangelische Einrichtungen, gegen unchristliches Leben führte. Als die Vorfechter jener Klasse haben wir den Orden von Clugny und die Scharen von Einsiedlern und Mönchen in der Einsamkeit des Waldes, in Höhlen und Klosterzellen kennen gelernt; für die Rechte der Vernunft und der Natur traten gelehrte Kleriker aus den rheinischen Gegenden, aus Niederland und Frankreich in die Schranken. Die Wirkungen dieser Richtungen überdauerten den Investiturstreit und traten um diese Zeit mit neuer Kraft hervor: die mystisch-gläubige Seite fand ihren bedeutendsten Vertreter in Bernhard von Clairvaux, auf den die religiöse Energie der alten Cluniacenser übergegangen war, den großen Heiligen, der ausschließlich in der Macht des Glaubens und in der Herrschaft der Kirche das Heil der Welt erblickte; für die Freiheit des Geistes im Leben wie in der Wissenschaft stritt mit den Waffen der Vernunft und der Dialektik der gefeierte Lehrer der Theologie und Philosophie zu Paris, Abälard, der Schöpfer des christlichen Rationalismus, der die Vernunft zur Richterin des Glaubens aufstellte und dem Grundsatz huldigte, „daß nur das Eingesehene zu glauben sei". Was Abälard auf dem Lehrstuhle und in der Einöde von Nogent vortrug und mit den Waffen des forschenden Gedankens verfocht, suchte sein begeisterter Schüler Arnold von Brescia ins Leben einzuführen. Aus der Schule Abälards nach Brescia zurückgekehrt und zum Propst der regulierten Chorherren daselbst erhoben, trat er zuerst in dem Streite der Bürgerschaft mit dem Bischof Mainfred mit seinen reformatorischen Ansichten hervor, welche durch eine völlige Trennung des Geistlichen und Weltlichen das Gebot der evangelischen Armut für die Geistlichkeit im Leben durchzuführen suchten. Was unlängst Paschalis II. in erregter Stunde ausgesprochen, daß die Kirche der zeitlichen Güter sich entäußern möge, das predigte Arnold nun offen in den Gassen freier Städte „mit der Stimme des Zeitgeistes und des Volks". In dem Reichtum und der weltlichen Macht des Klerus sah er die Quelle des Verderbens für die Kirche, in der Rückkehr zur apostolischen Einfachheit Heil und Erlösung aus dem Elende der Zeit; darum forderte er kühn, die Geistlichkeit solle ihre irdischen Güter von sich thun,

Religiöse Zeitrichtungen.

Arnold von Brescia und Bernhard von Clairvaux.

allen Lehen und Regalien entsagen, die zeitliche Herrschaft den Laien überlassen und sich mit dem begnügen, was die gläubige Gemeinde ihr zum Unterhalt darreiche an freiwilligen Gaben, an Erstlingen und Zehnten. Scharfer Verstand, strenge Sittlichkeit, überwältigende Beredsamkeit gaben seinen Worten Kraft und Nachdruck, und selbst seine Gegner mußten anerkennen, daß sein und seiner Anhänger Leben mit diesen Lehren vollkommen in Einklang stand. Aber auf die
1139. Anklage des Bischofs von Brescia entsetzte ihn der Papst auf der zweiten Lateransynode als Verbreiter häretischer Lehren seines Amtes und verbannte ihn aus Italien, so daß Arnold schwören mußte dorthin nicht ohne Erlaubnis des Papstes zurückzukehren. Arnold begab sich nun wieder nach Frankreich, wo er seinen Lehrer Abälard in dem „scholastischen Turnier" zu Sens gegen den Abt von Clairvaux tapfer zur Seite stand. Aber der Heilige bewirkte seine Vertreibung, obwohl auch er, wie seine Schrift „von der Betrachtung" beweist, die politische Stellung des Klerus und die Verbindung zeitlicher Herrschaft mit dem geistlichen Amte verdammte, das verweltlichte Leben der Bischöfe, ihre Hoffart und ihr Trachten nach zeitlichen Dingen scharf rügte und das kirchliche Oberhaupt erinnerte, daß seine Würde ein Hirtenamt, keine Herrschaft sei, daß er den Spaten des Gärtners, nicht das Zepter des Fürsten zu führen habe, obwohl auch er offen aussprach, daß der Nachfolger des galiläischen Fischers seine Netze auswerfe, mehr um Gold und Silber als um Seelen zu fangen. Wie die Cluniacenser strebte auch Bernhard nach Besserung der Kirche; allein die Reform sollte durch die kirchlichen Organe selbst vollzogen werden. Auf sein Betreiben wiederholte Innocenz II. 1140 die Verdammung Arnolds und seiner Lehre, welche derselbe dennoch längere Zeit auf dem Berge der h. Genoveva in Paris verkündete, befahl seine Festnahme und die Verbrennung seiner Schriften. Endlich auf Bernhards Bemühen von König Ludwig VII. verjagt, floh Arnold, „der Schildträger des Goliath Abälard", wie ihn der Abt bezeichnete, nach der Schweiz, wo er in Zürich eine Zufluchtsstätte fand. Allein auch dorthin verfolgte ihn der Zorn seines Gegners. Er forderte den Bischof von Konstanz auf, „diesen brüllenden Löwen, diesen Feind des Kreuzes Christi, der im Leben mäßig ist und fastet, aber mit dem Teufel speiset und nach dem Blut der Seelen dürstet", nicht in seiner Diözese zu dulden. Der Bedrängte fand jedoch einen Beschützer in dem päpstlichen Legaten Kardinal Guido, der einst mit ihm zu den Füßen Abälards gesessen. Mit ihm kehrte Arnold 1145 nach Italien zurück und wurde nach Leistung kirchlicher Buße endlich von Eugen III. wieder in die Kirche aufgenommen, worauf er zunächst ruhig in Rom lebte. Bald aber riefen ihn die dort entbrennenden politischen Wirren wieder in die Öffentlichkeit. Der Kampf zwischen Papsttum und republikanischem Bürgertum entbrannte nämlich heftiger. Lucius II. verband sich mit den Frangipani, den Inhabern der palatinischen Burg des Kolosseums, Septizoniums und anderer „Türme" aus dem Altertum, mit dem übrigen Stadtadel und mit dem König Roger II. zum Sturz der republikanischen Kom-

Papsttum und Republik im Kampf. 1144.

mune und des Senats. Die Volkspartei erhob einen Patrizius zum Haupt der Republik, den Jordan Pierleone, einen Bruder des Gegenpapstes Anaklet, den einzigen seines Geschlechtes, der sich aus Ehrgeiz dem Volke angeschlossen, und erklärte, daß die weltliche Macht über Rom nicht dem Papste, sondern dem römisch-deutschen König oder seinem Stellvertreter, dem Patrizius, gebühre. Beide Teile schickten dringende Botschaften nach Deutschland; der Papst bat um Hilfe, die Römer um Anerkennung ihrer Republik. Als jedoch der König keine entscheidende Antwort gab, sondern Italien und Rom sich selbst überließ, da griff der Adel unter Anführung des Papstes zu den Waffen, um das Kapitolium zu erstürmen und die weltliche Gewalt zurückzuerobern. Aber die Republikaner oder, wie sie sich nannten, „Senat und Volk der Römer" verteidigten ihre Burg mit Tapferkeit; Lucius selbst sank durch einen Steinwurf blutend zu Boden und starb wenige Tage nachher in einem Kloster auf dem Cölius. Wäh- 15. Febr. 1145.
rend die Stadt in wilder Empörung gährte, versammelten sich die Kardinäle in der Kirche zu St. Cäsario und wählten den Abt des Klosters St. Anastasius, einen Schüler und Verehrer des heiligen Bernhard, zum Papst. Er nannte sich Eugen III. Die senatorische Partei verlangte von dem Neuerwählten Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft; als er sich weigerte, verlegten sie ihm den Weg nach St. Peter. Da entfloh der Papst aus der Stadt, empfing in Farfa die Weihen und nahm dann mit den Kardinälen seinen Sitz in Viterbo. Nun Arnold in Rom.
schafften die Republikaner die Stadtpräfektur ab und sagten sich dadurch auch von dem Kaisertum los; der Patrizius allein sollte die Majestät des römischen Volks repräsentieren; wer ihm die Anerkennung versagte, wurde vertrieben. Diese Vorgänge drängten Arnold zu neuer Thätigkeit; wenn es der Kommune gelang, dem Papste die weltliche Herrschaft zu entreißen, „so fielen dadurch alle übrigen Kirchenstaaten, und die menschliche Gesellschaft näherte sich wieder den demokratischen Zuständen der ersten und unpolitischen Kirche". Aber gerade in Rom war der ungünstigste Boden für solche Ideale, denn während die republikanischen Gemeinwesen des obern Italien sich in naturgemäßen Formen frisch entwickelten, „mühten sich die Römer ab, Ruinen wieder herzustellen und verloren sich in Träumereien von der Herrschaft der Welt".

Die neue Republik Rom bedrohte nicht bloß die weltliche Macht des Papst Eugen III. auf der Flucht.
Papstes und die gesamte Hierarchie, sie wollte auch den Landadel und die kleineren Städte unter ihre Hoheit beugen. Diese sollten die Belehnung bei dem Senate auf dem Kapitol holen und die Gesetze der Republik anerkennen. Daher fiel es dem Papste in Viterbo nicht schwer, die Vasallen der Kirche und die Tiburtiner, die erbittertsten Feinde der römischen Bürgerschaft, zu einem Angriff gegen die Stadt zu bewegen. Der nähere Verlauf der Unternehmung ist nicht bekannt. Er endete mit einem Kompromiß, infolge dessen die Römer den von Eugen mit dem Banne belegten Patrizius abschafften, die Stadtpräfektur wieder herstellten und der Oberhoheit des Papstes huldigten, wogegen dieser die neue

Stadtordnung mit dem Senate anerkannte. Ein aus den vierzehn Bannerschaften oder Regionen gewählter großer Rat bildete unter dem Namen „Konsistorium" die gesetzgebende Macht, ein Ausschuß davon, der kleine Rat der Konsiliatoren oder Prokuratoren, besaß die exekutive Gewalt; daneben bestand noch die freie Volksgemeinde, die sich auf dem Kapitolium versammelte, „um Beschlüssen beizustimmen und die Rechtfertigung abtretender Magistrate zu hören". Der Senat teilte mit der Kurie das Münzrecht und die bürgerliche Gerichtsbarkeit. Um
1145. Weihnachten kehrte der Papst in die Stadt zurück. Aber die Eintracht dauerte nicht lange; schon im Frühjahr entwich Eugen, der vergeblich namentlich vor dem von neuem als Häretiker gebannten Arnold von Brescia gewarnt hatte, wieder
1146. aus Rom und begab sich über Pisa und die Lombardei nach Frankreich. Während der zwei Jahre, die er dort verweilte, wurde Rom und das Patrimonium Petri durch Krieg und Parteiwut zerfleischt. Die Republik lag in blutiger Fehde mit Tivoli, das endlich unterworfen und schwer gestraft wurde, mit den Landstädten und den Baronen der Campagna. Der Kirchenstaat ging mehr und mehr seiner Auflösung entgegen. Mit feuriger Beredsamkeit predigte Arnold gegen die Kardinäle, gegen den Papst, gegen die Unfreiheit Roms. „Ein Mann in der Mönchskutte," sagt Gregorovius, „bleich und vom Fasten abgezehrt, stand geisterhaft auf den Trümmern des Kapitols und redete zu den Patres Conscripti auf demselben Lokal, wo einst fürstliche Senatoren, die schwelgerischen Gebieter über hundert Villen und Paläste, geredet hatten, und seine glühende Deklamation, deren Stoff oder Schmuck die Kirchenväter und Vergil, das Justinianeische Gesetz und die Bibel zugleich hergaben, erklang in einem korrumpierten Latein, der Lingua rustica oder Bauernsprache, welche Cicero oder Varro mit Entsetzen würden angehört, die aber ein Jahrhundert später Vergil als die Sprache der „Göttlichen Komödie" mit Staunen würde vernommen haben." Umsonst richtete der heilige Bernhard dringende Sendschreiben an das „erhabene und erlauchte Volk der Römer", daß es unter die Herrschaft seines Hirten und Bischofs zurückkehren möchte und die Schmach tilgen, die es in dem Papste der ganzen katholischen Christenheit angethan; die Republikaner beharrten im Widerstand, und als endlich Eugen nach Italien zurückkehrte, unter dem Schutze des Grafen von
1149. Tuskulum seine Vasallen sammelte und im Anfange des Jahres 1149 vor die Stadt rückte, da schrieb der Senat an den deutschen König, daß er über die Alpen ziehen möge, um die römische Gemeinde zu schirmen, wie einst Konstantin und Justinian, aus Vollmacht des römischen Senats und Volks die Welt zu beherrschen und als Kaiser zu nehmen, was des Kaisers sei. Denn wenn er sich mit dem römischen Volke verbinde, so könne kein Papst gegen seinen Willen erhoben werden und die Priester würden nicht mehr Krieg und Blutvergießen anstiften können.

Konrad III. nach Italien gerufen.

Damals lag es in der Hand des Hohenstaufen, die alte Schutzvogtei über Rom wieder aufzurichten und das Papsttum um die Frucht der Siege

Gregors VII. zu bringen; denn auch Eugen forderte ihn dringend auf, nach Italien zu kommen, um nach Herstellung der gesetzlichen Ordnung die Kaiserkrone zu empfangen. Allein Konrad, durch die inneren Kämpfe in Deutschland zurückgehalten, leistete keiner der Einladungen Folge. So mußte der Papst, da er die Gegner nicht mit Gewalt zu zwingen vermochte, abermals eine Übereinkunft schließen, auf gleiche Bedingungen wie die frühere und ebensowenig dauerhaft. Nach einem kurzen Aufenthalte verließ er die Stadt zum drittenmal und nahm seinen Aufenthalt bald in Segni, bald in Ferentino. „Drei Jahre wanderte der päpstliche Hof in der Campagna umher, Rom nahe und doch im Exil.“ Dem ersten Hohenstaufen wurde vom Schicksal die Wahl erspart, ob er die Kaiserkrone von dem Papste oder von dem Gemeinderat Roms annehmen wolle. Über den Zurüstungen zu einem Zug nach Italien schied er aus dem Leben.

d. Der zweite Kreuzzug und die Heidenmission bei den Wenden.

So war der Zustand Europas, als der Schmerzensruf aus dem nördlichen Syrien über den Fall Edessas und die bedrohte Lage des Königreichs Jerusalem die abendländische Christenheit abermals unter die Waffen rief, um das gefährdete Heiligtum im Osten zu schirmen. Der Glaubenseifer flammte von neuem auf. Um dieselbe Zeit, als die Könige von Frankreich und Deutschland nach Syrien zogen, wurde an der Elbe und Oder und im Westen der pyrenäischen Halbinsel der Glaubenskampf, der zugleich ein Eroberungskrieg war, erneuert, und in den Städten am Rhein, in Köln, Mainz, Worms, Speier, Straßburg und andern Orten begann der zweite Kreuzzug wie der erste mit einer Judenverfolgung, zu welcher ein fanatischer Mönch und Kreuzprediger, Radulf, das Volk aufwiegelte. *Allgemeiner Kampf gegen die Ungläubigen.*

Wie die erste große Heerfahrt nach dem heiligen Lande nahm auch die zweite ihre Entstehung in Frankreich. Ludwig VII., der jugendlich heftige König, hatte den vom Papst eingesetzten, von Graf Thibaut von Champagne geschützten Erzbischof Peter von Bourges verjagt und das Erzstift mit Feuer und Schwert verwüstet, die Mahnungen des heiligen Bernhard wie den Bannfluch des Papstes verachtend. Aber der Brand der Kirche von Vitry, wobei über tausend Menschen umkamen, erfüllte sein Herz mit Reue. Er setzte den Vertriebenen wieder auf den erzbischöflichen Stuhl, versöhnte sich mit dem Kirchenfürsten, welcher den Bann sogar über die Orte ausgedehnt hatte, die des Königs Fuß betreten würde, und mit dem Grafen und gelobte, aufgeregt durch die Schilderungen des aus Palästina heimgekehrten Bischofs Gottfried von Langres über die Bedrängnis und Hilflosigkeit der Christen im Morgenlande, einen Kreuzzug zur Sühnung seiner Sünden. Zwar war das heilige Feuer, welches fünfzig Jahre zuvor „alles Irdische zu verzehren und in reiner Flamme dem Herrn zu opfern bestimmt war“, in den Gemütern erloschen. Der unglückliche *Der Kreuzzug in Frankreich beschlossen. 1146.*

Ausgang des großen Zuges in den Schluchten Kappadokiens hatte den Eifer gedämpft. Wohl hörten die Ritter, wenn sie von den verheerenden Fehden oder von den wilden Jagden in ihre Burgen heimgekehrt waren, gern die Erzählungen von den Kämpfen und Abenteuern im fernen Osten, von den Völkern und Sitten der fremden Erde, wie sie in Dichtung und Sage, in Liedern, Romanen und Reisebeschreibungen ihnen entgegentraten; aber die Sturmflut, die damals die Scharen aus der Heimat weggetrieben, war verrauscht. Als der Entschluß des Königs bekannt wurde, stiegen Bedenken auf; man holte den Rat des heiligen Bernhard ein, dieser aber wies die Entscheidung an den Papst. Erst als Eugen III. das Vorhaben billigte und lobte und dem Abte selbst den Auftrag erteilte, das Kreuz zu predigen, erwachte ein frischer Eifer. Wie einst in Clermont, so strömte um Ostern 1146 in Vezelay eine solche Menge von Geistlichen, Rittern und Volk zusammen, daß die Versammlung im freien Felde abgehalten werden mußte. Hier empfingen viele Ritter und Herren Frankreichs, an ihrer Spitze König Ludwig selbst, seine Gemahlin Eleonore, sein Bruder Robert von Dreux, Graf Dietrich von Flandern, Heinrich von Blois und andere Barone, Bischöfe und Äbte aus der Hand Bernhards das Kreuz. In kurzem war der Vorrat erschöpft, so daß er genötigt war, seine eignen Kleider zu zerschneiden. Wie einst Urban II. erteilte auch Eugen den Ziehenden Ablaß der Sünden, stellte ihre Frauen und Kinder, ihre Güter und Habe unter den Schutz der Kirche und entband sie von allen Gelübden und Verpflichtungen. Die Gerechtsame der Gläubiger und die Verbindlichkeit des Lehnsgesetzes sollten gegen die Wallbrüder bis zu ihrer Rückkehr oder ihrem Tod ruhen. Auch eine Kreuzzugssteuer zur Unterhaltung des Heeres wurde Geistlichen und Laien auferlegt oder empfohlen.

Bernhards Thätigkeit.

Wenn Bernhard anfangs nur zögernd auf die Idee des heiligen Kriegszuges eingegangen war und mehr aus Gehorsam gegen das kirchliche Oberhaupt als aus eigner Begeisterung das Amt eines Kreuzpredigers übernommen hatte, so kam er dem Auftrag doch mit wunderbarer Thätigkeit nach. Während der König und die Edlen sich rüsteten und Gesandte ausgeschickt wurden, um friedlichen Durchzug und Verpflegung zu erwirken, durchwanderte Bernhard Frankreich und forderte zur Teilnahme auf; wo er nicht persönlich erscheinen konnte, da suchte er durch Sendschreiben voll Ermahnungen und Verheißungen Begeisterung im Volke zu wecken. Die Worte des heiligen Mannes mit der schwächlichen, von Fasten und Kasteiungen abgezehrten Gestalt fielen nicht auf unfruchtbares Land. Das Volk wurde durch seine Predigten und Rundschreiben voll Beredsamkeit und Feuer, voll bilderreicher Schilderungen von ergreifendem, mitunter sentimentalem Pathos mächtig ergriffen und seine Voraussagung eines glücklichen Erfolges galt als die Stimme eines gottbegeisterten Propheten. Bei manchen wirkte auch das Beispiel des Königs ermunternd und

anregend, da es sich mit den Pflichten der Treue und Ritterschaft nicht wohl vertrug, den in den heiligen Kampf ziehenden Lehnsherrn zu verlassen.

Dann begab sich Bernhard an den Rhein, um den Judenverfolgungen, die er in Wort und Schrift entschieden bekämpft hatte, entgegenzutreten. Er machte geltend, daß es ungerecht und unklug sei, die Juden vor ihrer Bekehrung zu töten statt sie zum Besten des Kreuzzugs zu besteuern. Seine Bemühungen wurden unterstützt durch die Menschlichkeit des Königs Konrad, der den Verfolgten in seinen Burgen und Städten, vor allen in Nürnberg, eine Zufluchtsstätte gewährte, mehr aber noch durch den Eigennutz der kleineren Fürsten und Herren, welche die Bedrohten um des einträglichen Judenzinses willen in ihre ummauerten Orte aufnahmen. Bernhard hatte bei seiner Reise auch noch den Zweck, den deutschen König zur Teilnahme an der Fahrt nach Jerusalem zu bewegen. Daher begab er sich, nachdem er den Mönch Radulf mit harter Rede gestraft und in sein Kloster zurückgewiesen und das aufgeregte Volk beschwichtigt hatte, nach Frankfurt zu Konrad. Allein wie ehrfurchtsvoll auch der König dem Heiligen begegnete, so daß er ihn eines Tages auf seinen Armen durch das Gedränge in der menschenerfüllten Kirche trug, so widerstand er doch seiner Aufforderung. Erst als der Abt bei Gelegenheit eines Reichstages in Speier nochmals mit aller Beredsamkeit in ihn drang und in einer feurigen Predigt am Weihnachtsfeste im Dome vor der versammelten Menge ihm die vom Himmel empfangenen Wohlthaten vor Augen stellte und ihn ermahnte, des jüngsten Gerichtes eingedenk zu sein, da erreichte er seinen Zweck. Zu Thränen bewegt rief Konrad aus: „Ich erkenne die Gnade des Himmels, will nicht ferner undankbar sein und der Mahnung Gottes folgen!" Unter lautem Beifall bezeichnete Bernhard darauf den König mit dem Kreuze und reichte ihm die Fahne vom Altar. So war das Unerwartete geschehen; Bernhard selbst nannte es das Wunder der Wunder; der Papst war durch die Kunde so überrascht, daß er dem König Vorwürfe machte, ohne sein Vorwissen einen so wichtigen Entschluß gefaßt zu haben. Konrad entschuldigte sich mit den Worten, „der heilige Geist wehe, wo er wolle, und lasse keinen Raum, um den Papst oder irgend jemand zu Rate zu ziehen". Mit dem König nahm auch sein Neffe Friedrich das Kreuz. Darüber geriet der Vater, der schon seit einiger Zeit zu Alzei krank daniederlag, in solchen Kummer, daß er bald nachher starb, nachdem er noch den Trost und Segen Bernhards empfangen, als dieser über Worms, Mainz, Köln, Lüttich, Utrecht predigend und wunderthuend nach Frankreich zurückkehrte. Friedrich folgte nun seinem Vater in der schwäbischen Herzogswürde. Auch die feindlichen Parteiführer in Bayern, Welf VI. und Heinrich Jasomirgott, ließen ihren Streit ruhen und schlossen sich samt den Bischöfen von Regensburg, Freising und Passau, den Markgrafen von Steiermark und Kärnten, dem Herzog von Böhmen und vielen Rittern und Herren dem Kreuzzuge an. Die Fehden zwischen Heinrich von Namur und Adalbero von Trier, zwischen den Staufern und Zähringern wurden ausgeglichen

Bernhard am Rhein.

König Konrad in Speier für den Kreuzzug gewonnen. 27. Dez. 1146.

und ein allgemeiner Landfriede verkündigt. Mit Erstaunen sah man selbst viele Raubgesellen ihrem Gewerbe entsagen und sich zur Kreuzesfahne sammeln.

Beratung über den Weg. König Ludwig von Frankreich unterhandelte mit Roger von Neapel und mit Kaiser Manuel von Konstantinopel wegen des Durchzugs. Beide Fürsten, gegeneinander voll Mißtrauen und Feindschaft, waren bereit, dem Kreuzheer alle möglichen Erleichterungen zu gewähren. Besonders gab sich Roger Mühe, den König von Frankreich zu der Heerfahrt durch Apulien zu bestimmen, in der Hoffnung, an ihm einen Bundesgenossen für seinen beabsichtigten Feldzug gegen Griechenland zu finden, und wahrscheinlich würde es ihm gelungen sein, wenn nicht der deutsche König, welcher mit Roger, dem Bundesgenossen Welfs, auf gespanntem Fuße lebte, während er mit dem griechischen Kaiser befreundet und verschwägert war, den Ausschlag für den Zug durch Ungarn und Thrakien gegeben hätte. Mit der Warnung, daß die Kreuzfahrer die Tücke der Griechen kennen lernen würden, verließen die Gesandten Rogers erzürnt den Reichstag von Etampes, wo man sich für den östlichen Weg entschied.

Zug durch die Donauländer. Nachdem Ludwig die Oriflamme, den Pilgerstab und die Pilgertasche vom Altar des heiligen Dionysios genommen und den Segen des Papstes, welcher der Versammlung von Etampes angewohnt, empfangen hatte, begab er sich nach Metz, dem Sammelplatz der französischen Kreuzfahrer. Das deutsche Heer, das sich im Lager bei Regensburg gesammelt, 70,000 geharnischte Ritter, ohne das Fußvolk, begann den Zug. Teils zu Lande, teils in Fahrzeugen auf der Donau überschritt es in den schönen Maitagen die ungarische Grenze und zog durch das Königreich, anfangs in feindlicher Weise, bis König Geisa II., aus Furcht die Kreuzfahrer möchten seinen Gegner Boris auf den Thron erheben, die Führer durch Geldsummen, Geschenke und günstige Friedensbedingungen zu gewinnen wußte.

Die Lage der Dinge in Ungarn zu Anfang des Kreuzzuges. König Koloman war in zweiter Ehe mit Predslawa, der Tochter des Großfürsten Wladimir von Kiew, verheiratet, hatte sie aber später wegen Ehebruchs verstoßen. Ihr in Rußland geborner Sohn **Boris** kehrte unter Stephan II. nach Ungarn zurück und wurde von seinem Halbbruder freundlich aufgenommen, mit der Tochter des Polenherzogs Boleslaw III. vermählt und sogar, da Stephan keine Kinder hatte, zur Nachfolge auf dem ungarischen Thron bestimmt. Die letztere Bestimmung bereute jedoch der König, als er vernahm, daß die Magyaren eine große Abneigung gegen Boris, auf dem der Makel illegitimer Geburt lastete, hegten, und er wendete daher bei seinem kinderlosen Ableben den ungarischen Thron seinem Vetter, dem geblendeten Bela, zu (S. 391). Dies führte einen Thronstreit herbei, indem Boris mit russischen und polnischen Hilfstruppen in Ungarn einbrach, um mit Hilfe einer mißvergnügten Partei, welche die blutige Rachethat des Königs und seiner leidenschaftlichen Gemahlin Helene an den gegnerischen Großen in das feindliche Lager trieb, sein Erbe zu erkämpfen. Dagegen erlangte Bela den Beistand des Herzogs Sobieslaw von Böhmen und des Markgrafen von Österreich, welche mit den beiden Schwestern des Königs, Adelheid und Hedwig, verheiratet waren. Nach einem verheerenden Krieg, der sich über Ungarn, Polen und Schlesien ausdehnte und in welchem Belas Heer mit Hilfe der deutschen

Hilfsvölker einen glänzenden Sieg über die Polen davontrug, behauptete sich Bela auf dem ungarischen Thron. Auf dem Reichstage zu Merseburg bewirkte Kaiser Lothar eine Aussöhnung der streitenden Parteien. Seitdem blieb Ungarn in gutem Einvernehmen mit dem Reich, das auch noch in die ersten Regierungsjahre Konrads fortdauerte, so daß sogar eine Vermählung zwischen den Kindern beider Könige verabredet ward. Als jedoch Bela starb und sein minderjähriger Sohn Geisa II. unter vormundschaftlicher Leitung an seine Stelle trat, erneute Boris seinen Anspruch auf Ungarns Thron und versuchte abermals das Glück der Waffen. Begünstigt von dem Böhmenherzog und unterstützt von österreichischer Kriegsmannschaft fiel er in Ungarn ein und bemächtigte sich der Grenzstadt Preßburg. Aber rasch zog der jugendliche König herbei, zwang Preßburg zur Übergebung, rückte dann rachedürstend über die Leitha in das österreichische Gebiet und brachte Heinrich Jasomirgott, Herzog von Bayern und Markgraf von Österreich, eine Niederlage bei. 7000 Deutsche sollen das Schlachtfeld bedeckt haben; bis an die Fischach verfolgten die siegenden Feinde die fliehenden Kriegsscharen und den Markgrafen, das Land auf beiden Seiten der Donau mit Feuer und Schwert verheerend.

22. Juli 1133.
15. Aug. 1135.
1141.
Sept. 1146.

Zwei Monate später folgte das französische Heer, das von Metz nach Worms gezogen und dort über den Rhein gesetzt war, den Spuren der deutschen Wallbrüder. Es war nicht minder zahlreich und stattlich. Nach dem Beispiel der Königin, welche Ludwig aus Mißtrauen gegen ihre Treue zur Teilnahme an dem weiten und beschwerlichen Unternehmen bewog, begleiteten viele vornehme Frauen mit weiblicher Dienerschaft den Zug; eine lange Reihe von Packwagen folgte hinter den Kriegern her und Kaufleute und Wechsler in großer Zahl schlossen sich an. Beim Eintritt in das griechische Reich mehrten sich die Schwierigkeiten. Wir kennen jenen starken Manuel, der unter einem äußeren Anflug abendländischer Ritterlichkeit eine ehrgeizige und herrschsüchtige Politik versteckte. Aus den Rüstungen, die er auf die Kunde von dem Anzuge der Pilgerheere betrieb, und dem Eifer, womit er die Mauern seiner Hauptstadt verstärken ließ, konnten die Könige sein Mißtrauen entnehmen. Auch hatte der Kaiser Ursache, auf seiner Hut zu sein. Denn um dieselbe Zeit, da die Kreuzfahrer auf Konstantinopel losrückten, bereitete Roger, der Freund und Bundesgenosse des französischen Königs, von Apulien aus einen Kriegszug zur See wider Griechenland und Morea. Konnten nicht die abendländischen Monarchen sich zu einem gemeinsamen Angriff wider Byzanz die Hände reichen? Zunächst zwar suchte Manuel Feindseligkeiten zu vermeiden. Die Kreuzfahrer fanden überall Lebensmittel aufgehäuft; in Nissa und Sardica wurden sie von den griechischen Statthaltern freundlich empfangen. Aber die Forderung des Kaisers, daß die Könige sich eidlich verpflichten sollten, keinerlei Feindseligkeiten in seinem Reiche zu begehen oder zu dulden und alle vormals zum römischen Reiche gehörigen Länder und Städte, welche sie in Asien erobern würden, dem byzantinischen Herrscher zu übergeben, das Bestreben, den Zug von Konstantinopel abzulenken, die Aufstellung eines griechischen Beobachtungsheeres, welches aus einiger Entfernung die Kreuzfahrer begleitete und ihre Bewegungen überwachte, dies

Haltung des griechischen Kaisers.

alles gab Zeugnis, daß Manuel den fremden Gästen nicht traute. Sein Argwohn und das feindselige Verhältnis wuchsen noch, als die eidliche Zusage einer Rückgabe der künftigen Eroberungen verweigert ward, und die deutschen Wallfahrer, bei denen sich viel zuchtloses Volk befand, sobald sie die Gebirge hinter sich hatten und bei Sardica das Flachland betraten, Raub und Plünderung verübten und, wo sie auf Widerstand stießen, zu Frevel und Gewaltthaten sich fortreißen ließen.

Zug durch Thrakien nach Konstantinopel.

Konrad besaß nicht Kraft und Ansehen genug, die zügellose Menge zu bändigen. In Philippopel erzeugte die Ermordung eines Gauklers, den die Wallfahrer für einen Schwarzkünstler und Teufelsgenossen hielten, einen blutigen Aufstand, der mit der Verwüstung der Umgegend endete. Bei Adrianopel wurden einzelne Abteilungen, die sich von der Hauptmasse entfernt hatten, um Beute zu suchen, von den barbarischen Söldnern der Byzantiner erschlagen. Im September erreichten die Deutschen die grüne chörobacchische Ebene, wo sie in einer Nacht durch einen Wolkenbruch und das zum wütenden Strom angeschwollene Flüßchen Melas großen Schaden nahmen. Die Zelte wurden vom Boden emporgehoben und in schrecklicher Verwirrung samt Menschen, Pferden, Rüstungen, Waffen, Kleidern dem nahen Meere zugeführt. Als die Kreuzfahrer in der Vorstadt Pera ihr Lager aufschlugen, nahmen die Reibungen zwischen den Deutschen und Griechen noch zu. Selbst Manuel und Konrad waren, trotz ihrer Verwandtschaft, in gereizter Stimmung widereinander. Keiner wollte dem andern die Ehre der entgegenkommenden Begrüßung erweisen. Der griechische Kaiser warf dem deutschen Monarchen vor, daß er in seinem Heere keine Mannszucht halte, ein Vorwurf, der nicht ungegründet war. Denn unter des Königs Augen brachen die Kreuzfahrer in den kaiserlichen Park Philopation ein, plünderten die Lusthäuser, zerstörten die Anlagen und Wasserleitungen und verübten frevelhaften Mutwillen, bis die griechischen Söldnerscharen ihrem Gebahren ein Ende machten.

Die Kreuzfahrer nach Kleinasien übergesetzt.

Konrad suchte daher möglichst bald aus der Nähe Konstantinopels zu kommen. Ohne die Ankunft des französischen Pilgerheeres abzuwarten, fuhr er auf Schiffen, die er durch Drohungen ertrotzt, über den Bosporus. Mit größerer Zuvorkommenheit begegnete Manuel dem französischen König, als dieser einige Wochen später vor der Hauptstadt eintraf. Aber unter der äußeren Höflichkeit lauerte finsterer Argwohn. Es entging ihm nicht, daß viele französische Ritter mit gierigen Blicken auf die schöne und reiche Hauptstadt blickten und daß hier und da die Ansicht ausgesprochen wurde, nur wenn Konstantinopel in den Händen der Franken wäre, könne das Königreich Jerusalem in Sicherheit bestehen; man solle daher mit den Normannen, ihren Verbündeten, einen gemeinsamen Angriff gegen das byzantinische Reich machen und vor allem sich in den Besitz der Hauptstadt setzen. Der König verwarf solche Vorschläge, aber nichtsdestoweniger verdoppelte Manuel seine Wachsamkeit und suchte die verdächtigen Gäste

zu schleuniger Überfahrt zu bewegen. Das asiatische Land hatte schon so manchem Franken den Untergang gebracht, und Manuel trug Sorge, daß es an Gefahren nicht fehlte. Es soll nicht gesagt sein, daß er die Kreuzfahrer absichtlich ins Verderben geführt habe, aber ohne die Mitwirkung und den guten Willen des byzantinischen Herrschers mußte der Zug scheitern. Raubgier und Gewaltthat auf der einen, Treulosigkeit und Gewinnsucht auf der andern Seite führten bald feindselige Berührungen herbei.

Als Ludwig VII. mit seinen Edlen auf den verödeten Fluren Nikomediens Rates pflog, welchen von den drei Wegen, die nach Antiochia führten, man wählen solle, traf die Trauerkunde ein und wurde bald durch Herzog Friedrich bestätigt, daß Konrads Heer großenteils vernichtet sei. Manuel hatte feierlich versprochen, die Wallbrüder auf ihrem Zuge mit Lebensmitteln und Führern zu versorgen. Aber kaum hatten sie den Weg angetreten, so waren sie von Verrat umgeben. Nicht nur, daß die Griechen die Städte vor ihnen schlossen und für teures Geld, das man zuvor an Stricken die Mauer hinaufzog, schlechte Speisen reichten, die, aus Kalk und Mehl bereitet, den Hungrigen den Tod brachten; sie lauerten in Hohlwegen und Engpässen den Vorüberziehenden auf und erschlugen die Nachzügler oder gaben ihnen treulose Führer, die sie absichtlich in die Irre leiteten. Auf diese Weise litt selbst die eine Abteilung des Pilgerheeres, welche unter Konrads Halbbruder, dem Bischof Otto von Freising, dem hohenstaufischen Geschichtschreiber, auf dem weiteren, aber gefahrloseren Wege längs der Meeresküste hinzog, solche Verluste, daß nur ein kleiner Überrest die Grenze von Syrien erreichte. Noch schlimmer erging es dem Hauptheer, das der König selbst auf dem kürzeren Gebirgswege durch das ikonische Reich gen Antiochia führte. Hatten die Kreuzfahrer schon von Nicäa bis Dorhläum viel zu leiden, so erreichte ihre Not den höchsten Grad, als sie von dort aus durch tückische Wegweiser östlich in wüste Berggegenden geführt wurden, wo sie zuerst den bittersten Hunger litten und dann am dritten Tag plötzlich die Höhen ringsumher mit Türkenscharen überdeckt sahen. Die verräterischen Führer waren, nachdem sie die verhaßten Abendländer ins Verderben gelockt, während der Nacht entflohen. Von Hunger und Durst verzehrt, von den Pfeilen der Feinde verfolgt, wandten sich die Deutschen zum Rückzug. Ohne Mittel dem von zwei Seiten drohenden Tode zu entgehen, sanken sie zu Tausenden dahin, verschmachtet und ohne die Möglichkeit einer Gegenwehr von den sicher treffenden Geschossen durchbohrt. Von dem ganzen stattlichen Heer, das Konrad aus Nicäa geführt hatte, kam nur ein Zehnteil im jammervollsten Zustande dahin zurück. Der König selbst, von zwei Pfeilen getroffen, war mit Mühe der Gefangenschaft entgangen. Sie wurden von französischen Kreuzfahrern in der Nähe des Nicäischen Sees teilnehmend aufgenommen und gepflegt. Weinend sanken die Könige einander in die Arme. Alle waren empört über die boshafte Tücke der Byzantiner und wünschten, daß einst die Stunde der Rache und Vergeltung kommen möge.

Unfälle des deutschen Pilgerheeres.

26. Okt.

Konrad nach Konstantinopel. Mancher Deutsche verließ das Land des Schreckens und kehrte in die Heimat zurück. König Konrad dagegen zog es vor, mit der kleinen Schar, die bei ihm ausharrte, sich dem französischen Heer anzuschließen, das anfangs die mittlere, nach Philadelphia führende Straße einschlug, dann aber, besorgt über den drohenden Mangel in der wenig bewohnten Landschaft, sich nach der Meeresküste wandte, um über Adramyttium, Pergamon und Smyrna nach Ephesus zu gelangen. Dieser Bund der beiden abendländischen Monarchen erfüllte den griechischen Kaiser mit Besorgnis. Das freundliche Verhältnis Ludwigs und der französischen Ritterschaft zu König Roger, der bereits die Feindseligkeiten wider das griechische Reich begonnen, hatte schon längst seinen Argwohn erregt, besonders da Ludwig sich standhaft weigerte, in einen Bund gegen die Normannen einzutreten. Er ließ daher den deutschen König freundlich einladen, zur Herstellung seiner eignen angegriffenen Gesundheit und zur Pflege seiner erschöpften Gefährten mit den Seinen nach Konstantinopel zurückzukehren. Seine Einladung, von der Kaiserin in huldvoller Weise unterstützt, fand um so mehr Anklang, als das gute Einvernehmen zwischen den deutschen und französischen Wallbrüdern aufgehört hatte und durch Spöttereien und anzügliche Bemerkungen das Verhältnis sich täglich schlimmer gestaltete. Konrad war daher froh, aus der unleidlichen Stellung herauszukommen und kehrte von Ephesus zu Schiff nach Konstantinopel zurück. Seine Waffengenossen folgten ihm zu Lande. Bald gelang es dem griechischen Kaiser und seiner Gemahlin, das trübe Gewölk zu verscheuchen, das zwischen den Beherrschern des Morgenlandes und Abendlandes aufgestiegen war. Durch sorgfältige Pflege wurde die Gesundheit des Königs hergestellt, Festlichkeiten und Unterhaltungen aller Art erheiterten sein Gemüt; Heinrich Jasomirgott verlobte sich mit einer Nichte des Kaisers. Es wurde ein Bündnis zu gemeinsamer Kriegführung wider Roger verabredet. Im März des folgenden Jahres ging Konrad mit den Fürsten, die bei ihm geblieben waren, reich beschenkt auf griechischen Schiffen unter Segel und langte in der Osterwoche im Hafen von Ptolemais an.

Das Pilgerheer Ottos von Freising. Kurz zuvor war auch der Bischof Otto von Freising im syrischen Lande angekommen, aber nur mit wenigen Gefährten. Denn auch seine Mannschaften waren von dem griechischen Statthalter von Laodicea an die Türken verraten worden. Als die französischen Wallbrüder, ihren Spuren folgend, nach unsäglichen Beschwerden und Gefahren, die ihnen die Natur des Landes, der Mangel an Lebensmitteln, griechische Falschheit und türkische Waffen bereitet hatten, in derselben Gegend eintrafen, fanden sie auf dem steilen Felsenwege von Laodicea nach der Seestadt Attalia die Berge noch gerötet vom Blute der Deutschen und zahllose Leichen umherliegen.

Schicksale des französischen Kreuzheeres. Es war das Bild ihres eignen Schicksals. Als sie den hohen, felsigen Gebirgskamm übersteigen wollten, unter welchem im tiefen Thalgrund ein reißender Bergstrom dahinbraust, erlagen Tausende von Rittern und Pferden

den feindlichen Geschossen oder stürzten über die Felsenwände in den Abgrund. Den König selbst rettete nur sein gutes Schwert und sein starker Panzer vor den todbringenden Pfeilen der Feinde. Sein Oheim Amadeus von Maurienne und Graf Gottfried von Raucou aus Guienne, welche die Vorhut mit der Oriflamme, dem königlichen Panier, führten, hatten durch Ungehorsam und Unvorsichtigkeit das Unglück hauptsächlich verschuldet. In Attalia, an der Küste des alten Pamphyliens, wo das Pilgerheer im schrecklichsten Zustande anlangte, wurde mit den Griechen ein Abkommen getroffen, daß sie den König mit den Baronen und den reicheren Rittern zu Schiffe nach Antiochia bringen, die übrigen Wallbrüder zu Lande dahin geleiten und mit Lebensmitteln versorgen sollten. Es war vorauszusehen, daß diese Bedingungen nicht eingehalten werden würden. Nachdem die zurückgebliebenen Pilger ihre letzte Habe aufgewendet, wurden sie hilflos allem Elend preisgegeben. Die meisten erlagen schon in Attalia dem Hunger, der Seuche, den Entbehrungen und Mißhandlungen; zwei Heerhaufen von 7000 Bewaffneten ohne Führer, welche in der Verzweiflung auf eigne Hand den Weg nach Tarsus suchten, wurden von den Feinden erschlagen oder in Sklaverei geführt. Das ganze Pilgerheer, das einst mit so stolzer Hoffnung und so glänzender Ausrüstung fortgezogen war, fand im fernen Osten einen elenden Untergang. Dreitausend christliche Jünglinge retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie sich freiwillig in türkische Knechtschaft gaben. Das Elend war so entsetzlich, daß selbst die Feinde Mitleid empfanden und gegen einzelne der Unglücklichen Großmut übten. Welche Fülle von Schätzen und Kostbarkeiten war in die Hände der Griechen und Türken gefallen, wie mancher tapfere Ritter, der in Jugendfrische und mit gehobener Seele ausgezogen war, lag nun zerschellt oder verschmachtet oder von Pfeilen durchbohrt in den Schluchten oder auf den Felsenriffen des rauhen Gebirges, wie klein war die Zahl derer, welche die Heimat wiedersahen! Nicht einmal der Trost war ihnen gegönnt, die heilige Grabesstätte zu betreten und ihr Gelübde zu vollbringen.

Lage und Stimmung in Palästina.

Dem unglücklichen Anfange folgte ein ruhmloser Ausgang. Während Nureddin, ebenso tapfer und kriegskundig als staatsklug und unternehmend, fast alle Emire zwischen dem Tigris und der syrischen Meeresküste zur Unterwerfung gebracht und die vereinzelten Herrschaften zu einem mächtigen Reich vereinigt hatte, mit einziger Ausnahme der Oasenstadt Damaskus, waren die lateinischen Christen Syriens, die Pullanen, gespalten und nur auf ihre Sonderinteressen bedacht. Mit Ausnahme der Ordensritter, der Johanniter und Templer, welche letzteren dem französischen Pilgerheer schon auf dem Zuge von Laodicea nach Attalia treffliche Dienste geleistet hatten, trug niemand Verlangen nach Kampf gegen die „Heiden“. Das eigentliche Ziel der Kreuzfahrer war den Nachgeborenen, die, wie erwähnt, in dem heißen Lande und unter der fremden Bevölkerung bald entarteten und in Weichlichkeit verfielen, bereits in die Ferne gerückt. Mehr

für ruhigen Besitz und Genuß der erworbenen zeitlichen Güter als für den Sieg des Glaubens besorgt, hatten die Pullanen, welche großenteils im Morgenlande geboren oder schon seit vielen Jahren daselbst ansässig waren und mit den griechischen und mohammedanischen Bewohnern in mancherlei friedlichen Verbindungen standen, kein Verlangen, in einen blutigen Religionskrieg hineingerissen zu werden. Kleine Verstärkungen zur Erhaltung und Verteidigung des bestehenden Besitzstandes, etwa noch hinreichend zur Abrundung und Erweiterung der kleinen christlichen Reiche, waren mehr nach ihrem Sinn. Von diesem Gesichtspunkte aus waren daher die Pilgerfürsten in Palästina nur darauf bedacht, die Ankunft der beiden Könige mit den Trümmern ihrer Heere zu ihrem Vorteil auszubeuten. Anstatt mit vereinten Kräften der unter Nureddins Fahne gesammelten mohammedanischen Welt entgegenzutreten, suchte die herrschsüchtige Königin **Melisende** von Jerusalem, die noch immer zum Ärger der Ritterschaft die vormundschaftliche Regierung über ihren bereits neunzehnjährigen Sohn führte, den deutschen König, der im April seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt und mit frommer Andacht die heiligen Stätten besuchte, zu einem Angriff auf das fruchtbare, reizend und günstig gelegene Gebiet von Damaskus zu bewegen, wohin schon im vorhergehenden Jahr der jugendliche König vergebens eine große, von Gefahren und Verlusten begleitete Heerfahrt unternommen hatte. Was kümmerte sie das ferne Edessa, dessen Wiedereroberung ja doch nur dem leichtsinnigen Grafen Josselin zu gute gekommen wäre! Aus ähnlichen selbstsüchtigen Motiven war **Raimund** von Antiochia bemüht, den französischen König zu einem Angriff auf Haleb, wo Nureddin damals seinen Herrschersitz aufgeschlagen hatte, zu bewegen, nur daß dieser Plan im Falle des Gelingens dem ganzen christlichen Königreich zu statten gekommen wäre und eine dauerhaftere Vormauer geschaffen hätte, als Edessa gewesen. Ludwig aber trug das größte Verlangen nach dem Heiligen Grabe, und um sich dem Drängen des eigensüchtigen Fürsten zu entziehen und seine Gattin Eleonore, Raimunds Nichte, eine den Freuden der Welt und der Sinnlichkeit ergebene gefallsüchtige Frau aus den verführerischen Liebeshändeln der lüsternen Stadt und der buhlerischen Ritterschaft zu reißen, begab sich der König in heimlicher Flucht nach Tripoli und dann nach Tyrus, wo er, wie Konrad in Ptolemais, aus den zu Schiffe neu ankommenden Kreuzfahrern frische Mannschaft an sich zu ziehen bemüht war.

Unter ihnen war auch Graf **Alfons von Toulouse**, der Sohn des alten berühmten Jerusalemfahrers Raimund. Aber bald nach seiner Landung starb er auf dem Wege nach der heiligen Stadt an Gift. Der Graf von Tripoli und Melisende fürchteten, er möchte die Ansprüche seines Vaters wieder geltend machen.

Der Feldzug gegen Damaskus. 1148. Nachdem Ludwig auf dem Heiligen Grabe gebetet und sein Gelübde gelöst hatte, wurde auf einer Fürstenversammlung zu Ptolemais nach vielen Verhand-
Juli 1148. lungen der Angriff auf Damaskus beschlossen. In der heißen Sommerzeit rückte das Kreuzheer von Tiberias, dem gemeinsamen Sammelplatz, nach Cäsarea

Paneas, überstieg den Antilibanon und erreichte bei dem Dorfe Daria die von Fruchtgärten und Baumpflanzungen bedeckte Ebene von Damaskus. König Balduin III. und der Patriarch Fulcher mit dem heiligen Kreuze hatten sich angeschlossen. Der stattliche Zug von glänzenden Rittern in voller Waffenrüstung ließ die vorausgegangenen Leiden nicht mehr erkennen. Aber Anar, der unternehmende und kluge Atabeg oder Wesir, welcher für den schwachen und wollüstigen Emir das Regiment führte, hatte die von Landhäusern und Türmen gedeckten und von vielen ummauerten Wegen durchschnittenen Gärten und Lustwälder mit türkischen Bogenschützen angefüllt, welche die vorrückenden Kreuzfahrer mit einem Hagel von Pfeilen empfingen. Mit der größten Mühe, indem sie Garten um Garten eroberten, trieben die Kreuzfahrer den Feind an den Fluß Barrada, und nachdem auch dieser im heißen Kampfe durch die deutschen Pilger erobert war, drängten sie denselben in die Stadt, vor deren Mauern alsdann die Sieger ihr Lager aufschlugen. Große Bestürzung ergriff die Moslems; wie die Christen durch das heilige Kreuz zum Glaubenskampf angefeuert wurden, so die Damaszener durch die Ausstellung des Koranbuchs, das der Kalif Othman geschrieben haben sollte. Aber nachdrücklicher als die Reliquien wirkten die Maßregeln Anars. Er hatte sich an Nureddin und dessen Bruder Seif Eddin von Mosul um Hilfe gewendet und die Zusage von 20,000 Reitern erhalten. Da er aber von der Ankunft dieser mächtigen Häupter Gefahr für seine eigene Herrschaft fürchtete, so suchte er zuvor eine Entscheidung herbeizuführen. Er wußte, wie wenig Eintracht zwischen den Pullanen und den abendländischen Pilgerfürsten obwaltete, besonders seit man in Jerusalem in Erfahrung gebracht, daß die fremden Könige die Absicht hätten, das eroberte Damaskus nicht dem Reiche Jerusalem beizufügen, sondern einen abendländischen Fürsten damit zu belehnen. Anar stellte den morgenländischen Christenhäuptern vor, wie wenig es in ihrem und seinem Interesse liege, wenn Damaskus in andere Hände käme, und gab seinen Vorstellungen noch durch reiche Geschenke Nachdruck. Seine Berechnung täuschte ihn nicht. Die morgenländischen Fürsten bewogen die Könige durch lügenhafte Angaben über die Beschaffenheit der Stadt die vorteilhafte Stellung im Westen bei den schattigen, bewässerten und fruchtreichen Gärten aufzugeben und ihr Lager nach der südlichen und westlichen Seite in eine öde, dürre Gegend zu verlegen, wo weder Lebensmittel noch Trinkwasser in genügender Menge zu beschaffen und die Mauern stark und hoch waren. Durch diese Veränderung des Lagers, welcher die Wiederbesetzung der ummauerten Gärten durch die Moslems folgte, geriet das Pilgerheer bald in solche Not, daß ein schleuniger Abzug geboten war, der auch sofort ausgeführt ward und allmählich in offene Flucht überging. Viele Nachzügler wurden von den verfolgenden Damaszenern erschlagen und reiche Beute an Kostbarkeiten und Schätzen aller Art in die befreite Stadt geführt.

Voll Unmut über die Treulosigkeit der jerusalemischen Christen, die auch

Rückkehr der Könige. 1148. 1149. noch den beabsichtigten Kriegszug wider die noch immer unter mosleminischer Herrschaft stehende Seestadt Askalon durch ihr Ausbleiben vereitelten, beschlossen die Könige in die Heimat zurückzukehren und das Heilige Land seinem Schicksal zu überlassen. Im September schifften sich die Deutschen in Ptolemais ein und gelangten, nachdem Konrad noch dem in Thessalonich weilenden kaiserlichen Hof einen Besuch abgestattet und den Waffenbund gegen Roger erneuert hatte, auf verschiedenen Wegen nach Süddeutschland zurück. Ludwig, der auf Bitten der ihm befreundeten Templer noch bis nächste Ostern in Jerusalem verweilte, wurde auf der Rückfahrt zur See mit seinen Baronen von griechischen Schiffen angehalten und wäre in Gefangenschaft geraten, hätte nicht der normännische Flottenführer, der gerade von einer verwegenen Fahrt wider Konstantinopel zurückkehrte, ihn wieder befreit.

Anstrengungen zu einem neuen Kreuzzug. Dieser neue Beweis feindseliger Gesinnung von seiten des byzantinischen Kaisers steigerte den Widerwillen der Franzosen gegen Manuel und befestigte den Bund zwischen Ludwig und Roger. Als die französischen Kreuzritter in Juli u. Aug. 1149. Kalabrien landeten, bereitete ihnen der Normanne einen ehrenvollen Empfang und hatte mit Ludwig eine Zusammenkunft in Potenza. Offenbar wünschte er den französischen König zu einem neuen Zuge nach dem Morgenlande zu bewegen, der ebensowohl der Sicherung des Königreichs Jerusalem gelten sollte, als der Eroberung Konstantinopels und dem Sturze des griechischen Reiches und der dann unter seiner eigenen thätigen Mitwirkung einen rühmlicheren Ausgang erwarten ließ. In der That vereinigten sich viele Beweggründe zur Erneuerung eines solchen Unternehmens. Nicht nur, daß im ganzen Abendlande eine große Erbitterung gegen die Griechen herrschte und der Wunsch nach Rache und Vergeltung sich allgemein regte, der heilige Bernhard, dessen Ansehen durch den schlimmen Ausgang „seines" Kreuzzuges sehr gelitten hatte und der den Vorwürfen nichts entgegenzusetzen wußte als den Hinweis auf die Sünden der Pilger und die tröstliche Versicherung, daß die Gefallenen durch ihren Märtyrertod der himmlischen Seligkeit teilhaftig geworden, suchte eine neue Heerfahrt zustande zubringen und wurde darin von dem Abte Suger von St. Denis unterstützt, dem einflußreichen Reichsverweser, der vorher sehr kühl und teilnahmlos gewesen war, jetzt aber eine große Begeisterung an den Tag legte und sogar die Einkünfte seiner Abtei und sein erspartes Vermögen für die Ausrüstung einiger Kreuzritter opferte.

Raimund getötet. Josselin in Gefangenschaft. Der Eifer der beiden Gottesmänner, denen sich auch der ehrwürdige Abt Peter von Clugny anschloß, wurde noch mehr entflammt durch die Nachrichten von den traurigen Wirkungen des verfehlten Kreuzzuges auf die christlichen Reiche des Morgenlandes. Waren auch die Unfälle die natürliche Strafe der kurzsichtigen Politik der Pullanen, so machte es doch einen erschütternden Eindruck auf alle Gemüter, als die Kunde Juni und Juli 1149. eintraf, daß Graf **Raimund von Antiochia** mit vielen tapfern Rittern im Kampfe wider Nureddin gefallen und das ganze Fürstentum bis unter die Mauern der Orontesstadt von den Türken überzogen und verwüstet worden sei, daß einige

Monate später der mohammedanische Fürst den Grafen Josselin durch eine Schar 1150.
Turkmenen gefangen genommen und in Ketten nach Haleb gebracht habe und nun im Begriff stehe, das ganze Euphratgebiet an sich zu reißen. Josselin sollte nie den Tag der Freiheit wiedersehen. Neun Jahre schmachtete er in der Gefangenschaft.

Aber wie sehr auch die geistlichen Männer in Frankreich sich anstrengten, Scheitern des Vorhabens.
eine neue Kreuzfahrt zustandezubringen und deshalb die zwischen dem deutschen König und Roger obwaltende Feindschaft auszugleichen, die schrecklichen Eindrücke, welche die Erzählungen von dem tragischen Untergang der Gottesstreiter in den Schluchten Kleinasiens im ganzen Abendlande hervorgebracht, erstickten die Flamme der Begeisterung, welche Bernhard noch einmal zu entzünden versuchte. Selbst die Wahl des Heiligen zum Heerführer des neuen Kreuzzugs auf Mai 1151.
der Versammlung zu Chartres und die Bereitwilligkeit desselben, sich dem gefahrvollen Berufe zu unterziehen, vermochten nicht den gesunkenen Mut anzufeuern. Auch Konrad gab seine mißtrauische und kriegerische Haltung gegen Roger nicht auf, zumal seit Herzog Welf bald nach seiner Rückkehr aus dem syrischen Lande seine Verbindungen mit demselben erneuert und Geld zum Kampf gegen Konrad erhalten hatte. Wir wissen, daß der deutsche König über den Vorbereitungen zu einem Zug nach Italien, der ebensowohl gegen Rom als gegen Apulien gerichtet sein konnte, vom Tode weggerafft wurde. Im Anfange des- Jan. 1152.
selben Jahres war auch der Abt Suger, der eifrigste Förderer der neuen Heerfahrt nach dem Morgenlande, aus dem Leben geschieden, in einem Augenblick, wo die christlichen Reiche in Syrien in der größten Gefahr schwebten.

Während nämlich Nureddin allmählich alle Gebiete, welche Graf Josselin auf Mißliche Lage im Morgenland.
der Westseite des Euphrat besaß, Tellbascher, Aintab, Ravendan, Merasch u. a. O. in seine Gewalt brachte, der griechische Kaiser aber, welchem König Balduin das Anrecht auf das Fürstentum Edessa übertragen, durch die von Westen drohende Kriegsgefahr an einem kräftigen Widerstand gegen den mächtigen Atabegen verhindert war, lag in den drei morgenländischen Reichen das Zepter in den Händen ränkevoller Weiber und unmündiger Fürsten. In Verbindung mit ihrem anmaßenden und gehaßten Günstling und Vetter, dem Connetable Manasse, hielt Melisende ihren ritterlichen und verständigen Sohn Balduin III., einen fürstlichen Jüngling von hoher Gestalt, blonden Locken und edlen Sitten, noch immer von der Regierung fern; in Antiochia reichte die Fürstin Konstantia endlich dem leichtfertigen Ritter Rainald von Chatillon, einem französischen Abenteurer von schöner Gestalt, tapferm Arm, aber frevelhaftem Sinn, ihre Hand und nun kam nach der Ermordung des Grafen Raimund durch die Assassi- 1152.
nen auch noch das Fürstentum Tripoli in die schwachen Hände einer Frau, indem dessen Gemahlin, eine Schwester der Königin Melisende, die Regentschaft für ihren zwölfjährigen Sohn übernahm.

Erst als Balduin nach ärgerlichen Streitigkeiten seiner Mutter die Herrschaft Eroberung von Askalon u. Bernhards Tod. 1153.
über Jerusalem entriß, raffte sich die christliche Ritterschaft wieder zu kriegerischen Unternehmungen wider die Mohammedaner auf. Statt sich jedoch gegen die drohende Macht Nureddins zu kehren, machte Balduin einen Angriff auf die Seestadt Askalon, die noch immer in der Gewalt des Kalifen von Ägypten

war. Aber die Einnahme der festen, mit allem reichlich versehenen Stadt, der „syrischen Braut", wie man sie nannte, war ein schwieriges Unternehmen. Acht Monate dauerte die Belagerung zu Wasser und zu Land; erst als ein Stück der Mauer durch das von den Einwohnern selbst gegen die feindlichen Maschinen entzündete Feuer eingestürzt war und kein Entsatz kam, übergaben die Mo-
20. Aug. 1153. hammedaner die Stadt gegen freien Abzug. An dem Todestage des Abtes von Clairvaux hielten die Kreuzfahrer ihren feierlichen Einzug. Die Freunde Bernhards deuteten dieses Zusammentreffen als ein Zeichen des Himmels zur Rechtfertigung seiner früheren Kreuzpredigten.

Nureddin in Damaskus. Aber dieser Sieg wurde mehr als aufgewogen durch Nureddins Erfolge. Weil der Emir Mudjir Eddin von Damaskus, der als Bundesgenosse der Christen galt, Askalon nicht zu Hilfe gekommen, rückte Nureddin mit Heeresmacht vor dessen Haupt-
1154. stadt, zwang sie zur Übergabe und sandte den Emir nach Bagdad, wo er seine Tage in Dunkelheit beschloß. Nun schlug er seinen Herrschersitz in Damaskus auf und wurde
Lage der christlichen Reiche in Syrien. somit der Grenznachbar des christlichen Reiches. Wie hätte unter solchen Umständen das durch die Uneinigkeit der Orden, durch die Habgier und Selbstsucht der Templer, durch die trotzige Ungebundenheit der Lehnsfürsten zerrüttete Reich, wo christliche Tugend dem Eigennutz, dem Laster und der Leidenschaft wichen und die Glaubensstärke so oft durch weltliche Rücksichten verdrängt ward, auf die Dauer den Angriffen der von Fanatismus erfüllten Moslems widerstehen sollen, zumal da im Abendlande die Begeisterung für das Heilige Land mehr und mehr erlosch? Die Ankunft des
1157. Grafen Dietrich von Flandern mit vierhundert Rittern und seiner Gemahlin, einer Schwester der Königin Melisende, vermochte den Stand der Dinge nicht wesentlich zu ändern, wenngleich die Gegenwart des tapfern Grafen, der zum drittenmal die beschwerliche Pilgerfahrt unternommen, wesentlich zu dem glänzenden Sieg beitrug, den Balduin an der Jordanbrücke unweit Tiberias über Nureddin davontrug. Hätte man sich im syrischen Lande zu einem aufrichtigen Bunde mit dem byzantinischen
Verhältnis zum byzant. Reiche. Reiche entschließen mögen, so hätte unter einem so kraftvollen Herrscher wie Manuel der mohammedanischen Welt im Süden und Osten eine christliche Gegenmacht aufgestellt werden können; aber wenn auch hier und da eine Annäherung und Verständigung stattfand, wie bei der Vermählung **Balduins** III. mit der jugendlichen und reich
1157. ausgestatteten kaiserlichen Nichte **Theodora**, so traten doch bald wieder Ereignisse ein, welche die durch Mißtrauen und entgegengesetzte Interessen geschaffene Kluft vergrößerten. Besonders war das feindselige Verhältnis Rogers und Manuels der lateinischen Christenheit in Asien sehr nachteilig, indem jede Spur eines Einvernehmens zwischen Sizilien und Syrien sofort eine Annäherung zwischen Byzanz und der mohammedanischen Welt zur Folge hatte. Andere Veranlassungen gab die Abenteuerlust oder
1159. der Frevelmut einzelner Fürsten und Ritter. Als **Rainald von Antiochia** die Insel Cypern, die sich bisher den syrischen Christen stets hilfreich und freundlich erwiesen, mit einem Raubzug heimsuchte und die Einwohner den schändlichsten Mißhandlungen preisgab, weil der Kaiser ihm nicht den versprochenen Lohn für geleistete Kriegshilfe entrichtete, zog Manuel mit Heeresmacht nach dem südlichen Kleinasien, brachte zuerst das cilicische oder armenische Fürstentum mit den Städten Tarsus, Mamistra, Adana, Mopsuestia u. a., wo sich seit dem ersten Kreuzzug eine unabhängige griechisch-christliche Herrschaft gebildet, zur Unterwerfung und zog dann, wenn auch nicht als Feind, so doch als siegreicher Oberherr in Antiochia ein, dem demütig vor ihm knieenden Rainald Verzeihung gewährend. Selbst Balduin bezeugte dem

Kaiser durch persönliches Erscheinen seine Verehrung, nicht ohne Besorgnis, derselbe möchte die oberlehnsherrlichen Rechte auch über Jerusalem geltend machen. Manuel nahm die Huldigungen mit Wohlgefallen entgegen, bewirkte auch durch seine Vermittelung einen vorübergehenden Waffenstillstand zwischen den christlichen Fürsten und Nureddin, infolge dessen viele Gefangene ihre Freiheit erlangten; aber es kam ihm nicht in den Sinn, durch einen Waffenbund mit seiner Macht für die dauernde Ruhe und Sicherheit des jerusalemischen Reiches einzustehen. In kurzem begannen die Fehden von neuem. Die Ägypter fielen von Süden her in das Land ein, die Türken richteten ihre Angriffe auf Paneas und andere Christenstädte Syriens; als Rainald in das ehemalige Gebiet des Grafen Josselin einen Raubzug unternahm, geriet er in 1160. Gefangenschaft und wurde in Ketten nach Aleppo geführt. Selbst die Vermählung 1161. des Kaisers mit der schönen Maria von Antiochia, der Tochter der Fürstin Konstantia, hatte keine versöhnende Wirkung zwischen den beiden christlichen Reichen des Morgenlandes, indem nunmehr, wie oben erwähnt, Graf Raimund von Tripoli die seiner Schwester widerfahrene Zurücksetzung und Kränkung durch Feindseligkeiten gegen die griechischen Städte Kleinasiens zu rächen suchte. Während der Verhandlungen über diese Vermählung wurde König Balduin III., der zu dem Zweck sich nach Antiochia begeben hatte, durch einen sarazenischen Arzt vergiftet. Sterbend wurde er nach Tripoli gebracht, wo er im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens, ohne Kinder zu hinterlassen, aus der Welt schied. 10. Febr. 1162. Die Leiche wurde nach Jerusalem gebracht und unter großem Wehklagen des Volkes in der Kirche des Heiligen Grabes beigesetzt. Fünf Monate früher war auch seine Mutter Melisende zu Neapolis einer schmerzhaften Krankheit erlegen. Die Trauer um den gerechten, tapfern und wohlmeinenden König war um so allgemeiner, als sein Bruder und Nachfolger Amalrich wenig beliebt König Amalrich. war. Obwohl tapfer, gebildet und lernbegierig, galt er für habsüchtig und wollüstig, 1162–1173. und sein finsteres, zurückgezogenes Wesen stach sehr ab gegen die Leutseligkeit seines Vorgängers.

Als König Konrad durch die Beredsamkeit des heiligen Bernhard in der Der Kreuzzug wider die Wenden. 1147. Kathedrale zu Speier die Pilgerfahrt nach dem syrischen Lande gelobte und an die deutschen Fürsten die Einladung ergehen ließ, sich dem Heerzuge anzuschließen, erklärten die sächsischen Großen, sie hätten in der Nähe noch Heiden in Menge, die sie zuerst bezwingen und bekehren wollten. Obwohl der Vorschlag den meisten nur als Vorwand diente, sich dem beschwerlichen Feldzuge nach Syrien zu entziehen, ohne darum als laue Christen zu gelten, so wurde das Anerbieten dennoch von Bernhard und dem Papste angenommen und die Heidenfahrt gegen die Wenden als gleich verdienstvoll anerkannt und mit demselben Segen und Sündenerlaß wie die syrische Heerfahrt belohnt. Wir wissen, wie während der bürgerlichen Zerrüttung unter Kaiser Heinrich IV. die von den Ottonen gepflanzten Keime der christlichen Lehre und Kirche wieder mit dem Blute der Bekenner vertilgt wurden (S. 265), und wenn es auch der Missionsthätigkeit Ottos von Bamberg gelungen war, mit Hilfe des Polenherzogs in Pommern das Kreuz aufzurichten (S. 384 f.) und der eifrige Vizelin, ein Bauernsohn aus Hameln, der sich in Paderborn, Bremen und Paris mit unsäglicher Mühe und Anstrengung vielseitige Kenntnisse erworben, von Neumünster aus im nördlichen und westlichen Wendenland dem Evangelium neue

Verehrer weckte, so waren doch die christlichen Pflanzstätten nur Oasen in der Wüste; das Volk, scheu vor dem Zehnten, vor der Kirchenzucht und Priestermacht, vor der Last der Abgaben für Kultus und Kirchenbauten, fühlte geringen Zug zum Christentum und betete lieber in Hainen und an Quellen als in den geschlossenen Räumen der Kirchen und Kapellen. Von den Dithmarschen und Stormarn in Holstein bis nach Danzig an der Weichsel lebten noch die heidnischen Slawenvölker in dem Glauben und in der Weise ihrer Väter dahin, wie wir sie früher kennen gelernt (S. 22 ff.). Wie verschieden auch ihre Götternamen, ihre Opfergebräuche und ihre Kultusformen sein mochten, alle verehrten das Heiligtum zu Arkona auf Rügen als den Mittelpunkt ihres Religionswesens und noch immer glaubten sie, daß dem Swantewit und ihren andern Götzen Christenblut das lieblichste Opfer sei. Die bürgerlichen Unruhen und Erbfolgekriege, die nach Herzog Heinrichs Tod im Wendenlande ausbrachen, steigerten die Verwilderung der Sitten, den Christenhaß und die Priesterverfolgung und führten das Reich an der Ostsee wieder der Auflösung und der früheren Spaltung in gesonderte Stämme und Staaten entgegen. Raubzüge zu Wasser und Land und innere Fehden wurden wieder die gewöhnlichen Beschäftigungen, die deutschen Ansiedelungen, welche durch Ackerbau und städtische Einrichtungen das Land zu kultivieren bemüht waren, wurden mit Feuer und Schwert verwüstet und mit dem Christentum zugleich die deutsche Herrschaft bekämpft. Wie sehr auch Lothar zuerst als Herzog von Sachsen, dann als deutscher Kaiser bemüht war, durch Aufstellung kräftiger Lehnsfürsten, wie des von einem edlen Geschlechte an der Weser abstammenden Grafen Adolf I. von Schauenburg in Holstein, Albrechts von Ballenstedt in der Nordmark, durch Beförderung der Missionen und durch Ansiedelung deutscher Kolonisten die wendische Heidenwelt zu bewältigen, die deutschen Thron- und Familienkämpfe übten auch auf diese Versuche eine nachteilige Wirkung; sie gaben Veranlassung zu Spaltungen und Parteibildungen unter gegnerischen Häuptern. Wir haben gesehen, wie während der sächsischen Fehde zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht auch in Holstein Adolf II. von Schauenburg und Heinrich von Badewide, beide tapfere und kriegskundige Männer, gegeneinander zu Felde lagen. Darüber fanden die Slawen Zeit, ein neues mächtiges Fürstentum unter dem klugen, unternehmenden und treulosen Abodritenherzog Niklot aufzurichten.

Gegen dieses heidnische Reich, das in der Feste Dobin am nordöstlichen Ende des Schweriner Sees seinen Mittelpunkt hatte, sollte jetzt der wendische Kreuzzug gerichtet sein, zu dem sich die mächtigsten geistlichen und weltlichen Fürsten des nördlichen Deutschland vereinigten und dem sich auch einige süddeutsche Herren, wie Herzog Konrad von Zähringen, der Pfalzgraf bei Rhein u. a. anschlossen. Auch die dänischen Fürsten Swen und Knud sagten ihren Beistand zu. Aber das ganze Unternehmen, von keiner höheren Idee getragen,

mehr ein Raubzug als ein Religionskrieg, nahm einen ebenso kläglichen Ausgang wie die syrische Heerfahrt. Die Zurüstungen wurden von seiten der Deutschen so lässig betrieben, daß Niklot volle Zeit erhielt, dem drohenden Angriff zuvorzukommen. Als Graf Adolf von Holstein die Waffengenossenschaft mit dem Abodritenhäuptling zurückwies, überfiel dieser Wagrien, vernichtete, indem er auf heimlich ausgerüsteten Schiffen die Trave hinaufsegelte, die Anfänge des städtischen Lebens, welches Adolf, wie erwähnt, durch Herbeiziehung deutscher Kolonisten aus Friesland, Holland, Flandern, Westfalen und andern Gegenden in Lübeck und in ganz Wagrien zu gründen beflissen war, erschlug die Kriegsmannschaft, verbrannte die Kaufmannsschiffe und führte die Wehrlosen in Knechtschaft. Bis nach Eutin und unter die Mauern von Segeberg ergossen sich die Wenden, alles mit Raub und Verwüstung füllend, und kehrten dann mit Beute und Gefangenen beladen zurück. Man hätte erwarten sollen, daß ein so treuloses Beginnen die geistlichen und weltlichen Fürsten, die sich in Magdeburg sammelten, zu einer energischen Kriegführung hätte entflammen sollen. Auch war die Kriegsmacht, die in zwei Heerhaufen geteilt unter Albrecht dem Bären, Konrad von Meißen, dem Erzbischof von Magdeburg und vielen geistlichen und weltlichen Herren wider Demmin und Stettin, unter Heinrich dem Löwen, Konrad von Zähringen, Adalbert von Bremen und mehreren Bischöfen gegen Dobin auszog, während eine dänische Flotte sie von der Seeseite unterstützte, ansehnlich genug, um das Wendenland vollständig zu unterwerfen und für das Christentum wie für deutsche Kultur und Herrschaft einen festen Boden zu schaffen. Aber die Unlust der sächsischen Fürsten, das Land, das sie bereits als ihr Eigentum ansahen und das durch Zins und Abgaben ihre Einkünfte mehrte, mit einem verheerenden Kriege zu überziehen, die Uneinigkeit und Fehlgriffe der Führer, die nationale Eifersucht zwischen Deutschen und Dänen, die schwierige Bodenbeschaffenheit und die festen Wälle von Demmin und Dobin hinderten namhafte Erfolge. Nach einem verheerenden Zuge, auf dem die Stadt Malchin samt einem in der Nähe gelegenen heidnischen Tempel zerstört wurde, und nach einem in die Länge gezogenen, von mehreren Stillständen unterbrochenen Belagerungskrieg, währenddessen die unbewachten dänischen Fahrzeuge von den Ranen großenteils zerstört oder weggenommen wurden, kam es zu einer Übereinkunft, welche für die Vergangenheit keine genügende Buße, für die Zukunft keine Sicherheit bot. Als sich die Eingeschlossenen zur Annahme des Christentums und zur Herausgabe der Gefangenen ohne Lösegeld bereit erklärten, zogen die Deutschen wieder ab. Die Wenden setzten aber nur solche Kriegsgefangene in Freiheit, die ihnen wenig dienlich waren, während sie die kräftigen in Sklaverei hielten, und der Taufe lachten sie nachher und opferten ihren Götzen wie zuvor.

[Margin notes: 26. Juni. — Anfang September.]

Nach hergestelltem Frieden kehrten die sächsischen Fürsten ihre Waffen gegen die Dithmarschen, züchtigten sie für die an Graf Rudolf von Stade verübte Frevelthat und zwangen sie wieder zum Gehorsam; Graf Adolf von Schauenburg aber gab sich alle

[Margin note: Christianisierung u. Germanisierung der Slawen.]

Mühe, seine verwüstete Schöpfung wieder emporzubringen. Er schloß mit Niklot und den übrigen Wenden Verträge, kaufte viele Gefangene los und begünstigte und förderte neue Ansiedelungen. In seinen Bemühungen, christliche Kultur zu verbreiten, fand er einen eifrigen Gehilfen in dem erwähnten Vizelin, dessen Missionsthätigkeit dem Christentum mehr Eingang verschaffte und mehr Verehrer gewann als die Waffen der sächsischen Krieger. Mit unermüdlicher Fürsorge war der fromme Mönch bedacht von Faldera (Neumünster) und Cuzalina (Hagersdorf) aus die Küstenländer an der Ostsee für christliches Leben zu gewinnen. Auch als Bischof von Oldenburg (seit 1149) betrieb er die Heidenbekehrung mit demselben Ernst und Eifer bis an seinen am 12. Dez. 1154 erfolgten Tod. Aber es war eine mühevolle und harte Arbeit, in den von dänischen Überfällen bedrängten, von wendischen Raubscharen oft heimgesuchten Landschaften dem friedlichen Anbau und dem christlichen Kultus eine sichere Stätte zu bereiten, zumal da die Habsucht und Härte der Landesfürsten wenig geeignet waren, den Lehren des Evangeliums die Herzen der Heiden zu gewinnen. Als Vizelins Nachfolger Gerold den Wendenfürsten Pribislaw zur Annahme des Christentums zu bewegen suchte, entgegnete ihm dieser, daß er und seine Stammesgenossen von dem neuen Glauben noch keine andern Früchte gesehen hätten als Zehnten, Abgaben und Knechtschaft; würde man sie als Brüder und gleichberechtigte Glaubensgenossen behandeln, so würden sie sich der Taufe nicht länger widersetzen. — Erst als Heinrich der Löwe mit Energie und Konsequenz und unterstützt von einer bedeutenden Kriegsmacht und von dem kirchlichen Eifer der Bischöfe in sächsischen Landen, insbesondere des erwähnten Hartwig aus dem reichbegüterten Geschlechte der Grafen von Stade, der seit 1148 Adalberts Nachfolger in dem Erzstift Bremen geworden war, die Unterwerfung und Kultivierung der Völker im Osten und Norden der Elbe in Angriff nahm, allerdings weniger aus religiösem Interesse, als weil er in der Heidenmission ein dienliches Mittel zur Erreichung seiner eigennützigen Zwecke erblickte, wurden die wendischen Stämme zum Christentum bekehrt und den germanischen Lebens- und Bildungsformen gewonnen. Schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts konnten von Erzbischof Hartwig die Bistümer **Oldenburg**, **Ratzeburg** und **Mecklenburg** wieder aufgerichtet werden.

Kreuzfahrer in Portugal.

Aus dem syrischen Lande und von den Ufern der Ostsee brachten somit die Kreuzfahrer keine Lorbeern heim; dagegen war die gleichzeitige Unternehmung im Atlantischen Meer, von der wir oben (S. 547) berichtet, von den bedeutsamsten Folgen begleitet. Dadurch wurde das neue Königreich **Portugal** in die Reihe der christlichen Staaten eingeführt.

e. Konrads III. Ausgang.

Das Reich in Konrads Abwesenheit.

Ehe Konrad den Zug nach dem Morgenlande angetreten, hatte er die Reichsregierung in die Hände des Königs Heinrich, seines unmündigen Sohnes, gelegt, ihm neben dem Mainzer Metropoliten, dem nach altem Rechte in Abwesenheit des Herrschers die Regentschaftsgeschäfte zustanden, den einsichtsvollen Abt Wibald von Stablo und Korvey als Beirat zur Seite gesetzt und ihn noch insbesondere der väterlichen Sorgfalt des Papstes Eugen empfohlen. Gern ergriff der heilige Vater die Gelegenheit, die Autorität des apostolischen Stuhles, die in Rom so schwere Schläge empfing, im Norden der Alpen geltend

zu machen. Auf einer im Gefolge vieler Kardinäle und Bischöfe unternommenen Reise nach Lothringen, wobei er in Reims eine vielbesuchte Synode abhielt, trat 1148. er in Lüttich, Trier, Köln, Fulda und anderwärts als gebietender Herr auf und stellte den König und die deutschen Kirchenfürsten tief in Schatten. Dank dieser Vorsicht Konrads erlitt während seiner Abwesenheit der gebotene Reichsfriede nur geringe Störung. Aber noch vor seiner Rückkehr erneuerte Herzog Welf VI., Welfs VI. neue Schilderhebung. 1149. 1150. der sich in Syrien von dem Kreuzheere getrennt und über Apulien, wo er mit Roger den alten Bund wieder aufrichtete, in die Heimat begeben hatte, die Feindseligkeiten wider die Staufer. Die Herablassung und Freigebigkeit, womit der König auf dem ganzen Feldzug den „Waffenbruder" behandelte, waren nicht vermögend gewesen, den Groll aus dessen Brust zu tilgen, und die Verbindung mit dem Herrscher von Sizilien erweckte nun die Hoffnung in ihm, an der Spitze eines deutsch-italienischen Waffenbundes gegen das Königshaus vorgehen zu können. Er benutzte die Krankheit, in welche Konrad bald nach seiner Ankunft im Vaterlande verfiel, zu kriegerischen Rüstungen und machte einen Einfall in Schwaben; aber die Schlacht bei der Feste Flochberg (unfern Bopfingen), wo Febr. 1150. Welf eine schwere Niederlage erlitt und 300 seiner Ritter in die Gewalt der Hohenstaufen gerieten, vernichtete seine Entwürfe. Nur der vermittelnden Fürsprache des Herzogs Friedrich von Schwaben hatte es Welf zu danken, daß der Rat Wibalds, durch blutige Bestrafung der Schuldigen von künftigem Aufruhr abzuschrecken, nicht zur Ausführung kam, sondern eine neue Ausgleichung beschlossen ward. Um die Befreiung seiner Waffengenossen zu erlangen, unterwarf er sich dem König, gelobte Ruhe und Friede und gab seine Ansprüche auf Bayern auf. Wenige Monate nachher war König Heinrich eine Leiche. Als er im Begriff war, die byzantinische Braut als Ehegemahl heimzuführen, starb er in jugendlichem Alter.

Konrad war tief erschüttert. Es war ihm so weniges im öffentlichen Leben Heinrich der Löwe in Sachsen und Bayern. 1150. 1151. gelungen, und nun brach auch noch sein häusliches Glück zusammen. Und gerade jetzt loderte das Feuer des Haders zwischen Welfen und Waiblingern von neuem auf. Heinrich der Löwe, dessen hochfahrender Geist und rücksichtsloses Wesen mit dem wachsenden Gefühl der Kraft bei zunehmendem Alter mehr und mehr zu Tage trat, war weit entfernt, seine Ansprüche auf das Herzogtum Bayern, denen sein Vater und sein Oheim entsagt hatten, aufzugeben. Auch hatte er nicht vergessen, daß sein Großvater die deutsche Krone getragen, die dann seinem Hause durch List und Überraschung entrissen worden. Sein ganzes Auftreten in Sachsen gab Zeugnis, daß er sich jeder Unterordnung unter eine höhere Reichsgewalt so viel als möglich zu entziehen trachte. Den frommen Vizelin, den der Metropolit Hartwig von Bremen zum Bischof von Oldenburg 1149. eingesetzt, nötigte er die nur dem König zustehende Belehnung mit den Gütern und Einkünften aus seiner Hand entgegenzunehmen. Als der schüchterne Mann Bedenken erhob, sagte einer der welfischen Vasallen: „Unser Herzog ist im Wen-

denlande Herr von Gottes Gnaden, niemand vermag etwas wider ihn!" Und in der That sah Heinrich das Wendenland als seine Domäne an, die er zu seinem Vorteil, zur Erhöhung seiner Macht und Einkünfte mittels Strafgelder und Steuern auszubeuten suchte; selbst die Verbreitung des Christentums wurde mehr aus weltlichen als aus religiösen Rücksichten von ihm befördert. Schon jetzt schaltete er als Gebieter im Norden. Den Dänenfürsten Knud, den sein Gegner Swen bei Wiborg geschlagen und zur Flucht gezwungen (1149), nahm er als Schützling an seinem Hofe auf. Bald richtete er seine Blicke auch nach Süden. Da wenig Hoffnung war, daß Konrad die Wiedereinsetzung in das Herzogtum Bayern doch noch gewähren werde, so beschloß er, dasselbe mit Gewalt an sich zu reißen. Zu dem Ende machte er ausgedehnte Kriegsrüstungen
Winter 1150–1151. und begab sich dann nach Schwaben, um den günstigen Augenblick zu einem Einfall abzuwarten. Die aufrührerischen Bewegungen, deren Träger die beiden Söhne des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach waren, dienten als Vorspiel des neuen Kampfes zwischen Welfen und Hohenstaufen. Konrad, der sich gerade damals mit einem Feldzuge nach Italien trug und mit der Beilegung der streitigen Bischofswahl zu Utrecht und der daraus hervorgegangenen lothringischen Händel beschäftigt war, suchte einem offenen Kampfe auszuweichen. Aber vergebens lud er den trotzigen Herzog mehrmals vor eine Reichsversammlung; das zaudernde Vorgehen des Königs, der überhaupt kein Mann von großer Energie und Entschlossenheit war und Bedenken trug, die alte Wunde wieder aufzureißen, ermutigte nur den mächtigen Reichsfürsten im Widerstand. Erst als Konrad auf den Rat seines Kanzlers Wibald mit Albrecht dem Bären und andern gegnerisch gesinnten sächsischen Großen den Plan verabredete, gegen den trotzigen Fürsten zu gleicher Zeit im Norden und Süden vorzugehen, indem sie selbst Braunschweig und die übrigen festen Burgen des Herzogs in Sachsen durch einen raschen Angriff in ihre Gewalt zu bringen suchten, andere dagegen die von Schwaben nach Bayern führenden Ausgänge besetzen sollten, erkannte Heinrich die ihm drohende Gefahr. Er faßte daher, wie einst sein Vater, einen raschen
1151. Entschluß. Um Weihnachten schlich er sich verkleidet mit drei Genossen zur Nachtzeit durch die feindlichen Posten und erreichte unerkannt und ungefährdet seine Hauptstadt Braunschweig. Dieses Wagnis hatte die erwartete Wirkung: es erfüllte seine Anhänger mit Mut, seine Gegner mit Niedergeschlagenheit. So groß war bereits die Meinung von Heinrichs kriegerischen Talenten, daß das ganze Unternehmen als gescheitert angesehen ward. Konrad kehrte in großer Eile nach Süddeutschland zurück, voll Verdruß, daß auch dieser Versuch, den Aufschwung des welfischen Geschlechts zu hemmen, gescheitert war. Wenige
Konrads Tod. 15. Febr. 1152. Wochen nachher befreite ihn der Tod von allen Sorgen. Er starb zu Bamberg in einem Alter von 58 Jahren und wurde in dem dortigen Dome beigesetzt.
Resultate seiner Regierung. Konrad war ein tapferer, einsichtsvoller und wohlwollender Fürst; dennoch war seine Regierung eine Reihe von Mißgeschicken und fehlgeschlagenen Entwürfen.

Sein Kreuzzug hatte zahllose Menschen fruchtlos ins Grab gestürzt; die Grenzlande hatten die Ehrerbietung und den Gehorsam gegen das Reich abgestreift; in Italien war das Kaisertum eine historische Erinnerung geworden und Konrad hat nie die Krone in St. Peter empfangen, nach der er sich so sehr gesehnt hatte; in Rom und in den lombardischen Städten hatten sich republikanische Gemeinwesen gebildet, in Neapel trug König Roger, der Räuber der Reichslehen in Unteritalien, der Erbfeind des deutschen Kaisertums, sein Haupt höher als je; in Deutschland selbst war der Streit zwischen Welfen und Hohenstaufen nicht zum Austrag gekommen, vielmehr stand bei dem Tode Konrads Heinrich der Löwe ebenso kampfgerüstet da, wie der Vater nach der Königswahl in Koblenz. Selbst das Papsttum, sonst überall im Nachteil, hatte in Deutschland Siege errungen. Die einzige große Wohlthat, die König Konrad der deutschen Nation auf dem Sterbelager erwies, war, daß er in edler Sorge für des Reiches Wohlfahrt die Aufmerksamkeit der Fürsten auf seinen kraftvollen Neffen Friedrich, Herzog von Schwaben, lenkte, indem er ihn zum Vormund seines eigenen minderjährigen Sohnes Friedrich ernannte, ihm die Reichskleinodien überließ und sterbend ihm seine Stimme gab. Konrad hatte die hohen Gaben des jungen Fürsten, der für die Blume der Ritterschaft galt, auf dem Kreuzzuge kennen gelernt. Nur ein Mann von solchen Eigenschaften und Tugenden war im stande, das Hohenstaufische Haus auf die glanzvolle Höhe zu führen, zu der Konrad den Weg gebahnt, die er aber nicht zu ersteigen vermocht hatte.

D. Kaiser Friedrich I. und seine Zeit.

1. Die Jahre des Sammelns und der Vorbereitung.

a. Friedrichs erstes Auftreten.

Die Lage des Reichs verlangte ein kräftiges Oberhaupt. Die Fürsten zögerten daher auch nicht mit der Wahl. Schon am 4. März wurde Friedrich von Hohenstaufen in Frankfurt als deutscher König anerkannt und fünf Tage nachher in der Marienkirche zu Aachen von Erzbischof Arnold von Köln geweiht und gekrönt. Mehrere Umstände wirkten zusammen, diese rasche Entscheidung herbeizuführen. Nicht nur, daß seine persönlichen Eigenschaften zu den größten Erwartungen berechtigten, durch seine verwandtschaftliche Stellung zu den Welfen schien er der wahre „Eckstein“ zu sein, durch den der Widerstreit der beiden Herrscherhäuser gehoben werden könnte. Durch seine Mutter Judith nämlich, die Schwester Heinrichs des Stolzen, war Friedrich ein Vetter Heinrichs des Löwen und ein Neffe Welfs, dem er schon manchen Dienst erwiesen hatte. Dazu kam noch das Herkommen und die Neigung der deutschen Nation, bei demselben

Die Königswahl und Friedrichs Persönlichkeit.

9. März 1152.

Fürstenstamme zu verbleiben, und der Wahlfreiheit, ohne ein erbliches Nachfolgerecht ausdrücklich anzuerkennen, gewisse Schranken zu setzen, sowie die Rücksicht auf die Wünsche des verstorbenen Königs. — Eine glücklichere Wahl konnte nicht getroffen werden. Der einunddreißigjährige Mann von mittlerer Größe und wohlgebautem Wuchse, dessen hellblondes Haar und rötlicher Bart ihm (wie mehreren seines Geschlechts) bei den dunkelfarbigen Italienern den Beinamen „Barbarossa“ erwarben, dessen feine Manieren, blaues, lebendiges Auge und heiteres Angesicht jedermann anzog, war eine durch äußere und innere Vorzüge unter allen Fürsten der Zeit hervorragende Persönlichkeit. Im Kampfe und Ritterspiel, im Jagen und in jeglicher Leibesübung stand er keinem nach. „Er war Herr über seine Leidenschaften,“ lauten die Schilderungen der Zeitgenossen, „ein Freund der Gerechtigkeit, kühn und unerschrocken, voll kriegerischen Mutes, freigebig, nicht verschwenderisch, voll durchdringenden Verstandes und kluger Überlegung. Sein Gedächtnis trog ihn nie. Groß war seine Beredsamkeit in vaterländischer Sprache, das Lateinische konnte er besser verstehen als reden. Gegen seine Freunde war er voll Güte, gegen Widerstrebende furchtbar. Für Wissenschaften und Künste war sein Geist empfänglich; vorzüglich liebte er die Betrachtung der Vorwelt und verweilte mit besonderem Vergnügen in ihren Zeitbüchern.“ Sein Stief-Oheim, Bischof Otto von Freising, der den ritterlichen Mann auf dem Kreuzzuge näher kennen gelernt und in der Folge, von Liebe und Ehrfurcht durchdrungen, dessen Leben und Thaten beschrieben hat, erzählt zum Beweis seines strengen Gerechtigkeitssinnes, daß er mitten unter den Krönungsfeierlichkeiten einen wegen schwerer Vergehen bestraften Diener, der knieend seine Gnade angefleht, von sich gewiesen habe, weil er als König das Recht ehren müsse.

Versöhnende Schritte. 1152–1154. Dem Deutschen Reiche die Macht und das Ansehen zurückzugeben, die es unter den Ottonen und den ersten fränkischen Kaisern besessen und in Italien die kaiserliche Gewalt wieder aufzurichten, war das Hauptbestreben des neuen Königs. Zu dem Zweck suchte er vor allem die inneren Streitigkeiten auszugleichen, um aller Kräfte zu gemeinsamer Thätigkeit zu vereinigen. Nachdem er die Stadt Höxter gegen die Feindseligkeiten einiger benachbarten Grafen in Schutz genommen, die reiche Stadt Utrecht zur Anerkennung des von dem verstorbenen König eingesetzten Bischofs Hermann gezwungen und wegen ihres Ungehorsams mit einer Geldbuße belegt, und in Merseburg den langen Erbfolgestreit der dänischen Fürsten Swen und Knud, an dessen Beilegung Konrad verhindert worden, durch einen schiedsrichterlichen Spruch entschieden und dabei den ersteren genötigt hatte, die Oberhoheit des Reichs über die Krone Dänemark aufs neue anzuerkennen, traf er Anstalten, die Welfen und Hohenstaufen auszusöhnen und insbesondere Heinrichs des Löwen Freundschaft zu gewinnen. Er schlichtete zunächst den zwischen diesem und Albrecht dem Bären obwaltenden Streit über das Erbe des Grafen von Winzenburg, der wegen seiner Härte und Grau-

samkeit in der Nacht vom 29. auf den 30. Jan. 1152 nebst seiner schwangeren Gemahlin von einigen Ministerialen der Hildesheimer Kirche oder von seinen eigenen Leuten erschlagen worden war, und des Grafen von Plötzke, indem er die Besitzungen unter beide teilte; er sprach Heinrich das Belehnungsrecht der neugegründeten Bistümer im Wendenland zu, unter der Bedingung, daß er es im Namen des Königs und Reiches übe; er ließ dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott, dessen Gemahlin Gertrude schon im zweiten Jahre ihrer Ehe zu Kloster- (18. April 1143.) Neuburg an der Donau im Wochenbett gestorben war, nachdem er denselben dreimal vergebens vor einen Reichstag geladen, das Herzogtum Bayern durch ein Fürstengericht absprechen und des Welfen Recht darauf anerkennen. Er legte damit den Grund zu einer Macht, welche früher oder später ihm selbst gefährlich werden konnte, zumal da dieselbe in den Händen eines Mannes ruhte, welcher alles, was seinen Interessen im Wege stand, mit rücksichtsloser Eigenwilligkeit niederwarf. Stellte doch Heinrich aus Neid über das aufblühende Lübeck und über die Salinen von Todesloe, durch welche der Handel von Bardowiek und die Salzwerke von Lüneburg beeinträchtigt wurden, an den ihm stets treu ergebenen Grafen Adolf von Schauenburg die Forderung, ihm beide abzutreten, und als sich dieser dessen weigerte, ließ der Herzog die Todesloer Salinen verschütten und verbot den Markt von Lübeck allen Fremden. Erst einige Jahre später, als eine Feuersbrunst den größten Teil von Altlübeck verzehrte und viele Bürger in die von Heinrich angelegte „Löwenstadt“ übersiedelten, willigte Adolf aus Rücksicht für das Gedeihen der Stadt in die Abtretung. Aus denselben Ursachen wurde der Verkehr der friesischen Kaufleute mit dem Erzstift Bremen beschränkt und erschwert. Auch seinen Oheim Welf suchte Friedrich zu versöhnen, indem er ihm die Markgrafschaft Tuscien, das Herzogtum Spoleto und in Oberitalien, wo die Welfen noch alte Stammgüter besaßen, eine Anzahl Herrschaften als Reichslehen übertrug. Stolz nannte sich seitdem Welf: Herzog von Spoleto, Markgraf von Tuscien und Herr von Sardinien und Corsica. In gleicher Absicht war der König beflissen, die Glieder des Hohenstaufischen Hauses und die Zähringer zufrieden zu stellen.

So verlieh er seinem achtjährigen Vetter Friedrich, dem Sohne Konrads, die Herzogswürde von Schwaben und die zahlreichen väterlichen Erbgüter in Franken, (Schwaben.) Alemannien, Elsaß und anderwärts, insbesondere Rothenburg an der Tauber und das in staufischen Besitz übergegangene Weinsberg und übernahm zugleich während dessen Minderjährigkeit die vormundschaftliche Regierung. Seinem Halbbruder Konrad, den sein Vater in der zweiten Ehe mit Agnes von Saarbrücken gezeugt, erteilte Friedrich die Pfalzgrafschaft bei Rhein, wodurch der Grund zu folgenreichen Entwickelungen gelegt ward. (Rheinpfalz.) — Die Zähringer, die so oft gegen die Frankenherrscher und die Staufer die Waffen geführt, gewann Friedrich durch einen Vertrag mit Berthold IV., (8. Jan. 1152.) dem Sohne des fünf Wochen vor Konrad III. gestorbenen Herzogs Konrad. Er versprach nämlich die Lande Burgund und Provence, sobald sie durch gemeinschaftliche (Burgund.) Anstrengungen den unrechtmäßigen Besitzern Wilhelm von Macon und Vienne und Berengar von Barcelona (S. 538) entrissen sein würden, dem Herzoge zu Lehen zu

geben, wofür dieser sich verpflichtete, dem König im eigenen Lande mit tausend, auf den italienischen Heereszügen mit fünfhundert Geharnischten und fünfzig Armbrustschützen gewärtig zu sein. Dieser Vertrag kam indessen nicht zur Ausführung. Zwar beugte sich Graf Wilhelm, welcher die Tochter seines verstorbenen Bruders Reinhold III., die reizende Beatrix, um sie von Bewerbern fern zu halten, in Haft genommen und sich ihres Erbes bemächtigt hatte, bald vor dem mächtigen Herrscher; allein Friedrich, der sich von seiner Gemahlin Adelheid von Vohburg geschieden, fand Gefallen an der
1156. reichen Erbin von Burgund und nahm sie in die Ehe, wie einst Otto I. die schöne Adelheid. Mit ihrer Hand aber gewann er auch die Herrschaft über Hochburgund bis tief in die Provence hinab. Den Zähringer, der die getäuschte Hoffnung schwer empfinden mochte, beruhigte er durch die Erweiterung seiner Macht im ostjuranischen Burgund und an der Aar und durch Übertragung von Reichsvogteien und Investiturrechten in den Bistümern Lausanne, Genf, Sitten, so daß das Zähringer Haus, dem schon seit vielen Jahren auch die Reichsvogtei Zürich gehörte, über einen großen Teil der heutigen Schweiz gebot und im Besitze vieler Einkünfte und schutzherrlichen Rechte war (S. 617). Wohl war die Entschädigung kein genügender Ersatz; dennoch hielt Herzog Berthold IV. treu zu dem hohenstaufischen Herrscher, den er auf den meisten Zügen begleitete und an dessen Hoflager er öfters weilte. Und wenn auch später das gute Einvernehmen gestört ward, als Friedrich dem zum Erzbischof von Mainz gewählten Bruder Bertholds, Rudolf, die Bestätigung versagte, so war dies doch nur eine vorübergehende Trübung. Indessen waren diese Zerwürfnisse, die leicht eine Erneuerung des Kampfes zwischen den Hohenstaufen und Zähringern zur Folge haben konnten, wohl die Hauptursache, daß Heinich der Löwe, damals im engen Bunde mit dem Kai-
Nov. 1162. ser, sich von seiner Zähringer Gemahlin, Klementia, nach einer fünfzehnjährigen Ehe scheiden ließ.

b. Erster Römerzug. Kaiserkrönung. Stellung zu Papst Hadrian IV.

Vorbereitungen zur Romfahrt. Noch ehe die deutschen Angelegenheiten völlig geordnet waren, beschloß Friedrich einen Zug nach Italien zu unternehmen, um sich die Kaiserkrone zu erwerben und des Reiches Ansehen zu neuer Geltung zu bringen. Wir haben gesehen, wie sehr in den lombardischen Städten, besonders in dem stolzen Mailand, das Streben nach Unabhängigkeit und Selbstregierung in republikanischen Formen gestiegen, in welche Zerrüttung der Kirchenstaat durch die demokratische Senatsverfassung und den Einfluß Arnolds von Brescia geraten war, zu welch drohender Macht der Normannenstaat sich erhoben hatte. Sollte die Hoheit des Reiches nicht verloren gehen, so mußte eine Romfahrt im alten Sinne den Italienern dieselbe in Erinnerung bringen. Papst Eugen erwartete wohl kaum, in Friedrich einen dienstwilligen und fügsamen Sohn zu begrüßen, denn er hatte mit Verdruß vernommen, daß derselbe bald nach seiner Krönung eine zwiespältige Erzbischofswahl in Magdeburg eigenmächtig entschieden und mit Umgehung der beiden Bewerber den Bischof Wichmann von Zeitz-Naumburg vor der päpstlichen Zustimmung und Weihe mit dem Erzstift belehnt habe, allein in seiner Verlegenheit begnügte er sich mit vorwurfsvollen Schreiben an die deutschen Bischöfe und mit einer Verwahrung, die jedoch keine Folgen hatte. Auch Friedrich wünschte in gutem Vernehmen mit dem kirchlichen Oberhaupte

zu stehen, teils um die Kaiserkrone möglichst bald zu erlangen, teils um bei seiner Scheidung, die er eifrig betrieb, keine Hindernisse zu finden. Darum ließ er den päpstlichen Legaten freie Hand, als sie den Erzbischof Heinrich von Mainz wegen unwürdigen Wandels und schlechter Verwaltung entsetzten und ähnlich gegen zwei andere deutsche Bischöfe einschritten. Als sie aber auf eine Untersuchung der Magdeburger Erzbischofswahl antrugen, erhielten sie Befehl, sofort das Reich zu verlassen. — In diesen und andern Handlungen erkannte man einen klaren und entschlossenen Herrscherwillen. Man fühlte, daß das Zepter von einer festen Hand geführt werde, und alles beugte sich daher in Ehrfurcht und Gehorsam vor einem Fürsten, der Großmut und Gerechtigkeit mit Ernst und Strenge verband. Die Kriege der Fürsten und die Raubfehden der Ritter unterblieben, und als der König auf den ersten Reichstagen die Absicht eines Zuges nach Italien aussprach, fand er allenthalben bereitwillige Zusage.

Der Ruf nach Gerechtigkeit und Hilfe, der von verschiedenen Seiten aus Italien an das königliche Hoflager gelangte, beschleunigte die Ausführung. Besonders erregten die Klagen einiger Bürger von Lodi, welche in Konstanz erschienen und, die Bedrückungen und Gewaltthaten der Mailänder schildernd (S. 635), um Schutz flehten, Teilnahme und Unwillen. Friedrich schickte sofort einen Abgeordneten nach Mailand, welcher mit Strenge die Abstellung des Unrechts verlangen sollte. Dieser aber entging kaum der Volkswut; das an die Konsuln und die Bürgerschaft gerichtete Schreiben wurde zerrissen und auf die Erde geworfen.

In den ersten Oktobertagen des Jahres 1154 versammelte sich auf dem Lechfelde bei Augsburg ein Reichsheer, mit dem der König über Brixen und Trient zum erstenmal nach Italien hinabzog. Auf dem beschwerlichen Zuge über das Gebirge geschah es, daß einige Kriegsmannen, von Mangel gedrängt, gegen den Heerbefehl sich Plünderungen gestatteten. Da legte Friedrich dem ganzen Heer eine Steuer auf und gab den Beschädigten reichlichen Ersatz. Dieser Beweis von Mannszucht und Gerechtigkeit erzeugte bei den Völkern Vertrauen, bei den Kriegern Gehorsam. Nach kurzer Rast am Gardasee lagerte sich das Heer in der Ronkalischen Ebene, wo seit uralter Zeit die deutschen Könige Gericht und Heerschau zu halten pflegten. Hier, wo der an einem Pfahle befestigte Reichsschild den Vasallen das Zeichen gab, daß sie sich bewaffnet bei ihm einfinden und den Ehrendienst der Wache vor seinem Zelte ausüben sollten, entzog Friedrich allen, welche dem Waffenrufe nicht Folge geleistet, insonderheit den geistlichen Fürsten von Bremen und Halberstadt, die Lehen, die sie vom Reiche besaßen, und übte dann das Richteramt. Der Markgraf von Montferrat, fast der einzige Große Oberitaliens, der noch nicht dem Verbande der Kommunen beigetreten war, führte Klage über den zunehmenden Übermut der Städte, besonders Chieris und Astis, in welche der Bischof der letzteren Stadt einstimmte. Como und Lodi erneuerten die schon in Konstanz vorgebrachten Beschwerden wider Mailand, andere, wie Pavia und Cremona, sprachen in ähnlichem Sinn.

Friedrich in Oberitalien. 1154.

Umsonst schickten die Mailänder zwei beredte Männer in das Lager und boten dem König 4000 Mark für die Bestätigung ihrer Herrschaft über die beiden Städte, Friedrich wies sie mit Entrüstung ab, „auf ihrem eigenen Gebiete, an Ort und Stelle wolle er untersuchen und das Recht schirmen". Demgemäß brach das Heer auf; die Abgeordneten der Mailänder sollten den Zug geleiten und für Verpflegung sorgen; aber sie bewiesen ihren bösen Willen, indem sie den Weg durch Gegenden einschlugen, die der Krieg zwischen Mailand und Pavia gänzlich verwüstet hatte. Mangel, Regengüsse und Schneegestöber erregten Unmut und Verdruß; und als bei steigender Not die Deutschen außerhalb des mit Vorräten reichlich versehenen Burgfleckens Rosate lagern mußten, da geriet der König in Zorn. Er hieß die Begleiter noch in derselben Nacht weggehen und machte dann Rosate, nachdem er die Besatzung entlassen, dem Erdboden gleich. Dasselbe Schicksal traf auch drei befestigte Orte, welche die Mailänder auf dem Gebiete von Novara angelegt, sowie die beiden Städte Chieri und Asti, die sich gegen ihre Stadtherren, den Markgrafen und den Bischof, aufgelehnt hatten und auf des Kaisers Vorladung nicht erschienen waren. Die Bürger flüchteten sich in die Berge, ihre Habe der Plünderung preisgebend.

Der Kampf vor Tortona. 1155. Im königlichen Lager vor Asti erschienen abermals Gesandte von Pavia und klagten über die Verwüstung ihrer Felder durch die Mailändische Bundesstadt Tortona. Friedrich nahm sich ihrer Sache an und rückte, da die Tortonesen im Vertrauen auf Mailands Hilfe den Befehlen des Königs nicht Folge leisteten, vor die Stadt. Aus der mutvollen Verteidigung der auf steilem Felsen erbauten Burg, die erst nach langer Belagerung durch Mangel an Nahrung und Trinkwasser zur Ergebung gebracht wurde, und aus der Strenge des deutschen Herrschers gegen die überwundene Bürgerschaft konnte man auf den Ernst des bevorstehenden Kampfes zwischen Fürstenrecht und Volksfreiheit schließen. Die tapfern Bewohner, die zu Schatten abgezehrt vor dem Sieger erschienen, erhielten auf die Fürbitte der Fürsten freien Abzug mit so viel ihrer Habe als jeder tragen konnte; das übrige wurde der Kriegsmannschaft zur Plünderung überlassen und Stadt und Burg zerstört. (Ostern 1155.) Voll Thränen des Schmerzes und der Wut mochten die Ziehenden auf die lodernden Flammen zurückblicken, welche ihre teure Heimat in Asche verwandelten. Friedrich war entschlossen, den republikanischen Trotz der Lombarden, der den Lehnstaat und das geheiligte Königsrecht in Italien aufzulösen drohte, zu brechen und die alten Gerechtsame des Reichs wieder zur Geltung zu bringen. Doch begnügte er sich für jetzt mit den errungenen Erfolgen, um die Krönung, die sein Ansehen erhöhen sollte, nicht zu verzögern. (Krönung in Pavia. 15. April 1155.) Vielleicht dachte er, Mailand würde, durch solche Beweise eines strengen Strafrechts erschreckt, in Zukunft sich unterwürfiger zeigen. Darum vermied er es auch, bei der herrschenden Aufregung der Gemüter in der Kirche des heiligen Ambrosius die feierliche Krönung mit der Lombardenkrone zu erstreben. Sie wurde in Pavia, der alten Hauptstadt des Königreichs

Italien, der eifersüchtigen Nebenbuhlerin Mailands, von dem Bischof der Stadt vollzogen.

Nachdem der König, wie er selbst an Otto von Freising schrieb, drei Tage lang in Pavia seinen Triumph gefeiert, zog er auf geradem Weg durch die Romagna und Tuscien nach Sutri, wo ihn der Papst mit der hohen Geistlichkeit willkommen hieß, seinen Beistand erbat und sich bereit zeigte, ihn dem früher getroffenen Abkommen gemäß in St. Peter zu weihen und zu krönen. Zug nach Rom.

Wir haben Rom in der sturmvollen Zeit verlassen, als der Senat auf dem Kapitol herrschte, Arnold von Brescia gleich einem Volkstribun die republikanische Gemeinde leitete und Papst Eugen III., „der still besonnene, unscheinbar kluge Schüler Bernhards, der nie aufhörte unter dem Purpur die härene Kutte von Clairvaux zu tragen", bald in Rom weilte, bald in der Campagna eine Zufluchtsstätte suchte, aus den stoischen Tugenden des Mönchtums die Widerstandskraft in den Stürmen des Lebens schöpfend. Die Leiter des senatorischen Volksstaats strebten nach einer völligen Trennung des Geistlichen und Weltlichen. Sie billigten die Vorstellung der Zeit, daß die christliche Welt durch die „beiden Schwerter" regiert und Kaiser wie Papst bei ihren Rechten und Ehren erhalten werden sollten; aber „für sie war die Majestät des römischen Volkes die Quelle aller Macht, das römische Reich ein unzerstörter Begriff, und der Kaiser die durch das Volk erwählte und eingesetzte Obrigkeit der Republik". Der Papst und der Klerus habe mit weltlichen Rechten nichts zu thun; die Konstantinsche Schenkung sei eine Fabel, das von Petrus mystisch abgeleitete Krönungsrecht eine Usurpation ohne Rechtsboden. In diesem Sinne schickten sie an den neugewählten König Friedrich Boten und Briefe, wie einst an Konrad, und luden ihn ein, gemäß dem Justinianeischen Gesetz die Kaiserwürde aus den Händen des Senats und Volks von Rom zu empfangen. Das Kaisertum sollte also ungeschwächt fortbestehen, aber nicht als eine durch Priesterhand verliehene Gewalt von Gottes Gnaden, sondern als ein dem Volke entflossenes, aber auf der Basis des römischen Rechts ruhendes und darum legitimes Herrscheramt. Friedrich, in ganz anderen Vorstellungskreisen erwachsen, verschmähte jedoch das Anerbieten. Er ließ die Botschaft der Römer unbeachtet und unbeantwortet, während er den Abgeordneten Eugens schon auf dem Hoftage in Konstanz die Zusage gab, er wolle bewirken, daß dem heiligen Stuhl die Stadt Rom und das Patrimonium Petri wieder so unterthänig werde wie in früheren Jahren. Dafür sicherte ihm der Papst die Kaiserkrönung zu. In Rom erzeugte die Kunde von diesem Übereinkommen große Aufregung; die republikanische Strömung ging immer höher; der Vorschlag tauchte auf, das germanische Kaisertum als eine Usurpation zu verwerfen und einen eigenen Nationalkaiser aufzustellen. Eugen erlebte den Ausgang des Prinzipienkampfes nicht mehr. Er starb wenige Wochen nachher in Tivoli und wurde ungestört und mit großer Feierlichkeit in St. Peter begraben. Sein hochverehrter Lehrer Bernhard von Clairvaux folgte ihm bald ins Grab.

Die Lage der Dinge in Rom. a. Die Republikaner und Papst Eugen III. — Frühjahr 1153. — 8. Juli 1153.

Schon am 12. Juli bestieg Anastasius IV., ein Römer, den päpstlichen Stuhl. Es scheint nicht, daß die republikanische Partei die Wahl gestört hat, aber die zeitliche Gewalt übte er so wenig als sein Vorgänger. Im nächsten Jahr, als Friedrich schon in Oberitalien weilte, starb auch dieser Oberhirte und nun kam das Pontifikat an Hadrian IV., einen Mann von seltener Kraft, der einst, als sein Vater, ein angelsächsischer Priester, Namens Breakspeare, ihn verstoßen und von der Klosterpforte von St. Albans weggetrieben, als Bettler sein Brot gesucht, bis er von Hunger, Scham und Wissensdurst nach Frankreich getrieben, endlich nach manchen Schicksalen im St.

b. Papst Hadrian IV. und das römische Volk in der Zerknirschung. — 3. Dez. 1154.

Rufuskloster bei Avignon Aufnahme fand und mit der Zeit zum Prior gewählt ward. In Angelegenheiten seines Klosters nach Rom entsandt, erregte er durch seine Bildung, Rednergabe und Wohlgestalt die Aufmerksamkeit Eugens. Dieser erhob ihn zum Kardinalbischof von Albano und übertrug ihm die wichtige Mission nach Dänemark und Norwegen, wo er die Kirche mit Umsicht und Kraft organisierte. Nach seiner Rückkehr wurde Nikolaus Breakspeare, wie er nach seinem Vater hieß, einstimmig zur höchsten Kirchenwürde erhoben. Es waren schwierige Verhältnisse, unter denen Hadrian IV. den apostolischen Stuhl bestieg; dieser war, wie er selbst versicherte, mit Dornen belegt, der Mantel überall von den schärfsten Spitzen durchbohrt. Da er den Senat nicht anerkannte, verweigerte ihm dieser den Einzug in die Stadt; er mußte hinter dem verschanzten St. Peter wohnen. Die Aufregung stieg, als er, entschlossen, die republikanische Verfassung zu stürzen, die Ausweisung Arnolds von Brescia forderte. Der Senat weigerte sich, den einflußreichen Prediger, den das Volk als einen gottbegeisterten Propheten verehrte, zu verbannen. Bei der feindseligen Stimmung, die sich in tumultuarischen Auftritten kund gab, geschah es, daß ein Kardinal, der sich zu dem Papst in die Leostadt begeben wollte, tödlich verwundet ward. Da belegte der energische Oberpriester die Stadt Rom mit dem verschärften Fluche, den zuerst die französische Geistlichkeit gegen Friedensbrecher in Anregung gebracht hatte (S. 212 f.). Infolge dieser Verfluchung, Interdikt genannt, hörte aller Gottesdienst auf, keine Glocke wurde geläutet, keine Messe gelesen, kein Sakrament gereicht, selbst Taufe und Sterbekommunion nur unter schreckenden Formen verrichtet. Tote wurden nicht mehr in geweihter Erde bestattet und die Ehen segnete man auf dem Kirchhofe ein. Von Palmsonntag bis zum Gründonnerstag ertrugen die Römer die furchtbare Strafe; aber je näher das Osterfest heranrückte, um so mehr wurden die Gemüter in Unruhe und Angst versetzt; es schien, als ob der auferstandene Christus für Rom in Grabesnacht verschlossen sei. Da erhob sich das Volk zum Aufruhr; die bestürmten Senatoren warfen sich dem Papste flehend zu Füßen. Hadrian bestand auf der Verbannung des Reformpredigers, und erst als diese Bedingung zugestanden war, nahm er den Fluch von der Stadt.

Arnold von Brescia auf der Flucht. Das furchtbare Strafmittel hatte seine Wirkung gethan. Während Arnold, verraten und verlassen, als ein Geächteter von Burg zu Burg irrte, zog der heilige Vater von Bischöfen und Kardinälen umgeben unter dem Zujauchzen des Volkes aus der Leostadt zum Lateran. Bald nachher vernahm er, daß Friedrich auf dem Wege nach Rom sei.

Friedrich und Papst Hadrian IV. in Sutri. Wie sehr auch Friedrich stets seine Ehrfurcht vor dem Nachfolger Petri beteuert, und wie wenig Grund vorhanden war, an seinen friedlichen und freundlichen Absichten zu zweifeln, so trug doch Hadrian IV. Bedenken, sich ihm unbedingt in die Hände zu liefern. Er begab sich mit mehreren Kardinälen und Großen seines Hofes nach Viterbo und schickte von dort aus eine Gesandtschaft an den Hohenstaufen, welche als Beweis seiner Gesinnung die Auslieferung des Ketzers Arnold verlangen sollte. Friedrich zögerte nicht seinen guten Willen zu zeigen. Er erzwang von den Grafen, welche den Flüchtling kurz zuvor aus der Gewalt des Kardinals Oddo befreit hatten und ihn wie einen Propheten feierten, die Auslieferung des Reformpredigers und überantwortete ihn den päpstlichen Legaten. Beruhigt durch diesen Beweis der Ergebenheit und durch die Erneuerung der Konstanzer Zusage begab sich nunmehr Hadrian nach Sutri, wo das deutsche Heer gelagert war. Nun war aber noch eine Schwierigkeit zu überwinden: der König wollte dem Papst nicht

den Steigbügel halten, wie dieser nach altem Brauch verlangte; der stolze Sinn des Monarchen verschmähte es, „den Dienst eines Stallknechts“ zu verrichten. Erst als einige ältere Fürsten ihn überzeugten, daß diese Zeremonie auch bei früheren Zusammenkünften der beiden Häupter der Christenheit stattgefunden, willigte Friedrich in die demütigende Handlung. Und nun sah man den mächtigsten Herrscher der Erde im Angesichte des ganzen Heeres wohl einen Steinwurf weit neben dem Zelter des ehemaligen Bettelknaben aus England einherschreiten und demselben beim Absteigen den Steigbügel halten. Dann empfing er den anfangs verweigerten Friedenskuß.

Friedrich und die römische Gesandtschaft.

Kaum war Friedrich von Sutri aufgebrochen, um den Papst in seine Hauptstadt einzuführen, so traten ihm Gesandte aus Rom in den Weg, die in langen, hochtönenden Reden sich ergingen über die Weisheit, Kraft und Herrschermacht des römischen Senats und Volkes und verlangten, der König solle die Aufrechterhaltung ihrer Gesetze und Rechtsgewohnheiten beschwören, durch Eid und Urkunde sich verpflichten, jede Kränkung von der Republik abzuwehren und den Beamten, die ihn auf dem Kapitol zum Kaiser ausrufen würden, 5000 Pfund Silbers entrichten. Entrüstet über das Auftreten der Männer, die sich geberdeten, als wären sie jene alten Römer, die einst dem Erdkreis Gesetze vorgeschrieben, unterbrach Friedrich den prahlerischen Redefluß mit strengen Worten. Mag auch die schwungvolle Antwort, die Otto von Freising ihm in den Mund legt, nicht gerade so gelautet haben, wie sie der gelehrte Bischof nach dem Muster altrömischer Beredsamkeit der Nachwelt überliefert hat, so spiegelt sie doch die Gesinnung und Ansichten desselben richtig wieder. Wenn Friedrich den Abgeordneten entgegnete, daß ihre Rede nichts von der gepriesenen Weisheit des alten Rom verrate, sondern alles Verstandes bar sei, wenn er ihnen aus der Geschichte bewies, wie die altrömische Tugend und Kraft, nachdem sie längst von den entarteten nachgebornen Geschlechtern der Römer entwichen, zu dem edlen Volke der Franken und durch diese zu den Deutschen übergegangen, und drohend fragte, wer dem Herkules die Keule entreißen wolle? wenn er ihnen die schmähliche Forderung einer Geldleistung vorhielt und verächtlich fragte, ob sie glaubten, daß er ihre Ehrenbezeugungen erkaufen wolle; wenn er sagt, daß er auch ohne Eidschwur vermöge seiner Regentenpflicht ihr Recht und ihre Grenzen schützen werde und endlich bemerkt, „mein Einzug soll für die Stadt ein Freudenfest sein; aber wer Ungerechtes unrechtmäßig begehrt, dem wird mit Recht alles verweigert!“, so erkennt man in den kräftigen Worten das Machtgefühl eines königlichen Herrschers, den Ausdruck eines stolzen Nationalbewußtseins, aber auch die Vorstellung, daß dem deutschen Reichsoberhaupte als dem Nachfolger des römischen Imperators die Weltherrschaft nach der Rechtskontinuität zustehe. Wir werden später sehen, wie die Idee von der fortdauernden Geltung des römischen Reiches und Rechtes alle Geister befangen hielt. Sowohl die Ansprüche des hohenstaufischen Herrschers auf kaiserliche Machtfülle,

als die Deduktionen der italienischen Republikaner wurzelten in dem Glauben an den ewigen Bestand der römischen Rechtsordnungen.

Kaiserkrönung und Kampf in der Leostadt.

Grollend kehrten die Gesandten nach Rom zurück. Friedrich aber lagerte mit seinem Heere am Monte Mario; in der Morgenfrühe des nächsten Tages eilte er mit dem Papst nach der Leostadt, welche zuvor mit tausend deutschen Geharnischten besetzt war, und empfing in der von Bewaffneten umgebenen Peterskirche unter dem lauten Jubelruf der Deutschen aus den Händen des 18. Juni 1155. Papstes Schwert, Zepter und Krone des Reichs. Mit Ingrimm vernahm man auf dem Kapitol, daß ein fremder König, ohne Mitwirkung des römischen Volkes, ohne die Gesetze der Stadt beschworen zu haben, von einem gleichfalls der Fremde entstammten Papste mit der römischen Kaiserkrone geschmückt worden sei. Diese Schmach zu rächen brachen bewaffnete Scharen zur heißen Mittagszeit, als die Deutschen auf den Neronischen Feldern der Ruhe pflegten, über die Brücke in die Leostadt, vereinzelte Feinde niederstoßend. Sofort eilten die kaiserlichen Kriegsmannen herbei; nun entspann sich ein blutiger Kampf, der mit wechselndem Glück bis zur Nacht dauerte. Die Römer kämpften mit großer Tapferkeit. Gegen tausend von ihnen waren bereits den Schwertern der Deutschen erlegen oder in den Fluten des Tiber ertrunken, als die übrigen, im Rücken von Heinrich dem Löwen angegriffen, wichen und sich nach der Engelsburg oder in die Stadt flüchteten. Zweihundert wurden gefangen, viele verwundet. Weithin erschallte das Lob von der Tapferkeit des Sachsenherzogs, dem man den glücklichen Ausgang vorzugsweise zu danken hatte. Auf seine Bitte weihte der heilige Vater in eigener Person den von seiner Gemahlin Klementia zum Bischof von Oldenburg an des verstorbenen Vizelins Stelle ernannten herzoglichen Kaplan Gerold, dem der Erzbischof Hartwig von Bremen aus Groll wider Heinrich die Weihe versagt hatte.

Ausgang Arnolds v. Brescia.

Um diese Zeit hat sich denn auch wohl das Schicksal Arnolds erfüllt. Er wurde dem Stadtpräfekten Petrus übergeben, einem Edelmanne aus der Gegend von Viterbo, dessen Geschlecht mit der römischen Gemeinde lange in Fehde gelegen und großen Schaden durch sie erlitten hatte. Als Arnold, so schildert ein zeitgenössischer, den Ereignissen nahe stehender Dichter das Ende des großen Volksmannes, die Rüstungen zu seiner Hinrichtung sah und ihm der Strick um den Hals gelegt werden sollte, fragte man ihn, ob er von seiner Irrlehre ablassen und seine Sünden bekennen wollte. Er aber antwortete unerschrocken und voll Selbstvertrauen, seine Lehren halte er für heilsam und werde für seine Reden, die weder unvernünftig noch schädlich seien, den Tod nicht scheuen; nur bitte er um kurze Frist, denn er wolle Christus seine Sünden bekennen. Darauf beugte er seine Knie, erhob die Augen und Hände zum Himmel und seufzte aus tiefster Brust: ohne Worte empfahl er Gott seine Seele. Ruhig überließ er dann den Henkern seinen Leib. Nicht ohne Thränen verrichteten sie ihr trauriges Geschäft. Den Leichnam übergab man den Flammen und streute seine Asche in den Tiber:

denn man fürchtete, daß noch seine Asche Gegenstand der Verehrung sein könnte. Es ist dieses Blutgericht schon damals der römischen Kirche zum Vorwurf gemacht worden und sie hat alle Schuld auf den Präfekten zu wälzen gesucht. So vergeblich dieses Bemühen ist, so wenig wird sich auch die Mitschuld Friedrichs bestreiten lassen.

Die Hinrichtung des Mannes, den das Volk als Redner, Reformator und Gesetzgeber ehrte, brachte den Urhebern keinen Gewinn. Die Römer wehrten ihnen den Zugang in ihre Mauern und gestatteten nicht, daß dem deutschen Heere Lebensmittel geliefert wurden. Dadurch sah sich Friedrich bald zum Abzug genötigt. Begleitet von Hadrian und vielen Kardinälen durchzog er die Campagna und die schönen Albanerberge, gab Tivoli, das dem Kaiser gehuldigt, dem heiligen Vater als Unterpfand der Freundschaft zurück, und überlegte, ob er den von seinem Vorgänger beabsichtigten Feldzug nach Unteritalien ausführen oder seine Waffen gegen das widerspenstige Rom kehren solle. Aber die vorgerückte Jahreszeit und das Klimafieber im Heer machten beide Pläne unausführbar. Wie sehr es ihn auch reizen mochte, wider König Wilhelm ins Feld zu ziehen, der seit dem Tode Rogers am 27. Februar 1154 die sizilische Krone trug und, begierig den Lehnsverband mit dem päpstlichen Stuhl zu lösen, als geheimer Verbündeter der römischen Republik Benevent und andere Besitzungen des apostolischen Stuhles angefallen hatte, die Gegenvorstellungen der Fürsten und das Murren des Heeres nötigten ihn zum Abzug. Er verabschiedete sich in Tivoli von dem Papste, übergab ihm die Gefangenen und trat den Rückweg an. Spoleto, die alte Langobardenstadt, die, erfüllt von demselben Gefühle der Freiheit wie die Kommunen Oberitaliens, die Reichssteuer verweigerte, dem Heere den Einzug verwehrte und den kaiserlichen Gesandten Guido in Haft hielt, wurde erstürmt und ging nebst der hochgelegenen Burg in Flammen auf. Von den rauchenden Trümmern Spoletos bewegte sich der Heereszug nach Ankona. Hier trat die Aufforderung eines sizilischen Feldzugs mit neuer Stärke an den Kaiser heran. Hadrian hatte über Wilhelm den Bann ausgesprochen und wollte von Capua und Benevent aus im Verein mit den unzufriedenen Baronen Unteritaliens den Normannen im eigenen Lande bekriegen, während eine griechische Flotte Brindisi und Bari angriff. Jetzt schien auch für Friedrich der Zeitpunkt gekommen, die Ansprüche des Reichs auf Unteritalien wieder geltend zu machen. Aber die durch Kämpfe, Klima und unvorsichtige Lebensweise zusammengeschwundene Kriegsmannschaft war zu einem solchen Feldzug unfähig. Die Vasallen, deren Dienstzeit abgelaufen war, drangen auf die Heimkehr. Daher entließ Friedrich das Reichsheer in Ankona, worauf ein Teil der Fürsten mit ihren Bewaffneten sofort zu Schiffe nach Venedig eilte und von da in die Heimat zurückkehrte, ein anderer seinen Weg durch die Lombardei und Piemont über die Savoyer Alpen suchte, während der Kaiser selbst mit einer auserlesenen Mannschaft durch das Gebiet von Bologna und Mantua nach dem Etschthale zog.

Abzug des Kaisers.

19. Juni.

Spoleto und Ankona.

Das kaiserliche Heer in der Veroneser Klause.

Hier warteten seiner große Gefahren. Die Veronesen gedachten an den Deutschen Rache zu nehmen für die Zerstörung von Asti, Tortona und Spoleto. Sie hatten die Schiffbrücke, auf welcher das Heer nach alter Sitte ohne die Stadt zu betreten, über die Etsch setzen sollte, so locker verbunden, daß, wären die stromabwärts getriebenen gewaltigen Flöße, wie beabsichtigt, im Momente des Übersetzens durch die starke Strömung wider die Kähne geführt worden, die ganze Kriegsmannschaft in den Wellen ertrunken oder aus dem Hinterhalte getötet worden wäre. Zum Glück prallte das Floß zu spät an, als die Deutschen schon das andere Ufer erreicht hatten. Nun zogen sie an dem anmutigen Strande der Etsch fort, bis sie an die „Berner Klausen" kamen, bei Rivoli, wo über dem vom kahlen Gebirg wild herniederbrausenden Fluß ein steiler schmaler Felsenweg sich hinzog. An der engsten Stelle des Passes erhob sich auf einer nur durch eingehauene Stufen zugänglichen Felsenhöhe eine Burg, welche Alberich, ein Edler von Verona, mit fünfhundert verwegenen Gesellen besetzt hatte. Herabrollende Felsblöcke und Wurfgeschosse verrieten alsbald die Tücke und feindliche Absicht. Die Aufforderung des Kaisers, der Mannschaft friedlichen Durchzug zu gewähren, wurde mit Hohnreden und Steinwürfen beantwortet. Schimpflich sollte der Kaiser sich und jeden Ritter loskaufen. Da brachte die kühne Entschlossenheit Ottos von Wittelsbach, des kaiserlichen Bannerträgers, Rettung. Mit zweihundert wohlgerüsteten Jünglingen bestieg er eine über der Burg emporragende Felsenhöhe, die für unerreichbar galt. Als sie nach unsäglichen Mühen und Beschwerden den Gipfel erklommen, wurde die Burg zugleich von oben und unten angegriffen. Bald war die Räuberfeste in der Gewalt Ottos und seiner Gefährten. Viele fanden auf der Flucht über die spitzen Felsenriffe ihren Tod, andere bluteten unter dem deutschen Schwert, Alberich selbst und zwölf veronesische Edelleute von altem Geblüt wurden zum Galgen verurteilt. Nur ein junger schöner Ritter aus Frankreich, der sich dem Kaiser zu Füßen warf und versicherte, daß er nur durch die Umstände gezwungen sich der Räuberschar angeschlossen, wurde begnadigt, unter der Bedingung, daß er an seinen bisherigen Genossen Henkerdienste verrichte. Alle Bitten und Versprechungen der Gefangenen waren umsonst. Sie büßten sämtlich mit dem Leben. Die Leichen wurden an den Weg gelegt zum warnenden Denkmal für die Italiener. Die Veronesen aber schickten bald nachher den Bischof und einige Edle ihrer Stadt an den Kaiser nach Regensburg, beteuerten ihre Unschuld an den Nachstellungen und besänftigten dessen Zorn durch Geldsummen und durch das Versprechen, ihn bei ferneren Zügen durch Mannschaft zu unterstützen.

Papst Hadrian und König Wilhelm von Unteritalien.

Mit dem Abzug des Kaisers ging auch der Krieg in Apulien bald seinem Ende entgegen. Anfangs machten die aufständischen Barone unter dem Beistande und Segen des Papstes reißende Fortschritte, so daß Wilhelm demselben günstige Friedensbedingungen anbot. Als diese aber durch den Widerstand der kaiserlich gesinnten Kardinäle verworfen wurden, strengte der König

seine Kräfte an und gewann wieder die Oberhand. Nun zögerte auch Hadrian nicht länger, das Beispiel früherer Kirchenfürsten nachzuahmen. Er befreite den Normannen von dem Kirchenbann und übertrug ihm abermals Unteritalien und Sizilien als päpstliches Fahnenlehen. Aber manche Rechte, welche die Kirche ehedem besessen, mußten aufgegeben werden. Darauf vermittelte Wilhelm den Frieden zwischen den Römern und dem Papste, so daß Hadrian, nachdem er noch einige Monate in Viterbo geweilt und mit den großen Vasallen des Kirchenstaats Verträge geschlossen, im November in den Lateran einziehen konnte; allein der Senat hielt nach wie vor seine Sitzungen auf dem Kapitol.

Von der Zeit an löste sich das gute Verhältnis zwischen Kaiser und Papst, und Friedrich, der über den einseitig abgeschlossenen Frieden zürnte, kam bald mit Hadrian auf gespannten Fuß zu stehen. Zwei große Persönlichkeiten, die beide von ihrer Würde die höchsten Vorstellungen hatten, konnten in einer Stellung, die zu so vielen streitigen Ansprüchen Veranlassung gab, ohne Hader nicht lange nebeneinander stehen. Schon manche harte Worte waren schriftlich gewechselt worden, als eine dem Erzbischof Eskil von Lund widerfahrene Kränkung die Erbitterung auf die Spitze trieb. Dieser war nämlich auf seiner Rückreise von Rom in Burgund von einigen Rittern überfallen, ausgeplündert und eingekerkert worden, ohne daß der Kaiser, der den schwedischen Prälaten haßte, weil er die Metropolitanrechte des Erzstiftes Bremen über den skandinavischen Norden und die Lehnsherrlichkeit des Reichs über Dänemark abzustreifen bemüht war, die Thäter bestraft oder die Entlassung des Gefangenen verfügt hätte. Da trat in der glänzenden Fürstenversammlung zu Besançon eine römische Gesandtschaft, an ihrer Spitze der Kardinalkanzler Roland, vor den Kaiser, brachte vom Papst einen „väterlichen", von den Kardinälen einen „brüderlichen" Gruß und verlas ein Schreiben von Hadrian, worin sich dieser über Friedrichs Undank beschwerte, da er ihm doch so große „Benefizien" erteilt habe, ein Ausdruck, der in der Sprache des Mittelalters die Bedeutung von „Lehen" angenommen hatte. Das doppelsinnige Wort, wodurch der Papst anzudeuten schien, daß in seinen Augen das Kaisertum ein Lehen des apostolischen Stuhles, somit der Kaiser ein Vasall des Papstes sei, entflammte den Zorn des hohenstaufischen Herrschers. Es fehlte nicht viel, so würde der Legat, der inmitten der Aufregung unbefangen fragte, von wem hat denn der Kaiser seine Würde, wenn nicht vom Papste, die kühne Rede mit dem Leben bezahlt haben. Pfalzgraf Otto von Bayern drang mit gezücktem Schwert auf ihn ein; Friedrich hinderte die blutige That, gebot aber den Gesandten schnelle Abreise nach Rom. Darauf ließ er durch seinen Kanzler, den Propst Reinald, aus dem Geschlechte der Grafen von Dassel, einen hochgebildeten, aufgeklärten Geistlichen, der in der Versammlung die päpstliche Beschwerdeschrift verdeutscht hatte, ein kaiserliches Rundschreiben veröffentlichen, worin er die ausgesprochene Ansicht als Anmaßung streng zurückwies und feierlich erklärte, daß er durch die Wahl der Fürsten von

Gespanntes Verhältnis zwischen Kaiser und Papst.

Reichstag zu Besançon. Okt. 1157.

Gott allein die Reichsgewalt empfangen habe und jeden für einen Feind Christi halten werde, welcher seine Krone für ein päpstliches Lehen ausgebe. Umsonst suchte Hadrian die Zustimmung des deutschen Klerus für seine hierarchische Auffassung zu gewinnen; die Bischöfe traten auf die Seite des Kaisers, dessen würdevolle Erklärung von dem ganzen Reiche mit freudiger Zustimmung vernommen ward. Die Zeiten Heinrichs IV. waren vorüber; das Nationalgefühl war erwacht. Man fragte sich, ob nicht in Deutschland ein selbständiges Kirchentum mit einem Primas an der Spitze gegründet werden könnte. Der Erzbischof Hillin von Trier, der gelehrte, hochverehrte Inhaber des ältesten Metropolitansitzes, welchem Papst Hadrian selbst das Amt eines apostolischen Legaten „durch ganz Deutschland" gegeben, schien der geeignete Mann für diese Würde zu sein; der Kanzler Reinald, der gewandte priesterliche Staatsmann, eben so ehrsüchtig als vaterlandsliebend und für das Ansehen des deutschen Adels und Klerus in hohem Grade empfänglich, schrieb im Namen des Kaisers (wenn anders der Brief echt ist): „nicht nach Viterbo, dem neuen Rom, sondern nach Trier, dem zweiten Rom, sollte man fortan pilgern; hier sei des Herrn echtes „ungenähtes" Kleid, das der römische Papst zerrissen". Hadrian geriet in den heftigsten Zorn. In seinem Antwortschreiben beschuldigte er den Kaiser des Verrats; er habe die Römer zum Aufstand gereizt und Blutschuld über den apostolischen Stuhl gebracht, und doch sei alle Gewalt, die er in Italien besitze, nur eine geliehene. Es wurde die drohende Andeutung gewagt, daß die Kaiserkrone auch dem byzantinischen Herrscher übertragen werden könne. Als der Papst jedoch vernahm, daß Friedrich zu einer neuen Heerfahrt rüste, um das „treulose" Mailand und „seinen" aufrührerischen Vasallen Wilhelm zu züchtigen, sank ihm der Mut. Er gab der Stimme einiger wohlmeinenden Ratgeber, darunter Hillin selbst und Heinrich der Löwe, Gehör und suchte den Zorn des hohenstaufischen Herrschers zu beschwichtigen. Zwei angesehene Kardinäle eilten nach Deutschland und überbrachten dem Kaiser, den sie jetzt als ihren „Herrn, den Herrscher Roms und der Welt" begrüßten und sich „seine" Geistlichen nannten, ein Entschuldigungsschreiben, worin erklärt war, daß das Wort Benefizium in seiner ursprünglichen Bedeutung als Wohlthat, nicht in dem Sinne von „Lehen" gebraucht gewesen sei und daß das „Verleihen" der Kaiserkrone so viel bedeute als „Aufsetzen". Friedrich empfing die Friedensboten, die auf der Reise von zwei kecken tiroler Grafen ausgeplündert und einige Zeit in Haft gehalten worden, gnädig und freundlich in Augsburg und entließ sie reich beschenkt nach Italien, wohin er ihnen bald nachfolgte. *Juni 1158.*

c. Friedrichs Waltung im Reich.

Sorge für Frieden und Sicherheit des Reichs.

Beinahe zwanzig Jahre waren verflossen, seit der letzte Herrscher, der die römische Kaiserkrone getragen, aus der Welt gegangen. Das deutsche Volk fühlte sich daher gehoben, als Friedrich von dem Ruhme siegreicher Kämpfe

und von dem Glanze kaiserlicher Majestät umstrahlt, in die Heimat zurückkehrte. Friedrich aber erkannte, daß er mit der höheren Stellung auch höhere Pflichten auf sich genommen, daß er als Schirmvogt des Reiches und der Kirche vor allem Frieden und Recht zu wahren habe. Wir wissen, daß König Konrad, bei allem guten Willen nicht Kraft und Ansehen genug besessen, die Fehdelust der Fürsten niederzuhalten, die Wehrlosen und Schwachen vor Druck und Ungerechtigkeit zu schützen. Die Wirkungen davon ließen sich noch in den ersten Regierungsjahren Friedrichs erkennen. Während seiner Abwesenheit in Italien lag Erzbischof Arnold von Mainz, aus dem einheimischen Geschlechte derer von Seelenhofen, der, im Gegensatz zu seinem schwachen Vorgänger Heinrich, die Zügel straffer anzog, den alten Glanz des Erzstifts im Sinne der Hierarchie wieder herstellte, die Gerechtsame der Bürger außer Kraft setzte, die Lehnspflichten der Ministerialen mehr anstrengte und manche entfremdete Güter und Einkünfte wieder an sich nahm, mit dem Pfalzgrafen Hermann bei Rhein, der auf Schloß Stahleck saß, und mit vielen andern edlen Herren auf beiden Seiten des deutschen Stromes, den Grafen von Leiningen, Sponheim, Katzenelnbogen, Kyrburg u. a. in heftigen Fehden, weil sie seine Ansprüche nicht anerkennen wollten; vielfach wurden Handel und Verkehr durch die Raubritterschaft, die an den besuchtesten Land- und Wasserstraßen feste Burgen errichtet hatte und durch Überfälle Leben, Freiheit und Gut der Kaufleute gefährdete, oder durch Auflegung willkürlicher Zölle gestört oder erschwert; einzelne Reichsfürsten, wie Bischof Hartwig von Regensburg, gaben Teile ihrer Besitzungen auf eigene Hand als Afterlehen an Vasallen ab. Gegen solche und andere Mißbräuche schritt Friedrich kräftig ein. Auf einem Reichsgericht in Worms um Weihnachten 1156.
wurden beide Parteien wegen Störung des Landfriedens zu der in alten Rechtsgebräuchen begründeten, aber seit lange außer Übung gekommenen Strafe des Hundetragens über die Gemarkung verurteilt. Der Erzbischof selbst wurde zwar in Anbetracht seines Alters und seiner Würde durch die Gnade des Kaisers, dessen Kanzler er früher gewesen, von der schmachvollen Strafe befreit, aber die andern Schuldigen mußten die Beschimpfung über sich ergehen lassen. Pfalzgraf Hermann fühlte sich dadurch so sehr in seiner Ehre gekränkt, daß er in ein Kloster ging, wo er bald nachher starb. Nun verlieh Friedrich die Pfalzgrafenwürde bei Rhein seinem Halbbruder Konrad, der aus dem staufischen Hausgute das alte Erbe des fränkischen Herrscherhauses am Mittelrhein, im Speier-, Worms- und Lobdengau erhalten hatte und diese mit den neuen Erwerbungen weiter stromabwärts bei Kaub und Bacharach vereinigte und so den Grund zu der mächtigen Rheinpfalz legte, die bald, als Konrad am Eingang in das reizende Neckarthal Burg und Stadt H e i d e l b e r g gründete, zu großer Blüte emporstieg. Die Klöster Schönau und Neuburg, Stiftungen der altberühmten Abtei Lorsch an der fruchtbaren Bergstraße, die unter des Pfalzgrafen Schutz gestellt war, erfreuten sich Konrads besonderer Fürsorge. — Erzbischof Arnold

wußte sich die Gunst des Kaisers aufs neue zu gewinnen und fuhr zu seinem Verderben in seiner strengen hierarchisch-aristokratischen Regierungsweise fort. Mit gleicher Energie strafte Friedrich auch die übrigen Friedensstörer. Der Bischof von Regensburg und alle von ihm Belehnten mußten Buße entrichten; die unberechtigten Zölle am Rhein und Main wurden abgeschafft, die Raubburgen gebrochen, mehrere Ritter an Gut und Freiheit, manche auch am Leben gestraft. Vertrauensvoll blickten Bürger und Bauer in die Zukunft und betrieben ihre Geschäfte mit frischem Mut. Das Gesetz hatte wieder einen starken Schirmer, eine feste Stütze gewonnen. Das Gebot des Landfriedens war kein leeres Wort mehr. „Die Menschen schienen verwandelt," sagt Radevich, der Fortsetzer Ottos von Freising, „der Boden umgeändert, der Himmel milder und sanfter geworden zu sein."

Bayern in Heinrichs Besitz gegeben. Österreich zu einem Herzogtum erhoben.

Schlimme Nachrichten aus Italien überzeugten den Kaiser, daß er zur Wahrung seines Ansehens und zur Herstellung der Reichsrechte sehr bald einen neuen Zug über die Alpen antreten müsse. Darum war er aufs eifrigste bemüht, alle noch schwebenden Streitigkeiten auszugleichen, um mit größerer Macht in Italien auftreten zu können. Nach vielen Unterhandlungen gelang es ihm, unter Vermittelung Ottos von Freising und des Pfalzgrafen Otto von
Sept. 1156. Wittelsbach, den Streit wegen des Herzogtums Bayern endgültig beizulegen.
17. Sept. Auf einem Reichstage in Regensburg leistete Heinrich Jasomirgott auf Bayern feierlich Verzicht und der Kaiser belehnte damit Heinrich den Löwen. Dafür aber wurde die bisherige Markgrafschaft Österreich, durch einen Teil des bisher zu Bayern gehörigen Landes zwischen Enns und Inn vergrößert, zum Herzogtum erhoben. Dasselbe wurde für erblich erklärt im Hause der Babenberger, und zwar sollte der letzte des Mannesstammes zu gunsten von Seitenverwandten darüber verfügen können, so daß also der Heimfall des Herzogtums an das Reich eigentlich ganz ausgeschlossen war. Der Herzog erhielt den vollen Gerichtsbann, wurde von allen ehemaligen Verpflichtungen gegen Bayern gelöst, sollte nur auf den in Bayern gehaltenen königlichen Hoftagen zu erscheinen und dem König nur in die Österreich benachbarten Gebiete Heeresfolge zu leisten gehalten sein. Die Fehde zwischen Welfen und Waiblingern schien auf immer ausgeglichen. Aber dieses Abkommen trug manche verhängnisvolle Früchte in seinem Schoße. Die Verminderung der Stammesherzogtümer durch Ausscheidung einzelner Gebietsteile mit Landeshoheit, wovon hier das erste Beispiel vorlag, war ein folgenreicher Schritt zur allmählichen Auflösung des Reichsverbandes und begreiflicherweise strebten die übrigen Herzöge, die Welfen obenan, seitdem nach der Gewinnung einer ähnlich eximierten Stellung.

Aufschwung des Reichs.

Die Bemühungen des Kaisers um Herstellung von Recht und Frieden im Reich und die Geltendmachung der königlichen Autorität waren von glänzendem Erfolge gekrönt. Seit vielen Jahren hatte sich Deutschland keines Zustandes erfreut, der so reich an Glück und Ehre gewesen, als der Zeitraum zwi-

schen dem ersten und zweiten Italienerzug. Die geistlichen und weltlichen Fürsten wetteiferten in Dienstbeflissenheit gegen einen Kaiser, der durch Kraft und Weisheit unter allen Zeitgenossen hervorragte, der als Spiegel der Ritterlichkeit galt. Wir haben gesehen, wie sein bloßes Erscheinen in den Gegenden zwischen Oder und Weichsel hinreichte, den Polenherzog zur Unterwerfung und Lehnspflicht zurückzuführen (S. 633). Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär, die unter dem Reichsbanner geeinigt den Feldzug mitgemacht, benutzten diesen Erfolg zur Ausdehnung ihrer Macht im Wendenlande. Das Bistum Oldenburg in Wagrien, das nach Vizelins Tod Heinrich dem Domherrn Gerold von Braunschweig übertragen (S. 670), wurde durch den Grafen Adolf von Holstein, das neugegründete Bistum Ratzeburg in Polabien, das der Welfe dem Prämonstratensermönch Evermod, einem Schüler des heiligen Norbert, verlieh, durch Heinrich von Badwide auf des Herzogs Befehl und unter seiner Mitwirkung mit Gütern und Rechten reichlich ausgestattet. In Oldenburg und dem dazu gehörigen Eutin wurden Kolonisten aus Sachsen angesiedelt; in dem Hauptsitz Oldenburg und in andern Orten erhoben sich neue Kirchen; allenthalben entfaltete sich ein reges Leben; Lübeck, nach langem Widerstreben von Adolf an Herzog Heinrich abgetreten und von diesem auf alle Weise begünstigt und mit eigener Verwaltung und städtischer Gerichtsbarkeit beschenkt, nahm einen bedeutenden Aufschwung in Handel und Reichtum; und wenn auch die Hartherzigkeit der weltlichen Fürsten und Vasallen wenig geeignet war, das heidnische Wendenvolk für die christliche Lehre zu gewinnen oder ihm die Religion der Liebe zu empfehlen, so wuchs doch die christliche Bevölkerung durch neue Ansiedelungen, und durch die Ausdehnung der deutschen Herrschaft wurde auch der Missionsthätigkeit der Geistlichen ein weiteres Feld geschaffen. Selbst in Niklots Familie fand das Christentum Eingang; Pribislaw wurde von seiner norwegischen Gattin zum Übertritt bewogen.

Friedrichs Vermählung mit Beatrix. Ansehen und Machtstellung des Reichs. 1156. 1157.

Der Glanz dieser Tage wurde noch vermehrt durch die zweite Vermählung des Kaisers. Bald nach seiner Königswahl hatte sich Friedrich von seiner unfruchtbaren Gattin Adelheid, der Tochter des reichen Markgrafen Diepold von Vohburg in Oberbayern, unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft scheiden lassen. Nachdem er mehrere Jahre im Witwerstand gelebt und die Unterhandlungen um die Hand einer byzantinischen Kaisertochter sich zerschlagen hatten, ließ er, wie erwähnt, um Beatrix, die schöne Erbin von Burgund, werben und feierte um Pfingsten zu Würzburg das Vermählungsfest mit großer 1156.
Pracht. Schön von Angesicht, reizend und fein von Gestalt und Wesen, voll edler Sitte und in Sprachen, Wissenschaften und Dichtkunst erfahren, war Beatrix eine Zierde des Herrscherhauses, die Anmut neben der Kraft. Durch diese Verbindung wurde die Macht der Hohenstaufen erhöht und die schönen Lande am Jura und an der Rhone, wo das kaiserliche Ansehen bisher nicht hoch in Geltung gestanden, mit festeren Banden an das Reich geknüpft. Wie

in den Tagen Heinrichs III. durch Agnes von Poitiers (S. 210), so wurde auch jetzt durch die burgundische Braut die heitere Kunst der Provençalen, die Musik und das verfeinerte Ritterleben nach Deutschland verpflanzt und wir werden sehen, wie eifrig und erfolgreich das begabte Herrschergeschlecht und die empfängliche Zeit diese fremden Güter und Gaben pflegte und schätzte. Als Friedrich ein Jahr nach seiner Vermählung abermals in Würzburg zu einem Sept. 1157. großen Reichstag sich einfand, erschienen Gesandte aus vielen Ländern Europas, selbst aus Konstantinopel und England, um dem mächtigen Kaiser des Abendlandes Geschenke und Huldigungen darzubringen. Der englische König überschickte ihm ein künstlich gewirktes Zelt und dankte ihm für das Anerbieten eines Friedens- und Handelsvertrags in den höflichsten und unterwürfigsten Ausdrücken. „Unser Königreich und alles, was unserer Herrschaft unterworfen ist, stellen wir Euch zu Gebot und geben es in Eure Gewalt, damit alles nach Eurem Wink eingerichtet werde. Was Ihr befehlet, dem werden wir bereitwillig nachkommen." Auch die Boten der andern Völker sprachen ihre Ehrfurcht in ähnlicher Weise aus und Waldemar, der kurz zuvor durch den Sieg bei Wiborg über den treulosen und grausamen Swen, den Mörder seines Mitbewerbers Knud bei einem Fürstenmahle in Roeskilde, und durch den Tod des Geschlagenen auf der Flucht König der dänischen Lande geworden war, ließ ihn als Oberlehnsherrn begrüßen und suchte seine Bestätigung nach. Nur die griechischen Gesandten traten anfangs mit hochmütigen Reden auf; als sie aber Friedrich in Unwillen fortwies, flehten sie demütig um Verzeihung. Auf ihre Bitte erteilte der König dem Schwabenherzog Friedrich, dem geliebten Neffen der Kaiserin Irene, vor dem üblichen Alter den Ritterschlag und feierte die Handlung der Wehrhaftmachung (die Schwertleite) mit Hoffesten.

2. Die Jahre des Widerstreits.

a. Die Zustände in Italien und der Ronkalische Reichstag.

Friedrichs Kaiserideen.

Die Beweise von Ehrfurcht und Anerkennung, die dem Kaiser von allen Seiten dargebracht wurden, steigerten sein Selbstgefühl und füllten seine Brust mit stolzen Herrschergedanken. Das Reich Karls des Großen war das Ideal, das seiner Seele vorschwebte. Wie die ritterliche Poesie mit Vorliebe bei den Großthaten des Frankenkaisers und seiner Paladine verweilte und die Tage, wo sie gelebt und gekämpft, als das goldene Zeitalter des Rittertums feierte, schwebte auch der Phantasie des Hohenstaufen das verklärte Bild des Karolingers als Muster eines christlichen Herrschers vor. Und wenn er an seine Thaten im Heiligen Lande und in Italien gedachte, wenn er auf die Huldigungen blickte, die ihm von Spanien und Dänemark, von England und Byzanz, von Ungarn und Polen dargebracht wurden, so konnte er wohl sich dem Traume hingeben, jene

Glanzperiode des Reiches wieder zurückzuführen. Je mehr er sich aber solchen Herrschergedanken hingab, um so tiefer mußte er sich durch die Vorgänge in Italien verletzt fühlen. Auf dem erwähnten glänzenden Fürstentage zu Besançon, wo die geistlichen und weltlichen Großen von Burgund und Arelat, Okt. 1157. die bisher in stolzer Selbständigkeit sich fern gehalten, voll Ehrfurcht und Dienstbeflissenheit vor dem Herrscherstuhl des neuen Gebieters sich einfanden, bildete das vorwurfsvolle Schreiben des Papstes und das anmaßende, hochfahrende Benehmen seiner Gesandten einen auffallenden Kontrast gegen die Beweise der Ergebenheit und des Gehorsams der übrigen. War der Kaiser schon erzürnt, daß Hadrian einseitig mit dem König von Sizilien einen Frieden geschlossen, die Barone, die im Vertrauen auf Kaiser und Papst gegen Wilhelm die Waffen ergriffen, der Rache ihres Gegners geopfert und die oberlehnsherrlichen Rechte über Unteritalien, welche von beiden Häuptern gemeinsam geübt werden sollten, dem apostolischen Stuhl allein beigelegt hatte, so mußte ihn der bloße Schein, daß die Kaiserwürde als ein Priesterlehen angesehen werden könne, mit Unwillen erfüllen. Diesem Gefühle gab das Rundschreiben an die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reiches scharfen Ausdruck. Mit Anspielung auf das früher erwähnte Gemälde mit der übermütigen Inschrift, die in Besançon durch Brief und Rede bestärkt worden, legte er feierlich Verwahrung gegen jede derartige Auffassung ein; eher würde er die Krone von seinem Haupte nehmen, als sie einer solchen Erniedrigung aussetzen. Der Krönungsakt sei eine durch das Herkommen geheiligte Zeremonie, die das von Gott durch die Wahl der Fürsten herrührende Kaiserrecht so wenig schaffe oder verleihe als die Krönung in Aachen durch den Erzbischof von Köln das deutsche Königtum. Wir wissen, wie die ganze Nation, Fürsten und Klerus mit aller Entschiedenheit dieser Ansicht beitraten. Seitdem blieb ein Stachel in Friedrichs Seele zurück, den die begütigende Interpretation Hadrians nicht zu entfernen vermochte.

Noch heftiger zürnte der Kaiser über den Trotz der Lombarden. Die Einwohner von Pavia hatten nach dem Abzuge des deutschen Heeres Tortona vollends zerstört. Dafür traf sie bald die Rache der erzürnten Patrioten. Kaum hatten die Mailänder Bürger durch freiwillige Dienstleistung die Häuser der Bundesstadt wieder hergestellt, die „Märtyrer der Freiheit" zurückgeführt und sich mit ihnen durch Treuschwur geeinigt, so zogen sie wider die Anhänger des Reichs zu Felde. Die Pavesen, in mehreren Treffen überwunden, mußten einen Stadtvorsteher (Podesta) von Mailand annehmen und hundert Edle und zweihundert Bürger als Geiseln stellen. Dann kam die Reihe an den Markgrafen von Montferrat; auch er ward geschlagen, die von Friedrich zerstörten Brücken über den Tessin und die Adda wurden wieder aufgebaut, mehrere Schlösser zerstört. Mit dem Glück stieg der Übermut der Mailänder. Sie suchten die kaiserlich gesinnten Städte zu gewinnen oder zu unterjochen. Brescia und Piacenza traten dem Bunde bei, nun sollten auch Como und Lodi sich fügen. Als die Bürger der

Übermut der Lombarden.

letzteren Stadt sich entschieden weigerten, die dem Kaiser geschworne Treue zu brechen und den Mailändern zu huldigen, wurde ihre Feldflur verwüstet, ihre Habe weggeführt und endlich die Stadt dem Erdboden gleich gemacht. Was sich von den Einwohnern nicht durch die Flucht rettete, ward in Gefangenschaft geführt. Hartherzig wiesen die Sieger jede Fürsprache zurück. Wie einst im alten Hellas wüteten auch jetzt im schönen Italien Brüder und Stammesgenossen mit wildem Hasse gegeneinander. Auch das Thal von Lugano und fast das ganze Gebiet von Novara wurde erobert und Verona und Cremona gezwungen, dem Städtebund beizutreten.

Die städtischen Gemeinwesen und das Kaisertum. Diese Vorgänge in der apenninischen Halbinsel widersprachen zu sehr den Vorstellungen von imperatorischer Gewalt, in denen sich der Kaiser bewegte, als daß er nicht hätte versuchen sollen, die Verächter seiner Hoheit mit dem Schwerte in gemessene Schranken zu weisen. Je mehr er sich Karl den Großen zum Vorbilde nahm und die Wiederherstellung der Ordnung, die jener geschaffen, als sein Herrscherziel ansah, desto unerträglicher mußten ihm das eigenmächtige Gebahren der Italiener, die republikanischen Einrichtungen ihrer Kommunen, die Kriegführung auf eigene Hand mit bürgerlichen Kriegsmannschaften und städtischen Anführern erscheinen. Aber während Karls Größe gerade darin wurzelte, daß er überall auf die Natur der Verhältnisse einging und diese in ihrem eigenen Wesen zu erfassen, an ihrem eigenen Maße zu messen suchte, war das Kaiserrecht, das Friedrich verlangte, nur eine geschichtliche Erinnerung oder eine auf juristischen Deduktionen ruhende Summe von Befugnissen und Ansprüchen, von Ehren- und Hoheitsrechten. Die Regalien, die einst von den Kaisern eingesetzten Grafen und Reichsbeamten zugestanden, dann größtenteils auf die Bischöfe, und schließlich von diesen freiwillig oder gezwungen auf die Bürgerschaft und ihre Vorsteher übergegangen, waren dem Reiche längst endgültig entfremdet. Während des Investiturstreits waren die kaiserlichen Hoheitsrechte und die Macht der Hierarchie in demselben Maße geschwunden, als das Selbstgefühl und die Wehrkraft der freiheitlich entwickelten Bürgerschaften sich gehoben hatten. Ein anderer Rechtszustand war eingetreten, mit dem sich das Kaisertum vertragen mußte, der noch Anknüpfungspunkte zu neuen befriedigenden Ordnungen bot, aber nicht zu Gunsten verjährter Überlieferungen ignoriert werden durfte.

Ausbildung der städtischen Republik. Als Friedrich zum erstenmal nach Italien kam, waren die größeren Städte schon lange im faktischen Besitze der meisten Hoheitsrechte. Die Gerichtsbarkeit, welche früher die Grafen und die bischöflichen Vögte oder Vizegrafen geübt hatten, war an die Schöffen- oder Konsulnkollegien der Kommunen übergegangen; das Münz-, Zoll-, Markt- und Geleitsrecht wurde von städtischen Aufsehern und Beamten verwaltet; eine streitbare Bürgerwehr unter städtischen Hauptleuten scharte sich unter das Stadtbanner, sowohl um die errungene Freiheit zu wahren, als um das Gebiet durch Eroberungen zu vergrößern. Die Bischöfe und die andern unmittelbaren Vasallen des Reichs besaßen in den größeren Städten nur noch einzelne Reste von Hoheitsrechten, bloß auf dem Lande und in kleineren Städten behaupteten sie noch ihre frühere Stellung, und

auch dort nur unter mancherlei Anfechtungen. Je mehr aber die Macht der Kommunen wuchs, desto mehr fühlte sich der Adel der Umgegend bewogen, in ihrer Mitte seinen Sitz zu nehmen, sich mit ihnen zu „verburgrechten“ und in Streitsachen mit den Bürgern sich den städtischen Rechten und Gerichten zu unterwerfen. Wir haben gesehen, daß in der Lombardei nur noch der Markgraf von Montferrat eine fürstliche Stellung behauptete, während fast alle andern Reichsvasallen bereits den freien Stadtgemeinden sich angeschlossen hatten. Ähnliche Verhältnisse waren in Tuscien und andern Teilen Italiens teils schon eingetreten, teils in der Entwickelung begriffen, seit die Städte Pisa, Genua und Lucca infolge der Kreuzzüge zu Macht und Reichtum emporstiegen. Nicht selten wurde auch der Lehnsadel von den Städten mit den Waffen zum Anschluß gezwungen. Die Edelleute fanden sich bald in die neuen Zustände, die ihnen mancherlei Vorteile brachten. Nicht nur daß sie auf ihren Gütern und Schlössern in der alten Freiheit fortlebten und dabei noch den Schutz der Städte genossen, in denen sie das Bürgerrecht genommen, sie richteten auch ihre Stadtwohnungen burgartig ein, bewehrten sie mit Mauern und Türmen und richteten fürstliche Haushaltungen mit großen Dienerschaften ein, denen sich oft gemeineres Stadtvolk freiwillig anschloß, um des Schutzes dieser Herren zu genießen. Vermöge des zahlreichen Anhanges erlangte der hohe Stadtadel großen Einfluß auf die kommunalen Angelegenheiten, besonders die Kriegführung. Von Jugend auf an die Handhabung der Waffen gewöhnt, waren sie in der Regel die Feldherren und ihre geharnischten Mannen dienten oft gegen Sold in den städtischen Heeren. Hätten sich diese adligen Familien nicht durch Parteikämpfe gegenseitig geschwächt, so hätten sie leicht die Oberhand gewinnen und mächtige Aristokratien gründen können. „Diese Geschlechter standen aber in der Stadt so störrig, stolz und wild nebeneinander, wie sie es auf ihren Burgen in der großen Isolierung, in der Umgebung von bloßen Unterthanen geworden waren. Auch in der Stadt hielten sie sich in stolzer Abgeschlossenheit.“ Um so mehr gewann der niedere Stadtadel, der Stand der Ministerialen, durch das Ansässigwerden der reichsfreien Edlen in den Städten an Ansehen und Bedeutung. Dieser aus Lehnsträgern der Bischöfe und anderer Stadtherren bestehende niedere Adel, der mit dem freigebornen Teil der Einwohner, den Cives, verbunden den eigentlichen Kern der Bürgerschaft bildete und die Schöffen und städtischen Beamten stellte, erhielt an dem eingewanderten Reichsadel einen Rückhalt, den er zur Erwerbung der Erblichkeit seiner Lehen und Ämter und zur Abstreifung oder Lockerung seiner Dienstverhältnisse zu nutzen wußte. Der Stadtadel, die alten Kapitäne und Valvassoren, machten mit den reichsunmittelbaren Edlen in den verburgrechteten Städten gemeinsame Sache und erwarben sich vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit von den Bischöfen, denen überhaupt von den ehemaligen Gerechtsamen kaum etwas anderes übrig geblieben war, als die formale Bestätigung der freigewählten Konsuln.

Einen solchen Entwickelungsgang hatten die größeren Städte Italiens genommen, als der Hohenstaufe gegen sie zu Felde zog, um die zerrissenen Bande der Abhängigkeit wieder gewaltsam zu knüpfen. Noch bildete der hohe und niedere Adel und die freie Bürgerschaft einen geschlossenen Stand gegenüber den geringeren Bürgern, den Handwerkern und Kleinhändlern, die noch größtenteils in dem Verhältnis der Zinshörigkeit zu dem Bischof oder einem andern ehemaligen Stadtherrn standen, wenn sie auch den städtischen Gerichten und der städtischen Polizei unterworfen waren. Aber auch bei dieser Klasse war bereits das Streben nach Freiheit und Gleichberechtigung erwacht. Hätte nun der

Friedrichs Stellung zu den lombardischen Freistädten.

Kaiser den herrschenden Teil der städtischen Bevölkerung an sich zu ziehen gesucht und die Interessen beider getrennt, so hätte die Entwickelung der republikanischen Gemeinwesen noch gehemmt werden mögen, zumal da noch manche Städte, wie Pavia, und manche aristokratische und hierarchische Elemente aus Sonderinteressen den neuen Bildungen entgegen waren und die kaiserliche Sache förderten; aber Friedrichs Streben, die alten Rechte und Ordnungen unter des Reiches Hoheit zurückzuführen, den Kommunen die freie Verfassung, die eigene Gerichtsbarkeit, die mühsam geschaffenen Stadtrechte, die Heereinrichtung zu entziehen und den alten Lehnsstaat wieder aufzurichten, vereinigte alle Klassen zu gemeinsamem Widerstand und rief eine Opposition ins Leben, die er auf die Dauer nicht zu bewältigen vermochte. Während des Kampfes traten die politischen Gegensätze mehr und mehr hervor und gaben ihm den Charakter eines Prinzipienkampfes. Gegenüber dem aristokratischen und hierarchischen Lehnssystem mit seinen Abstufungen der Freiheit entwickelte sich in den Städten ein demokratischer Geist, der darauf ausging, den Adel in die bürgerlichen Gemeinwesen einzuordnen und deren Gesetzen und Einrichtungen zu unterwerfen und die Geistlichkeit auf die rein kirchlichen Funktionen zu beschränken. Dem in feudalen und monarchischen Vorstellungen befangenen Kaiser erschien das ganze Streben der italienischen Städte als Abfall von den gesetzlichen Ordnungen, als Auflehnung gegen die von Gott verordnete Obrigkeit; und doch hatten selbst diejenigen Städte, die auf Friedrichs Seite standen, sich dem neuen Geiste nicht zu entziehen vermocht; auch sie hatten Hoheitsrechte an sich gebracht, die sie nicht wieder aufzugeben gemeint waren; auch sie waren weit entfernt, wieder die alten Lehnsfesseln sich anlegen zu lassen. So stand der Kaiser allein mit seinen Ansprüchen; selbst diejenigen Städte, die sich unter seine Fahne stellten, fürchteten seinen Sieg. In diese politischen Kämpfe griff eine geistige Macht bedeutungsvoll ein — das neuerwachte Studium des Römischen Rechts. Wenn es auch eine Fabel ist, daß die Pisaner bei der Zerstörung von Amalfi (S. 625) das Justinianeische Gesetzbuch erbeutet und zur Einführung gebracht, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß um diese Zeit das Römische Recht in weitere Kreise gedrungen und mit jugendlicher Begeisterung aufgenommen, erklärt und auf die Zeitverhältnisse angewendet worden. Wir wissen, daß die Republikaner in Rom sich bereits zur Begründung ihrer Ansprüche auf das alte Recht beriefen. Damals fand dasselbe bei Friedrich keine Beachtung. Aber bald überzeugte er sich, daß die Anwendung desselben auf die Gegenwart der kaiserlichen Gewalt höchst förderlich sei, daß die Machtfülle, die es in den Händen des Imperators voraussetzte, mit den republikanischen Bestrebungen der Kommunen im Widerspruch stehe. Auf der Anschauung fußend, daß der römische Kaiser deutscher Nation der gleichberechtigte Nachfolger Konstantins und Justinians sei, führten die Juristen seine Befugnisse und Gerechtsame über das bisherige Maß seiner Gewalt hinaus auf das altrömische Imperatorenrecht zurück und legten, im Ge-

Das Römisch. Recht.

gensatz zu den bestehenden Verhältnissen, dem Staatsoberhaupt die unbedingte Herrschaft in allen Gebieten des öffentlichen Lebens bei. Nach dieser historisch-juristischen Auffassung hat der Kaiser das Recht und die Befugnis, alle Würden und Reichsgewalten zu übertragen, von den Reichsangehörigen Heeresfolge und Lieferung der Nahrungsmittel für Mannschaft und Pferde zu verlangen, über die Stadtgemeinden kaiserliche Oberbeamte oder Prokuratoren (Potestates, daher Podesta) einzusetzen, alle Regalien, als Münze, Zölle, Wege- und Brückengelder, Fischereien, Salzquellen, Bergwerke u. a. in Nutzung und Verwaltung zu nehmen oder nach Gutdünken auszugeben. In der That, Friedrich hatte alle Ursache, das Studium des Römischen und Justinianeischen Rechtes zu fördern und die Juristen zu ehren und zu begünstigen.

Heerfahrt nach Italien. 1158.

Es war um Pfingsten des Jahres 1158, als Friedrich der Rotbart die Fürsten und Lehnsträger des Reichs zu der zweiten Heerfahrt nach Augsburg beschied. Aus allen Gegenden des deutschen Landes strömten die Völker in dem weiten Lager zusammen, denn das Reich sollte sich in seiner ganzen Macht und Größe zeigen, um allen Feinden jenseits der Alpen Furcht und Gehorsam einzuflößen. Mehr als zwölf Volksstämme fanden sich ein, auch der Böhmenherzog Wladislaw II. (S. 390), der zum Dank für die Königswürde, womit ihn Friedrich ausgezeichnet, einen bedeutenden Zuzug zur großen Heerfahrt stellte. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Ritter von hoher Gestalt, kühnem trotzigen Wesen, streitbar und kampfbereit, und der kluge und gewandte Kanzler Reinald von Dassel, der im geistlichen Gewande einen mutigen, entschlossenen und staatsklugen Geist barg, zogen mit zahlreichem Gefolge voraus, um auf das große Schauspiel vorzubereiten und alle Feinde des Kaisers mit dem bevorstehenden Strafgericht zu schrecken. Wie im Triumphe zogen sie über Verona und Cremona nach Ravenna und Ankona; die Bischöfe und Reichsvasallen eilten ihre Ergebenheit für die kaiserliche Sache zu bethätigen; die griechischen Gesandten, welche die Küstenstädte unter byzantinische Herrschaft zu bringen gesucht, wurden mit drohenden Worten fortgeschickt, ihre italienischen Parteigänger durch Ottos barsches Auftreten in Furcht gesetzt, Ravenna zur Huldigung gebracht. Bald darauf stieg das Heer in fünf Abteilungen in die „milden Auen Hesperiens“ herab. Vom großen Bernhard, über welchen Berthold von Zähringen die burgundischen und lothringischen Kriegsmannen führte, bis nach Friaul an die Küsten des Adriatischen Meeres, wohin die geharnischte Ritterschaft aus Österreich und Kärnten nebst den Bogenschützen aus Ungarn gezogen kamen, nahten deutsche Heerhaufen der italienischen Erde. Herzog Friedrich nahm mit seinen Schwaben und Franken den Weg über den Splügen nach Kleven (Chiavenna) und Como; der Kaiser selbst mit den angesehensten Reichsfürsten und Bischöfen rückte durch Tirol nach dem Gardasee, hinter ihm Heinrich der Löwe mit dem sächsischen Kriegsvolk. Im Gebiete von Brescia stießen die italienischen Vasallen und die Mannschaften der kaiserlich gesinnten Städte, Pavia, Parma, Cremona,

zum Hauptheer, das auf 100,000 Mann zu Fuß und 15,000 Ritter geschätzt ward. Durch strenge Lagergesetze, „Fürstenfrieden" genannt, suchte Friedrich in dem aus verschiedenen Völkern gemischten Heer Zucht und Ordnung zu begründen und durch Strafandrohungen von Gewaltthat und Frevelmut abzuschrecken.

Belagerung von Mailand. 1158.

Die Züchtigung Mailands, das durch seinen Trotz den Kriegszug herbeigeführt, wurde von dem Kaiser selbst in einer merkwürdigen Ansprache an das Heer als nächster Zweck aufgestellt; darum wurde, als die versuchten Unterhandlungen an der Weigerung einer unbedingten Unterwerfung gescheitert und die deutschen Mannschaften mit Mühe und Verlust über die hochgeschwollene Adda gesetzt waren, das mit der Acht belegte Mailand ringsum eingeschlossen. (Anfang August.) Friedrich selbst schlug seine Lagerstätte auf den Ruinen von Lodi auf. Der Fall des edeln, ritterlichen Grafen Ekbert von Pütten, der von Ruhmbegierde getrieben mit etwa tausend Kriegern zu Roß, großenteils kaiserlichen Vasallen, sich voreilig in den Kampf stürzte und mit mehreren tapferen Streitgenossen einen blutigen Reitertod fand, reizte den Kaiser noch mehr zum Zorn. Die Edelleute und die vornehme Bürgerschaft in Mailand gerieten in Sorge; sie fürchteten nicht minder das Emporstreben der unteren Bürgerklassen, zumal da bei der engen Blockade sich Hunger und Krankheit einstellten, als die kaiserlichen Strafgerichte. Daher gelang es nach einem wechselvollen Belagerungskrieg von mehreren Wochen, wobei auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit gestritten ward und insbesondere die italienischen Hilfsscharen von Cremona und Pavia ihren alten Groll gegen Mailand durch Verwüstung der Felder, Weinberge und Olivenwälder und durch leidenschaftliche Thaten im blutigen Handgemenge kundgaben, einem angesehenen Grafen, Guido von Biandrate, die Gemüter für ein friedliches Abkommen zu stimmen. Geliebt und geachtet bei dem Volke und dem Kaiser wert als Haupt der deutschen Partei in Mailand, war er ein geschickter Vermittler. Er brachte einen Vertrag zu stande, worin die Mailänder sich verpflichteten, den Städten Lodi und Como ihre Unabhängigkeit zu gewähren, alles Reichsgut und alle Hoheitsrechte zurückzugeben und außerdem dem deutschen Herrscher den Eid der Treue zu leisten, eine Geldbuße von 9000 Mark Silber zu entrichten, 300 angesehene Bürger als Geiseln zu stellen und eine Pfalz zu bauen, der Kaiser dagegen die Acht zurücknahm, sein Heer wegzuführen und von jeder weiteren Bestrafung abzustehen versprach. Die Wahl der Konsuln sollte der Bürgerschaft verbleiben, aber dem Kaiser das Bestätigungsrecht der beiden Vorsitzenden oder Bürgermeister zustehen.

Unterwerfung und Friedensschluß. 8. Sept. 1158.

Nach dem Abschluß des Vertrags erfolgte die Unterwerfung der Stadt in der demütigsten Form. Am 8. September zog die gesamte Bürgerschaft Mailands in dürftiger Kleidung und mit entblößten Füßen zum Thore hinaus, voran die Geistlichkeit mit Kreuzen in den Händen, dann die Konsuln und Ritter, jeder ein bloßes Schwert auf dem Rücken, zuletzt die Bürger mit Stricken um den Hals, abgezehrt und niedergeschlagen. Nachdem sie durch die lange Reihe

der auf beiden Seiten aufgestellten deutschen Krieger das Lager erreicht, warfen sie sich vor dem auf dem Throne sitzenden Kaiser nieder, bekannten ihr Unrecht und baten um Verzeihung. Friedrich antwortete ihnen mit wohlwollender Rede, ermahnte sie zum Gehorsam für die Zukunft und ließ dann alle Gefangenen in Freiheit setzen. Die rührenden Szenen des Widersehens, sowie das ganze großartige Schauspiel machten einen erschütternden Eindruck. Die deutschen Ritter standen tief bewegt. Darauf ging Friedrich nach Monza, wo er nach alter Sitte die italienische Königskrone trug, und entließ dann einen großen Teil des Heeres, darunter die böhmischen und ungarischen Hilfsvölker in die Heimat. Seitdem die kaiserliche Fahne auf Mailands höchstem Turm wehte, schien die Lombardei beruhigt zu sein.

Der Reichstag auf der Ronkalischen Ebene. Nov. 1158.

Nun wurde auf der Ronkalischen Ebene im prachtvollen Heerlager, wo der Reichsschild auf hoher Stange prangte und das königliche Zelt inmitten einer buntgemischten Volksmenge und einer neu entstandenen Zelt- und Budenstadt wie ein Tempel emporragte, der denkwürdige Reichstag gehalten, der für alle Zukunft feststellen sollte, welche Rechte dem Kaiser und welche den verschiedenen Ständen des Reiches in Italien zukämen. Zu dem Zweck wurden von vierzehn lombardischen Städten je zwei Abgeordnete berufen, die in Verbindung mit den vier berühmtesten Rechtsgelehrten der Universität Bologna (Bulgarus, Martinus de' Gosi, Jakob Ugolinus und Hugo Alberici) die wichtige Entscheidung treffen und den Grund zu einem vollgültigen Staatsrecht legen sollten. Es war eine schwierige Aufgabe, die nicht nach den realen Zuständen, sondern nach theoretischen Voraussetzungen gelöst ward. Die theoretische Erklärung aber stand mit den thatsächlich gegebenen Verhältnissen durchaus im Widerspruch. Wenn jetzt nicht nur die obenerwähnten Regalien, sowie alle Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften dem Kaiser zugesprochen, sondern auch die Einsetzung der Stadtobrigkeiten, der Konsuln und Richter in seine Hand gelegt, so war es zwar zweifellos, daß die bezeichneten Rechte sämtlich von den langobardischen Königen, später von den Karolingern Italiens und den deutschen Herrschern als Regalien angesehen waren, aber nicht minder gewiß, daß diese Regalien zum großen Teil nicht mehr als solche in Betracht kamen. Viele von diesen Gerechtsamen waren von den Ottonen und ihren Nachfolgern durch Privilegien den Bischöfen überlassen und dann weiter von Kommunen oder anderen gewonnen worden. Wenige konnten sich durch kaiserliche Privilegien über die erworbenen Rechte ausweisen; häufig waren auch dieselben ohne Einwilligung der Kaiser in die zweite oder dritte Hand gekommen. Ausdrücklich erkannten jetzt die Italiener an, daß die bezeichneten Rechte dem Kaiser zuständen. Feierlichst entsagten alle anwesenden geistlichen und weltlichen Großen und die Konsuln der Stadt den Regalien und gaben dieselben feierlich an den Kaiser zurück. Dagegen versprach dieser sie allen, die urkundlich nachweisen könnten, daß sie durch königliche Vergabung in den Besitz gelangt seien, für immer überlassen zu wollen. Wie sollte

aber dieser Nachweis beschafft werden, da es niemand jemals zu Sinne gekommen war, Rechte und Befugnisse, die von Alters her besessen und überliefert waren, als Privilegien erteilen oder bestätigen zu lassen? Zugleich wurde Lothars Lehnsgesetz erneuert und eingeschärft, daß alle Veräußerungen größerer Lehen ohne Zustimmung oder zum Nachteil des Lehnsherrn für die Zukunft verboten und alle früheren Verkäufe oder Verpfändungen ungültig und nichtig sein sollten, und daß auch die Vergabungen kleinerer Lehen „für das Seelenheil“ an die Kirche nur mit Erlaubnis des Lehnsherrn stattfinden dürften; schließlich wurden alle Fehden und Kämpfe, alle Verbindungen und Verbrüderungen zwischen Städten und Einzelnen untersagt. Diese Bestimmungen, zu deren Ausführung der Kaiser eigne Kommissarien aufstellte, untergruben die Lebenswurzeln der Städtefreiheit und schufen einen monarchischen Lehnsstaat von solcher scharfen Prägung, wie er in Italien noch nie bestanden. Abgesehen von den Hoheitsrechten, die, wie das Fodrum, durch ihre Unbestimmtheit und Dehnbarkeit höchst drückend werden konnten und die jährlichen Einkünfte des Reichs um 30,000 Pfund Silbers erhöhten, wurde durch die Einsetzung der kaiserlichen Podesta, welche, wie die deutschen Reichsvögte, die oberste Gerichtsbarkeit üben und aus andern Städten gewählt werden sollten, die Selbstverwaltung der Kommunen und die Konsulat-Verfassung im innersten Wesen geknickt, durch das Verbot, größere Lehen mittels Kauf und Darlehen ganz oder teilweise an sich zu bringen, alles Wachstum der Stadtgemeinden durch Vermehrung des Grundbesitzes verhindert; durch die eidliche Verpflichtung den Landfrieden zu halten und keine Vereine zu schließen, das Waffenrecht und die Selbstverteidigung der Bürger gelähmt.

b. Mailands Fall. Papst und Gegenpapst.

Opposition gegen die Ronkalischen Beschlüsse.

Seit den Tagen Ottos des Großen stand kein Herrscher in Italien in solcher Macht und Glorie da, als Friedrich Barbarossa nach der Reichsversammlung von Roncaglia. Alles beugte sich vor dem gewaltigen Monarchen, der den mit den Waffen errungenen Sieg durch die Autorität des Gesetzes krönte. Aber es trat bald zu Tage, daß die zu Roncaglia verkündeten Rechtstheorien an der Wirklichkeit hart anstießen, daß die Leidenschaften, die Friedrich gebändigt glaubte, noch unter der Asche fortglühten, ja daß die Zahl seiner Widersacher mit seinem vermeintlichen Siege sich vermehrte. Man hatte übersehen, daß im Laufe der Jahrhunderte ein neues öffentliches Leben aus den Ruinen der Vergangenheit emporgewachsen war und daß neben dem Staatsoberhaupte noch andere Gewalten zur Ausbildung gekommen, welche nicht gewillt waren, die Errungenschaften früherer Anstrengungen ohne Kampf aufzugeben. Die geistige Macht der Kirche und der Freiheitssinn der Städte waren Gegner, die wohl vorübergehend gebeugt, aber nicht unterdrückt werden konnten. Davon

1. Genua.

sollte sich der Kaiser bald überzeugen. Als er gegen Genua die Ronkalischen

Beschlüsse durchführen wollte, stieß er auf entschiedenen Widerstand. Er drohte mit Gewalt, aber die energische Kriegsrüstung der Genuesen machte ihn bedenklich. So begnügte er sich mit einer Geldbuße von 1200 Mark Silber und ließ die Genuesen im Besitze des bestehenden Rechtszustandes, „weil sie die Küste gegen die Sarazenen zu schützen hätten". Auf den härtesten Widerstand stießen die kaiserlichen Machtansprüche bei Papst Hadrian IV., einem Kirchenfürsten 2. Der Papst.
von dem Geiste und der Willenskraft Gregors VII. Als Friedrich die Regalien auch von den Mathildischen Gütern, welche der apostolische Stuhl als sein Erbe ansah, eintreiben ließ, als er in dem päpstlichen Gebiete Lieferungen ausschrieb und die Bischöfe zur Lehnspflicht anhielt, da erhob sich zwischen Kaisertum und Papsttum ein zweiter Krieg, an Heftigkeit dem Investiturstreit nicht unähnlich. Auf einen durch einen geringen Boten überbrachten, in Ton und Anrede beleidigenden Beschwerdebrief Hadrians antwortete Friedrich mit gleicher Geringschätzung, wenn die Bischöfe die Lehnspflichten und den Lehnseid nicht mehr leisten wollten, so möchten sie vorher den von dem Kaiser und seinen Vorgängern empfangenen Gütern und Hoheitsrechten entsagen; auch Christus habe für sich und Petrus den Zins bezahlt und gelehrt, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; die Kirche verdanke überhaupt alle ihre Besitzungen nur der Mildthätigkeit der Könige; das Tier des Hochmuts sei zum Sitze des Apostels emporgestiegen. Friedrich war auch noch gegen den Papst erzürnt, weil sich dieser geweigert, den Sohn des kaiserlich gesinnten Grafen Guido von Biandrate und den Kanzler Reinald, die durch seinen Einfluß zu Erzbischöfen, jener von Ravenna, dieser von Köln gewählt worden, zu bestätigen. Der Hohenstaufe nahm somit den Investiturstreit von der weltlichen Seite wieder auf und bekannte sich zu den Grundsätzen Arnolds von Brescia, den er einige Jahre zuvor den Flammen überliefert hatte, während Hadrian IV. gleich den republikanischen Städten die römische Imperatorengewalt des Kaisers verwarf, für Rom und den Kirchenstaat Selbstregiment und Befreiung von den Regalien des Reichs verlangte und die Forderung stellte, daß die Bischöfe Italiens dem Kaiser nur den Eid der Treue, nicht aber den der Lehnspflicht leisten sollten. Zugleich nahm Hadrian alles Land von Acquapendente bis Rom, das Stadtgebiet von Spoleto, Ferrara und Massa, die Inseln Sardinien und Corsica als Bestandteile des Mathildischen Erbes für den apostolischen Stuhl in Anspruch. Während die beiden Häupter der Christenheit über Herrschaft und Freiheit im Kirchenstaat 3. Mailand.
stritten, und zu den kaiserlichen und päpstlichen Gesandten, die mit Vermittelungsvorschlägen hin und her reisten, sich auch noch die Bevollmächtigten der Frühjahr 1159.
römischen Stadtgemeinde und des Senates gesellten, nahmen die Dinge in der Lombardei eine solche Wendung, daß ein neuer Ausbruch von Feindseligkeiten vorauszusehen war. Als die Kommissarien des Kaisers nach Mailand kamen, um auf Grund der Ronkalischen Beschlüsse die Konsuln zu ernennen und einen Reichsvogt (Podesta) zur Wahrnehmung der kaiserlichen Hoheitsrechte einzu-

setzen, zeigten sich die Bürger schwierig, indem sie sich auf den früheren Vertrag vom September 1158 beriefen, wonach ihnen die freie Wahl der Konsuln und die Fortdauer der dermaligen Beamten bis zum Februar zugestanden waren. Die Gesandten erklärten, dieser Vertrag sei durch den Ronkalischen Reichstag aufgehoben; von nun an könne in Mailand nur eine vom Kaiser ernannte Stadtobrigkeit bestehen. In Roncaglia war des Septembervertrags keine Erwähnung geschehen; die Mailänder betrachteten denselben als ein urkundlich bewiesenes Privilegium, das selbst nach dem Wortlaute des Ronkalischen Gesetzes in Geltung bleibe; die Gesandten suchten darzuthun, daß jener Vertrag nur ein temporäres Abkommen gewesen, das durch den Reichstagsbeschluß aufgehoben wäre; hätten doch die Abgeordneten Mailands selbst in Roncaglia diese Ansicht gehabt, als sie den Kaiser gebeten, treue Männer als Stadtobrigkeiten zu ernennen. Die Rechtsfrage war streitig; aber das Volk geriet über die Forderung der kaiserlichen Bevollmächtigten in heftige Aufregung. Nicht wenig mag auch sein Unwille durch die Persönlichkeit derselben gesteigert worden sein. Dem durchgreifenden Kanzler Reinald und dem hochfahrenden gebieterischen Pfalzgrafen Otto von Witelsbach hatte man noch den Grafen Goswin beigesellt, der die Landschaften Seprio und Martesana, die früher zu Mailand gehört, von dem Kaiser als Preis des Abfalls zu Lehen erhalten. Ihr Freund und Genosse war Guido von Biandrate, der als Verräter der Volkssache angesehen ward. Der gleichzeitige Streit Friedrichs mit dem Papste und der aufreizende Briefwechsel zwischen beiden steigerte noch die Erbitterung. Man legte dem deutschen Herrscher die Absicht bei, die ganze Halbinsel unter sein Joch zu beugen, alle Volksfreiheit zu vernichten, die Geistlichen durch den Lehnseid zu kaiserlichen Vasallen zu machen, „die Söhne des Höchsten unbedingt an den Sohn dieser Erde zu ketten“, dem Papsttum seine Territorien und Lehnsrechte in Mittel- und Unteritalien zu entreißen und der Kirche die Erwerbung von Gütern mittels Kauf, Unterpfand oder Schenkung zu verbieten oder doch zu erschweren. Der heftige Hadrian war leidenschaftlich erregt; er unterhandelte mit König Wilhelm von Sizilien über ein Bündnis, wenn Friedrich etwa seine Hand nach dem „Reichsgut“ in Apulien ausstrecken würde; seine Sendboten reizten in Mailand und in andern Städten der Lombardei zum Widerstand gegen die Ronkalischen Gesetze.

Mailand mit der Reichsacht belegt. 1159.

Als die kaiserlichen Kommissarien in Mailand auf ihrer Forderung beharrten, erhob sich ein Volksaufstand. Steine flogen in den Palast, wo jene ihre Wohnung aufgeschlagen; nur mit Mühe wurden die Bedrohten durch den Adel und die Konsuln gerettet. Sie begaben sich in das Heerlager des Kaisers bei Occimiano in der Gegend von Turin und stellten den Vorfall im schlimmsten Lichte dar. Besonders schürte der Kanzler, der die Demütigung der unter Verkleidung bewerkstelligten Flucht den Mailändern nie vergaß, die Flamme des kaiserlichen Zornes. Die Stadt wurde sofort zur Verantwortung geladen. Als man auf der Burg Marnica ihren Abgeordneten den Eid vorhielt, sollen sie zur

Antwort gegeben haben: „wir haben wohl geschworen, nicht aber versprochen den Eid zu halten", wobei ergänzt werden muß, „wenn man uns den Vertrag nicht hält". Man kam bald auf beiden Seiten zu der Einsicht, daß das Schwert abermals entscheiden müsse; doch ließ der Kaiser noch zwei Ladungen an Mailand ergehen; aber aus seinen Vorbereitungen, indem er Verstärkungen an sich zog, Lodi und Como befestigte, errieten sie seine kriegerischen Absichten und leisteten keine Folge. Da wurde in einer feierlichen Versammlung Mailand wegen Aufruhr und Verrat mit der Reichsacht belegt. Die Habe der Bürger 16. April 1159. sollte der Plünderung, ihre Personen der Leibeigenschaft, ihre Stadt der Zerstörung anheimfallen. Die Mailänder ließen sich nicht einschüchtern. Am Tage der Achtserklärung unternahmen sie einen Kriegszug gegen den Burgflecken Trezzo, den der Kaiser auf ihrem Gebiete besetzt und stark befestigt hatte. Bald mußte sich die ermüdete Besatzung ergeben; alle Lombarden wurden als Verräter am gemeinsamen Vaterlande niedergemacht, die kaiserlichen Schätze geplündert, der Ort selbst von Grund aus zerstört.

So war denn die Losung zu einem Kampf gegeben, der bei der leiden- Cremas Heldenkampf und Fall. 1159. 1160. schaftlichen Erregung der Gemüter bald alle Greuel eines Bürgerkrieges entfesselte. Selbst Mordversuche wurden gegen Friedrich gewagt. Die meisten Städte der Lombardei hatten aus Furcht vor dem Kaiser oder aus Haß gegen Mailand die kaiserlichen Vögte bei sich aufgenommen und sich den Ronkalischen Beschlüssen gefügt, nur Crema, Brescia und Piacenza hielten zu Mailand. Gegen diese Bundesgenossen der „Empörer und Abtrünnigen" kehrte nun Friedrich zunächst die Waffen, da er sich für den Augenblick nicht stark genug fühlte, die feste Hauptstadt selbst anzugreifen. Nur das umliegende Gebiet wurde mit Feuer und Schwert verwüstet und von Lodi und Como aus jede Bewegung überwacht. Vor allem sollte Crema, das aus Haß gegen die kaiserlich gesinnten Cremonesen sich durch Eifer und Leidenschaft besonders hervorgethan, gezüchtigt werden. Aber die Tapferkeit der Bürgerschaft kam ihrer Wut gleich. Sieben Monate lag ein großer Teil des kaiserlichen Heeres, das Heinrich der Löwe, dem Rufe des Kaisers folgend, mit zahlreichen Bewaffneten aus Sachsen und Bayern verstärkt hatte, vor der durch Sümpfe, Mauern und Türme geschützten Stadt, ohne den trotzigen Mut der Bürger brechen zu können. Stürme und Ausfälle wechselten ab; die Gefangenen wurden im Angesichte der Heere von den einen auf der Mauer in Stücke zerrissen, von den andern im Lager an den Galgen geknüpft. Menschlichkeit und Erbarmen waren unbekannte Gefühle. Die Geiseln wurden an die Belagerungswerkzeuge gebunden, die man der Stadt und den feindlichen Geschossen näherte. Mit bewunderungswürdigem Heldenmut schlugen die Cremesen alle Stürme zurück, aber die feindliche Übermacht lichtete die Reihen der Streiter mit jedem Tag und brach endlich die Kraft des Widerstandes. Unter Vermittelung Heinrichs des Löwen und des Patriarchen von Aquileja kam ein Vertrag zu stande, kraft dessen die Bürger, die den

Heldenkampf überlebt hatten, mit Weib und Kind, mit ihren Waffen und mit 27. Jan. 1160. so viel von ihrer Habe, als jeder tragen konnte, frei abziehen durften. So verließen denn die Unglücklichen, gegen 20,000 an Zahl, darunter viele Kranke und Verwundete, mitten im strengsten Winter den teuern Herd der Väter, den sie so rühmlich und mannhaft verteidigt. Sie wandten sich nach Mailand. Selbst das starke Herz des Hohenstaufen fühlte Wehmut bei dem Anblick ihres Elends. Nach ihrem Abzug steckten die Krieger die ausgeplünderte Stadt in Brand und brachen die Mauern und Türme, wobei die Bürger von Lodi und Cremona sich besonders eifrig zeigten. Crema blieb ein menschenleerer Schutthaufen, zugleich aber auch ein Denkmal der Kraft, des Heldenmutes und des ruhmvollsten Kampfes für bürgerliche Freiheit.

Doppelte Papstwahl nach Hadrians Tod. 1159.

Im Lager vor Crema waren Boten des römischen Senats erschienen, um mit dem Kaiser die beiderseitigen Rechte festzustellen. Sie fanden nun eine freundliche und gnädige Aufnahme. Aber ehe man zu einer Verständigung gekommen, traf die Nachricht von dem Tode des Papstes ein. Hadrian IV. war am 1. Sept. 1159 zu Anagni aus dem Leben geschieden, in völligem Zerwürfnis mit dem Kaiser, gegen den er eben den Bannstrahl schleudern wollte, um die Waffen seiner republikanischen Feinde zu schärfen. Der Tod des kraftvollen Mannes, dessen Natur so derb und fest war „wie der granitne Sarkophag in der Grotte des Vatikan", der seine Asche aufnahm, vermehrte die Aufregung und Parteiwut in der Halbinsel noch durch ein kirchliches Schisma. Die Kardinäle, schon lange in eine hierarchische und kaiserliche Faktion gespalten, waren in Anagni übereingekommen, nur einmütig zu wählen. Dieser Vertrag kam aber nicht zur Ausführung. Als man in drei Tagen sich nicht zu einigen vermochte, rief die stärkere hadrianische Partei jenen Kardinal Roland, der als Legat auf dem Reichstag zu Besançon durch die kühne Frage, „von wem denn der Kaiser die Krone habe, wenn nicht vom Papste", den Unwillen Friedrichs und seiner Edlen erregt hatte, zum Papst aus. Kaum hatte man aber dem sich Sträubenden den roten Mantel umgelegt, so riß ihm Octavian, das Haupt der kaiserlichen Partei, ein Kardinal aus hohem römischen Adel und von mächtiger Klientelschaft, den Purpur von den Schultern. Ein Senator nahm ihm das Gewand wieder fort; aber auf seinen Wink brachte sein Kaplan einen andern Mantel, den nun Octavian in der zitternden Aufregung verkehrt um sich warf. Anfangs verspottet wurde er bald, unterstützt von den bewaffneten Scharen seiner Anhänger, in St. Peter von „Klerus und Volk" unter großem Tumult als Kirchenfürst begrüßt und in Prozession nach dem Lateran geführt. Die Gegenpartei verlor jedoch den Mut nicht. Von Oddo Frangipane, dem angesehensten Vasallen der Kirche, aus der Haft in Trastevere befreit und unter Glockengeläute durch die Stadt geführt, begab sich Roland mit seinem Anhange in die Campagna, begleitet von seiner ganzen Klerisei und von vielem Volk und Adel in Waffen. In dem kleinen Städtchen Ninfa, am Fuße der Volskerberge, als

Alexander III. geweiht, nahm er seinen Sitz zuerst in Terracina unter dem 20. Sept.
Schutze des sizilischen Königs, dann in Anagni. Bald nachher verließ auch der kaiserliche Papst die wildbewegte Stadt und zog über Farfa, wo er vom Bischof von Tuskulum die Weihe empfing und den Namen Viktor IV. annahm, nach Segni ins Volskergebirge, so daß beide Päpste außerhalb Roms wohnten, nicht weit von einander. Es war nicht schwer vorauszusehen, wem Der Kaiser u. das Konzil
der Kaiser sich zuneigen würde. Alexander machte auch gar keinen Versuch, sich v. Pavia für Viktor IV.
bei ihm in Gunst zu setzen. Sein Vertrauen beruhte auf dem Normannenkönig und den lombardischen Städten. Als nun Friedrich nach dem Vorgange 5.—11. Febr. 1160.
früherer Kaiser eine Kirchenversammlung nach Pavia zur Prüfung der streitigen Papstwahl berief und dem „Kardinal Roland" gebot, in Person zu erscheinen und sich ihrem Urteil zu unterwerfen, wies dieser die Aufforderung als unkanonisch zurück, da er rechtmäßig gewählter Papst sei. Dadurch war der Sieg Octavians, der mit vielen Zeugen und Anhängern aus dem Klerus und Adel von Rom in Pavia einzog und seine Sache dem Ausspruche der Synode anheim gab, zum Voraus entschieden. Die Versammlung, ausschließlich aus kaiserlich gesinnten Geistlichen zusammengesetzt und unter des Kaisers Einfluß handelnd, sprach sich zu Gunsten Viktors IV. aus, worauf Friedrich das neue Kirchenhaupt durch die Zeremonie des Steigbügelhaltens als heiligen Vater verehrte. Roland wurde als Schismatiker und Verschwörer gegen das Reich mit dem Bann belegt und sein Fleisch dem Satan übergeben, „auf daß die Seele gerettet werde am Tage des Gerichts". Zur Vergeltung dehnte Alexander den 24. März 1160.
Kirchenfluch, den er bereits über den Gegenpapst ausgesprochen, nun auch über den Kaiser aus. Im Dome von Anagni schleuderte er am Ostertag den Bann auf Friedrichs Haupt und förderte dadurch den politischen Prinzipienkrieg in Oberitalien mit geistlichen Waffen. Im Mailänder Dom wurde der päpstliche Bannfluch wiederholt. Nun war die Christenheit gespalten; allein obwohl Viktor IV., welcher dem kaiserlichen Heerlager folgte, in Italien einen großen Anhang zählte und am 19. Juni in Lodi ein zahlreich besuchtes Konzil abhielt, 1161.
wo die widerspenstigen Bischöfe und Städte von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen wurden, so gewann doch die Sache Alexanders III. immer mehr Boden. In Frankreich und England galt er allgemein für das wahre Haupt der Kirche. Selbst in Deutschland hielten viele zu ihm, vor allen der hochgeehrte Erzbischof Eberhard von Salzburg und die Cistercienserмönche, die lieber ihre Klöster verließen und als „Freischaren zum Streit für die bedrängte Kirche" nach Frankreich zogen, als daß sie dem Gegenpapst huldigten. Allein der siegreiche Fortgang der kaiserlichen Waffen in der Lombardei bedrohte Alexanders Sicherheit im Kirchenstaat. Er floh um Weihnachten zur See nach Genua und 21. Jan. 1162.
von dort, als das Schicksal Mailands sich entschied, weiter nach Frankreich.

Nach der Zerstörung von Crema hatte Friedrich den Kampf gegen den Belagerung u. Zerstörung
Hauptherd der lombardischen Erhebung begonnen. Da er aber nach abgelaufener von Mailand. 1160—1162.

Dienstzeit den größten Teil des Heeres belobt und beschenkt in die Heimat entließ, so konnte er den Krieg nicht mit dem Nachdruck betreiben, der zur Eroberung der Stadt nötig war. Außer der kaiserlichen Hausmacht und seinen nächsten Verwandten und Freunden mit ihren Dienstmannen, war er hauptsächlich auf die Hilfsvölker seiner italienischen Bundesgenossen angewiesen. Daher ging die nächste Zeit mit kleineren Gefechten von abwechselndem Kriegsglück hin. Bei
9. Aug. 1160. Carcano am Comersee wurde ihm der anfangs erfochtene Sieg wieder entrissen und der Kaiser und sein Heer nur durch ein furchtbares Unwetter vor gänzlicher Niederlage und Gefangennehmung gerettet. Dieser Erfolg erhöhte die Zuversicht der Mailänder und ihrer offenen und geheimen Anhänger, und da der von der Mehrzahl der Christenheit als legitimes Oberhaupt anerkannte Alexander III. auf ihrer Seite stand und ihrem Kampfe die religiöse Weihe gab, so setzten sie
1161. den Krieg mit Eifer und Entschlossenheit fort. Als aber im nächsten Frühjahr wieder neue Kriegsscharen aus Deutschland über die Alpen kamen und das kaiserliche Heer beträchtlich verstärkten, wurde Mailand von allen Seiten eingeschlossen und aller Zufuhr beraubt, und da die Felder verwüstet und unangebaut lagen und die Vorratshäuser und ein großer Teil der Stadt durch eine furchtbare Feuersbrunst in Asche gelegt wurden, so entstand bald die schrecklichste Hungersnot. Ausfälle und blutige Gefechte, Verstümmelung und Blendung von Gefangenen, wilde Thaten der Rache und Leidenschaft, von den Italienern widereinander verübt, erhöhten die Parteiwut. Vergebens suchten die Mailänder durch Unterhandlungen und durch die vermittelnde Fürsprache einiger Fürsten eine Übereinkunft, wenn auch unter harten Bedingungen, zu erwirken; Erzbischof Reinald wußte alle Regungen der Milde in des Kaisers Seele niederzuschlagen. Friedrich verlangte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und die Mailänder Bürgerschaft, gedrängt durch Hungersnot, durch Mangel an Trinkwasser, durch Krankheit und durch Zwietracht untereinander, mußte sich endlich dem Machtgebote fügen. Es war ein Trauerspiel von erschütternder Wirkung, das jetzt
März 1162. zwischen Mailand und dem kaiserlichen Heerlager vor Lodi aufgeführt ward.
1. März. Nachdem der Fahnenwagen, der ehrengekrönte Carroccio, mit der weißen Stadtfahne unter dem dumpfen Trauerklang der ehernen Posaunen abgeliefert, alle Feldzeichen von den Bannerträgern zu des Kaisers Füßen niedergelegt und die Schlüssel von den Häuptern der Stadt ehrfurchtsvoll überreicht worden, er-
6. März. schienen die Bürger, vornehme und geringe, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte, fielen auf die Knie und schrieen laut um Gnade, Kreuze in den ausgestreckten Händen haltend. Friedrich wählte aus den Reihen der Konsuln, der Ritter und der angesehensten Bürger vierhundert Geiseln und ließ dem ganzen Volke durch deutsche und italienische Bevollmächtigte den Eid
26. März. unbedingten Gehorsams abnehmen. Nach diesem Vorspiel erging der Befehl, daß alle Einwohner mit ihrer tragbaren Habe die Stadt verlassen und sich in vier offenen Flecken, jeder zwei Meilen vom andern entfernt, anbauen sollten. Wer

schildert den Jammer und die Verzweiflung der Elenden, als sie aus der geliebten Vaterstadt, dem Sitz ihres Lebensglücks, ihrer Freiheit, ihres Wohlstandes, ihrer Erinnerungen dahinzogen, um teils in benachbarten Orten, teils im freien Felde ein Obdach oder eine Lagerstätte zu suchen! Aber das Schlimmste stand noch bevor. Mailand, der Herd alles Aufruhrs, der übermütige Sitz der republikanischen Freiheit, das offen die Partei des gebannten Papstes Alexander ergriffen, sollte den Becher der Trübsal bis auf die Neige leeren. Im Kriegsrate zu Pavia war auf Betreiben Reinalds und auf dringendes Verlangen der kaiserlichen Städte Pavia, Lodi, Cremona, Como u. a., welche Vergeltung für die früher erduldeten Drangsale forderten, der Beschluß gefaßt worden, Mailand vom Erdboden zu vertilgen. Die stolze Stadt, die Blume Italiens, sollte in Staub und Asche zerfallen. Und der Haß der italienischen Feinde sorgte dafür, daß dieser Ausspruch nicht eine leere Drohung blieb. Mag auch die Zerstörung nicht die ganze Stadt betroffen haben, mag es auch nur eine Volkssage sein, der Kaiser habe über die öde Stätte, wo Mailand gestanden, wie über ein Ackerfeld, kreuzweise den Pflug gezogen und zur ewigen Verfluchung Salz in die Furchen gestreut; immerhin war das Schicksal der herrlichen Stadt so furchtbar, daß ganz Italien von ihrem Sturz erbebte. Viele Tage und Nächte hindurch sahen die Ausgewanderten die mächtigen Rauch- und Feuersäulen, welche ihre Häuser und die öffentlichen Gebäude und Denkmale in Schutt und Trümmer legten, zum Himmel emporlodern. Nur die Kirchen, die burgenähnlichen Paläste des Adels und die festeren Wohnhäuser in Stadt und Vorstadt, die der Kraft des Feuers widerstanden, blieben verschont. Als die Flammen ausgetobt hatten, griffen die Zerstörer zu den Brecheisen. Die Mauern und Türme und alles, was zur Befestigung der Stadt diente, wurde niedergerissen und die Graben ausgefüllt. Nachdem auf solche Weise das Strafgericht geübt war, die lombardischen Städte ihre Rache und ihren Haß gestillt hatten, begab sich Friedrich nach Pavia, um mit fürstlichem Glanze das Osterfest zu feiern, das zugleich ein Siegesfest sein sollte. Nun trug er mit königlichem Selbstgefühl die italienische Krone, denn wer wollte nach solchen Vorgängen noch einen Widerstand wagen? Verzweifelnd an ihrer Sache eilten die übrigen freien Städte Brescia, Piacenza, Bologna, Imola, Ravenna, Faenza durch bereitwillige Unterwerfung dem Schicksale Mailands zu entgehen. Sie trugen ihre Türme ab, brachen ihre Ringmauern, ebneten Wälle und Graben und erkannten die Ronkalischen Beschlüsse an, indem sie die Regalien abgaben, Kriegssteuer entrichteten und bei den kaiserlichen Landvögten oder Prokuratoren, die über sie gesetzt wurden, die Bestellung und Bestätigung ihrer Konsuln und Stadtverordneten nachsuchten. Nur die Städte, die treu zu dem Kaiser gehalten, behielten ihre Vorrechte. Bis nach Rom hin beugte sich alles in Furcht und Demut vor dem hohenstaufischen Herrscher.

Sieg und Triumph des Kaisers.

Fortdauerndes Schisma.

Nach dem Siege über die Städte hoffte Friedrich auch die Anerkennung

seines Papstes Viktor IV. und die Beilegung der kirchlichen Spaltung durchzusetzen. Der römische Senat „vom ehrwürdigen und erlauchten Volk der Römer auf dem Kapitol eingesetzt", entschied sich für den kaiserlichen Schützling, dem eine einflußreiche Familienverwandtschaft Ansehen gab, und benutzte die Abwesenheit der beiden Kirchenhäupter zur Befestigung seines Regiments. Dagegen hatte sich die von französischen, englischen und spanischen Geistlichen
Okt. 1160. besuchte Kirchenversammlung zu Toulouse für Alexander III. ausgesprochen und des Kaisers Versuch, in Gemeinschaft mit König Ludwig VII. von Frankreich auf einer neuen in Dole abzuhaltenden Synode den Kirchenstreit in seinem Sinne zu entscheiden, scheiterte an der Klugheit des Gegners, an politischen und diplomatischen Verwickelungen und an dem anmaßenden Auftreten des kaiserlichen Kanzlers Reinald. Friedrich, der sich bereits mit vielen geistlichen und weltlichen Herren und einem stattlichen Gefolge nach Dole begeben hatte, mußte
Nov. 1162. unverrichteter Dinge Burgund verlassen. Er kehrte im Spätherbst nach Deutschland zurück, wo mancherlei Geschäfte und schwierige Angelegenheiten seiner warteten. Zu seinem Stellvertreter in Oberitalien ernannte er Reinald, den erkornen Erzbischof von Köln, mit dem sich auch Viktor nach der Lombardei begab. Alexander blieb in Frankreich, bald in Sens, bald in andern Städten seinen Aufenthalt nehmend; aber aus dem bisherigen Gang der Dinge und aus dem wachsenden Ansehen, dessen sich sein Name in den meisten Ländern zu erfreuen hatte, konnte er auf den endlichen Sieg seiner Sache rechnen.

c. Der Kaiser und Heinrich der Löwe im Bund.

1. Die Vorgänge in Deutschland.

Das Erzbistum Mainz. Der Kaiser fand bei seiner Rückkehr nicht mehr den geordneten Friedenszustand vor, den er vor fünf Jahren begründet hatte. Am Rhein, in Schwaben, in den sächsischen Landen und andern Gegenden waren Unruhen ausgebrochen oder im Entstehen begriffen, welche die Gemüter tief bewegten und in das bürgerliche, kirchliche und staatliche Leben folgenschwer eingriffen. Vor allem waren die Vorgänge in Mainz die Quelle großen Verdrusses für Friedrich. Als er nämlich den Feldzug gegen Mailand vorbereitete, wurde er durch die Nachricht überrascht, daß in Mainz ein Volksaufstand ausgebrochen und Erzbischof Arnold, einer seiner ergebensten Anhänger, das Opfer desselben geworden sei. Er mochte darin ein Zeichen erkennen, daß derselbe Geist der Unbotmäßigkeit, den er soeben in der Lombardei bekämpfte, auch in den deutschen Städten sich zu regen beginne. Doch mußte er die strafende Hand zurückhalten, bis der lombardische Krieg zum Austrag gekommen wäre. Aber seine Haltung bei der Wiederbesetzung des verwaisten Erzbistums ließ erkennen, daß er mit der Stadt abzurechnen gedenke. Die Mainzer Geistlichkeit wählte nämlich einen angesehenen Prälaten aus dem mächtigen Fürstengeschlechte der Zähringer, Rudolf, Ber-

thold IV. Bruder, zu Arnolds Nachfolger, während Konrad, Pfalzgraf bei Rhein, des Kaisers Stiefbruder, und Landgraf Ludwig von Thüringen, wahrscheinlich mit Hilfe einiger flüchtigen Mainzer Geistlichen die Wahl des Merseburger Propstes Christian durchsetzten, eines Mannes von seltener Energie, der den eisernen Streitkolben mit derselben Gewandtheit führte wie die Feder und das Wort. Allein Friedrich und sein Papst Viktor IV. versagten beiden die Bestätigung, so wenig auch gegen ihre Persönlichkeit sich einwenden ließ. Bei dem letzteren mag die unregelmäßige Wahl, bei dem ersteren das gespannte Verhältnis des Kaisers zu den Zähringern der Grund der Weigerung gewesen sein. Umsonst begab sich Rudolf mit reichen Geschenken, wozu er die schon von seinem Vorgänger stark angegriffenen Kirchenschätze verwendete, nach Italien, um die Weihe und Investitur zu erwirken; im kaiserlichen Heerlager wurde unter Zuziehung einiger Mainzer Kleriker, die in Angelegenheiten ihrer Kirche über die Alpen gereist waren, Konrad von Wittelsbach, der Bruder des den Hohenstaufen so treu ergebenen Pfalzgrafen Otto, zum Erzbischof von Mainz erhoben, ein kluger und gewandter Mann, der sich in der schwierigen Stellung zu behaupten wußte.

Diese Zurücksetzung Rudolfs beleidigte den Bruder Berthold IV. von Zähringen. Er fühlte sich überhaupt von dem Hohenstaufen nicht nach Gebühr behandelt, nicht genügend entschädigt (S. 663 f.). Diese neue Kränkung steigerte seinen Unmuth; er nahm eine feindselige Haltung an; als Friedrich und Ludwig VII. von Frankreich wegen der Päpste auf gespannten Fuß zu stehen kamen, stellte der Herzog dem französischen König seine und anderer Fürsten Hilfe in Aussicht. Um so inniger wurde das Bündnis des Kaisers mit Heinrich dem Löwen. Beide bedurften einander, und solange sie vereinigt blieben, waren sie allen Gegnern gewachsen. Heinrich ließ sich damals von seiner zähringischen Gemahlin Klementia, mit der er fünfzehn Jahre in ehelicher Gemeinschaft gelebt hatte, unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft in Konstanz scheiden und stand dem Kaiser zur Seite, als er um Ostern zum Strafgericht nach dem mit Acht und Bann belegten Mainz zog, einen der Schuldigen, der sich nicht wie die übrigen durch die Flucht rettete, am Galgen sterben ließ, die Stadt aller Rechte und Freiheiten verlustig erklärte, sie, wie es heißt, mit ewiger Infamie brandmarkte und die Mauern, Thore und Befestigungswerke bis auf geringe Reste niederzureißen gebot. Selbst in dem Kirchenstreit hielt Heinrich zu Friedrich, gegen die alte Politik des Welfenhauses, das in den Konflikten zwischen Rom und dem Kaisertum in der Regel auf päpstlicher Seite stand. Bischof Ulrich von Halberstadt, ein Anhänger Alexanders III., war seiner Würde beraubt und durch Gero ersetzt worden (1160); und als im nächsten Jahr, wie wir später erfahren werden, eine neue heftigere Spaltung ausbrach, blieb Heinrich auf der kaiserlichen Seite.

Friedrichs Verhältnis zu den Zähringern und zu Heinrich.

23. Nov. 1162.

April 1163.

Frevel und Strafgericht in Mainz.

Wir wissen, daß der volksfreundliche Metropolit Heinrich durch die päpstlichen Legaten seines Kirchenamtes entsetzt wurde. Er mochte erwarten, daß Arnold, ein durch gründliche Studien gebildeter Kleriker aus dem Mainzer Geschlechte derer von Seelenhofen, welcher seit einer Reihe von Jahren Reichskanzler war, durch seine Fürsprache seine Wiedereinsetzung bewirken würde. Es erregte daher großes Ärgernis in der Erzdiözese, als Arnold selbst die hohe Kirchenwürde erhielt und Heinrichs Nachfolger ward. Langjährige Familienfehden zwischen seinem Hause und dem Adelsgeschlechte derer von Meingot hatten ihm viele Feinde erweckt, so daß die ersten Jahre seiner Verwaltung mit mancherlei Widerwärtigkeiten, Unruhen und Kämpfen angefüllt waren. Der Reichstag von Worms beruhigte das Erzstift auf einige Zeit, schuf aber keine wahre Versöhnung. Viele vom Adel blickten mit Neid und Mißgunst auf den Prälaten, der, aus ihrer Mitte hervorgegangen, so hoch über seine ehemaligen Standesgenossen emporgestiegen war. Man grollte ihm, daß er die unter seinem Vorgänger veräußerten Kirchengüter dem erzbischöflichen Stuhl zurückforderte; man beschuldigte ihn einer Begünstigung seiner Verwandten; man ärgerte sich über seinen Stolz und seine Prachtliebe; man klagte über seine Strenge und die vermehrten Abgaben. Die Erbitterung stieg noch, als er, um den Italienerzug Friedrichs in einer der Ehre des Erzstifts würdigen Ausrüstung mitzumachen, gegen ein ausdrückliches älteres Privileg von dem Lehnsadel und der Bürgerschaft eine Beisteuer begehrte. Er stieß auf so heftigen Widerstand, daß er die Forderung fallen ließ und die Kosten der Heerfahrt aus eigenen Mitteln bestritt. Seine Abwesenheit benutzten die Mainzer Bürger, voll Selbstgefühl über die gelungene Steuerverweigerung, um nicht nur alle früheren Freiheiten wieder an sich zu nehmen, sondern unter der Leitung adliger Parteiführer sich dem erzbischöflichen Regimente fast gänzlich zu entziehen. Es schien als ob die lombardischen Vorgänge am Rhein sich wiederholen sollten. Arnold erwirkte daher bei dem Kaiser und den Reichsfürsten einen den Mainzern nachteiligen Spruch. Die Hintersassen des Erzbischofs sollten ihrer Lehen verlustig gehen, bis die verlangte Kriegssteuer entrichtet und Genugthuung für die begangenen Ausschreitungen geleistet wäre. Voll Verlangen, ein strenges Strafgericht über seine Widersacher abzuhalten, eilte Arnold nach der ersten Unterwerfung Mailands an den Rhein. Als er aber in die Stadt einziehen wollte, fand er sie abgesperrt. Er erzwang jedoch den Einzug, sei es mit Gewalt oder mittels Vertrags, und schritt nun zur Ausführung des kaiserlichen Spruchs. Er ließ die Kriegssteuer durch seine Reisigen eintreiben und verbannte den Propst Burkhard und Arnold den Roten, die Häupter der Volkspartei. Diese, als Vorfechter und Märtyrer der Freiheit hoch geehrt, begaben sich mit mehreren andern vom Adel und Klerus, darunter Meingots Sohn Embricho, und Werner von Bonland, Abt von St. Jakob, nach Italien, um bei dem Kaiser Klage zu führen. Friedrich suchte den Streit auszugleichen. Der Erzbischof sollte den Verbannten die Rückkehr gestatten, diese sich vor Gericht stellen und dem Rechtspruch nachkommen. Demgemäß wurde eine Synode angeordnet, vor welcher die Streitfrage endgültig entschieden werden sollte. Aber am Gerichtstage zogen Scharen bewaffneten Volkes in die Stadt, so daß ein blutiges Zusammentreffen mit den Leuten des Erzbischofs zu fürchten stand. Arnold vertagte daher die Untersuchung und begab sich nach Seligenstadt, um den neukreierten Bischof von Würzburg zu weihen. Während seiner Abwesenheit erhob sich ein Volkstumult. Die tobende Menge brach in den Dom, in den erzbischöflichen Palast, in die Wohnungen gegnerisch
1. Nov. 1159. gesinnter Kleriker ein und beging rohe Gewaltthaten. Da eilte Arnold abermals über die Alpen zu Friedrich; seine Schilderungen erregten den lauten Unwillen des Kaisers

und der Reichsfürsten; die Gegenpartei, welche gleichfalls Abgeordnete geschickt hatte, wurde abgewiesen und die Stadt zur vollen Genugthuung und zum Schadenersatz angehalten. Dafür strengte der Erzbischof auf der Kirchenversammlung zu Pavia seine Beredsamkeit an, um die Rechtmäßigkeit des kaiserlichen Papstes Viktor IV. zu beweisen. Im März kehrte Arnold an den Rhein zurück, begleitet von Vollstreckern des kaiser- 1160.
lichen Rechtspruchs. Er hatte in Pavia die Strafen bestimmt, die er seinen Feinden auferlegen wollte. Die Geistlichen sollten im Büßerhemde und mit entblößten Füßen Hunde tragen, die weltlichen Vorkämpfer aus der Stadt und dem Stiftsgebiet verbannt werden. Umsonst warnte ihn Hildegard, Äbtissin des Ruprechtsklosters bei Bingen, welche das Volk als eine mit dem Geiste der Weissagung ausgerüstete Heilige verehrte, vor den „Hunden, die von der Kette los wären"; er meinte, „die Mainzer Hunde könnten nur bellen, nicht beißen". Bereits traf er Anstalten, in Verbindung mit Heinrich dem Löwen die widerspenstige Stadt zu bekriegen, als die Mainzer Bürger ihm mit Zeichen der Unterwürfigkeit nahten, ihn einluden, als Friedensfürst in ihre Stadt einzuziehen und ihm alle Genugthuung verhießen. Arnold traute ihren Worten. Er bezog das Kloster St. Jakob auf einer Anhöhe über der Stadt, wo jener Werner von Bonland, der zu Arnolds Anklägern gehörte und noch immer unter der Maske erheuchelter Ergebenheit den alten Groll barg, Abt war. Hier erschienen Abgeordnete 22. Juni 1160.
aus der Stadt, um wegen der Geiseln und der Übergabe zu verhandeln. Als man ihm aber lauter Leute aus der untersten Volksklasse vorführte, weigerte er die Annahme und ging mit Drohen in sein Schlafgemach zurück. Da zogen plötzlich bewaffnete Bürger und Edelleute mit Fackeln, Leitern und Kriegswerkzeug unter Sturmgeläute aus der Stadt, stürmten die Anhöhe hinauf und bahnten sich mit Äxten und Feuerbränden einen Weg durch die von den Leuten des Erzbischofs verteidigten Klosterpforten. Die Söhne Meingots sollen die Führer gewesen sein. Nachdem die Rasenden im Klosterhofe alle Bewaffneten niedergemacht, legten sie Feuer an den Turm, wo Arnold und sein Bruder Dudo Schutz gesucht. Die Gluthitze zwang sie herabzusteigen. Dudo ward sogleich erkannt und niedergestoßen; der Erzbischof flüchtete sich in die Klosterkirche, wo er in eine Mönchskutte gehüllt und das Kruzifix in den Händen in einer dunklen Ecke am Eingang vor Angst und Mattigkeit zusammensank. Hier fand ihn Helinger, einer seiner Todfeinde aus der Ritterschaft; unter seinen Streichen verblutete der Kirchenfürst und die nachstürmende Rotte zerfleischte und verhöhnte den Entseelten. Verstümmelt und gräßlich entstellt blieb der Leichnam mehrere Tage unbeerdigt liegen, bis endlich die Stiftsherren von Sta. Maria ihm den letzten Liebesdienst erwiesen. Der Kaiser vernahm diese Vorgänge mit der größten Entrüstung, doch konnte er nicht sogleich zur Strafe schreiten. Er mußte sich vorerst begnügen, auf der Fürstenversammlung in Erfurt Juli 1160.
Acht und Bann über die Mainzer aussprechen zu lassen und das Urteil in Lodi zu wiederholen. Zum Nachfolger Arnolds wurde, wie oben erwähnt, Konrad von Wittelsbach eingesetzt. Erst nach dem Falle Mailands war es dem Kaiser möglich, die in dem Morde seines Freundes beschimpfte Majestät des Reichs zu rächen. Die Anstifter der That und viele Mainzer Bürger waren vor der Ankunft Friedrichs entflohen, und das Meingotsche Geschlecht ist darüber zu Grunde gegangen. Der Abt von St. Jakob wurde auf ewige Zeiten verbannt, seine Mönche, der Mitschuld verdächtig, in alle Winde zerstreut. Aber Mainz hat sich von der Ungnade und dem Strafgerichte des Kaisers nur langsam erholt. „Die Zertrümmerung aller Mauern und Festungswerke entblößte seitdem die Residenz der alten Erzdiözese von jeglicher Schutzwehr. Nicht berechtigt, das also zerstörte jemals wieder aufzubauen, blieb sie fortan eine offene Stadt, Wölfen und Hunden, Räubern und Dieben preisgegeben." So lautete die Erzählung von dem kaiserlichen Strafgericht im Volksmunde.

Heinrichs des Löwen Wirksamkeit. Der Hohenstaufe war für die Freundschaftsdienste Heinrichs des Löwen nicht unerkenntlich. Er gestattete dem Bundesgenossen in seinen Gebieten eine Gewalt, die von einer königlichen Selbstherrschaft kaum verschieden war. Sogar gegen die eigenen Verwandten nahm er ihn in Schutz. Otto von Freising hatte mit Friedrichs Einwilligung an der Isarbrücke bei Vehringen eine Zollstätte angelegt, die wegen der Reichenhaller Salinen viel einbrachte. Diese ließ Heinrich eigenmächtig niederwerfen und errichtete eine neue Brücke bei München, wodurch sich eine besuchte Handelsstraße bildete und der bis dahin ganz unbedeutende Ort schnell zu hoher Blüte emporstieg und für jene Gegend bald ein Mittelpunkt des Verkehrs ward. Noch eingreifender war Heinrichs Thätigkeit im Norden. Er brachte in einer Reihe von Feldzügen, auf denen der Abodritenfürst Niklot und sein ganzes Haus zu Falle kam, das Wendenland zur Unterwerfung, siedelte Kolonisten aus Holland, Flandern, Westfalen und Sachsen daselbst an, baute Burgen und feste Plätze, die bald zu Städten emporwuchsen und mit Rechten und Freiheiten beschenkt in Kurzem eine bedeutende Handelsthätigkeit entwickelten. Das eroberte Land that er in Lehen aus, die er an seine ritterlichen Waffengenossen verteilte, setzte Grafen und Richter ein, unter andern Gunzelin in dem zur Stadt und zum Bischofsitz erhobenen Schwerin, und schaltete und waltete als Herr und Gebieter in voller Freiheit und Selbstherrlichkeit. Die neugegründeten Bistümer, über die er das Investiturrecht übte, dienten ihm als Halt- und Ausgangspunkte für die Missionen, die der deutschen Kultur den Weg bahnten. Besonders erfreute sich Lübeck, wohin er den Bischofsitz von Oldenburg verlegte, seiner Fürsorge. Er verlieh der Stadt Soester Recht, eine Gemeindeordnung mit freier Wahl ihres Stadtrats und mancherlei Privilegien, so daß Lübeck in kurzem die erste Handelsstadt des Nordens, der große Markt für alle Völker an der Ostsee wurde.

Heinrich der Löwe im Wendenland.

Heinrich der Löwe benutzte die Pausen, die ihm Friedrichs Kriegszüge gestatteten, um seine Eroberungen im Norden auszudehnen und Zustände zu schaffen, bei denen geordnete Staats- und Rechtsverhältnisse, Handel, Ackerbau und Industrie, bürgerliches Leben und christliche Kultur sich entfalten und Bestand gewinnen könnten. Unterstützt von Adolf von Schauenburg in Wagrien, von Heinrich von Ratzeburg im Polabenlande, von dem Grafen Gunzelin von Hagen in Schwerin und im Bunde mit dem befreundeten Dänenkönig Waldemar, suchte der Herzog die Küstenländer der Ostsee unter seiner Herrschaft zu vereinigen und die slawischen Völker zwischen Elbe und Oder durch die Macht des Schwertes und des Kreuzes zu zinspflichtigen Unterthanen zu machen, sie an ein friedfertiges, arbeitsames Leben zu gewöhnen und ihren verheerenden Einfällen und Raubzügen ein Ziel zu setzen. Nachdem der streitbare und verschlagene Abodritenfürst Niklot, der in Rostock seinen Sitz hatte, bei einem mißlungenen Überfall auf eine sächsische Kriegsschar getötet und sein Haupt in das herzogliche Lager gebracht war, kehrte Heinrich sein Schwert gegen dessen Söhne Pribislaw (Spätsommer 1160.) und Wratislaw, die sich hinter den sumpfigen Wäldern ihres Landes tapfer ver-

teidigten und in dem wohlbefestigten Hauptort Wörle einen sichern Zufluchtsort besaßen. Endlich erlagen sie der Kriegsmacht des Herzogs. Als er die Sturm- und Belagerungsmaschinen, die er auf den italienischen Feldzügen von Crema und Mailand kennen gelernt, gegen die Mauern der Slawenfeste kehrte, wurde der Widerstand gebrochen. Die Slawen erschienen, das Schwert auf dem Nacken, im Lager des Herzogs und verehrten ihn knieend als ihren Gebieter. Wratislaw wurde mit vielen Vornehmen seines Volkes in Fesseln nach Braunschweig geführt, dem älteren Bruder gelang es, in die 1162.
von Sümpfen umgebenen Wälder zu entkommen. Aber noch war der Trotz der Slawen nicht gebrochen. Die Wegführung der Gefangenen reizte die Zurückgebliebenen zur Rache; Wratislaw und seine Leidensgenossen suchten durch geheime Botschaften einen neuen Aufstand zu erregen, in der Hoffnung, dadurch wieder ihre Freiheit zu erlangen. Die gemeinsame Gefahr vereinigte die Slawen in Pommern mit den Abodriten. Die Feste Mecklenburg wurde von Pribislaw erstürmt, die tapfere, größtenteils aus Febr. 1164.
Flamändern bestehende Besatzung niedergemacht, der Ort selbst, nachdem man die Ansiedler mit Weib und Kind in Knechtschaft geschleppt, den Flammen preisgegeben. Auch Malchow und andere befestigte Plätze mußten sich ergeben; viele deutsche und niederländische Kolonisten retteten sich durch die Flucht, mit Angst und Besorgnis erwarteten die Christen die Wiederkehr früherer Schreckenstage. Und als ob die Natur mit der Wut der Menschen wetteifern wollte, überschwemmte die Meeresflut, von einem Orkan aufgewühlt, die ganze Küste von der Elbe bis über Friesland hin, stürzte die Wohnstätten der Menschen in ein weites Wassergrab und wütete mit einem Ungestüm, daß ganze Inseln versanken und das Land seine Gestalt veränderte. Da entbot Heinrich der Löwe alle seine Vasallen zu einem neuen Feldzug wider das halsstarrige Volk. Der Tod des gefangenen Fürsten Wratislaw vor Malchow durch Henkershand sollte dessen Volksgenossen ein Zeichen sein, daß nun mit Blut und Eisen die Entscheidung gesucht werden müsse. Auch in dem deutschen Heere waren slawische Kriegsmannen aus Holstein, Stormarn und Oldenburg. Der Anfang des Feldzugs drohte verderblich zu werden. Die der Hauptmasse vorausziehende Abteilung wurde in ihrem Lager bei Demmin unerwartet von zahlreichen slawischen Kriegshaufen ange- Juni 1164.
fallen. Die deutschen Ritter leisteten tapfern Widerstand, zwei ihrer Anführer, Graf Adolf von Schauenburg und Reinhold von Dithmarschen, starben den Heldentod im wilden Handgemenge; dennoch drangen die Feinde ein; aber während sie sich schnell über das ganze Lager ergossen um Beute zu machen, gelang es den andern Führern, Gunzelin von Schwerin und Christian von Oldenburg, die Kriegsmannschaft zu sammeln. Die Slawen wurden zurückgeschlagen und erlitten auf dem fluchtähnlichen Rückzug eine blutige Niederlage. Als Heinrich der Löwe mit dem Hauptheer anlangte, fand er die Walstatt von Demmin mit 2000 erschlagenen Feinden bedeckt. Seine Freude über den Sieg wurde jedoch sehr verkümmert durch die Trauer über den treuen Waffengefährten Adolf. Er ließ den Leichnam einbalsamieren und nach beendigtem Feldzug in der Familiengruft zu Minden ehrenvoll bestatten. Rachedürstend wandte sich nun der Herzog gegen die Slawenfeste Demmin. Aber er fand eine verlassene Brandstätte. An dem Erfolge ihrer Waffen verzweifelnd hatten die Feinde den Ort in Flammen gesetzt und waren über die Peene in das Innere des Landes zurückgekehrt. Unterstützt von Waldemar, welcher das wichtige Wolgast einnahm und besetzte, verfolgte der Herzog die Slawen auch jenseits dieses Flusses und brachte sie so sehr ins Gedränge, daß sie um Frieden baten und seine Eroberungen nicht ferner zu beunruhigen versprachen. Heinrich begnügte sich mit dem Gewonnenen und schloß Verträge mit ihnen ab. Vielleicht besorgte er, sein Bundesgenosse Waldemar möchte seine Eroberungen über das Küstenland ausdehnen. Im Besitze mehrerer festen Plätze konnte

ja der Herzog jederzeit das unterbrochene Werk von neuem in Angriff nehmen. Von der Zeit an war Pribislaws Einfluß auf sein Volk gebrochen; er war ein heimatloser Flüchtling, nur auf geringfügige Fehden, Raubzüge und Überfälle angewiesen. Erst zwei Jahre später, als sich in Sachsen ein heftiger Kriegssturm gegen den übermächtigen Herzog erhob, nahm Heinrich den Slawenfürsten wieder zu Gnaden an, damit er nicht mit den andern Feinden gemeinsame Sache mache, und gab ihm sein väterliches Erbe als sächsisches Lehen zurück, mit Ausnahme der Stadt Schwerin und der dazu gehörigen Gemarkung, welche in den Händen des tapfern Grafen Gunzelin blieben. Pribislaw bekannte sich zum christlichen Glauben und stiftete in Doberan, einem Hauptsitze des wendischen Heidentums, ein Kloster. Heinrich aber suchte das mit dem Schwert errungene Gebiet durch bürgerliche Einrichtungen, durch christliche Bildung und durch friedliche Ordnungen zu sichern. Die Einweihung der neuen Kirche in Lübeck war das letzte Werk des Bischofs Gerold. Am 13. August 1163 ging er zur ewigen Ruhe ein. Sein Bruder Konrad, ein gelehrter, aber zu Härte und Willkür geneigter Mann, wurde sein Nachfolger. Die Grafschaft Holstein bestimmte Heinrich dem jungen Sohne seines dahingeschiedenen Waffenfreundes Adolf von Schauenburg. Bis zu seiner Mündigkeit sollte die verwitwete Gräfin Mathilde die Verwaltung führen und der Oheim des jungen Grafen, Heinrich, ein tapferer, kriegskundiger Mann aus Thüringen, die Landesgrenzen hüten und schützen.

Fehden in Westfalen u. Schwaben. 1164. 1165. Und nicht bloß im Norden, auch im Süden und Westen wüteten um diese Zeit Fehde und verheerender Bürgerkrieg. Aus Haß gegen den stolzen Kanzler Reinald, dessen überwiegender Einfluß sich immer mehr geltend machte, verbanden sich drei der mächtigsten Fürsten, zugleich nahe Verwandte des Kaisers, (Frühjahr 1164.) Pfalzgraf **Konrad**, Landgraf **Ludwig von Thüringen**, Eidam des verstorbenen Königs, und **Friedrich von Rotenburg**, der Sohn Konrads III., zu einem Einfall in das Gebiet des abwesenden Erzbischofs, um durch Verwüstung seiner Lande Rache dafür zu nehmen, daß er ihr den Mailändern verpfändetes Fürstenwort nicht geachtet. (Sommer 1164.) In Westfalen lagen die Bischöfe von Münster, Minden und Paderborn, Reinald von Köln und Heinrich der Löwe in Fehde gegen den mächtigen Grafen **Heinrich von Arnsberg**, einen Edelmann von gewaltthätigem Charakter, welcher aus Eigennutz seinen Bruder einkerkern und im Gefängnis sterben ließ und im trotzigen Vertrauen auf seine Verwandtschaft mit Welfen und Hohenstaufen alle Nachbarn belästigte. Nach tapferm Widerstand wurde er zur Flucht gezwungen. Doch erhielt er in der Folge einen Teil seiner Besitzungen zurück, indem er sich dem Erzbischof anschloß und seine Grafschaft von ihm zu Lehen nahm. Zugleich entbrannte am Neckar und an der Donau der alte Streit zwischen Welfen und Waiblingern aufs neue. Pfalzgraf **Hugo von Tübingen** ergriff in seinem Gebiet drei des Straßenraubs überwiesene Ritter, zerstörte ihre Burg Möhringen und ließ den einen derselben, einen Dienstmann des Herzogs Welf, aufknüpfen. Die Welfen forderten Genugthuung; als der Pfalzgraf diese verweigerte, fiel der jüngere Welf VII. in dessen Besitzungen ein und verwüstete das Land mit Feuer und Schwert.
1164. Anfangs September rückte Welf, unterstützt von den Bischöfen von Augsburg, Speier und Worms und von vielen edlen Herren, darunter Berthold von Zäh-

ringen, die Grafen von Habsburg, Pfullendorf, Kalw, die Markgrafen von Vohburg und Baden u. a., mit einem Heer von mehr als 5000 geharnischten Reitern vor die Burg Tübingen, die der Pfalzgraf mit Hilfe des Schwabenherzogs Friedrich, der Grafen von Zollern, Württemberg u. a. verteidigte. Aus einem unerwarteten Ausfall entspann sich ein heftiges Treffen am Ufer des Neckars, in 6. Sept.
welchem die Waiblinger den Sieg davontrugen. Welf rettete sich mit Mühe nach der Burg Achalm bei Reutlingen, seine Kampfgenossen versteckten sich in Wäldern und Höhlen, neunhundert wurden als Gefangene eingebracht. Nun vermittelte der aus Italien zurückgekehrte Welf VI. einen Frieden und die Auslieferung der Gefangenen. Aber der Sohn konnte die Niederlage nicht verschmerzen. Im Bunde mit Berthold von Zähringen fiel er abermals in das Gebiet des Pfalzgrafen ein und zerstörte mehrere seiner Schlösser (Kellmünz, 1165.
Weiler, Hildrizhausen). Da rief Hugo den Herzog von Schwaben und die Böhmen zu Hilfe. Welf VII. wurde abermals überwunden, so daß er mit Mühe sein Schloß Ravensburg erreichte. Die Böhmen aber verwüsteten auf dem Rückweg alles Land vom Bodensee bis an das Grenzgebirg ihres Landes. Der Kaiser war über die Wiedererweckung des alten Familienhaders sehr ungehalten; allein die Freundschaft der Welfen ging ihm über alles. Darum opferte er den Pfalzgrafen, einen treuen Anhänger des hohenstaufischen Hauses, der Rache seiner Feinde. Auf einem Fürstentag in Ulm des Bruches der Lehnstreue angeklagt, mußte Hugo sich dem Welfen auf Gnade und Ungnade ergeben. Dreimal beugte er die Knie vor dem Herzog, dennoch ließ ihn dieser auf sein Schloß Neuenburg in Graubünden gefangen setzen. Erst nach dem Tode des jungen Welf VII. († 12. Sept. 1167) erlangte der Pfalzgraf seine Freiheit wieder. Die italienischen Angelegenheiten füllten des Kaisers ganze Seele. Aber er konnte nur dann den Sieg erlangen, wenn die Welfen, insbesondere Heinrich der Löwe, und die deutschen Fürsten zu ihm standen. In diesem Sinne betrieb er auch auf dem Reichstag zu Bamberg die Aussöhnung seines Halbbruders Konrad mit dem Erzbischof Reinald. Und allerdings hatten sich seit dem Falle von Mailand die Verhältnisse jenseit der Alpen so schlimm gestaltet, daß alles auf dem Spiele stand, wenn es dem Hohenstaufen nicht gelang, die drohenden Sturmwolken zu zerstreuen.

2. Friedrichs Kampf gegen Alexander III. und die Lombarden.

Als Friedrich von der Brandstätte Mailands nach Deutschland zurück- Druck der Reichsvögte.
gekehrt war, hatte er in allen Städten Reichsvögte eingesetzt, welche die kaiserlichen Hoheitsrechte wahren und die Herrschaft des Reichs auf Grundlage der Ronkalischen Beschlüsse ins Leben führen sollten. Es waren ergebene Diener des hohenstaufischen Herrschers, die zu dem gehässigen Amte befördert wurden, teils Deutsche, mit dem italienischen Leben unbekannt, teils Italiener aus dem den Städten feindlich gesinnten Landadel, und die Beschuldigung der einheimi-

schen Schriftsteller, daß sie ihre Stellung zu Gewaltthätigkeiten mißbrauchten, wird nicht ungegründet sein, mag auch immerhin einige Übertreibung vorausgesetzt werden. Der Kaiser wollte durch strenges Regiment den hartnäckigen Sinn der Lombarden beugen, die Oberhoheit des Reiches zur Wahrheit machen, die Zunahme und Verbreitung des republikanischen Geistes verhindern. Diese Politik blieb kein Geheimnis und es ist in der menschlichen Natur wie in der Erfahrung begründet, daß in solchen Fällen durch die Vollstrecker der Befehle der Bogen gewöhnlich allzu straff angezogen wird, daß der Wunsch, durch Willfährigkeit die Zufriedenheit des Herrschers sich zu erwerben, die Diener der Gewalt häufig über das Ziel hinausführt, sie mehr die Strafe als die Gerechtigkeit, mehr die Macht als das Recht ins Auge fassen läßt. So werden denn die kaiserlichen Oberbeamten beschuldigt, sie hätten in den Städten Italiens eine Tyrannei geübt, wie in Schillers Tell die Landvögte der Urschweiz, sie hätten Zwingburgen und Paläste erbaut und dabei die Lombarden zu harten Frondiensten angehalten; sie hätten die Unterworfenen wie Zinsleute auf erobertem Gebiet behandelt, von der Ernte, von der Weinlese, vom Viehstand den vierten oder dritten Teil für die kaiserlichen Vorratshäuser in Anspruch genommen und sich dabei selbst zu bereichern gesucht; sie hätten alles Steuerbare bis ins kleinste ausgespäht und in ein großes Buch, von den Italienern „Schmerzensbuch" genannt, verzeichnet; sie hätten die Regalien aufs rücksichtsloseste eingetrieben, in den freien Wäldern den Hochflug und das Hochwild gebannt, an die Brücken und Thore den Schlagbaum gesetzt, von den Güterwagen und den Saumrossen auf den Kaufmannsstraßen Zoll erhoben, das Markt- und Mühlenrecht und den Gerichtsbann zu Erpressung und Druck benutzt, durch Gewaltthätigkeit, Käuflichkeit, Einschüchterung, Betrug und alle bösen Künste und Listen die kaiserlichen Einkünfte zu mehren gesucht und dabei ihren persönlichen Leidenschaften nachgegeben und ihre eignen Taschen gefüllt. Und solche Thaten durften sogar in Gegenwart des Kaisers geschehen, welcher den Winter 1163/64 wieder in Oberitalien, in dem getreuen Pavia zubrachte.

Aufgeregte Stimmung in Italien.

Die größten Beschuldigungen treffen den Erzbischof Reinald, der, während er des Kaisers Interessen und Macht förderte, zugleich seinen alten Groll gegen die Mailänder befriedigte. Nicht nur, daß er die Bedrückungen der Vögte duldete und alle Klagen unbeachtet ließ, daß er einst von einer Schar verbannter Mailänder, welche bei Vigentino mitten im heftigsten Regen auf der offenen Landstraße den vorbeireitenden Kaiser auf ihren Knien um Barmherzigkeit anflehten, bei der Untersuchung ihrer Sache vor allem verlangte, sie sollten dem Gebieter ein Geschenk von 880 Pfund in kaiserlicher Münze darbringen, er ließ auch die Gebeine der heiligen drei Könige, hochgeehrte Reliquien, die ihm Friedrich zum Geschenk gemacht, aus der Mailänder Kirche nach Köln bringen und besetzte alle geistlichen Stellen mit solchen Prälaten, welche den kaiserlichen Papst Viktor IV. als rechtmäßiges Kirchenhaupt anerkannten. Vor allen hatten

die in der Zerstreuung lebenden Mailänder unter dem Druck zu leiden; aber auch in andern Städten wurden schlimme Thaten verübt: in Padua erregte die Entführung einer edlen Jungfrau einen Aufstand, der die Vertreibung des Schuldigen zur Folge hatte; in Piacenza raubte der kaiserliche Podesta die Freiheitsbriefe und die Kirchenschätze, die Pavesen zogen unter den Augen des Kaisers gegen das wieder aufgebaute Tortona, legten die Stadt abermals in Staub und Schutt, trieben abermals die Einwohner mitten im Winter ins Elend. Friedrich war nämlich schon im Herbst zum drittenmal nach Italien gezogen, aber ohne 1163. Heer, nur von seiner Gemahlin und geringem Waffengefolge begleitet. Er mochte der Meinung sein, daß der Schrecken seines Namens mächtig genug sei, alles niederzuhalten. Die Lombarden hatten gehofft, seine Anwesenheit würde ihr Los erleichtern, würde die Mailänder und ihre Gesinnungsgenossen aus der „ägyptischen Knechtschaft" erlösen und von dem Hohn ihrer Dränger befreien. Als jedoch Friedrich seine Vögte gewähren ließ, als aus allen Handlungen deutlich hervorging, daß das Joch einer drückenden Feudalherrschaft dem ganzen Lande auf die Dauer aufgelegt werden sollte, da erfaßte Wut und Verzweiflung die Lombarden. Alle waren der Meinung, es sei besser zu sterben als solche Schmach länger zu tragen; alle waren von der Überzeugung erfüllt, daß sie sich selbst helfen müßten, wenn Gott ihnen helfen sollte. Eine allgemeine Gährung ergriff die Landschaften des oberen und mittleren Italiens; selbst solche Städte, welche bisher auf seiten des Kaisers gestanden und bei der Zerstörung von Mailand und Crema sich hervorgethan hatten, nahmen jetzt die Flüchtigen und Verbannten auf und horchten auf den Ruf der Freiheit und des Vaterlandes. Die Vorwürfe ihrer patriotischen Landsleute, daß sie der Tyrannei dienten, machten großen Eindruck auf ihre Gemüter, und es trat deutlich zu Tage, daß sie nur den Untergang der Feinde, nicht aber den Sieg des Kaisers gewünscht hatten.

Der Bund von Verona.

Einzelne Thaten der Selbsthilfe ließen erkennen, daß ein neuer Geist über die Lombarden gekommen; in einem der mailändischen Flecken wurde Roland de Rubeis, des Kaisers Vogt, während des Mittagsschlafes erschlagen, in Bologna wurde Bozzo, ein anderer ungerechter Beamter, aus dem Fenster seines Palastes auf die Straße gestürzt; in Verona, Treviso, Vicenza mußten die Vögte die Flucht ergreifen. Alle bedeutenden Städte in der Mark Verona reichten sich die Hände zum Bund. Auch Venedig, die mächtige Wasserstadt, deren Handel durch die Lähmung der städtischen Betriebsamkeit beeinträchtigt ward, schloß sich an, und der byzantinische Kaiser Manuel stellte bewaffnete Hilfe in Aussicht. Auch in der Lombardei und Romagna regte sich der Geist des Widerstandes. Alle erklärten, daß sie dem Hohenstaufen keine weiteren Rechte über sich einräumen würden, als ihre Väter seinen Vorgängern gestattet hätten. Dieses entschlossene Auftreten des Städtebundes, den Friedrich weder durch den vergeblichen Versuch friedlicher Unterhandlungen, noch durch einen mit unzulänglicher Mannschaft unternommenen verheerenden Zug wider Verona, den

Herd des Aufstandes, zu brechen vermochte, erfüllte den Kaiser mit Unmut und Verdruß, zumal da er wohl merkte, daß noch eine andere Macht dabei thätig war, die seiner Waffen spottete — Papst Alexander III.

Neue Papstwahl u. neues Schisma. 20. April 1164.

Während Friedrich in Pavia weilte, starb nämlich Viktor IV. in Lucca; er wanderte, wie seine Gegner behaupteten, von Gewissensangst gefoltert „aus der Welt in die Hölle“. Um jede Verständigung mit Alexander III. zu verhindern, beeilte sich Reinald, ohne des Kaisers Willensmeinung abzuwarten, mit den beiden Kardinälen, die auf Viktors Seite gestanden, und einigen Bischöfen der deutschen Partei eine neue Papstwahl zu veranstalten. Noch am Begräbnistage des Geschiedenen wurde der Kardinalbischof Guido von Crema als Paschalis III. zum Oberhaupt der Kirche ausgerufen. Vielleicht war die rasche That nicht ganz nach dem Sinne Friedrichs, wenigstens mußte ihm einleuchten, daß mit dem Tode des Gegenpapstes der günstige Moment zur Beseitigung der Kirchenspaltung eingetreten sei. Wohlmeinende Prälaten, wie Konrad von Mainz, rieten zur Aussöhnung, und es wird gemeldet, daß er geschwankt habe, ob er „die Ideale seines Lebens den wirklichen Verhältnissen der Gegenwart“ zum Opfer bringen solle. Aber gerade deshalb hatte Reinald die Entscheidung beschleunigt, um jede Ausgleichung unmöglich zu machen; denn unter einem so energievollen und charakterfesten Manne wie Alexander III. konnte der Kanzler nicht erwarten, seine Grundsätze durchzuführen, die darauf hinausgingen, „um jeden Preis die völlige Unterordnung der geistlichen unter die weltliche Macht zu begründen, und sollte es auch nur auf Kosten der Kircheneinheit durch Herstellung einer Reichskirche geschehen können“. Die vollendete Thatsache sollte jede schwankende Stimmung in des Kaisers Seele unterdrücken. Er wußte zu gut, wie sehr es dem Charakter seines Gebieters widerstrebte, die große Aufgabe, die er sich mit vollem Bewußtsein selbst gestellt, nämlich die Gregorianische Hierarchie zu stürzen, nach kurzem vergeblichen Kampfe fahren zu lassen, als daß er nicht auf dessen nachträgliche Zustimmung hätte rechnen dürfen und versichert sein sollen, Friedrich werde ihm schließlich Dank wissen, daß er ihn durch sein rasches Handeln aus jedem Zweifel herausgerissen habe. Und so geschah es auch. Wie unkanonisch die Wahl und die bald nachher von dem Bischof von Lüttich vorgenommene Weihe des neuen Papstes sein mochte, Friedrich erkannte ihn an. Fortan war Paschalis III. ein schwaches, aber williges Werkzeug der kaiserlichen Partei, das von dem Hohenstaufen bestimmte kirchliche Oberhaupt.

Alexanders wachsendes Ansehen.

Es war ein folgenschwerer Schritt, der dem deutschen Herrscher ein Meer von Widerwärtigkeiten bereitete. Nicht nur daß Alexander III., der von Sens aus eine wunderbare Thätigkeit entfaltete, durch Briefe und geheime Sendboten mit allen Gegnern des Kaisers Verbindungen unterhielt, den Städtebund von Verona in seinem Widerstand bestärkte und den Freiheits- und Verfassungskampf mit kirchlichen Waffen unterstützte, daß er in Rom einen Umschwung bewirkte, infolgedessen „Senat und Volk“ den neuen Oberhirten von der Stadt

fernhielten; auch in Deutschland gewann die Alexandrinische Partei immer mehr Boden, auch in Deutschland war das Schisma nicht mehr von jenen nationalen Neigungen getragen, welche in der ersten Zeit Viktors IV. so mächtig angeregt worden, auch mit dem deutschen Klerus unterhielt der in Frankreich weilende Papst durch die Cistercienſermönche und andere eifrige Anhänger einen regen Schriftverkehr, und durch Salzburger Sendboten, insbesondere die Klosterbrüder von Tegernsee, wurde die Verbindung mit Italien vermittelt. Zwar war Erzbischof Eberhard, welcher trotz der persönlichen Hingebung und Treue gegen den hohenstaufischen Herrscher dem Gegenpapste Viktor standhaft die Anerkennung verweigerte, kurz nach Paschalis' Wahl aus dem Leben geschieden; allein sein 22. Juni 1164.
Nachfolger Konrad von Österreich, bisher Bischof von Passau, ein Bruder des im Jahre 1158 verstorbenen Otto von Freising, ein Stiefoheim Friedrichs, war, wie die ganze Kirchenprovinz, von demselben Geiste beseelt. Er verzichtete lieber auf die kaiserliche Belehnung, als daß er den Gegenpapst anerkannte. Und selbst der Wittelsbacher Konrad, dem der Kaiser kurz zuvor das Erzbistum in Mainz verschafft hatte, verließ seine Sache. Er unternahm eine Pilgerreise nach St. Jago in Spanien hauptsächlich in der Absicht, auf der Hin- und Rückreise durch Frankreich dem Papst Alexander seine Huldigung darzubringen und wies den Gesandten des Gegenpapstes drohend aus dem rheinischen Erzstift. In Oberlothringen hielt die Mehrzahl der Geistlichen zur Alexandrinischen Partei und in Magdeburg neigte sich der ritterliche kampflustige Erzbischof Wichmann, seitdem er auf einer Wallfahrt nach Jerusalem in türkische Gefangenschaft geraten und für den Fall seiner Befreiung den Anschluß an Alexander gelobt hatte, mehr und mehr auf dieselbe Seite, wenn er gleich mit seinen Ansichten nicht offen hervorzutreten wagte.

So waren die Geister diesseits und jenseits der Alpen in tiefer Bewegung, Der Reichstag in Würzburg. 1165.
als Friedrich im Oktober den deutschen Boden betrat, um für eine neue Heer- 1164.
fahrt nach Italien Vorbereitungen zu treffen. Noch hatte er einen großen Teil des dortigen Landadels, welcher in dem republikanischen Bürgergeist seinen heftigsten Feind fürchtete und haßte, auf seiner Seite, und die festen, mit zuverlässigen Besatzungen versehenen Burgen gaben ihm immer noch einen sichern Rückhalt, so daß er hoffen konnte, mit neuen Streitkräften der Bewegung Meister zu werden. Sein Erscheinen in Deutschland verlieh der kaiserlichen Partei einen neuen Aufschwung. Nachdem er, wie erwähnt, die Welfenfehde in Schwaben ausgeglichen, den Erzbischof von Köln mit seinen Widersachern ausgesöhnt und in Niederlothringen dem Streit ein Ende gemacht, den der Adel von Drenthe, Groningen und Geldern wider den Bischof von Utrecht und seinen Bundesgenossen, den Grafen Florenz von Holland, wegen gewisser Lehnsgüter führte, trat er mit König Heinrich II. von England, der wegen seines Streits gegen Thomas Becket von Canterbury mit Alexander auf gespanntem Fuße lebte, in Verbindung. Reinald selbst, der auf einem Reichstag zu Vienne

in Burgund erfolgreich für Paschalis gewirkt hatte und jetzt bei dem Kaiser in höchster Gunst stand, übernahm die Botschaft. Als Brautwerber um zwei englische Königstöchter für des Kaisers einjährigen Sohn und für Herzog Heinrich von Sachsen mit glänzendem Gefolge auftretend, hatte er den wichtigeren Zweck, ein Bündnis zwischen England und Deutschland gegen Papst Alexander zustandezubringen. Daß er trotz der Antipathie des englischen Klerus und Adels gegen den gebannten Erzkanzler dennoch sein Ziel erreichte, zeugt von seiner großen staatsmännischen Gewandtheit. Die Doppelheirat wurde verabredet und wenigstens eine davon, die des Herzogs mit der Königstochter Mathilde, in der Folge wirklich vollzogen, und als Reinald zurückkehrte,
1165. begleiteten ihn zwei englische Gesandte, um in Würzburg, wohin Friedrich auf Pfingsten einen Reichstag beschieden hatte, den Bund zum gemeinsamen Vorgehen wider den Schismatiker Alexander abzuschließen. Damals war der Erzbischof Reinald ein einflußreicher, hochgefeierter Mann. Die Kölner, erfreut über die Gebeine der drei heiligen Könige, den Reliquienschatz, der bald zahllose Pilgerscharen herbeilockte, verehrten ihn als den größten Wohlthäter ihrer Stadt, als den Begründer ihres Glückes und ihres Wohlstandes. Auch auf der Würzburger Versammlung gab seine Rede den Ausschlag und machte der unschlüssigen Stimmung, die sich des Kaisers und vieler der Anwesenden bemächtigen wollte, ein Ende. Er machte den Vorschlag, um die kirchliche Spaltung zu beendigen, sollten alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, der Kaiser voran, feierlich schwören, daß sie weder Alexander III. noch irgend einen von seiner Partei Erwählten, sondern nur Paschalis III. oder einen von dessen Anhängern Aufgestellten als rechtmäßigen Papst anerkennen wollten; dieser Eid sollte auch dem künftigen Träger der deutschen Krone vor seinem Regierungsantritt und allen Untergebenen abgenommen werden; wer sich dessen weigere, Geistlicher oder Laie, sollte seiner Lehen und Güter, Würden und Ämter verlustig gehen.

Durchführung des Würzburger Beschlusses.

So unerhört der Antrag war und so verhängnisvoll der Bruch, der dadurch vollzogen ward, der Kaiser leistete den Eid und zwang auch den Kanzler, der sich unter dem Vorwande, er habe die Weihen noch nicht empfangen, demselben entziehen wollte, den Schwur abzulegen. Dem Beispiele der Häupter folgten nach einigem Zögern und zum Teil mit schwerem Herzen und unter Thränen die übrigen Fürsten und Prälaten, auch die englischen Gesandten gaben im Namen ihres Königs ihre Zustimmung. Nur der Erzbischof von Mainz und Friedrich von Rotenburg entzogen sich durch heimliche Abreise der Verpflichtung. Manche, wie Konrad von Salzburg, hatten sich dem Reichstag ferngehalten. Es war ein Beschluß von unberechenbarer Tragweite. Gelang es, demselben allgemeine Geltung zu verschaffen, so war der Sieg des Kaisertums über das Papsttum, der weltlichen Macht über die Kirche eine vollendete Thatsache, so war der Tag von Würzburg die Kehrseite des Tages von Canossa. Und Friedrich zeigte bald,

daß er den festen Willen habe, den Würzburger Dekreten als Reichsgesetzen Anerkennung zu erzwingen. Um den klugen Reichskanzler dauernd an das Schisma zu fesseln und ihm alle Ausflüchte abzuschneiden, nötigte er ihn, sich alsbald von einem Bischof der Paschalischen Partei die Priesterweihe erteilen zu lassen; in den nächsten sechs Wochen mußten sodann alle Dienstmannen und Untergebene in die Hände ihrer Vorgesetzten den Eid leisten; an allen Sonn- und Feiertagen wurde in der Messe für Paschalis gebetet. Als Friedrich auf seinem Zug durch Deutschland, wo er das Richteramt übte und zugleich für eine neue Romfahrt warb, um Weihnachten nach Aachen kam, ließ er sein fürstliches Vorbild, Karl 1165.
den Großen, dessen Gebeine aus der Marmorgruft erhoben und in einem prachtvollen Sarge ausgestellt waren, durch Reinald und den Bischof von Lüttich mit Genehmigung ihres Papstes unter großen Feierlichkeiten heilig sprechen und verlieh somit dem Frankenkaiser eine Auszeichnung, deren er im Volksmunde und Volksglauben schon lange teilhaftig war. In dieser symbolischen Handlung spiegelte sich der Ideenkreis, in welchem der Herrscher sich bewegte und worin er von seinem Kanzler bestärkt ward. Konrad von Mainz, der sich nach Frankreich flüchtete, wo ihn Alexander huldreich aufnahm und mit der Kardinalswürde auszeichnete, wurde mit der Acht belegt und seiner Stelle enthoben. Zu seinem Nachfolger ließ Friedrich jenen Christian erwählen, den er früher verworfen hatte, einen tapfern Kriegsmann, der aber weder an Gelehrsamkeit noch an sittlichem Wandel dem Vorgänger gleichkam. Er war neben Reinald der standhafteste Verfechter der kaiserlichen Sache. Auch über den Erzbischof von Salzburg wurde die Acht ausgesprochen. Das Erzstift sollte aufhören zu bestehen, die Besitzungen wurden an Laien verteilt, die Klöster der Zerstörung, die Mönche der Verfolgung preisgegeben; und als der mutige Prälat seine Rechte und Güter mit den Waffen zu behaupten unternahm, rückte kaiserliches Kriegsvolk unter der Führung Ottos von Wittelsbach in das Erzstift und verwüstete die kirchlichen Besitzungen mit Feuer und Schwert. Jahrelang dauerte die verheerende Kriegsfehde im Salzkammergut und ein greuelvoller Bürgerkrieg vernichtete auf lange Zeit Bildung und Wohlstand. Erst als die Hauptstadt Salzburg in Flammen aufgegangen war, verließ der Erzbischof das Land. Er 17. Sept. 1166.
flüchtete sich in das Kloster Admunt, wo er den Frieden in den Wirren der Zeit und zwei Jahre später Ruhe im Tode fand. Aber noch lange war das Erzstift schutzlos der räuberischen Willkür habgieriger Ritter ausgesetzt, die des Kaisers Namen als Schild benutzten zur Verübung von Raub und Gewaltthat.

Während der Kaiser in Deutschland alles gegen Alexander in Bewegung Alexander in Rom und
setzte und durch seinen gewandten Kanzler einen, wenn auch vergeblichen Ver- Paschalis in Viterbo.
such machte, den König von Frankreich für seine Sache zu gewinnen, erlebte er den Verdruß, daß sein Gegner den apostolischen Stuhl in Rom einnahm. Der päpstliche Vikar, Kardinal Johann, hatte nur mit Mühe Senat und Volk bei der Sache Alexanders erhalten. Als nun aber der kaiserliche Kanzler

Christian den Kirchenstaat mit Waffengewalt bedrängte und gegen Rom selbst vorzudringen begann, da erging an Alexander die nachdrücklichste Aufforderung
Ostern 1165. nach seinem rechtmäßigen Sitze zurückzukehren. Alexander folgte dem Ruf. Begleitet von dem Erzbischof von Mainz und seinen Kardinälen verließ er im Herbst Frankreich, entging glücklich den Piraten und den Schiffen der feindlichen Pisaner und gelangte durch einen Sturm verschlagen nach Messina, wo ihn König Wilhelm I. ehrenvoll aufnahm und auf einer reichgeschmückten Galeere
22. Nov. 1165. über Salerno und Gaeta nach der Tibermündung bringen ließ. Hier kamen ihm viele vom Klerus und Senat, vom Adel und Volk entgegen und geleiteten ihn, Ölzweige in den Händen, im Triumphe nach dem Lateran. Dennoch war Alexanders Lage eine schwierige. Der Gegenpapst Paschalis hatte seinen Sitz in Viterbo aufgeschlagen, wo Christian, des Kaisers Kanzler für Italien und erwählter Erzbischof von Mainz, ihn mit seinen Kriegsscharen schützte. Mit Erstaunen blickten die Italiener auf den deutschen Prälaten, der an riesenhafter Gestalt wie an Tapferkeit und Stärke unter allen Zeitgenossen hervorragte, der im Felde mit kräftiger Stimme die Schlacht lenkte und am Altar mit Würde die Messe las, dem man nachsagte, er habe im Kampfe neun Feinde getötet und als gestrenger Richter manchem Übelthäter selbst die Zähne eingeschlagen. Er tummelte das Roß gleich dem besten Ritter, und wer ihn sah in seinem veilchenblauen Oberkleide über dem eisernen Panzer, den goldenen Helm auf dem Haupte, die dreizackige schwere Keule in der gewaltigen Faust, der vermutete wohl keinen Kleriker. Aber freilich diente er dem Herrn „mehr im Irdischen als im Himmlischen“, war mehr bedacht „Tribut für den Kaiser als Seelen für den Heiland“ zu sammeln. Dabei huldigte er der Minne und liebte galante Abenteuer. Wohin er zog, begleitete ihn der Chor der Schönen, und mit freigebiger Hand streute er Gold und Gaben über die Begünstigten aus. Christian war das Haupt der kaiserlichen Partei in Italien; war er auch kein so gewandter Staatsmann wie Reinald, so fehlte es ihm doch nicht an politischem Verstand, und an Thatkraft und rascher Ausführung des Beschlossenen that er es allen zuvor. Dabei kam es ihm zu statten, daß er in sechs Sprachen zu reden verstand. Paschalis III. ehrte ihn als den treuen Verfechter seiner Sache.

Byzantinische Pläne. So befanden sich denn wieder zwei Päpste im Kirchenstaat, der eine in Rom, der andere in Viterbo; und wenn auch Alexander einen größeren Anhang zählte, so war doch seine Lage keine gesicherte. Ohne Geld durfte er bei einer wankelmütigen, habgierigen Bevölkerung nicht auf Treue und Anhänglichkeit rechnen; und die Summen, die er in Frankreich zusammengeliehen, reichten nicht weit. Er war daher auf fremden Beistand gewiesen. Aber schon am
1166. 7. Mai des nächsten Jahres starb sein Beschützer König Wilhelm I. in dem neuerbauten Prachtpalaste bei Palermo, einen vierzehnjährigen Jüngling von zarter schöner Gestalt als Nachfolger zurücklassend; und gegen den zweiten

Bundesgenossen, Manuel von Byzanz, der bereits in Ankona festen Fuß gefaßt hatte und dem Papste für die Erteilung der römischen Krone reichliche Hilfsgelder und die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen in Aussicht stellte, war er bedenklich. Wir wissen, daß die byzantinischen Herrscher niemals Rom und Italien aus den Augen verloren und jede politische Konjunktur zur Herstellung ihrer Oberhoheit über die Halbinsel zu benutzen gesucht haben; jetzt schienen die Umstände günstiger als je. Den jugendlichen König Wilhelm II. suchte Manuel durch die Aussicht auf die Hand seiner Tochter und die Nachfolge im Reich auf seine Seite zu ziehen; mit dem Veronesischen Städtebund stand er in freundschaftlichen Beziehungen; gelang es ihm noch die Alexandrinische Partei für sich zu gewinnen, so konnten seine stolzen Entwürfe verwirklicht werden. Alexander erwiderte seine Gesandtschaft durch die Abordnung eines Legaten nach Konstantinopel. Doch ließ er sich auf keine Zusagen ein. Er wollte nur dem Hohenstaufen zeigen, daß im Fall der Not ihm ein Vertrag mit Byzanz offen stehe. Um so eifriger betrieb Alexander die Verbindung mit dem Städtebund. Die gleichen Interessen gegen den gleichen Feind förderten das Freundschaftsbündnis. Dadurch wurde Rom der Mittelpunkt der italienischen Republik, wo alle Fäden des staatlichen Lebens zusammenliefen, das Papsttum der Hort und Schirmer der nationalen und freiheitlichen Entwickelung.

So war die Lage der Dinge, als Friedrich im Spätherbst 1166 zum Tuskulum.
viertenmal über die Alpen zog. Da die Veronesen die Pässe des Etschthales besetzt hielten, so wählte er den Weg durch das Camonicathal den Oglio hinab und rückte verheerend über Brescia nach Lodi, wo sich seine Getreuen um ihn sammelten. Ohne die Klagen der Lombarden über die Ungerechtigkeit seiner Vögte zu beachten, traf er alsbald Anstalten, die Würzburger Dekrete auch in Italien durchzuführen. Er wollte den Griechen Ankona entreißen, Alexander aus Rom vertreiben, Paschalis III. in St. Peter einführen, die kaiserliche Oberherrschaft über die Kirche und die städtischen Gemeinwesen aufrichten. Während er selbst mit dem Hauptheer über Bologna, Faenza, Forli, Forlimpopoli gegen Jan. 1167.
Ankona rückte und die Stadt belagerte, durchzog Reinald von Köln Etrurien und Latium und nötigte mit Hilfe eines pisanischen Geschwaders Civita Vecchia zur Übergabe; dann wandte er sich gegen Rom selbst und besetzte zum Angriff gegen dieses Tuskulum, das den Römern von jeher feindlich gesinnt war. Sofort rüsteten sich die Römer, das kleine kaiserliche Heer zu erdrücken. 30,000 Mann stark zogen sie den 27. Mai mit fliegenden Fahnen siegesgewiß gegen Tuskulum Pfingsten 1167.
und verwüsteten von neuem die Felder und Weinpflanzungen der verhaßten Stadt. In einigen kleinen Gefechten blieben sie auch im Vorteil, und Reinald, der die Ankunft des im Anmarsch befindlichen Christian von Mainz ersehnte, mußte sich in seinem festen Lager halten. Erst in der Morgenfrühe des zweiten Tages kam nach einem Nachtmarsch Christian an und vereinigte sich mit Reinald. Während er noch mit der Aufrichtung des Lagers beschäftigt war, brachen plötz-

lich die Römer, die gegenüber am Monte Mario lagerten, in Schlachtordnung gegen die Kaiserlichen vor, die trotz verzweifelten Widerstandes der Übermacht erlagen. Alles schien verloren. Da brach Reinald, mit dem Kanzler Philipp von Heinsberg, selbst die tapfern Kölner anführend, unter dem Schlachtgesang „Christus, der du für uns geboren" aus seinem Lager hervor, fiel den siegreichen Römern in den Rücken, machte den bedrängten Brabanzonen Christians Luft, und als auch diese wieder zum Angriff übergingen, wurde erst die römische Reiterei geworfen; das Fußvolk folgte ihr und der anfängliche Sieg der Römer verwandelte sich unter den Schwertern der wütend dreinhauenden Deutschen in
29. Mai 1167. eine vollständige Niederlage. Nicht der dritte Teil des Heeres kehrte in die Mauern zurück; Felder und Wege waren mit Leichen und Waffen bedeckt; Tausende wurden erschlagen, Tausende als Gefangene nach Viterbo geführt, unter ihnen Oddo Frangipane, für den der Vater vergebens hohes Lösegeld bot. Die Beute an Geld und Kostbarkeiten, an Zelten, Rüstungen und Waffen war unermeßlich. Mit Thränen empfing Alexander die Kunde von der verhängnisvollen Pfingstschlacht und klagte, daß der Herr die heißen Gebete der Frommen nicht erhört habe. Noch lange erhielten sich Sagen und Erzählungen von dem zweiten schwarzen Tag zu Cannä im Munde des Volkes.

Die Deutschen in Rom. 1167. Wie in den Urzeiten bedrohten nunmehr die Latinerstädte, die jetzt unter dem Beistand der Deutschen von Roms drückender Botmäßigkeit frei zu werden hofften, die Mauern der ewigen Stadt. Und bald gesellte sich noch ein stärkerer Gegner zu ihnen — Kaiser Friedrich selbst. Von seinen geistlichen Heerführern über die Lage der Dinge benachrichtigt, schloß er mit dem belagerten Ankona eine Übereinkunft und eilte an den Tiber, um Roms Fall zu vollenden. Am 22. Juli pflanzte er die Reichsadler auf Monte Mario auf. Bald war die Leostadt in der Gewalt der Deutschen mit Ausnahme der befestigten Peterskirche und des Turmes von St. Maria, wo sich die römische Landwehr mutig verteidigte. Acht Tage lang suchten die Kaiserlichen und ihre italienischen Bundesgenossen von Viterbo, Tibur, Tuskulum die heiligen Räume, welche die Römer zu festen Bollwerken umgeschaffen, mit allen Mitteln der Belagerungskunst zu erstürmen; an dem tapfern Widerstande der Krieger und an den starken Mauern und Verschanzungen scheiterten alle Angriffe. Die Marienkirche wurde ein Raub der Flammen und mit ihr viele Denkmale der Kunst und Andacht, darunter besonders ein hochverehrtes Christusbild aus reinstem Golde. Bald ergriff der Brand auch die Peterskirche, und während die Verteidiger mit dem Löschen beschäftigt waren, schlugen die Deutschen unter der Anführung Friedrichs von Rotenburg, des schönsten Ritters im Heer, mit Äxten die Thüren des Domes ein und drangen in das Innere. Nun ward die geweihte Stätte zum Schlachtfeld. Die Altäre und das Apostelgrab wurden mit Blut befleckt und auf dem kunstvollen Marmorboden lagen die geharnischten Leichen der Erschlagenen. Damit war der Widerstand gebrochen. Die noch übrige Besatzung ergab sich,

die Reichsfahne wurde aufgepflanzt und der Kaiser und sein Papst Paschalis hielten ihren prunkvollen Einzug in die gereinigte Kathedrale, als man an Petri Kettenfeier Danklieder für den Sieg anstimmte und Friedrichs Gemahlin Beatrix als Kaiserin gekrönt wurde. 1. Aug.

Sorgenvoll saß unterdessen Alexander III. in den Türmen der Frangipani am Titusbogen. Zwei sizilische Galeeren standen unweit der Paulskirche zu seiner Aufnahme bereit, wenn er fliehen wollte. Er beschloß auszuharren und verteilte das Geld, das ihm die Königin-Mutter geschickt, unter seine Anhänger. Noch hielt die Mehrzahl der Römer zu ihm und wehrte den Kaiserlichen den Einzug in die Stadt. Aber lange konnte diese Lage nicht andauern. Schon wurden Unterhandlungen eingeleitet; der Erzbischof von Köln wurde als kaiserlicher Bevollmächtigter in die Stadt eingelassen, während der frühere Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, der dem Papst nach Rom gefolgt war, sich zu Friedrich in den Borgo begab. Der Vorschlag, beide Päpste sollten ihre Würde niederlegen und dann durch eine neue kanonische Papstwahl die endgültige Entscheidung getroffen und der Kirchenfrieden hergestellt werden, fand bei dem römischen Volke, das sich nach Befreiung aus seiner bedrängten Lage sehnte, eine gute Aufnahme, nicht aber bei Alexander III., der auf seinem geheiligten Rechte bestand und erklärte, daß er kein Gericht auf Erden über sich anerkenne. Und als das wankelmütige Volk schrie, der Oberhirte müsse zur Rettung der Herde jedes Opfer bringen und durch einen Aufstand seinen Starrsinn brechen wollte, verschwand er aus der Stadt. Am dritten Tag sah man ihn am circeischen Vorgebirge in Pilgertracht sitzen und mit seinen Gefährten sein Flüchtlingsmahl teilen bei jener Quelle, die seitdem den Namen „Papstquelle" trägt. In Terracina legte er das päpstliche Gewand wieder an und begab sich dann, von dem zuströmenden Volke gefeiert, nach Benevent, dem kleinen zum Patrimonium Petri gehörigen Stadtgebiet im Reiche der Normannen. Seine Flucht erleichterte den Abschluß eines Vertrags mit Rom. Die Bürgerschaft, bedrängt durch das kaiserliche Heer und bedroht durch eine pisanische Flotte auf dem Tiber, schwur dem Kaiser Treue und Gehorsam, wogegen Friedrich durch eine Urkunde die bestehende Verfassung mit dem Senate und die Rechte des Volkes bestätigte und die Stadt von Steuern und Abgaben befreite. Er konnte mit seinen Erfolgen zufrieden sein. Wenn auch die großen Kapitäne, die Frangipani und Pierleoni, trotzig in ihren festen Türmen verharrten, die übrige Bewohnerschaft fügte sich dem von ihm neu ernannten Stadtpräfekten und stellte die geforderten Geiseln. Seinem Papste Paschalis war der Lateran nicht länger verschlossen, der Ausführung der Würzburger Dekrete standen keine Hindernisse im Wege, der apostolische Stuhl schien nur gestiftet zu sein, um dem Kaisertum höheren Glanz zu verleihen; in der Lombardei drohten den widerstrebenden Städten neue Mailänder Strafgerichte; das Gottesreich des „heiligen" Karl ging seiner Wiederherstellung entgegen.

Alexanders Flucht. Friedrichs Machtstellung.

Welf VI. In diesen Tagen kehrte der alte Welf von seiner Pilgerfahrt zurück. Seine düstere Prophezeiung bildete einen grellen Mißton zu der allgemeinen Siegesfreude. Als er die Greuel der Verwüstung und die entweihten Heiligtümer sah, heißt es, eilte er von Entsetzen ergriffen in die Heimat, um nicht von den Strafgerichten Gottes, die solchem Frevel unfehlbar folgen müßten, mitbetroffen zu werden.

Die Epidemie im deutschen Heer. Aug. 1167. In Friedrichs Leben trat jetzt einer jener Schicksalsschläge ein, von denen so häufig die stolzen Entwürfe gewaltiger Machthaber in dem Augenblick, wo sie der Verwirklichung nahe zu sein scheinen, vereitelt werden, wo unberechnete Mißgeschicke plötzlich den kühnen Unternehmungen willenskräftiger Gebieter ein Ziel setzen und den Starken an die Unsicherheit aller menschlichen Dinge mahnen. Wie einst vor Jerusalem die assyrischen Scharen Sanheribs, so wurden jetzt die deutschen Truppen und Heerführer von dem Würgengel des Todes hinweggerafft. Es war Mittwoch den 2. August, erzählt Acerbus Morena, des Kaisers Hofrichter und Geschichtschreiber, welcher die Übereinkunft mit den Römern geschlossen hatte, als zuerst Sonnenschein erglänzte, dann plötzlich Wolken sich sammelten, die in strömendem Regen sich ergossen; kurz darauf trat wieder eine stechende Sonnenglut ein. Infolge dieses raschen Wechsels bildeten sich Dünste; das einheimische Fieber griff mit solcher Heftigkeit um sich, daß es gleich der Pest verheerend wirkte, die Krankheit verbreitete sich mit solcher Schnelligkeit unter den des Klimas ungewohnten Deutschen, daß innerhalb einer Woche 25,000 Menschen der schrecklichen Seuche zum Opfer fielen. Ritter nnd Fußvolk sanken verwelkt nieder, so plötzlich und in solcher Menge, daß die Toten nicht mehr bestattet werden konnten, daß die Leichen auf den Straßen verwesten und durch ihre Ausdünstung die verderbliche Malaria verstärkten. Die Blume des siegreichen Heeres, die angesehensten Bischöfe und Edelleute aus des Kaisers Umgebung, zum Teil solche, die seinem Herzen am nächsten standen, wie Reinald von Köln und Friedrich von Rotenburg, der blondgelockte junge Held voll Kraft, Anmut und Verstand, wurden von einem ruhmlosen Tod verschlungen. Daniel, Bischof von Prag, Eberhard von Regensburg, Gottfried von Speier, Alexander II. von Lüttich, Hermann von Verden, die Grafen von Nassau, von Hallermünde, von der Lippe, Pfalzgraf Heinrich von Tübingen, Berengar von Sulzbach und andere erlagen der Fieberpest. Über zweitausend Ritter aus Schwaben, aus Franken und vom Rhein starben dahin, des gemeinen Kriegsvolkes nicht zu gedenken. Tausende von Leichen trieben den Tiber hinab. Ein Grauen erfaßte die Deutschen, sie erblickten in der entsetzlichen Katastrophe die Strafe Gottes für die verbrannten Kirchen, für die entweihten Altäre, die Wirkungen des päpstlichen Fluches. Bestürzt verließ der Kaiser das Lager, das so schnell aus einem Siegesfeld eine schauerliche Totenstätte geworden war, um den Rest des Heeres aus dem Ort des Schreckens hinwegzuführen. Gleich Schatten wanderten die Krieger nach Viterbo, wo Friedrich den Papst Paschalis mit den römischen Geiseln zurückließ, und dann nach Lucca. Aber der Todesengel folgte den

Abziehenden auch auf der Heimkehr. Noch über zweitausend Krieger, Edle und Gemeine, sanken ins Grab, unter ihnen Acerbus Morena, ein Italiener von edler Gesinnung und Freimut, und der junge Herzog Welf VII., der letzte Mathildische Erbe von Spoleto, Toscana und Sardinien aus dem Estischen Hause. Von dem herrlichen Heer, das vor einigen Monaten so stolz und zuversichtlich ausgezogen war, kehrte ein kleiner Haufen abgezehrter Gestalten in die Po-Ebene zurück, nachdem es sich, da die Lombarden die Apenninenpässe besetzt hatten, mit Hilfe des Markgrafen Obizo Malaspina auf Seitenwegen zwischen dem Gebirge und der Meeresküste durchgestohlen. Am 12. September zog der Kaiser wieder in Pavia ein.

Die Katastrophe machte einen mächtigen Eindruck auf die Zeitgenossen und erhöhte das Ansehen Alexanders III. Die biblischen Worte (2. Chr. 32, 21) „Und der Herr sandte einen Engel, der vertilgete alle Gewaltigen des Heeres und Fürsten und Obersten im Lager des Königs von Assur, daß er mit Schanden wieder in sein Land zog", wurden auf Friedrich und die deutschen Heerscharen angewendet. Allenthalben sprach man von den „Gerichten Gottes", welche die Frevler und Hoffärtigen zu Falle gebracht und dargethan, auf welcher Seite das Recht sei. Besonders wurden die Lombarden durch diese Unfälle des kaiserlichen Heeres mit Siegeshoffnung erfüllt. Ihre Beschwerden gegen den Druck der Vögte waren unbeachtet geblieben; in dem verhaßten System war kein Umschwung eingetreten. Friedrich war entschlossen, den trotzigen Sinn der Städte zu brechen, die monarchische Herrschaft in ihrem ganzen Umfang aufzurichten. Deshalb übersah er die Gewaltthätigkeiten seiner Beamten; Strenge schien ihm der einzige Weg zum Ziel; und wenn er auch das Verfahren nicht in allen Stücken gut heißen konnte, so schien es doch sein kaiserliches Ansehen zu fordern, daß er den Vögten nicht entgegentrat, ihren Eifer durch milderndes Eingreifen nicht lähmte. Aber er hatte die Kräfte der Gegner unterschätzt. Als er noch vor Ankona lag, zog sich schon in seinem Rücken der gefährlichste Sturm zusammen. Geschäftige Parteigänger Alexanders III., in die Mönchskutte gehüllt, gingen von Stadt zu Stadt und schürten die Flamme des Aufruhrs. Die während des Kriegszuges in der ganzen Halbinsel herrschende Aufregung mehrte die Eintracht der Gleichgesinnten und den Haß und Widerstand gegen die feindliche Partei. Umsonst suchte Heinrich von Diez, den der Kaiser als Obervogt in der Lombardei eingesetzt, die Geister durch Strenge niederzuhalten und sich ihrer Treue durch zahlreiche Geiseln zu versichern; schon im April brachte der thätige und kluge Mönch Jakob eine Versammlung städtischer Abgeordneten in dem abgelegenen Kloster Pontida zwischen Mailand und Bergamo zu stande, welche Mittel und Wege zur Befreiung des Vaterlandes beriet. Hier traten mehrere lombardische Städte dem Veroneser Bunde bei und gelobten mit Eidschwur und Handschlag treu zu einander zu halten und Unrecht und Gewaltthat abzutreiben. Nicht die dem Kaiser schuldige Treue wollten sie brechen, sondern

Der Lombardische Städtebund.

nur die Hoheitsrechte in die Schranken einschließen, die durch das Herkommen gerechtfertigt wären. Die Wiederherstellung von Mailand durch gemeinsame Anstrengung und die Zurückführung der in offenen Flecken wohnenden Mailänder Bürger in die alte Heimat war die erste That der neuen Eidgenossenschaft, die in kurzem so viele Glieder gewann, daß sie sich den „Lombardischen Städtebund" nennen konnte. Neben den östlichen Gemeinden Verona, Vicenza, Padua, Venedig, Ferrara, Treviso waren Mailand, Brescia, Bergamo, Piacenza, Mantua die wichtigsten Teilnehmer. Selbst Cremona, sonst dem Kaiser treu ergeben, erklärte seinen Beitritt. Dagegen widerstand Lodi, das die Mailänder seiner Lage wegen zum Freunde haben wollten, allen Aufforderungen; erst als die Verbündeten mit Heeresmacht vor die Mauern rückten und mit Zerstörung drohten, trat auch diese Stadt, jedoch mit Vorbehalt der Treue gegen den Kaiser, dem Lombardenbunde bei. Auf dem Rückweg umlagerten dann die Mailänder und Bergamasken die feste Burg Trezzo, wo eine deutsche Besatzung den kaiserlichen Schatz hütete, zwangen sie durch Hunger zur Ergebung und entführten die Reichtümer.

Friedrich in Oberitalien. 1167. 1168. Nun erschien der Kaiser wieder in Pavia; aber das geringe Häuflein der aus der römischen Fieberpest geretteten Deutschen, die noch an den Nachwirkungen der Krankheit litten, und die italienischen Vasallen und Dienstmannschaften von unzuverlässiger Gesinnung, die er um sich versammelte, reichten nicht aus, den neuen Städtebund zur Unterwerfung zu zwingen. Aber inmitten der schrecklichen Schicksalsschläge hatte der Kaiser stets Gleichmut und Zuversicht bewahrt. Diesen mutigen Herrschergeist brachte er ungebrochen nach Pavia mit; mit derselben unerschütterlichen Kraft, die er im Angesicht des Todes bewiesen, trat er jetzt den Lombarden entgegen. In Gegenwart der wenigen Getreuen, die seinem Rufe nach Pavia gefolgt waren, warf er den Fehdehandschuh zur Erde und sprach über alle Städte, welche den Bund geschlossen, mit Ausnahme von Cre-
21. Sept. mona und Lodi, die Acht aus. Dann machte er, um den Ernst seiner Kriegsdrohung zu zeigen, mit den geringen Heerhaufen, die er noch um sich hatte, und mit den Reisigen, die ihm die Markgrafen von Montferrat und Malaspina und
27. Sept. der Graf Biandrate zuführten, einen verheerenden Einfall in das Mailänder Gebiet. Auf die Kunde von dem Herannahen eines Bundesheeres kehrte er rasch nach Pavia zurück und führte seine Scharen mit rastloser Eile in die Gegend von Piacenza, alles mit Feuer und Schwert verheerend. Die Beute teilte er unter das Kriegsvolk aus, um dessen Eifer zu lohnen und zu schärfen. Der Neid und die Eifersucht der Städte, Haß und Rache, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, religiöse und politische Parteileidenschaft waren bisher mächtige Hebel in der Hand des Kaisers gewesen; wenn es gelang, diese Triebe in neuer Schärfe zu wecken, so konnte er immer noch Meister werden. Um daher seine italienischen Parteigenossen fester an sich zu fesseln, suchte er ihnen durch verheerende Streifzüge, durch den kleinen Krieg, eine reiche Quelle der Beute zu schaffen, zu-

gleich knüpfte er, um die gereizte Stimmung zu beschwichtigen und die Verbündeten lässiger zu machen, durch einen Kartäusermönch mit einigen Anhängern Alexanders III. täuschende Unterhandlungen zur Herbeiführung des Kirchenfriedens an. Allein diesmal scheiterten die sonst wirksamen Künste des Teilens an dem richtigen Sinne der Städte, an der Gleichheit der Interessen, an dem patriotischen Gefühl, von dem alle beseelt waren. Die leidensvollen Jahre der jüngsten Vergangenheit hatten den Einsichtigen die Augen geöffnet, was ihnen bei einem vollständigen Sieg des Kaisers in Zukunft bevorstände. Nun schien der Augenblick zur Begründung und Sicherstellung bürgerlicher Freiheit gekommen zu sein. Sie befestigten und erweiterten daher ihren Bund, dem nun auch noch andere Städte, wie Parma, Modena, Bologna beitraten, setzten zur Leitung der inneren Angelegenheiten und zur Ausgleichung streitiger Fälle einen obersten Bundesrat ein, zu welchem alle teilnehmenden Städte Bevollmächtigte, **Rektoren**, ernannten, und stellten ein beträchtliches Bundesheer auf. Nur die Hoheitsrechte, die zu Heinrichs IV. Zeit in Geltung gewesen, wollten sie auch ferner gelten lassen. Jetzt erkannte der Kaiser, daß er weder mit List noch mit Gewalt den Widerstand zu bewältigen vermöchte; selbst die Pavesen waren schwierig geworden, seitdem einer ihrer angesehensten Bürger von den Kaiserlichen geblendet worden; und da die Verbündeten alle Alpenpässe besetzt hielten und alle Auswege bewachten, so kam er bald in Verlegenheit. Er knüpfte daher durch den Markgrafen von Montferrat mit Humbert von Savoyen Unterhandlungen an, daß er ihm den Durchzug durch sein Gebiet offen halte. Als dies mit Gold und Versprechungen gelungen war, brach er im März heimlich von Pavia auf. In Susa nötigten ihn die Bürger, die lombardischen Geiseln, die er über die Alpen führen wollte, herauszugeben, er selbst wurde nur durch die Hingebung eines treuen Ritters vom Untergang gerettet. Das kaiserliche Gefolge erhielt nämlich die Kunde, daß sich etliche verschworen hätten, den Kaiser in der Herberge zu ermorden. Da legte sich Hartmann von Siebeneichen, der dem Hohenstaufen ähnlich sah, in dessen Bett, während Friedrich mit wenigen Gefährten glücklich entkam. Erst am andern Tag wurde der Betrug offenbar. Doch ehrten die Feinde die ritterliche Treue des Gefangenen und ließen ihn unverletzt ziehen. So erzählt Otto von St. Blasien.

Ausbildung des Lombardenbundes. 1. Dez. — Abzug des Kaisers. März 1168. — 1168.

3. Heinrich der Löwe im Sachsen- und Wendenland.

Wurde das hohenstaufische Kaisertum durch die erwähnten Vorgänge jenseits der Alpen schwer erschüttert, so nahm es in Deutschland, durch das Zusammentreffen verschiedener glücklichen Umstände begünstigt, einen um so mächtigeren Aufschwung. Keiner der früheren Herrscher seit dem großen Karl trat mit größerer Machtfülle auf, vereinigte ausgedehntere Besitzungen in seiner Hand, entfaltete mehr Würde und Majestät als Kaiser Friedrich I. in den Jahren, die zwischen dem vierten und fünften Römerzug lagen. Von der Ansicht geleitet,

Mehrung der hohenstaufischen Hausmacht.

daß das kaiserliche Herrscheramt um so mehr Ehrfurcht und Gehorsam erzeuge, je größer die Hausmacht sei, auf die es sich stütze, war er zunächst bedacht, seine Erbgüter und Besitzungen zu mehren. Und in diesem Bestreben war er vom Glück begünstigt. Es wurde erwähnt, welche reiche Totenernte das römische Lagerfieber in den Reihen der schwäbischen Ritterschaft hielt. Viele Geschlechter erloschen und ihre Güter und Lehen fielen zum guten Teil den Hohenstaufen zu. Nicht nur, daß das Herzogtum selbst, welches durch das frühe Hinscheiden seines ritterlichen Vetters zur Erledigung gekommen war, von Friedrich seinem eigenen zweiten Sohne gleiches Namens übertragen ward und somit, da dieser noch ein Kind war, bis zu dessen Volljährigkeit unter des Kaisers Verwaltung stand; auch die Güter und Lehen des in Italien gestorbenen Grafen von Pfullendorf kamen durch Vermächtnis an das verwandte hohenstaufische Haus, dem noch weiter die Eigengüter und Lehen des Grafen von Lenzburg, der Edlen von Schwabeck, Warthausen, Bibra, Horningen, Werde, Schwanhausen u. a. zufielen. Den größten Zuwachs seiner Erbgüter empfing jedoch Friedrich durch seinen mütterlichen Oheim Welf VI. Trostlos über den Tod seines einzigen Sohnes und ohne Hoffnung, von seiner Ehefrau, welche er nicht liebte und von der er lange getrennt war, noch Erben zu erhalten, suchte dieser Zerstreuung in einem lustigen, genußreichen Leben. Er ergötzte sich an Gelagen und Festspielen, stellte große Jagden an und hing sein Herz an schöne Frauen. Dabei liebte er die Geselligkeit, nahm wandernde Ritter und Abenteurer in seine Burgen zu Ravensburg und Memmingen auf und beschenkte alle Gäste mit Waffen, Pferden und kostbaren Gewändern. Dadurch kam er häufig in Geldverlegenheit; und da sein Bruderssohn Heinrich der Löwe, welcher ihn beerben sollte, aus kurzsichtiger Sparsamkeit den Bedürfnissen des Oheims abzuhelfen zögerte, so wendete sich dieser an den Kaiser, seinen Schwestersohn, der seinen Wünschen bereitwillig entgegenkam und für die Summe, die er ihm reichte, seinem Hause einen großen Teil der Welfischen Besitzungen erwarb, indem er sich einiges sogleich zu eigen geben, anderes auf die Zeit des Ablebens des Herzogs zusichern ließ. Zu dem ersteren gehörten die Besitzungen, die Welf in Italien vom Reich zu Lehen trug, Spoleto, Tuscien und Sardinien und ausgedehnte Ländereien bei Este.

In seinen späteren Jahren entsagte Welf der Weltlust, rief seine Gemahlin wieder an seine Seite und pflegte bis zu seinem Tod (1191) der Andacht und Wohltätigkeit.

Die Krönung Heinrichs. 1169. Und nicht bloß Güter und Reichtümer suchte Friedrich seinem Hause zu erwerben, auch die Kaiserkrone sollte demselben als Erbteil für alle Zukunft gesichert werden. Zu dem Ende bewirkte er durch seinen Kanzler und Feldherrn Christian von Mainz auf dem Reichstag zu Bamberg, daß die Fürsten seinen Erstgebornen, den fünfjährigen Heinrich, zum König wählten, worauf derselbe 16. Aug. 1169. durch den Erzbischof von Köln in Aachen die Krönung empfing. Seinem

dritten Sohn, Konrad, bestimmte er das reiche Erbe in Franken, das ihm durch den Tod des Schwabenherzogs zugefallen war, dem vierten, Otto, die Statthalterschaft von Burgund und Arles. Da diese Machtvergrößerung der Hohenstaufen leicht Neid und Argwohn erregen konnte, so suchte er sich mit den Zähringern wieder gut zu stellen, indem er dem Bruder Bertholds IV., jenem Rudolf, den er einst vom erzbischöflichen Stuhle von Mainz fern gehalten, das Bistum Lüttich verschaffte.

Heinrichs des Löwen gewaltthätiges Auftreten.

Der Kaiser hatte alle Ursache, sich nach Freunden umzusehen. Denn Heinrich der Löwe vergaß es ihm nie, daß er ihn um das Erbe Welfs gebracht, welches er bereits als sein Eigentum angesehen. Allerdings war Heinrich für den Augenblick nicht in der Lage, feindlich gegen den Hohenstaufen aufzutreten, da er noch an den Nachwehen der bürgerlichen Kämpfe zu leiden hatte, von denen Sachsen kurz zuvor schwer heimgesucht worden war. Wir wissen, wie gewaltthätig und rücksichtslos der Herzog zu handeln pflegte. Die Größe seiner ererbten und eroberten Besitzungen, die erfolgreichen Kämpfe gegen die Slawen, die durch seine Fürsorge aufblühende Kultur in den Landschaften an der Niederelbe und an den Gestaden der Ostsee, das Handels- und Städteleben Lübecks und anderer durch deutsche, niederländische und flandrische Kolonisationen in Aufschwung gebrachter Gemeinden hatten ihn mit Selbstüberhebung erfüllt. Wer sich nicht unbedingt seinen Machtgeboten fügte oder wer seinen Plänen im Wege stand, hatte von seinem gewaltthätigen herrischen Geiste zu leiden. Der eherne Löwe, den er vor seiner Burg zu Braunschweig als Symbol seiner Kraft und als Schreckbild gegen seine Widersacher aufgepflanzt, wurde von seinen Neidern und Feinden als Sinnbild seiner Raubsucht und Tyrannei gedeutet. Er hatte den Pfalzgrafen Adalbert zur Abtretung von Lauenburg und der Halber- 1165.
städter Lehen gezwungen; er hatte die Stadt Bremen, weil sie seinem Gegner, dem Grafen Christian von Oldenburg, in einer Fehde wider ihn die Thore geöffnet und Schutz gewährt, mit einem Raubzug heimgesucht und die Bewohner in solchen Schrecken gesetzt, daß sie in den nahen Moorgegenden eine Zuflucht 1166.
suchten; er hatte auf der Grenze des Magdeburger Gebiets die Burg Haldensleben errichtet und mit Kriegsscharen besetzt, die das Landvolk mißhandelten, und weigerte sich trotz seiner ausdrücklichen Zusage, sie zu räumen.

Der eigentliche Grund zu den fortwährenden und von Jahr zu Jahr an Erbitterung zunehmenden Kämpfen gegen Heinrich den Löwen lag in dessen ungemessenem und rücksichtslosem Machtstreben, welches die bisher bestehenden Rechtsordnungen gewaltsam durchbrach. „Das Gebiet, welches Heinrich der Löwe innehatte, erstreckte sich, wenn auch mannigfach unterbrochen, vom Fuße der Alpen bis an das Gestade der Nord- und Ostsee. Die Stellung aber, welche er darin einnahm, war eine sehr ungleiche, und die Machtbefugnisse, die er darin ausübte, waren je nach den verschiedenen Gebietsteilen sehr verschiedenartige. Zunächst war das Herzogtum Heinrichs in Bayern wesentlich verschieden von dem in Sachsen. In Bayern nämlich waren die meisten Grafschaften nicht mehr Reichslehen, sondern gingen vom Herzog zu Lehen, in dessen Händen demnach die höchste Gewalt lag. Ganz anders war es in Sachsen.

Nur in einem Teil des Landes, nämlich in Westfalen, hatte Heinrich eine gleiche herzogliche Gewalt wie in Bayern, aber auch dies nur insofern, als er dort die alte gräfliche Gewalt unangetastet bestehen ließ, in der Rechtspflege jedoch eine Stellung über der aus diesen gräflichen Befugnissen fließenden Jurisdiktion beanspruchte und als höhere Instanz auch wirklich zur Anerkennung brachte: als oberster Richter entscheidet Heinrich die Streitigkeiten der westfälischen Großen, und als Herzog über die Grafen und die Inhaber gräflicher Rechte gestellt, sorgt er für Ruhe und Frieden in dem Lande, welches in seiner Herzogswürde seine Einheit fand. Im östlichen Sachsen dagegen beruhte Heinrichs Herzogtum auf ganz anderen Grundlagen. Denn dort waren die Grafschaften, sowohl die in den Händen weltlicher Großen, wie die in denen von Klöstern und Stiften befindlichen, nicht abhängig vom Herzogtum, sondern reichsunmittelbar. Im Gegensatz dazu war nun Heinrich unausgesetzt bemüht, dieses Verhältnis zu durchbrechen und seine herzogliche Gewalt im östlichen Sachsen ebenso wie in Westfalen und Bayern zur Geltung zu bringen. Als ein sächsisches Adelsgeschlecht im Mannesstamm erloschen war, beanspruchte der Herzog ohne Rücksicht auf die Seitenverwandten die Güter für sich, und da ihn Kaiser und Reich ruhig gewähren ließen, so brachte er seine Ansprüche auch meistens zur Geltung. Damit aber wurde allmählich eine Auffassung der herzoglichen Gewalt eingebürgert, welche mit der bisher bestehenden Ordnung unvereinbar war: die Zahl der reichsunmittelbaren Grafen schwand immer mehr zusammen, die der reichsmittelbaren, vom Herzog abhängigen wuchs und mit ihr die Macht Heinrichs, um so mehr, als dieser bei der Vergebung dieser neuen Grafschaften keinen Unterschied machte zwischen Freien und Ministerialen, sondern auch die letzteren damit belehnte. So sahen sich die Fürsten Sachsens gleichmäßig geradezu in ihrer fürstlichen Stellung bedroht und einigten sich immer von neuem, der drohenden Übermacht des Welfen gemeinsam entgegenzutreten.

Der Fürstenbund gegen den Löwen. Da alle geistlichen und weltlichen Herren von der Herrschsucht und dem Übermut des Herzogs in gleicher Weise bedroht waren, so vereinigten sich auf Anregung des Erzkanzlers Reinald von Köln, welcher von Italien aus die Erbitterung und den Aufruhr schürte, mehrere Fürsten und Bischöfe, vor allen Wichmann von Magdeburg, Albrecht der Bär und seine Söhne, Landgraf Ludwig von Thüringen und viele Grafen, Ritter und Edle aus Sachsen, Westfalen und dem Kölner Gebiet, wie Pfalzgraf Albrecht von Sommerschenburg, die Grafen von Geldern, Jülich, Berg u. a. zu einem Bündnis für Schutz und Trutz wider den Herzog. Auch der Erzbischof Hartwig von Hamburg-Bremen, welchem Heinrich die Grafschaft Stade entrissen hatte, trat dem Bunde bei und machte das von unzugänglichen Sümpfen umgebene Harburg zu einem festen Bollwerk, und der Bischof von Lübeck mehrte gleichfalls die Reihen der herzoglichen Gegner. *Kriegerische Bewegungen in Sachsen.* Nun entbrannte ein wilder, verwüstender Krieg, der, von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung geführt, dem Lande die tiefsten Wunden schlug. Burgen wurden zerstört, die Reichsstadt Goslar, die in die Hände der Verbündeten gefallen, von aller Zufuhr abgeschnitten und dem bitteren Hunger überantwortet, alles Land von Friesland bis zur Mündung der Oder mit Feuer und Schwert verheert. Tapfer widerstand der Löwe den zahlreichen Feinden. Er verstärkte seine festen Plätze, zog den Slawenfürsten Pribislaw auf seine Seite, indem er ihm, wie erwähnt, das väterliche Erbe zurückgab, und mehrte seine Streitmacht. Vergebens suchte der Kaiser, zuerst von Italien aus durch

Gesandtschaften, dann nach seiner Rückkehr durch gerichtlichen Austrag auf mehreren Reichstagen, den Frieden herzustellen; einige kurze Waffenstillstände waren die einzigen Früchte seiner Bemühungen.

Ein neuer Zündstoff wurde gehäuft, als nach dem Tode Hartwigs die Domherren bei der Wahl des Nachfolgers in zwei Parteien auseinandergingen, wodurch das Erzstift Bremen von Unfriede zerrissen ward. Diese Verwirrung benutzte der Dänenkönig Waldemar, Heinrichs selbstsüchtiger Bundesgenosse, um die Insel Rügen zu erobern, das feste Arkona, das letzte Bollwerk des Heidentums, zu brechen und die Einwohner durch Eid und Geiselstellung zur Annahme des Christentums und zur Zinspflicht zu zwingen. Erzürnt über das eigenmächtige Verfahren der Dänen gestattete dagegen Heinrich den slawischen Küstenbewohnern die alten Raubfahrten und Piratenzüge gegen die dänischen Inseln und Küsten zu wiederholen und Handelsgüter und Gefangene wegzuführen. Erst nach zweijährigen Kriegsnöten brachte endlich Friedrich auf dem erwähnten Reichstag zu Bamberg, wo er die Königswahl seines jungen Sohnes durchsetzte, eine Ausgleichung zu stande. Wer sich nicht fügen wollte, wie der verwegene Raubritter Widukind von Schwalenberg, der einst den ruhig auf seinem Eigentum sitzenden Grafen Dietrich von Höxter überfallen und mit eigener Hand ermordet hatte und nun auf seiner unersteiglichen Bergfestung Dasenburg bei Goslar mit einer Schar kühner Gesellen trotzig im Widerstand beharrte, wurde mit den Waffen bezwungen. Als Bergleute aus dem Rammelsberge den Brunnen abgegraben, mußte sich die Mannschaft ergeben.

Okt. 1168. — 14. Juni 1168. — Juni 1169.

Daß Heinrich der Löwe aus dem großen Kampf ohne Schaden hervorging, daß seine Besitzungen nicht verringert wurden, daß der erzbischöfliche Stuhl von Bremen nicht dem Sohn Albrechts des Bären, dem Magdeburger Klostervorsteher Siegfried, für den sich viele Stimmen geeinigt hatten, zu teil ward, sondern dem hochbetagten Propst Balduin von Halberstadt, einem der Kaplane des Herzogs, hatte er der Vermittelung des Kaisers zu verdanken. Friedrich suchte den Freundschaftsbund mit dem Welfen so lange als möglich aufrecht zu halten, teils weil er in den neuen Kämpfen, die ihm in Italien bevorstanden, der Waffenhilfe desselben nicht entraten konnte, teils weil er durch seine Verwendung das englische Bündnis gegen Alexander III. fester zu knüpfen hoffte. Denn inmitten der kriegerischen Unruhen hatte Heinrich doch Zeit gefunden, sich in Minden mit Mathilde, der britischen Königstochter, trauen zu lassen und darauf in Braunschweig das glänzende Hochzeitsfest gefeiert. Damals stand er auf dem Gipfel seiner Macht. Waldemar von Dänemark war gern bereit, durch die Teilung der Herrschaft über Rügen Befreiung von den slawischen Seeräuberflotten zu erkaufen und durch eine Familienverbindung den Frieden zu besiegeln. Sein Sohn Knud reichte der Tochter des Löwen, Gertrude, der jugendlichen Witwe des schönen Schwabenherzogs Friedrich, die Hand zum neuen Ehebunde. Einige Monate zuvor war Albrecht der Bär, Heinrichs langjähriger Gegner und Nebenbuhler in den slawischen Landen, aus dem Leben geschieden, wodurch ihm ein weites Feld zu friedlicher Thätigkeit geöffnet ward. Im Bunde mit dem Erzbischof Balduin von Bremen und mit den deutschen Grafen und Edlen, die

Heinrichs des Löwen Machtstellung und zivilisatorische Thätigkeit. — 1. Febr. 1168. — 24. Juni 1171. — 18. Nov. 1170.

von ihm mit Rittergütern und Herrschaften im Wendenlande belehnt worden waren, suchte er mit dem besten Erfolge deutsche Kultur, Sprache und Kolonisation zu befördern, wobei die Cistercienser und Prämonstratenser sich besonders thätig zeigten. Um die christlichen Klöster und Missionsanstalten siedelten sich immer mehr Einwanderer aus Sachsen, Holland und vom Niederrhein an und gründeten Dorfschaften und Städte; Handel, Ackerbau und Viehzucht kamen in Aufschwung, statt der gefürchteten Piratenschiffe segelten friedliche Kauffahrer von Küste zu Küste. Die Bistümer Schwerin und Ratzeburg wurden mit Gütern, Zehnten und andern Einkünften reichlich ausgestattet. Nach dem Beispiel des Herzogs suchten auch die Fürsten von Pommern und Mecklenburg mit Hilfe der Kirche die slawischen Völkerschaften an seßhaftes Leben und deutsche Sitten zu gewöhnen. Die Cistercienserabtei Doberan, wo Pribislaw die Taufe empfangen, wurde im Januar 1170 eingeweiht; in Oliva gründete Herzog Boleslaw von Pommerellen ein Cistercienserkloster, das nebst den Ordenshäusern von Kolbatz und Stolpe und dem Kloster Zinna in der von dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg eroberten Landschaft von Jüterbogk eine große Thätigkeit entfaltete. Die Städte Ilow, Mecklenburg und Rostock wurden Sitze des Verkehrs und der bürgerlichen Thätigkeit. Von der Zeit an legte sich der störrische Widerstand des Slawenvolkes; alle Stämme traten allmählich in die deutschen Lebensordnungen und in die kirchlich-christlichen Glaubenskreise ein.

Heinrichs Pilgerfahrt nach Jerusalem. 1172. 1173. Für so gesichert hielt Heinrich der Löwe den Friedenszustand in den sächsischen Landen, daß er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu unternehmen wagte. Nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit der klugen Herzogin Mathilde die Regierungsgeschäfte übertragen, brach er zu Anfang des Jahres 1172 (Jan. 1172.) von Braunschweig auf und zog, begleitet von den Grafen Gunzelin von Schwerin und Siegfried von Blankenburg, von dem Slawenfürsten Pribislaw, dem Bischof von Lübeck und mehreren andern Rittern und geistlichen Herren, und mit großem Gefolge bewaffneter Knechte und Reisigen von Regensburg der Donau entlang durch Österreich, Ungarn und Serbien nach Konstantinopel. Von Kaiser Manuel und seiner Gemahlin mit festlicher Pracht bewirtet und herrlich beschenkt segelte er darauf mit seinen Begleitern auf einer schöngeschmückten byzantinischen Galeere nach Akkon, verweilte drei Tage in Jerusalem, die Grabeskirche und die Tempelherren mit reichen Gaben bedenkend, besuchte das Thal Josaphat, den Ölberg, den Jordan und alle die Stätten, die nach den Evangelien der Fuß des Heilands betreten, und kehrte dann über Antiochia und das Gebiet des Sultans von Ikonium nach der byzantinischen Hauptstadt zurück. Beschenkt mit kostbaren Gaben des Morgenlandes und mit hochgeschätzten Reliquien für den neuen, noch im Werden begriffenen Dom in Braunschweig und für die Kirchen in Schwerin, Hildesheim, Wismar, (Jan. 1173.) kehrte der Herzog auf demselben Weg zurück und traf im Anfang des nächsten Jahres wieder in Braunschweig ein. Aber zwei seiner geistlichen Begleiter, Bischof Konrad von Lübeck und Abt Berthold von Lüneburg, wurden im Heiligen Lande vom Tod weggerafft. Die räuberischen Einfälle, womit die Dänen mittlerweile das Küstenland von Pommern und die Inseln vor der Odermündung heimgesucht, nahmen nach Heinrichs Rückkehr bald ein Ende.

d. Ausgleichung mit Italien und Heinrichs des Löwen Fall.

1. Alessandria und Legnano.

Friedrichs Wirksamkeit in Deutschland.

Fast sieben Jahre weilte Friedrich in Deutschland, und seiner unermüdlichen Thätigkeit gelang es, die Ordnung im Innern herzustellen und zu erhalten, das oberherrliche Ansehen in Polen und Böhmen geltend zu machen, Regiment und Verfassung so zu handhaben, daß der Ausdruck „Kaiser und Reich“ als die höchste gesetzliche Autorität anerkannt ward. Sachsen verdankte seinem ernsten Einschreiten den Frieden; in Salzburg, wo der unselige Raubkrieg seinen Fortgang hatte, wurde der alexandrinisch gesinnte Erzbischof Adalbert aus dem böhmischen Fürstenhaus durch Heinrich, Propst in Berchtesgaden, ersetzt; in Schwaben gaben zahlreiche Klöster, die er gründete oder in Pflege nahm, und die Freibriefe, womit er die an die hohenstaufischen Burgen sich anschließenden Städte beschenkte, Zeugnis von seiner Fürsorge für die Künste des Friedens, für die Bildung und die freiheitliche Entwickelung der künftigen Geschlechter.

Die kaiserliche Partei in Italien.

Während dieser Jahre friedlicher Thätigkeit verlor aber der Kaiser die italienischen Angelegenheiten keineswegs aus dem Auge. Christian von Mainz, seit Reinalds Tod der eigentliche Vorkämpfer der kaiserlichen Partei, wahrte die Rechte seines Herrn und des Gegenpapstes in Rom und im alten Latium, während sein Vorgänger in dem rheinischen Erzstift, Konrad von Wittelsbach, mit der Kriegsmannschaft Alexanders III. von Benevent aus die Grenzen beunruhigte. Aus Furcht vor der Rache der Römer, welche an Albano blutige Vergeltung für die vergangenen Feindseligkeiten nahmen, schloß Tuskulum einen Bund mit Alexander und begab sich unter den Schutz des Papstes. Die Mark Ankona und die Herrschaft Ravenna übertrug Friedrich dem deutschen Grafen Konrad von Lützelhard, welchen die Italiener wegen seines wunderlichen Wesens Muscancervello, „Mücken im Hirn“, nannten, im Herzogtum Spoleto setzte er den Freiherrn von Bidelulf zum Verwalter ein, und auch die Lehnsherrschaften in Tuscien und in den andern Territorien, die ihm Welf VI. abgetreten, gab er an deutsche Ritter. Den größten Dienst aber leistete Friedrich der kaiserlichen Sache dadurch, daß er den kriegsgewandten und staatsklugen Erzbischof Christian nach kurzer Abwesenheit in Deutschland schon im Jahre 1171 als seinen Stellvertreter nach Etrurien zurücksandte.

Papsttum und Städtebund.

Aber auch die Gegenpartei benutzte die Abwesenheit des Kaisers zu ihrem Vorteil. Paschalis III. war von Viterbo nach Rom zurückgekehrt, erlag aber bald einer schweren Krankheit. Getreu dem Würzburger Beschluß verharrte die kaiserliche Partei auch jetzt im Widerstand und bewirkte die Wahl des Abtes von Struma, der sich den Namen Calixtus III. beilegte. Aber obwohl er im Lateran seine Wohnung aufschlug, Alexander dagegen bald in diesem bald in

20. Sept. 1168.

jenem Landstädtchen der Campagna seinen Aufenthalt nahm, wuchs doch des letzteren Ansehen und Anhang von Tag zu Tag. Namentlich befestigte sich das innige Verhältnis zwischen dem Papsttum und dem lombardischen Städtebund, das jedoch nur in der Opposition gegen den gleichen Feind, nicht in religiösen oder politischen Motiven seine Unterlage hatte. Es wäre für die Kirche ein hoher Ruhm, bemerkt Gregorovius, wenn die Beförderung der bürgerlichen Freiheit ihre freiwillige und religiöse That gewesen wäre; aber die Päpste bekämpften die Demokratie in Rom, wo sie Schutz gegen das Papsttum am Kaiser suchte, und begünstigten sie in der Lombardei, wo sie gegen den Kaiser am Papst einen Halt fand und durch die Kirche eine moralische Kraft erhielt.

Alessandria. Um diesem Verhältnis einen äußern Ausdruck zu geben, legten die Lombarden der neuen Stadt, die sie mit gemeinsamer Anstrengung am Einfluß der Bormida in den Tanaro, hart an der Grenze von Pavia und dem Montferrat erbauten, den Namen **Alessandria** bei und setzten den Zins fest, welchen die Bürgerschaft an den Papst zu entrichten habe, wogegen dieser ein Bistum daselbst gründete und die freie Wahl der Obrigkeiten verstattete. Fest durch die unzugängliche Lage und durch die Werke, welche der Eifer der Verbündeten aufzuwerfen bemüht war, wurde die neue Stadt ein Bollwerk für das freie Vaterland und eine „Wehr gegen die Deutschen". Und so rasch stieg die Bevölkerung durch freiwillige Einwanderung aus den umliegenden Ortschaften, daß schon ein Jahr nach der Gründung 15,000 bewaffnete Bürger ins Feld ziehen konnten.

Bald war die ganze Lombardei und Venetien bis in die Romagna hinein teils freiwillig, teils gezwungen in dem Städtebund vereinigt; selbst der Feudaladel, darunter der erwähnte Malaspina, Markgraf von Lunigiana, ein ergebener Anhänger Friedrichs, sah sich zum Beitritt bewogen. Die Bundesstädte suchten sich allenthalben mit Türmen und Festungswerken zu schützen und unterhielten mit den Normannen und Griechen Verbindungen. Alle Bundesglieder verpflichteten sich durch Eid und Handschlag treu zusammenzustehen und nie einzeln mit den Hohenstaufen und ihrer Partei Frieden und Einigung zu schließen. Mailand, aufs neue mit Mauern, Thoren und Wällen umgeben und von einer durch die erlittenen Drangsale gestählten und von Freiheitsmut und Kampflust begeisterten Bürgerschaft bewohnt, stand an der Spitze der patriotischen Erhebung. In kurzem hielten in Oberitalien nur noch Pavia und der Markgraf von Montferrat zum Kaiser, in Mittelitalien bildeten die Lehnsherrschaften von Tuscien, Spoleto und Ravenna unter Christian von Mainz noch einen festen Wall, an den sich auch, durch die diplomatische Kunst des kaiserlichen Statthalters gewonnen, nach einigem Schwanken die Seestädte Genua und Pisa, sowie Lucca, Siena und Pistoja anlehnten.

Belagerung von Ankona. 1174. Venedig suchte aus Besorgnis und Verdruß über die Byzantiner, welche sich in Ankona festzusetzen Miene machten und in einem Streit mehrere venetianische Kaufleute verhaftet und Schiffe in Beschlag genommen hatten, einen Rückweg zum Kaiser offen zu halten. Eifersüchtig auf Ankona, das unter grie-

chischem Schutze mit der „Königin der Meere" im Handel auf der Adria und in den östlichen Gewässern zu rivalisieren wagte, ließen sich die Venetianer durch den klugen Reichskanzler bewegen, die Stadt mit ihren stolzen Fahrzeugen von der Seeseite einzuschließen, während Christian selbst mit der gesamten Kriegsmannschaft, die er aufzubringen vermochte, die Belagerung zu Lande unternahm. Aber mit Ausdauer widerstanden die Bürger von Ankona dem übermächtigen Feinde. Sie versenkten und verbrannten venetianische Schiffe, schlugen die Stürme des Landheeres zurück und ertrugen die entsetzlichsten Hungerleiden. Schon verzweifelten sie an aller Rettung, als die Ankunft befreundeter Hilfsmannschaft Erlösung brachte. Der Reichskanzler brach im Oktober seine Zelte ab und zog nach Tuscien zurück und die venetianische Flotte verließ den Hafen. Mit Jubel und Festlichkeiten feierte Ankona seine Befreiung.

Diese Vorgänge konnten dem Kaiser, der gerade um dieselbe Zeit in die lombardische Ebene einzog, als Vorspiel seiner eigenen Schicksale dienen. Nachdem auf einem Reichstage in Nimwegen das Aufgebot zum fünften Italienerzug beschlossen worden, war er mit beträchtlichen Streitkräften nach Burgund aufgebrochen und über den Mont Cenis in das savoyische Land hinabgestiegen. Susa, das einst so feindselig gegen den Kaiser aufgetreten war (S. 715), fühlte zuerst die Hand der Vergeltung. Die Einwohner hatten sich in die Berge geflüchtet, aber die Stadt wurde niedergebrannt. Turin öffnete freiwillig die Thore, Asti wurde zur Übergabe gezwungen; in raschem Zuge rückte das durch Hilfsvölker von Montferrat und Pavia verstärkte Heer, trotz der regnerischen Herbsttage, auf Alessandria los, um vor Eintritt des Winters die feindliche Stadt, welche die Lombarden als wahren „Trutzkaiser" ihm in den Weg gestellt hatten, in seine Gewalt zu bringen. Aber die Regengüsse, welche die Ströme zur Überflutung anschwellten und das Erdreich in Sumpfland verwandelten, die Winterkälte, verbunden mit Schneegestöber und Glatteis, die Schwierigkeit der Verpflegung und die Tapferkeit der Einwohner bewirkten, daß der Belagerungskrieg sich in die Länge zog. Vier Wintermonate lag das kaiserliche Heer vor den Mauern; alle Stürme wurden zurückgeschlagen, Verstümmelung der Gefangenen und Kriegsgreuel aller Art steigerten die Erbitterung; die stille Woche vor Ostern wurde durch Kriegslärm und blutige Kämpfe entweiht. Der Kaiser, der einen verborgenen Minengang unter die Stadt angelegt hatte, strengte alle Kräfte und Listen an, um vor Ankunft des lombardischen Bundesheeres, das unter Ezzelino von Romano, dem Stammler oder Mönch, und unter Anselm von Dovera im Anzug war, der Stadt Meister zu werden. Umsonst: die Kriegsmannen, die aus dem unterirdischen Gange auf dem Marktplatze emporstiegen, wurden von den Wachen bemerkt und von den herbeieilenden Bürgern niedergeschlagen und der gleichzeitige Angriff von außen zurückgeworfen.

Friedrich vor Alessandria. 1174. 1175. — *1175.* — *10. April.*

Nun ließ der Kaiser die Zelte abbrechen und zog dem Lombardenheer entgegen. Bei Montebello in der Nähe von Pavia schlugen beide Teile nicht

Waffenruhe und Unterhandlungen. 1175.

gar weit von einander ihre Lager auf. Die Lombarden, unbekannt mit den großen Verlusten, die das kaiserliche Heer vor Alessandria erlitten, und mehr geneigt zu einer Ausgleichung durch friedliche Übereinkunft als zu einer Entscheidung durch die Waffen, nahmen die dargebotenen Unterhandlungen an. 16., 17. April. Das Ergebnis derselben war ein Präliminarvertrag (16., 17. April), welcher die Formalitäten für die zu führenden Friedensunterhandlungen festsetzte, bei denen die Lombarden nicht bloß ihre eigene Freiheit, sondern auch die Interessen der römischen Kirche wahren wollten. Demgemäß reichten beide Teile schriftlich ihre Forderungen ein; die Unterhändler, drei von jeder Seite, entwarfen danach einen Friedensvertrag, der die meisten Punkte befriedigend ordnete; in denjenigen, wo man sich nicht einigen konnte, sollte Cremona, das sich geschickt zwischen den streitenden Parteien zu einer selbständigen Bedeutung erhoben hatte, einen für beide Teile bindenden Schiedsspruch abgeben. Alessandria wurde in den Frieden nicht mit einbegriffen, sondern erhielt nur einen Waffenstillstand bewilligt. Darauf vollzogen die Lombarden feierlich ihre Unterwerfung: die Schwerter um den entblößten Nacken streckten die Krieger vor Friedrich die Waffen und senkten mit gebeugtem Knie ihre Banner und Fahnen dem Herrscher zu Füßen, der sie dagegen von aller Strafe lossprach und feierlich zu Gnaden annahm. Eines allgemeinen Friedens, wie es schien, völlig sicher, entließ der Kaiser darauf sein Heer und die deutschen Fürsten kehrten mit ihren Mannen nach Deutschland zurück. Bald aber ergaben sich unerwartete Schwierigkeiten. Zunächst verlangten die Lombarden, daß der ihnen verbündete Papst in den Frieden mit eingeschlossen werde; der Kaiser war dazu bereit und auf seine Einladung erschienen päpstliche Gesandte in Pavia, die ehrerbietig aufgenommen wurden; aber eine Verständigung kam nicht zu stande. Die Entscheidung lag demnach bei Cremona: in betreff der Regalien ging dessen Spruch dahin, daß Friedrich nur die Rechte zu beanspruchen habe, welche Kaiser Heinrich V. anerkanntermaßen geübt habe, ergriff also in allen einzelnen Streitfragen die Partei der Lombarden. Auf der andern Seite aber erklärte Cremona, in betreff der Anerkennung oder Verwerfung Alexanders III. könne es Friedrich halten wie er wolle, nur dürfe er keine Stadt wegen ihrer alexandrinischen Gesinnung behelligen; ebenso stellte sich Cremona auf des Kaisers Seite in dem dritten Streitpunkte, indem es verfügte, Alessandria habe sich dem Kaiser zu unterwerfen. Gegen die Unparteilichkeit dieses Spruchs war nichts einzuwenden; auch nahm Friedrich denselben an und war bereit ihn auszuführen. Da traten die Lombarden mit der unerwarteten Erklärung hervor, diese Bedingungen nicht annehmen zu können und eröffneten die Feindseligkeiten wieder. Fast möchte man vermuten, daß diese Wendung von vornherein beabsichtigt, von den Lombarden ein klug berechnetes Trugspiel gespielt war, um den Kaiser zu überlisten und zu entwaffnen. Denn dieser stand jetzt ohne Heer seinen Todfeinden gegenüber. Briefe und Boten gingen daher nach Deutschland, die Fürsten zu schleunigem

Zuzug zu mahnen; aber dieselben kamen langsam und nicht in geeigneter Stärke: denn wie eifrig auch Philipp von Heinsberg, Reinalds Nachfolger im Erzbistum Köln, des Kaisers Sache betrieb, die Reichshilfe als eine Pflicht der Vaterlandsliebe darstellend, der mächtigste Fürst, auf den Friedrich am meisten gerechnet hatte, Heinrich der Löwe, versagte ihm seinen Beistand. Unter allerlei Ausflüchten weigerte er sich, dem Rufe des Kaisers zu folgen. Selbst eine persönliche Zusammenkunft der beiden Herrscher in Partenkirchen oder Chiavenna, wo Friedrich fußfällig den Sachsenherzog um Hilfe angefleht haben soll, blieb ohne Erfolg.

Friedrich ruft Hilfstruppen aus Deutschland.

Wir wissen, welche Beweise von Freundschaft und Wohlwollen der Hohenstaufe seit dem Anfange seiner Regierung dem Welfen gegeben; nur durch das Bündnis mit dem Kaiser war es dem Herzog gelungen, seine Herrschaft über die Küstenländer der Ost- und Nordsee auszudehnen, über Sachsen und Westfalen, über Braunschweig und Thüringen, über Friesland, Oldenburg und Holstein mit königlicher Macht zu schalten, die Slawen zur Zinspflicht und zur Annahme des Christentums und der germanischen Kultur zu bringen und in Bayern sich ein wichtiges Vorwerk zu weiteren Vergrößerungen zu schaffen. Mit Recht durfte daher der Hohenstaufe erwarten, daß Heinrich in Anerkennung solcher Beweise von Gunst und Freundschaft bei dem alten Waffenbunde ausharren und ihm in der Not mit seiner mächtigen Hilfe beistehen würde. Aber in der Brust des Löwen wurden die Regungen des Gemütes, das Gefühl der Dankbarkeit, die Erinnerungen an die alte Wehrgenossenschaft, an die gemeinsamen Kriegsthaten vor Rom erstickt durch die Stimme der Politik, der Herrschgier, der Selbstsucht. Schon auf dem Fürstentage zu Nimwegen, wo Heinrich sich dem Aufgebote entzog, trat es zu Tage, daß dem Herzog seine eigenen Angelegenheiten näher lagen, als die Interessen des Reichs. Doch scheint Friedrich über das Zurückbleiben desselben damals nicht ungehalten gewesen zu sein; wenigstens finden wir das ganze Jahr hindurch keine Veränderung in der Haltung des einen zum andern. Auf dem Reichstag zu Regensburg, wo die Lage des Salzburger Erzstifts zur Beratung kam, war der Herzog an der Seite des Kaisers. Vielleicht ließ ihn dieser sogar gern als Hüter und Wächter seiner eigenen Stellung im Reich zurück, in dem Glauben, daß er ihn jederzeit an sich ziehen könnte. Über den näheren Hergang der Dinge und über die wahren Motive der Weigerung des Herzogs sind wir im Dunkeln; doch lassen sich aus den Verhältnissen und aus der Natur der Personen einige Schlüsse über die Beweggründe ziehen, welche den Entschluß herbeigeführt haben mögen. Wie die Stellung Heinrichs des Löwen sich im Laufe der Jahre entwickelt hatte, krankte sie an einem inneren Widerspruche, der schließlich zu einem Konflikte führen mußte. Der durch des Kaisers Parteinahme für ihn gewonnene Sieg Heinrichs über seine sächsischen Gegner und deren mächtige Bundesgenossen hatte dem Herzog eine fast königliche Macht verschafft: die nach dem Tode Albrechts des Bären erfolgte Zerschlagung der Nordmark hatte ihn von seinem gefährlichsten Nebenbuhler befreit; die einst dem Reiche zustehende Oberhoheit Dänemark gegenüber wurde, wie der Ausgang des Streites mit König Waldemar über Rügen gezeigt hatte (S. 719), thatsächlich von Heinrich geübt, und zwar straffer und erfolgreicher als je zuvor; dazu kam die seiner Energie und Sorgfalt zu dankende blühende Entfaltung der christlichen und der deutschen Kultur in den slawischen Landen, von der ganz Deutschland den reichsten Gewinn hatte. Heinrich konnte geradezu für den Stellvertreter des Kaisers im Norden und Osten gelten, und so scheint Friedrich selbst ihr Verhältnis auch aufgefaßt zu haben, und nur so war es zu erklären, daß die üblen

Heinrich der Löwe weigert Beistand. — *Juni 1174.* — *Motive seiner Haltung.*

Folgen, welche die vorzugsweise auf Italien gerichtete Kaiserpolitik unter Otto II. und Otto III. gehabt hatte, unter Friedrich bisher nicht eingetreten waren. Von Bedeutung für die nun beginnende Krisis waren dann ferner auch die besonderen Verhältnisse Sachsens: wir kennen bereits Heinrichs planmäßiges, aber durchaus gewaltsames Vorgehen, durch welches er im östlichen Sachsen seine herzogliche Gewalt auf Kosten des Reichs und zum Nachteil der Reichsunmittelbaren unausgesetzt erweiterte. Die Opposition des sächsischen Adels war in stetem Wachstum begriffen, sie hatte den Herzog schon 1167 in ernste Gefahr gebracht; seine Entfernung aus Sachsen hätte ohne Zweifel das Signal zu einem neuen allgemeinen Ansturm gegen ihn gegeben. Endlich aber hatte sich allmählich ein gewisser Gegensatz zwischen Heinrich und seinem kaiserlichen Vetter, zwischen welfischen und staufischen Interessen entwickelt, der mit jenen sächsischen Verhältnissen zusammen auf eine Krisis hindrängte. Zunächst scheint doch auch Heinrich der Löwe allmählich an der Berechtigung und der Durchführbarkeit der kirchlichen Politik Friedrichs irre geworden zu sein. Ohnehin war er durch seine bisherige Haltung in einen schroffen Gegensatz zu der traditionellen Politik seines papstfreundlichen Hauses geraten: schon des Herzogs Wallfahrt nach dem Heiligen Lande 1172 (S. 720) scheint man auf kirchliche Zweifel und Gewissensskrupel zurückgeführt zu haben. Während der Belagerung Mailands hatte Friedrich dann Heinrich unter den Fürsten genannt, die er für den Fall seines Todes als Nachfolger empfahl: diese Aussichten waren längst völlig entschwunden. Bei den Verhandlungen über die Erbschaft des einsamen Welf VI. war Heinrich durch sein eigenes Verschulden durch den Kaiser überflügelt worden und hatte seinem Hause eine glänzende Anwartschaft entgehen sehen. Auch mag seine Verschwägerung mit Heinrich II. von England, der nach langem Schwanken endlich seinen Frieden mit Alexander III. gemacht hatte, und mit Wilhelm II. von Sizilien, dem Bundesgenossen des hierarchischen Papsttums, der Lombarden und Byzantiner, nicht ohne Einfluß auf seine politische Auffassung geblieben sein. Alles das mußte ihn der Leistung der vom Kaiser geforderten Hilfe abgeneigt machen. Vor allem mußte er sich sagen, daß seine Entfernung aus Sachsen eine neue allgemeine Erhebung seiner dortigen Feinde, zu denen vertraute Räte des Kaisers, wie Wichmann von Magdeburg und Philipp von Köln gehörten, unmittelbar zur Folge haben würde. Nur wenn er dagegen Sicherheit gewann, war für ihn der Zug nach Italien möglich. Dafür spricht auch die Nachricht, daß der Herzog die alte Kaiserstadt Goslar, den Schlüssel von Obersachsen, als Preis seiner Kriegshilfe gefordert habe und ungehalten war, als Friedrich sich weigerte, den letzten festen Platz auf dem Harze samt den wichtigen Bergwerken aus der Hand zu geben. Man wird den Erwägungen, die Heinrich zur Ablehnung des von dem Kaiser geforderten Hilfszugs bestimmten, eine gewisse Berechtigung billigerweise nicht versagen können. Von seinem Standpunkt aus mußte dem Herzog ein solches Unternehmen gerade in jenem Augenblicke äußerst gefährlich erscheinen. Er hätte dadurch nicht bloß alles in Sachsen mühsam Gewonnene aufs Spiel gesetzt, sondern seine slawischen Eroberungen und die Abhängigkeit Dänemarks, sein ganzes Übergewicht im Nordosten in Frage gestellt. Die politischen Interessen des Nordens waren aber wesentlich andere als die des Südens: es lebte die alte Opposition des sächsischen Stammes gegen die Kaiserpolitik in etwas veränderter Gestalt wieder auf. Und deshalb konnten auch die durch hin und her gehende Boten geführten Unterhandlungen kein Ergebnis haben, deshalb konnte auch der Kaiser persönlich, selbst um den Preis einer Demütigung, keine andere Entscheidung erwirken.

Die Zusammenkunft in Partenkirchen oder Chiavenna. März 1176.

Über die persönliche Zusammenkunft der Fürsten sind die Berichte nicht zuverlässig. Bald wird Chiavenna, bald ein Ort in Südbayern, Partenkirchen, genannt. Für letzteren spricht der Umstand, daß sich Heinrich in den ersten Monaten des Jahres

1176 in Bayern aufgehalten und auf Gerichts- und Landtagen verschiedene Streitsachen erledigt hat; für ersteren, daß er noch innerhalb des Reichs, an der Grenze Schwabens gegen Italien lag. Daß die Szene in der Folge mit pathetischen Zügen und ergreifenden Zusätzen ausgemalt wurde, liegt in der Natur der Sache. Welthistorische Begebenheiten von tiefgreifenden Folgen, erschütternde Wechselfälle des Schicksals, überraschende Übergänge erregen die Phantasie und fordern zur poetischen Ausschmückung auf. Nach der gewöhnlichen Erzählung warf sich der Kaiser dem Herzog zu Füßen und flehte um dessen Beistand in der Not; dieser beharrte jedoch bei seiner Weigerung und ließ den Bittenden ohne Erhörung in seiner demütigen Stellung. Da richtete die Kaiserin Beatrix den Gemahl auf und ermahnte ihn, dieser Schmach eingedenk zu sein, wie Gott ihrer gedenken werde. Jordanus aber, des Herzogs Truchseß, pries seinen Herrn glücklich, denn nachdem der Kaiser vor ihm gekniet, werde unzweifelhaft auch noch die kaiserliche Krone auf sein Haupt kommen.

Bei der Annäherung der Hilfstruppen der übrigen deutschen Fürsten eilte Friedrich mit seiner geringen Streitmacht denselben entgegen und vereinigte sich mit ihnen bei Trier. Im Kriegsrat waren manche der Ansicht, man solle mit den Lombarden, die 100,000 Mann stark sich in Mailand gesammelt hatten oder noch im Anzug begriffen waren, sich nicht sofort in einen Kampf einlassen, sondern zuvor Christian von Mainz, den Markgrafen von Montferrat und andere treue italienische Reichsvasallen heranziehen; aber sei es, daß der Kaiser in seinem ritterlichen Sinne glaubte, es sei der deutschen Ehre unwürdig, einem Kampfe gegen „Empörer" auszuweichen, sei es, daß die Vortruppen ohne ausdrücklichen Befehl aneinander gerieten: genug, aus den Gefechten im nahen Handgemenge entwickelte sich bald die Schlacht bei Legnano. Im Anfang waren die Deutschen siegreich; als der Kaiser, in leuchtender Rüstung allen sichtbar, und neben ihm der kühne Bannerträger mächtig einstürmten, wurde der eine Flügel durchbrochen und zum Weichen gebracht. Aber das Mitteltreffen, wo die Mailänder „Schar des Todes", die geschworen hatte zu siegen oder zu sterben, im Viereck aufgestellt war und die „heilige Schar" den Fahnenwagen schützte, stand fest wie eine Mauer, unbeweglich, undurchdringlich. Nicht nur, daß die tapfere Bürgerwehr den Stoß des geharnischten Ritterheeres mutig aushielt, sie ging bald selbst zum Angriff über und drang mit solcher Gewalt auf die Feinde ein, daß, als die Brescianer durch einen geschickten Flankenangriff sie unterstützten, die Reihen des kaiserlichen Heeres durchbrochen wurden. Der Bannerträger fiel, von einem Pfeil durchbohrt, im Getümmel der Schlacht, Friedrich stürzte verwundet mit seinem Pferde und entschwand den Blicken der Seinen. „Der Kaiser ist gefallen!" hieß es, und das Schreckenswort brach den letzten Widerstand der Deutschen. Bald wurde die Flucht allgemein, die Niederlage vollständig. Die kaiserliche Hilfsmannschaft von Como, die, von ihren erbitterten Landsleuten als Vaterlandsverräter gehaßt, keine Schonung zu hoffen hatte, deckte zum großen Teil das Schlachtfeld. Die reiche Beute des Lagers, darunter des Kaisers Schild und Lanze, fiel in die

Die Schlacht bei Legnano. 1176.

29. Mai 1176.

Hände der Sieger; aber ihn selbst suchten sie vergebens unter den Gefallenen. Zu ihrem großen Verdruß vernahmen sie, daß er sich auf weiten Umwegen nach Pavia gerettet habe.

2. Der Kongreß in Venedig und Alexanders III. Ausgang.

Der Kaiser neigt zum Frieden.

So empfindlich die Niederlage der kaiserlichen Waffen war, so fehlten Friedrich doch durchaus nicht die Mittel zu einer nachdrücklichen Fortsetzung des Kampfes; seine Lage war keineswegs so verzweifelt, wie die siegreichen Lombarden in dem ersten Rausch des Triumphes gemeint hatten. Daher dachte der Kaiser auch jetzt nicht an einen Frieden, weder mit dem Papst, noch mit den Lombarden; vielmehr war er entschlossen, den Kampf gegen beide fortzusetzen. Anders aber urteilten die Fürsten, namentlich die streitbaren geistlichen Fürsten, welche in den letzten Jahren die Last des großen Kampfes neben dem Kaiser vorzugsweise getragen hatten. Im Hinblick auf die kirchliche Lage erklärten Wichmann von Magdeburg, Philipp von Köln u. a. dem Kaiser jetzt gerade heraus, die Fortsetzung des Kampfes gegen Alexander III. sei unmöglich und aussichtslos und sie könnten ihrerseits zu einer solchen nicht mehr mitwirken: sie verlangten Versöhnung mit der Kirche, um den Kampf gegen die Lombarden fortsetzen zu können. Freilich war es von vornherein zweifelhaft, ob eine solche Teilung der Gegner gelingen würde; aber es blieb Friedrich der entschiedenen Haltung solcher Männer gegenüber nichts übrig, als sich zu fügen. Freilich scheint er es in der Hoffnung gethan zu haben, daß die Gegner einen Abschluß vereiteln und ihm dadurch wieder freie Hand geben würden.

Vertrag von Anagni. 1176. Okt. 1176.

So gingen denn Wichmann von Magdeburg, Christian von Mainz und Konrad von Worms im Oktober 1176 nach Anagni an den päpstlichen Hof und fanden dort eine entgegenkommendere Aufnahme, als Friedrich erwartet und gewünscht haben mochte. Alexander III. ersehnte den Frieden: denn war auch der Gegenpapst Calixtus III. ohne Macht und Ansehen, so wohnte er doch im Vatikan, indes der rechtmäßige Kirchenfürst, durch das römische Volk von dem Apostelsitz ferngehalten, in der Campagna umherwanderte. Zwar nahm Alexander äußerlich die Miene an, als werde er seine Sache niemals von der seiner Verbündeten in der Lombardei trennen, aber es zeigte sich bald, daß kirchliche Hierarchie und städtische Freiheit nie aufrichtige Bundesgenossen sein können. Man erinnerte sich noch am päpstlichen Hofe zu lebhaft der Sympathien, welche einst Arnold von Brescia bei den lombardischen Kommunen gefunden, und an dem römischen „Senat und Volk" hatte man ein abschreckendes Beispiel, was der Nachfolger der Apostel von dem republikanischen Geist zu erwarten habe. Daher vereinigten sich bald in geheimen Zusammenkünften die Bevollmächtigten der beiden Oberhäupter zu einem Vertrag, kraft dessen der Kaiser den Papst Alexander III. als rechtmäßig gewählten Oberhirten der Kirche anerkannte und den Gegenpapst Calixtus III. und dessen „sogenannte" Kardinäle, nach Zusicherung

ehrenvoller Kirchenämter, aufgab, Alexander III. dagegen sich verpflichtete, die „schismatischen Ordinationen" in Deutschland zu bestätigen, d. h. die dort von Friedrich und seinen Gegenpäpsten getroffenen Besetzungen der Kirchenämter für gültig zu erklären. Ferner verzichtete Friedrich auf die Kaiserrechte in Rom und versprach alles Eigentum mit Inbegriff der Mathildischen Güter der römischen Kirche zurückzuerstatten, wogegen der Papst die Vermittelung zwischen den Lombarden und dem Kaiser übernahm. Amnestie und gegenseitige Unterstützung zur Erzielung eines allgemeinen Friedens bildeten die eigentliche Grundlage der Übereinkunft von Anagni, die jedoch vorläufig nur als „Verheißungsakte" aufgefaßt wurde und erst auf einem Friedenskongreß ihre volle Gültigkeit erhalten sollte.

Wie viele Stimmen sich auch gegen die Übereinkunft vernehmen ließen, und wie unzufrieden insbesondere die Lombarden und die alexandrinischen Eiferer sich darüber äußerten, dem Papst war die Beilegung des langen Haders und die Herstellung der kirchlichen Einheit ein zu wichtiges Anliegen, als daß er nicht den Frieden aus allen Kräften hätte betreiben sollen. Und damit die italienischen Angelegenheiten allseitig geordnet werden möchten, sollten auch Bevollmächtigte des sizilischen Königs Wilhelm II., der um dieselbe Zeit die Tochter Englands, Johanna, als Braut heimführte, beigezogen werden. Bologna war von dem Papste und den Lombarden für den Kongreß in Vorschlag gebracht worden, aber der Kaiser legte Einspruch ein und empfahl Venedig oder Ravenna. In Ferrara sollte die Entscheidung getroffen werden. Zu dem Ende begab sich Alexander III. auf einer Galeere des Normannenkönigs nach Venedig und von dort in jene Stadt. Hier sprach er in einer merkwürdigen Rede zuerst dem himmlischen Vater seinen Dank aus, „durch dessen Walten es geschehen sei, daß ein schwacher Greis, ein wehrloser Priester die waffengerüsteten Deutschen überwältigt habe", und versicherte die Lombarden, daß sie, die solange die Genossen seiner Leiden gewesen, nun auch die Genossen seiner Freuden sein sollten; die städtischen Abgeordneten dagegen antworteten mit hohem Selbstgefühl, durch ihre Waffen sei die Freiheit Italiens gerettet und die Kirche zum Sieg geführt worden, sie hätten nicht mit Worten, sondern mit ehernen Thaten gestritten, ihre Brust sei der Schild gewesen, der den wider Rom gerichteten Stoß abgewehrt habe, daher dürften sie auch erwarten, daß der heilige Vater den Frieden nicht ohne sie abschließen werde; sie würden aber nur einen solchen Frieden eingehen, der ihre Rechte und ihre Freiheit gewährleiste, denn sie seien entschlossen lieber rühmlich zu sterben als elend in Knechtschaft fortzuleben. Nach längeren Verhandlungen wurde schließlich Venedig als Kongreßort bestimmt. Doch mußte der Doge Ziani samt dem Volke eidlich Bürgschaft leisten, daß der Kaiser vor Abschluß des Friedens ohne Genehmigung Alexanders die Grenzen der Stadt nicht überschreiten dürfe und daß allen Reisenden sicheres Geleit gewährt werde.

Alexander und die Lombarden in Ferrara. April 1177.

April 1177.

Kongreß von Venedig. Mai bis Aug. 1177. Es war ein vielbewegtes Leben, das den Sommer über in der Markusstadt zur Entfaltung kam. Zu der geschäftigen Menge, die sich gewöhnlich an den Gestaden, auf den freien Plätzen, in den engen Straßen umhertrieb, zu der bunten Welt von Kaufleuten, Schiffern, Händlern und Kriegsmannen, welche die große Handelsthätigkeit, die belebte Seefahrt, die ununterbrochenen Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande in der Lagunenstadt zu vereinigen pflegten, kamen nun noch Gesandtschaften aus der Nähe und Ferne, zum Teil mit stattlichem Gefolge, um mitzuwirken an dem großen Friedenswerke, das dort abgeschlossen werden sollte, oder um Zeuge zu sein von dem mächtigen Schauspiel, das bevorstand. Nicht allein die Beteiligten und Geladenen erschienen daselbst; neben dem Papst und seiner Geistlichkeit, neben den hochgestellten Kirchenfürsten, welche als des Kaisers vertraute Geschäftsführer mit Stolz und Selbstgefühl auftraten und unter denen die hohe Gestalt und die imposante Persönlichkeit Christians von Mainz vor allen die Blicke auf sich zog, neben den Bevollmächtigten der lombardischen Städte, welche zum erstenmal als gleichberechtigte Vertreter freier Gemeinwesen in den Fürstenrat eintraten, zum erstenmal als bürgerliche Abgeordnete an den Verhandlungen über die wichtigsten politischen Anliegen selbständig teilnahmen, neben den Botschaftern des Normannenkönigs, dem Grafen Roger von Andria und dem Erzbischof Romuald von Salerno mit großem Geleite, erschienen noch viele geistliche und weltliche Herren aus Deutschland, nach der Sitte der Zeit von Reisigen und zahlreicher Dienerschaft begleitet, erschienen noch Gesandte der Könige von England und Frankreich mit glänzendem Gefolge, so daß allmählich die Zahl der Anwesenden sich auf 8000 belaufen haben soll. Dazwischen trieben sich zahlreiche Mönche in geschäftiger Thätigkeit umher, eifrig bemüht, den Kirchenfrieden herzustellen und zu dem Behuf von einem zum andern wandernd.

Stellung des Kaisers. Nach dem Ausgange der Schlacht bei Legnano hätte man erwarten sollen, daß die kaiserliche Partei bei dem Kongresse zu einer demütigen Stellung herabgedrückt worden wäre; wenn gleichwohl Friedrichs Botschafter des größten Ansehens genossen, ja das entscheidende Wort führten, wenn der Kaiser selbst, der während der Verhandlungen mit seinem Hofstaat in der nahen Inselstadt Chioggia weilte, so sehr als das leitende Haupt, als der entscheidende Schiedsrichter angesehen ward, daß seine Parteigänger, unterstützt von dem venetianischen Volke, einmal ernstlich den Versuch wagen konnten, ihn gegen die ausdrückliche Vertragsbestimmung wie im Triumphe in die Stadt einzuführen, damit er die Friedensbedingungen eigenmächtig vorschreibe und festsetze, ein Vorhaben, das nur an dem entschiedenen Widerspruch der normännischen Gesandtschaft und der Drohung augenblicklicher Abreise scheiterte, so kann man daraus den Schluß ziehen, wie sehr die kaiserliche Macht trotz der Schlacht von Legnano in Achtung stand. Wohl war dieselbe für die italienischen Kommunen das Marathon ihrer Freiheit und Unabhängigkeit; aber sie mußten sich

vorerst mit dem halben Preise ihres Sieges begnügen und konnten nicht verhindern, daß zur Zeit der Friedensverhandlungen eine große Anzahl Städte, unter ihnen das mächtige Genua, sich von dem Lombardenbunde trennten und zum Kaiser übertraten. Friedrich hatte die Zwischenzeit wohl benutzt, um die Sonderinteressen und den Geist des Partikularismus zu wecken und zu stärken und den alten Hebel der Machtherrschaft, die Trennung der Gegner, einzulegen.

Die Lombarden kamen bald zu der Erkenntnis, daß sie an dem Papst keine zuverlässige Stütze hatten. Er trennte seine Sache von der ihrigen und überließ es ihnen, für sich selbst zu sorgen. Da ergaben sich denn bei der Verschiedenheit der Ziele und Anschauungen im Laufe der Verhandlungen so viele schwierige Fragen, daß an einen definitiven Friedensabschluß vor der Hand nicht zu denken war. Man vereinigte sich daher zunächst zu einem sechsjährigen Waffenstillstand auf Grund der bestehenden Verhältnisse und mit Gewährleistung gegenseitiger Sicherheit des Eigentums und friedlicher Ausgleichung neu entstehender Streitigkeiten, die schließliche Ordnung der Zukunft überlassend. Ein ähnliches Abkommen wurde auch mit den Normannen getroffen, nur daß hier die Waffenruhe auf den Zeitraum von fünfzehn Jahren ausgedehnt ward. Dagegen wurde der Kirchenfriede hergestellt. Die in Anagni festgesetzten Präliminarartikel wurden in der Hauptsache sanktioniert, aber die von seinen Gesandten zugestandene Abtretung der Mathildischen Güter bewilligte der Kaiser nicht, erreichte aber auch den von ihm geforderten förmlichen Verzicht Alexanders auf dieselben nicht: die Streitfrage wurde einem künftig zu berufenden Schiedsgerichte vorbehalten. Während die schismatisch geweihten Bischöfe Italiens Alexander III. preisgegeben wurden, sollten die Deutschlands in Amt und Würden bleiben, mit alleiniger Ausnahme Geros in Halberstadt, statt dessen der einst durch Heinrich den Löwen verdrängte Ulrich restituiert werden sollte. Der frühere Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, sollte den Stuhl von Salzburg erhalten. Adalbert wurde aufgegeben, der dermalige Inhaber Heinrich von Berchtesgaden zum Bischof von Brixen eingesetzt.

Die Beschlüsse.

Nachdem Graf Heinrich von Diez in des Kaisers Namen den Frieden beschworen, löste der Papst den Bann, der bisher auf dem Haupte Friedrichs gelegen, und gab seine Einwilligung zu dessen Einholung nach der Lagunenstadt. Auf festlich geschmückten Galeeren segelten nun die venetianischen Edlen nach Chioggia hinüber und führten den kaiserlichen Herrn in ihre stolze Stadt, die schon damals der Markt der Welt war, wo Morgenland und Abendland zum friedlichen Verkehr sich begegneten. Auf den Stufen der Markuskirche empfing Alexander den Kaiser. Der Hohenstaufe küßte dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus die Füße, dieser richtete ihn auf und erteilte ihm den Friedenskuß und den Segen. Nach vollbrachtem Hochamte verließen sie die Kirche, und nun sah man den stolzen Herrscher neben dem reichgeschmückten Zelter des Kirchenfürsten den Steigbügel in der Hand durch die dichtgedrängten Reihen des Volkes ein-

Der Versöhnungsakt vor der Markuskirche. 25. Juli 1177.

Schluß des Kongresses. 1. Aug. herschreiten. Am 1. Aug. wurde die feierliche Schlußsitzung gehalten. Nachdem der Papst vom erhabenen Throne herab den Kaiser zur Rechten, den Erzbischof Romuald, den Botschafter des Normannenkönigs und Geschichtschreiber dieses Kongresses, zur Linken vor den versammelten Fürsten, geistlichen Würdenträgern und Bevollmächtigten des Städtebundes seine Freude ausgesprochen, daß der teure Sohn der Kirche, der so lange verloren gewesen, nun wieder gefunden sei, und Friedrich in einer von Erzbischof Christian übersetzten deutschen Rede eingestanden, daß er seinen bisherigen Irrtum einsehe und Alexander als den rechtmäßigen Hirten der Christenheit anerkenne, wurde von allen Seiten der Friede nochmals beschworen und dann der Kongreß geschlossen.

Bedeutung und Resultate. Es war ein welthistorischer Akt, der sich noch lange in der Erinnerung und im Munde des Volkes erhalten hat, auf den die Venetianer die uralte Volkssitte der Vermählung des Dogen mit der Adria zurückführten. Wenngleich die Ergebnisse zum Teil nur in einem Kompromiß bestanden, das erst in Zukunft seine völlige Erledigung finden sollte, so wurden doch die Keime wichtiger staatsrechtlicher Ideen in einen fruchtbaren Boden gesenkt, so wurden doch Ansätze zu neuen Entwickelungen gemacht, die bald Anerkennung und Berechtigung forderten. In Beziehung auf die Stellung des Papsttums und Kaisertums freilich ist kein neuer Standpunkt geschaffen, ist die alte Streitfrage über die Weltherrschaft zu Gunsten der hierarchischen Auffassung entschieden worden; wenn auch in den Formen weniger grell und verletzend, ist doch der gregorianische Geist auch diesmal als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen. Der kühne Gedanke einer Nationalkirche, das selbstbewußte Auftreten des deutschen Klerus und Herrenstandes in Würzburg waren wie ein Traum verschwunden; der stolze Wortführer des Papstes in Besançon saß fest auf dem apostolischen Stuhl, und es konnte noch als Zeichen seiner Mäßigung gepriesen werden, daß er um des Friedens willen über die Vergangenheit den Schleier des Vergebens und Vergessens breitete und seine ehemaligen Gegner und Widersacher zu Gnaden annahm. In dem großen christlichen Gottesreiche stand das Kaisertum in zweiter Linie; dies mußte Friedrich selbst eingestehen, als er vor der Markuskirche dem vieljährigen Gegner den Steigbügel hielt. Die Unterwerfung unter das Papsttum mochte übrigens dem Hohenstaufen weniger empfindlich sein als die Anerkennung der Selbständigkeit der lombardischen Freistädte. Dort folgte er dem Zuge der Zeit, der alle Gemüter mit sich fortriß, eine Demütigung unter den Oberhirten der Christenheit erschien der damaligen Welt als ein Akt der Frömmigkeit und religiösen Hingebung, und wenn noch, wie in dem gegenwärtigen Vergleich, der Schein des Rechts gewahrt, die Würde und Majestät des Herrschers nicht erniedrigt wurde, so konnte die Nachgiebigkeit als die Wirkung göttlicher Erleuchtung und besserer Einsicht aufgefaßt werden. Anders war die Stellung zu dem Lombardenbund. Gebannt in den Vorstellungskreis von feudalmonarchischer Hoheitsgewalt und altrömischem Kaiserrecht, sah Friedrich in der oppositionellen Haltung der Städte „eine strafwürdige Auflehnung der Knechte gegen ihren Oberherrn“. Die Teilnahme lombardischer Abgeordneter an dem Kongreß war daher schon eine große Errungenschaft der Freiheit, durch die Zulassung selbständiger Vertreter zu den Sitzungen gestand Friedrich seine Niederlage ein. Daher seine Abneigung gegen einen definitiven Friedensschluß, daher die Bemühungen seiner Partei, mit Hilfe der venetianischen Demokratie dem Kaiser einen triumphierenden Einzug zu bereiten, damit er als Reichsoberhaupt durch eine Art Staatsstreich die Friedensbedingungen diktiere, daher endlich das Hinausschieben der Entscheidung, um sich die Hände nicht zu binden. Aber wie sehr sein Herrscherstolz sich

sträubte, mit den Lombarden auf gleichem Fuße zu unterhandeln, die Bedingungen des Waffenstillstandes gaben doch Zeugnis, daß er zum Nachgeben sich gezwungen sah, daß durch die Übereinkunft mehr der Schein als das Wesen der Hoheit gewahrt sei. Eine Amnestie sollte die Schuld verabsäumter Lehnspflichten sowohl für die Vergangenheit als für die Dauer des Waffenstillstandes der Vergessenheit und Straflosigkeit überweisen, der freien Wahl der städtischen Obrigkeiten wird kein Hindernis in den Weg gelegt, die bestehenden Rechtszustände sollen ungestört fortdauern. So wurde auf dem Kongreß von Venedig zum erstenmal das Zugeständnis gemacht, daß neben die kirchliche Hierarchie und den kaiserlichen Lehnsstaat eine dritte Macht in das öffentliche Leben, in die christliche Staatsordnung einzutreten berechtigt sei, — das freie Bürgertum der städtischen Gemeinwesen, ein Zugeständnis von unberechenbarer Bedeutung und Tragweite.

Als die Häupter der Christenheit im September die reiche Weltstadt verließen, gingen ihre Wege bald weit auseinander. Der Kaiser begab sich mit seiner Gemahlin und seinem Sohne Heinrich zuerst nach Tuscien und Spoleto, wo er Christian von Mainz zum Statthalter einsetzte und beauftragte, dem heiligen Vater Beistand wider die Römer und den Gegenpapst Calixtus III. zu leisten, und reiste dann über Genua nach Burgund, Alexander III. dagegen kehrte nach Anagni zurück, im sicheren Vertrauen, bald aus seinem Exil erlöst zu werden. Und in der That erschienen kurz darauf sieben edle Römer vor seinem Thron, um ihn im Namen des Senats, des Klerus und des Volks zur Rückkehr in seine Hauptstadt einzuladen. Bei der allgemeinen Freude, welche Italien und das ganze Abendland über den Frieden kundgab, und bei der drohenden Haltung des Erzbischofs Christian wagten die Römer nicht im Widerstand zu beharren. Nachdem man übereingekommen war, daß der Senat dem Papst den Eid der Treue schwören und daß St. Peter und alle Einkünfte der Kirche zurückerstattet werden sollten, hielt Alexander III. im Frühjahr seinen glänzenden Einzug in die Stadt, vom ganzen Volk mit Ölzweigen und Lobliedern begrüßt und von den Senatoren, Rittern und Wehrgenossenschaften mit Posaunenklang nach dem Lateran geleitet.

Alexanders III. Rückkehr nach Rom. März 1178.

12. März 1178.

Während Alexander nach zehnjährigem Exil im Triumphe in die Tiberstadt zurückkehrte, fand der Gegenpapst eine Zufluchtsstätte in Viterbo und Beschützer in dem Landadel und in dem Stadtpräfekten Johannes, welcher sich sträubte, aus einem kaiserlichen Beamten ein päpstlicher zu werden. Aber das Volk von Viterbo teilte nicht die Ansichten der Landbarone, daher war der Widerstand nicht von Dauer. Als Christian von Mainz und die römische Miliz gegen den Adel ins Feld zogen, sah sich Johann mit seinen Genossen zur Unterwerfung gezwungen. Damit entschied sich auch das Schicksal Calixtus'. Von dem Kaiser geopfert, von Christian mit den Waffen bedroht, von dem römischen Volk und Adel verlassen, blieb diesem nichts übrig als sich seinem größeren und glücklicheren Gegner zu unterwerfen. In Tuskulum kniete er vor ihm nieder und bekannte reumütig, daß er im Vertrauen auf die Macht eines

Ausgang der beiden Päpste.

29. Aug. 1178.

gekrönten Hauptes gegen Gott, seine heilige Kirche und ihren Erwählten gesündigt habe, schwur das Schisma ab und huldigte Alexander als dem rechtmäßigen Papste, und dieser dachte großmütig genug, den verlassenen Greis nicht vollends zu Boden zu werfen. Er nahm ihn wohlwollend auf, behielt ihn als seinen Gast an seinem Hofe und verlieh ihm einige Zeit nachher den erzbischöflichen Stuhl in Benevent. Nur der Landadel gab seinen Groll noch nicht auf. Während der kaiserliche Statthalter durch sein anstößiges Leben und durch seine Erpressungen sich verhaßt machte, so daß der Markgraf von Montferrat, Friedrichs
1179. treuester Anhänger, wider ihn zu Felde zog und ihn einige Zeit in Gefangen-
1180. schaft hielt, stellte er noch einmal einen Gegenpapst auf, der sich Innocenz III. nannte, aber von einer feindlichen Partei ausgeliefert im Kloster La Cava seine Tage in Dunkelheit verbrachte. Sieger über alle Feinde durch eigene Kraft und Charakterfestigkeit genoß nun Alexander III. die Früchte seiner Anstrengungen noch über ein Jahr; aber so sehr er gefeiert ward als der Überwinder zweier der mächtigsten Monarchen, des deutschen Kaisers und des englischen Königs, bei den Römern fand er wenig Liebe. Der Tod ereilte ihn am 30. August 1181 in Civita Castellana, als er auf dem Wege war, abermals den Beistand Christians anzurufen. Alexander III. war unstreitig einer der größten Päpste, der Kraft und Herrschergeist mit Milde und versöhnlichem Sinn verband; und wenn er auch die lombardischen Republiken nicht mit dem vollen Nachdruck unterstützte, so fiel doch auf sein Pontifikat „ein verschönernder Strahl von dem vollen Morgenrot der Städtefreiheit Italiens“, so war doch unter ihm die Hierarchie längere Zeit mit der Freiheit im Bunde.

Rom im Aufstand. Christians Tod.
Alexanders Nachfolger Lucius III., in Velletri gewählt, vermochte während seines kurzen Pontifikats die Opposition in Rom, wo der Geist Arnolds von Brescia noch fortlebte, nicht zu brechen. Als die Römer gegen die verhaßten Tuskulaner, die unter der Fahne des Papstes Schutz gesucht, ins Feld zogen, rief Lucius den Mainzer Erz-
Juni 1183. bischof abermals zu Hilfe. Die Erscheinung des gewaltigen Kriegsmannes im Priesterkleid auf dem alten Schauplatze seines Ruhmes flößte den Feinden solchen Schrecken ein, daß sie sich hinter ihre Mauern zurückzogen. Aber das Augustfieber, dem einst Reinald von Köln erlegen, raffte auch ihn dahin. In Tuskulum fand er sein Grab. „Einst der heftigste Bedränger des heiligen Stuhles, dann sein Verteidiger, nahm der tapfere Held den Segen des Papstes mit sich in die Gruft.“ Nach seinem Hingang verwüsteten die Römer von neuem das Gebiet der Nachbarstadt und durchstreiften verheerend Latium. Priester wurden mißhandelt und der Augen beraubt, der Papst zur Flucht nach
25. Nov. 1185. Verona getrieben, wo er starb, nachdem er den Bannstrahl über die ungehorsame Stadt geschleudert. Auch seine beiden Nachfolger Urban III. und Gregor VIII. verbrachten
20. Okt. 17. Dez. 1187. die wenigen Jahre ihres Pontifikats im Exil und starben fern von dem Apostelsitz, jener in Ferrara, dieser in Genua. Erst Clemens III., ein Römer von Geburt, schloß Frieden und kehrte in den Lateran zurück.

3. Heinrichs des Löwen Acht und Fall.

Als die Kunde von dem Venetianischen Frieden nach Deutschland gelangte, war Heinrich der Löwe gerade in Verbindung mit Waldemar von Dänemark abermals gegen die Slawen in Pommern ins Feld gezogen und bedrängte, während die Dänen die reiche Handelsstadt Julin ausplünderten und dem Erdboden gleich machten, das feste Demmin. Nun vernahm er, als erstes Anzeichen des nahenden Sturmes, daß sein Todfeind Ulrich, dem er einst das Bistum Halberstadt entrissen, auf Grund des Friedens zurückgekehrt sei und seinen Nachfolger Gero von dem Bischofsitz vertrieben habe. Auf diese Nachrichten schloß er alsbald mit den Einwohnern von Demmin ein Abkommen, hob die Belagerung auf und eilte nach Braunschweig zurück. Sofort erneute sich der Kampf. Ulrich beraubte alle von Gero eingesetzten Priester ihrer Stellen, forderte alle Lehen der Halberstadter Kirche, die in Heinrichs Händen waren, zurück und erbaute auch auf der Grenze eine feste Burg. Bei dem Versuch des Herzogs, diese zu zerstören, kam es zu einem Treffen, in welchem der Pfalzgraf von Sommerschenburg, Heinrichs Vasall und Feldhauptmann, durch die Kriegsleute des Bischofs und seiner Verbündeten, Wichmann von Magdeburg und Bernhard von Anhalt, in einer sumpfigen Gegend eine Niederlage erlitt und große Beute und vierhundert Gefangene in den Händen der Feinde lassen mußte. Bald darauf kehrte Erzbischof Philipp von Köln, ein ebenso heftiger Gegner Heinrichs, wie sein Vorgänger Reinald, nach Deutschland zurück, und seine erste Handlung war der Abschluß eines Bündnisses zu Schutz und Trutz mit Ulrich von Halberstadt und die Teilnahme an der verheerenden Fehde gegen den Löwen, der, wie er behauptete, die ihm gebührende Erbschaft von Assel und Oldenburg an sich gerissen.

Heinrich der Löwe und seine Gegner. Sommer 1177.

Frühjahr 1178.

Dennoch glaubte Heinrich den Kaiser auch jetzt noch für sich gewinnen zu können. Kaum hörte er, daß Friedrich, nachdem er durch eine Krönungsfeier in Arles sich und seine Gemahlin als Herrscher des burgundischen Reiches gezeigt und die Großen des Landes auf einem Reichstag in Besançon um sich versammelt, an den Rhein zurückgekehrt sei, so eilte er nach Speier, um gegen seine Widersacher Klage zu führen. Aber auch seine Gegner erhoben Klage wider ihn. Friedrich verwies daher alles auf einen Fürstentag, der im Januar zu Worms abgehalten werden sollte. Vergebens aber harrte man dort des Sachsenherzogs; er mochte aus dem Benehmen des Kaisers erkannt haben, daß die alte Freundschaft verscherzt sei und daß er nur auf die eigne Kraft sich verlassen könne. Das Ausbleiben des Herzogs in Worms ermutigte seine Gegner. Immer zahlreicher wurden die Anklagen und Beschwerden gegen den mächtigen und gewaltthätigen Mann. Man beschuldigte ihn des Verrats gegen Kaiser und Reich, und Dietrich von Landsberg erbot sich, durch einen gerichtlichen Zweikampf die Wahrheit der Anschuldigung zu beweisen. Als nun Heinrich einer zweiten Ladung

Trotzige Haltung des Löwen.

31. Okt. 1178.

1179.

nach Magdeburg und einer dritten nach Goslar wieder nicht Folge leistete, und sogar die ihm von Friedrich auf einer persönlichen Zusammenkunft in Haldensleben gestellte Bedingung, 5000 Mark Buße zu zahlen und sich in seinen Streitigkeiten seinem Ausspruche zu unterwerfen, von der Hand wies, da erklärten Aug. 1179. die Fürsten auf des Kaisers Befragen, welche Bestrafung eine solche Widersetzlichkeit verdiene, daß er der Reichsacht verfallen und seiner Ehren und Würden, des Herzogtums wie aller anderen Lehen zu entsetzen sei. Diesem Spruch erteilte dann der Kaiser, als Heinrich inzwischen durch neue Feindseligkeiten bewiesen hatte, daß er im Vertrauen auf seine Macht alle Gebote und Strafandrohungen 15. Jan. 1180. verachte, auf dem Reichstag zu Würzburg seine feierliche Zustimmung und belegte den trotzigen Fürsten mit der Reichsacht.

Halberstadt und Haldensleben. Während nämlich das Schwert noch über seinem Haupte schwebte, das letzte Wort noch nicht gesprochen war (weil sich Bedenken erhoben hatten, ob nach dem Lehnsrecht der Kaiser berechtigt sei, jeden Reichsfürsten an jedem Orte des Reichs vor die Reichsversammlung zu laden oder ob der Herzog, wie er geltend gemacht, als geborner Schwabe nur auf schwäbischem Grund und Boden gerichtet werden könne), war Heinrich gegen den Bischof Ulrich, obwohl dieser die über den Herzog verhängte kirchliche Exkommunikation nach vollzogener Kirchenbuße wieder zurückgenommen hatte, ins Feld gerückt, 23. Sept. 1179. hatte Halberstadt erstürmt und in eine rauchende Schutt- und Brandstätte verwandelt und den greisen Bischof, der sich nur mit Not aus dem Flammenmeer gerettet, als Gefangenen weggeführt. Zugleich hatte er die Slawen zu einem Raubzug gegen das Erzstift Magdeburg und die ostsächsischen Fürsten aufgereizt. Empört über solche Frevelthaten fiel darauf Philipp von Köln mit viertausend Geharnischten in Sachsen ein, verheerte alles mit Feuer und Schwert und schritt dann in Verbindung mit Erzbischof Wichmann von Magdeburg, mit Landgraf Ludwig von Thüringen und andern sächsischen Großen zur Belagerung der Burg Haldensleben. Aber teils die Festigkeit des durch die umliegenden Sümpfe geschützten Ortes und die geschickte Verteidigung des tapfern Grafen Bernhard von Lippe, teils die Uneinigkeit der Verbündeten, unter denen der Erzbischof Philipp den Vorrang in Anspruch nahm, vereitelten das Unternehmen. Ohne die Festung erobert zu haben, traten die Herren den Rückzug an. Und Heinrich säumte nicht, Vergeltung zu nehmen. Er brach in das Gebiet seiner Feinde ein und bald erkannte man in dem Erzstift Magdeburg an den verwüsteten Fluren und niedergebrannten Ortschaften die Spur des Löwen. Den gedemütigten Bischof Ulrich von Halberstadt nötigte er seine Freilassung durch die Rückgabe aller entrissenen Lehen zu erkaufen. Der Kummer über die Kränkungen nagte an dem Herzen des alten Prälaten, so daß er bald danach starb.

Heinrich in Acht. Seine Länder verteilt. 1180. Nach solchen Vorgängen mußte die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen. Der Herzog hatte auch die letzte Frist verstreichen lassen, ohne einen Schritt zur Versöhnung zu thun, er hatte seine Vasallen und Mannen in Lüneburg um sich versammelt und sich mit ihnen über einen neuen Feldzug beraten. Des Reiches Ehre und Ansehen war dahin, wenn der Kaiser noch länger zögerte. 13. April 1180. So wurde denn in der Pfalz zu Gelnhausen dem Welfen das Herzogtum Sachsen durch das Urteil der versammelten Fürsten abgesprochen, und damit dasselbe nicht fortwährend durch seine Größe die Kaisermacht bedrohe, beschloß

Friedrich dasselbe in mehrere Teile zu zerlegen. Der Landstrich zwischen Weser und Rhein (Westfalen) wurde dem Erzbischof Philipp von Köln mit der weltlichen Gewalt als Fahnenlehen verliehen, der durch diesen Zuwachs an Land und Macht zum ersten Reichsfürsten emporstieg. Die Besitzungen, welche die Bistümer Magdeburg, Bremen, Paderborn, Verden, Hildesheim u. a. dem Herzog zu Lehen gegeben hatten, zogen sie wieder an sich, das Erbe des kinderlos verstorbenen Pfalzgrafen Albrecht von Sommerschenburg kam an den Landgrafen Ludwig von Thüringen, das übrige, ein bescheidener Teil des ehemals so stolzen Sachsen, erhielt Bernhard von Anhalt (Askanien), ein Sohn Albrechts des Bären, als neuer Herzog von Sachsen. Sein Bruder Siegfried bestieg den durch Balduins Tod erledigten erzbischöflichen Stuhl von Hamburg-Bremen. Ebenso wurde einige Monate nachher auf dem Reichstag zu Regens- 24. Juni.
burg das Herzogtum Bayern dem Welfen Heinrich aberkannt und in seinem Umfange gemindert. Wie in Sachsen erhielten auch hier die Bischöfe die Befugnis, alle ihre Lehen und Vogteien, die der Löwe besessen, an sich zu ziehen; beträchtliche Abfälle kamen an die Grafen von Andechs, die sich nun Herzöge von Meran nannten; manches schlug der Kaiser zu dem Erbe Welfs, das bestimmt war, einst die hohenstaufische Hausmacht zu vermehren; die übrigen Landesteile verlieh er mit der Herzogswürde seinem getreuen Bannerträger Otto von Wittelsbach, die Pfalzgrafenwürde dessen Bruder Friedrich dem Bärtigen. Steiermark, das sich unter seinen eingeborenen Stammfürsten schon längere Zeit ziemlich frei bewegt hatte, gelangte, wie früher Österreich, zu einer unabhängigen Stellung und zum Besitze der Herzogswürde.

So wurde der stolze Bau des Löwen zerschlagen. Aber noch eine große Heinrich rüstet zum Widerstand.
Aufgabe war zu lösen — die Beschlüsse auszuführen, den waffengeübten Herzog, der an der Spitze seiner Vasallen und Kriegsmannen in drohender Haltung dastand, entschlossen, den Kampf aufzunehmen, zu überwinden und zu Boden zu werfen. Hatte er auch kürzlich durch den Tod mehrere seiner zuverlässigsten Waffengenossen verloren, wie den streitbaren Grafen Heinrich von Orlamünde, wie den vom Volke hochverehrten Bischof Evermod von Ratzeburg, wie den Grafen Heinrich von Kefernburg, zuerst Vormund, dann Stiefvater des jungen Grafen Adolf III. von Holstein, so hatte er doch noch waffenkundige Vasallen und kriegsgeübte Mannschaften genug, um einen Kampf mit den zahlreichen, aber von verschiedenen Motiven geleiteten und nicht nach einheitlichem Plane handelnden Feinden mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen zu können. Zugleich sah er sich nach auswärtiger Hilfe um. Seinen alten Bundesgenossen, den König Waldemar von Dänemark, suchte er in einer persönlichen Zusammenkunft zur Erneuerung des Waffenbündnisses zu bewegen; mit dem König von England, seinem Schwiegervater, mit dem mächtigen Grafen von Flandern, mit Philipp August von Frankreich knüpfte er Unterhandlungen an. Doch machte er bald die Erfahrung, daß der Dänenkönig nur seinen besonderen Vorteil im Auge

hatte und die fremden Fürsten nicht geneigt waren, in einen Krieg gegen das mächtige Reichsoberhaupt einzutreten.

Heinrichs siegreiche Kämpfe. So war denn Heinrich auf sich selbst und die Treue seiner Vasallen angewiesen. Aber er verlor den Mut nicht, vielmehr entwickelte er eine Festigkeit und Energie, vor welcher alle Anschläge seiner Feinde zu schanden wurden. Ehe noch das zur Ausführung der Reichsacht aufgebotene Heer kampfbereit war, rückte der Herzog selbst in das Gebiet der Stadt Goslar ein, indes seine Vasallen, der junge Graf Adolf von Holstein, Bernhard von Ratzeburg, Gunzelin von Schwerin, Ludolf und Wilbrand von Hallermünde und Bernhard von Wölpe sich nach Westfalen wandten und ein slawisches Raubheer in die Lausitz einfiel und den alten Kampf gegen Christentum und deutsche Kultur erneuerte. Nach der rohen Kriegssitte der Zeit wurde alles mit Feuer und Schwert verwüstet. Heinrich zerstörte die Hüttenwerke und Erzgruben am Harz, die Quelle des Reichtums der ganzen Gegend, und bedrängte Goslar mit enger Belagerung. Als aber der Landgraf Ludwig von Thüringen mit seinem Bruder Hermann und der neue Herzog von Sachsen, Bernhard von Anhalt, wider ihn heranzogen, gab er die Belagerung auf und rückte ihnen entgegen. Nordhausen und
14. Mai 1180. Mühlhausen gingen in Flammen auf, und als es bei Weißensee zum Treffen kam, trug der Löwe im blutigen Kampfe den Sieg davon. Mit reicher Beute und mehr als vierhundert Gefangenen, unter ihnen die beiden Landgrafen selbst, kehrte er siegesfroh nach Braunschweig zurück. Hier hatte er einige Wochen nachher die große Freude, seine Verbündeten aus Westfalen als Sieger heimkehren zu sehen. Sie hatten die ehemaligen Vasallen des Herzogs, die Grafen von Tecklenburg, von Ravensberg, Schwalenberg u. a., welche sich dem Kölner Erz-
1. Aug. bischof angeschlossen, bei Halrefeld unweit Osnabrück aufs Haupt geschlagen und kehrten nun mit vielen edlen Gefangenen triumphierend zu Heinrich zurück. Simon von Tecklenburg wurde mit Ketten beladen eingekerkert und erlangte erst die Freiheit wieder, als er dem Herzog aufs neue Treue schwur. Dieser Sieg trug jedoch eine schlimme Saat in seinem Schoß. Der Löwe verlangte, daß ihm die Gefangenen ausgeliefert werden sollten; die meisten Vasallen kamen dem Gebote nach, Adolf von Schauenburg dagegen, der jugendliche Graf von Holstein, dessen Kriegsleute den glorreichen Ausgang der Schlacht vorzugsweise herbeigeführt hatten, weigerte sich. Er machte geltend, daß er den Feldzug aus eigenen Mitteln bestritten habe und daß er zur Deckung seiner Kosten und zu neuen Unternehmungen des aus der Freilassung der vornehmen Gefangenen zu hoffenden Lösegeldes nicht entbehren könne. Es kam zu einer stürmischen Szene, in welcher Gunzelin von Schwerin, ohnedies auf den rasch gewonnenen Kriegsruhm des jungen Helden eifersüchtig, den Schauenburger mit verletzenden Vorwürfen überschüttete. Aus seiner Weigerung gehe hervor, daß er auf Abfall und Verrat sinne. Tief gekränkt verließ Adolf den herzoglichen Hof, wo man vergessen zu haben schien, daß einst sein Vater im Kampf für Heinrich das Leben

(Randnotiz: Adolf von Schauenburg trennt sich von dem Löwen.)

gelassen, und seine eigenen Verdienste mit schnödem Undank lohnte; und als der Kaiser um dieselbe Zeit nach Goslar kam und die Aufforderung ausgehen ließ, den geächteten Herzog zu verlassen, war er unter den ersten, die sich dem Hohenstaufen anschlossen. Seinem Beispiele folgten bald andere, so daß mehrere der wichtigsten Burgen, wie Lauenburg, Heimburg, Regenstein, Lichtenberg, Blankenburg, in kurzem ohne Schwertstreich in Friedrichs Hände kamen. Wütend über diese Untreue fiel Heinrich in Holstein ein, um durch Strenge vor weiteren Abfällen abzuschrecken. Er erstürmte die Feste Plön und nötigte den Grafen zur Flucht. Adolfs Mutter Mathilde verteidigte mit einer tapfern Besatzung das feste Segeberg gegen Bernhard von Ratzeburg, dem Heinrich, als er gegen andere Feinde auszog, die Eroberung übertragen. Nach längerer Belagerung übergab die Gräfin, als der Brunnen austrocknete und die Mannschaft von Durst gequält ward, die Festung vertragsweise und begab sich nach der Stammburg ihres Geschlechtes. Heinrich aber gab Plön und Segeberg zweien seiner Getreuen zu Lehen mit der Weisung, das Land gegen Adolf zu verteidigen.

Allein wie geringfügig war dieser Triumph im Vergleich mit den schweren Schlägen, die nun in rascher Folge auf das Haupt des Herzogs niederfielen. Als der letzte Termin herannahte, den Friedrich den Anhängern des Welfen gestellt hatte, da fielen die Vasallen von ihm ab „wie das Herbstlaub vom Baum". In Bayern regte sich kein Arm, als der Kaiser auf einem Reichstag in Altenburg nunmehr feierlich Otto von Wittelsbach mit dem Herzogtum belehnte, und in Sachsen traten viele der Hausvasallen, die von Jugend auf den Welfen als Lehnsherrn geehrt, ja deren Väter ihm schon gehorcht hatten, uneingedenk der zahlreichen Wohlthaten, die sie von demselben empfangen, auf die Seite des Kaisers und übergaben ihm ihre Burgen und festen Plätze. So die Grafen von Ilefeld, Wöltingerode, Scharzfels u. a. Noch hatte sich Friedrich nur darauf beschränkt, durch Befestigung der Harzburg bei Goslar und der benachbarten Feste Bischofsheim einen gesicherten Stützpunkt zu gewinnen und schon waren eine Menge Burgen in seiner Gewalt. Und nicht allein Treulosigkeit und Abfall lichteten die Reihen unter den Anhängern Heinrichs, auch der Tod raffte mehrere seiner wichtigsten Freunde von seiner Seite. Gegen Ende des Jahres starb der Pommernfürst Kasimir und sofort huldigte sein Bruder Bogislaw mit seinem ganzen Volke dem Kaiser. Schon vorher war Pribislaw, sein Gefährte auf dem Pilgerzug, infolge einer Verwundung bei einem Turnier aus dem Leben gegangen, und sein Neffe Niklot, der die Hälfte der Besitzungen erbte, brannte vor Verlangen, den Tod seines Vaters an Heinrich zu rächen. Aber den empfindlichsten Verlust zog er sich selbst durch seine Heftigkeit und Unbesonnenheit zu. Die bitteren Erfahrungen und Täuschungen, die Schlag auf Schlag über ihn hereinbrachen, erfüllten seine Brust mit Mißtrauen und finsterem Verdachte. Er glaubte sich überall von Verrätern und Feinden umgeben und lieh den Einflüsterungen und Verleumdungen ein williges Ohr. Als

Abfall der Vasallen.

10. Sept.

er zu Lüneburg in der Mitte seiner Vasallen das Weihnachtsfest feierte, trat er plötzlich dem Grafen Bernhard von Ratzeburg, der ihm bisher so treue Dienste geleistet, mit der Beschuldigung entgegen, er sinne auf Verrat und Verschwörung und habe ihn und seine Gemahlin in seine Burg eingeladen in der verbrecherischen Absicht, sie beim Mahle zu ermorden. Die Bestürzung des Grafen galt ihm als Beweis seiner Schuld. Er nahm ihn und seinen Sohn gefangen und lagerte sich, beide in Fesseln mit sich führend, vor Ratzeburg. Unterstützt von den Lübeckern bedrängte er die Stadt aufs äußerste, so daß der gefangene Graf zuletzt selbst der tapfern Besatzung zur Übergabe riet. Nun wurden beide in Freiheit gesetzt und Bernhard eilte nach seiner Stadt Gadebusch. Aber bald faßte der Löwe neuen Verdacht gegen seine Treue. Er rückte mit Bewaffneten vor die Mauern, nötigte den Grafen zur Flucht und übergab Gadebusch und alles Land einem andern zu Lehen. Bernhard aber eilte zu dem neuen Herzog von Sachsen und schloß sich dem Kaiser an.

Haldensleben erobert. Febr. 1181. Mit dem neuen Jahr traten neue Unfälle ein. Der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Heinrichs alter Feind, war mit mehreren verbündeten Fürsten vor die Festung Haldensleben gerückt, die inmitten der Sümpfe und Ströme, über die sie wie ein Eiland aus einem See hervorragte, für uneinnehmbar galt, zumal da einer der kühnsten Parteigänger des Herzogs, Bernhard von der Lippe, den Oberbefehl darin führte. Aber gerade die feste Lage sollte ihr Verderben sein. Die Verbündeten bauten mit unsäglicher Mühe einen Damm, welcher den Abfluß des Wassers hemmte. Dadurch entstand bald eine solche Überschwemmung, daß die Fluten bis an die Dächer reichten. Da blieb denn der tapfern Besatzung nichts übrig als einen Vertrag zu schließen, der ihr freien Abzug gewährte. Darauf wurde die Feste, die so oft den Feinden Trotz geboten, von Grund aus zerstört. Noch empfindlicher war dem Herzog der Verlust von Ratzeburg, denn auf den festen Plätzen ruhte seine ganze Hoffnung. (Ratzeburg ergibt sich dem Kaiser.) Als er im Juli die Stadt verließ, um dem kaiserlichen Heer an der Elbe entgegenzutreten, gab ihm die Besatzung das Geleite. Kaum aber waren sie ausgezogen, so schlossen die Einwohner, größtenteils Anhänger des Grafen Bernhard, die Thore hinter ihnen zu und schlugen tapfer alle Angriffe zurück, bis der Kaiser, nachdem er den Kölner Erzbischof mit beträchtlichen Streitkräften vor Braunschweig zurückgelassen und den Herzog Bernhard und den Markgrafen Otto von Brandenburg zur Belagerung von Lüneburg abgeschickt, mit einem größtenteils aus Schwaben und Bayern bestehenden Heer zu ihrer Hilfe herbeieilte. Nun zog sich Heinrich nach Ertheneburg (Artlenburg), als aber Friedrich sich auch diesem Orte näherte und die Besatzung zu wanken begann, da steckte er die Burg in Brand und flüchtete einsam und verlassen in einem Fischerkahn die Elbe abwärts nach Stade.

Friedrich in Lübeck. Bald stand das kaiserliche Heer vor Lübeck. Aber in dieser Stadt, die ihre hohe Blüte der Gnade und Fürsorge des Löwen zu verdanken hatte, wo

die tapfersten seiner Getreuen, jener Simon von Tecklenburg, welcher seit seiner Befreiung aus der Haft fest zu dem Herzog hielt, die Grafen von Oldenburg und Wölpe, der neue Holstenfürst Marcrad u. a. die Verteidigung leiteten, fand Friedrich einen heftigeren Widerstand. Erst als König Waldemar, den er auf einer persönlichen Zusammenkunft durch die Aussicht auf eine Vermählung seines Sohnes Friedrich mit der jungen Dänentochter zu einem Bündnis bewogen, die Belagerung mit seinen Schiffen unterstützte, geriet die von allen Seiten eingeschlossene Stadt in Not und Bedrängnis. Da ging eine Gesandtschaft der Lübecker Bürgerschaft, an ihrer Spitze der ehrwürdige Bischof, in das Lager des Kaisers und bat um eine Waffenruhe, damit sie des Herzogs Willen und Meinung erforschen möchten, ob sie die Verteidigung fortsetzen oder sich unterwerfen sollten. Der Hohenstaufe gewährte ihre Bitte. Nach einigen Tagen kehrten die Gesandten zurück mit der Weisung Heinrichs sich zu vertragen. Nun erklärten sich die Lübecker bereit, dem Kaiser die Thore zu öffnen, wenn er ihr Stadtrecht, ihre Handelsfreiheit und alle Privilegien, die ihnen der Herzog gewährt, bestätigen würde. Gern bewilligte der Kaiser ihre Bitte, denn das Gedeihen der blühenden Handelsstadt, die jetzt eine freie Stadt des Reichs wurde, lag ihm nicht weniger am Herzen als dem Löwen. Darauf hielt er seinen Einzug mit großen Feierlichkeiten. Er beschenkte die Geistlichkeit, gab dem Grafen Adolf von Holstein die Hälfte der Zölle und der Münzeinkünfte zu Lehen, setzte die Vertriebenen wieder in ihre Besitzungen ein und befreite das Herzogtum von der Hoheit Sachsens. Die Verlobung des Kaisersohnes mit der zweiten Tochter Waldemars und des Grafen von Orlamünde mit der älteren bildete den Schluß der Verträge, womit Friedrich seine Anwesenheit in Lübeck denkwürdig machte. Als Heinrich der Löwe den Lübeckern die Erlaubnis erteilte, dem Kaiser zu huldigen, legte er das Geständnis ab, daß er seine Sache für verloren hielt. An einen erfolgreichen Widerstand konnte er nicht mehr denken; fortan war sein Trachten nur darauf gerichtet, aus dem unvermeidlichen Schiffbruch noch einiges zu retten. Der Kaiser hatte sich in das Lager vor Lüneburg begeben, um auch diese Stadt nebst Braunschweig in seine Gewalt zu bringen, die Belagerung von Stade seinen Bundesfürsten, besonders dem Erzbischof von Bremen, dem ehemaligen Schutzherrn des Orts überlassend. Da bat Heinrich um sicheres Geleit und eilte nach Lüneburg, in der Hoffnung, durch eine persönliche Unterredung den Kaiser milder zu stimmen und seine Erblande zu retten. Es kam seinem stolzen Sinne hart an, die Sicherheit, die er sonst andern gewährt hatte, nun für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Zugleich setzte er die beiden Landgrafen von Thüringen, die er seit dem Tage von Weißensee in Gefangenschaft gehalten, in Freiheit. Aber der Kaiser versagte dem Bittenden die persönliche Zusammenkunft und verwies ihn mit seinen Anliegen auf einen Fürstentag, der im November in Erfurt abgehalten werden sollte. Dorthin begab sich der Herzog unter dem Geleite Wich-

Heinrichs Fall und Verbannung. 1181. 1182.

27. Nov. 1181.

manns von Magdeburg, seines alten Feindes. Als er in die Versammlung trat, warf er sich dem Kaiser zu Füßen und ergab sich seiner Gnade. Wenn einst die Kaiserin in der erwähnten Szene zu Partenkirchen oder Chiavenna wirklich dem fürstlichen Gemahl, als er in gebeugter Stellung den stolzen Herzog um Hilfe anflehte, zurief, daß Gott im Himmel dieses Fußfalls gedenken werde, so war das prophetische Wort nun in Erfüllung gegangen. Es war die waltende Nemesis, die jede Vermessenheit zu Fall bringt, die geheimnisvolle Schicksalsmacht, welche die Gewaltigen durch solche tragische Katastrophen an die Hinfälligkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit erinnert. Friedrich war tief ergriffen, er richtete den Knieenden auf und umarmte ihn unter Thränen. Aller Groll war aus seinem Herzen gewichen, er sah in dem gebeugten Mann nur den Verwandten, den alten Waffengenossen. Aber denselben wieder in seine frühere Macht herzustellen, lag weder in seinem Willen, noch in seinem Vermögen. Er hatte Heinrichs Herzogtümer und Lehen vergeben und sich den Fürsten gegenüber eidlich verpflichtet, ohne ihre Zustimmung den Geächteten nicht mehr in seine Würden einzusetzen. Darauf beharrte die Versammlung. Keiner der Anwesenden wollte die Beute fahren lassen, die ihm aus dem Falle des Löwen erwachsen war. Dagegen ließ man hinsichtlich des Erbguts Gnade walten. Der Besitz von Braunschweig und Lüneburg wurde dem Herzog und seinem Hause zugesichert; aber so groß war noch immer die Furcht vor dem Gestürzten, daß ihm die Strafe der Verbannung auferlegt ward. Er sollte Deutschland verlassen, bis ihn der Kaiser zurückrufen würde. Niedergeschlagen durch das harte Urteil der Fürstenversammlung, das seinen stolzen Herrscherbau in Trümmer schlug, ging Heinrich nach seiner Hauptstadt Braunschweig und traf Vorbereitungen zu seiner Reise nach England, wo er die Tage der Verbannung zu verleben gedachte. Begleitet von seiner Gemahlin Mathilde, seinen Kindern und vielen Edlen, die ihr Schicksal nicht von dem seinigen
1182. trennen wollten, begab sich der Herzog im folgenden Sommer nach der Normandie, wo sein Schwiegervater Heinrich II. damals weilte, und nahm dann seinen Aufenthalt am englischen Königshof. Stade kam wieder an das Erzstift Bremen. Philipp von Köln, der die Einnahme der Stadt hauptsächlich bewirkt hatte, wurde mit einer Geldsumme entschädigt.

Wirkungen. So war denn die welfische Macht in Trümmer geschlagen und der Kaiserthron der Hohenstaufen gegen seinen gefährlichsten Nebenbuhler sichergestellt. Und doch hatte Friedrich in seinem Verfahren nur das Recht walten lassen und noch dazu in milder und schonender Weise. Daß Heinrich sich vieler Handlungen der Willkür und Gewalt schuldig gemacht, daß er rücksichtslos und eigenmächtig gleich einem Selbstherrscher geschaltet und jeden Schein von Unterordnung von sich gethan, ist ebenso unzweifelhaft, als daß er sich trotzig über Recht und Gericht weggesetzt, die kaiserlichen Gebote verachtet, durch seine Weigerung, den gesetzlichen Ladungen Folge zu leisten und sich gegen die wider ihn erhobenen Klagen

zu verantworten, den Weg der Empörung und Selbsthilfe betreten. Die Monarchie wäre nur ein Schatten, ein bedeutungsloser Name, eine Form ohne Inhalt gewesen, wenn sie das Recht zu strafen und zu rächen in dem vorliegenden Falle nicht ausgeübt hätte. Die Achtserklärung war die natürliche und gesetzliche Antwort auf die trotzige und rechtswidrige Haltung des Herzogs. Aber der Schlag, den der Fall des Löwen und die Zertrümmerung der welfischen Herrschaft hervorbrachte, war für das ganze Reich von erschütternder Wirkung. Der große Nordstaat löste sich in eine Menge kleiner Territorien auf, welche eine schwache Schutzwehr der deutschen Nationalität gegen dänische und slawische Anfechtungen bildete.

König Knud, Heinrichs Eidam, welcher seinem Vater Waldemar um dieselbe Zeit auf dem Throne nachfolgte, verweigerte die Lehnshuldigung, und Friedrich that keine Schritte, um ihn zu seiner Pflicht zu zwingen. Doch stellte er ihm in dem Pommernherzog, den er vor Lübeck zum Reichsfürsten erklärt und dadurch näher an das Reich geknüpft hatte, einen wachsamen Hüter entgegen. Allein Knud bezwang bald mit starker Hand alle Fürsten an der Ostsee und unterwarf die deutschen Küstenländer seiner Herrschaft.

3. Die Jahre der kaiserlichen Macht und Herrlichkeit.

Die Erschütterung, welche das Reich durch den Fall des Welfen erfuhr, trug ihre Schwingungen bis nach Italien. Aber hier war die Wirkung eine wohlthätige. Die lombardischen Städte, welche die Jahre der Waffenruhe zur Befestigung ihrer Freiheit und Ausbildung ihrer republikanischen Verfassung benutzten und durch bürgerliche Regsamkeit fröhlich emporblühten, sehnten sich nach einem dauernden Friedenszustand und nach einer gesicherten Rechtsordnung in ihrer Stellung zu Kaiser und Reich. Waren sie auch zuletzt siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, so erinnerten doch noch die Trümmer mancher zerstörten Burg und Stadt an den unseligen Krieg, dessen Erneuerung nach dem Ablauf des sechsjährigen Termins nicht unmöglich war, wenn es nicht zuvor gelang die gegenseitigen Ansprüche auszugleichen. Die Zwietracht und Eifersucht der einzelnen Kommunen gegeneinander, die Mißgunst und Furcht, womit die kleineren Orte auf das stolze und mächtig aufblühende Mailand schauten, alle jene Leidenschaften, mit deren Hilfe der Kaiser früher so manchen Vorteil erlangt, ließen sich leicht wieder zu neuer Glut anfachen. Aber Friedrich hatte auch hier eine neue Politik inauguriert: schon richtete er sein Augenmerk auf die Gewinnung des normännischen Reichs, während er gleichzeitig dem Papsttum die Mathildischen Güter endgültig abzunötigen trachtete, und zu beidem brauchte er die Lombarden; er war daher, als man in die Unterhandlungen eintrat, in bezug auf die Regalien nachzugeben bereit. So kam man unerwartet leicht zu einem Einverständnis über die Hauptfragen. Dennoch bestanden, als man im Frühjahr 1183 mit den in Nürnberg erschienenen Gesandten der Lombarden verhandelte, große Differenzen. Denn die Lombarden verlangten nicht nur, daß

Friedrich und die Lombarden.

alle jemals zum Nachteil einer Stadt erlassenen Urkunden kassiert werden sollten, sondern beanspruchten für die dem Kaiser zum Hohn errichtete Stadt Alessandria völlige Gleichstellung mit allen andern. In diesem letzten Punkte aber war der Kaiser unnachgiebig und daran drohte der Frieden zu scheitern. Aber den Lombarden lag alles an dem Abschluß desselben, und so fanden sie denn einen Ausweg, welcher diese Schwierigkeit glücklich beseitigte. Am 13. März 1183 schloß Alessandria mit dem Kaiser einen Sondervertrag, nach welchem es sich demselben bedingungslos unterwarf und von ihm als Cäsarea, als „Kaiserstadt" gleichsam neu gegründet und mit Stadtrecht bewidmet wurde. So kam denn, nachdem in April 1183. Piacenza auf einem Städtetag die Bedingungen beraten waren, auf dem Reichs- 29. Juni 1183. tag zu Konstanz zwischen dem Kaiser und den Lombarden ein Übereinkommen zu stande, wodurch die Hoheitsrechte des Reichs innerhalb bestimmter Begrenzungen festgestellt, der rechtliche Bestand des Bundes nebst dem Rechte künftiger Erneuerung desselben und die Selbständigkeit der Stadtgemeinden in Verwaltung und Gerichtsbarkeit sowie in der Befugnis Mannschaft auszuheben und Festungswerke anzulegen anerkannt und vergangenes Unrecht und widerfahrene Beleidigungen durch eine allgemeine Amnestie ausgeglichen oder der Vergessenheit übergeben wurden.

Der Konstanzer Friede. In dem Konstanzer Frieden gewährte der Kaiser den Städten alle Hoheitsrechte, die sie im Umfang ihrer Mauern besessen, und die Gerichtsbarkeit, die sie bisher geübt. In solchen Fällen, wo Zweifel entstehen, ob ein in Anspruch genommenes Hoheitsrecht auch wirklich in dem Herkommen begründet sei, soll der Bischof mit einigen unparteiischen Eingesessenen von unbescholtenem Ruf prüfen und entscheiden. Will aber eine Stadt dieser Untersuchung überhoben sein, so kann sie sich mit einer jährlichen Abgabe von 2000 Mark oder bei unbedeutenden Regalien für eine geringere Summe abfinden. Im übrigen werden die Städte in ihren bisherigen Besitzungen und Herrschaften anerkannt. — Die Stadtvorsteher oder Konsuln werden frei von den Bürgerschaften gewählt und von dem Kaiser oder seinem Bevollmächtigten (nuntius) ohne Entgelt mit den ihnen zustehenden obrigkeitlichen Gewalten ausgestattet; sie unterstehen somit der kaiserlichen Hoheit und müssen wenigstens alle fünf Jahre die Investitur nachsuchen. Nur wo der Bischof noch die Grafenrechte besitzt, sind die Konsuln nach dem Herkommen von diesem zu belehnen. Alle Lehnsleute des Reichs und alle Stadtobrigkeiten schwören dem Kaiser den Lehnseid, alle Bürger von 17 bis 70 Jahren den Eid der Treue. — Jede Bundesstadt übt die niedere bürgerliche Gerichtsbarkeit über ihre Angehörigen, aber in Sachen, welche den Wert von 25 Reichspfund übersteigen oder den Blutbann betreffen, ist die letzte Entscheidung bei dem Kaiser selbst, wenn er sich in Italien befindet, oder bei dem kaiserlichen Rat, den er als seinen Stellvertreter für jeden Fall ernennt, einzuholen. Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und einer Bundesstadt sollen nach Gesetz und Herkommen des Landes entschieden werden. — Endlich verpflichten sich die Städte, dem Kaiser Beistand zu leisten zur Wahrung seiner Rechte in der Lombardei, auf den Heerfahrten nach Rom und nach anderen Orten Italiens die übliche Beisteuer (Fodrum) nebst dem freiwilligen Geschenk zu entrichten, Wege und Brücken instandzuhalten und für hinreichenden Markt zu sorgen. In einem Zusatzprotokoll verpflichteten sich die Städte dem Kaiser 15,000 Imperialen in jährlichen Raten zu zahlen.

Stellung der Freistädte zu Kaiser und Reich.

Kraft dieses Friedens, dessen Bestimmungen auch auf die Städte Mittelitaliens, sofern sie nicht schon besondere Freibriefe besaßen, ihre Anwendung fanden, erlangten die Kommunen des Lombardenbundes die Stellung reichsfreier Stände und ihre Konsuln wurden wie die Reichsfürsten vom Kaiser selbst durch die Belehnung mit der befahnten Lanze in die Regalien eingesetzt. Damit war ein großes staatsrechtliches Prinzip gewonnen, das bald seinen Gang zu allen Völkern des Abendlandes nahm und in den Bau des Lehnssystems den ersten wirksamen Keil einschlug. Es war der Grundsatz ausgesprochen, daß neben dem Fürsten und Adelstand und neben der Hierarchie, bisher den einzigen Trägern der Staatsgewalt, das freie Bürgertum als gleichberechtigter Faktor der gesellschaftlichen Ordnung Geltung haben solle. Der größte Gewinn fiel den Städten zu, zumal da der Konstanzer Frieden nur die Brücke war zur vollkommenen republikanischen Autonomie und die dem Reichsoberhaupte vorbehaltenen Rechte und Regalien zu einem Schatten herabsanken, indem die jugendliche Kraft der städtischen Gemeinwesen in kurzem alle Fesseln und Bande abstreifte; und dennoch war er auch für Kaiser und Reich ein Gewinn. Durch den Friedensvertrag zu Konstanz erlangte der Kaiser eine starke Bundesgenossenschaft für seine anderweitigen Pläne. Darum war Friedrich auch auf alle Weise beflissen, die Bürgerschaften bei gutem Willen und treuer Ergebenheit zu halten. Vor allem begünstigte er Mailand, die Blume Italiens, die er einst hatte zertreten wollen und die er so schwer geknickt hatte. Gerade ihr mannhafter Widerstand hatte ihm Achtung eingeflößt, darum warb er jetzt um ihre Gunst und Freundschaft. An keinem andern Orte weilte er so oft und so lange, er bestätigte der Bürgerschaft nicht nur alle Besitzungen zwischen Adda und Oglio mit allen Hoheitsrechten, er gab die Wahl des Oberrichters frei, gewährte der Stadt den Blutbann und gestattete, daß Crema wieder aufgebaut werde; und als Cremona den Wiederaufbau verhindern wollte, sah man den hohenstaufischen Herrscher an der Spitze der Mailänder mit dem Carroccio ins Feld ziehen, um den Cremonesen Ehrfurcht und Gehorsam einzuflößen. Als sie sich demütigten und um Gnade flehten, ließ er wieder die alte Großmut walten.

Ausbildung der republikanischen Verfassung.

Diese kaiserliche Gunst benutzten die Lombarden zur Ausbildung ihrer inneren Verfassung. Man fand es für zweckmäßiger, die Mehrheit der Konsuln durch einen einzigen Oberbeamten zu ersetzen und kam allmählich in allen Städten zu der Einrichtung, die höchste richterliche und militärische Gewalt einem freigewählten, in der Regel aus der Ritterschaft einer fremden Stadt herbeigerufenen „Podesta" zu übertragen. „Man wollte durch die Einheit der Gewalt den Nachteilen vorbeugen, welche häufig aus der Uneinigkeit mehrerer gleichberechtigter Konsuln entstanden; man wollte zugleich durch die Berufung von Auswärtigen die Parteilichkeit verhüten, welche leicht durch die einheimischen Interessen in die Regierung und in die Gerichte hineingebracht wurde." Der Podesta war Heerführer und Stadtrichter und trat somit im allgemeinen an die Stelle der alten Grafen, jedoch mit dem wichtigen Unterschied, daß er von der Stadtgemeinde nur auf kurze Zeit, auf ein oder ein halb Jahr gewählt ward. Das Richteramt verwaltete er mit Hilfe eines Richterkollegiums von Rektoren und Assessoren,

in der Regierung stand ihm ein engerer und weiterer Rat, ein Gemeinderat und Bürgerausschuß, zur Seite. Daneben wurde mitunter auch noch eine Volksversammlung (Parlament) zusammenberufen, namentlich wenn neue Gesetze verkündigt werden sollten, oder bei dem Amtsantritt neuer Magistrate. Für die einzelnen Verwaltungszweige wurden durch die Räte besondere Beamte gewählt, welche jedoch insgesamt dem Podesta untergeordnet waren.

Unruhen in Sachsen. 1183. Während der große Konflikt mit den Lombarden in Konstanz zum Austrag kam, waren in Sachsen neue Streitigkeiten im Gang. Man fühlte allenthalben, daß der kräftige Mann fortgezogen war, der einst mit eiserner Hand den Norden zusammengehalten und die hadernden Elemente zur Ruhe verwiesen hatte. Zuerst war Konrad von Wittelsbach, der nach Christians Tod seinen alten Stuhl in Mainz wieder eingenommen, mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen in Zwist geraten. Als der junge König Heinrich auf einem Reichstag in Erfurt eine Ausgleichung zu bewirken suchte, stürzte der Fußboden ein und viele der Anwesenden wurden beschädigt, andere fanden den Tod, unter ihnen sechs Grafen. Der König, der Erzbischof und der Landgraf entgingen jedoch dem Verderben. Bald darauf entzweiten sich die Grafen von Holstein, Ratzeburg und Schwerin mit dem neuen Sachsenherzog Bernhard, als dieser Lehen und Rechte in Anspruch nahm, welche die andern verweigerten, und den Handel von Lübeck zu Gunsten seiner neugegründeten Stadt Lauenburg beeinträchtigte. Es kam bald zu offener Fehde, die sich bis in die Slawenländer, nach Mecklenburg und Pommern ausdehnte, Lauenburg der Zerstörung preisgab und die Leidenschaften entfesselte. Friedrich legte den Streit bei, indem er die Grafen wegen Friedensbruch mit einer Geldbuße bestrafte, den Herzog aber in seine Grenzen wies. Lübeck ging ohne Schaden aus dem Konflikte hervor und benutzte jede Gelegenheit zur Mehrung seiner Freiheit und Handelsgröße. Gegen eine namhafte Geldsumme entsagte Graf Adolf den Zöllen, die er von ihren Handelsschiffen zu erheben berechtigt war, und gestattete ihnen die freie Benutzung aller Gewässer, Wiesen und Wälder bis nach Todesloe.

Das Reichsfest in Mainz. Mai 1184. Nun war der Reichsfriede in Deutschland und Italien hergestellt und der Kaiser gedachte das frohe Ereignis mit einem großartigen Feste zu feiern. Er schrieb auf Pfingsten einen Reichstag aus, auf welchem der junge König Heinrich und sein Bruder Friedrich von Schwaben die Schwertleite empfangen und in die Ritterschaft aufgenommen werden sollten. Mainz wurde zu dem Ort des Festes bestimmt. Aus allen deutschen Gauen und aus fremden Landen strömten Ritter und Reisige und eine zahllose Menge Volks „in Schiffen und in Straßen" herbei, so daß die Stadt die Gäste nicht alle zu beherbergen vermochte und auf dem rechten Rheinufer eine zweite Stadt aus rasch erbauten Hütten und Zelten sich erhob. Einer suchte den andern durch die Pracht des Aufzugs und die Größe seines Gefolges zu überbieten, und keiner wollte durch sein Ausbleiben den hohen Herrn kränken oder den Glanz des Reichstages mindern; die Zahl der ritterlichen

Männer mochte 40,000, ja nach der Schätzung eines Augenzeugen 70,000 betragen haben. Aus Frankreich und England, aus Italien und dem fernen Spanien, aus Illyrien und den Slawenländern kamen die Gäste gezogen, und alle wurden aufs freigebigste bewirtet und beschenkt. Auch der Armen, Kranken und Pilger, der Spielleute, Sänger und Gaukler, die scharenweise sich einfanden, wartete reiche Gabe. Noch lange erzählte man sich von dem großen Nationalfest im Wonnemonat Mai, an welchem drei Tage lang glänzende Umzüge, ritterliche Spiele, Gesang und Tonkunst und Kurzweil aller Art mit feierlichem Gottesdienst und mit der Zeremonie der Schwertumgürtung und des Ritterschlags abwechselten. Heinrich von Veldeke, der zuerst die höfische Dichtkunst in deutscher Zunge ertönen ließ, hat diese Tage selbst mitgefeiert und sie im Gesang verherrlicht. „Die Blüte des Rittertums, die Macht des Reichs, die Größe der Nation, die Glorie des Kaisertums faßte sich in einem hehren Bilde zusammen." Ein französischer Dichter, Herr Guiot von Provins, wußte dieses Fest, dem er selbst angewohnt, nur mit den Hoftagen Alexanders und des Königs Artus zu vergleichen. Die Pracht und Herrlichkeit der durch Spiel, Sang und Lust erheiterten Tage hat sich der Phantasie der Zeitgenossen mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt.

Aber der allgemeine Reichsfrieden, der in dem Mainzer Schauspiel seinen glänzenden Ausdruck erhalten hatte, war nicht von Dauer. Aus der Mitte der Festlichkeiten selbst stiegen düstere Wolken auf, die einen schweren Gewittersturm in sich bargen. Philipp von Köln, der treue Waffengenosse Friedrichs in den Tagen der Not, hatte sich mit einem Gefolge, das von einem Zeitgenossen auf 4064 Reisige angegeben wird, in Mainz eingefunden, um auch die Tage des Glücks und des Triumphes mit dem kaiserlichen Herrn zu feiern. Als aber der zweite Ehrensitz an der linken Seite des Thrones nicht ihm, sondern dem Abte von Fulda, der nach altem Herkommen darauf Anspruch machte, von Friedrich zugewiesen ward, verließ Philipp erzürnt die Versammlung, begleitet von seinem Gefolge und von vielen Fürsten, welche mit dem Erzstift im Lehnsverband standen. Zwar gelang es dem jungen König Heinrich, der seinen Ehrentag durch einen solchen Zwischenfall nicht gestört sehen wollte, den Kirchenfürsten wieder zur Rückkehr und zur Versöhnung zu bewegen, und der Kaiser räumte ihm den seinem Range gebührenden Sitz ein, allein in dem Herzen des ehrgeizigen Priesters blieb doch ein Stachel zurück. Er unternahm noch in demselben Jahr eine Reise nach England. Die eigentliche Veranlassung ist unbekannt. Nachdem er in Canterbury das Grab des heiligen Märtyrers Thomas Becket, der wenige Jahre zuvor auf den Stufen des Hochaltars ermordet worden, in Andacht verehrt hatte, wurde er von König Heinrich II. mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen und mit dem verbannten Herzog, der sich vergebens um Abkürzung seines Exils an den Kaiser nach Mainz gewendet hatte, ausgesöhnt. Wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß Philipp mit dem alten Gegner, nach

Philipp von Köln mit dem Kaiser gespannt.

dessen Sturz er den Löwenteil von der Beute davongetragen hatte, in ein Bündnis eintrat, so scheint er doch für die Aufhebung der Verbannung gewirkt zu haben. Wenigstens erhielt Heinrich der Löwe bald darauf, nach Ablauf der dreijährigen Frist, auf welche die gezwungene Abwesenheit nachträglich festgesetzt
Herbst 1185. worden war, die Erlaubnis in sein Stammland Braunschweig zurückzukehren.

Lage der Dinge in Norddeutschland. 1185—1187. Wenn Heinrich die Hoffnung hegte, bei günstiger Gelegenheit seine frühere Machtstellung wieder zu gewinnen, so war die Lage der Dinge, die er bei seiner Heimkehr vorfand, ganz geeignet, ihn in dieser Hoffnung zu bestärken. Der neue Sachsenherzog Bernhard besaß wenig Kraft und wenig Ansehen, und seine Versuche, in Sachsen ungewohnte Steuern und Abgaben einzuführen, entzogen ihm die Liebe des Volks. Sein Bruder Siegfried von Bremen war kurz zuvor gestorben und ein ehemaliger Kaplan Heinrichs wurde als Hartwig II. zu seinem Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl gewählt. Das übermütige Benehmen des Dänenkönigs Knud VI., der nicht nur die Oberhoheit des Reiches nicht anerkannte und die bei der Verlobung seiner Schwester mit dem Kaisersohne bedungene Mitgift nur zum geringsten Teil entrichtete, sondern sogar die slawischen Fürsten von Pommern und Mecklenburg, die der Kaiser in den unmittelbaren Reichsverband aufgenommen, zur Huldigung und Anerkennung seiner Lehnsherrschaft zwang, sowie die Willkür der kleinen Herren, das wilde Treiben der Raubritter, die drückenden Zustände des Faust- und Fehderechts, ließen deutlich erkennen, daß nicht mehr der gewaltige Löwe die Nord- und Ostgrenze hütete, und weckten die Sehnsucht nach Wiederherstellung einer starken Schutzmacht. Erzbischof Hartwig bewirkte endlich, daß Adolf von Schauenburg die Grafschaft Dithmarschen an das Erzstift Bremen abtrat; aber die Bauern wollten den neuen geldgierigen Oberherrn nicht anerkennen, und als sie derselbe mit Hilfe der benachbarten Grafen gewaltsam zur Unterwerfung bringen wollte und dazu die Schätze und Einkünfte seines Erzstifts aufwendete, stellten sie sich unter den Schutz und die Oberhoheit des Bischofs und Herzogs Waldemar von Schleswig. So nahmen das Reich und die deutsche Kirche allenthalben Schaden, und die Ehre und Sicherheit des nördlichen Deutschlands schienen die Wiederherstellung einer kräftigen Schutzmacht dringend zu fordern, zumal da der Kaiser die dänische Braut mit derselben dürftigen Ausstattung,
1187. die sie mitgebracht, ihrem Bruder zurückschickte und auch Landgraf Ludwig von Thüringen, sein Verwandter, Knuds Mutter, die er nach Waldemars Tod in die Ehe genommen, schimpflich in die Heimat entließ, wodurch der politische Gegensatz noch durch persönliche Kränkungen verschärft ward.

Friedrichs letzter Zug nach Italien. 1184. Noch schwieriger hatten sich unterdessen die Verhältnisse in Italien gestaltet, wo der Kaiser seinen Siegeslauf wieder von der Macht gehemmt sah, die sich nicht mit halben Erfolgen begnügte, die auch in Schmach und Verbannung nie den Gedanken an Weltherrschaft fahren ließ, von dem Papsttum. Bald nach dem Mainzer Nationalfest war Friedrich zum sechstenmal über die Alpen

gezogen, nicht wie früher an der Spitze großer Heereshaufen, sondern mit einem auserlesenen Gefolge, denn es galt jetzt nicht, einen bewaffneten Feind niederzuwerfen, sondern ein Geschäft des Friedens auszuführen, nämlich seinen Erstgebornen, den zwanzigjährigen König Heinrich, mit Konstantia, der Tochter Rogers I. von Sizilien, der Tante und Erbin des kinderlosen Wilhelms II., zu vermählen und dadurch das schöne Normannenreich seinem Hause zu gewinnen. Diesmal öffneten ihm die Lombardenstädte freudig ihre Thore, die Veronesen bereiteten ihm einen festlichen Empfang, die übrigen Städte wetteiferten in Beweisen von Ehrerbietung und Ergebenheit, in Mailand glich sein Einzug einem Triumphzug. Das Glück und der Wohlstand, welche die Freiheit geschaffen, wurden von dem dankbaren Volke dem Geber des hohen Gutes zugeschrieben. Die für den König ausersehene Braut war freilich elf Jahre älter als der Kaisersohn und zum Kloster bestimmt gewesen, aber sie war willig und bereit dem Bewerber die Hand zu reichen und in das Leben zurückzukehren und Heinrich hatte früh gelernt, „seine Wünsche und Neigungen den Zwecken der Politik unterzuordnen“. Dieser Vermählungsplan war jedoch dem päpstlichen Hof sehr gegen den Sinn. Nicht nur, daß dadurch ein Reich, welches den Nachfolger des Apostelfürsten als Lehnsherrn ehrte und dem römischen Stuhl in allen Bedrängnissen Schutz und Hilfe gewährt hatte, an ein Herrschergeschlecht zu fallen drohte, welches der Kirche von jeher sehr wenig Hingebung gezeigt, er mußte auch fürchten, daß das Patrimonium Petri gegenüber der kaiserlichen Übermacht im Süden und Norden in seiner Freiheit und in seinem Bestand gefährdet werde. Friedrich fand daher in Papst Lucius III., der, wie erwähnt, als Flüchtling in Verona weilte, einen ähnlichen Widersacher gegen sein Vorhaben, wie ehedem an Alexander III. Die feindselige Gesinnung des Kirchenfürsten gab sich zuerst in der Weigerung kund, die während der Kirchenspaltung von Schismatikern geweihten Priester in ihren Würden anzuerkennen, da dies nur auf einer allgemeinen Kirchenversammlung geschehen könne, und den König Heinrich schon jetzt zum Kaiser zu krönen. Der Zwiespalt wurde noch vergrößert, als der Papst hinsichtlich der Mathildischen Lande hartnäckig an den Ansprüchen der Kirche festhielt, die Einziehung des beweglichen Nachlasses der Prälaten für den kaiserlichen Schatz untersagte und bei der Trierer Erzbischofwahl den vom Kaiser bereits mit den Hoheitsrechten belehnten Rudolf nicht bestätigen wollte, sondern sich dem Erkornen der Gegenpartei, Volkmar, zuneigte. Aber trotz aller Gegenbemühungen der Kurie siegte die hohenstaufische Staatskunst in Palermo. Der einflußreiche Erzbischof Walter, Friedrichs Freund, bewirkte, daß König Wilhelm II. seine Einwilligung erteilte, und schon im Oktober wurde im Bischofspalast zu Augsburg das Verlöbnis abgeschlossen. Im folgenden Sommer ließ der Normannenkönig, nachdem er allen Großen seines Reichs für den Fall seines kinderlosen Ablebens den Eid der Treue und des Gehorsams gegen Konstantia und ihren Gemahl abgenommen, die Braut samt dem reichen

Die königliche Vermählung und der grollende Papst. 1184–1186.

1184.

1185.

Heiratsgut, das 150 Saumtiere auf dem Rücken trugen, an die Grenze geleiten, wo sie von den fürstlichen Abgesandten Heinrichs und einem zahlreichen Gefolge von Rittern in Empfang genommen und nach Mailand geführt ward. Denn hier sollte die Vermählung gefeiert werden: diese Ehre hatte sich die Bürgerschaft als besondere Gnade vom Kaiser ausgebeten. Wie im vorhergehenden Jahre nach Mainz, so sah man jetzt viele Ritter und Herren aus Deutschland und Italien nach der reichen Lombardenstadt ziehen, um dem glänzenden Hochzeitsfeste
27. Jan. 1186. beizuwohnen. Lange dauerten die Vorbereitungen. Erst am 27. Januar des folgenden Jahres wurde in der schön geschmückten Stadt die Vermählung gefeiert, begleitet von Schauspielen aller Art und mit einer dreifachen Krönung in der Ambrosiuskirche zum Schluß. Denn während Friedrich sich durch den Erzbischof von Vienne nochmals mit der burgundischen Krone schmücken ließ, empfing Konstantia die Krönung als deutsche Königin, Heinrich VI. aber durch die Hand des Patriarchen von Aquileja die als König von Italien. Das war Friedrichs Antwort auf die Verweigerung der ihm früher verheißenen Kaiserkrönung Heinrichs durch den Papst und sollte dieselbe in den Augen der Welt ersetzen. Demgemäß heißt Heinrich seit jenem Tage „Cäsar", Mitkaiser und Teilhaber an der höchsten Gewalt, er stand neben Friedrich, wie einst Otto II. neben seinem großen Vater gestanden hatte, — ein vielverheißender Schritt zur Erblichkeit der Kaiserkrone war gethan. Nichts fehlte der Festfreude, als daß die Kaiserin Beatrix sie nicht teilte. Sie war im vorhergehenden Jahr aus dem Leben geschieden. Aber auch der Papst erlebte das Ereignis nicht mehr. Bittern Groll im Herzen war
25. Nov. 1185. er am 25. November zu Verona ins Grab gestiegen, nachdem er noch auf einem Konzil einen schweren Kirchenfluch ausgesprochen wider das rebellische Rom, wider die Verminderer des Patrimoniums, wider alle Ketzer und Arnoldisten.
Hader und Kriegsgefahr. 1186. 1187. Sein Tod heilte den zwischen dem Kaisertum und dem apostolischen Stuhl bestehenden Riß nicht aus. Erzbischof Humbert von Mailand, ein leidenschaftlicher Prälat und heftiger Gegner der Hohenstaufen, trat, als Urban III. zum Nachfolger gewählt, in die Fußstapfen des Vorgängers. Grollend saß er während jenes Hochzeitsjubels hinter den Mauern von Verona, um so unversöhnlicher in seiner Feindschaft, je höher die Macht und das Glück des Kaisers stieg. Er versagte dem jungen König die Kaiserwürde, er weigerte sich die ihm als Erzbischof von Mailand zustehende Krönung der Neuvermählten zu verrichten; er verwarf den vom Kaiser investierten Erzbischof Rudolf von Trier und erhob Volkmar an dessen Stelle; er forderte die Mathildischen Güter zurück; er trat mit den Erzbischöfen von Köln und Mainz und anderen hohen Geistlichen in Verbindung, um dem Kaiser gegenüber die kirchlichen Rechte und die Fürstenfreiheit zu wahren; er empfing eine Gesandtschaft des englischen Königs, die seine Vermittelung für Heinrich den Löwen ansprechen, daneben aber auch wohl Verabredungen anderer Art treffen sollte. Das trotzige und kriegerische Auftreten des Kölners gegen die hohenstaufischen Herrscher konnte als Zeichen gelten, daß im nächsten Frühjahr der

Kampf von neuem beginnen würde, daß der in Venedig geschlossene Friede zwischen Kaisertum und Kirche seinem Ende nahe sei. Dagegen reichte die kaiserliche Partei in Mittelitalien den aufständischen Römern die Hand und König Heinrich bedrohte die Besitzungen des Papstes; bitter beklagte sich der Kaiser zu Trier, wo er das Weihnachtsfest feierte, in offener Versammlung, daß er in seinen alten Tagen sich gezwungen sehe, gegen ein Reichsland ins Feld zu ziehen; schon hielt Urban den Bannstrahl in der Hand, um den Hohenstaufen abermals aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen, schon lag die Bulle bereit, welche die Völker Deutschlands, Dänemarks und Polens zu den Waffen rufen sollte gegen Friedrich, „vormals" römischen Kaiser, den Feind Gottes und der Kirche, da erscholl die Trauerkunde von der Einnahme Jerusalems durch den Sultan Saladin und erfüllte die abendländische Christenwelt mit Schrecken und Bestürzung. In das aufgeregte Gemüt des leidenschaftlichen Papstes traf die Botschaft wie ein Blitz: er starb am 20. Oktober plötzlich in Ferrara. Über dem 20. Okt. 1187.
großen Unglück in der Ferne wurden die kleineren Anliegen vergessen, der Ruf nach einem neuen Kreuzzug brachte das Feldgeschrei, das am Rhein ertönen sollte, zum Schweigen. Der neue Papst, Gregor VIII., ein milder, friedliebender Greis, ließ den Widerstand gegen die Hohenstaufen fallen und richtete seine ganze Thätigkeit auf den heiligen Krieg. Er sollte den neuen Pilgerzug nicht erleben. Schon nach zwei Monaten starb er in Pisa, wohin er sich begeben 17. Dez. 1187.
hatte, um für die Kreuzfahrt zu wirken. Aber sein Nachfolger Clemens III. folgte seinem Beispiel. Auch ihm war das Heilige Land das wichtigste Anliegen, das er nicht durch innere Streitigkeiten erschweren wollte. Darum machte er Frieden mit den Römern und nahm seinen Sitz wieder in der ewigen Stadt. Febr. 1188.
Auch Friedrich fühlte das Feuer der heiligen Begeisterung, das wieder wie vor neunzig Jahren die Christenheit ergriff, in seiner Seele lodern. Aber die Lage der Dinge gebot Vorsicht und sein Alter mahnte ihn zur Besonnenheit. Heinrich der Löwe hatte sich seit seiner Rückkehr in Braunschweig ruhig verhalten, und der Erzbischof von Köln hat es nie zugegeben, daß er mit demselben einen geheimen Bund geschlossen. Dennoch hatte der Kaiser den Argwohn gefaßt, daß der Herzog den am Rhein drohenden Feindseligkeiten nicht fern stehe. Daß der Löwe nie den Gedanken an eine Wiedergewinnung seiner Macht aufgegeben, ist sicher; aber er mochte den Glauben hegen, daß der Kaiser selbst, in Anbetracht der schwierigen Verhältnisse im Norden und der Notwendigkeit einer starken Reichswehr gegen die inneren und äußeren Feinde, ihn wieder in seine frühere Herrschaft einsetzen würde. Er mag sich daher gehütet haben, dem alten Herrn neuen Anlaß zu Mißtrauen und Unzufriedenheit zu geben. Würde aber Philipp die Waffen gegen den Kaiser ergriffen haben, ohne daß eine Aussöhnung mit dem Löwen erfolgt wäre, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die alten Gegner sich die Hände zum Bund wider den gemeinsamen Feind gereicht hätten. Denn wie wenig Heinrich geneigt war, seine Ansprüche fahren zu lassen, sollte

Friedrich bestellt sein Reich und beschließt den Kreuzzug. 1188.

bald zu Tage treten. Als der Kaiser den Entschluß gefaßt hatte, an der Spitze eines deutschen Kreuzheeres zur Wiedereroberung des Heiligen Grabes auszu-
27. März 1188. ziehen, und am Sonntag „Freue dich Jerusalem“ auf einem Reichstag in Mainz, dem „Reichstag Jesu Christi“, aus den Händen des Kardinals Heinrich von Albano das Kreuz empfangen, war er bedacht, die Verhältnisse so zu ordnen, daß während seiner Abwesenheit der Reichsfriede nicht gestört werde. Er suchte alle hadernden Fürsten zu versöhnen und durch gerechte Vergleiche einer Erneuerung der Feindseligkeiten vorzubeugen, er wandte sich gegen die Raubritter, die von ihren Burgen herab durch bewaffnete Überfälle den Verkehr und die Geschäfte des Friedens störten, brach ihre Raubfesten, hob die ungerechten Zölle auf und verbot alle Fehden und Gewaltthaten. Zu demselben Zweck schrieb er auch einen
Aug. 1188. Reichstag nach Goslar aus, um in Sachsen und im ganzen Norden gesicherte Zustände zu begründen. Hier ließ er dem Herzog, der auf seine Einladung sich daselbst einfand, unter drei Vorschlägen die Wahl: entweder sollte er sich mit einer teilweisen Wiederherstellung begnügen und auf alles übrige förmlich Verzicht leisten oder den Kreuzzug auf Kosten des Kaisers mitmachen, um nachher vollständig in seine Würde wieder einzutreten; wolle er aber weder das eine noch das andere, so müsse er sich verpflichten für die Abwesenheit Friedrichs, welche auf drei Jahre berechnet war, mit seinem ältesten Sohne abermals Deutschland zu meiden. Heinrich entschied sich für das letzte und zog zum zweitenmal in die Verbannung. Durch diese Entscheidung gab der Löwe deutlich kund, daß sein Sinn auf die Wiedergewinnung aller ehemaligen Besitzungen gerichtet war. Er setzte sein Vertrauen auf die deutsche Uneinigkeit, auf englische und dänische Hilfe, auf seine eigne Kraft und auf Wechselfälle, die leicht eintreten konnten.

Um dieselbe Zeit, als Heinrich der Löwe mit seinen Söhnen an den Königshof nach England zog, wo er bald Zeuge von dem Tode seines Schwiegervaters und von der Thronbesteigung seines Schwagers Richard Löwenherz sein sollte, verließ Friedrich Barbarossa an der Spitze des Kreuzheeres, das sich in Regensburg gesammelt, die deutsche Erde, um nie mehr zurückzukehren. Sein Sohn Heinrich, der unter seiner Leitung in die Staatsgeschäfte und in die Geheimnisse der Regierungskunst eingeweiht worden, an seiner Seite die Anordnung der Heere und den Waffendienst gelernt hatte, blieb als Hüter des Reichs, als Wahrer der hohenstaufischen Kronen und Ehren im Vaterlande zurück. Und er hat trotz seiner jungen Jahre die große Aufgabe unter schwierigen Verhältnissen rühmlichst gelöst, den Bau, den der Vater auf festen Grundlagen aufgeführt, mannhaft wider alle Stürme geschützt.

4. Der dritte Kreuzzug und Friedrichs Ausgang.

a) Die Lage der Dinge in Syrien und Jerusalems Fall.

Als König Amalrich nach dem Tode seines Bruders Balduin III. den Thron von Jerusalem bestieg, bereiteten sich wichtige Dinge in der moslemini- schen Welt vor. Es wurde erwähnt (S. 490), zu welcher Erniedrigung das Kalifat der Fatimiden in Kairo herabgesunken und wie alle Macht und Herrschaft in die Hände der Heerführer geraten war, welche sich den Titel „Sultan" oder „König" beilegten. Von den Eigenschaften dieser Großwesire hing das Wohl und Wehe des Landes ab, an ihre Geschicke war das geschichtliche Leben des Volkes geknüpft; von den geistlichen Oberherren, die ihr Dasein unbemerkt in der Üppigkeit des Harems verbrachten, gelangte kaum eine Kunde in die Welt, und die Bewohner des Nillandes gehorchten in knechtischer Unterwürfigkeit jedem, der die Gewalt erwarb und zu behaupten verstand. Aber das hohe Amt war von großen Gefahren umgeben; es fiel gewöhnlich dem glücklichen Empörer als Preis der Kühnheit und des Frevels zu. So hatte ein verwegener Mann, Schawer, welcher vom Sklaven des Wesirs zum Befehlshaber in Oberägypten sich emporgeschwungen, dem Sohne seines Wohlthäters Amt und Leben entrissen und die Würde eines „Heerscharenführers" (Emir al Dschajusch) sich selbst beigelegt. Aber bald sah er sich durch Dargham verdrängt und zur Flucht getrieben. Die Brust voll Rachsucht und die Hände mit Gold gefüllt begab sich Schawer nach Damaskus, wo damals Nureddin Hof hielt, und bat diesen um Beistand zur Wiedererlangung der verlornen Herrschaft. Er erbot sich nicht nur die Kosten des Feldzugs zu tragen, sondern noch als Preis des Gelingens den dritten Teil aller Einkünfte des reichen Landes seinem Schutzherrn zu entrichten. So bedenklich auch unter den obwaltenden Verhältnissen ein solches Unternehmen dem staatsklugen Seldschukkenfürsten erscheinen mußte, so war doch der Gewinn zu verlockend, als daß er nicht den Bitten und Anträgen Schawers hätte nachkommen sollen. Er entsandte seinen tapfern Feldherrn, den Kurdenhäuptling Schirkuh, mit einem zahlreichen Heere durch die Wüste nach Ägypten. Dargham wurde, als seine Truppen während der Sonnenhitze zerstreut umherlagen, überfallen und in die Flucht geschlagen; sein Tod durch den Pfeil eines Meuchelmörders machte jedem ferneren Widerstand ein Ende und öffnete dem Sieger den Weg nach Kairo. Bald zeigte es sich aber, daß Nureddins Pläne weiter gingen. Als Schawer wieder in seine Stelle eingesetzt war, verlangte er den Abzug der Hilfstruppen, allein Schirkuh erklärte, daß er das Land nicht verlassen würde, bis ihm der versprochene Lohn gereicht und Bürgschaft für die Zukunft gestellt würde, und besetzte die Stadt Bilbeis. Nun wendete sich Schawer um Hilfe an den König Amalrich, und dieser ging bereitwillig auf das Ansuchen ein. Ein Mann von Einsicht und politischem

Parteikampf in Ägypten. 1162. 1163.

1163.

Schawer und Amalrich im Bund.

Verstande begriff Amalrich die große Gefahr, die dem Königreich Jerusalem aus der Vereinigung Ägyptens mit den syrischen Besitzungen Nureddins erwachsen würde, und er besaß ritterlichen Mut und Unternehmungsgeist genug, den Kampf mit dem mosleminischen Herrscher, der doch über kurz oder lang ausbrechen mußte, zu einer Zeit zu erneuern, da ihm aus den Reihen der Ungläubigen selbst ein mächtiger Bundesgenosse zur Seite trat. So wenig Amalrich seinem Bruder glich in gefälligem Wesen und gewinnender Gesprächigkeit, so wenig sein verschlossenes Benehmen geeignet war, Zuneigung und Vertrauen zu wecken und so viel Ärgernis es erregte, daß er durch seinen Hang zu galanten Abenteuern den Frieden mancher Ehe störte, an ritterlichen, männlichen Thaten, in Verstand, Bildung und Wißbegierde stand er nicht zurück. Er war tapfer und rüstig zum Streit, liebte Waffenspiel und Falknerei und hatte einen klaren Blick in die Staatsverhältnisse seiner Zeit. Um einen Rückhalt an dem byzantinischen Hof und eine reiche Aussteuer zu gewinnen, warb auch er, wie einst sein Bruder, um die Hand einer griechischen Kaisertochter.

Krieg der Christen und Moslems in Ägypten und Syrien. 1163. 1164.

Amalrich folgte alsbald dem Rufe des Ägypters. Die Nachricht von einem glänzenden Siege einer christlichen Ritterschar über Nureddin belebte seine Hoffnungen. Der Emir war nämlich ausgezogen, um das Fürstentum Tripoli anzugreifen und lagerte sich am Fuße des Schlosses der Kurden. Da wurde er plötzlich zur heißen Mittagszeit, als die Moslems unbesorgt in ihren Zelten lagen, von einem christlichen Heerhaufen überfallen. Erschrocken fuhren die Sarazenen auf und wendeten sich zur Flucht. Nureddin selbst hatte kaum Zeit durch die Hinterthür seines Zeltes zu entkommen; er schwang sich auf ein angebundenes Pferd und nur der raschen Entschlossenheit eines Sklaven, welcher den Strick durchhieb, verdankte er seine Rettung. Aber dieser Sieg brachte den Christen keinen Gewinn. Nureddin sann auf Rache. Während Amalrich mit dem größten Teil des Pilgerheeres an den Nil zog und mit Schawer verbunden den Kurdenfürsten Schirkuh in Bilbeis belagerte, sammelte Nureddin in Hömß neue Truppen und begann, unterstützt von mehreren Fürsten Mesopotamiens, aufs neue den „heiligen Krieg". Sein Aufruf hatte um so größeren Erfolg, als die Frommen und Einsiedler, an welche sich der Emir wendete, den Kampf als eine Pflicht der Ehre und des Glaubens empfahlen und die Gläubigen zur Teilnahme an dem Rachezug anfeuerten. Während der König noch vor Bilbeis lag, zog Nureddin gegen die den Bewohnern Halebs sehr lästige Burg Harim und schloß sie ein. Die christlichen Fürsten, vor allen Boemund III. von Antiochia, zu dessen Gebiet die Burg gehörte, ferner Raimund von Tripoli, der junge Josselin, der armenische Fürst Toros und der Statthalter von Cilicien, Calamar, zogen wider den Feind. Bei ihrer Annäherung gab Nureddin Befehl zum Aufbruch. Diesen Abzug hielten die Verbündeten für Flucht und setzten den Sarazenen mit Ungestüm nach, ohne den Warnungen des Armeniers Gehör zu geben. Plötzlich machte Nureddin Halt und bot den Heranstürmenden

die Spitze. Diese verloren bei der plötzlichen Wendung so sehr den Mut, daß sie sich fast ohne Gegenwehr niederstoßen ließen oder in Gefangenschaft gaben. Nur Toros rettete sich durch die Flucht. Die übrigen Fürsten wurden gefesselt nach Haleb geführt, zum fröhlichen Anblick der Moslems. In raschem Siegeslauf eroberte darauf Nureddin die Burg Harim und zwang die Besatzung von Paneas, sich durch Übergabe der Stadt freien Abzug zu erkaufen. Okt. 1164.

Die Kunde von diesem Unfall bewog den König zur Rückkehr nach Palästina. Amalrich und Schirkuh verlassen Ägypten. 1164. Er schloß mit Schirkuh einen Vertrag und gewährte ihm und seinen Kriegern freien Abzug mit Waffen und Beute. Mitten durch die Reihen des christlichen und ägyptischen Kriegsvolkes zogen die Turkmenen ab, der Führer mit erhobener Streitaxt schloß den Zug. Unverweilt begab sich nun Amalrich nach Tripoli und Antiochia, um unterstützt von dem Grafen Dietrich von Flandern, welcher gerade um diese Zeit zum viertenmal an der Spitze einer Pilgerschar im syrischen Lande angelangt war, weitere Gefahren abzuwenden. Auf seine Verwendung wurde Boemund gegen ein Lösegeld, welches der byzantinische Kaiserhof reichte, in Freiheit gesetzt. Aber die Schonung, die Nureddin aus Rücksicht für Manuel, den Schwager Boemunds, in dem einen Falle walten ließ, versagte er den übrigen. Raimund von Tripoli erlangte erst nach achtjähriger harter Gefangenschaft die Freiheit um die hohe Loskaufsumme von 80,000 Goldstücken.

Der erfolgreiche Kampf gegen die Christen in Palästina machte Nureddin Neuer Feldzug nach Ägypten. 1167. zu größeren Unternehmungen geneigt. Auf dringendes Zureden Schirkuhs, der auf dem ägyptischen Feldzug die Einsicht gewonnen hatte, daß das Fatimidenreich seinem Falle nahe sei, und ermuntert durch den Kalifen von Bagdad, welcher wünschte, daß der Herrschaft der häretischen Fatimiden für immer ein Ende gemacht werde, beschloß der Atabeg ein neues Heer unter Schirkuhs Oberbefehl in das Nilland zu senden. Der Führer nahm seinen Weg durch die Wüste 1167. und traf seine Anstalten so geheim, daß Schawer keine Ahnung von dem ihm drohenden Sturm hatte. Erst durch König Amalrich, welcher auf die Nachricht von dem Vorhaben des mosleminischen Fürsten abermals mit christlichen Heerhaufen an die ägyptische Grenze gezogen war, um die dem Reiche Jerusalem verderblichen Pläne des Feindes zu vereiteln, erhielt der Sultan Kunde von den Absichten Nureddins. Rasch wurde ein Vertrag geschlossen, den der Kalif Aladhed selbst in einer persönlichen Zusammenkunft mit den christlichen Bevollmächtigten bestätigte. Mit Erstaunen und Bewunderung blickten die Franken auf die Pracht und Herrlichkeit des Kalifenpalastes in Kairo mit seinen reichgeschmückten Sälen, seinen Vorhöfen, Gartenanlagen und Wasserkünsten, seinem orientalischen Luxus in Teppichen und Hausgeräte und auf die Mohrenwache, welche die Pforten und Zugänge hütete und mit Entrüstung die Ungläubigen in die Nähe der geheiligten Person einließ. Darauf vereinigte Schawer seine Truppen mit dem Kreuzheer, und da Schirkuh den großen Umweg machen mußte, so gelang

es ihnen vor dessen Ankunft Bilbeis zu besetzen. Dadurch sah sich der Kurde genötigt weiter südwärts zu ziehen. Verfolgt von den Feinden setzte er oberhalb Kairo, bei Scheruneh, über den Strom und lagerte sich dann bei dem Pyramidenorte Djizeh, in der Nähe der Hauptstadt. Abgeschnitten von der Heimat durch den Fluß und die Heere der Verbündeten auf dem Ostufer kam Schirkuh bald in eine bedenkliche Lage. Vergebens suchte er den ägyptischen Wesir von dem König zu trennen, indem er demselben als Preis eines Bündnisses seinen sofortigen Abzug aus Ägypten in Aussicht stellte; Schawer ließ den Boten töten und hielt treu zu den Franken, unbekümmert um das Murren der Mohammedaner, besonders der Alexandriner über das Bündnis mit Ungläubigen. Bedroht von den Gegnern, welche vermittels einer Schiffbrücke und der Strominsel Rodha den Übergang über den Nil zu erzwingen suchten, zog der Kurdenhäuptling wieder aufwärts nach Oberägypten, um durch die Wüste den Rückzug nach Syrien anzutreten. Die Verbündeten verfolgten ihn jedoch auf beiden Ufern. Schirkuh suchte der Schlacht auszuweichen und mit den geraubten Schätzen die Heimat zu gewinnen. Aber ein junger Mamluke feuerte die Syrer zum Kampfe an, indem er ihnen die Schmach einer Flucht vor den Feinden des Propheten in scharfen Worten vorhielt. So kam es denn bei dem Engpaß Babein, unfern der Ruinen des alten Hermopolis, zu einem Treffen, welches trotz des tapfern Angriffs der christlichen Ritterschaft durch eine Kriegslist des Kurdenführers für die Verbündeten einen unglücklichen Ausgang nahm. Viele Kreuzfahrer wurden getötet oder gefangen und fast alles Gepäck geplündert.

Kämpfe am Nil.

Vertrag und Abzug. 1167.

Durch diesen Ausgang ermutigt hoffte Schirkuh festen Fuß in Ägypten fassen zu können. Während Amalrich seine zersprengte Mannschaft wieder sammelte und nach Kairo zurückkehrte, zog der Sieger in Eilmärschen über Fajjum am Rande der libyschen Wüste hin gen Alexandrien, wo man ihn freudig aufnahm, setzte seinen Neffen Salaheddin (Saladin), welcher den glücklichen Ausgang des Treffens bei Babein hauptsächlich herbeigeführt und auf diesem wie auf dem früheren Feldzug manche Beweise von kriegerischer Befähigung gegeben hatte, zum Befehlshaber ein und kehrte dann wieder nach Oberägypten zurück, wo er Steuern erhob und sein Heer durch viele Anhänger verstärkte. Aber dem Fatimidenreich war noch eine kurze Lebensdauer beschieden. Indes Schirkuh seine Streifzüge bis zu den Prachtruinen Thebens ausdehnte, schlossen die Verbündeten Alexandrien von der Land- und Seeseite ein und hinderten alle Zufuhr. Um seinen Neffen und die syrische Besatzung vor dem drohenden Hunger zu retten, bot darauf Schirkuh durch einige gefangene Kreuzritter einen Frieden an. Die Unterhandlungen führten bald zum Ziel, da auch der König, besorgt über die Fortschritte Nureddins im syrischen Lande, sich nach
1167. der Heimkehr in sein Reich sehnte. Im August kam daher ein Vertrag zu stande, kraft dessen die syrischen Truppen wie die Franken das Nilland verlassen, Alexandrien dem Sultan Schawer zurückgegeben, die Gefangenen befreit

und sowohl dem König als dem Kurdenfürsten beträchtliche Geldsummen zur Entschädigung für Kriegskosten gereicht werden sollten. Auch dieser Friede war jedoch nur von kurzer Dauer. Beide Heerführer sahen das kraftlose Ägypten, dessen zerrütteten Zustand sie kennen gelernt, als ein geeignetes Feld zur Befriedigung ihrer Herrschgier und Habsucht an. Doch diesmal ging der Bruch nicht von den Moslems aus, sondern von den Christen. Während Nureddin den Zureden Schirkuhs, einen neuen Feldzug auszurüsten, ehrenhaft widerstand, ließ sich Amalrich durch die eigene Lust nach Gold und Schätzen wie durch die aufmunternden Reden der beutelüsternen Hospitaliter und seines übermütigen Günstlings Milo von Planci zu einer Wiederholung des gewinnreichen Raubzugs bewegen. Er nahm die Kreuzritter in Dienst, die kurz zuvor Wilhelm von Nevers in das Heilige Land geführt hatte und die, da der französische Graf bald nach seiner Ankunft starb, gern dem Antrag des Königs Gehör gaben, und schloß mit dem byzantinischen Kaiser Manuel, zu dem er in zwiefacher Verwandtschaft stand, einen Kriegsbund. Allein so brennend war sein Durst nach Beute, daß er die Ankunft der griechischen Hilfsvölker nicht abwartete, sondern unter einem erfundenen Vorwand schon im nächsten Jahr die ägyptische Grenze überschritt und ohne sich auf die von Sultan Schawer versuchten Unterhandlungen einzulassen, rasch auf Bilbeis losrückte. Die unvorbereitete Stadt wurde leicht erstürmt, die Häuser wurden ausgeplündert und den Flammen übergeben, die Einwohner teils erschlagen, teils in Knechtschaft geführt. Darauf rückte das Pilgerheer auf Kairo los. Da aber die Streiter Christi ihren Marsch durch Raubzüge weit ausdehnten, so fand Schawer, der sie durch Unterhandlungen und angebotene Geldsummen absichtlich aufzuhalten bemüht war, Zeit, die Hauptstadt in Verteidigungszustand zu setzen, den offenen Ort Mißr oder Altkairo, wo sich die Feinde leicht festsetzen konnten, in Rauch aufgehen zu lassen und die Hilfe Nureddins anzurufen. Nicht nur, daß er diesem abermals den dritten Teil aller Einkünfte versprach, er suchte auch das Gefühl der Ehre und der Glaubensgemeinschaft in ihm rege zu machen. Auf sein Zuthun schickte der Kalif ein dringendes Mahnschreiben an den Emir und legte Haarlocken von seinen Frauen bei, die ihn beschworen, sie vor der Schmach und Schande zu bewahren, die ihnen von den Franken drohe. Nureddin säumte nun nicht länger. Ein wohlgerüstetes Heer zu Roß und zu Fuß zog unter der Führung Schirkuhs und Saladins abermals in das Nilland und setzte die Kreuzritter, die ihm umsonst den Weg durch die Wüste zu verlegen suchten, in solchen Schrecken, daß sie beschämt und mit getäuschten Hoffnungen schnell das Land räumten, um ihren Raub in Sicherheit zu bringen.

Amalrichs Raubzug nach Ägypten. 1168. — *Nov. 1168.*

Schawer hatte bald Ursache sich vor dem Helfer in der Not zu fürchten. Vergebens suchte er ihn zur Verfolgung des abziehenden Kreuzheeres zu bewegen; Schirkuh nahm Besitz von Kairo und suchte die Gunst des Kalifen zu gewinnen. Es dauerte nicht lange, so wurde Schawer unter der Anschuldigung,

Schawers Ausgang. Schirkuh Besitr. Jan. 1169.

er habe die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllt und den Plan geschmiedet, den syrischen Feldherrn und die angesehensten Emire bei einem Gastmahl festzunehmen, in Ketten gelegt und mit Zustimmung des Kalifen, der des gewaltthätigen Wesirs längst müde war, auf Befehl Schirkuhs und Saladins enthauptet. Sein Herrscheramt fiel als Preis dem Sieger zu, der sich den Namen „Almelik Almansur" (der siegreiche Fürst) beilegte und dem über den blutigen Vorgang aufgeregten Volke den Palast Schawers zur Plünderung übergab. Wenige Monate nachher sank Schirkuh ins Grab und nun wurde Saladin Wesir und bald unumschränkter Gebieter von Aegypten.

Saladins Herkunft und Jugend.

Dieser merkwürdige Mann, dessen Tugenden und ausgezeichnete Eigenschaften von christlichen und mohammedanischen Schriftstellern mit gleicher Anerkennung gepriesen werden, war der Sohn Ejjubs (Hiobs), aus dem den Türken verwandten Volksstamme der Kurden. Ejjub und sein Bruder Schirkuh hatten die Weideplätze ihrer östlichen Heimat verlassen, um sich in Bagdad mit ihrem Schwerte Ruhm und Unterhalt zu verschaffen. Behruz, Befehlshaber von Bagdad und Irak, nahm sie in seine Dienste und verlieh dem älteren der Brüder, Ejjub, die Statthalterwürde von Tekrit, wo ihm um das Jahr 1137 ein Sohn Jussuf geboren ward, derselbe, der in der Folge als Herrscher den Namen Salaheddin (Heil des Glaubens) oder nach abendländischer Aussprache Saladin führte. Zenki, Atabeg von Mosul, dem Ejjub nach einem verlorenen Treffen einen wichtigen Dienst geleistet, beschenkte die Brüder mit Landbesitz und erhob Ejjub zum Statthalter von Baalbek. Diese Stadt wurde nach Zenkis Tod von dem Emir von Damaskus belagert, und da Ejjub sie nicht zu halten vermochte, übergab er sie vertragsweise und trat zugleich in die Dienste des Damaszenerfürsten, bei dem er bald großen Einfluß gewann. Schirkuh dagegen schloß sich an Nureddin an, wurde dessen Oberfeldherr und erhielt Hömß und Rahabah zu Lehen. Der geschickten Thätigkeit beider Brüder verdankte Nureddin hauptsächlich die Besitznahme von Damaskus, daher auch beide zu den höchsten Würden und Ehren emporstiegen. In allen Kriegen Nureddins gegen die Christen zeichneten sich die Kurden durch Tapferkeit und Kriegsmut, wie durch Ausdauer in den Mühseligkeiten und Beschwerden des Krieges aus, so daß der mächtige Atabeg das größte Vertrauen in sie setzte und Schirkuh zum Oberbefehlshaber seiner ganzen Kriegsmacht ernannte. Ejjubs Sohn Saladin, der an der Seite des Oheims sich die strategischen Kenntnisse und Waffenübung erwerben sollte, um den Ruhm des Geschlechtes fortzupflanzen, hatte in seiner Jugend wenig Lust zum Kriegswesen gezeigt. Ein behagliches ruhiges Leben mit wissenschaftlichen Beschäftigungen schien mehr nach seinem Sinn als die Strapazen des Lagers. Nur ungern war er dem Oheim nach Ägypten gefolgt und die schlimmen Tage, die er in dem belagerten Alexandrien durchlebt, hatten ihm so sehr alle Lust benommen, daß nur der scharfe Befehl Nureddins ihn zur Teilnahme an dem dritten Zug zu bewegen ver-

mochte. Erst der glückliche Ausgang bannte die Abneigung gegen den Waffendienst aus seiner Seele und in dem hohen Amte, das ihm nach seines Oheims Tod zufiel, zeichnete er sich bald ebenso sehr als besonnener Herrscher wie als mutiger Heerführer aus. Bald war sein Name in aller Mund. Die Moslems priesen seinen Eifer für die Lehre des Propheten und seine Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller religiösen Pflichten und Vorschriften, die Christen seine Milde und Menschenfreundlichkeit, seine Treue und Redlichkeit, alle seine Tapferkeit, seinen Edelmut und sein ritterliches Wesen.

Diese Wendung der Dinge in Kairo war ein harter Schlag für das christliche Königreich in Jerusalem, und die Ritter des Kreuzes trugen noch wesentlich dazu bei, die Schwierigkeiten und Gefahren zu mehren. Anstatt sich mit den Griechen, die infolge des Vertrags mit einer Flotte und einem Landheer herangezogen kamen, zu einem raschen Angriff gegen Ägypten zu vereinigen, ehe der neue Wesir sich in seiner Stellung befestigt, ließen sie durch zwecklose Zögerung die beste Zeit vorübergehen, so daß, als sie endlich das ägyptische Küstenland betraten in der Hoffnung, sich der günstig gelegenen Seestadt Damiette bemächtigen zu können, sie harten Widerstand und kräftige Verteidigungsanstalten fanden. Bald gesellte sich zu den übrigen Schwierigkeiten noch Mangel an Lebensmitteln und Uneinigkeit zwischen den Byzantinern und Syrern, so daß nach einem zweimonatlichen verlustvollen und beschwerdereichen Belagerungskrieg zu Wasser und Land die Christen mit Saladin Frieden schlossen und nach Verbrennung ihrer Belagerungswerkzeuge den Rückzug antraten. Aber nur wenige Schiffe erreichten den Hafen von Konstantinopel, die meisten wurden unterwegs das Opfer eines heftigen Wintersturmes.

Gescheiterter Angriff auf Damiette. 1169.

Okt. 1169.

Dezbr.

Die erfolgreiche Verteidigung von Damiette befestigte Saladins Herrschaft in Ägypten. Als Anhänger der sunnitischen Glaubensrichtung hatte er unter den schiitischen Eingebornen, besonders unter den zahlreichen Negern aus Nubien, welche bisher die Leibwache gebildet und die wichtigsten Ämter bekleidet hatten, heftige Widersacher. An der Spitze der Unzufriedenen stand ein schwarzer Eunuche. Dieser hatte den Plan gefaßt, während Saladin gegen die Christen auszog, sich mit seinen Gesinnungsgenossen und Landsleuten der Hauptstadt und des Kalifenpalastes zu bemächtigen und den Wesir im Rücken anzugreifen. Die Verschwörung war jedoch verraten worden und die rasche Entschlossenheit Saladins, welcher den Anstifter enthaupten, dessen Gefährten, als sie sich zusammenrotteten, niederhauen und das Stadtviertel, wo ihre Wohnungen lagen, in Flammen setzen ließ, schreckte von ähnlichem Beginnen ab. Fortan wurde der Kalifenpalast von syrischen Bewaffneten unter kurdischen Führern bewacht und die Einleitung zur Beseitigung der fatimidischen Herrschaft getroffen. Während einer Krankheit Aladheds ward in einer Moschee der Hauptstadt der Name des abbassidischen Kalifen im Kanzelgebet statt des Fatimiden genannt; als dies keine Volkserhebung hervorrief, gebot Saladin diese Änderung in

Saladin bemächtigt sich der Herrschaft in Ägypten. 1170. 1171.

ganz Ägypten vorzunehmen. Als der Kalif bald darauf eines natürlichen oder gewaltsamen Todes starb, machte Saladin dem Schattenkalifat der Fatimiden ein Ende, indem er den Nachkommen des Verstorbenen die Möglichkeit der 1171. Fortpflanzung raubte und alle Macht in seiner Hand vereinigte. Großmütig verteilte er die Schätze der Fatimiden unter seine Getreuen und das Heer. Wenige Monate vorher war auch der Kalif Almustandjid in Bagdad unter den Mörderhänden seines Leibarztes und seines Wesirs aus der Welt geschieden. Doch bestand dort das Kalifat als geistliches Oberhirtenamt noch fast ein Jahrhundert fort.

Saladins Stellung zu Nureddin. Die Kreuzfahrer wurden bald inne, daß eine festere Hand im Nillande die Zügel der Herrschaft führe und ein kluges staatsmännisches Auge auf das christliche Königreich Jerusalem gerichtet sei, das schon seit Jahren seine Fortdauer mehr der Zwietracht der Moslems als der eigenen Kraft verdankte. Bald nach dem Abzug der christlichen Heere von Damiette erschien ein kurdisches Reiterheer am „Bach Ägyptens“, der alten Grenzlinie, eroberte und zerstörte den offenen Teil von Gaza, bedrohte die von Amalrich auf einer steilen Felsenhöhe zum Schutze der Gegend errichtete Burg Darun und umlagerte die Feste Schaubek (Montroyal), welche die Wüstenstraße von Damaskus nach Ägypten beherrschte; und wenn sich Saladin vorerst noch mit geringen Vorteilen begnügte und ohne die Burgen erobert zu haben wieder nach Kairo zurückkehrte, so lag die Ursache davon mehr in seiner berechnenden Politik als in der Scheu vor den zur Verteidigung heranrückenden Franken. Er wollte nämlich dem Atabegen Nureddin, dessen Oberherrlichkeit er nicht lange mehr zu ertragen entschlossen war, nicht zu sehr in die Hände arbeiten, ihm nicht den Zugang in sein eigenes Reich erleichtern. Nureddin zürnte über den raschen Abzug des ägyptischen Heerführers, erriet dessen geheime Absichten und drohte mit Krieg, aber ein unterwürfiges Schreiben, welches Saladin auf den Rat seines schlauen Vaters an ihn richtete, entwaffnete seinen Zorn. Saladin hatte keine Ursache zur Eile. Die christliche Herrschaft im syrischen Land stand auf so schwachen Füßen, daß es nur eines kräftigen Stoßes zu ihrem Sturze bedurfte. Die Unbotmäßigkeit und das ungebundene Leben der Ritter des Kreuzes, die Zwietracht unter den fränkischen und syrischen Einwohnern, die Eifersucht der Templer und Hospitaliter, der Hang zu Raubfahrten und Abenteuern hatten die Bande der Staatsgesellschaft gelockert. Die Tempelherren, stolz auf ihre Reichtümer in allen Ländern und auf die großen Vorrechte, die ihnen Papst Alexander III. erteilt, und stark durch ihre feste Organisation, zogen sich durch ihren Übermut den Haß der übrigen Kreuzfahrer zu. Im Abendlande, wo der Eifer für die Kreuzzüge erkaltet war, fanden die Boten des Königs und des Patriarchen taube Ohren; in Konstantinopel, wohin sich Amalrich selbst mit einem stattlichen Gefolge begab, ehrte man die Verwandten und Glaubensgenossen mit prunkvollen Festen und Spielen, mit Ehrenbezeigungen und reichen Gaben, aber zu einem Kriegsbund mit den unzuverlässigen,

Lage der Christen in Syrien.

hadersüchtigen Wallfahrern ließ sich Manuel nicht wieder herbei. Dazu kam noch, daß ein furchtbares Erdbeben das ganze Küstenland von Askalon bis Antiochia schwer heimsuchte und Städte und Ortschaften in Trümmer legte und daß außer den Moslems im Osten und Süden auch die armenischen Fürsten im Norden, insbesondere Malich von Cilicien, Bruder des erwähnten Toros, stets zu Einfällen und Raubzügen bereit standen und im Innern die Assassinen, ergrimmt über einen Vertragsbruch und feindlichen Überfall der Templer, mit Schwert und Dolch gegen die Ordensritter wüteten. Sommer 1170.

So lange Nureddin lebte, ließ Saladin das Klientelverhältnis stillschweigend bestehen. Er ehrte in ihm den Wohlthäter seiner Familie und seines Stammes und suchte durch Klugheit und Ehrerbietung dessen Argwohn, der mehrmals bis zu Kriegsdrohungen stieg, zu verscheuchen. Dadurch hielt er den mächtigen Atabegen von Feindseligkeiten ab, ohne die Selbständigkeit Ägyptens zu gefährden; Nureddin gestattete, daß Ejjub seine syrische Statthalterwürde aufgab und bei seinem Sohne das Amt eines Schatzmeisters in Kairo übernahm, wo er aber schon nach wenigen Jahren durch einen Sturz vom Pferde das Leben verlor. Das Spiel einer geheuchelten Unterwürfigkeit gegen den Emir von Damaskus überdauerte sogar noch den Tod Nureddins. Um dieselbe Zeit nämlich als der gewaltige Herrscher von Damaskus, der standhafte Vorfechter des Islam gegen die Feinde des Propheten, vom Schauplatz abgerufen wurde, tief betrauert von allen Moslems wegen seiner Frömmigkeit, seiner einfachen Lebensweise, seiner Wohlthätigkeit und Großmut wie wegen seiner Gerechtigkeit und seiner kriegerischen Tugend, sah sich Saladin von äußern und innern Feinden bedroht. Die Anhänger der Fatimiden, an ihrer Spitze der berühmte und einflußreiche Dichter Omara Ibn Ali Aljemenij und mehrere Beamte und Emire aus der Kalifenzeit, hatten eine Verschwörung gebildet. Wenn der Sultan zum Kampfe ausziehen würde gegen die Christen, die sie zu dem Zweck zu einem neuen Angriff auf Ägypten aufstachelten, wollten sie in seinem Rücken einen Aufstand erregen, einen Fatimiden auf den Thron erheben und den Sultan gefangen nehmen oder ermorden. Schon kreuzte eine zahlreiche Kriegsflotte des Normannenkönigs Wilhelm II., mit dem die Verschworenen ohne Zweifel in Verbindung getreten waren, vor den Mündungen des Nil und in Palästina traf man Vorbereitungen zu einem wiederholten Einfall in das ägyptische Land, da gerieten die Häupter der Verschwörung in Streit über die Besetzung der ersten Ämter, wodurch das Komplott verraten ward. Saladin ließ den Dichter Omara und andere Hauptschuldige mit dem Strange hinrichten und befestigte dann in Verbindung mit seinem Bruder Almelik Aladil seine Herrschaft in Oberägypten, während die Alexandriner ihre Stadt gegen die gelandeten Normannen so lange verteidigten, bis die Kunde von dem Anrücken des siegreichen Kurden die Angreifenden zum eiligen Abzug bewog. Mit Zurücklassung alles Belagerungs-

Nureddins Tod. Saladin befestigt sich in der Herrschaft. 1173. 1174.

15. Mai 1174.

zeuges und Gepäckes bestiegen sie rasch die Schiffe und segelten davon. Die Kreuzfahrer aber unterließen den beabsichtigten Einfall.

Saladin in Syrien. 1174–1176. Unter solchen Umständen hielt es Saladin nicht für weise, das Verhältnis mit Syrien sofort zu lösen und dadurch die Zahl seiner Feinde zu mehren. Er huldigte schriftlich dem minderjährigen Sohne Nureddins, Almelik Assalih Ismail, und erkannte ihn als Oberherrn an. Aber das Reich, das der kraftvolle Nureddin durch die Schärfe seines Schwertes gegründet und durch Weisheit und Gerechtigkeit aufgebaut hatte, ging durch die Unfähigkeit seines unmündigen Erben und die Zwietracht der Großen bald auseinander. Während Nureddins Neffe Seif Eddin sich in den Städten Mesopotamiens festsetzte und in Syrien mehrere Emire sich die Vormundschaft über den zwölfjährigen Fürsten streitig machten und einige derselben sich sogar um Hilfe an die Christen wandten, Nov. 1174. rückte Saladin als Schirmer des Glaubens in Syrien ein, brachte ohne große Anstrengung Damaskus, Hömß, Hamah und Baalbek in seine Gewalt und zerriß, nachdem er auch noch die Truppen Seif Eddins von Mosul in der Nähe von Hamah aufs Haupt geschlagen, die Bande der Abhängigkeit. Er legte sich den Titel „Sultan" bei, ließ Münzen mit seinem Namen prägen und gebot, daß im Kanzelgebet nur der Kalif von Bagdad und er selbst genannt werde. Umsonst 1175. versuchte Seif Eddin im folgenden Jahr aufs neue das Glück der Waffen, indem er mit einem zahlreichen Heer in Syrien einfiel; der weichliche und üppige Fürst, der selbst im Felde sich nicht von seinen Gauklern, Sängerinnen und Papageien zu trennen vermochte, erlitt am „Sultanshügel" zwischen Haleb und Hamah eine zweite große Niederlage und floh bis nach Mosul; erst dort wurde er durch seinen Wesir zum Ausharren ermutigt. Der junge Almelik Assalih blieb auf Haleb und die Festung Aazaz beschränkt. Nachdem Saladin auch noch die Ismaeliten oder Assassinen, die zweimal einen Mordanfall auf ihn gewagt, gezüchtigt, zog er im Juli als Herr und Sieger nach Kairo zurück, laut gepriesen von den Gläubigen und große Entwürfe in der Seele tragend. Während dieser Vorgänge saß auf dem Throne von Jerusalem ein unmündiger König. Am 11. Juli 1173 war der blondgelockte Amalrich im 38. Lebensjahre zu seinen Vätern versammelt worden und sein dreizehnjähriger Sohn Balduin IV. hatte in der Kirche des Heiligen Grabes die Krone empfangen. Graf Raimund von Tripoli, ein Ritter von lebhaftem Geiste, welcher nicht lange zuvor aus der Gefangenschaft Nureddins zurückgekehrt war, erhob Ansprüche auf die Vormundschaft, kam aber erst in den Besitz derselben, nachdem sein Mitbewerber und Gegner, der Seneschall Milo von Planci, in den Straßen von Ptolemais von gedungenen Mördern erschlagen worden. Raimund entsprach aber den Erwartungen der Großen sehr wenig. Sein Blick war auf das nächste gerichtet, und da auch der junge König, der zwar gute Anlagen und körperliche Gewandtheit besaß, aber von Jugend auf an der schrecklichen Krankheit des Aussatzes litt, nichts Bedeutendes unternehmen konnte, so geriet das Königreich Jerusalem gegen-

Das Königreich Jerusalem unter Balduin IV.

über dem thatkräftigen Saladin bald in mißliche Lage, die das schlimmste fürchten ließ. Die Barone und Ritter des syrischen Landes sahen sich im Abendland nach neuen Stützen um. Sie riefen den Markgrafen Wilhelm von Montferrat (Longaspata), einen kriegskundigen, tapfern Mann, der mit den vornehmsten Häuptern der Christenheit in Verwandtschaft stand, nach dem Morgenlande und gaben ihm die ältere Schwester des Königs, Sibylle, zur Gemahlin; aber schon im folgenden Jahr sank der ritterliche Mann ins Grab. Dann wandten sie sich Juni 1177. an den Grafen Philipp von Flandern, den Sohn des alten Jerusalemfahrers Dietrich; aber der heftige leidenschaftliche Fürst, der bald seine Hände mit blutigen Thaten der Rachsucht und Grausamkeit befleckte, bald voll Reue und äußerer Bußfertigkeit vor den Altären und auf den Gräbern der Heiligen kniete, der auf den Lippen Demut und Bescheidenheit, im Herzen Hoffart, Ehrgeiz und Eigenliebe trug, war nicht der Mann, die zersplitterten Kräfte zu einigen, das bedrohte Reich zu schirmen. Anstatt die Kreuzfahrer, die ihm aus Flandern, Frankreich und England gefolgt waren, mit den Ordensrittern und den Mannen des Königs und der syrischen Ritterschaft zu vereinigen und mit den Byzantinern, die bereits mit siebzig Schiffen im Hafen von Ptolemais eingelaufen waren, eine Heerfahrt wider den gemeinschaftlichen Feind zu unternehmen, begnügte er sich mit einem geringfügigen Waffengange gegen einige syrische Burgen und kehrte dann, nachdem er noch das Osterfest in Jerusalem gefeiert und 1178. das Wunder der Lampenentzündung angestaunt, in die Heimat zurück.

Aber noch einmal lächelte den Franken in Palästina das Glück. Auf die Kunde Sieg der Christen bei Ramleh. 1178. von einem neuen Einfall Saladins zog der König mit seinem Reichsverweser Raimund an der Spitze eines kleinen, aber tapfern Heeres nach Askalon, um diese Stadt gegen einen Handstreich zu schützen. Statt diese Festung mit aller Macht anzugreifen, zerstreuten sich die Moslems nach einigen geringen Gefechten in die Umgegend, um zu rauben und zu plündern. Eine Abteilung drang nach Ramleh und Lydda vor, eine andere Schar verbreitete Schrecken bis unter die Nov. 1178. Mauern von Jerusalem. Da beschlossen die christlichen Streiter einen Ausfall. Das heilige Kreuzesholz in der Mitte griffen sie in der Nähe von Ramleh die Moslems mit solchem Ungestüm an, daß diese kaum Zeit fanden, sich in Schlachtordnung zu stellen. So kam es, daß die Christen trotz ihrer geringen Zahl einen vollständigen Sieg davontrugen. In wilder Flucht jagten die „Heiden“ der Wüste zu, viele sanken unter den Streichen der Kreuzritter, die ihnen bis Sonnenuntergang nachfolgten, andere erlagen der Erschöpfung oder dem Mangel. Saladin selbst schwebte in Lebensgefahr; sein Neffe Ahmed, ein schöner, mannhafter Jüngling, war unter den Gefallenen, sein Vertrauter, der Mönch Isa, fiel in die Gefangenschaft der Ritter und wurde von seinem königlichen Freund um 60,000 Goldstücke gelöst. Bestürzt eilte der Sultan nach Ägypten, damit nicht die Kunde von dem Unfall unruhige Bewegungen hervorrufe, und sandte

Herolde aus, welche in der Hauptstadt und im ganzen Lande Saladins Sieg verkündeten.

Saladins Siege am Jordan. 1179. 1180. Der Sieg bei Ramleh war das letzte Abendrot des Reiches von Jerusalem. Saladin zögerte nicht lange, die geschworene Rache zu holen. Auf die Nachricht, daß die Kreuzfahrer über dem Jordan an der „Jakobsfurt" zehn Meilen von Paneas eine feste Burg gebaut und von dort aus Raubzüge in das Gebiet von Damaskus unternähmen, sandte er unter seinem Neffen Farruchschah
1180. einen Heerhaufen wider sie aus. Dieser überfiel die christlichen Krieger im Walde vor Paneas und brachte ihnen eine Niederlage bei. Viele tapfere Ritter wurden getötet oder verwundet, unter ihnen der einflußreiche Connetable Honfroy von Toron; der König selbst, der trotz seines siechen Körpers sich an dem Raubzuge beteiligt hatte, wurde nur durch die Treue und Hingebung seiner Waffengenossen gerettet. Noch vollständiger wurde die Niederlage, als bald nachher der Sultan selbst heranzog. Der König Balduin wurde zum zweitenmal überwunden, die neuerbaute Burg im Sturm erobert, die Besatzung, größtenteils dem Orden der Templer angehörend, teils getötet, teils gefangen. Der tapfere, aber wegen seines Übermuts und Stolzes gehaßte Großmeister Otto von St. Amand starb im Gefängnis durch Mörderhand. Schon damals wandte der Erzbischof Wilhelm von Tyrus, welcher um diese Zeit als Kanzler des Königs bei den öffentlichen Angelegenheiten vielfach beteiligt war, im Vorgefühl des nahen Falles der christlichen Herrschaft in Jerusalem, die Worte des Psalmes „der Herr, ihr Gott, war von ihnen gewichen," auf die Kreuzfahrer an. Dazu kam
1182. noch der Tod des Kaisers Manuel, der in den späteren Jahren gegen die Franken im Syrerlande häufig eine wohlwollende Gesinnung bewiesen, und sein Nachfolger war ein dreizehnjähriger Knabe (S. 462); in Antiochia zog der leichtfertige Fürst Boemund durch anstößige Eheverhältnisse Bann und Interdikt auf sich und sein Land und vergalt dies durch Feindseligkeiten gegen Kirche und Klerus.

Saladin unterwirft die Emire in Mesopotamien. 1182. 1183. Die kurze Waffenruhe, welche nach diesen Vorfällen zwischen Saladin und den Häuptern der Christen zum Abschluß kam, gab dem Sultan die erwünschte Gelegenheit die Seldschukkenfürsten von Syrien und Kleinasien in ein Abhängigkeitsverhältnis zu zwingen und das ganze Erbe Nureddins an sich zu reißen. Auf die Kunde, daß der junge Emir Almelik Assalih gestorben und Imadeddin, ein Vetter desselben, Besitz von Haleb genommen, zog er über Syrien an den
1183. Euphrat, unterwarf die wichtigsten Städte Mesopotamiens und bewirkte, daß der neue Fürst ihm Haleb gegen die Belehnung mit Sindjar, Nissibin, Chabur u. a. O. abtrat und ihn als Oberherrn mit der Verpflichtung der Heeresfolge anerkannte. Zu einem ähnlichen Dienstverhältnis zwang Saladin auch den Seldschukkenfürst Kilidsch Arslan von Ikonium.

Streifzug nach Hedschas. Saladin vor Kerak. 1182—1184. Während Saladin in Mesopotamien zu Felde lag, hatten die Christen nicht nur wiederholt Streifzüge in das Gebiet von Damaskus unternommen,

sondern unter dem verwegenen Grafen Rainald von Chatillon durch plötzlichen Überfall sich der Stadt Ailah am Meerbusen von Akaba bemächtigt, sich von 1182.
dort aus zu Schiffe in das Rote Meer gewagt und, an verschiedenen Orten des Küstenlandes Hedschas unerwartet landend, die Einwohner ausgeplündert und mißhandelt und selbst das heilige Gebiet von Mekka und Medina mit Raub und Mord entweiht. Zwar hatte Saladins Bruder, Almelik Aladil, die kühnen Freibeuter bereits gezüchtigt, indem er mit einer Flotte, die er in Eile auf der ägyptischen Seite des Roten Meeres ausgerüstet, auf die christlichen Schiffe Jagd gemacht, die Mannschaft teils tötete, teils gefangen nahm und Ailah entsetzte, aber der Sultan dürstete nach größerer Rache. Die heiligen Orte am See Genezareth sollten für den Frevel büßen. Er setzte mit einer beträchtlichen Streitmacht über den Jordan, verwüstete das Gebiet von Beisan (Skythopolis) bis 1183.
an den Berg Tabor und nach Nazareth, und lagerte sich dann, nachdem er die verlassene Stadt in Brand gesteckt und weithin Schrecken verbreitet, vor die Burg Kerak (Petra), welche die Straße von Ägypten nach Syrien und den Zugang aus dem christlichen Reiche nach dem Meerbusen von Akaba beherrschte und daher die Kreuzfahrer instandsetzte, sowohl Saladins Heerzüge nach seinen östlichen Besitzungen zu stören als unerwartete Streifzüge nach den Küstenorten des Roten Meeres zu unternehmen. Rainald von Chatillon, der Befehlshaber der Festung, feierte gerade das Hochzeitsfest seines Stiefsohnes Honfroy mit des Königs jüngster Schwester unter Spielen und Lustbarkeit, als die „Heiden" anrückten, den Flecken am Fuße des Hügels eroberten und anzündeten und dann 1183.
sich gegen die Festung selbst kehrten. Aber wie energisch auch Saladin in Verbindung mit seinem Bruder die Belagerung betrieb; an der festen Lage der Burg, an der tapferen Gegenwehr der Besatzung und an der rechtzeitigen Hilfe des Königs und seiner Großen scheiterten alle Stürme und Angriffe; nach zwei vergeblichen Versuchen, der Burg Meister zu werden, sah er sich, als schlimme Nachrichten von neuen Kriegsbewegungen in Mesopotamien eintrafen, zum Abzug 1184.
genötigt.

Um diese Zeit erlag König Balduin IV. der schrecklichen Krankheit, die 16. März 1185.
sich von Jahr zu Jahr verschlimmert hatte, und der unmündige Sohn seiner Balduin V. und Guido v. Lusignan. 1185. 1186.
Schwester Sibylle, deren zweiter Gemahl Guido (Veit) von Lusignan schon eine Zeitlang die Verwaltung geführt, wurde als Balduin V. sein Nachfolger. Graf Raimund von Tripolis nahm als Reichsverweser den König und das Land in Obhut; und da gerade ein Notjahr war und das Volk eine Hungersnot fürchtete, wenn der Krieg fortdauere und fremde Zufuhr abgehalten werde, so erkaufte der Graf von Saladin, der kurz zuvor die offene Stadt Nablus (Neapolis) zerstört hatte, einen Waffenstillstand. Dadurch erlangte der Sultan die gewünschte Gelegenheit, sein Schwert gegen Mosul und andere Städte im Osten zu kehren und seine Oberherrschaft in Mesopotamien ebenso zur Geltung zu bringen, wie in Syrien und Ägypten. Während er

1186. noch am Euphrat stand, starb in Jerusalem der junge König Balduin V. Nun wurde der Reichsverweser, der in den schweren Tagen der Dürre und des Wassermangels sich durch Umsicht und weise Fürsorge allgemeine Anerkennung erworben, durch die Ränke seiner Gegner und die Feindschaft des Großmeisters der Templer, Gerhard von Bidefort, von seiner Stelle verdrängt, worauf Sibylle, die Mutter des verstorbenen Königs, ihrem Gemahl, dem erwähnten Guido von Lusignan, durch allerlei Umtriebe und Listen die Krone von Jerusalem verschaffte.

Saladin zieht gegen die Kreuzfahrer. 1186. 1187. Diese Parteiung unter den Häuptern des christlichen Reiches trat in dem Augenblick ein, als Saladin das ganze Reich Nureddins unter seine Herrschaft gebracht, die einzelnen Fürstentümer in Syrien und Mesopotamien an Glieder seiner Familie oder an zuverlässige Anhänger vergeben und sich nach einer Gelegenheit sehnte, die Herzen der Moslems, die er durch sein feindseliges Auftreten wider das Haus des allverehrten Nureddin und die Häupter der Gläubigen entfremdet, durch Bekämpfung der Christen wieder zu gewinnen. Und nur zu bald gaben ihm die Franken selbst Veranlassung, zum heiligen Kriege auszuziehen. Während Raimund von Tripoli, verstimmt, daß die Krone von Jerusalem, nach der er selbst gestrebt, auf ein anderes Haupt gekommen, mit Saladin auf eigene Hand einen Waffenstillstand schloß und sich vom Kampfe fern hielt, setzte der leichtfertige Rainald, stolz auf die nahe Verbindung mit dem Königshause, von seinen Burgen aus die Raubzüge fort, überfiel eine Karawane von mosleminischen Kaufleuten, welche im Vertrauen auf den abgeschlossenen Frieden von Damaskus nach Arabien zog, plünderte die Güter und legte die Reisenden in Ketten. Da schwur Saladin, als der Fürst die verlangte Herausgabe des Raubes und der Gefangenen weigerte, daß er den Frevler mit eigener Hand töten würde, wenn er ihn in seine Gewalt bekäme, und entbot aus allen seinen Reichen Gewaffnete unter seine Feldzeichen. Indes er selbst nach Boßra und von da gen Kerak zog, um die Pilger und Kaufleute zu schützen, fiel sein Sohn Almelik Alafdhal in das Gebiet von Akkon ein, und als eine christliche Ritterschar, vor allen die Templer, zur Abwehr herbeizogen, erlitten sie durch die mit ihrer Beute heimwärts ziehenden Heiden am Bache Kison, nicht weit von Nazareth, trotz der heldenmütigsten Tapferkeit eine vollständige Niederlage. Was nicht fiel, wurde in Gefangenschaft geführt. Sechzig Ritter, darunter der Großmeister der Hospitaliter, blieben auf der Walstatt. Nur Meister Gerhard und zwei Templer retteten sich durch die Schnelligkeit ihrer Rosse. Triumphierend zogen die Sieger, die Köpfe der Erschlagenen auf den Lanzenspitzen und die Gefangenen in Fesseln vor sich hertreibend, an Tiberias vorbei über den Jordan nach Damaskus zurück, wo Saladin mit seinen Heerhaufen zu ihnen stieß. Aus allen Anzeichen ging hervor, daß die Moslems es auf einen Hauptschlag abgesehen hatten. Es war daher hohe Zeit, daß die Christen ihre Zwietracht aufgaben und einander zu gemeinsamem Widerstand

Niederlage der Ordensritter am Bach Kison. 1. Mai 1187.

Allgemeine Kriegsrüstung.

die Hände reichten. Unter Vermittelung einiger Bischöfe und Barone kam eine Versöhnung zwischen Raimund und dem König zu stande, worauf ein allgemeines Aufgebot die christlichen Streiter zu der Kreuzesfahne rief. Die namhaften Geldsummen, welche König Heinrich II. von England, zur Sühne für den Greuel in der Kathedrale von Canterbury nach dem Heiligen Land gesandt hatte, gewährten die Mittel, waffenfähige Ritter und Kriegsknechte in den Dienst des Reiches zu nehmen.

Die Kreuzfahrer im Lager bei Sephoria. 1187.

Das Lager von Sephoria wurde als Sammelplatz für das gesamte Christenheer bestimmt, und dorthin sah man zu Anfang des Sommers 1187 die Scharen der Kreuzfahrer von allen Seiten zusammenströmen, so daß man noch selten eine so stattliche Streitmacht in dem Heiligen Lande vereinigt gesehen hatte. Außer dem König und seinen Vasallen erschienen die Templer und Hospitaliter mit vielem Volke, die Fürsten von Tripoli und Galiläa, von Neapolis, Sidon und Cäsarea mit wohlgerüsteten Ritterschaften, der Sohn des Fürsten von Antiochia, Graf Rainald von Montroyal und Kerak mit seinen tapfern Streitgenossen. Auch das heilige Kreuz wurde herbeigebracht, aber nicht von dem unwürdigen Patriarchen Heraklius, welcher durch sein unsittliches Leben der ganzen Christenheit Anstoß gab, sondern von zwei Bischöfen, die er mit der gefahrvollen Mission beauftragt hatte.

Auszug des Kreuzheeres nach Tiberias. Juli 1187.

In den ersten Tagen des Juli kamen Eilboten der Gräfin von Tripoli, die sich mit ihren Kindern in die feste Burg von Tiberias zurückgezogen, und baten um Hilfe gegen die Heere der Ungläubigen, welche die Stadt ausgeplündert und in Brand gesetzt hatten und die Burg umlagert hielten. Bald vernahm man im Lager bei Sephoria, daß die Heiden in zahllosen Scharen am Nordende des Sees über den Jordan gesetzt und die heiligen Orte, die einst des Heilandes Fuß betreten, mit Feuer und Schwert verwüsteten, also daß alles Land bis gen Nazareth, bis zum Gebirge Gilboa, bis zur Ebene von Jesreel „wie ein großes Feuermeer sei"; selbst der Berg Tabor, die heilige Stätte der Verklärung Christi, sei geschändet und verwüstet. Die Kunde von diesen Vorgängen erfüllte die Christen mit Bestürzung und Zorn. Man trat alsbald in einen Kriegsrat zusammen. Raimund von Tripoli war der Ansicht, man solle im Lager an der Quelle Sephoria ausharren und den Angriff der Ungläubigen abwarten, weil in der dürren Gegend, die sich zwischen ihnen und dem Feinde ausdehne, das Heer während der trockenen Jahreszeit leicht durch Wassermangel zu Grunde gehen könne; allein der Großmeister der Templer, ein Mann von stürmischer Gemütsart und dem Grafen von jeher feindlich gesinnt, meinte, Raimund „verrate den Wolf im Schafsfelle" und gebe den Rat als geheimer Verbündeter des Sultans; es sei eine Schmach, wenn man Tiberias und die heiligen Orte am See ohne Schwertstreich in die Hände der Feinde Christi fallen lasse. Gegen die Vorstellungen der meisten übrigen Barone ließ sich der willensschwache König durch den Großmeister fortreißen. Der Auszug

wurde beschlossen. Zeichen und Erscheinungen von schlimmer Vorbedeutung mehrten die Unruhe und Besorgnisse in der Seele der Kreuzfahrer. In der nächsten Nacht lagerte sich auf den Vorschlag Raimunds das Heer in der Nähe von Hittin auf der dürren Höhe eines felsigen, unwegsamen Berges. Als die Moslems davon Kunde erhielten, umstellten sie das Lager, verlegten die Ausgänge und setzten ringsum alle Kräuter und Gesträuche in Brand, so daß die Franken nicht nur von unerträglichem Durst, sondern auch noch von der Hitze des Feuers und von dem aufsteigenden Rauch gepeinigt wurden. Nach einer unter den Waffen verbrachten Schreckensnacht verließen die Kreuzfahrer die Anhöhe, um die Feinde in offener Schlacht anzugreifen; aber Saladin suchte die Entscheidung hinauszuziehen, da jede Stunde die Entkräftung der Feinde steigerte und das allmähliche Verschmachten durch die Gluthitze ein furchtbarerer Verderber war als das Schwert. Während er eine langsame rückgängige Bewegung machte, ließ er fortwährend Gras und Stoppeln in Brand setzen und trug Sorge, daß die Dürre durch Rauch und Feuer verstärkt ward. Unter solchen Umständen mußte die Schlacht, als es endlich zum Kampfe kam, mit einer gänzlichen Niederlage enden. Einige Ritter, darunter Rainald von Sidon, Balian von Ibelin, der Fürst von Antiochia, entkamen durch die Schnelligkeit ihrer Rosse. Als Graf Raimund der feindlichen Schlachtreihe nahe kam, öffneten sich die Glieder vor dem Verbündeten des Sultans. Er floh nach Tyrus, verfolgt von der Verachtung der Christen und Moslems. Was von dem übrigen Heer nicht erschlagen oder halbentseelt auf der Erde liegend zertreten ward, geriet in Gefangenschaft. Zweihundertdreißig Tempelherren deckten die Walstatt. Das heilige Kreuz, „das Siegespanier der Frohnkämpen", ging verloren, nachdem der eine der beiden Bischöfe, deren Obhut es anvertraut war, getötet worden. Unter den Gefangenen befanden sich die angesehensten Häupter der Kreuzritter, König Guido, Rainald von Chatillon, Bonifacius von Montferrat, der Seneschall Josselin, Gerhard, der Großmeister des Tempels, Graf Honfroy von Toron u. a. Saladin ließ sie in sein Zelt führen. Dort reichte er dem König einen kühlenden Trunk, den Grafen Rainald aber tötete er mit eigener Hand, wie er einst geschworen. Guido und die übrigen fürstlichen Gefangenen, wurden nach Damaskus geführt und mit Schonung behandelt; die Hospitaliter und Templer dagegen wurden sämtlich, zum Teil vor Saladins Augen, niedergehauen; die Menge mußte auf den Sklavenmarkt wandern. Am andern Tage übergab die Gräfin von Tripoli die Burg von Tiberias und zog zu ihrem Gatten nach der Hauptstadt ihres Fürstentums. Bald nachher starb Raimund eines plötzlichen Todes und seine Grafschaft fiel an den Sohn des Fürsten von Antiochia, den Genossen seiner schimpflichen Flucht von der Walstatt.

Schlacht bei Hittin. 4., 5. Juli 1187. — 5. Juli 1187.

Saladins Siegeslauf. 1187. 9. Juli.

Die Schlacht bei Hittin entschied über das Schicksal des christlichen Reiches im Heiligen Lande. Schon am vierten Tage bemächtigte sich Saladin der

wichtigen Seestadt Akkon oder Ptolemais mit ihren Reichtümern, Schiffen und Kaufmannsgütern, ohne Schwertstreich, indem die Einwohner, gegen die Zusage freien Abzugs mit ihrer fahrenden Habe, die Thore öffneten. Während er hier Vorkehrungen zur Verteidigung traf, durchstreiften seine wilden Horden alles Land bis nach Joppe und Lydda, wo sie bald mit ihren Glaubensgenossen zusammentrafen, welche Saladins Bruder aus Ägypten herbeigeführt. Wie ein Waldstrom, der die Ufer durchbrochen, überschwemmten hierauf die Türken das phönikische Küstenland. Sarepta, Sidon, Byblus fielen fast ohne Gegenwehr in die Hände der Ungläubigen.

Bald waren Tyrus, Askalon und Jerusalem die einzigen Besitzungen der Christen, die einzigen festen Orte, wo die Kreuzfahrer, die dem Tod oder der Knechtschaft entronnen waren, eine Zufluchtsstätte fanden. Im August rückte das vereinigte Türkenheer vor Askalon, um auch diese wichtige Stadt, den „Schlüssel des Reichs", welche die Verbindung zwischen Ägypten und Syrien beherrschte, den Christen zu entreißen. Hier stieß jedoch Saladin auf heftigen Widerstand; erst auf Zureden des Königs Veit, dem der Sultan um diesen Preis die Freiheit versprochen, öffneten die Einwohner nach vierzehntägiger Belagerung gegen die Zusage freien Abzugs mit ihrer Habe die Thore der Stadt, die sie nur 35 Jahre besessen. Nun vermochte auch die Feste Kerak (Montroyal), die so lange allen Stürmen getrotzt, sich nicht länger zu halten. Von aller Zufuhr abgeschnitten und durch Hunger gezwungen stiegen die Ritter herunter und übergaben die Burg dem mosleminischen Herrscher. Dieser ehrte den Heldensinn der tapfern Männer und ließ sie reich beschenkt und unter sicherem Geleite ihres Weges ziehen.

Nun kam die Reihe an die Hauptstadt Jerusalem. Einzelne Scharen hatten schon Bethanien verwüstet, das Thal Josaphat durchstreift, den Ölberg entweiht, als Saladin selbst mit seinen zahllosen Kriegshaufen die Mauern und Türme umstellte. Die Stadt war angefüllt von armem und wehrlosem Christenvolk, das von allen Seiten dorthin geflohen war. Den Oberbefehl führte Balian von Ibelin, ein tapferer Ritter. Er hatte seine in der Nähe von Berytus gelegene Burg dem Sultan überliefert und war von diesem frei nach Jerusalem entlassen worden, jedoch mit dem Versprechen, nur eine Nacht daselbst zu verweilen. Allein die Bürger und die Königin beschworen ihn, sie doch nicht in der Not zu verlassen, der Patriarch Heraklius entband ihn nicht nur seines Eides, sondern bewies ihm, daß er sich gegen Gott versündige, wenn er demselben nachkomme, so daß sich Ibelin entschloß, die Verteidigung der heiligen Stadt zu übernehmen. Die Zahl der waffenfähigen Männer war gering, aber ihr Mut und ihre Standhaftigkeit waren im Unglück gewachsen. Während die wehrlose Menge, die Priester, Greise und Frauen, durch feierliche Umgänge die himmlischen Mächte um Hilfe anflehte, schlugen die Krieger mutig die Stürme ab. Es war jedoch ein hoffnungsloser Verzweiflungs-

Belagerung und Übergabe von Jerusalem.

kampf; wenn auch der äußere Feind eine Zeitlang abgewehrt werden konnte, wie sollte man dem drohenden Hunger widerstehen? Darum leitete Balian mit Zustimmung der Bürgerschaft und des Patriarchen Unterhandlungen ein; und da auch Saladin die Stadt nicht gern der Wut stürmender Kriegsscharen preisgeben mochte, so kam nach zwölftägiger Belagerung ein Vertrag zu stande, kraft dessen die christlichen Einwohner gegen ein Lösegeld von je zehn Dinaren für die Männer, fünf für die Frauen, zwei für die Kinder und einer Gesamtsumme von 30,000 Silberstücken für die Armen freien Abzug erhalten sollten. Wie sehr auch einige Eiferer den Vertrag verdammten und ihn einen zweiten Judasverrat schalten, die Not drängte zur Annahme.

Saladins Einzug in die heil. Stadt. 3. Okt. 1187.

Am 3. Oktober hielt Saladin seinen glänzenden Einzug in die heilige Stadt, welche vor neunzig Jahren Gottfried und seine Gottesstreiter mit ihrem Blute erworben hatten. Die Kreuze wurden niedergeworfen, die christlichen Symbole zerstört, die Glocken zertrümmert, die Kirchen mit Rosenwasser gereinigt und dem Dienste Allahs geweiht, die große Moschee Omars, die zu einem christlichen Gotteshause gemacht worden, ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und eine Kanzel, die schon Nureddin dafür hatte verfertigen lassen, in dem Heiligtum aufgerichtet. Dagegen behandelte Saladin die Einwohner mit Milde und Großmut; er schützte sie gegen den Fanatismus der Moslems, er ließ die Armen, welche das Lösegeld nicht aufzubringen vermochten, frei auswandern; türkische Reiter geleiteten die Abziehenden auf dem Wege nach Tyrus, Tripoli und Antiochia, den einzigen Besitzungen, die noch in den Händen der Christen waren; gegen die Frauen und Töchter der Gefallenen ließ er Menschlichkeit und Edelmut walten. Sein Beispiel wirkte auf die Statthalter und Emire zurück. Während der Fürst von Antiochia und die Befehlshaber der italienischen Handelsschiffe das Elend ihrer Glaubensgenossen zu ihrem Vorteile ausbeuteten und mit Härte die Dürftigen fortwiesen, nahmen sich die Beamten des Sultans der Unglücklichen edelmütig an und erleichterten ihnen die Not und Beschwerden der traurigen Reise und Heimkehr. So hat Saladin, seinen christlichen Gegnern an Tugenden weit überlegen, seinen Sieg durch keine Härte und Grausamkeit befleckt.

b) Die Kreuzfahrt Friedrichs I.

Stimmung im Abendland.

Die Trauerkunde vom Falle Jerusalems, von der Schmach, die dem Kreuze von den Ungläubigen zugefügt worden, schlug wie ein zündender Strahl in die abendländische Christenheit. Papst Urban III. starb am gebrochenen Herzen; der zu Fehde und Bürgerkrieg gezückte Arm hielt eine Zeitlang erstarrt inne; eine neue Gottesfahrt zur Wiedereroberung des geraubten Kleinods galt als eine gebieterische Forderung der Ehre und Religion. Man durfte sich nicht verbergen, daß die abendländische Christenheit an dem Unglück mitschuldig sei, daß seit den Unfällen Konrads und Ludwigs der Eifer für die Züge nach dem Morgenlande

unter den Rittern und Edlen abgenommen, daß die Handelsstädte in Italien und Südfrankreich wohl den lebhaften Verkehr mit dem syrischen Küstenlande und dem Königreich Jerusalem gern unterstützten und förderten, aber nur aus materiellen Beweggründen, um irdischen Guts und Gewinns willen, daß die Fürsten und Gewaltigen wohl die Ritterorden in ihren Ländern beschenkten und bereicherten, aber nicht bedacht waren, auch den hohen Geist und die religiöse Hingebung, die denselben ihre Entstehung gegeben, lebendig zu erhalten. Jetzt, wo die Früchte so vieler Opfer mit einem Schlag vernichtet waren, wo die Ehre und der Stolz der Christenheit von den Fußtritten hohnlachender Heiden in den Staub getreten ward, schlug man sich reumütig an die Brust und gestand sich, daß man die Errungenschaft der Väter nicht mit der schuldigen Sorgfalt gehütet habe. Wie vor neunzig Jahren wurden die Herzen der Völker von religiöser Begeisterung entzündet, erging der Ruf von Kanzel und Beichtstuhl zur Teilnahme an der heiligen Heerfahrt. Und doch wie verschieden war die Bewegung von der ersten, wie verändert die Stellung des apostolischen Stuhles zu den beiden Zügen! Während Urban II. von Clermont aus alle Stände und Volksklassen aufrief, das Kreuz auf sich zu nehmen, um die Seligkeit zu gewinnen und seine Worte durch Kreuzprediger in alle Orte und Lande getragen wurden, während der päpstliche Legat als eigentlicher Heerführer die Gottesfahrt leitete und sich alle gekrönten Häupter fern hielten, trat bei dem neuen Unternehmen zur Wiedereroberung des Verlornen die Kirche und ihr Oberhaupt in die zweite Linie, in eine untergeordnete Stellung. Es wurde früher erwähnt, daß schon der zweite Kreuzzug einen mehr weltlichen Charakter trug; doch hatte der heilige Bernhard noch die Fahne geweiht, durch seinen Mund hatte die Kirche noch die Losung gegeben. Seitdem war aber die weltliche Gewalt erstarkt, die öffentlichen Angelegenheiten wurden von Laienhänden geleitet, die Obrigkeiten regierten nach staatsrechtlichen Prinzipien, vielseitige Interessen durchdrangen die Völker, eine strengere Scheidung der Stände, eine klarere Auffassung des Verhältnisses von Kirche und Staat war eingetreten oder in der Bildung begriffen. Die Idee von einem Gottesreiche unter priesterlicher Führung, wie sie einem Gregor VII. vorgeschwebt und im ersten Kreuzzug ihren militärischen Ausdruck gefunden, war nicht mehr vorhanden. Selbst die Motive, welche den dritten Kreuzzug in Gang setzten, waren nicht ausschließlich oder vorherrschend religiöser Natur. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Entweihung der heiligen Orte tief in das christliche Bewußtsein schnitt und der Hohn der Jünger Mohammeds die Ritter des Kreuzes schwer verletzte, daß in manchen Gemütern noch immer die asketische Richtung sich regte, noch immer der Glaube an die heiligende und seligmachende Kraft der Pilgerfahrten und des Märtyrertums lebte und wirkte, so waren doch weltliche Rücksichten ein nicht minder durchschlagendes Moment. Die Verbindung mit dem Morgenlande war für Handel und Industrie eine Quelle des Reichtums, und seit dem Kongreß von Venedig

Charakter des dritten Kreuzzugs.

und dem Konstanzer Frieden war der freie Bürgerstand, war die Stimme der Kaufmannswelt eine Macht geworden. Durch die Ritterorden war ein festes Band zwischen Asien und Europa geknüpft, waren Wechselbeziehungen geschaffen worden, die in das Güterleben, in die gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse mächtig eingriffen. Viele fürstliche und adlige Familien hatten im Osten Besitzungen erworben, waren zu Rang und Ehren emporgestiegen, die auf das ganze Geschlecht, auf Stamm und Vaterland ihren Glanz zurückstrahlten und ihnen Ansehen und Bedeutung verliehen. Alle diese Vorteile schwanden dahin, wenn das syrische Land in den Händen der Türken blieb. In noch höherem Grade trat der politisch-militärische Charakter des dritten Kreuzzuges in den Vorbereitungen, in dem Gange der Unternehmung, in den Formen der Kriegführung zu Tage. Hatte früher die Kirche, die auf den Unterschied der Stände nie ein zu großes Gewicht legte, alle Klassen des Volks, Reiche und Arme im Namen Gottes zu der Heerfahrt berufen, so gingen jetzt die weltlichen Häupter des Zuges viel vorsichtiger zu Werke. Nur waffenfähige Leute, die mit dem nötigen Reisegeld versehen waren, durften das Kreuz nehmen. In Deutschland gebot eine kaiserliche Verordnung, daß jeder, der den Zug mitmache, drei Mark Silbers nachweise. Um alle Ausschreitungen zu verhüten, ließ Friedrich für die Dauer des Krieges eine strenge Heeresordnung verkünden, zu deren Handhabung Kriegsoberste aufgestellt wurden; Frauen sollten von dem Zuge ausgeschlossen sein; die einzelnen Völkerschaften unterschieden sich durch die Farbe ihrer Kreuze. Die militärische Gliederung des Lehnsstaates, die sich auf den gewöhnlichen Feldzügen, besonders den Romfahrten zeigte, wurde auch auf dem Kreuzzuge festgehalten. Insbesondere ließ sich gegenüber der ungestümen Naturkraft der ersten Bewegung auch darin ein wesentlicher Fortschritt erkennen, daß man nicht ohne Kundgebung und militärische Vorkehrungen mit dem Völkerstrom unversehens in fremde Staaten einbrach. Friedrich Barbarossa setzte sich nicht nur mit dem König von Ungarn und dem griechischen Kaiser in Verbindung, damit der Durchzug nicht gestört werde und es nie an den nötigen Lebensbedürfnissen fehle, er suchte auch den Sultan von Ikonium (Koniah) auf seine Seite zu ziehen, da seine Absichten nur auf Palästina gerichtet wären und er als Freund seine Grenzen betreten werde, und er hatte die Freude, daß Kilidsch Arslan durch eine stattliche Gesandtschaft ein Bündnis mit ihm aufrichtete; an Saladin selbst sandte Friedrich seinen Vertrauten, Heinrich von Dietz, mit der Aufforderung, Jerusalem und die christlichen Herrschaften im syrischen Lande samt dem heiligen Kreuze herauszugeben und mit einer Kriegserklärung für den Fall einer Weigerung, eine Aufforderung, die der Sultan mit einer Gegenbotschaft und Vorschlägen zur Ausgleichung erwiderte.

Stellung der Kirche zu demselben.

So sehen wir überall die weltlichen Gewalten frei und selbständig sich bewegen, überall die weltlichen Kriegsgebräuche, die politischen und diplomatischen Rücksichten und Gewohnheiten in erste Linie gestellt. Die Kirche beteiligt sich

nur mit ihren geistlichen Gaben: sie spendet den Teilnehmern Segen und Sündenerlaß, sie ordnet Gebete und Tage der Buße an; sie fleht den Himmel um Beistand mit kirchlichen Handlungen, mit Bittgängen und Werken der Asketik; wenn Bischöfe sich dem Heereszug anschließen, folgen sie als Reichsstände dem Aufgebote des weltlichen Oberlehnsherrn. Von den Abgaben, welche die Könige von England und Frankreich ausschrieben, war auch die Geistlichkeit nicht ausgenommen.

Die Könige von Frankreich und England. Der Saladinszehnten.

Auf die Kunde von der traurigen Lage des Königreichs Jerusalem beschlossen Heinrich II. von England und Philipp II. August von Frankreich von ihren langjährigen Fehden abzulassen und ihre Kriegsmannen in das syrische Land zu führen. Sie hielten eine Zusammenkunft unter der breiten Ulme bei Gisors, welche die Grenze ihrer Territorien beschattete, und reichten sich die Hände zum Frieden. Darauf ließen sie ein Gebot an ihre Vasallen ausgehen, sich mit ihren Fähnlein bereit zu halten und legten allen Zurückbleibenden nach dem Stande ihres Vermögens eine Kriegssteuer, „Saladinszehnten“ genannt, auf. Mit der Einschätzung und Besteuerung, wobei vor allem die Juden in Anspruch genommen wurden, gingen die beiden Monarchen rasch zu Werke und brachten in kurzem namhafte Summen zusammen; aber ehe sie ihre Kriegsrüstungen beendigt hatten, gerieten sie von neuem in Fehde. Der französische König fällte mit seiner Streitaxt die Bundesulme, und an den Grenzen der Normandie ertönten von neuem die Kriegshörner und der Schlachtruf. Die Bitten des Papstes verhallten wirkungslos; die eigenen Söhne standen gegen den bejahrten vielgeprüften Heinrich unter den Waffen. Als bereits der deutsche Heldenkaiser, welcher zu Mainz auf dem „Reichstage Gottes“ das Kreuz genommen, sich auf der Heerfahrt befand, „der letzte im Entschluß, der erste in der That“, waren die beiden Könige noch in wilder Fehde begriffen und die Erfüllung ihrer Gelübde schien noch in weiter Ferne zu stehen: da starb König Heinrich II. zu 6. Juli 1189.
Chinon in der Normandie, aus Verdruß über den schmählichen Vertrag, zu dem er durch Abfall und Verrat seiner Großen gezwungen worden, und hinterließ seinem Sohne Richard die Krone und die Ausführung der Kreuzfahrt, die er mit dem Vater gelobt hatte.

Friedrichs Zug durch Österreich und Ungarn. 1189.

Es war ein musterhafter Feldzug, mit dem der alte Barbarossa seine Heldenlaufbahn schloß. Die reiche Erfahrung seines langen Kriegslebens bewahrte ihn vor den Fehlern früherer Kreuzfahrer. Damit das Unternehmen nicht durch Zersplitterung geschwächt werde, ließ er das Gebot ausgehen, daß alle sich auf den Georgentag in Regensburg einfinden sollten und niemand andere Wege einschlage. Einzelne Heerhaufen kamen jedoch diesem Gebot nicht nach; manche schifften sich auf dem Rheine ein, um an Portugal vorbei durch das Mittelmeer an die Küsten Syriens zu gelangen, andere wählten den Weg durch Italien; aus dem Norden pilgerten manche durch Böhmen nach Ungarn. Die Unfälle und Schwierigkeiten, von denen diese zerstreuten Scharen betroffen wurden,

lieferten den Beweis, wie wohl überlegt und umsichtig alle Anordnungen des Kaisers waren. — In Regensburg übernahm Friedrich den Oberbefehl über das Kreuzheer, das sich aus allen Gauen Deutschlands zu der Reichsfahne gesammelt. Es waren gegen 20,000 wohlgerüstete Ritter ohne das Fußvolk und die Knechte, welche im Frühling des Jahres 1189 längs der Donau, teils zu Schiffe, teils auf beiden Ufern des großen Stromes ostwärts zogen, um durch Österreich und Ungarn nach dem griechischen Reiche zu gelangen. Von Wien, wo Herzog Leopold Führer und Heer aufs ehrenvollste empfing und wo Friedrich noch eine große Menge zügelloser Gesellen ausschied und fortschickte, bewegte sich der Zug nach Gran, der Hauptstadt Ungarns. Hier fanden sie gleichfalls freundliche Aufnahme. König Bela und seine Gemahlin wetteiferten in Ehrenbezeugungen gegen den Kaiser und die deutschen Fürsten und Kreuzritter, und als die Gäste nach mehreren festlichen Tagen, während welcher der Schwabenherzog Friedrich, des Kaisers zweiter Sohn, mit der Königstochter sich verlobte, aufbrachen, empfingen sie reiche Geschenke und ein stattliches Ehrengeleit bis an die Grenze. In Belgrad wurde Musterung gehalten, und es ergab sich, daß das Pilgerheer durch den Anschluß vieler Kreuzfahrer aus Österreich, Ungarn, Böhmen und andern Ländern sehr gewachsen war, so daß die Gesamtzahl aller Ziehenden sich auf 100,000 belaufen haben mag. Wer sich gegen die Heer- und Lagerordnung vergangen hatte, fand hier ein strenges Strafgericht. Nach einem großen Waffenspiele, wobei Friedrich sechzig Knappen den Ritterschlag erteilte, brach das Heer auf, um längs der Morava den Zug durch Serbien und Bulgarien anzutreten. Um gegen Überfälle und Nachstellungen, die sie bald von der feindseligen Gesinnung der Einwohner und von der Tücke und Hinterlist der Griechen zu erleiden hatten, sich besser schützen zu können, bildete der Kaiser vier Heerhaufen: voran zogen die Böhmen und Ungarn, in der Mitte Herzog Friedrich mit den Schwaben, Franken und Bayern, den dritten Zug und die Hinterhut führte der Kaiser selbst.

Die Deutschen im byzantinischen Reiche.

Und in der That hatten die Kreuzfahrer alle Ursache zur Vorsicht. Denn trotz gleisnerischer Versicherungen von Freundschaft und sicherem Durchzug war der feige Kaiser Isaak Angelus (S. 464) bedacht, dem deutschen Herrscher, dem er wegen der Familienverbindung mit dem normännischen Königshaus in Palermo mißtraute, durch Hinterlist Schaden zu bereiten. Er reizte die Bulgaren auf, die Gebirgspässe zu besetzen und den Deutschen den Durchzug zu wehren; aber diese brachen sich Bahn mit ihrem Schwerte. Zur Strafe zerstörte Friedrich die Stadt Brandiza. Noch größer wurden die Schwierigkeiten, als sich die Deutschen dem griechischen Reiche näherten. Friedrichs Bündnis mit dem Serbenfürsten hatte das Mißtrauen des byzantinischen Kaisers gesteigert. Derselbe hegte den Verdacht, der Hohenstaufe wolle ihn vom Throne stoßen und diesen seinem Sohne Friedrich von Schwaben verleihen. Er nahm daher die drei Gesandten, welche der deutsche Herrscher nach Konstantinopel geschickt hatte, um den

Durchzug vorzubereiten, Heinrich von Dietz, den Grafen von Nassau und den Bischof von Münster gefangen und gab Befehl, die Pässe zu besetzen, die Städte zu verschließen, die Lebensmittel zu flüchten und allen Kreuzfahrern, die sich vom Zuge entfernen würden, nachzustellen. Umsonst versicherte Friedrich, daß er keinerlei feindselige Absichten gegen das griechische Reich hege und forderte die Freilassung seiner Gesandten und offenen Markt; Isaak beharrte bei seinem Argwohn und seiner hinterlistigen Politik. So mußte denn das Kreuzheer sich den Durchzug mit dem Schwerte erzwingen. Nachdem der Schwabenherzog, der sich durch Tapferkeit und Kriegstalent besonders hervorthat, die aus Bulgarien nach Makedonien führenden Gebirgspässe erstürmt, gelangte das Kreuzheer mit großer Anstrengung nach Philippopel. Mangel an Verpflegung, Regengüsse und Hitze erzeugten Krankheiten, die viele Wallbrüder ins Grab stürzten. Je weiter der Zug vorrückte, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten. Alle Gebirgswege waren besetzt und mit Mauern oder Verhauen geschlossen; nur durch kühne Angriffe und heftige Kämpfe erzwangen die Deutschen die thrakischen Pässe und öffneten sich den Weg nach Adrianopel, die erduldeten Kriegsleiden vergalten sie an den Einwohnern mit Plünderung der eroberten Städte, wodurch nicht nur reichliche Lebensmittel, sondern auch Gold und Silber, seidene Gewänder, gewirkte Teppiche und Kostbarkeiten aller Art in die Hände der Sieger fielen. Der Kaiser selbst pries in einem Schreiben an seinen Sohn Heinrich die tapfere Erstürmung der Stadt Berrhöa durch den Schwabenherzog.

Als der byzantinische Herrscher die Kreuzfahrer nicht zurückzuhalten vermochte, dieselben vielmehr sich seiner Hauptstadt näherten, geriet er in Sorge. Friedrich und Isaak Angelus. Um sich zu sichern setzte er die gefangenen Botschafter in Freiheit und entließ sie mit einer Gesandtschaft in das deutsche Lager. Mit großer Freude empfing Friedrich die Leidensgefährten und pries Gott, „daß er die verlornen Söhne wiedergefunden"; aber aus ihren Berichten, daß der byzantinische Herrscher am Hellespont eine große Macht zu Land und zu Wasser gegen die Kreuzfahrer sammle und mit Saladin einen Bund geschlossen habe, sowie aus den Forderungen, die ihm derselbe als Bedingungen eines Friedensvertrages durch die Gesandten überreichen ließ, er solle seinen Sohn Friedrich und sechs andere Edle als Geiseln nach Konstantinopel liefern, dem griechischen Kaiser die Hälfte der künftigen Eroberungen zusichern und seine Oberherrlichkeit anerkennen, konnte sich der Hohenstaufe überzeugen, daß noch keine Sinnesänderung am griechischen Hofe eingetreten, noch keine Versöhnung in Aussicht sei. Die Hoffart und Dünkelhaftigkeit der eiteln Griechen mußten zuvor gedemütigt werden. Erst als Adrianopel in die Gewalt der Kreuzfahrer gefallen war, als aus Stadt und 22. Nov. 1189. Land die geängstigten Einwohner sich in großer Menge nach Konstantinopel flüchteten, als die Botschaften von der Stärke und den Gewaltthaten des „eisernen Volkes der Alemannen" Furcht und Schrecken unter den Griechen verbreiteten, da beugte sich der Kaiser Isaak. Er versprach Lebensmittel, freien Durchzug Febr. 1190.

nach dem Hellespont und sichere Überfahrt und stellte Geiseln für die treue Ausführung des Vertrags.

Die Kreuzfahrer in Kleinasien. 1190. Den Winter verbrachte das Heer in Thrakien, dann erst zog es nach Gallipoli. In der Osterwoche begann das Einschiffen. Der Schwabenherzog war der erste, der den Boden Asiens betrat, der Kaiser der letzte, der auf reichgeschmückter Galeere unter Trompeten- und Flötenton vom europäischen Ufer abstieß. Dann ging der Zug durch Kleinasien, zuerst zwischen dem alten Troas und Mysien hin, dann weiter landeinwärts durch Thyatira, Sardes und Philadelphia. Die Beschwerden und Gefahren, welche Friedrich bereits vor mehr als vierzig Jahren kennen gelernt, wiederholten sich. Bald führte der Weg über steile Gebirge und durch dichte Wälder, bald mußten reißende, durch die Frühlingswasser angeschwollene Bergströme überschritten werden; Räuberbanden lauerten hinter Felsen oder in Schluchten, um die Nachzügler zu überfallen oder Packwagen und Lasttiere wegzuführen. Manche kühne Heldenthat wurde von einzelnen Kreuzrittern ausgeführt, und noch lange erzählte man sich von dem mutigen Handstreiche eines schwäbischen Kreuzbruders aus der Donaustadt Ulm, welcher einst allein zehn Räuber in ihrem sicheren Versteck anfiel und die einen erschlug, die andern in die Flucht trieb. In Laodicea, einer Stadt des Sultans von Ikonium, fanden die Wallbrüder gastliche Aufnahme und freundliche Bewirtung. Sie priesen die Menschenfreundlichkeit des mohammedanischen Fürsten, der so treu an seiner Zusage hielt, und zogen nach einigen Rasttagen freudig fürbaß, begleitet von den türkischen Gesandten. Der Weg führte anfangs durch fruchtbares Land, wo sie alles in reichlicher Fülle vorfanden; sie hielten es daher nicht für nötig, sich bei weiterem Vorrücken mit großen Vorräten zu beschweren. Aber nach einigen Tagen kamen sie in ein ödes, unfruchtbares Gebirgsland; türkische Reiterscharen umschwärmten den Zug und griffen einzelne Abteilungen an. Der Kaiser beschwerte sich bei den Gesandten; diese versicherten ihn jedoch, es seien nur wilde Räuberhorden, welche der Sultan nicht im Zaum zu halten vermöchte. Aber die Schwärme mehrten sich von Tag zu Tag; jede Bergschlucht verbarg leichte türkische Reiter, in jedem Walde waren Bogenschützen versteckt, in Pässen und auf Anhöhen lauerten feindliche Scharen. Die Gesandten, die in Begleitung des klugen deutschen Ritters Gottfried sich zu dem Anführer schicken ließen, wurden gefangen zurückgehalten. Lange wollte Friedrich nicht an die Treulosigkeit des Sultans glauben; aber es trat immer deutlicher zu Tage, daß die Räuberscharen in höherem Auftrage handelten, daß das deutsche Heer abermals von Tücke und Verrat umgeben sei. Wohl gelang es dem kampfgeübten Kaiser in mehreren Gefechten den Feind zu überwinden, allein die Zahl war bald wieder gefüllt; der Gegend unkundig und von Lebensmitteln entblößt gerieten die Kreuzfahrer bald in die höchste Not; mit Pferdefleisch und Wurzeln stillten viele den Hunger. Der Hohenstaufe verlor jedoch nie den Mut oder die Fassung; in allen Lagen zeigte er denselben klaren, sichern, sich immer gleich-

bleibenden Geist. Einst trennte ein zahlreicher Reiterhaufen die von dem Schwabenherzog geführte Vorhut auf einer Anhöhe von dem Hauptheer in der Ebene. Die Lage war höchst gefährlich, ein Schleuderstein traf den Kaisersohn ins Angesicht und schlug ihm zwei Zähne ein; aber mit jugendlicher Raschheit rückte Friedrich in angestrengtester Eile den Berg hinan und trieb die Feinde in die Flucht.

Um Pfingsten gelangten die Kreuzfahrer in die Nähe von Philomelium (Finiminum), etwa fünf Meilen von Ikonium. Da sahen sie die ganze Ebene von zahllosen türkischen Kriegsscharen bedeckt. Nun war kein Zweifel mehr, daß die Seldschukken im Bunde mit Saladin standen und das Christenheer zu vernichten trachteten, ehe es das syrische Land betrete. Aber der Verrat ging nicht von Kilidsch Arslan aus; der alte Sultan hatte seine Zusage nicht so schändlich gebrochen, seinen oft bewährten ritterlichen Charakter nicht durch Treubruch befleckt. Es war ihm gegangen, wie einst dem frommen Sohne Karls des Großen. Die Zeit und die Arbeit seines Lebens hatten seine Kraft gebrochen; um sich zu erleichtern, hatte er seine zehn Söhne zur Teilnahme an der Regierung berufen und jedem von ihnen einzelne Städte und Landschaften zur Verwaltung übertragen. Daraus waren Familienfehden hervorgegangen, in deren Folge einer der Söhne, Kotboddin, sich des Reichs bemächtigt und Vater und Brüder verdrängt hatte. Dieser hatte sich mit Saladins Sohn Alafdhal wider die Christen verbunden, und beide vereinigt standen nun mit ihren Heerscharen den Kreuzfahrern entgegen. Nachdem der Bischof von Würzburg die durch Entbehrung und Anstrengung abgematteten Krieger mit begeisterter Rede gestärkt und sie auf den Beistand des heiligen Geistes verwiesen, der sich einst an diesem festlichen Tage auf die Apostel niedergelassen und sie mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet, ordnete der Kaiser nach einer ermutigenden Ansprache an die Waffengenossen die Schlacht. Die Türken sprengten mit wildem Geschrei heran, fanden aber an den stahlfesten Reihen des Ritters Ulrich von Lützelhard und seiner Streitgenossen so gewaltigen Widerstand, daß sie erschrocken zurückprallten. Wiederholte Angriffe hatten keinen günstigeren Erfolg; doch zogen sie sich erst zurück, als die Nacht herannahte und die Walstatt bereits von mehreren tausend Leichen bedeckt war.

Schlacht bei Philomelium. 1190.

7. Mai 1190.

Die Anstrengungen und Gefahren der Schlacht waren indessen für die Kreuzritter weniger schrecklich als die Leiden der Entbehrung, der Mangel an Speise und Trinkwasser. Auf Befehl des Sultans waren die Lebensmittel verborgen, die Herden in Wälder und Gebirge getrieben worden; man schlachtete Pferde und Esel und stillte den Hunger mit ihrem Fleisch, den Durst mit ihrem Blut. Manche gingen in der Verzweiflung zu den Türken über und schwuren ihren Glauben ab. „Die Spreu muß vom Weizen gesondert werden!“ sprach der Kaiser, als er es vernahm, „so lange solche Elende unter uns weilten, konnte kein Segen auf dem Heere ruhen!“ So ging der Zug mehrere Tage fort; ein

Not und Sieg vor Ikonium.

Wegweiser führte sie mit Gefahr seines Lebens immer tiefer in die Einöde; und wenn einzelne Scharen ermattet hinter dem Hauptzug zurückblieben, wurden sie die Beute der türkischen Reiter, die fortwährend das Heer umschwärmten und ihre Pfeile abschossen. Wie mancher tapfere Kriegsmann ist in den zehn Tagen, während welcher das Heer von Philomelium nach Ikonium zog, den Anstrengungen, den Entbehrungen, den feindlichen Waffen erlegen! Wie manche kühne Heldenthat mag in diesen Tagen der Not und Gefahr verrichtet worden sein, deren kein Geschichtsbuch gedenkt! Einzelne Züge gelangten durch die Volkssage zu den Griechen und wurden der Nachwelt erhalten. Dahin gehört die Erzählung von dem großen und starken Ritter aus Schwabenland, die der vaterländische Dichter in einer allbekannten humoristischen Ballade zur Verherrlichung der „Schwabenstreiche" benutzt hat. Endlich gelangte das Heer in die Nähe der Hauptstadt, wo fruchtbare Gärten und Felder, grünende Wiesen und frische Wasserbäche dem ermatteten Leibe Stärkung verhießen. Aber das Paradies mußte zuerst gewonnen werden. Nicht nur daß die Türken in zahlloser Menge den Zugang wehrten, daß hinter der schützenden Umzäunung der Gärten Bogenschützen in sicherem Versteck lauerten, die Stadt selbst war mit einer starken Mauer umgeben und in der Mitte ragte eine feste Burg als letztes Bollwerk empor. Aber die nahe Aussicht auf Erlösung von namenlosen Leiden und die Gewißheit, daß im Siege Leben und Rettung, in der Niederlage Tod und Untergang sei, erfüllte die Gemüter mit Mut und Vertrauen. Friedensanträge von seiten des Sultans und die Freilassung des gefangenen Ritters Gottfried deuteten an, daß die Zuversicht der Feinde geschwunden war. Nach einer schweren
18. Mai. Gewitternacht begann der Angriff. Während der Kaiser selbst mit der alten Heldenkraft die Kreuzritter gegen die im Halbkreis aufgestellten Türkenscharen führte und trotz ihrer unermeßlichen Zahl nach hartem, blutigen Kampfe die wankenden Reihen durchbrach und zurückdrängte, erstürmte sein Sohn, der Schwabenherzog, die Stadt, mit wunderbarer Tapferkeit die Feinde niederwerfend und die Fliehenden bis in die Thore verfolgend. Der Sultan und die Häupter der Stadt flohen mit ihren kostbarsten Gütern in die Burg und erwarteten ihre Rettung von der Gnade des Siegers. Die Kreuzfahrer aber drangen in die offene Stadt ein, bereicherten sich an den Schätzen, die sie in den Palästen und Wohnhäusern aufgehäuft fanden und labten sich an den reichen Vorräten von Wein, edlen Früchten und köstlichen Speisen.

Tod des Kaisers. Juni 1190. Bald war die überstandene Not vergessen und das Heer konnte gestärkt den Zug von neuem antreten. Kilidsch Arslan beteuerte dem Kaiser, daß er an den vorgefallenen Feindseligkeiten keine Schuld trage und stellte Geiseln für die fernere Sicherheit des Durchzugs und der Verpflegung. Nach einigen Tagereisen gelangten die Kreuzfahrer an das hohe, schneebedeckte Taurusgebirge, dessen schwierige Pässe und steile Höhen sie unter der Führung armenischer Christen, welche die Heranziehenden freudig begrüßten, mit Mühe aber ohne

großen Schaden überstiegen. Auch in Cilicien, in das sie dann herabstiegen, fanden sie gute Aufnahme und reichlichen Markt; die treffliche Ordnung und Mannszucht, die Friedrich fortwährend aufrecht erhielt, erzeugte in den Bewohnern Vertrauen und Bewunderung. So näherte man sich Seleukia, wo König Leon von Armenien den Kaiser erwartete. Während das Heer selbst den letzten Tagemarsch dorthin langsam auf schwierigen Gebirgspfaden zurücklegte, eilte der Kaiser selbst mit geringem Gefolge, von armenischen Führern geleitet, zur Zusammenkunft mit dem König voraus. Wiederholt hatte er dabei das Bett des vielgewundenen Seleph (Kalikadnos) gekreuzt. In der Mittagsglut rastete er mit den Seinen im Thale des Flusses; da wandelte ihn die Lust an, sich bei der glühenden Hitze durch ein Bad in dem kühlen Bergstrom zu erquicken. Vergeblich wird er gewarnt. Kaum hat er sich ins Wasser begeben, da bricht er zusammen; entsetzt eilen die Seinen herbei, mit Mühe ringen sie dem Flusse den Leichnam ab: ein Schlagfluß hat dem Leben des Kaisers ein jähes Ende bereitet. So schloß sich die reiche Heldentugend, das herrliche Epos von Kaiser Friedrichs Leben. „Ein anderer Moses hatte er das Heer durch die Steppen und Wüsten Europas und Asiens geführt, da fand der fast siebzigjährige Greis sein Grab in den Fluten." Jammernd brachte man den Leichnam nach Seleukia, wo das am Abend eintreffende Heer die Schreckenskunde von dem Tode des 10. Juni. Kaisers empfing. Die Trauer der deutschen Krieger um den geschiedenen Herrscher wollte nicht enden; und die Volkssage vom Fortleben des alten Barbarossa im unterirdischen Bergschlosse, so eigenartig sie sich aus sehr verschiedenen Elementen entwickelt hat, kann als Beweis gelten, daß im Glauben des Volks und im Urteil der Geschichte des Reiches Macht und Herrlichkeit in seiner Person verkörpert erschien, daß das römische Kaisertum deutscher Nation in ihm den Höhepunkt erreichte und mit seinem Hingang zu sinken begann.

Ausgang der deutschen Kreuzfahrt.

Mit dem Tode des Kaisers war der Kreuzzug in seinem Lebenskeim geknickt. An der tiefen Trauer, die sich im ganzen Heere kund gab, konnte man die Hoffnungslosigkeit ermessen, die sich aller Gemüter bemächtigte. Der Stern war untergegangen, auf den die Blicke aller gerichtet waren, sie fühlten sich verwaist, „wie eine Herde ohne Hirten in der Wüste". Erst nach vier Tagen gelang es dem mannhaften Sohne Friedrich die Niedergeschlagenen aufzurichten. Ihn wählten sie zum Führer und huldigten ihm. Darauf zog das Heer über Tarsus nach Antiochia, wo die teure Leiche in feierlicher Stille in der Peters- 19. Juni. kirche beigesetzt wurde. Die Orontesstadt mit ihrer reichen Fülle von Lebensgenüssen wurde dem deutschen Kreuzheer verhängnisvoll. Der rasche Übergang von Entbehrung zum Übermaß forderte zahlreiche Opfer; schwere Krankheiten rafften viele dahin; andere kehrten in die Heimat zurück oder zerstreuten sich. Auch der Kanzler Gottfried, der vieljährige Begleiter und Ratgeber des Kaisers, fand in Antiochia den Tod. Mit einem kleinen Rest langte Herzog Friedrich am 8. Oktober vor Akkon an und verband sich allda mit den übrigen Kreuz-

rittern, welche schon lange diese feste Stadt belagerten. Aber schon am 20. Januar 1191 erlag er einer Krankheit, „die Zierde und einzige Hoffnung der deutschen Ritterschaft". So wurde, „als wollten die Glieder das Haupt nicht überleben", fast das ganze Kreuzheer, das einst so siegesfreudig von Regensburg ausgezogen war, vom Tode dahingerafft. Mit Kaiser Friedrich war der Glücksstern des ganzen Kreuzzugs erloschen.

c) Der Kreuzzug der Könige von England und Frankreich und der Belagerungskrieg vor Akkon.

Charakter des englisch-französischen Kreuzzugs.

Friedrich Barbarossa hatte schon in den Fluten des Seleph seinen Tod gefunden, als die französischen und englischen Kreuzfahrer, die sich in Vezelay und Tours gesammelt, über Lyon nach dem Süden zogen, um in Marseille und Genua die Schiffe zu besteigen, die sie über das Mittelländische Meer führen sollten. Als Philipp August aus den Händen seines Oheims, des Erzbischofs Wilhelm von Reims, in St. Denis Stab und Pilgertasche und die Oriflamme empfangen, traf er mit Richard zusammen und beide gelobten sich Frieden und Freundschaft und vereinbarten das Nötige. Unermeßliche Scharen, darunter die angesehensten Fürsten und Herren mit ihren Vasallen und Kriegsknechten, folgten den beiden Königen des Abendlandes. Messina war zum Sammelplatz ausersehen, und dort trafen alle im Laufe des Sommers auf verschiedenen Wegen ein. Aber König Wilhelm II., Richards Schwager, auf dessen Beistand man gezählt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden. Er war im November des vorhergehenden Jahres zu seinen Vätern versammelt worden und der Hohenstaufe Heinrich VI. war der Erbe der Krone. Vergleicht man die Ordnung und Mannszucht, welche Kaiser Friedrich in den schwierigsten Lagen bei dem deutschen Pilgerheer zu erhalten verstand, mit der Zuchtlosigkeit der englischen Kreuzfahrer, mit der Händelsucht der Ritter und Barone beider Völker, mit der Frivolität, die auf der ganzen Heerfahrt zu Tage trat und zu den religiösen Zwecken einen schneidenden Gegensatz bildete, so erhält man den vorteilhaftesten Begriff von dem überlegenen Herrschergeist des hohenstaufischen Kriegsherrn und von der militärischen Übung und Disziplin, welche die deutsche Ritterschaft unter seiner Zucht und Leitung erlangt hatte. Während dort alles von einem mächtigen Geiste nach einem bestimmten Plane gelenkt ward und alle Ausschreitungen rasch unterdrückt und gestraft wurden, war hier der ganze Westen und Süden in einer Aufregung und Bewegung, die jede geordnete Oberleitung unmöglich machte. Nicht nur, daß aus allen Seehäfen Englands, Frankreichs und Italiens Hunderte von Schiffen mit Wallbrüdern aller Stände und Zungen zu verschiedenen Zeiten ausliefen und zwischen der Abfahrt und der Ankunft in Syrien fast ein Jahr verging, trug das ganze Unternehmen so sehr den Charakter des Abenteuerlichen, der Anarchie, des ritterlichen Leichtsinnes, daß dabei keine

Spur von höheren Zwecken, von einem religiösen Grundzug zu bemerken sti, man müßte denn in der Judenverfolgung, womit der Kreuzzug in England eingeleitet ward, oder in der Wallfahrt Richards zu dem Blute des heiligen Januarius in Neapel einen solchen erkennen wollen. Indes der englische König aus dem Zuge nach Sizilien, der bald zur See längs der Küste, bald zu Lande durch Latium und Kampanien vor sich ging, eine Lustreise machte, indem er gewöhnlich die Nacht am Meeresufer in gemächlicher Herberge zubrachte, mit seinen Rittern und Edlen sich an Spiel und Jagd ergötzte oder seine überlegene Körperstärke in Waffenkünsten oder mutwilligen Fechterstreichen zeigte, segelte ein Teil des Pilgerheeres an der Küste von Portugal vorbei und benutzte jede Landung zu Raubzügen gegen die Burgen und Städte der Sarazenen, zu Plünderung und Mißhandlung der Bewohner Lissabons, zu Verwüstung des offenen Landes. Der sechsmonatliche Aufenthalt in Sizilien glich bald einem Fest- Das Kreuzheer auf Sizilien. 1190. 1191. spiel, bald einem Volkskrieg. Nicht genug, daß die Kreuzritter mit den Bewohnern in ununterbrochenem Hader lebten, daß sie einst die Stadt Messina mit den Waffen erstürmten und ausplünderten, daß sie die Eingebornen mit Spottnamen belegten und sie so lange neckten und reizten, bis es zu Thätlichkeiten und Kämpfen kam, auch die französischen und englischen Ritter lagen oft im Streit miteinander, nicht selten endigten Waffenspiele mit ernstlichem Handgemenge. Nicht größer war die Eintracht unter den gekrönten Häuptern selbst. Tankred, den die nationale Partei unter dem sizilischen Adel auf den Königsthron erhoben, mußte durch große Geschenke und Abtretungen an Richard und seine Schwester, die verwitwete Königin Johanna, sich die Gunst und Gewogenheit des englischen Monarchen erkaufen, damit er ihn mit seinem mächtigen Schutze gegen die Ansprüche des hohenstaufischen Thronbewerbers unterstütze, und zwischen Philipp August und Richard wurde der offene oder versteckte Kampf wohl hier und da durch Erneuerung des Bündnisses und durch Eide und Friedensverträge vorübergehend ausgeglichen, aber die gegenseitige Eifersucht, die Quelle des Haders wurde nicht erstickt, und persönliche Kränkungen rissen immer wieder den leichten Verband ab. Ohne Rücksicht auf ein älteres Verlöbnis mit der französischen Königstochter Alix, Philipps Schwester, verlobte sich Richard während seines sizilischen Aufenthaltes mit Berengaria von Navarra und zog nicht eher ab, bis seine Mutter Eleonore auf einer geschmückten Galeere dem Sohne die königliche Braut zugeführt.

Im Frühjahr gedachte man endlich der Abfahrt nach Syrien. Philipp Die Vorgänge auf Cypern. 1191. August verließ zuerst mit den französischen Wallbrüdern den Hafen von Messina und gelangte glücklich am Tage vor dem Osterfeste zu den übrigen 13. April 1191. Kreuzfahrern, welche schon früher aus den italienischen Seestädten vor Akkon eingetroffen und bereits mit der Belagerung dieser festen Stadt beschäftigt waren. Ganz anders erging es dem englischen König. Bald nach seiner Abfahrt erhob sich ein heftiger Sturm; seine Flotte wurde zerstreut, mehrere

Schiffe, darunter auch die Galeere, welche seine Mutter, seine Schwester Johanna und seine Braut führte, wurden nach der Insel Cypern verschlagen. Diese Insel stand damals unter der Herrschaft des Fürsten Isaak aus dem byzantinischen Kaiserhause der Komnenen. Er hatte sich die Schwäche und Verwirrung, die seit dem Tode Manuels am griechischen Hofe eingetreten war, zu Nutze gemacht, um die reiche und fruchtbare Insel, die so oft der Gegenstand blutiger Kämpfe zwischen Christen und Sarazenen gewesen, in ein unabhängiges Reich zu verwandeln. Isaak teilte alle Laster seines Geschlechts. Er war despotisch, grausam und habgierig und bedrückte das Land hart. Während früher die abendländischen Christen auf ihren Pilgerfahrten bei den Cypriern stets gute Aufnahme gefunden hatten, wurden jetzt alle Landenden als Feinde behandelt und alle Schiffbrüchige mit dem Strandrecht bedroht. Dieses Schicksal wurde auch den englischen Rittern zu teil, welche der Sturm nach der Insel trieb. Als sie im Hafen von Limasol Schutz suchten, wurden sie festgenommen, in Fesseln gelegt und ihrer Habe beraubt. Selbst die königlichen Frauen waren in Gefahr, durch List oder Gewalt in die Burg des „Kaisers" geführt zu werden. Ehe jedoch dieser Anschlag zur Ausführung kam, langte der König, der nach Rhodos verschlagen worden, mit der Hauptflotte im Hafen an und forderte die Freilassung seiner Ritter und Herausgabe des geraubten Gutes; und als sich Isaak weigerte und Ausflüchte suchte, zog er mit Heeresmacht wider denselben ins Feld. Nach mehreren Gefechten brachte er denselben zu einer Übereinkunft; als aber der Grieche mit byzantinischer Doppelzüngigkeit sich den eingegangenen Verpflichtungen wieder zu entziehen suchte, bemächtigte sich Richard der Hauptorte Nikosia und Famagusta, nahm den Fürsten und seine Tochter gefangen und ließ sich von den Einwohnern huldigen und den Treueid schwören. Nach diesem glücklichen Handstreich, der die reiche, günstig gelegene Insel mit vielen Kostbarkeiten in die Hand des englischen Königs brachte und ihn instandsetzte, seine Edlen und Getreuen mit Rittergütern zu belehnen, segelte Richard um Pfingsten nach Syrien ab, damit nicht Akkon ohne seine Mitwirkung erobert werde. In seiner Begleitung befanden sich der König Guido von Jerusalem, die Fürsten von Antiochia und Tripoli, der Großmeister des Hospitals und andere Häupter, die ihn in Cypern aufgesucht und von der Lage der Dinge unterrichtet hatten. In ihrer Gegenwart hatte er in seiner neuen Besitzung sein Beilager mit Berengaria von Navarra unter großer Pracht gefeiert. Den gefangenen „Kaiser" Isaak und seine jugendliche Tochter stellte er in Tripoli unter Aufsicht. Am 8. Juni erblickten die englischen Kreuzfahrer zum erstenmal die hohen Türme von Akkon und das großartige Zelt- und Lagerleben, das sich schon über ein Jahr innerhalb und außerhalb der Mauern dieser Stadt entfaltet hatte.

12. Mai 1191.

Konrad von Montferrat in Tyros. 1187. 1188.

Bald nach der Schlacht bei Tiberias, wo der alte Markgraf Wilhelm von Montferrat mit vielen andern Kreuzrittern in türkische Gefangenschaft geraten war, kam sein heldenmütiger Sohn Konrad mit einer Pilgerschar nach Tyros, wo sich die christlichen

Flüchtlinge aus dem ganzen Lande gesammelt hatten. Er hatte kurz zuvor dem feigen Kaiser Isaak Angelus, der seine Zeit zwischen Schwelgerei und Andachtsübungen teilte, Thron und Leben gerettet, indem er den Empörer Alexis Branas in der Feldschlacht vor den Thoren der Hauptstadt mit der eigenen Lanze erlegte und dessen Kopf in die Kaiserburg sandte, und war für seine Verdienste mit der Hand der kaiserlichen Nichte und dem Range eines „Cäsar" belohnt worden (S. 465). Aber das müßige Leben unter den hochmütigen Griechen mißfiel dem tapfern Franken; und als die Schreckenskunde von dem Falle Jerusalems nach Konstantinopel gelangte, hatte er keine Ruhe mehr. Er segelte mit seiner Ritterschaft auf einem byzantinischen Fahrzeug nach der syrischen Küste, um aus dem Schiffbruch des christlichen Reiches noch die letzten Trümmer zu retten. Er war schon im Begriff in den Hafen von Akkon einzulaufen, als er aus verschiedenen Anzeichen merkte, daß die Stadt bereits in der Gewalt der Ungläubigen sich befand. Wie durch ein Wunder entging er der Gefangenschaft und rettete sich mit kluger Entschlossenheit durch die feindlichen Schiffe nach Tyros. Er traf zu rechter Zeit ein. Denn Rainald von Sidon und der Burgvogt hatten schon den Plan gefaßt, auch diese Stadt, das letzte Bollwerk der christlichen Herrschaft in Syrien, dem Sultan zu übergeben. Konrad verhinderte die feige That, und da die Verräter in der Nacht entwichen, übertrugen ihm die Einwohner und Kreuzfahrer die Verteidigung der Stadt, die in keine bessere Hand gelegt werden konnte. Konrad war ebenso schlau als tapfer und kriegserfahren. Als Saladin im Dezember mit seinen furchtbaren Scharen vor den Mauern von Tyros erschien, traf er auf einen unerwarteten heftigen Widerstand. Seine Versuche, die Stadt zu erstürmen, waren ebenso vergeblich, als die Hoffnung, das Gemüt des Sohnes durch die Angst um des Vaters Leben zu beugen. Konrad schlug die Angriffe zurück, und als der gefangene Markgraf herbeigeführt und in das Bereich der Geschosse gestellt ward, sprach der Sohn, es würde für seinen lebensmüden Vater ein rühmliches Ende sein, wenn er als Märtyrer für den Heiland sterbe. Es half nichts, daß Saladin seinen Sohn aus Haleb und seinen Bruder aus Ägypten mit neuen Mannschaften herbeirief; die feste Lage der Stadt und die Tapferkeit und Wachsamkeit der Verteidiger vereitelten alle seine Pläne, so daß, als Konrad sich auch noch durch List eines Teiles der feindlichen Flotte bemächtigte und die ungünstige Jahreszeit den Fortgang der Kriegsarbeiten erschwerte, der Sultan im Januar die Bela- 1188.
gerung aufhob und seine Heere bis zum Frühjahr in die Heimat entließ.

Die christl. Herrschaften an der Küste.

Mit der besseren Jahreszeit erschien Saladin wieder im Felde, um den Christen die Küstenstädte zu entreißen und damit ihrer Herrschaft im syrischen Lande überhaupt ein Ende zu machen. Aber wenn es ihm auch gelang, viele feste Burgen, darunter das wichtige Schaubek oder Montroyal und einige Städte, wie Laodicea (Ladikieh) und Dschebel (Gebal), durch Gewalt oder vertragsweise in seine Hände zu bringen und sich nach Eroberung der festen Orte Derbesak und Bagras in der Nähe von Antiochia in das Herz der christlichen Reiche einen Zugang zu öffnen, so wurde doch das eigentliche Ziel des Feldzugs, die Unterwerfung der nördlichen Küstenstädte Tyros, Tripoli und Antiochia auch diesmal nicht erreicht, teils weil die Christen sich wieder von ihrem Schrecken zu erholen begonnen und neue Verstärkungen aus dem Abendlande, besonders aus Sizilien erhalten hatten, teils weil Saladin mehr zu kühnen raschen Thaten geschaffen war als zu Unternehmungen, die Ausdauer und Beharrlichkeit verlangten. Er sah sich genötigt mit Boemund einen Friedensvertrag einzugehen, worin dieser sich verpflichtete, alle gefangenen Moslems in Freiheit zu setzen und nach sieben Monaten, wenn ihm inzwischen keine Hilfe vom Abendland zukäme, Antiochia zu übergeben; er mußte Tyros in den Händen Konrads lassen und konnte nicht verhindern, daß König Guido, dem er die Freiheit gegeben, die Stadt Tripoli zum Stützpunkt einer neuen Herr-

schaft machte, als seine Ansprüche auf Tyros von dem Markgrafen zurückgewiesen worden.

Die Kreuzfahrer ziehen vor Akkon. 1189. Während im Frühling 1189 Saladin in Verbindung mit seinem Bruder die Burgen zu gewinnen suchte, welche die Christen noch im inneren Lande besaßen und sich durch den schlauen Rainald von Sidon vor Schekif Arnun (Belfort) drei Monate hinhalten ließ, sammelte sich in den Küstenstädten allmählich eine solche Menge von Kreuzfahrern aus allen Ländern Europas, daß König Guido wieder zum Angriffskriege überzugehen wagen konnte. Er warf seine Augen auf **Ptolemais**, von den Moslems **Akka** oder **Akkon** genannt, das vermöge seiner Lage den wichtigsten Stützpunkt zu weiteren Eroberungen, den eigentlichen Schlüssel zum syrischen Lande bildete und das während des Bestandes des Königreichs Jerusalem die besuchteste Landungsstätte für die Schiffe des Abendlandes, der belebteste Mittelpunkt des Handels und Verkehrs gewesen war. Die Hoffnung indessen, die Stadt während der Abwesenheit Saladins durch einen Handstreich zu überrumpeln, wurde getäuscht; Saladin hatte die Festungswerke in so guten Stand gesetzt und die Burg mit einer so starken Besatzung versehen, daß der Angriff der Christen zurückgeschlagen wurde. Man mußte, sollte das Unternehmen nicht gleich nach dem ersten Fehlschlagen aufgegeben werden, zu einer regelmäßigen Belagerung schreiten. So begann denn der denkwürdige Belagerungskrieg vor Akkon, der von geringen Anfängen im Laufe der Zeit durch das Herbeiströmen frischer Pilgerscharen sich immer großartiger und gewaltiger gestaltete und den eigentlichen Mittelpunkt des dritten Kreuzzugs bildete.

Der Belagerungskrieg vor Akkon. 1. Die Anfänge. 1189. Auf einer Landspitze am nordwestlichen Eingang einer tief einschneidenden Meeresbucht gelegen, welche im Süden der Karmel, im Osten eine von dem Bergfluß Belus durchströmte und von einem Gebirgskranz eingeschlossene Ebene begrenzt, war die Stadt Ptolemais oder Akkon von der Natur so begünstigt, daß sie, geschützt durch Graben, Mauern und Türme, für unüberwindlich gelten konnte, so lange die Streitkräfte zur Verteidigung hinreichten und genügende Vorräte von Lebensmitteln vorhanden waren. Vor dieser Stadt entfaltete sich vom August 1189 an ein wechselvolles Kriegsspiel, auf dessen Ausgang die Blicke von ganz Europa, die Erwartungen von Tausenden und aber Tausenden fast zwei Jahre lang gerichtet waren. Die Christen wären trotz der festen Stellung, die sie gleich anfangs auf der östlichen Anhöhe genommen, wohl nicht im stande gewesen, sich gegen die Übermacht der türkischen Kriegshaufen, welche Saladin auf die Kunde des Angriffes rasch herbeiführte, auf die Länge zu halten, wären sie nicht im Laufe der nächsten Monate durch neue Kreuzfahrer aus Dänemark, Friesland und Flandern, aus Thüringen, Sachsen und der Champagne verstärkt worden, welche, den großen Zügen der Könige voraneilend, aus den italienischen Hafenstädten übergesetzt waren und glücklich das Lager vor Akkon erreichten. Doch waren die Türken
14., 15. Sept. 1189. noch weitaus die stärkeren, so daß Mitte September Saladin nach einem zweitägigen heftigen Kampfe die im Norden der Stadt aufgestellten Heerhaufen der Kreuzfahrer zurückschlug und in die Festung eindringend die Besatzung verstärkte, die Vorräte vermehrte und alles Erforderliche zur Verteidigung anordnete. Von da an verging kein Tag ohne Gefechte, selbst Knaben und Frauen

mischten sich in den Kampf. Endlich beschloß König Guido, ehe die schlimme Jahreszeit eintrete, eine Entscheidung herbeizuführen. Am vierten Tag des Oktober stiegen die Kreuzfahrer in die Ebene herab und machten einen kühnen Angriff auf die am Belusflusse gelagerten Moslems. Es gelang ihnen die feindlichen Reihen zu durchbrechen und bis an das Zelt Saladins vorzudringen; aber, indem der Sultan rasch den noch unberührten Flügel vorführte und die Zersprengten an sich zog, errang er zuletzt dennoch den Sieg und fügte, unterstützt durch einen rechtzeitigen Ausfall der Besatzung, dem Kreuzheer auf dem Rückzuge nach dem Lager großen Schaden zu. 4. Okt.

Unter den Gefangenen war Gerhard, der Großmeister der Templer, den der Sultan in Freiheit gesetzt hatte gegen die eidliche Zusage, nicht wieder gegen ihn zu kämpfen. Aber von dem Patriarchen seines Eides entbunden, hatte er sich wieder an die Spitze seiner Ordensritter gestellt und fiel verwundet in die Hände der Feinde. Nur mit Mühe entging Konrad von Montferrat, der sich den Belagerern angeschlossen, durch den edelmütigen Beistand des Königs einem ähnlichen Schicksale. Gerhard wurde, weil er seinen Schwur gebrochen, von Saladin auf der Walstatt getötet. — Die Verluste der Kreuzritter wurden indessen reichlich durch neue Ankömmlinge ersetzt, so daß Saladin seinen Sieg nicht zu einem Angriff auf das christliche Lager zu benutzen wagte, und da sein Heer von der verpesteten Luft, die in der Regenzeit dort alljährlich die niedrig gelegenen Gegenden heimzusuchen pflegt, schwer zu leiden hatte, so verlegte er sein Lager auf die Höhen von Charuba, um die bessere Jahreszeit abzuwarten. Auch hatte die Nachricht von dem Anzuge des deutschen Kreuzheeres unter Friedrich Barbarossa Besorgnis in ihm erweckt. Aber auch das christliche Heer blieb von der Krankheit nicht verschont, so daß der Belagerungskrieg zu Lande eine Unterbrechung erfuhr. Zur See dauerte der Kampf fort, die Mannschaften erbeuteter Schiffe wurden von den einen wie von den andern mit Grausamkeit behandelt, wodurch die Wut und Erbitterung auf beiden Seiten sich steigerte. 14. Okt.

2. Fortgang der Belagerung im Jahre 1190.

Im Frühjahr begann der Kampf mit frischen Kräften und neuem Eifer. Saladin hatte an alle Fürsten des Islam Boten geschickt, um sie zur Teilnahme am heiligen Kriege aufzufordern, er hatte sich selbst an den Kalifen in Bagdad gewendet, damit dieser den Kampf gegen die Christen als eine Sache der Religion und des Gewissens den Gläubigen zur Pflicht mache, und sich beklagt, daß die Moslems an religiösem Eifer so weit hinter den Christen zurückständen. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos; der Kalif zwar begnügte sich mit der Übersendung eines Vorrats von Naphtha und einiger Männer, welche die Bereitung dieses Brennmaterials verstanden, um so bereitwilliger zeigten sich die Fürsten Mesopotamiens, den Sultan mit Hilfsmannschaften zu unterstützen, so daß Saladin mit verstärkter Macht die alte Lagerstätte wieder beziehen konnte. Mittlerweile aber hatten die Christen ihr Lager in eine wahre Festung umgeschaffen und Wandeltürme von großer Höhe und Stärke errichtet, so daß der türkische Heerführer, trotz der großen Streitmacht, die von allen Seiten herbeigezogen kam, keinen Angriff wagte. Ebensowenig trugen die Kreuzfahrer Verlangen, ihre gesicherte Stellung durch eine Entscheidungsschlacht in Gefahr zu

setzen. So zog sich der Krieg den ganzen Sommer über hin; kleine Gefechte hielten die Wachsamkeit und Kampflust aufrecht; ein Versuch, mittels der neuerrichteten Türme die Stadt zu erobern, schlug fehl, indem die Belagerten die Maschinen und Werkzeuge in Brand steckten; und wenn auch die christliche Flotte unter dem Oberbefehl des Markgrafen Konrad einige Zeit das Meer beherrschte, so fand doch Saladin fort und fort Gelegenheit, kleine Schiffe mit Vorräten und Kriegsbedürfnissen in die Stadt gelangen zu lassen. Dennoch neigte sich der Vorteil mehr und mehr auf die Seite der Christen. Die Nachricht, daß das deutsche Heer sich den Grenzen Syriens nähere, bewog den Sultan, einen Teil seiner Kriegsmannschaft nordwärts zu schicken, um den gefürchteten Feind aufzuhalten; immer größer wurde die Zahl der Schiffe, welche neue Kreuzfahrer an der Küste aussetzten; auch Leopold von Österreich kam mit einer großen Pilgerschar in das Land der Verheißung, das er schon acht Jahre früher unter ganz andern Verhältnissen besucht hatte. Jeder Tag brachte neue Gäste, als Vorboten der großen Heerzüge, die sich in Frankreich und England zur Abfahrt bereiteten. Aber mit der Mehrung der christlichen Streitkräfte wuchsen auch Zwietracht und Eifersucht unter den Häuptern und Völkern. Landgraf Ludwig von Thüringen, der bei der Herstellung der Belagerungswerkzeuge das größte Geschick bewiesen, zog ab, als ein französischer Graf ihm vorgezogen ward und starb auf der Rückreise in Cypern; das gemeine Volk im Lager zürnte den Hauptleuten, daß sie
25. Juli. nicht zum Angriff schreiten wollten, und machte auf eigene Hand einen Ausfall, der aber mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde. So wogten die Geschicke des Krieges hin und her, ohne daß noch ein nahes Ende abzusehen war, als
Aug. 1190. Saladin im August abermals sein Lager nach Charuba verlegte.

Schwierige Lage und mutige Haltung des Sultans und der Besatzung.

Wäre damals der deutsche Kaiser mit seinem Pilgerheer nach Palästina gekommen, so hätte sich das Schicksal von Akkon schneller entschieden und der ganze Krieg eine andere Wendung genommen. Denn aus dem Sendschreiben, das Saladin nach dem zweiten Rückzug an den Kalifen richtete, geht hervor, wie bedenklich seine Lage war, so sehr er sich auch bemühte, den Emiren und dem Heere gegenüber ruhig und heiter zu erscheinen. „Alle christlichen Fürsten haben sich verbündet, um ihrem Heere Männer und Waffen zu schicken. Für einen Christen, der auf dem Lande umkommt, kommen tausend andere zu Wasser an. Die Aussaat ist stärker als die Ernte, der Baum treibt mehr Zweige, als das Eisen abzuhauen vermag. — Unsere Waffengefährten beginnen des langen Krieges müde zu werden; die Zeit und die Mühseligkeiten haben, wenn auch nicht ihren guten Willen, doch ihre Kräfte geschwächt, wenn auch nicht ihren Mut niedergeschlagen, doch ihre Mittel erschöpft." Er führt ihm das Beispiel des Papstes vor, der alle geistlichen Hebel anwende, um das heilige Grab zu befreien. Aber der schwäbische Jüngling, der die Trümmer des Pilgerheeres von der Leiche seines Vaters in das Lager von Akkon führte, vermochte auf den Gang des Krieges keine eingreifende Wirksamkeit zu üben. Der mächtigste Bundesgenosse Saladins war der Streit und die Zwietracht unter den Kreuzfahrern selbst, die seit der Ankunft der Deutschen noch zunahmen und jede Kraft lähmten. Dazu kam der bewunderungswürdige Mut der Besatzung und der erfinderische Geist des Anführers, welcher die Belagerungsanstalten zerstörte, einzelne feindliche Schiffe versenkte und zu Land und

zur See die Verbindung mit Saladin und den syrischen Küstenstädten zu erhalten wußte.

In den Tagen der alten Phöniker, als in den Hafenstädten der Palmenküste alle Völker der alten Welt aus- und einzogen und ihre Waaren tauschten, herrschte ein reges Treiben in den Städten Tyros und Sidon; aber ein noch viel bunteres und bewegteres Leben bot sich dem Auge in den Herbst- und Wintermonaten der Jahre 1190 und 1191 dar! Der ganze Bergrücken im Osten, Süden und Norden von Akkon war mit Zelten, Hütten und Häusern bedeckt, zu den Schenken und Speisehäusern drängte sich die vielgestaltige, aus allen Nationen gemischte Menge in den verschiedenartigsten Trachten und einem Sprachengewirre, das nur wenige Dolmetscher zu durchdringen vermochten; Händler aller Art wanderten umher; die einen schwelgten, die andern darbten, Spiel und Kurzweil wechselte mit Not und Sorge, Lebenslust und leichtfertiger Sinn mit Krankheit und Elend. Da das Lager nur von der See aus mit Nahrungsmitteln versorgt werden konnte, so entstand, als die stürmische Jahreszeit das Landen der Fahrzeuge erschwerte, bald bitterer Mangel; Brot und Fleisch wurden zu unerschwinglichen Preisen verkauft; manche erlagen dem Hunger, andere verzehrten das Fleisch ihrer Pferde, nicht wenige flüchteten sich in das Lager Saladins und retteten sich vor dem Verderben durch den Übertritt zum Islam. Bald gesellte sich zu dem Mangel auch noch die Lagerseuche. Viele angesehene Männer starben dahin und wurden von den Ihrigen betrauert, keiner aber mehr, als der Schwabenherzog Friedrich der Hohenstaufe. Die Kreuzfahrer ehrten durch Erleuchtung des Lagers das Leichenbegängnis des tapfern, verständigen, wohlthätigen und keuschen Jünglings. Eine bedeutungsvolle Stiftung, der Orden der Deutschherren, die in einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz gekleidet gleich den Templern gelobten, dem Heiland mit Seele und Leib zu dienen und das Heilige Land und die Pilger gegen die Heiden zu schirmen, erhielt seinen Namen im Gedächtnis der Menschen noch Jahrhunderte nach seinem Hinscheiden. Heinrich von Walbott war der erste Großmeister.

Das Lagerleben. 1190. 1191.

Mit dem Frühjahr nahmen die Dinge für die Kreuzfahrer eine bessere Wendung. Während Saladin nur mit Mühe die Emire in seinem Lager festhielt und die neuen Mannschaften, welche er zur Ablösung der Besatzung nach Akka schickte, den bisherigen weder an freudigem Mute, noch an Zahl gleichkamen, wurden die Christen aus ihrer Niedergeschlagenheit und Not durch die Ankunft neuer Fahrzeuge mit Lebensmitteln und Verstärkungen aufgerichtet. Um Ostern landete König Philipp von Frankreich mit sechs Schiffen; kurz zuvor war Philipp von Flandern eingelaufen, auch der Markgraf von Tyros hatte sich wieder bei dem Belagerungsheer eingestellt. Dafür hatten denn auch Zwietracht und Parteiung von neuem ihre reiche Saat gestreut. Der hochfahrende Markgraf, nicht zufrieden dem König Guido das Fürstentum Tyros abgetrotzt zu haben, strebte auch nach der Krone von Jerusalem. Zu dem Zweck

3. Ausgang. 1191.

hatte er Elisabeth, die jüngere Schwester der kurz zuvor verstorbenen Königin Sibylle, bewogen, sich von ihrem schwachen Manne Honfroy scheiden zu lassen und mit ihm selbst eine zweite Ehe zu schließen, ein Schritt, der vielen Anstoß gab. Konrad glaubte durch den französischen König am sichersten zum Ziel zu kommen und schloß sich daher ganz an denselben an. Aus Ärger darüber begab sich deshalb Guido, wie wir früher gesehen, mit mehreren befreundeten Fürsten zu König Richard nach Cypern und betrieb dessen Abfahrt. Als der ritterliche König, der soeben die herrliche Insel den Kreuzfahrern erobert, dessen Ruhm und
8. Juni 1191. Stärke allenthalben gepriesen wurde, mit 25 Schiffen in den Hafen von Akkon einlief, erwartete das Christenheer Erlösung aus aller Not und den Sieg des Kreuzes. Seine Ankunft wurde daher wie ein Triumphzug gefeiert und aller Augen waren auf ihn gerichtet. Dies erweckte die Eifersucht des französischen Königs, so daß bald das ganze Lager in zwei Parteien sich schied und die meisten Unternehmungen sowohl gegen die Festung als gegen den wieder in seine frühere Stellung eingerückten Sultan nur von einer der beiden Heergenossenschaften ausgingen und statt eines allgemeinen Angriffs mit vereinten Kräften nur vereinzelte Stürme vorgenommen wurden. Auch erkrankte Richard gleich nach seiner Ankunft an der erst im Erlöschen begriffenen Lagerseuche und wurde dadurch in seiner kriegerischen Thätigkeit gehemmt. So kam es, daß der Belagerungskampf sich mit Einzelgefechten, mit Angriffsversuchen und Ausfällen mehrere Wochen ohne Entscheidung hinzog. Aber die Lage der Türken verschlimmerte sich mit jedem Tag. Die Besatzung der Stadt wurde durch die unaufhörlichen Kämpfe aufgerieben und erschöpft; die Lebensmittel schwanden, da die Flotte der Pisaner, die sich dem englischen König zur Verfügung gestellt, das Meer beherrschte und die Zufuhr abschnitt; es gebrach an Trinkwasser, seitdem es den Kreuzfahrern gelungen war, eine Wasserleitung abzugraben; die Mauern und Türme waren untergraben und dem Einsturze nahe, ein von Saladin unternommener Sturm auf das christliche Lager wurde zurückgeschlagen; alle Kriegspläne des Sultans oder der städtischen Besatzung wurden den Kreuzfahrern durch geheime Briefe verraten und schlugen fehl. Die beiden Befehlshaber in Akkon, Bohaeddin Karakusch und Seif Eddin Ali Ibn Meschtub, verloren endlich allen Mut; sie erboten sich anfangs Juli die Stadt zu übergeben, wenn man den Moslems freien Abzug mit ihren Waffen und ihrer fahrenden Habe gewähre. Der Antrag wurde zurückgewiesen. Da fügten sich denn nach einigen Unterredungen die tapfern Verteidiger der Notwendigkeit
Übergabe Akkons. und überlieferten Akkon mit allen Schätzen an Gold und Silber, mit allen
12. Juli 1191. Vorräten an Waffen und Lebensmitteln, mit allen Kriegs- und Handelsschiffen den siegreichen Abendländern. Die Mannschaft durfte ohne Waffen abziehen, die Führer aber und Vornehmen mußten als Geiseln zurückbleiben, bis Saladin die bedungene Zahl christlicher Gefangenen in Freiheit gesetzt, das heilige Kreuz zurückerstattet und die Summe von 200,000 Goldstücken entrichtet haben würde.

Schon am folgenden Tag, den 13. Juli, hielten die Kreuzfahrer ihren Einzug und pflanzten die christlichen Fahnen auf den Türmen und Zinnen auf; und wie tief auch den Sultan der Verlust der wichtigen Stadt, des Bollwerks der syrischen Küste schmerzte, er mußte seine Zustimmung zu der Kapitulation geben. Den Kalifen hatte er zum zweitenmal vergeblich um Hilfe angerufen „gegen die Völker aller Zungen, die zu Wasser herangezogen seien, die Gläubigen zu verderben, deren Macht stets im Wachsen, deren Bosheit ohne Grenzen sei"; das geistliche Oberhaupt war taub gegen seine Bitten geblieben; die mesopotamischen Fürsten waren in die Heimat geeilt, um ihre Besitzungen gegen Saladins Neffen Taki Eddin Omar zu verteidigen, welcher ihre Abwesenheit zu seiner Vergrößerung zu benutzen suchte. So sah sich denn der Sultan genötigt, den Schauplatz seiner rühmlichen Thaten zu verlassen. Niedergeschlagen und sorgenvoll zog er mit seinem Heere ostwärts. Der Jubel der Christen über Streit unter den Siegern. den errungenen Sieg ging jedoch bald in Hader und Streit über. Da die beiden Könige sich und ihren Rittern die Beute allein zuteilten, so zürnten die Kreuzfahrer anderer Nationen, besonders die Deutschen, über die ungerechte Zurücksetzung. — Bald erwachte auch wieder die Rivalität zwischen dem englischen und französischen Herrscher, indem jener den Guido von Lusignan, dieser den Markgrafen Konrad als König von Jerusalem anerkennen wollte. Statt Vorkehrungen zur Eroberung des Königreichs zu treffen, haderte man somit um einen Titel, dem jede reale Unterlage fehlte, um eine Krone, die noch erst errungen werden mußte.

Man traf endlich die Entscheidung, daß Guido während seines Lebens als König von Jerusalem anerkannt und sein Bruder Gottfried mit dem Fürstentum Joppe belohnt werden, nach Guidos Tod aber die Rechtsansprüche auf die Krone an den Markgrafen und seine Gemahlin Elisabeth oder ihre aus dieser Ehe entspringende Nachkommenschaft übergehen und die Einkünfte geteilt werden sollten. Bald nach dieser 31. Juli. Ausgleichung verließ Philipp August unter dem Vorgeben, das Klima sei seiner Gesundheit nachteilig, das Heilige Land und kehrte über Apulien, wo er mit dem kranken König Heinrich VI. eine Zusammenkunft hatte, und über Rom, wo er sich von seinem unerfüllten Pilgergelübde entbinden ließ, in seine Staaten zurück. Die Länder des vor Akkon ohne Nachkommenschaft gestorbenen Grafen Philipp von Flandern sollten ihm einen Ersatz gewähren für die cyprische Eroberung seines Gegners, von der er umsonst die Hälfte angesprochen.

d) Richard Löwenherz und Saladin.

Nach der Abreise des französischen Königs galt Richard als Oberfeldherr Richards Charakter und Wesen. des Pilgerheeres. Kaum ein anderer Name ist so gefeiert auf die Nachwelt gekommen als der Name Richard „Löwenherz". Die höfische Dichtung jener Tage, die er begünstigt und selbst geübt, wurde nicht müde, seinen Ruhm zu verkünden, seine Tapferkeit, seine Stärke, sein ritterliches Wesen zu preisen, und der reiche König lohnte das ihm gespendete Lob mit freigebiger Hand; er ließ den

goldenen Regen aus dem Füllhorn seines Glücks auf die Sänger und Verherrlicher seiner Thaten herabströmen. Aber selten ist der Ruhm auf ein weniger würdiges Haupt gefallen. Wenn er sich mutig und tapfer in den Kampf stürzte, wenn er im Waffenspiel sich auszeichnete, wenn er sein Streitroß mit besonderer Geschicklichkeit tummelte, auf der Jagd und Falknerei alle Gefährten übertraf, an kühnen lebensgefährlichen Abenteuern es allen zuvorthat, so waren dies Vorzüge, die ein Gemeingut der damaligen Ritterschaft waren und die nur darum an ihm besonders gepriesen wurden, weil seine Stellung ihn so hoch über die andern emporhob. Dagegen ragte er weder durch Eigenschaften des Gemütes, noch des Geistes hervor. Seine Tapferkeit artete nicht selten in wilden Ungestüm aus, seine Freigebigkeit war ohne Maß und Überlegung und wurde durch Raubsucht und Beutegier befleckt; sein ritterliches Wesen war nur ein äußerer Anstrich ohne Großmut und Adel der Gesinnung, seine Seele war voll Leidenschaft, Jähzorn und Grausamkeit, sein Benehmen gegen Andere gewaltthätig und rücksichtslos. Von christlicher Tugend und Menschenliebe war keine Spur in seinem Herzen; und statt im Kriegsrat auf Vernunft und verständige Rede zu hören oder seine Gedanken und Vorschläge in klarer Auseinandersetzung zu entwickeln, folgte er dem Ungestüm seiner Natur, schlug jede Einwendung mit Heftigkeit nieder und betrachtete jeden Widerspruch als Ausdruck feindlicher Gesinnung.

Ermordung der türkischen Geiseln.

Unter Richards Oberbefehl nahm der ganze Krieg einen grausamen Charakter an, dem die Züge ritterlicher Großmut und Anerkennung, wie sie früher unter den wildesten Thaten der Waffen hier und da wohlthuend hervorgetreten, gänzlich abgingen. Nach der Übereinkunft sollten alle Bedingungen des Kapitulationsvertrages innerhalb vierzig Tagen erfüllt werden; als aber die festgesetzte Frist ablief, ehe Saladin die Gefangenen und die Geldsummen entrichtet hatte, weil man sich über die Art der Erfüllung nicht einigen konnte und die Beitreibung mit Schwierigkeiten verbunden war, behandelte Richard das Versäumnis als absichtlichen Friedensbruch und ließ die Geiseln, mehr als 2000 angesehene
20. Aug. Moslems, auf einer Wiese vor der Stadt erbarmungslos niederstoßen. Nur wenige vornehme Emire, unter ihnen die beiden Befehlshaber, blieben verschont, um ein hohes Lösegeld von ihren Angehörigen zu erpressen. Saladin beweinte den Tod so vieler tapferer Männer, ohne sich jedoch zu einer ähnlichen Grausamkeit gegen die gefangenen Christen hinreißen zu lassen. Aber er benutzte den blutigen Greuel, um die Moslems durch das Gefühl der Rache zum Kampf auf Leben und Tod wider die Christen aufzustacheln. Er führte seine Truppen in die Nähe der Stätte, wo die Leichen der Gemordeten und Verstümmelten umherlagen. Es bedurfte keiner pathetischen Rede, um die Herzen der Krieger zu dem leidenschaftlichsten Haß und Vergeltungskrieg aufzustacheln; der Anblick selbst in stiller Morgenstunde war die feurigste Ermahnung.

In den letzten Tagen des August gebot Richard den Aufbruch des Heeres,

um die Eroberung des Heiligen Landes zu vollenden und Jerusalem den Heiden wieder zu entreißen. Aber bald erkannte er, wie wenig die religiöse Begeisterung auf die Kriegslust der Kreuzfahrer wirkte. Viele zauderten, das üppige, genußreiche Leben in Akkon mit den Beschwerden und Gefahren eines Kriegszuges zu vertauschen; andere folgten dem Beispiel des französischen Königs und schifften heim, manche konnten nur durch die reichen Geschenke und Tagegelder, die ihnen der König darreichte oder versprach, unter die Waffen gebracht werden. Doch war es immer noch eine gewaltige Kriegsmacht, welche der König Richard längs der Meeresküste über Cäsarea und Joppe gen Askalon führte, um nach Besetzung dieser Städte in das jüdische Land einzubrechen. Es war ein beschwerlicher Zug, den die Kreuzfahrer in den heißen Tagen des August und September vollbrachten. Nicht genug, daß die Türken ihnen nie von der Seite wichen, jede Gelegenheit zu Überfällen und Angriffen benutzten, sie unaufhörlich mit Pfeilen beschossen und sie wiederholt zum Kampf in offener Feldschlacht nötigten; der mit Sanddünen bedeckte, mit Dorngebüsch und Schlingpflanzen dicht bewachsene Weg, die lästigen Insekten, welche ihnen jede Ruhestunde bei Nacht oder Tag verbitterten, die dürftigen Wasser- und Speisevorräte, die zu dem verlassenen Überfluß einen unerfreulichen Gegensatz bildeten, verursachten große Beschwerden und Anstrengungen. Das Vordertreffen führte der König selbst; die Nachhut deckten die Templer, die sich durch Umsicht und Tapferkeit besonders hervorthaten. Bei Arsuf schlug das Kreuzheer die Türken in einem blutigen Treffen siegreich zurück und öffnete sich den Weg nach Joppe (Jaffa). Nachdem sich die Krieger in der an Trauben, Feigen und andern herrlichen Früchten reichen Gegend gelabt und von den im Hafen liegenden Schiffen sich mit Lebensmitteln versorgt hatten, setzten sie ihren Zug durch das alte Philistäerland fort. Aber sie konnten bald bemerken, daß Saladin zu einem Verzweiflungskampf entschlossen war. Schon in Joppe fanden sie die Mauern niedergerissen, die Häuser verlassen; bald hörten sie, daß auf dem ganzen Wege nach Jerusalem alle ummauerten Orte offen gelegt worden, damit die Kreuzfahrer sich nirgends festsetzen könnten; selbst die Stadt Askalon, wegen der Schönheit und Pracht der Häuser und der Stärke ihrer Mauern von den Arabern „die Braut von Syrien" genannt, war von einem in Ramleh gehaltenen Kriegsrat der Zerstörung geweiht. Mit tiefer Wehmut gab der Sultan den Befehl, die Mauern einzureißen, die Vorratshäuser zu leeren und niederzuwerfen, die Einwohner wegzuführen. Er fürchtete, die Christen möchten die günstig gelegene Stadt zum Stützpunkt ihrer Operationen gegen Jerusalem machen und von dort aus die Verbindung zwischen Ägypten und Syrien zerschneiden. Deshalb entschloß er sich mit gebrochenem Herzen Askalon lieber der Verödung als dem Feinde preiszugeben.

Von Akkon nach Joppe. Herbst 1191.

7. Sept.

Sieben Wochen blieben die Kreuzfahrer in der Stadt Joppe, deren Mauern sie wieder aufzubauen begannen, und in den Olivenwäldern der Umgegend gelagert, den

Unterhandlungen.

Blick nach Jerusalem gerichtet. Aber der Weg dahin war ihnen verschlossen durch die türkischen Streitmassen, die bei Ramleh und Lidda aufgestellt waren und sie durch unaufhörliche Angriffe ermüdeten; und aus den starken Befestigungswerken, welche Saladin in der heiligen Stadt errichten ließ, konnten sie den Schluß ziehen, daß die Eroberung Jerusalems ein schweres Stück Arbeit für sie sein würde. Darum beschloß Richard, welcher sich nach der Rückkehr in die Heimat sehnte, den Weg der Unterhandlung mit dem Sultan und seinem Bruder Almelik Aladil einzuschlagen. Kaum aber wurde dies ruchbar, so suchte der Markgraf von Montferrat, welcher sich als den Stellvertreter des französischen Königs und den Erben seiner Politik ansah und seit der Eroberung von Akkon mit Richard in Feindschaft lebte, den Plan zu durchkreuzen, indem auch er durch den Fürsten Rainald mit Saladin in Unterhandlung trat und sich erbot gegen die Überlassung von Sidon und Berytus ein Bündnis mit ihm zu schließen und ihn sogar gegen den englischen König mit den Waffen zu unterstützen. So wirkten die abendländischen Fürsten einander selbst entgegen, zur großen Freude Saladins, welcher durch trügerische Hoffnungen beide hinhielt, um unterdessen Jerusalem mit neuen Mauern und Bollwerken zu versehen, wozu er geschickte Werkmeister aus Mosul kommen ließ. Es war wohl kaum ernsthaft gemeint, wenn Richard den Vorschlag machte, seine Schwester Johanna, die verwitwete Königin von Sizilien, solle sich mit Almelik Aladil vermählen und beiden die Herrschaft über Jerusalem und alle Städte und Gebiete, welche die Kreuzfahrer im syrischen Lande erobert hätten, übertragen werden; denn als der Türkenfürst den Vorschlag begierig aufgriff und seines Bruders Einwilligung zu erwirken strebte, entschuldigte sich Richard mit der Weigerung seiner Schwester, einem Ungläubigen ihre Hand zu reichen. Zu einem Friedensschluß waren auf beiden Seiten die Dinge noch nicht reif. So sehr auch Richard und Saladin sich sehnen mochten, aus der schwierigen Lage befreit zu werden, so wollte doch der eine ebensowenig auf den Besitz der Stadt verzichten als der andere in die Abtretung willigen; und so sehr waren beide beflissen, die Unterhandlungen zu verbergen, daß mittlerweile die Feindseligkeiten immer fortdauerten und von Zeit zu Zeit Einzelkämpfe und kleinere Gefechte stattfanden. Insbesondere wurde Richard wegen seines leichtsinnigen, unzuverlässigen Charakters von den Kreuzfahrern wie von den Moslems mit Argwohn und Mißtrauen betrachtet.

Das Kreuzheer in Beitnubah.

Als der Winter nahte, zog sich Saladin in die Nähe von Jerusalem und entließ einen Teil seiner Truppen bis zur besseren Jahreszeit; die Kreuzfahrer aber nahmen jetzt Ramleh und Lidda in Besitz und richteten sich dort ein. Zu
1192. Anfang des neuen Jahres gab Richard plötzlich den Befehl zum Aufbruch nach der heiligen Stadt. Die Hoffnung, bald das Ziel der Sehnsucht zu erreichen und dann beruhigt in die Heimat zurückkehren zu können, erzeugte eine große Begeisterung und Kampflust im ganzen Heer, so daß die Versuche der türkischen Scharen, welche die Kreuzfahrer von allen Seiten umschwärmten und mit ihren Geschossen beunruhigten, den Zug aufzuhalten, leicht abgewiesen wurden und das Pilgerheer bis nach Beitnubah, eine Tagereise von Jerusalem, vordrang. Hier änderte jedoch Richard seinen Plan. Als im Kriegsrat die Ordensritter und Pisaner die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit bewiesen, die feste und wohlverteidigte Stadt zu erobern oder zu behaupten und den ursprünglichen Plan empfahlen, zuvor Askalon in Besitz zu nehmen und herzustellen, gab er Befehl zum Abzug, ohne auf die Klagen, die Zornausbrüche, die Verzweiflung der

Pilger zu achten. Unter beständigem Regen, Schneegestöber und Hagel kehrte das Heer auf ungangbaren Wegen wieder nach Ramleh zurück und brach dann nach kurzer Rast nach den Trümmern von Askalon auf, wo es am 20. Januar eintraf.

Richard Löwenherz in Askalon. 1192.

In Askalon entfaltete nun König Richard eine Thätigkeit und einen kriegerischen Mut, welche ihm die Bewunderung des ganzen Heeres verschafften und seine Tadler und Neider verstummen machten. Er betrieb den Wiederaufbau der zerstörten Mauern und Türme mit solcher Energie, daß schon um Ostern die Kreuzfahrer daselbst einziehen und gesichert durch die Befestigungen sich häuslich einrichten konnten. Er munterte durch reichlichen Lohn zum emsigen Arbeiten auf, er hielt die Verbindung zur See mit Akkon offen und beförderte die Zufuhr; man sah ihn wohl selbst zum belebenden Beispiel für andere Steine auf gekrümmtem Rücken herbeischleppen. Durch Streifzüge in der Umgegend schützte er das Heer und die Werkleute vor Überfällen; und mit Erstaunen erzählte man sich, wie er einst mit einer Ritterschar die Feste Darun überfiel, 1200 französische Kreuzfahrer, welche in die Gewalt der Türken gefallen waren und nach Ägypten gebracht werden sollten, befreite und sie mit vielen gefangenen Moslems und kostbarer Beute nach Askalon führte. Neben diesen rühmlichen Eigenschaften kamen aber auch die Schattenseiten seines Charakters, leidenschaftliche Heftigkeit, Jähzorn und herrisches Wesen, nicht selten wieder zum Vorschein. In einer solchen Stunde der Aufregung fiel auch wohl jene beleidigende Szene mit Leopold von Österreich vor, die ihm in der Folge so bittere Früchte bringen sollte. Gereizt, daß der Herzog sich der Teilnahme an dem Aufbau Askalons entzog und den Boten, der ihm den königlichen Befehl überbrachte, mit der Antwort fortschickte, „sein Vater sei weder Zimmermann noch Steinhauer gewesen“, soll er denselben mit dem Fuße gestoßen und das österreichische Banner herabgerissen haben. Empört über diese Schmach verließ der Herzog alsbald das Lager und kehrte in die Heimat zurück.

Hader unter den Kreuzfahrern. Konrads Ermordung.

Aber trotz aller Thätigkeit und alles Eifers von seiten des Königs wurden die Aussichten auf die Wiedergewinnung Jerusalems nicht heller. Die Spannung zwischen dem Markgrafen Konrad, auf dessen Seite die meisten französischen Kreuzritter und die Genuesen standen, und dem englischen König, der mit den Pisanern noch immer zu dem schwachen Guido hielt, wurde mit jedem Tage schroffer und artete nicht selten in Askalon, Tyros und Akkon zu Gefechten aus. Ungünstige Nachrichten, die dem König aus der Heimat zugingen, wo Philipp August kriegerische Bewegungen machte und sein eigener Bruder Johann das Reich durch Aufruhr verwirrte, weckten den Wunsch einer baldigen Rückkehr in seiner Brust. Vor allem füllten ihn die Unterhandlungen des Markgrafen mit Saladin, die immer lebhafter betrieben wurden, mit Besorgnis, zumal da der unternehmende Fürst viel mehr Anhang unter den Christen im Morgenlande zählte als der unbedeutende Guido. Selbst Richard mußte endlich den Wider-

stand gegen dessen Anerkennung als König von Jerusalem aufgeben. So wurde
1192. das Osterfest in den Zelten von Askalon mit gemischten Gefühlen gefeiert. Man sah mit banger Erwartung jeden Tag der Kunde eines Friedens und Bündnisses zwischen dem Sultan und dem Markgrafen entgegen, wodurch die Zukunft des christlichen Reiches in Syrien entschieden werden mußte. Da kam plötzlich die erschütternde Nachricht in das Lager vor Askalon, der Markgraf sei unter den
28. April 1192. Dolchen zweier jungen Assassinen gefallen. Von einem Gastmahle in Begleitung einiger Ritter zurückkehrend wurde Konrad in Tyros in einer engen Straße, während er eine ihm überreichte Bittschrift durchlas, ermordet. Der eine der Thäter wurde sogleich von den Begleitern niedergehauen, der andere entkam.

Die Zeit und die Umstände, unter welchen der Mord vollbracht wurde, legten den Verdacht nahe, daß Richard der Anstifter gewesen; und wie wenig sich der finstere Verdacht beweisen ließ, so glaubten doch Franken und Moslems an die Wahrheit desselben. Der „Alte vom Berge", der kurz zuvor von dem Markgrafen eine Kränkung erlitten, bedurfte keiner äußeren Veranlassung, um durch seine fanatische Sekte, die aus dem Morden ein Gewerbe machte, den Feind aus der Welt zu schaffen. Andere Berichte beschuldigen Saladin, er habe den Assassinenhäuptling durch Geldsummen zur Ermordung sowohl des Markgrafen als des englischen Königs bewogen, jener aber aus politischen Gründen den englischen Monarchen geschont.

König Heinrich und Guido. In Tyros herrschte große Bestürzung, und man beeilte sich dem Ermordeten schnell einen Nachfolger zu geben. Die Barone trugen daher dem Grafen Heinrich von Champagne, dem Sohne einer Halbschwester Richards, das erledigte Fürstentum und die Hand der schwangeren Witwe Konrads an, und Löwenherz hatte kein Bedenken, die Wahl zu bestätigen. Er erkannte ihn als „König von Jerusalem" an, versprach ihm den Besitz aller künftigen Eroberungen der Kreuzfahrer in Syrien und berief ihn mit seiner Ritterschaft nach Askalon, damit er die weiteren Kriegsunternehmungen unterstütze. Guido von Lusignan trat seine Ansprüche auf die Krone von Jerusalem ab, als ihm Richard zum Ersatz das Königreich Cypern überließ. Dort stand dem Geschlechte der Lusignans eine rühmliche Zukunft bevor.

Zweiter Zug gen Jerusalem. 1192. Infolge dieser Ereignisse stieg das Ansehen Richards und die Zwietracht nahm ab; daher fühlte er sich zu neuen Unternehmungen ermutigt. Ein Angriff auf die wichtige Feste Darun, vier Meilen von Gaza an der nach Ägypten
22. Mai. führenden Heerstraße, hatte einen glücklichen Ausgang. Kurz vor Pfingsten wurde die Burg erstürmt, die Besatzung, dreihundert tapfere Kriegsmänner, nebst Weib und Kind mit auf den Rücken gebundenen Händen in Sklaverei geführt, die Feste selbst als erster Siegespreis dem neuen König Heinrich übergeben. Dieser Erfolg erfüllte den englischen Monarchen aufs neue mit der Hoffnung, am Ende doch noch die heilige Stadt erobern zu können. Er verschob daher die Abreise in sein Vaterland, so sehr auch die wachsenden Unruhen seine Anwesenheit erheischten und verkündigte dem Pilgerheer die Absicht, abermals auf Jerusalem loszurücken und das Heilige Grab zu befreien, ein Entschluß, den die

Kreuzfahrer mit freudiger Begeisterung vernahmen. Zu Anfang Juni brach das Heer in guter Ordnung von Askalon auf und zog über Ibelin, eine den Hospitalitern gehörige Burg am Eingange des Hebronthales, in kurzen Tagemärschen auf die heilige Stadt los. Am 11. Juni wurde das Lager zum zweitenmal in Beitnubah aufgeschlagen und der Kampf mit Streifzügen eröffnet. Saladin war in schlimmer Lage. Ein Teil seines Heeres stand in Ägypten und Mesopotamien und konnte nicht sogleich herbeigezogen werden; in der Stadt herrschte Angst und Bestürzung und die Emire erklärten dem Sultan, daß sie sich nur in dem Falle den Gefahren und Beschwerden einer Belagerung durch das Christenheer aussetzen würden, wenn er sich mit ihnen in die Stadt einschlösse und den Widerstand leite; bei den Truppen bemerkte man Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit; die Mamelucken, des Sultans Leibgarde, sprachen offen die Meinung aus, man solle Jerusalem fahren lassen, damit es für die Moslems nicht ein Grab würde wie einst Akkon.

Aus dieser verzweifelten Lage wurde Saladin durch die Unschlüssigkeit und schwankende Haltung des englischen Königs und die Uneinigkeit und Unbotmäßigkeit der Kreuzritter gerettet. Richard Löwenherz war im Kampfgewühl der Schrecken seiner Feinde und der Sehne seines Armes widerstand kein Gegner; noch nach sechzig Jahren, erzählt der französische Kreuzritter Joinville, bedienten sich die sarazenischen Mütter seines furchtbaren Namens, um ihre Kinder zum Schweigen zu bringen. Allein als Heerführer zeigte er wenig Einsicht, von momentanen Stimmungen und Eindrücken beherrscht war er ein Mann von schwankendem Charakter, wankelmütig in seinen Plänen und Entschlüssen und kurzsichtig in seiner Politik. Anstatt einen raschen Angriff auf die bestürzte Stadt zu unternehmen, verbrachte er den ganzen Monat mit Streifzügen und Einzelkämpfen, die zwar Beute und Waffenehre brachten, aber keinen bleibenden Vorteil. Er freute sich, als er eine aus Ägypten heranziehende Karawane durch einen Überfall bei Hebron in seine Gewalt brachte, die bewaffnete Begleitung in die Flucht schlug oder gefangen nahm und mit reichen Vorräten und kostbaren Gütern und Schätzen in das Lager zurückkehrte, und er verteilte mit königlicher Großmut die erworbene Beute unter die Ritterschaft und Gemeinen; aber je länger er in der Gegend weilte, desto mehr verlor er das Zutrauen auf einen erfolgreichen Ausgang, desto unüberwindlicher erschienen ihm die Schwierigkeiten eines Belagerungskrieges, desto mehr fing er an zu fürchten, daß dem Heer die Zufuhr abgeschnitten, die Brunnen verschüttet werden möchten. Er mißtraute den französischen Kreuzrittern, besonders ihrem Führer, dem Herzog Hugo von Burgund, den er eines verräterischen Einverständnisses mit Saladin beschuldigte. Bald ging die Uneinigkeit zwischen dem königlichen Kreuzheer und den Franzosen in Feindschaft über. Sie trennten ihre Lager und verhöhnten einander in Spottliedern und Schmähreden.

Richards Haltung.

Nun war jede Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Unternehmung ver-

Rückzug des Kreuzheeres. Juli 1192. schwunden. Fast im Angesichte der heil. Stadt wurde zum zweitenmal die Belagerung aufgegeben. Auf einer Anhöhe, erzählt Joinville, zeigte ein Ritter dem englischen König die Türme von Jerusalem. Da verhüllte Richard mit dem Waffenrock sein Angesicht und sagte: „Wer die heilige Stadt nicht befreien kann, soll sie auch nicht schauen!“ Am 4. Juli empfing Saladin die frohe Botschaft, daß das christliche Lager bei Beitnubah verschwunden sei. Er schickte den Abziehenden seine Reiter nach, unter deren Pfeilen sie nach Ramleh und Joppe zurückkehrten. Von hier aus knüpfte Richard mit dem Sultan Friedensunterhandlungen an; aber wie sehr er seine Forderungen, die anfangs noch im stolzen Ton des Siegers gehalten waren, nach und nach herabstimmte, sie führten zu keinem Resultate. Saladin, ermutigt durch den Rückzug der Feinde und durch neue Truppen aus Mesopotamien verstärkt, war nicht zu Abtretungen geneigt und verlangte vor allem, daß die Kreuzritter die hergestellte Stadt Askalon wieder zerstören sollten.

(4. Juli 1192.)

Die Kämpfe vor Joppe. 1192. In den letzten Tagen des Juli segelte Richard mit einem Teil seiner Ritterschaft nach Akkon, um seine Abreise zu betreiben. Dies benutzte Saladin zu einem Angriff auf Askalon. Er umstellte es mit seinem ganzen Heer von der Landseite und bedrängte es in Verbindung mit seinem Bruder und seinem Sohne aus allen Kräften. Die Kreuzfahrer setzten trotz ihrer kleinen Zahl den Moslems tapfern Widerstand entgegen, und als sie endlich die Stadt selbst nicht mehr halten konnten, zogen sie sich in die Burg zurück und verteidigten sich so lange, bis Richard, auf die Kunde von ihrer Bedrängnis, mit einigen Schiffen herbeieilte und die Feinde durch den Schrecken seines Namens nach Ramleh zurückwarf. Herzog Hugo von Burgund, der aus Haß gegen den König mit den französischen Kreuzrittern in Tyros zurückgeblieben war, verfiel in Raserei und starb acht Tage nachher, ein Schicksal, das die andern als göttliches Strafgericht deuteten. Die Kämpfe in und um Joppe haben Richard Löwenherz in eine Linie gestellt mit den Paladinen Karls des Großen und den Genossen von Arthurs Tafelrunde, wie sie in den Heldenbüchern jener Tage gefeiert wurden. Als er einst mit einigen seiner Getreuen und dreihundert Bogenschützen außerhalb der Stadt gelagert war, machten die Türken einen Versuch, ihn gefangen wegzuführen. Von der Gefahr durch einen Boten unterrichtet, warf sich Richard auf sein Roß und schreckte mit seinen Begleitern heransprengend die feindliche Schar zurück. Nun rückte das in der Nähe aufgestellte türkische Kriegsvolk mit wildem Geschrei heran; aber Richard stellte die geringe Mannschaft und einige aus der Stadt zu Hilfe eilende Heerhaufen so geschickt auf, daß die Feinde nicht vorzurücken wagten, und als er und seine Ritter darauf mit eingelegten Lanzen in die Reihen einbrachen, zur Rechten und zur Linken alles niederwerfend, wurden die Türken von solchem Schrecken ergriffen, daß sich die Glieder lösten und das Heer die Flucht ergriff. Furchtbar wütete das Schwert des unermüdlichen Königs in den dichten Reihen, die vor ihm flohen „wie die Tiere des Feldes

(1. Aug. — beside "herbeieilte"; 5. Aug. — beside "Als er einst")

vor einem hungrigen Löwen". Die Kreuzritter erfochten einen vollständigen Sieg, da die türkischen Truppen aus Erbitterung über die Mamelucken, welche sich die in Joppe gemachte Beute allein zugeeignet, geringen Widerstand leisteten. Ergrimmt über die Feigheit seines Heeres wich Saladin nach Jasur und dann nach Jerusalem zurück, um aus Ägypten und Mesopotamien Verstärkungen an sich zu ziehen.

Mit dieser glänzenden That ging das Kriegs- und Waffenleben Richards zu Ende. Bald nachher erkrankte er, zum Teil infolge der übergroßen Anstrengungen in den Kämpfen vor Joppe, und sein ganzes Trachten war nunmehr darauf gerichtet, einen anständigen Frieden zu schließen und dann in die Heimat zurückzukehren, wo seine Gegenwart sehr notwendig war. Und in diesem Wunsche kam ihm Saladin entgegen. Auch er fühlte eine Abnahme seiner Kraft und Gesundheit und war des Kämpfens müde; und wie Richard in allen Plänen und Unternehmungen durch den Ungehorsam und die Unbotmäßigkeit so vieler Kreuzritter sich gehemmt sah, so wurde der Sultan fort und fort von seinen Emiren bestürmt, dem Kriege ein Ende zu machen. Wir wissen, daß schon früher Friedensunterhandlungen eingeleitet worden, die, bald unterbrochen, bald wieder aufgenommen, wenigstens die Hauptpunkte festgestellt hatten, welche die Grundlage einer Übereinkunft bilden konnten. Diese Verhandlungen waren durch angesehene Gesandtschaften und Dolmetscher geführt worden und gegenseitige Höflichkeiten und Geschenke erleichterten die Annäherung und gaben Zeugnis, daß selbst unter den wilden Thaten eines erbitterten Religions- und Rassenkampfes doch die Gefühle der Achtung, der Ehre, der Ritterlichkeit in beiden Heerlagern Anerkennung fanden. Man übersandte kühlende Getränke und Früchte; man tauschte norwegische Falken gegen arabische Pferde, man schenkte sich Waffen und kostbare Gewänder. Daß das ganze Land den Christen entrissen oder das Königreich Jerusalem in seinem früheren Umfang wieder hergestellt werden könne, hoffte keiner der beiden Herrscher mehr; man mußte sich zu einer Teilung entschließen und dabei wurde mehr auf Ehre und Anstand als auf die Größe der Besitzungen gesehen. Beiden Religionsteilen war Jerusalem ein heiliger Ort, es war daher natürlich, daß die Mohammedaner denselben eben so eifrig zu bewahren wünschten als die Christen ihn zu gewinnen. In gleicher Weise war es eine Ehrensache für die Moslems, daß Askalon geschleift, für die Abendländer, daß das Werk ihrer Anstrengung, das Denkmal ihres Sieges erhalten werde. Aber sobald man einmal von beiden Seiten auf den Besitz des Ganzen verzichtet hatte, waren die Differenzpunkte nicht mehr so bedeutend, daß sie die Fortführung des Krieges bis zur endlichen Niederwerfung des einen oder andern gerechtfertigt hätten. Daher gaben denn die Christen in Beziehung auf Askalon insoweit nach, daß die Mauern durch gemeinschaftliche Arbeit geschleift werden sollten, wogegen Saladin den christlichen Kultus in Jerusalem zuließ. Darauf wurde festgesetzt, daß alle Feindseligkeiten drei Jahre

Unterhandlungen und Friedensvertrag. 1192.

2. Sept. 1192.

und drei Monate unterbleiben, die Wallfahrt nach Jerusalem und nach dem Heiligen Grabe allen Christen ohne Abgabe und Bedrückung gestattet sein und die ganze Seeküste von Tyros bis Joppe und die Hälfte des Gebiets von Ramleh und Lidda den Kreuzfahrern zugehören sollte.

Richards Heimfahrt und Gefangenschaft. Nach Abschluß dieses Vertrags, der auch auf die Fürsten von Tripoli und Antiochia ausgedehnt und sowohl von König Heinrich, den Ordensrittern und den christlichen Baronen des syrischen Landes als von dem Sultan und den Emiren beschworen ward, verweilte der König bis zur Herstellung seiner Gesundheit in Akkon, während die Kreuzfahrer in großer Menge nach Jerusalem pilgerten, um an dem Heiligen Grabe zu beten. Am 9. Oktober verließ Richard Löwenherz das syrische Land, um die Heimat wiederzusehen, aber das Schicksal hatte ihm noch neue Prüfungen vorbehalten. Wir werden später erfahren, wie er, von Herbststürmen verschlagen, durch Illyrien und Österreich nach Deutschland sich begeben wollte, um von dort mit Hilfe seines Schwagers Heinrichs des Löwen in sein Inselreich zurückzukehren; wie er aber, in der Nähe von Wien entdeckt, in die Gewalt des von ihm so schwer beleidigten Herzogs Leopold geriet und von diesem an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert wurde, der den englischen König dreizehn Monate gefangen hielt, bis das Lösegeld für seine Freilassung von dem Lehnsadel und der Geistlichkeit zusammengebracht war. Die Volkssage und die mittelalterliche Dichtung haben die Gefangenschaft des Königs in der hohenstaufischen Reichsfeste Trifels, die Entdeckung von Richards Kerker durch den Sänger Blondel de Nesle von Arras und seine endliche Befreiung romantisch ausgeschmückt, wobei der deutsche Kaiser wegen seiner Härte und Habsucht stark in Schatten gestellt ward. Der von ritterlichem Glanze und von jeder kriegerischen Tugend umstrahlte Heldenkönig blieb stets eine Lieblingsgestalt der romantischen Poesie. Seine Jugend hatte er in dem schönen Süden verlebt; dort wo alles sang und focht, fühlte er sich zeitlebens heimisch, dort fand er auch seinen Tod im Kampfe vor den Mauern des Schlosses Chaluz. Gesang und Dichtung war stets sein Ergötzen, selbst im syrischen Lande erheiterten ihn das Saitenspiel und die Lieder befreundeter Troubadoure, in deren Töne er kräftig einstimmte.

Saladins Ausgang und Charakter. Um dieselbe Zeit, da Richard Löwenherz in die Burg Trifels eingeschlossen ward, erlag im fernen Morgenlande, in der reizenden Stadt Damaskus sein großer Gegner Saladin einem hitzigen Fieber, in einem Alter von 57 Mondjahren. (3. März 1193.) Auch er blieb eine hochgefeierte Heldengestalt in Sage und Dichtung, in dessen Preis Morgenland und Abendland wetteiferten, den der christliche König der Ehre des Rittertums würdig hielt. Wenn Nureddin in seinem Leben die Einfachheit der ersten Kalifen nachahmte, wenn er aus seinem Palaste Gold und Silber, aus seinem Reiche den Genuß des Weines verbannte und seinen mäßigen Haushalt aus dem gesetzlichen Anteil an der Kriegsbeute bestritt, die öffentlichen Einkünfte gewissenhaft zum öffentlichen Dienst verwen-

dend, so war darin Saladin sein würdiger Nachfolger. Grobe Wolle war seine Kleidung, Wasser sein einziges Getränk und an keuschem Leben übertraf er den Propheten. Vor allem aber glänzte Saladin durch die im Morgenlande so hochgeschätzte Tugend der Freigebigkeit. In dem Drama, worin Lessing die Gestalt des mohammedanischen Fürsten auf Kosten der christlichen Mithandelnden verherrlicht hat, wird diese Tugend so sehr in den Vordergrund gerückt, daß seitdem der Name des Sultans sprichwörtlich geworden ist. Dieser Ruhm entspricht durchaus der historischen Überlieferung. Der Herrscher, dem die Einkünfte der reichsten Länder des Orients zu Gebote standen, hinterließ bei seinem Tode nur ein Goldstück und wenige Silbermünzen, so daß die Kosten zu seinem Leichenbegängnisse erborgt werden mußten. An Gerechtigkeit und unparteiischem Gerichte wetteiferte er mit dem seldschukkischen Atabeg, dessen Richterstuhl der Schrecken der Großen, die Zuflucht der Armen gewesen war, und übertraf ihn an Sanftmut und Milde; kein Ungehorsam brachte ihn aus der Fassung, kein Widerspruch reizte ihn zum Zorn. An Tapferkeit, Kriegsmut und Unternehmungsgeist stand keiner dem andern nach, und den Kampf gegen die Christen betrachteten beide als heilige Pflicht zur Ehre des Islam; doch war Saladin nur gegen die Widerstrebenden ein strenger Feind, die Unterworfenen behandelte er mit Milde und Schonung. Von den ägyptischen Christen entfernte er die frühere Bedrückung und die Zeichen der Schmach und gestattete ihnen den Zutritt zu Ämtern und Ehrenstellen. Seine Wahrheitsliebe, seine Ehrenhaftigkeit in Wort und That, sein ritterlicher Sinn, seine angenehme und belehrende Unterhaltung erweckten Liebe und Verehrung bei den Moslems, Vertrauen und Achtung bei den Feinden. Wenn aber der deutsche Dichter und andere abendländische Schriftsteller seine religiöse Freisinnigkeit und Toleranz preisen, wenn man ihm nachrühmt, er habe bei Verteilung seiner Gaben und Almosen die drei Religionsgenossenschaften in gleicher Weise bedacht, so findet dies in der Geschichte keine Begründung. Sowohl im Glauben als in der Verrichtung der religiösen Gebote und Vorschriften war er ein strenger Mohammedaner. Er betete an festgesetzten Zeiten fünfmal des Tages andächtig im Kreise seiner Brüder; er hielt streng die Fasten und holte jedes Versäumnis derselben gewissenhaft nach; er war ein eifriger Koranleser und selbst zu Pferde hatte er das heilige Buch in der Hand; er beklagte es tief, daß das Kriegsleben ihn von den Wallfahrten zu den Prophetenstädten abhalte. Irrgläubigkeit war in seinen Augen das größte Verbrechen, Wissenschaft und Philosophie fanden nur dann seinen Beifall, wenn sie zur Begründung des Islam angewendet wurden; Spekulationen, die von der Rechtgläubigkeit abführten, waren ihm verhaßt. Streng in der Erfüllung der Glaubenspflichten und Sittengebote, mit menschlichen und ritterlichen Tugenden ausgerüstet und geadelt durch den ununterbrochenen Kampf wider die Ungläubigen verdiente Saladin den Ruhm eines Heiligen, womit ihn die Moslems verherrlichten. Seine Herrschaft war die letzte Glanzperiode

des Kalifenreichs in Asien und Ägypten. Nach seinem Tode ging das Reich, das er mit seinem Schwerte erobert und vereinigt hatte, unter den Kämpfen seiner Söhne und seines Bruders rasch seinem Verfall entgegen: in Ägypten, Syrien und Mesopotamien entstanden unabhängige Herrschaften, die wieder, wie ehedem, ihre Kräfte in Fehden und bürgerlichen Kämpfen gegeneinander verzehrten, wodurch die Lebensdauer der christlichen Besitzungen auf der Küste verlängert wurde und die Einwohner wieder aufathmeten und neue Hoffnung schöpften. Daher blickten die Moslems mit Sehnsucht und Bewunderung auf die großen Fürsten Nureddin und Saladin zurück, welche die christlichen Reiche zur Zeit ihrer Macht und Blüte angegriffen und im Lebenskeim verwundet hatten, und beklagten, daß kein Nachfolger von ihrem Geist und ihrer Kraft auferstand, der die Kreuzritter aus ihren letzten Burgen und Festungswerken vertrieb und daß deshalb die verwitterten Reste ihrer Herrschaft noch auf ein halbes Jahrhundert gefristet wurden.

E. Das Deutsche Reich unter Heinrich VI. und Heinrichs des Löwen Ausgang.

a. Kämpfe und Mißgeschicke.

Rückkehr des Löwen nach Braunschweig. 1189.

Heinrich fand bald überreiche Gelegenheit, die in des Vaters Schule erworbene Kriegsübung und Staatskunst zu erproben. Wir haben gesehen, wie der alte Kaiser das deutsche Pilgerheer durch die Gebirge Thrakiens und die Einöden Kleinasiens führte, um an der Schwelle in das Heilige Land seinen Tod in den Wellen eines cilicischen Bergstromes zu finden. Heinrich der Löwe säumte nicht lange, die Entfernung des Hohenstaufen und so vieler anderer Gegner, die wie Ludwig von Thüringen und Adolf von Schauenburg sich der Kreuzfahrt angeschlossen, zu benutzen. Es machte ihm wenig Sorge, daß er geschworen hatte, drei Jahre lang den vaterländischen Boden zu meiden; schon um
1189. Michaeli zog er wieder in Braunschweig ein. Zu seiner Entschuldigung konnte er geltend machen, daß durch den Tod seiner Gemahlin Mathilde, welche am 28. Juni plötzlich starb, das Land verwaist sei und eines kräftigen Armes zu seiner Beschützung nicht entbehren könne. Denn wenngleich der Kaiser vor seinem Weggang einen allgemeinen Landfrieden geboten und dem Herzog die Zusicherung gegeben, daß seine Besitzungen unangefochten bleiben sollten, so hatten sich doch die zahlreichen Gegner des Welfen dadurch nicht abhalten lassen, ihre gierigen Hände nach denselben auszustrecken. Der Tod der Herzogin, welche Bildung und weibliche Sitte mit Klugheit und Erfahrung verband, die dem Gemahl zur Zeit des Glanzes wie in den Tagen der Trübsal und der Verbannung treu zur Seite gestanden und durch ihren hohen Geist, wie durch ihre

Anmut und ihre edle Natur sein Leben und den Hof verschönert hatte, war ein herber Verlust für Heinrich. Bertrand de Born, der ritterliche Sänger, der sie am Hofe ihres Vaters zu Argenton kennen gelernt, hat sie in begeisterten Liedern gefeiert als „die schöne weiße Helena", deren liebevolle Gestalt, holdes Angesicht und freundliche Unterhaltung allen Unmut und Verdruß zu bannen vermöge.

Bald nach seiner Rückkehr griff Heinrich die alten Welfenpläne wieder auf. Der neue Herzog Bernhard, ein Mann von mäßigen Gaben und in Sachsen wenig beliebt, war kein gefährlicher Gegner; Hartwig II. von Bremen, ein Fürst von schwankendem Charakter, reichte dem Heimgekehrten die Hand zum Bund, teils aus Furcht, teils in der Hoffnung, mit seiner Hilfe wieder in den Besitz von Dithmarschen zu kommen, und gab ihm von neuem die Grafschaft Stade zu Lehen. Dadurch ermutigt, brach der Löwe alsbald mit Waffengewalt in das Gebiet Adolfs von Schauenburg. Der Verwandte desselben, Graf Adolf von Dassel, dem der Graf während seiner Abwesenheit die Verwaltung übergeben hatte, mußte mit der Mutter und Gemahlin des Schauenburgers nach Lübeck fliehen und gab das offene Land dem Feinde preis. Heinrich nahm im ersten Anlauf Hamburg, Plön, Itzehoe und rückte dann vor Bardewiek, die altberühmte Handelsstadt, die es nicht verwinden konnte, daß sie durch das Emporkommen Lübecks aus ihrer früheren Stellung herabgedrückt und dem Verfall entgegengeführt worden und darum den Herzog, den eigentlichen Stifter der nebenbuhlerischen Stadt und den Urheber ihrer hohen Blüte, aus voller Seele haßte. Die Bürgerschaft von Bardewiek hatte stets unter den Feinden des Löwen in der ersten Reihe gestanden, hatte den Gefallenen, als er von Stade unter fremdem Geleite an ihren Mauern vorüberzog, mit Schmähworten und unanständigen Geberden verhöhnt und führte auch jetzt mit Mut und Entschlossenheit die Sache des abwesenden Herzogs. Dafür sollte sie hart gezüchtigt werden. In Verbindung mit seinen alten Anhängern, Bernhard von Ratzeburg, Bernhard von Wölpe, Helmold von Schwerin u. a. zog Heinrich vor die Stadt und schloß sie von allen Seiten ein, und wie tapfer sich auch die Bürger und die Besatzung verteidigten, die Übermacht siegte. Am Tage Simon und Judä fiel Bardewiek. Die wehrhaften Einwohner wurden in Knechtschaft geführt, alles Wertvolle geraubt, die Häuser den Flammen übergeben, nicht einmal die Kirchen wurden verschont. „Da, wo einst zahlreiche Kaufleute mit reichen Warenschätzen lebten, wo Deutsche, Skandinavier und Slawen in buntem Durcheinander Handel und Verkehr ferner Gegenden vermittelten, da ragen heute einsam und traurig die Trümmer der stattlichen Kathedrale aus der Ebene empor und bezeichnen mahnend die Stätte einstigen Glanzes und blühenden Reichtums. Über dem Portale aber mahnt die Inschrift: Vestigia Leonis „des Löwen Spur" an den gewaltigen Mann, der das Werk der Zerstörung vollbrachte." Der Fall Bardewieks verbreitete Schrecken und Furcht; als daher Heinrich einige Wochen nachher vor die Mauern Lübecks rückte, öffneten ihm die Bürger bald ihre Thore

Heinrich der Löwe erobert die Städte an der Niederelbe. 1189.

28. Okt. 1189.

10. Nov.

zum friedlichen Einzug. Adolf von Dassel und die Angehörigen des Schauenburgers durften unter sicherem Geleite abziehen. Rasch zog Heinrich darauf gegen Lauenburg, um auch diese Stadt, die stärkste Festung des Sachsenherzogs Bernhard, in seine Hände zu bringen, ehe die Gegner sich von ihrer Überraschung gesammelt und zum Widerstand vereinigt haben würden. Nach einer Belagerung von vier Wochen lieferte die Besatzung gegen freien Abzug auch diese Stadt in die Gewalt des Welfen.

Das königliche Heer vor Braunschweig. 1189.

Einen großen Teil seines ehemaligen Herzogtums hatte Heinrich in seine Gewalt gebracht. Aber so glücklich wie der Anfang sollte nicht der Fortgang sein. Um die Mitte Oktober hatte König Heinrich auf einem Reichstag in
16. Okt. 1189. Merseburg die Fürsten zum Kampfe wider den wortbrüchigen Herzog aufgeboten, und noch vor Winter rückte ein beträchtliches Reichsheer unter des Königs eigener Führung vor Braunschweig. Außer dem Sachsenherzog Bernhard waren auch Philipp von Köln und Konrad von Mainz, ein Priester im Kriegsgewande und an Waffenlust seinem Vorgänger ähnlich, sowie der Bischof Adelog von Hildesheim mit ihren Mannschaften erschienen. Aber an der Festigkeit der Stadt und der tapfern Haltung der Besatzung scheiterten alle Angriffe. Nachdem das Land weit und breit ausgeplündert und verheert war, nötigte die schlimme Jahreszeit zum Abzug. Zur Vergeltung für Bardewiek wurde Hannover in Flammen gesetzt, und der zweideutige Erzbischof Hartwig hielt es für ratsam, durch die Flucht nach England sich der Strafe zu entziehen.

Friedensvertrag von Fulda. 1190.

Heinrichs des Löwen Verfahren trug den Charakter eines unerwarteten räuberischen Überfalls, und diesem Umstande hatte er seine raschen Erfolge zu danken. Aber die Völker erholten sich allmählich und setzten sich zur Wehr. Die Wiederherstellung der Welfenmacht war keinem nach dem Sinne; selbst Knud hielt sich von der Sache seines Schwiegervaters fern. So kam es, daß mit dem nächsten Frühjahr die Lage der Dinge sich ganz anders gestaltete. Die Holsaten und Stormarn griffen von neuem zu den Waffen und stellten sich zahlreich unter die Fahne Adolfs von Dassel. Die Festung Segeberg verteidigte sich mit solchem Erfolg, daß der zu ihrer Belagerung abgeschickte Graf Walther vor Baldensile nebst einem großen Teil seiner Mannschaft in Gefangenschaft geriet,
1190. und als zu Anfang des Mai Helmold von Schwerin, Bernhard von Ratzeburg und sein Truchseß Jordanus, die Mächtigsten unter den Getreuen des Löwen, wider Adolf von Dassel ins Feld zogen, um ihn von Lübeck wegzutreiben, erlitten sie am Ufer der Trave eine große Niederlage. Helmold und Jordanus wurden in Ketten nach Segeberg geführt und mußten ihre Freiheit teuer erkaufen, viele ihrer Kriegsmannen fanden den Tod durch das Schwert oder in den Wellen der Trave. Diese Unfälle stimmten die zuversichtlichen Hoffnungen des Herzogs herab. Und da auch von England, wo der neue König Richard sein ganzes Denken auf die große Kreuzfahrt gerichtet hatte, keine Hilfe zu erwarten stand, so suchte Heinrich einen erträglichen Frieden mit dem König zu schließen. Dieser

war dazu gern bereit, da er vor Verlangen brannte nach Italien zu ziehen, wo wichtige Ereignisse im Gange waren. So kam unter Vermittelung der Erzbischöfe von Köln und Mainz in Fulda ein Friede zu stande, der freilich den Juli 1190. hochfliegenden Erwartungen, die der Herzog im Anfange des Feldzugs gehegt, nicht von ferne entsprach, ihm aber die Hände zu weiteren Unternehmungen frei ließ. Er mußte sich verpflichten, die Mauer von Braunschweig an vier Stellen einzureißen, Lauenburg zu schleifen, den Besitz von Lübeck mit Adolf von Schauenburg zu teilen und seine zwei ältesten Söhne, Heinrich und Lothar, dem König als Geiseln übergeben. Der letztere wurde in Augsburg unter Aufsicht gestellt, der erstere begleitete den König mit fünfzig Rittern nach Italien.

Einsam saß nunmehr der Löwe in Braunschweig, denn sein dritter Sohn Otto lebte in der Umgebung seines Oheims Richard, der dem tapfern Welfen sehr geneigt war und ihm die Grafschaft Poitou, die er vordem selbst besessen, zu Lehen gab. Dort verbrachte Otto seine Jugendzeit, bis ihn die deutschen Fürsten nach der väterlichen Heimat beriefen.

König Heinrich VI. war hoch erfreut, daß die Beilegung der deutschen Heinrich VI. und Tankred. Streitigkeiten ihm gestattete, nun mit ganzer Kraft und Energie sich den italienischen Angelegenheiten zu widmen. „In einem schmächtigen, zartgebauten Körper von nur mittlerer Größe,“ so schildert Otto Abel den deutschen Herrscher, „wohnte bei Heinrich ein gewaltiger Geist. Sein klarer durchdringender Verstand spiegelte sich auf der hochgewölbten Stirne. Das hagere, allezeit ernste Gesicht verriet die von immer neuen Sorgen und Entwürfen bewegte Seele. In seinen jüngeren Jahren hatte er wohl mit eingestimmt in die Klänge des neuerwachten Minnegesangs: in zarten Liedern, die sich dem Schönsten anreihen, was unsere mittelalterliche Lyrik geschaffen hat, preist er die Geliebte, die er weniger missen möchte als seine Krone. Aber früh genug entwand er sein Herz den Banden der Minne, er sann hinfort auf ein Gedicht von höherem Schwung, auf die Schöpfung eines Weltreichs. Neben der Kunst war die Jagd mit Falken fast die einzige Erholung, die er sich gönnte. Sonst vergaß er in seiner rastlosen Thätigkeit Speise und Trank. Gleichgültig gegen alle Vergnügungen der Sinne beherrschte ihn nur eine einzige Lust und Leidenschaft, die zu herrschen. Sie bestimmte sein ganzes Thun, seine guten wie seine bösen Eigenschaften.“ Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er auf der Schaubühne eines großen politischen Lebens auftreten konnte. Am 16. November nämlich war 1189. König Wilhelm II., der letzte Ebenbürtige aus dem alten Fürstenhaus der Normannen, in seinem Prachtpalaste zu Palermo kinderlos gestorben. Nun sollte das schöne Königreich Sizilien mit Neapel nach dem Willen des Verstorbenen seiner Muhme Konstantia und ihrem hohenstaufischen Gemahl zufallen. Aber die Edlen des Inselreiches vergaßen des Eides, den sie einst geschworen, und ließen sich trotz der Gegenbemühungen des Erzbischofs Walther von Palermo, des Hauptes der hohenstaufischen Partei, durch den Kanzler Matthäus bewegen,

die Krone einem illegitimen Sprößling des Königsstammes, dem Grafen Tankred, zu übertragen, einem ritterlichen Manne von edler Bildung und fürstlichem Wesen, den die Gräfin von Lecce dem Herzog Roger von Apulien, Konstantias Bruder, in einer von der Kirche nicht geweihten Ehe geboren. Schon
1190. im Januar wurde Tankred von der nationalen Partei in Palermo auf den Thron erhoben. Papst Clemens III. trug kein Bedenken, ihm die oberlehnsherrliche Bestätigung zu erteilen, und der Kaiser von Byzanz, der von dem mächtigen Hohenstaufen Gefahr für sein Reich fürchtete, erkannte ihn an. Heinrichs Ansprüche wurden zurückgewiesen, sein mächtigster Anhänger, Graf Roger von Andria, der erste Großwürdenträger des Königreichs, wurde, als er in Verbindung mit dem Reichsmarschall Testa, Heinrichs Statthalter in Toscana, für den abwesenden König in Apulien die Waffen ergriff, von Tankreds Schwager, Richard von Acerra, bei einer Unterredung hinterlistig gefangen und unter Martern getötet. Tankreds Sohn Roger wurde zu Brindisi als Mitregent gekrönt und verlobte sich mit der griechischen Kaisertochter Irene.

Heinrich in Italien. Heinrich erfuhr um dieselbe Zeit die Niederlage seiner Partei in Apulien
1190. 1191. und den Tod seines Vaters im Morgenlande. Aber mit rascher Entschlossenheit begegnete er allen Schwierigkeiten, welche beide Ereignisse seiner jungen Regierung bereiteten. Nachdem er auf einem Reichstage in Mainz die nötigen Anordnungen zur Sicherung seiner Herrschaft in Deutschland getroffen und Thüringen, dessen Landgraf gleichfalls im Morgenlande umgekommen war, einstweilen als Reichslehen an sich genommen, eilte er über die Alpen und traf schon im November in Mailand ein. Hier wußte er die Rivalität der Städte und die Zwietracht der Bürger und des Adels in den einzelnen Gemeinden so geschickt zu benutzen, daß er als Schiedsrichter und Friedenstifter auftreten konnte und an den Freistädten wie an den Edelleuten und Bischöfen des oberen und mittleren Italiens eine kräftige Stütze fand. Mit ihren Hilfsmannschaften verstärkt zog er in den ersten Wochen des Jahres 1191 in das römische Gebiet ein, während die Schiffe der mit ihm verbündeten Seerepubliken Pisa und Genua die sizilischen Meere befuhren.

Die Lage der Dinge in Rom. Auch in Rom herrschte Uneinigkeit. Papst Clemens III. hatte die Rückkehr nach dem Apostelsitz durch einen Vertrag erkaufen müssen, welcher der römischen Stadtgemeinde ihre freie Verfassung gewährleistete und ihr gegenüber der Hoheit des päpstlichen Stuhles eine ähnliche Stellung zuwies, wie sie der Konstanzer Frieden dem Lombardenbund gegenüber dem Kaiser eingeräumt. Nicht nur daß Rom von jedem Kaiserrecht, von jeder imperatorischen Gewalt befreit war, seitdem Friedrich auf die Präfektur verzichtet hatte; durch diesen Vertrag erlangte die Bürgerschaft auch die freie Wahl ihrer Senatoren und obrigkeitlichen Personen und in bestimmten Fällen eigene Gerichtsbarkeit, so daß dem Papst außer gewissen Regalien und der Lehnsherrlichkeit in den kirchlichen Besitzungen nur die Investitur der gewählten Gemeindevorsteher als weltliches Hoheitsrecht ver-

blieb. Zugleich hatte er sich verpflichten müssen, die Städte Tuskulum und Tibur, die sich unter den Schutz des heiligen Vaters gestellt, dem Hasse der römischen Bürgerschaft zu opfern. Dieses erzwungene Zugeständnis scheint aber der Kirchenfürst bereut zu haben, daher er den Kriegszug der Römer wider Tuskulum nicht förderte. Dadurch wurden die Tuskulaner in ihrem Widerstande ermutigt, so daß die Römer die feste Bergstadt nicht zu brechen vermochten. Ihr Haß wuchs durch die verzögerte Rache und traf auch den Papst.

So lagen die Dinge, als Heinrich VI. das römische Gebiet betrat. Die Tuskulaner nahten sich ihm mit der Bitte um Schutz und erhielten eine deutsche Besatzung; Clemens, der wegen Tankreds Anerkennung mit Sorge auf die Annäherung des Königs blickte, suchte allen feindseligen Schritten desselben dadurch vorzubeugen, daß er ihm die Kaiserkrönung zusagte. Am bevorstehenden Osterfest sollte die feierliche Zeremonie vollzogen werden. Aber Ende März starb Clemens III. und der greise Kardinal Hyacinth, ein Römer vom Geschlechte der Orsini, wurde unter dem Namen Cölestin III. sein Nachfolger. Dieser verschob seine eigene Weihe, um die Krönung nicht sofort vollziehen zu müssen. Er wollte zuvor dem ungeduldigen König einige Zugeständnisse abnötigen. Jetzt traf eine römische Gesandtschaft im deutschen Lager ein mit der Erklärung, Senat und Volk von Rom würden die Krönung verhindern, wenn Heinrich ihnen nicht Tuskulum überantworte; wäre er aber dazu bereit, so wollten sie bei dem Papste die sofortige Vollziehung der heiligen Handlung bewirken. Heinrich VI. willigte in die schimpfliche Bedingung und gab die hochherzige Stadt der Rache ihrer Feinde preis. Die Schmach wurde dadurch nicht vermindert, daß er die Schuld auf Clemens warf, der den unehrenhaften Vertrag eingegangen. Am 14. April ließ sich Cölestin III. in St. Peter ordinieren und setzte dann am folgenden Tag mit widerwilliger Hand an derselben Stätte dem Hohenstaufen und seiner normännischen Gemahlin die Kaiserkrone aufs Haupt. Nunmehr rückten die Römer, nachdem der Papst ihnen Tuskulum überantwortet und Heinrich die deutsche Besatzung herausgezogen, vor die unglückliche Stadt und ließen vor den Augen des kaiserlichen Heeres ihrer Wut gegen das wehrlose Opfer den ungehemmten Lauf. Die Stadt wurde von Grund aus zerstört, die Einwohner verstümmelt, ermordet, ins Elend gejagt; von der altberühmten Latinerstadt, aus welcher so viele bedeutende Männer ausgegangen, blieben nur einige melancholische Ruinen zurück.

Kaiserkrönung. Zerstörung von Tuskulum. 1191.

17. April 1191.

Die Güter des zerstörten Tuskulum fielen dem päpstlichen Stuhle zu, die Reste der Einwohner suchten Obdach in der „Laubhüttenstadt" Frascati und in andern umliegenden Orten. Einige Zweige des alten Grafengeschlechtes setzten sich zu Rom und in der Campagna fort. Zu ihnen gehörten die Colonna. Bald darauf trat in der römischen Verfassung eine ähnliche Veränderung ein, wie in den Lombardenstädten durch die Einsetzung der Podesta. An die Spitze des Senats, der sich immer mehr durch Mitglieder aus dem Patrizierstande verstärkte, wurde ein Einzel-Senator als Haupt der Regierung gestellt.

Die Deutschen vor Neapel. 1191. Nachdem auf diese Weise Heinrich VI. durch eine unrühmliche That, wie einst der Vater durch die Auslieferung Arnolds von Brescia, sich die Kaiserkrone erworben, zog er ohne Aufenthalt nach Apulien gegen die Anhänger Tankreds. So besorglich Cölestin auf die Vereinigung Unteritaliens mit dem Reiche blickte, er besaß weder den Mut noch die Kraft dem energievollen Mann, der Neapel und Sizilien kraft des Erbrechts und des alten kaiserlichen Oberlehnsrechts als Eigentum ansprach, einen entschlossenen Widerstand entgegenzusetzen, und gegen seine Bitten und Vorstellungen blieb Heinrich taub. Noch im April überschritt er die apulische Grenze; Rocca d'Arce, die „Felsenburg", die den Italienern für uneinnehmbar galt, wurde mit stürmender Hand erobert; erschrocken öffneten die Städte ihre Thore, die Edelleute schlossen Verträge, um ihre Burgen und Felder vor Zerstörung zu retten, wie im Siegeszug durchschritt das kaiserliche Heer die Halbinsel bis nach Capua und Salerno; was sich nicht ergab, wurde mit der Schärfe des Schwerts geschlagen. Schon im Mai errichteten die Deutschen ihre Lagerzelte vor der herrlichen Stadt Neapel. Hier aber trat eine Wendung ein. Richard von Acerra, der durch seine blutige That jede Hoffnung auf Gnade verwirkt hatte, und der tapfere Aligernus, einer der ersten Kriegshelden Tankreds, hatten Neapel stark befestigt und waren entschlossen, es mit ihrem Leben zu verteidigen. Vier Monate lang lag der Kaiser mit den zahlreichen Kriegsscharen, welche ihm die Lehnsfürsten aus Deutschland, Böhmen und Italien zugeführt, vor den Mauern, ohne daß er den Widerstand zu brechen vermochte. Eine pisanische Flotte sperrte den Hafen und verhinderte die Zufuhr, aber der sizilische Seeheld Margarito nötigte sie zur Flucht und versorgte die Belagerten mit Speise und Trank. Da wurde das deutsche Heer in den heißen Sommertagen von dem pestartigen Lagerfieber ergriffen, das den Italienern so oft ein getreuer Bundesgenosse war. Eine furchtbare Seuche lichtete die Reihen des kaiserlichen Heeres und stürzte Edle und Gemeine ins Grab oder auf das Krankenlager. Unter den Opfern war der Erzbischof Philipp von Köln, der alte Reichsfeldherr, war der tapfere Böhmenherzog Otto, welcher seinem Lehnsherrn die bedeutendste Streitmacht zugeführt hatte, waren zahllose Ritter, Herren und Kriegsmänner. Heinrich selbst lag schwer erkrankt danieder und war dem Tode nahe. Die Belagerung mußte aufgehoben und der Rückzug angetreten werden. Auf einer Sänfte wurde Heinrich nach Capua getragen, wohin ihm der Rest des Heeres folgte. Der heldenmütige Konrad von Lützelhard, jener wunderliche Ritter, den die Italiener den Herrn von „Mücken im Hirn" nannten, deckte den Rückzug, dem die Feuersäulen der angezündeten Dörfer und Flecken der Umgegend einen schauerlichen Glanz verliehen.

Die Kaiserin in Gefangenschaft. Heinrichs Rückkehr nach Deutschland. 1191. Und nicht bloß die eigene Krankheit und die Unfälle des Heeres nagten an dem Herzen des Kaisers, schlimme Botschaften mehrten seine Sorgen und sein Mißgeschick. Heinrich, des Löwen Sohn, war auf die Kunde, daß sein Bruder in

Augsburg gestorben sei, heimlich aus dem Lager vor Neapel nach Rom entwichen und dann auf einem sizilianischen Schiffe über Frankreich nach der Heimat geeilt, um, wenn die hohenstaufische Macht in Italien in den Staub sinke, das Welfenpanier von neuem aufzupflanzen und im Bunde mit Tankred und dem Papst und unterstützt von seinem Oheim Richard Löwenherz, der gerade damals die Welt mit seinem Kriegsruhm füllte, das nebenbuhlerische Herrschergeschlecht für immer von seiner hohen Machtstellung herabzustürzen. Zugleich wurde die Kaiserin, die während des Belagerungskrieges in Salerno weilte, von der treulosen Bürgerschaft gefangen genommen und auf einem sizilianischen Schiffe nach Palermo geführt. „Warum genügte dir nicht an dem Glanze der halben Welt und zogest aus, auch mein Land zu gewinnen? Der gerechte Gott hat die ungerechten Begierden deines Gemahls an ihm und an dir gestraft!" redete Tankred die hohe Frau an. Konstantia gab zur Antwort: „Jetzt sank unser Stern, bald sinkt der deine. Nicht nach fremdem Eigentum habe ich die Hand ausgestreckt, sondern nach meinem Reich, das du mir geraubt." Tankred behandelte die Fürstin ihrem Range gemäß mit ritterlichem Anstand, aber für den Kaiser war ihre Gefangenschaft eine schwere Demütigung. Voll Kummer und Verdruß erwartete er in St. Germano seine Genesung. Da wurde er durch einen Besuch des aus dem Morgenlande heimkehrenden französischen Königs überrascht. Es mochte sein stolzes Herz tief kränken, daß Philipp ihn in einer so kläglichen Lage traf; aber die feindselige Stellung, die Richard Löwenherz zu beiden angenommen, führte doch ein gutes Verhältnis zwischen ihnen herbei. Nach seiner Wiederherstellung kehrte der Kaiser über Rom und die Lombardei nach Deutschland zurück. Ruhm- und sieglos verließ er das Land, das er mit so stolzen Hoffnungen betreten hatte; nur Rocca d'Arce und Sora blieb in den Händen deutscher Besatzungstruppen. Bald traf auch die Kaiserin wieder ein, welche Tankred auf die Verwendung des Papstes in Freiheit gesetzt und auf einem sizilianischen Schiffe mit ehrenvollem Geleite nach dem Tiber entsandt hatte.

Als Heinrich die deutsche Erde betrat, waren viele wichtige Ereignisse im Gang oder im Entstehen. Der Nachfolger des großen Kaisers mußte das Erbe, das der Vater ihm hinterlassen, von neuem erkämpfen. Von den Botschaften, die ihn an der Schwelle des Reiches trafen, war nur eine erfreulichen Inhalts: sein Großoheim Welf VI. hatte am 15. Dezember das Zeitliche gesegnet, der letzte seines Namens. Der Kaiser schloß sich in Kaufbeuren dem glänzenden Leichenzug an, der die irdischen Reste des alten Herzogs von Memmingen, wo er sein Leben geschlossen, nach dem Kloster Steingaden geleitete, dem Ort, den er selbst erbaut und zu seiner Begräbnisstätte ausersehen. Heinrich zog nun die großen Erbgüter und Lehen, die ihm nach der früheren Übereinkunft zwischen seinem Vater und Welf zufielen, an sich und übertrug sie dann samt dem durch den Tod seines Bruders Friedrich in Erledigung gekommenen Herzogtum Schwaben seinem dritten Bruder Konrad, der ihn auf dem Zuge

Heinrich in Schwaben. 1191. 1192.

nach Rom und Apulien begleitet hatte. Konrad war ein tapferer Jüngling von kühnem Unternehmungsgeist, aber wild, gewaltthätig und ein Sklave der niedrigsten Lüste. Auch das den Hohenstaufen treu ergebene Geschlecht der bayrischen Wittelsbacher suchte er durch Aussichten auf künftige Machterhöhung bei seiner Fahne zu halten.

Die Welfenpläne des Löwen. Es war ratsam, daß sich Heinrich wenigstens im Süden zuverlässige Freunde erwarb. Denn so sehr er durch sein entschlossenes Auftreten bewies, daß er an Herrschergeist und Energie dem Vater nicht nachstehe, so gab sich doch allenthalben ein Streben kund, die kaiserliche Machtfülle, die Friedrich gegründet und mit fester Hand zusammengehalten, zu schwächen, die Idee einer Erbmonarchie, die bereits in dem hohenstaufischen Herrscherhaus so entschieden hervorgetreten war, zu unterdrücken, ehe sie noch tiefere Wurzeln geschlagen, die fürstlichen Gewalten von dem Reichsoberhaupte unabhängig zu machen. In diesen Bestrebungen ging der alte Löwe von Braunschweig wieder als Bannerträger voran. Die Unfälle des kaiserlichen Heeres vor Neapel und die Nachricht von der lebensgefährlichen Erkrankung des Hohenstaufen erweckten neue Herrschergedanken in seiner Brust, man sprach schon von einer neuen Königswahl, von der Notwendigkeit bei Zeiten für das Reich zu sorgen: gelang es dem Löwen, das alte Welfenreich wieder aufzurichten und die unzufriedenen Elemente, die er allenthalben in Gährung sah, unter seiner Führung zu vereinigen, so konnte die Reichskrone, die nun nicht mehr auf einem so allverehrten und allgefürchteten Haupte ruhte, schließlich doch noch der Ehrenpreis der Welfen werden, und wenn auch dieses hohe Ziel nicht erreicht werden sollte, so konnte doch wenigstens das Kaisertum so geschwächt und in seinen innersten Fugen zersetzt werden, daß die herzogliche Gewalt in der Ausübung landesherrlicher Rechte durch keine höhere Macht beschränkt erschien, das Fürstenregiment von monarchischer Selbstherrlichkeit nicht wesentlich verschieden war. In diesem Streben konnte Heinrich der Löwe um so mehr auf die Unterstützung der übrigen Fürsten und Reichsstände zählen, als der Wunsch, von dem lästigen Kaiserbanne befreit zu sein, sich allenthalben regte und das durchgreifende Verfahren Heinrichs VI., dessen eiserne Willenskraft durch die erlittenen Schicksalsschläge nicht gebeugt worden war, viele Gegner unter die Waffen rief. In dem Augenblick, als der Löwe im Norden empfindliche Schläge erlitten hatte und seine stolzen Eroberungspläne abermals zu schanden geworden waren, sah er sich unerwartet an die Spitze einer Bewegung gestellt, welche die hohenstaufische Kaisermacht auf immer zu erdrücken drohte.

Die Kriege in Niedersachsen. 1191. 1192. Daß der Herzog sich durch den Friedensvertrag in Fulda nicht für gebunden erachtete, bewies er dadurch, daß er keine der Bedingungen erfüllte, daß er weder die Festungswerke von Braunschweig und Lauenburg schleifte, noch die Hälfte von Lübeck an Adolf von Schauenburg herausgab. Und um in seinen Schritten nicht etwa durch einen bischöflichen Bannfluch gelähmt zu werden, erwirkte er durch den jüngeren Hein-

rich, als dieser aus dem Lager vor Neapel fliehend nach Rom kam, bei Papst Cölestin III. 5. Aug. 1191.
einen Schutzbrief, kraft dessen er und seine Söhne nur von dem Papst selbst oder von einem zu dem Zweck ausdrücklich bevollmächtigten Legaten exkommuniziert werden könnten. Bei der Nachricht von der Erkrankung des Kaisers wuchs dem Herzog und allen Feinden der Hohenstaufen der Mut; die kühnsten Hoffnungen schienen dem Löwen in Erfüllung zu gehen. Er hielt alle festen Orte in Holstein besetzt und suchte dem aus dem Morgenlande heimziehenden Schauenburger die Rückkehr in sein Land abzuschneiden. Nur mit Mühe gelangte Adolf unter dem Beistande des Herzogs Bernhard und des Markgrafen Otto von Brandenburg zu den Seinen. Aber so günstig die Verhältnisse für die Welfenpläne sich gestalteten, so entsprachen doch auch diesmal die Erfolge keineswegs den hochfliegenden Entwürfen. Adolf von Schauenburg, an den sich der mit seinem Vater entzweite junge Graf Bernhard von Ratzeburg anschloß, führte seine Sache so geschickt und so tapfer, daß die Unternehmungen des Löwen und seines Sohnes vereitelt und sie selbst wie ihre Verbündeten, der alte Graf Bernhard von Ratzeburg, Konrad der Rote, dem der Herzog Stade zu Lehen gegeben, und der zurückgekehrte Hartwig von Bremen, mit Schmach von dem Kampfplatze gejagt wurden. Der jüngere Graf Bernhard, welcher Lübeck belagert hielt, brachte den zum Entsatz herbeieilenden Feinden bei Boitzenburg an der Elbe eine Niederlage bei, welche der Partei des Schauenburgers im ganzen Elbegebiet die Oberhand verschaffte. Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich, Hamburg, Stade und Lübeck schlossen Verträge und öffneten die Thore, der Erzbischof Hartwig, der die Sache des Löwen durch Wut und Zerstörungslust geschändet, blieb von seinem Sitze ausgeschlossen. Selbst des Löwen Hauptstadt, Braunschweig, wurde im Sommer 1192 von den Bischöfen von Hildesheim und Halberstadt und mehreren andern geistlichen und weltlichen Herren belagert und verdankte ihre Rettung nur der Festigkeit der Mauern; um so furchtbarer litt das umliegende Land durch Raub und Verwüstung.

Freudig empfing der Kaiser den siegreichen Bundesgenossen Adolf an sei- Fürstenkoalition und
nem Hofe und beschenkte ihn mit den reichen Einkünften Lübecks; auch der jüngere Kriegswirren. 1192.
Bernhard von Ratzeburg wurde für seine Verdienste belohnt. Allein das Schicksal des Löwen war noch nicht erfüllt. Noch einmal sollte ihm der Stern der Hoffnung glänzender als je aufgehen. Das ist das Wunderbare in dem wechselvollen Leben des Herzogs, daß er nie ganz niedergeworfen werden und nie ganz zum Ziele gelangen konnte, daß in die Nacht des Unglücks immer wieder ein neuer Strahl des Glücks für ihn leuchtete. Heinrich VI. hatte auf den beiden
Reichstagen, die er nach seiner Rückkehr im Januar in Worms, um Pfingsten 1192.
in Mainz abgehalten, den klugen und durchgreifenden Herrschergeist bekundet, der in seinem Innern lebte. Er hatte die Bischofsitze von Worms und Würzburg an befreundete Geistliche aus seiner Umgebung gebracht, er hatte den zum Erzbischof in Köln gewählten Bruno von Dassel in die Reichslehen eingesetzt, er hatte seinem Bruder Konrad die Schwertleite und die schwäbische Herzogswürde erteilt, er hatte aber auch durch sein eigenmächtiges Verfahren in der zwiespältigen Bischofswahl in Lüttich die Saat zu weitgreifenden Streitigkeiten gestreut und einen Vereinigungspunkt für alle feindlichen Elemente geschaffen. Bischof Rudolf der Zähringer nämlich war von dem Kreuzzug, dem er sich angeschlossen, nicht zurückgekehrt. Bei der Wiederbesetzung entstand eine zwiespältige Wahl.

Man wandte sich an den Kaiser um Entscheidung. Dieser verwarf die beiden Erkornen und ernannte, gemäß seinem kaiserlichen Rechte, wie er behauptete, den Propst Lothar von Bonn, den Oheim seiner Gemahlin Konstantia, zum Bischof von Lüttich, sei es aus Rücksichten der Verwandtschaft oder um den geachteten Mann, der im vorhergehenden Jahr durch eine feindliche Gegenpartei genötigt worden war die auf ihn gefallene Wahl zum Nachfolger Philipps von Köln zurückzuweisen, für die erlittene Kränkung zu entschädigen. Auch wird behauptet, Lothar habe dem Kaiser 3000 Mark Silber bezahlt. Allein Papst Cölestin wollte den hohenstaufischen Schützling nicht anerkennen; er entschied sich für Albert, den Bruder des Herzogs Heinrich von Brabant, einen der Gewählten, erhob ihn zum Kardinal und beauftragte den Erzbischof von Reims demselben die bischöfliche Weihe zu erteilen, da Bruno von Köln, um den Kaiser nicht zu beleidigen, eine Krankheit vorschützte. Nun rückte aber Heinrich VI. mit Heeresmacht vor Lüttich, brachte den Grafen von Brabant, welcher für das Recht seines Bruders die Waffen ergriffen hatte, zu dem Versprechen, dem Mitbewerber keinen Vorschub mehr zu leisten und zwang die Lütticher durch Verwüstung ihrer Felder, Lothar als Bischof anzuerkennen. Dieses eigenmächtige Verfahren des Kaisers erzeugte allgemeinen Unwillen, besonders unter den geistlichen Reichsständen. Da geschah es, daß Albert, welcher als Verbannter in Reims weilte, von Otto von Barchstein und einigen Kriegsleuten, die aus des Kaisers Diensten in die des Bischofs übergetreten waren, auf einem Spazierritt
24. Nov. 1192. ermordet wurde. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Reich; offen bezeichnete man Lothar und Heinrich als die Anstifter und geheimen Teilnehmer; die Verwandten des Ermordeten, an ihrer Spitze Heinrich von Brabant und sein Oheim Heinrich von Limburg, griffen zum Schwert, um die Blutthat zu rächen; in den Niederlanden erhob sich eine wilde, verwüstende Fehde, die bald Aufstände in andern Gegenden zur Folge hatte. Umsonst beteuerte Lothar seine Unschuld; er sah sich zur Flucht genötigt; umsonst verbannte der Kaiser die Mörder aus den Grenzen des Reichs; die Aufregung wurde dadurch nicht beschwichtigt. Privathaß, Familienfehde, Parteiwut und Leidenschaften verschiedener Art machten sich die allgemeine Gährung zu nutze, um ihre ehrsüchtigen, eigennützigen Zwecke zu erreichen. In Bayern hatten mehrere Edle, an ihrer Spitze der wilde Graf Heinrich von Bogen, das Schwert gegen den kaiserlich gesinnten Herzog Ludwig von Wittelsbach ergriffen und führten in Verbindung mit den Herzögen von Böhmen, Österreich und Meran schon lange eine verwüstende Fehde; in Obersachsen setzte der Markgraf Albrecht von Meißen den Krieg, den er früher gegen den Vater geführt, nun gegen seinen Bruder Dietrich und dessen Verbündeten, den Landgrafen Hermann von Thüringen, in verheerender Weise fort; im Norden rüstete Heinrich der Löwe von neuem zum Kampfe, um bei der allgemeinen Verwirrung auch seine Eroberungspläne wieder aufzugreifen. Die Konstellation war günstiger als je. Die geistlichen Herren, deren

verwilderte Kriegsscharen das Braunschweiger Land so schwer heimgesucht, hatte er durch einen Waffenvertrag zum Abzug bewogen und die treulosen Vasallen, die sich ihnen angeschlossen, wie Ludolf, den Vogt der Löwenburg in Braunschweig, samt seinem Sohne, bestraft und unter Haft gestellt; die Erzbischöfe von Mainz und Köln, Herzog Berthold von Zähringen und andere Großen reichten dem Flandrer die Hand und trafen Anstalten, sich mit den Waffen der kaiserlichen Obmacht zu erwehren; im Norden lauerte Knud, des Löwen Schwiegersohn, auf eine günstige Gelegenheit, seine Herrschaft über die Wendenlande auszudehnen; in Unteritalien, wo gerade um diese Zeit die Ehe zwischen Tankreds Sohn und der byzantinischen Kaisertochter geplant ward, und in Rom, wo man die Verbindung des normännischen Königreichs mit dem Kaiserhaus auf alle Weise zu verhindern bemüht war, konnten die Welfen auf starke Bundesgenossen zählen; und wenn Richard Löwenherz, der gerade um diese Zeit seinen Abzug aus Akkon ins Werk setzte, mit seinen Kreuzfahrern sich der großen Koalition, deren Fäden von der Ost- und Nordsee bis nach Sizilien liefen, anschloß, so konnte die hohenstaufische Kaisermacht, die Schöpfung Friedrichs, in den Staub getreten werden.

In dieser schwierigen Lage zeigte Heinrich VI. ebensoviel Klugheit und Umsicht als Thatkraft und Entschlossenheit. An dem Italiener ging Heinrich während seiner kurzen Herrschaft vorüber „furchtbar prächtig wie blutiger Nordlichtschein", urteilt O. Abel, „dem Deutschen aber sollte ihn das allein schon unvergeßlich machen, daß er wie kein anderer das Übel unserer Zersplitterung in der Wurzel angriff". Zuerst suchte er sich der Feinde auf der linken Rheinseite zu entledigen. Er versöhnte sich auf einer Zusammenkunft in Koblenz mit Heinrich von Brabant und den Freunden des Ermordeten, indem er sich von jedem Verdacht der Teilnahme reinigte, den Bischof Lothar fallen ließ und die Erhebung eines Verwandten der Familie auf den bischöflichen Sitz beförderte und ihn belehnte. Auch in Bayern beendigte er die langjährige verwüstende Fehde, indem er den streitsüchtigen Grafen von Bogen mit der Acht belegte. Auf dem Reichstag in Regensburg sollte der Landfrieden befestigt und aller Streit ausgeglichen werden. Dahin wurde auch der Herzog Leopold von Österreich beschieden. Er kam und führte noch einen hochberühmten Mann als Gefangenen mit sich — Richard Löwenherz. Kein glücklicheres Ereignis konnte dem Kaiser widerfahren. Die Verhaftung des englischen Königs benahm dem Löwen und der nationalen Partei in Sizilien die Hoffnung auf dessen kräftigen Beistand wider den Kaiser und gab diesem zugleich Gelegenheit seine Kassen zu füllen. Denn zur Niederwerfung seiner Feinde bedurfte er großer Geldmittel und in der Beitreibung war er nicht wählerisch.

Heinrichs VI. Haltung.

Nach dem Abschluß des Friedens mit Saladin hatte sich Richard eingeschifft, um in sein Reich zurückzukehren. Durch Stürme verschlagen gelangte er nach vielen Gefahren und Abenteuern an die dalmatische Küste. Bei der vorgerückten Jahreszeit

Richard Löwenherz in Gefangenschaft. 1192. 1193.

erschien die weite Seefahrt von Zara aus bedenklich, er konnte leicht nach Frankreich in die Hände seines erbitterten Gegners Philipp August geführt werden. Er beschloß daher von Aquileja aus als Kaufmann verkleidet mit wenigen Gefährten durch Istrien, Kärnten und das salzburgische und österreichische Gebiet sich nach Norddeutschland zu begeben, von wo aus er dann mit Hilfe seines Schwagers Heinrich des Löwen sein Vaterland wieder zu erreichen hoffte. Dieses Vorhaben konnte jedoch nicht lange verborgen bleiben. Schon in Istrien und Kärnten geriet er in Gefahr. Graf Meinhard von Görz, ein Freund und Verwandter des Markgrafen Konrad, erkannte den König an einem kostbaren Ring, den er ihm als Preis des freien Durchzugs zum Geschenk übersandte, und suchte ihn in seine Gewalt zu bringen. Die nachgesandten Reiter verfehlten ihn jedoch. Auch in Kärnten entging er nur durch die Warnung eines Ritters und die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefahr einer Gefangenschaft. Nach einer mehrtägigen Reise gelangte er nach dem Dorfe Erdburg an der Donau, wo er in einer ärmlichen Hütte Herberge nahm. Aber der wertvolle Ring an seinem Finger und die Eitelkeit und Unvorsichtigkeit eines Dieners, der in Wien große Einkäufe mit morgen-
21. Dez. 1192. ländischen Goldstücken machte, erregten bald Verdacht. Er wurde entdeckt und von dem Herzog Leopold, den er einst so tödlich beleidigt, in seiner Herberge zur Ergebung gezwungen. Dieser schloß den erlauchten Gefangenen auf Burg Dürrenstein an der Donau ein; aber Heinrich VI. verlangte seine Auslieferung, und am 14. Februar 1193 kam es in Würzburg zu einem Vertrag, wonach der Herzog seinen Gefangenen dem Kaiser auslieferte und dafür die Hälfte von dem auf 100,000 Mark Silber festzusetzenden Lösegeld desselben zugesichert erhielt. Am 20. März des nächsten Jahres übergab Leopold seinen Gefangenen in Mainz dem zum Reichstag nach Speier reisenden Kaiser. So kam Richard Löwenherz, der Gönner und Bundesgenosse Tankreds, der Verwandte des Welfenhauses, der Beleidiger der deutschen Fahne, in die Hände des hohenstaufischen Kaisers, der ihn auf der Reichsfeste Trifels, deren Trümmer noch jetzt so romantisch in die Thäler von Annweiler herniederschauen, in sichere Hut nahm.

Folgen. Mit der Gefangenschaft Richards stürzten alle gegen das Kaisertum gerichteten Pläne zusammen. Die Kühnheit des Kaisers, der es wagte an den mächtigen König, den gepriesenen Helden des Heiligen Landes, Hand zu legen und denselben allen Bitten und Drohungen zum Trotz in Haft zu halten, erregte Bestürzung und Furcht. Die deutschen Fürsten verloren den Mut, das Schwert gegen einen Machthaber zu führen, der mit solcher Rücksichtslosigkeit und Thatkraft auftrat; der Papst, den die Königin-Mutter von England vergeblich mit Bitten und Vorwürfen um Verwendung und Vermittelung anging, beobachtete eine behutsame Zurückhaltung und vermied es den Kaiser zu reizen; Tankred, eines mächtigen Helfers und Gönners beraubt, fing an sorgenvolle Blicke in die Zukunft zu werfen. Der deutsche Fürstenbund löste sich auf, ehe er sich über ein einmütiges Vorgehen verständigt; in Thüringen traten der Landgraf Hermann und Markgraf Albrecht auf des Kaisers Seite und richteten die Waffen gegen ihren bisherigen Bundesgenossen, den Erzbischof von Mainz, und selbst Heinrich der Löwe, obwohl ihm das Glück noch einmal lächelte und durch Knuds kriegerische Haltung gegen den kaiserlichen Bannerträger Adolf von Holstein neue Hoffnungen in ihm erweckt worden waren, bemühte sich eifrig um Frieden und Versöhnung mit dem Hohenstaufen.

Die Vorgänge in Schleswig. Es war dem Löwen gelungen durch seine streitbaren Waffengefährten Bernhard von Wölpe und Helmold von Schwerin dem Herzog von Sachsen, der in Verbindung mit Adolf
Febr. 1193. von Schauenburg und dem Grafen von Ratzeburg die Stadt Lauenburg hart bedrängte, eine Niederlage beizubringen und die getreue Stadt zu befreien; sein Eidam Knud VI. hatte auch eine feindselige Haltung gegen Adolf und die kaiserliche Partei genommen, weil diese seinem

Vetter Waldemar von Schleswig, der in Verbindung mit den Königen von Norwegen und Schweden die Fahne der Empörung aufgepflanzt und die Lehnshoheit des Reiches wieder herzustellen versprochen hatte, in seinen aufrührerischen Unternehmungen gegen Dänemark Unterstützung gewährt, und Heinrich VI. demselben zur Erhebung auf den Stuhl von Bremen an der Stelle des verjagten Erzbischofs Hartwig behilflich gewesen. Und in der That war der Dänenkönig, nachdem er sich seines Gegners bei einer persönlichen Unterredung hinterlistig bemächtigt und ihn auf der Insel Alsen in Haft gesetzt, gegen Holstein ins Feld gezogen, allein er ließ sich doch nicht durch den jüngeren Heinrich von Braunschweig zu weiterem kriegerischen Vorgehen bestimmen, sondern begnügte sich mit einer Geldentschädigung, die ihm Adolf anbot.

Friedensvertrag mit Heinrich dem Löwen und Richards Freilassung. 1193. 1194.

Umsonst hatte der Herzog während dieser günstigen Umstände den Kaiser zur Freilassung seines Schwagers zu bewegen gesucht; Heinrich VI. verweigerte jedes einseitige Abkommen, er behandelte die Sache des Königs und des Herzogs als eine gemeinsame Angelegenheit und wollte nur von einer Übereinkunft hören, welche beide solidarisch zu einem friedlichen Verhalten verpflichtete, dem Fürstenbund ein Ende machte und das Reich gegen die Erneuerung feindlicher Angriffe für alle Zukunft sicherstellte. Der Kaiser hatte sich mit Philipp von Frankreich in Verbindung gesetzt; wie leicht konnte geschehen, daß er den gefangenen Löwenherz als Preis französischer Bundeshilfe in des Königs Hände lieferte. Darum drang Richard selbst auf eine Ausgleichung unter jeder Bedingung. Er hatte sich bereits erboten, die Lehnsherrlichkeit des Kaisers durch einen Jahreszins von 5000 Pfund Sterling anzuerkennen und den Ernst dieses Anerbietens dadurch bewiesen, daß er sich vor dem Richterstuhl Heinrichs gegen die wider ihn erhobenen Anklagen der Untreue und des Verrats verteidigte und denselben durch seine beredte Rechtfertigung so rührte, daß er die Strenge der Haft milderte. Aber die Verhandlungen über das Lösegeld zogen sich in die Länge. Am 29. Juni wurde auf 1193.
dem Reichstag in Worms ein Vertrag geschlossen, kraft dessen Richard Löwenherz gegen eine Summe von 50,000 Mark an den Kaiser und von 20,000 Mark an Leopold von Österreich in Freiheit gesetzt und die beiden jüngeren Söhne des Herzogs für die richtige Bezahlung dem Hohenstaufen als Geiseln übergeben werden sollten, auch ist in der Urkunde eines nicht näher bezeichneten Versprechens gedacht, das dem Hohenstaufen gegen weitere Ansprüche der Welfen Bürgschaft gewährte; allein die Schwierigkeit die hohe Loskaufsumme, die durch Besteuerung der Ritterlehen, durch Umlagen auf die geistlichen Stellen und durch Veräußerung von Kirchenschätzen beschafft werden mußte, beizutreiben,' gaben Gelegenheit, die Haft zu verlängern, bis alle Gefahren vorüber waren. Erst im nächsten Februar, nach einer dreizehnmonatlichen Haft, erschien dem englischen 1194.
König der Tag der Freiheit. Nicht nur der französische König, sogar Richards eigener Bruder Johann, welcher während der Abwesenheit des Königs die Reichsverwaltung geführt und das Regiment nicht gern aus der Hand lassen mochte, waren eifrig bemüht, die Freilassung zu verzögern.

Heinrichs des Löwen Ausgang. 1194. 1195.

Damit endigte das öffentliche Leben Heinrichs des Löwen. Von Alter und harten Schicksalsschlägen gebeugt, entsagte er den hochfliegenden Entwürfen, die er früher gehegt, und begnügte sich mit dem braunschweigischen Erbe, das ihm geblieben. Ruhig verlebte er die zwei letzten Jahre auf seinem väterlichen Schlosse, „die Angelegenheiten seines kleinen Landes wahrnehmend, für Kirchen und Klöster sorgend, sich erbauend an den Heldensagen und Mären seines Volkes“. Aber noch einen freudigen Blick in eine heitere Zukunft und eine aufrichtige Versöhnung mit dem Kaiser gönnte ihm das Schicksal. Als er

in stiller Einsamkeit zu Braunschweig Hof hielt und seiner abwesenden Söhne gedachte, die der mißtrauische Hohenstaufe unter strenge Aufsicht gestellt hatte, ritt eines Tages Pfalzgraf Konrad, Heinrichs VI. Stiefoheim, in den Schloßhof, um dem Löwen zu melden, daß sein Erstgeborner Heinrich sich auf Burg Stahleck mit seiner Tochter Agnes, der reichen Erbin am Rhein, vermählt und der Kaiser nicht nur nach einigem Widerstreben seine Einwilligung gegeben, sondern auch versprochen habe, nach dem Tode des Schwiegervaters den Eidam mit der Pfalzgrafschaft zu belehnen. Diese Verbindung hatte einst Mathilde mit Frau Irmengard, der Mutter der Agnes, verabredet; im Herzen der Jungfrau hatte sich eine stille Neigung für den ritterlichen Welfen gebildet. Sie verschmähte die Hand des Königs von Frankreich, der nach der unwürdigen Verstoßung seiner dänischen Gattin Ingeborg um sie warb, so sehr der Kaiser diese Verbindung wünschte, und als einst der Pfalzgraf am Kaiserhof weilte, erschien plötzlich Heinrich auf Burg Stahleck, wo in Gegenwart der Mutter die Trauung durch Priesterhand vollzogen ward. Der alte Löwe freute sich über die frohe Botschaft und machte sich auf, um der Einladung des Kaisers entsprechend auf einem Fürstentage die Versöhnung zu besiegeln. So reichten sich denn die Häupter der beiden Häuser zu Tilleda am Kyffhäuser die Hände und machten der Feindschaft, die fast zwanzig Jahre Deutschland gespalten und verwirrt hatte, ein Ende. Der jüngere Heinrich begleitete darauf den Kaiser auf dem Zuge nach Italien, leistete ihm treue Dienste und kehrte ruhmgekrönt in die Arme des Vaters zurück. Dieser verbrachte den Rest seiner Tage mit friedlichen Beschäftigungen, mit kirchlichen Bauten, mit der Ausschmückung der Domkirche in Braunschweig, mit der Pflege der Dichtkunst und wissenschaftlichen Thätigkeiten, bis er am 6. August 1195 aus dem Leben schied. Seine Gebeine wurden in dem von ihm selbst gegründeten Grabmal im St. Blasiusdom neben seiner Gemahlin Mathilde beigesetzt. Dort sieht man noch jetzt das Grabmal mit den alten Steinbildern.

15. März 1194.

b. Heinrichs VI. Machtstellung und Ende.

Die Lage der Dinge in Apulien und Sizilien.

Als Kaiser Heinrich VI. in Deutschland seine Feinde niedergeworfen und die Ruhe hergestellt, als er auch noch dem Böhmenherzog Ottokar (Przemysl), welcher die wegen Friedensbruch ihm auferlegte Geldbuße nicht entrichtete, das Land abgesprochen und dessen Vetter, den Bischof Heinrich von Prag, mit dem Herzogtum belehnt, traf er Vorkehrungen zu einer neuen Heerfahrt über die Alpen, um sein sizilisches Königreich zu erobern. Auch hier lächelte ihm das Glück, das die Starken stets zu begleiten pflegt. In Apulien hatten während der mehr als zweijährigen Abwesenheit des Kaisers seine Feldherren, Markgraf Diepold von Vohburg, Graf Berthold von Künsberg und Konrad von Lützelhard, die deutsche Sache mit Tapferkeit und abwechselndem Erfolg verfochten. Da wurde Tankreds ältester Sohn, der bereits gekrönte Roger, plötzlich vom

Tode hingerafft und kurze Zeit nachher folgte ihm der Vater von Gram niedergebeugt in die Gruft. Nun säumte Kaiser Heinrich nicht lange, das Normannenreich, „das seines Erben wartete", in Besitz zu nehmen. Tankreds zweiter Sohn, Wilhelm, ein dreijähriges Kind, und seine schwache Mutter Sibylla waren nicht im stande, den einheimischen Adel mit seinen zwieträchtigen Häuptern, den der Vater an sich zu ziehen und mit vaterländischer Gesinnung zu erfüllen verstanden, bei der nationalen Fahne zu halten. Die Partei ging auseinander, die rohen Triebe und Leidenschaften der normännischen Großen durchbrachen die leichte Decke, welche Ehre, Sitte und Nationalität darüber gebreitet, Eigennutz und Habsucht, Treulosigkeit und Hinterlist, Greuel und Laster aller Art traten ohne Scheu zu Tage. Die Saat war reif zur Ernte und der Schnitter mit scharfer Sichel ließ nicht lange auf sich warten. 22. Febr. 1194.

Es war ein stattliches Heer, mit dem Kaiser Heinrich im Mai und Juni 1194 durch das obere Italien zog. Nicht allein seine eigenen zahlreichen Dienstmannen und die Reisigen des Reiches folgten seinem Banner; seine Reichtümer und die Summen, die er aus England für Richards Befreiung bezogen, gewährten ihm die Mittel, Bewaffnete aus allen Landen, insbesondere Scharen von Kreuzfahrern, in Sold zu nehmen. Während das Landheer unter dem Oberbefehl der erfahrensten deutschen Kriegshauptleute aus Friedrichs I. Schule, eines Heinrich von Kalandin, eines Diepold von Vohburg, eines Markward von Annweiler, eines Konrad von Lützelhard, welche durch eigenes Verdienst und durch kaiserliche Gunst aus Ministerialen sich zu fürstlichen Stellungen emporgeschwungen hatten, in raschem Siegeslauf Apulien durchzog, ließen die Seestädte Genua und Pisa, welche der Kaiser klug für seine Sache zu gewinnen gewußt, ihre Schiffe das Tyrrhenische Meer durchsegeln, um die sizilische Flotte fern zu halten und die Küstenstädte zu besetzen. Einer solchen Macht konnten die zwieträchtigen, einer einheitlichen Führung entbehrenden Feinde nicht widerstehen. Städte und Territorialherren sandten Friedensboten mit Geschenken und huldigten dem deutschen Gebieter. Selbst Neapel säumte nicht, durch freiwillige Unterwerfung den Zorn des Kaisers zu versöhnen. Nur Salerno hielt, im Bewußtsein der schweren Verschuldung, mit seiner Anerkennung zurück. Dafür sollte es hart büßen. Die Stadt wurde im Sturm genommen, der Plünderung preisgegeben und teilweise zerstört. Was sich von den Einwohnern nicht durch die Flucht in die Berge rettete, wurde erschlagen oder in Knechtschaft geführt. Schon im September war das apulische Land bezwungen und erobert. Der Abt Roffrid von Monte Cassino, der besonders eifrig und erfolgreich für die Anerkennung der hohenstaufischen Herrschaft gewirkt, erwarb durch seine Dienstfertigkeit seinem Kloster große Vorteile. Von gleichem Glück waren die kaiserlichen Waffen in Sizilien begleitet. Zwar brach in Messina zwischen den Genuesen und Pisanern aus Handelsneid ein blutiger Kampf aus, der den Fortgang der Kriegsunternehmungen hemmte und die nationale Partei zum Widerstand ermutigte, als

Unterwerfung des Normannenreiches. 1194.

24. Sept.

aber der kaiserliche Marschall Heinrich von Kalandin, unterstützt von den Genuesen, in dem Treffen bei Catania die sizilianisch-normännischen Kriegshaufen, deren Kern die Sarazenen des Gebirges bildeten, aufs Haupt schlug, die Stadt Syrakus erstürmte und drohend auf die Hauptstadt losrückte, da entsank den Feinden der Mut. Die zwieträchtigen Barone gaben bald allen Widerstand auf und unterwarfen sich dem deutschen Gebieter.

Heinrich in Palermo. Die Königin Sibylla suchte mit ihren Kindern und mit einer kleinen Schar Getreuer, darunter die Bischöfe von Palermo und Salerno, Zuflucht in der festen Burg Kallatabellota, während die Bürger Palermos den Kaiser einluden, in ihrer Mitte seine Wohnung zu nehmen. Bereits im November konnte Heinrich in der prachtvollen Hauptstadt der Normannen seinen Einzug halten, feierlich begrüßt und empfangen von den Einwohnern, die demütig durch Unterwürfigkeit und köstliche Gaben sich die Gnade des neuen Herrschers zu erwerben suchten. Wie erstaunten die Deutschen über die Herrlichkeiten, die sich ihren Blicken in der altberühmten Seestadt darboten, wo die Normannenkönige alle Schätze, die Beute ihrer Kriegs- und Raubzüge, gesammelt hatten, über die Königsburgen am Meer, über die stolzen Schlösser des Adels, über die Fülle von Gold und Silber, von Teppichen und Prachtstoffen, die sich ihren Augen darboten! Der Anblick der Herrlichkeiten reizte die Habgier des Kaisers und seiner Krieger. Aber solange noch die königliche Familie in der Felsenburg weilte, war die Herrschaft der Hohenstaufen nicht gesichert. Der Name des jungen Königs konnte leicht das Signal zu einer neuen Erhebung geben. Darum knüpfte Heinrich mit der Königin Unterhandlungen an. Er versprach ihrem Sohne die väterlichen Erbgüter, die Grafschaft Lecce und das Fürstentum Tarent und gelobte allen Sicherheit der Person und des Eigentums. Die Königin Sibylla nahm das Anerbieten an. Sie öffnete die Burg und stellte sich und ihre Angehörigen und Freunde unter den Schutz des Herrschers. Wilhelm legte seine Krone zu den Füßen des Kaisers nieder und dieser ließ sich dann in der Kathedrale zu Palermo krönen. Unter den Gliedern der Königsfamilie, die sich Heinrichs Großmut anvertrauten, war auch Irene, die Tochter des byzantinischen Kaisers Isaak Angelus, die jugendliche Braut, eine zarte Pflanze aus dem Morgenland. Der Kaiser vermählte sie im nächsten Jahre mit seinem Bruder Philipp, der sie in seine schwäbische Heimat führte.

Strafgerichte. 1194. 1195. Nun war Heinrich am Ziel und der Zeitpunkt schien gekommen, wo er die Entwürfe seiner herrschsüchtigen Seele ausführen konnte. Das Kaisertum über alle Gewalten der Erde zu erhöhen und in dem hohenstaufischen Hause zu befestigen, war das Ziel seines Ehrgeizes. Zunächst galt es in dem neuerworbenen Königreich alle Elemente zu beseitigen, von denen ein Widerstand ausgehen konnte. Die normännische Partei bot selbst durch Umtriebe ihm die willkommene Veranlassung zu den furchtbaren Strafgerichten. Um Weihnachten auf einer Versammlung in Palermo wurden dem Kaiser Briefe vorgelegt, welche

die Beweise einer Verschwörung zum Sturz der Fremdherrschaft enthielten; mit unbarmherziger Strenge warf Heinrich die Anhänger des normännischen Königshauses nieder. Mag auch in den Schilderungen der Grausamkeiten der Haß der Italiener die Farben stark aufgetragen haben, greuelvolle Blutgerichte gegen besiegte Feinde lagen zu sehr im Charakter der Zeit. Infolge der entdeckten Umtriebe einiger Großen, erzählen die Zeitgenossen, füllte der Kaiser die Kerker mit Grafen, Bischöfen und Edlen; davon wurden die einen geblendet und gespießt, die andern gehängt, verbrannt, in die Erde vergraben; selbst die Königin Sibylla und ihre drei jugendlichen Töchter mußten jenseits der Alpen in der elsässischen Feste Hohenburg ihre Tage in Gefangenschaft vertrauern, zwei ihrer Vettern fanden in einem unterirdischen Verließ der Burg Trifels ihr Grab; der Erzbischof von Salerno und seine Brüder und eine Menge Anhänger des normännischen Königshauses wurden auf deutschen Ritterschlössern in Gewahrsam gebracht; sogar der unmündige König Wilhelm ward geblendet, nach einigen auch entmannt, auf die alte Welfenburg Hohenems im Vorarlberg geführt, um dort in ewiger Gefangenschaft sein unglückliches Leben zu beschließen. Tankreds und Rogers Leichen wurden aus ihren Grüften gerissen und gehöhnt. Die Güter der Verurteilten zog der Kaiser ein; die erbeuteten Schätze, welche schwer beladene Saumrosse nach den hohenstaufischen Burgen trugen, waren unermeßlich, besonders als durch eine alte Dienerin der in einem festen Turm geborgene geheime Königsschatz Rogers verraten ward. Durch Furcht und Schrecken wollte Heinrich Gehorsam und Zucht, Recht und Gesetz in dem tief zerrütteten Lande herstellen und zugleich Raum für neue Ansiedelungen schaffen, um seinen Thron auf festeren Grundlagen aufzurichten. Die deutschen Ritter, die seine Sache mit Eifer und Treue verfochten, wurden für ihre Dienste reichlich belohnt. Denn, „auf den Schultern der kernhaften und treuen Kriegernaturen, die er aus Deutschland mitbrachte, wollte er einen neuen Staat aufbauen“. Um dieselbe Zeit, als Dem Kaiser ein Sohn
die Blutgerichte in Palermo viele edle Normannenhäupter fällten oder in die geboren.
Burgverließe führten, wurde der Kaiser durch die Botschaft erfreut, daß seine Gemahlin Konstantia zu Jesi in der Mark Ankona nach einer neunjährigen kinder- 26. Dez. 1194.
losen Ehe am Stephanstag eines Knaben genesen sei. Der Neugeborne, der anfangs Konstantin genannt wurde, erhielt bei der Taufe den Namen Friedrich. Mit froher Zuversicht konnte am 20. Januar der Kaiser dem Bischof Walter 1195.
von Rouen an die Meldung des glücklichen Ereignisses die Mitteilung knüpfen, daß er nunmehr im ruhigen Besitz von Apulien und Sizilien sei. Den Grafen von Bogen, der ihm die erste Kunde von der Geburt des Kaisersohnes brachte, nahm er wieder zu Gnaden an.

Nun war Heinrich auf der Höhe der Macht und alle seine Handlungen Die Kaisermacht in
ließen erkennen, daß er entschlossen sei, die günstigen Umstände zu seinem Vor- Italien. 1195.
teil zu wenden. Das Kaisertum sollte wieder zur gebietenden Weltstellung erhoben werden und dem ganzen öffentlichen Leben Impuls und Richtung geben.

„Die Herrlichkeit und Macht der alten Cäsaren, als deren Erbe und Nachfolger sich Heinrich betrachtete, sollte erneuert werden und alle Fürsten in das Verhältnis kaiserlicher Vasallen zurückkehren.“ Von diesen Ideen getragen, begab
1195. sich Heinrich im Februar nach Unteritalien, die Verwaltung der Insel seiner Gemahlin und einigen vertrauten Räten überlassend. Dort betrieb er mit Eifer den Kreuzzug, an dem viele deutsche Krieger teilnahmen; er besorgte Schiffe zur Überfahrt, er versah die Ziehenden mit Geld und Lebensmitteln, er entließ die Pilger, die in seine Dienste getreten waren, reich beschenkt, damit sie ihr Gelübde erfüllen möchten. Der neue Kreuzzug, dem Heinrich sich selbst im geheimen gelobt hatte, in der klugen Berechnung, daß er so das Papsttum entwaffnete und zur Förderung seiner Bestrebungen nötigte, sollte in seinem Namen und Auftrag ausgeführt werden, es sollte ein „deutscher Kreuzzug“ sein. Er selbst versprach, bald nachzufolgen. Unterdessen saß Papst Cölestin III. grollend im Vatikan. Der Kaiser hatte seine Verwendung für Richard Löwenherz unbeachtet gelassen, er hatte seine Vermittelung in dem sizilianischen Erbfolgestreit abgelehnt, seine Fürbitten für die gedrückten und mißhandelten Normannen waren wirkungslos verklungen. Nun schaltete Heinrich in dem eroberten Reiche als Erbherr und Gebieter, ohne sich um die Hoheitsansprüche des apostolischen Stuhles zu kümmern, nun belehnte er seine Getreuen mit Gütern aus dem Mathildischen Erbe, als ob dieselben von jeher im unbestrittenen Besitz der deutschen Herrscher gewesen wären, nun übte er wieder das Recht der Bestallung des römischen Stadtpräfekten, dem sein Vater entsagt hatte. Seinem Bruder Philipp verlieh er das Herzogtum Tuscien und dehnte dasselbe bis an das rechte Tiberufer aus; er setzte seinen tapfern Feldhauptmann Markward von Annweiler als kaiserlichen Oberrichter und Statthalter über die Mark Ankona, Romagna und Ravenna; die Markgrafschaft Spoleto gab er dem schwäbischen Ritter Konrad von Urslingen; in Apulien wurde die Reichsunmittelbarkeit der Abtei Monte Cassino aufs neue bestätigt und das Kloster, das der Papst wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser mit dem Interdikt belegt hatte, mit neuen Besitzungen und Privilegien ausgestattet und gleichsam zu einem Gegenrom erhoben. Sein Plan war, an die Stelle der feudalen und munizipalen Ordnungen eine reguläre Verwaltung durch wirkliche Reichsbeamte einzuführen und dadurch die italienischen Lande fester mit dem Reich und seinem Oberhaupte zu verknüpfen. Kein Wunder, daß Cölestin zürnte und in sich erwog, ob er nicht zu dem Bannstrahl greifen sollte. Aber er wagte nicht, den Gewaltigen zu reizen und den Eifer für die Befreiung des Heiligen Grabes durch eine Exkommunikation zu lähmen. Ende Mai zog der Kaiser in Pavia ein. Da erschienen Gesandte von Genua und wiederholten die Forderung, die sie schon in Palermo vergebens an ihn gestellt, er solle ihnen die Besitzungen und Immunitäten einräumen, die er ihnen vertragsmäßig zugesichert. Er konnte nicht in Abrede stellen, daß er in der Not den Genuesen und Pisanern Zusagen gemacht, durch welche sie fast die

Mitbesitzer des normännischen Reiches geworden wären. Die Pisaner hatten ihre Ansprüche durch ihre zweideutige und unbotmäßige Haltung in Messina verwirkt, die andern dagegen hatten treu zu ihm gestanden und nicht wenig zu dem raschen und glücklichen Erfolg beigetragen. Ihr tapferer Anführer, der Podesta Obert von Olevano, hatte dabei sein Leben gelassen. Allein der Kaiser war weit entfernt, den stolzen Kaufherren eine Mitherrschaft in seinen Staaten zu gewähren. Er gedachte sie mit einer Geldsumme und mit Handelsvorteilen abzufinden, und kannte zu gut die leidenschaftliche Rivalität zwischen den beiden Seestaaten, als daß er ihre Feindschaft hätte fürchten sollen. Er konnte stets die einen durch die andern in Schach halten. Darum versöhnte er sich auch wieder mit den Pisanern und knüpfte sie durch Gnadenbezeugungen an das hohenstaufische Haus. Mit größerer Schonung behandelte er die Lombarden, doch verstand er auch hier die Saat der Zwietracht und Eifersucht so geschickt zu streuen, daß die kaiserliche Autorität neben der republikanischen Freiheit fortbestand. Er vereinigte die alten kaiserlich gesinnten Städte Pavia, Como, Lodi, Cremona, Bergamo und den Markgrafen von Montferrat zu einem Sonderbund, der dem Lombardischen Städteverein das Gegengewicht halten sollte, und bestätigte das Hoheitsrecht der Cremonesen über Crema.

Mit großen Entwürfen betrat Heinrich im August die deutsche Erde, um Heinrichs Plan einer
dieselbe Zeit als der Tod Heinrichs des Löwen den Gegnern der Hohenstaufen deutschen Erbmonarchie.
ihre stärkste Stütze raubte. In der Mark Meißen wütete schon längere Zeit 1195. 1196.
ein Bruderkrieg zwischen Albrecht und Dietrich. Dem letzteren gelang es, mit
Hilfe des Landgrafen von Thüringen, dessen häßliche Tochter Jutta er gehei- 24. Juni 1195.
ratet, sich den Besitz des Landes anzueignen. Der vertriebene Bruder wendete sich an den Kaiser, starb aber plötzlich, noch ehe dieser den deutschen Boden betreten, wie man glaubte, an Gift. Nun zog Heinrich die Mark Meißen mit der reichen Stadt Leipzig und den ergiebigen Bergwerken von Freiberg als erledigtes Reichslehen ein, unbekümmert um den Widerspruch Dietrichs. Dieses Verfahren war der erste Schritt zur Ausführung eines großartigen Planes, den Heinrich in seiner Seele trug. Er wollte die Reichsverfassung in der Weise umgestalten, daß „Kaiser und Reich" als der Inbegriff der höchsten Machtvollkommenheit, als der Ausdruck der höchsten Staats- und Rechtsgewalt erscheinen sollte. Dieses Ziel konnte aber nur erreicht werden, wenn das Wahlkaisertum in ein Erbkaisertum verwandelt, die deutsche Reichskrone dem Hause der Hohenstaufen für immer übertragen wurde, so daß das Wahlrecht der Fürsten ganz aufhörte oder zu einer bloßen Formalität herabsank. Es war der letzte Versuch, in Deutschland eine höchste Reichsgewalt mit monarchischer Machtfülle zu schaffen, und er wurde unter Umständen gewagt, die mehr als je einen günstigen Erfolg erwarten ließen. Schon in der dritten Generation ruhte die deutsche Krone auf demselben Herrschergeschlecht; warum sollte nicht, während die meisten Lehnswürden allmählich den Charakter der Erblichkeit angenommen

hatten, auch die Kaiserwürde aus einem gegebenen oder übertragenen Gut ein erbliches Besitztum werden? Auf den gewaltigen Vater war ein Sohn im Herrscheramte gefolgt, der an Kraft, Verstand und Energie unter allen Zeitgenossen hervorragte, der in der Blüte der Jahre stand und Schätze genug besaß, um jeden Dienst mit goldenen Gaben zu lohnen. Heinrichs scharfer Blick hatte längst erkannt, daß das Reich nur dann zur Kraft und Einheit gelangen könne, wenn die Kaiserwahl aufhöre und der nächste männliche Erbe der gesetzliche Nachfolger sei. Denn mit jeder Kaiserwahl war eine Verminderung der Reichsgewalt und des Reichsguts und eine Mehrung der Fürstengewalt und der Herrenrechte verbunden. Aber gerade deshalb war dieses Wahlrecht den Großen ein wertvoller Besitz, es war die Quelle ihrer Machtstellung, ihres Ansehens, mancher materiellen Vorteile, es war ihr Stolz und höchster Schatz. Der Kaiser mußte daher wertvolle Gegengaben als Entschädigung bieten. Nicht nur, daß die sizilianischen Schätze ihm die Mittel gaben, manchen einflußreichen Mann insgeheim für seinen Plan zu gewinnen; er stellte den wahlberechtigten Reichsständen auch lockende Vorteile in Aussicht. Den weltlichen Fürsten verhieß er die Erblichkeit aller Lehen mit dem Rechte, sie auf Töchter und Seitenverwandte zu übertragen; den Geistlichen versprach er auf das Spolienrecht zu verzichten, kraft dessen es dem Kaiser zustand, beim Ableben der Bischöfe und Äbte ihre bewegliche Habe zur kaiserlichen Kammer einzuziehen; die Gesamtheit des Volkes suchte er durch das vorteilhafte Anerbieten, sein sizilianisches Erbreich mit dem deutschen Kaiserreich zu vereinigen, für sich zu gewinnen. Viele Großen aus dem deutschen Fürsten- und Adelstand gingen auf die Bestrebungen des Kaisers ein, so daß er im April 1196 einem Reichstag zu Würzburg den Vorschlag machen konnte, „daß wie in Frankreich und andern Reichen, so auch im römisch-deutschen Reich die Könige nach Erbrecht folgen sollten“. Aber der Widerspruch des römischen Hofes gegen eine Reichsordnung, durch welche die Kaiserkrönung zu einer bedeutungslosen Zeremonie herabgesunken wäre, und die Abneigung des sächsischen und niederrheinischen Herrenstandes gegen eine süddeutsche Erbmonarchie bewirkten, daß der Antrag, dem bereits zweiundfünfzig geistliche und weltliche Fürsten zugestimmt, schließlich doch nicht zur Ausführung kam. Heinrich erfuhr, daß der Erzbischof von Köln und der niederrheinische Adel sich mit den Sachsen heimlich verabredet hätten, den Plan selbst mit Waffengewalt zu hintertreiben. Zu einem neuen Bürgerkrieg aber wollte es der Kaiser nicht kommen lassen. Er entband daher freiwillig die Fürsten, die
Ende 1196. ihm zugesagt, ihres Wortes und stand von dem Vorhaben ab. Doch erreichte er thatsächlich denselben Zweck, indem er die Fürsten dahin brachte, auf dem Reichstag zu Frankfurt seinen bald zweijährigen, noch ungetauften Sohn Konstantin (Friedrich) als deutschen König auszurufen. So war auf eine Reihe von Jahren die Krone dem hohenstaufischen Hause gesichert, und Heinrich, damals noch im kräftigsten Mannesalter, konnte ruhig den Zeitpunkt abwarten,

wo günstige Umstände die Durchführung der Reichsreform gestatten würden und mittlerweile neue Freunde und Anhänger werben. Selbst der heftigste seiner Gegner, Erzbischof Adolf von Köln, gab den Widerstand gegen die Königswahl des kaiserlichen Kindes auf und leistete nachträglich zu Boppard den Treueid in die Hände Philipps, des neuen Herzogs von Schwaben.

Philipps älterer Bruder, der rohe und wollüstige Konrad, der bisher das Herzogtum innegehabt, war in einer Fehde wider Berthold V. von Zähringen, einen Gegner der hohenstaufischen Kriegs- und Eroberungspläne, bei Durlach ums Leben gekommen, als er einer schönen Jungfrau Gewalt anthun wollte. Der dritte Bruder Otto war mit der Pfalzgrafschaft Burgund, seinem mütterlichen Erbe, abgefunden worden, ein streitsüchtiger Fürst von wildem Charakter, für den Recht und Gesetz keine Geltung hatten. 15. August 1196.

Heinrichs Streben nach Weltherrschaft. 1196. 1197.

Als die Königswahl des jungen Hohenstaufen vor sich ging, befand sich Heinrich VI. bereits wieder in Italien, mit neuen Entwürfen und Herrschergedanken beschäftigt. Wenn wirklich, wie O. Abel meint, der tiefsinnige Abt Joachim von Fiore in Kalabrien damals die Weissagungen des Jeremias in kühnem Gedankenflug auf seine Zeit anwandte und in dem mächtigen Hohenstaufen und dem deutschen Volke die Zuchtrute erblickte, womit der Herr, wie einst in den Tagen Nebukadnezars und der Chaldäer, die Kirche und die Völker des Erdkreises um ihrer Sünden willen strafen und unterdrücken würde, wenn er in Kaiser Heinrich den Hammer der Erde erkannte, in dessen Hand der Herr in seinem Zorne alle Fürsten und Völker gegeben habe, so zeugt dies von dem gewaltigen Eindruck, den die Persönlichkeit und das Auftreten des mächtigen Mannes auf die Zeitgenossen hervorbrachte. Apulien und Sizilien wurde durch wiederholte Bluturteile gegen einige hochstehende Normannenhäupter von Tankreds Partei, darunter die Grafen von Acerra und Jordano, vollends niedergeworfen und zur stummen Ergebung gezwungen. Es machte dem Kaiser geringe Sorge, daß durch seine Härte und Habgier eine wuchernde Saat des Hasses und der Feindseligkeit in das Gemüt des Volkes gepflanzt ward, die in der Folge ihre bitteren Früchte tragen sollte. Er suchte die Umstände zur Gründung einer Weltherrschaft zu benutzen, wie sie seit dem römischen Imperatorenreich nicht bestanden. Nicht genug, daß er die Könige und Fürsten Europas in ein untergeordnetes Verhältnis zum Kaisertum zu setzen bestrebt war, daß er den König von England, der bereits die Oberlehnsherrlichkeit des Reiches anerkannt und sich zur Entrichtung eines jährlichen Zinses verstanden hatte, mit den südburgundischen Ländern von der unteren Rhone bis an die Pyrenäen belehnte und ihn dadurch zum Bundesgenossen und Schildträger des Kaisertums gegen die Franzosen und zum Hüter der Reichshoheit in einem gefährdeten und unsicheren Gebietsteile machte, daß er auf Grund dieses Verhältnisses den französischen König in eine ähnliche untergeordnete Stellung zu bringen suchte; als Beherrscher des Normannenreiches in Unteritalien und Sizilien richtete er seine Blicke auch nach den Inseln und Küstenländern des Mittelmeeres, die einst unter

Rogers oder Wilhelms Zepter gestanden. Schon im vorhergehenden Jahre hatten ihm moslеminische Abgesandte fünfundzwanzig Saumtiere mit reichen Ladungen zugeführt; dieser Tribut sollte fortbestehen. Eine kaiserliche Flotte sicherte den Besitz Sardiniens und anderer italienischer Inseln und vermittelte die Verbindung mit dem Osten. Denn der Blick des herrschbegierigen Hohenstaufen schweifte weit gen Morgen. Er trug sich mit dem großartigen Gedanken, „den Eifer der Kirche, den Thatendrang der Ritterschaft, die fromme Begeisterung der Masse, alle Kräfte, die seit einem Jahrhundert das Abendland in Bewegung gesetzt hatten, aber in planloser Zersplitterung vergeudet worden waren, in seiner allgewaltigen Hand zusammenzufassen", die ganze morgenländische Welt in den Herrscherkreis des abendländischen Kaisertums zu ziehen. Zu diesem Zweck beförderte er aus allen Kräften den Kreuzzug, den zwei päpstliche Legaten in Deutschland ins Leben zu rufen beflissen waren; und als viele Fürsten und Bischöfe, welche den versprochenen Kreuzzug auch wirklich ausführten, unter ihnen der junge Herzog von Österreich, Heinrich der Welfe, Pfalzgraf bei Rhein, die Erzbischöfe von Mainz und Bremen, die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt, Naumburg, Würzburg, Herzog Heinrich von Brabant, Adolf von Schauenburg und viele Ritter und Edle aus allen deutschen Landen, mit ihnen 400 Bürger aus Lübeck nach Apulien zogen, fanden sie bei dem Kaiser die wohlwollendste Aufnahme und freigebigste Unterstützung bei der Überfahrt. Ihre Dienste, die sie ihm zur vollständigen Unterwerfung des apulischen Landes leisteten, belohnte er mit reichen Geschenken. Denn dieselben Hände, die den einheimischen Adel seiner Güter und Habe beraubten, streuten auch Gold im Überfluß auf die Verbündeten und Getreuen herab. Habgier und Verschwendung waren bei Heinrich VI. vereinigt. Die Kreuzfahrer sollten ihm behilflich sein, den zerteilten und zerrissenen Osten unter die Hoheit des abendländischen Kaisers zu beugen. Dem König von Cypern, dem Schutzbefohlenen des englischen Monarchen Richard Löwenherz, sandte er eine Krone und nahm ihn zum Vasallen des deutsch-römischen Reiches an; Fürst Boemund von Antiochia, der schon vor sieben Jahren dem Herzog Friedrich von Schwaben den Lehnseid geleistet, erkannte die Oberherrlichkeit des Kaisers an; aus Tarsus erschienen Gesandte des armenischen Fürsten von Cilicien, um im Namen ihres Herrn dem mächtigen Beherrscher des Abendlandes zu huldigen. Heinrich begnügte sich nicht mit diesen Erfolgen; er erinnerte sich, daß seine normännischen Vorgänger auf dem Königsstuhle von Palermo öfters ihre siegreichen Waffen gegen das byzantinische Reich getragen, und er lenkte in dieselbe Politik ein. Isaak Angelus, der Vater der Irene, war von seinem Bruder Alexius des Thrones und der Augen beraubt und in einen Kerker eingeschlossen worden (S. 465). Der Unglückliche richtete flehentliche Bitten an den Schwager seiner Tochter und suchte ihn durch lockende Verheißungen zur Hilfeleistung zu bewegen. Wenn er den Thron zurückerlange, wolle er denselben seiner Tochter und ihrem Gemahle Philipp von Schwaben zuwenden. Welch

eine Aussicht eröffnete sich dem herrschbegierigen Geiste des Hohenstaufen! Wenn der abendländische Kaiser zu der kriegerischen Kraft Deutschlands und zu dem Golde Siziliens auch noch das griechische Reich mit seinen Ansprüchen und Rechten fügen konnte, wie sollte das Heilige Land und die gespaltene Ostwelt ferner widerstehen können? Alexius erkannte die Gefahr und war bereit, den drohenden Krieg durch hohe Geldsummen abzuwenden. Er schrieb eine „deutsche Steuer“ aus und legte Hand an die heiligen Schätze der Kirche. Denn schon kreuzte die kaiserliche Flotte im Mittelmeer und machte die griechischen Inseln zinsbar; schon waren die Führer des Kreuzheeres, der kaiserliche Kanzler Konrad von Hildesheim, der Marschall Heinrich von Kalandin, der Kardinal-Erzbischof von Mainz, auf syrischer Erde gelandet, hatten die Klientelfürsten in Lehnspflicht genommen und machten im Heiligen Lande glückliche Fortschritte; schon erwartete man, daß der Kaiser selbst, der bereits am Karfreitag 1195 aus den Händen des Bischofs von Sutri das Kreuz genommen, mit nächstem nachfolgen und den Oberbefehl eigenhändig übernehmen werde: da zerriß der Tod plötzlich alle Pläne und Entwürfe und zerstörte das stolze Gebäude der kaiserlichen Machtherrschaft.

Während der Belagerung einer festen Burg südwärts von Messina, wo die Bedrückungen der Landvögte einen neuen Aufstand erregt hatten, jagte Heinrich VI. an einem heißen Augusttage mit seinem Gefolge in den nahen Forsten. Da trank er in der Hitze hastig aus einer kühlen Quelle und zog sich eine Erkältung zu, die ihn nach einem siebenwöchigen Krankenlager zu Messina ins Grab stürzte. Die Leiche wurde im folgenden Jahre in Palermo feierlich bestattet. Er zählte nur zweiunddreißig Lebensjahre und sein Erbe war ein dreijähriges Kind. Mit Heinrichs Tod wurde der Lebensbaum des deutschen Kaisertums in seinem kräftigsten Wachstum zerschlagen und gefällt.

Heinrichs VI. Ausgang.

28. Sept. 1197.

In der schweren Hungersnot, von welcher die Welt infolge mehrjähriger Mißernten um dieselbe Zeit heimgesucht war und in unheilverkündenden Vorzeichen erblickte die angsterfüllte Menschheit die Vorboten schrecklicher Tage, die nunmehr über das Reich hereinbrechen würden. An den Ufern der Mosel sollte der Geist des alten Königs Dietrich von Bern, eine riesenmäßige Gestalt auf schwarzem Roß, erschienen sein, Jammer und Unheil dem römischen Reiche verkündend. — „Alle Stämme Deutschlands,“ schreibt der Mönch Otto von St. Blasien, „werden in Ewigkeit den Tod des Kaisers Heinrich beklagen, denn er hat sie berühmt gemacht und gefürchtet bei allen Völkern im Umkreis durch kriegerische Tapferkeit; hätte er länger gelebt, so würde er durch seine Kraft und Beharrlichkeit dem deutschen Kaiserreich den alten Glanz wiedergegeben und es über alle Nationen erhöht haben.“

Stammtafel des hohenstaufischen Hauses.

Friedrich, Herzog von Schwaben, vermählt mit **Agnes**, Tochter Heinrichs IV. † 1105.

- **Friedrich**, Herzog von Schwaben, verm. mit Judith, Tochter Heinrichs des Schwarzen, † 1147.
  - **Friedrich I. Barbarossa**, verm. mit Beatrix von Burgund, † 1190.
    - **Heinrich VI.**, verm. mit Konstantia von Neapel, † 1197.
      - **Friedrich II.**, † 1250.
        - **Heinrich (VII.)**, † 1242.
          - **Friedrich**, † 1251.
          - **Heinrich**, † 1254.
        - **Konrad IV.**, verm. mit Elisabeth von Bayern, † 1254.
          - **Konradin**, † 1268.
        - **Heinrich**, † 1253.
        - **Margaretha**, † 1270, verm. mit Albrecht von Thüringen.
          - **Friedrich** mit der gebissenen Wange, † c. 1324.
          - **Diezmann**, † 1307.
        - **Enzio.**
        - **Manfred**, † 1265.
          - **Konstantia**, verm. mit Peter III. von Aragonien.
        - **Friedrich** von Antiochia, † 1258.
    - **Friedrich**, Herzog von Schwaben, † 1191.
    - **Konrad**, Herzog von Schwaben, † 1196.
    - **Otto** von Burgund, † 1200.
    - **Philipp** von Schwaben, † 1208, verm. mit Irene von Konstantinopel.
      - **Beatrix**, † 1212, verm. mit Otto IV.
      - **Kunigunde**, † 1248, verm. mit K. Wenzel von Böhmen.
      - **Maria**, † 1239, verm. mit Heinrich von Brabant.
      - **Beatrix**, † 1234, verm. mit Ferdinand III. von Kastilien.
        - **Alfons X.** von Kastilien.
  - **Konrad**, Pfalzgraf bei Rhein, † 1195.
    - **Konrad**, oder Friedrich, in der Jugend gestorben.
    - **Agnes**, verm. mit Heinrich d. J., Sohn Heinrichs des Löwen.
- **Konrad III.** † 1152.
  - **Heinrich**, † 1150.
  - **Friedrich** von Rothenburg, † 1167.

Verwandtschaftliche Verhältnisse der Welfen und Hohenstaufen.

Magnus, Herzog von Sachsen, † 1106.

- **Eilika**, † 1142, verm. mit Otto von Ballenstedt.
  - **Albrecht der Bär**, † 1170.
    - **Otto**, Markgraf von Brandenburg.
    - **Bernhard**, Herzog von Sachsen.
- **Wulfhild**, † 1126.

Welf IV. von Bayern, † 1101.

- **Heinrich der Schwarze**, † 1126.
- **Welf V.**, † 1119.

Wulfhild und Heinrich der Schwarze:

- **Heinrich der Stolze**, † 1139, verm. mit Gertrud, Tochter Kaiser Lothars.
  - **Heinrich der Löwe**, † 1195.
    - **Heinrich**, Pfalzgraf bei Rhein, † 1227, verm. mit Agnes von Hohenstaufen, † 1204.
    - **Otto IV.**, † 1218.
    - **Wilhelm** von Lüneburg, † 1212.
      - **Otto das Kind**, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, † 1252.
- **Welf VI.**, † 1191.
  - **Welf VII.**, † 1167.
- **Judith**.

Heinrich IV., Kaiser.

- **Agnes**, verm. mit 1) Friedrich von Schwaben, 2) Leopold III. von Österreich, † 1136.
  - 1. **Friedrich**, Herzog von Schwaben.
  - 1. **Konrad III.**
  - 2. **Leopold IV.**, † 1141.
  - 2. **Heinrich Jasomirgott**, † 1177.
    - **Leopold V.**, † 1194.
      - **Leopold VI.**, † 1230.

Judith und Friedrich, Herzog von Schwaben:

- **Friedrich Barbarossa**.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Weber, Georg, 1808-1888

Allgemeine Weltgeschichte

Bd.: 6 : Geschichte des Mittelalters ; 2. Teil

Leipzig 1884